


SIGILL : COLL : HARVARD : CANTAB : NOV : ANGL : 1650
CHRISTO ET ECCLESIAE



Verhandlungen

der

siebzehnten Versammlung

deutscher Philologen, Schulmänner und Orientalisten

in

Breslau,

vom 28. September bis 1. October 1857.

Breslau.
Im Verlage bei Josef Max und Komp.
1858.



Verhandlungen

der

siebzehnten Versammlung

deutscher Philologen, Schulmänner und Orientalisten

in

Breslau,

vom 28. September bis 1. October 1857.

Breslau.
Im Verlage bei Josef Max und Komp.
1858.

Inhalt.

I.

Ursprüngliche und revidirte Statuten

des

Vereins deutscher Philologen, Schulmänner und Orientalisten.

A. Nach der Göttinger Fassung vom 20. September 1837.

§ 1.

Die Unterzeichneten vereinigen sich zu einer philologischen Gesellschaft, welche zum Zwecke hat,

a) das Studium der Philologie in der Art zu befördern, daß es die Sprachen (Grammatik, Kritik, Metrik) und die Sachen (den in den schriftlichen und artistischen Denkmälern niedergelegten Inhalt) mit gleicher Genauigkeit und Gründlichkeit umfaßt,

b) die Methoden des Unterrichts mehr und mehr bildend und fruchtbringend zu machen, so wie den doctrinellen Widerstreit der Systeme und Richtungen auf den verschiedenen Stufen des öffentlichen Unterrichts nach Möglichkeit auszugleichen,

c) die Wissenschaft aus dem Streite der Schulen zu ziehen, und bei aller Verschiedenheit der Ansichten und Richtungen im Wesentlichen Uebereinstimmung, so wie gegenseitige Achtung der an demselben Werke mit Ernst und Talent Arbeitenden zu wahren,

d) größere philologische Unternehmungen, welche die vereinigten Kräfte oder die Hülfe einer größeren Anzahl in Anspruch nehmen, zu befördern.

§ 2.

Zu diesem Zwecke achten sie für nöthig:

a) sich gegenseitig durch Rath und Mittheilung nach Möglichkeit zu unterstützen;

b) in einem schon bestehenden oder neuzubegründenden philologischen Journale Anzeigen und Beurtheilungen neu erschienener Schriften und Abhandlungen in dem oben bezeichneten Sinne niederzulegen;

c) in ihren umfassenderen Arbeiten nach denselben Grundsätzen zu verfahren, und sie unter ihren Freunden nach Möglichkeit zu verbreiten;

d) sich an bestimmten Orten und in noch zu bestimmenden ein- oder zweijährigen Zeiträumen zu gegenseitigen Besprechungen und Mittheilungen zu vereinigen.

§ 3.

In jenen Versammlungen findet statt:

a) Mittheilungen aller Art über neubegonnene und eingeleitete Unternehmungen und über neue Untersuchungen auf dem Gebiete der Philologie;

b) Berathungen über Arbeiten, welche zu unternehmen den Zwecken der Gesellschaft förderlich ist, und über die Mittel ihrer Ausführung;

c) conversatorische Behandlung schwieriger Punkte im Gebiete der Philologie und der Methodik des Unterrichts;

d) zusammenhängende Vorträge, jedoch nur über Gegenstände, über welche die Gesellschaft die Ansicht eines ihrer Mitglieder zu hören im Voraus beschlossen, oder welche der jeweilige Vorstand genehmigt hat;

e) Berathungen über den Ort, die Zeit und den Vorstand der nächsten Vereinigung und über die Punkte, welche in ihr etwa zur besondern Berathung gebracht werden sollen.

§ 4.

Ein jeder Philolog kann der Gesellschaft als Mitglied beitreten, welcher dem Staate, dem er angehört, die nöthige Gewähr seiner Kenntnisse und Gesinnungen dadurch gibt, daß er an Gymnasien oder Universitäten lehrt oder gelehrt hat, oder in einem andern öffentlichen Amte steht.

Auch Schulmänner, welche die übrigen Zweige des höheren öffentlichen Unterrichts, als Mathematik, Physik, Geschichte und Geographie besorgen, sind eingeladen, an den Versammlungen Theil zu nehmen. Sie vertreten dort die von ihnen gelehrten Gegenstände.

Die Mitglieder des Vereins der Schulmänner des nördlichen Deutschlands sind eingeladen, sich auch dieser Vereinigung anzuschließen.

§ 5.

Kein dem Vereine Beigetretener ist zu irgend einer Dauer seines Beitritts, noch zu irgend einer Leistung für die Gesellschaft verpflichtet. Jede Theilnahme ist eine freiwillige.

§ 6.

Dem für den nächsten Zusammentritt bestimmten Vorstande liegt jedes Mal ob, für diesen Zusammentritt die Genehmigung derjenigen deutschen Regierung zu suchen, in deren Gebiete die Versammlung Statt finden soll.

§ 7.

Für die erste Zusammenkunft wird Nürnberg und der Michaelistag des Jahres 1838 bestimmt.

B. Nach der Berliner Fassung vom 3. October 1850.

§ 1.

Der Verein der deutschen Philologen, Schulmänner und Orientalisten hat den Zweck:

a) das Studium der Philologie in der Art zu fördern, daß es alle Theile derselben mit gleicher Genauigkeit und Gründlichkeit umfaßt;

b) die Methode des höheren Unterrichts mehr und mehr bildend zu machen;

c) die Wissenschaft aus dem Streite der Schulen zu ziehen, und bei aller Verschiedenheit der Ansichten und Richtungen im Wesentlichen Uebereinstimmung, so wie gegenseitige Achtung der an demselben Werke mit Ernst und Talent Arbeitenden zu wahren;

d) größere philologische Unternehmungen, welche vereinigte Kräfte in Anspruch nehmen, zu befördern.

§ 2.

Zu diesem Zwecke versammelt sich derselbe jährlich einmal auf die Dauer von vier Tagen an einem vorher zu bestimmenden Orte.

§ 3.

In diesen Versammlungen finden Statt:

a) Mittheilungen und Besprechungen aller Art über neubegonnene und eingeleitete Unternehmungen und über neue Untersuchungen auf dem Gebiete der Philologie;

b) Berathungen über Arbeiten, welche zu unternehmen den Zwecken der Gesellschaft förderlich ist, und über die Mittel ihrer Ausführung;

c) zusammenhängende Vorträge und Besprechungen theils über den Inhalt dieser Vorträge, theils über ausgewählte Fragen und Aufgaben, welche einige Monate vor der Versammlung durch das erwählte Präsidium derselben bekannt gemacht werden;

d) Bestimmung des Ortes und des Vorstandes der nächsten Versammlung.

§ 4.

Jeder Philologe und Schulmann, welcher durch bestandene Prüfungen, durch ein öffentliches Amt oder durch literarische Leistungen dem Vereine die nöthige Gewähr gibt, ist zur Mitgliedschaft berechtigt.

§ 5.

Der Verein hält dreierlei Versammlungen: 1) allgemeine philologische und 2) Sectionsversammlungen a) für die Behandlung pädagogisch-didaktischer Gegenstände und b) Sectionsversammlungen der Orientalisten.

§ 6.

Dem Vereine steht ein Präsident und ein Vice-Präsident vor (§ 3). Den Sectionsversammlungen bleibt die Wahl ihrer Vorstände überlassen.

§ 7.

Dem für die nächstjährige Versammlung bestimmten Vorstande liegt es ob, für diese Versammlung die Genehmigung derjenigen Regierung nachzusuchen, in deren Gebiete die Versammlung Statt finden soll.

§ 8.

Zur Bestreitung der Büreaukosten wird von den jedesmaligen Theilnehmern an einer Versammlung ein entsprechender Beitrag erhoben.*)

*) Obige Fassung der ersten sieben Paragraphen der Statuten ging aus den Beschlüssen der eilften Versammlung zu Berlin (s. Verhandl. S. 105 ff.) hervor, durch welche die ursprünglichen zu Göttingen d. d. 20. Sept. 1837 festgestellten Statuten abgeändert wurden. § 8 wurde in der fünfzehnten Versammlung zu Hamburg beliebt.

II.

Tages-Ordnung

für die

17. Versammlung deutscher Philologen, Schulmänner und Orientalisten.

Vom 28. September bis 1. October 1857.

Sonntag, den 27. September.

Abends: Gesellschaftliche Versammlung und Begrüßung im König von Ungarn.

Montag, den 28. September.

Früh 9—12 Uhr: Eröffnungs-Sitzung.
12—2 Uhr: Sitzungen der pädagogischen und der orientalischen Section.
2 Uhr: Gemeinschaftliches Mittagessen im König von Ungarn.
7 Uhr: Fest-Vorstellung im Theater. Gesellschaftliche Versammlung im König von Ungarn.

Dienstag, den 29. September.

Früh 8—10 Uhr: Sitzung der pädagogischen Section.
10—1 Uhr: Allgemeine Sitzung.
2 Uhr: Festessen im Schießwerder.
Abends 7 Uhr: Aufführung der Sing-Akademie. Gesellschaftliche Versammlung im König v. Ungarn.

Mittwoch, den 30. September.

Früh $7\frac{1}{2}$—$9\frac{1}{2}$ Uhr: Allgemeine Sitzung.
10 Uhr: Fahrt nach Altwasser, Salzbrunn und Fürstenstein.
Abends $8\frac{1}{2}$ Uhr: Gesellschaftliche Versammlung im König von Ungarn.

Donnerstag, den 1. October.

8—10 Uhr: Sitzung der pädagogischen Section.
10—1 Uhr: Allgemeine Schluß-Sitzung.
2 Uhr: Gemeinschaftliches Mittagessen im König von Ungarn.
Abends 7 Uhr: Gesellschaftliche Versammlung im König von Ungarn.

Diese Tagesordnung war auf den Mitglieds-Karten abgedruckt, auf welchen zugleich bemerkt war, daß sie gültig seien als Eintrittskarten zu den Versammlungen im Universitätsgebäude, zur Aufführung der Sing-Akademie, zu der Königl. Universitäts-Bibliothek, zur Studenten-Bibliothek, zum akademischen Museum für Kunst und Alterthum, zum zoologischen Museum, zum botanischen Garten, zur Rhedigerschen, Magdalenen- und Bernhardinen-Bibliothek, zur Gemäldegallerie im Ständehause, so wie auch zu dem Diner am 29. Septbr.

III.

Nachdem bereits früher die Einladung zu der 17. Versammlung deutscher Philologen, Schulmänner und Orientalisten in wissenschaftlichen Zeitschriften verbreitet worden war, wurde unterm 1. September in den bedeutendsten politischen Zeitungen Deutschlands folgende Bekanntmachung erlassen:

Mit Allerhöchster Genehmigung wird die 17. Versammlung deutscher Philologen, Schulmänner und Orientalisten in den Tagen vom 28. September bis 1. October d. J. in Breslau abgehalten werden, wozu wir hiermit ganz ergebenst einladen. Nach § 4 der Statuten ist „jeder Philologe und Schulmann, welcher durch bestandene Prüfungen, durch ein öffentliches Amt oder durch literarische Leistungen dem Verein die nöthige Gewähr giebt, zur Mitgliedschaft berechtigt." Zur Einzeichnung der Mitglieder wird in dem Königlichen Universitätsgebäude ein Lokal eingerichtet und am 26. September und an den folgenden Tagen Vormittags von 8—12, Nachmittags von 4—6 Uhr geöffnet sein. In demselben werden auch Wohnungen nachgewiesen werden. Anfragen, Anträge oder Anerbietungen zu Vorträgen oder zu Thesen bitten wir zeitig an einen der Unterzeichneten zu richten.

Die verehrlichen Zeitungsredaktionen werden gebeten, durch Aufnahme der vorstehenden Einladung zu ihrer Verbreitung geneigtest beitragen zu wollen. Breslau, den 1. September 1857.

Die Präsidenten und Vicepräsidenten der 17. Versammlung:

Professor Dr. Haase.
Kgl. Reg.- u. Schulrath Dr. Stieve.
Gymnasial-Direktor Dr. Schönborn.
Geh. Reg.-R. Prof. Dr. Bernstein.

Auf die anderweitigen von dem Präsidenten gemachten Anzeigen erfolgten folgende Zuschriften:

1. Das hohe Ministerium der geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten theilte unterm 30. Juni und 10. August mit, daß des Königs Majestät zur Abhaltung der Versammlung im Universitäts-Gebäude Erlaubniß zu ertheilen und die nöthigen Mittel zu gastlichem Empfang der Mitglieder zu bewilligen geruht haben; der Präsident wurde zur Erhebung und Verwendung dieser Mittel angewiesen.

2. Das Königl. hochlöbliche Provinzial-Schul-Collegium schrieb:

„Von der gefälligen Mittheilung — — — haben wir mit um so größerem Interesse Kenntniß genommen, als die Verhandlungen der Conferenz eine reiche geistige Anregung in weitern Kreisen in Aussicht stellen. Um so mehr bedauern wir aber auch, daß die technischen Mitglieder unsres Collegiums gerade in der angegebenen Zeit durch amtliche Reisen meist verhindert sein werden, an den Sitzungen der Versammlung Theil zu nehmen.

Breslau, den 23. September 1857.

Königliches Provinzial-Schul-Collegium.
v. Prittwitz.

3. Von dem Rector magnificus und dem Hochlöblichen Senat der Universität ging folgendes Schreiben ein:

An die deutschen Philologen und Schulmänner:

Im Namen der Universität heißen Rector und Senat die in Breslau tagenden deutschen Philologen und Schulmänner in den der Wissenschaft gewidmeten Räumen von Herzen willkommen. Die Zeit, in der wir leben, ist mehr wie irgend eine der Vergangenheit, die der Association; sie führt Werke aus, die der Einzelne mit dem besten Willen nicht zu vollbringen vermag. Zwar sind die Resultate, welche durch die vereinigten Kräfte deutscher Gelehrten in allen Zweigen der Wissenschaft gewonnen werden, nicht mit Händen zu greifen und mit leiblichem Auge zu schauen; aber der Saamen, der durch diese Vereinigung gesät wird, keimt und reift für die unvergängliche Ehre des deutschen Geistes, für Gesittung, für das Höhere und Edlere der Nation.

Wenn Sie, Hochgeehrte Herren, sich umsehen in unsern Sammlungen und Instituten, werden Sie finden, daß unsere Universität durch die Munificenz unseres Königs Majestät, des erlauchten Beschirmers der Wissenschaften und Künste, und durch die Fürsorge unseres Hohen Ministeriums sich würdig ihren Schwestern im deutschen Vaterlande an die Seite stellen darf, und indem wir Sie einladen von denselben Kenntniß zu nehmen, empfehlen wir uns sämmtlichen versammelten Philologen und Schulmännern in der Ueberzeugung, daß Ihre Berathungen und persönlichen Besprechungen für die Förderung der classischen Wissenschaften, dieser Grundlagen wahrer Bildung und Humanität, und dadurch für das Wohl unseres gemeinschaftlichen Vaterlandes die besten Früchte tragen werden.

Breslau, den 25. September 1857.

Rector und Senat der Königlichen Universität

Löwig.

4. Auf die dem Hochlöblichen Magistrat hiesiger Haupt- und Residenz-Stadt gemachte Anzeige erfolgte nachstehende Einladung:

Es hat in hiesiger Stadt allgemeine Theilnahme und Freude hervorgerufen, daß die Versammlung deutscher Philologen, Schulmänner und Orientalisten in diesem Jahre hier tagen wird.

Der Magistrat und die Stadtverordneten-Versammlung sind von dem lebhaften Wunsche erfüllt, dieser hochansehnlichen Versammlung ihre Gefühle der Hochachtung, der Verehrung und der Dankbarkeit für Das, was die Mitglieder Derselben für Sprache und Wissenschaft und insbesondere für die Bildung unserer Jugend geleistet haben und fort und fort leisten, darzubringen.

Die unterzeichnete Deputation ist von beiden Körperschaften beauftragt, die geehrte Versammlung nächsten Mittwoch, den 30. dieses Monats zu einer festlichen Fahrt nach Salzbrunn und Fürstenstein einzuladen, und ersucht ein verehrliches Präsidium hiermit ganz ergebenst, diese Einladung gefälligst zur Kenntniß der lieben Gäste bringen zu wollen. Die Deputation wird nicht ermangeln, dem verehrlichen Präsidium über die einzelnen Anordnungen noch besondere Mittheilung zu machen.

Breslau, den 26. September 1857.

Die gemeinschaftliche Deputation des Magistrats und der Stadtverordneten-Versammlung hiesiger Haupt- und Residenz-Stadt.

Elwanger. Becker. Weisbach. Wimmer.

An
das Präsidium der Versammlung deutscher Philologen, Schulmänner und Orientalisten
(O. 1640.) hier.

Gemäß der freundlichen Bewilligung des Rector magnificus und des hochlöblichen Senats der Universität waren die erforderlichen Räume im Universitäts-Gebäude und das Dienstpersonal der Versammlung zur Verfügung gestellt; die Aula Leopoldina war für die allgemeinen Versammlungen und für die der pädagogischen Section, die kleinere Aula für die der Orientalisten bestimmt; das Büreau befand sich im Senatszimmer.

Ein zahlreiches Comitee aus den Lehrercollegien der hiesigen drei Gymnasien und zwei Realschulen übernahm die Sorge für Ermittelung und Nachweisung von Wohnungen; zwei seiner Mitglieder waren fortwährend im Büreau anwesend, während andre auf den Bahnhöfen bei der Ankunft jedes Zuges vertheilt waren, um die ankommenden Mitglieder der Versammlung zu empfangen und mit den nöthigen Nachweisungen zu versehen. Auch eine Anzahl von Studirenden hatten sich dem Comitee angeschlossen und leisteten ihm wie den Fremden und dem Präsidium erwünschte Hülfe.

IV.

Mitglieder-Verzeichniss.

Preußen.

Schlesien.

Breslau.

1. F. Haase, Professor.
2. G. H. Bernstein, Professor.
3. Stenzler, Professor.
4. Joachimsthal, Prof. ord. und p. t. Director der wissenschaftl. Prüfungs-Commission.
5. Schmölders, Prof. extr.
6. H. R. Göppert, Dr., Professor und Geh. Medicinalrath.
7. Dr. Braniß, Professor.
8. Dr. Roßbach, Professor.
9. Bahlen, Professor.
10. M. L. Frankenheim, Professor.
11. Ed. Grube, Professor.
12. Dr. C. Löwig, Professor.
13. Dr. Elvenich, Professor.
14. Dr. W. Junkmann, Professor.
15. Dr. Oginski, Privatdocent.
16. Dr. Pfeiffer, Privatdocent.
17. Dr. E. Magnus, Privatdocent.
18. Dr. Max Karow, Privatdocent und Custos an der Kgl. und Universitäts-Bibliothek.
19. Dr. Suckow, Privatdocent.
20. Dr. Rumpelt, Privatdocent.
21. C. Stern, Professor.
22. Meus, Lic. theol. Professor.
23. Dr. Räbiger, Professor.
24. Dr. Bittner, Professor.
25. Wilhelm Böhmer, Professor der evangelischen Theologie.
26. Dr. Middeldorpf, Oberconsistorialrath und Professor.
27. Dr. Ludwig Gitzler, Prof. der Rechte.
28. Dr. E. Huschke, Geh. Justiz-Rath und Professor.

29. H. Abegg, Professor der Rechte und Geheimer Justizrath.
30. Barkow, Medicinalrath und Professor.
31. Reichert, Professor.
32. Dr. Paul, prakt. Arzt und Privatdocent.
33. J. N. Fritz, Lector.
34. Behnsch, Dr. phil.
35. W. Rotermund, Dr. phil.

---

36. Dr. Stieve, Regierungs- und Schulrath.
37. Scheibert, Provincial-Schulrath.
38. Dr. Hundrich, Appellationsgerichtspräsident a. D.
39. Bellmann, Consistorialrath.
40. Dr. Wolff, Appellationsgerichtsreferendarius.
41. Dr. Meitzen, Regierungs-Assessor.
42. Dr. Bergius, Regierungsrath u. Privatdocent.
43. Sohr, Ober-Regierungsrath.
44. Dr. Doniges, Oberstabsarzt.
45. Wattenbach, kgl. Provinzial-Archivar.
46. Dr. Heinrich Thiele, Ober-Berg-Revisions- und Rechnungsrath a. D. und Rittergutsbesitzer.
47. Dr. Kutzen, Professor.
48. Dr. Ernst Ruthardt, Professor.
49. Dr. Theodor Paur, Oberlehrer.

---

50. Schmeidler, Probst zu St. Bernhardin.
51. Penzig, Senior an der St. Elisabethkirche.
52. Dr. Gillet, Pastor an der Hofkirche.
53. Gottfried Letzner, Pastor.
54. H. Neugebauer, Diakonus.
55. Lic. P. Scholz, Gymnasial-Religionslehrer.
56. Lic. Baucke, Seminardirector.
57. Sandrock, Licentiat der Theologie.
58. W. Schiff, Theolog.
59. Lichthorn, Schulen-Inspector.

---

60. Dr. K. Fickert, Gymnasialdirector.
61. Weichert, Prorector am Elisabetan.
62. Dr. Kampmann, Prof. am Elisabetan.
63. Guttmann, Oberlehrer am Elisabetan.
64. Reide, Oberlehrer.
65. Dr. G. W. Körber, College am Elisabetan und Privatdocent.
66. Hänel, Oberlehrer am Elisabetan.
67. Ludwig Kambly, Professor.
68. W. Rath, Oberlehrer am Elisabetan.
69. Fechner, Dr. phil. Gymnasiallehrer.
70. Stenzel, Oberlehrer am Elisabetan.
71. H. Thiel, Gymnasiallehrer.
72. Speck, Dr. phil., Gymnasiallehrer.

---

73. Dr. C. Schönborn, Gymnasialdirector.
74. Dr. Lilie, Prorector am Magdalenaeum.
75. Dr. Sadebeck, Professor am Magdalenaeum.
76. Dr. Beinert, Oberlehrer am Magdal. Gymnasium.
77. Palm, Oberlehrer am Magdalenaeum.
78. Dr. Schück, Oberlehrer am Magdalenaeum.
79. Dr. Eduard Cauer, Oberlehrer und Privatdocent.
80. Königk, Gymnasiallehrer.
81. Dr. Beinling, Gymnasiallehrer am Magdalenaeum.
82. Dr. Sorof, College am Magdalenaeum.
83. Friede, College zu M. Magdalena.
84. John, Collaborator am Magdalenaeum.
85. Simon, Collaborator am Magdalenen-Gymnasium.
86. Dr. Klemens, Collaborator am Magdal. Gymnasium.
87. R. Schmidt, Schulamtscandidat, z. Z. am Magdal.

---

88. Dr. Wissowa, Gymnasialdirector.
89. Jdzikowski, Gymnasiallehrer am kathol. Gymnasium.
90. Dr. Görlitz, desgl.
91. Winkler, Oberlehrer.
92. Dittrich, Oberlehrer.
93. Dr. Pohl, Oberlehrer am kathol. Gymnas.
94. Scholz, Lehrer am kathol. Gymnasium.
95. Janske, Oberlehrer.

96. Dr. Baumgart, Gymnasiallehrer.
97. Dr. Schebler, Gymnasiallehrer.
98. Schneck, Collaborator.
99. Mohr, Collaborator.
100. Dr. Baucke, Gymnasiallehrer.
101. Dr. Kuschel, Gymnasiallehrer.

---

102. Dr. Wimmer, Gymnasialdirector.
103. Dr. Lange, Professor am Friedrichs-Gymnasium.
104. Anderssen, Prof. am Friedrichsgymn.
105. Dr. Geisler, Gymnasiallehrer am Friedrichsgymn.
106. Dr. Grünhagen, Gymnasiallehrer und Privatdocent.
107. Hirsch, ord. Lehrer am Friedrichsgymn.
108. Ladrasch, Gymnasialhilfslehrer.
109. Gotthold Tschache, Lehrer am königl. Friedrichsgymnasium.

---

110. Dr. Kletke, Director der Realschule am Zwinger.
111. Kleinert, Prorector der Realschule am Zwinger.
112. Trappe, Oberlehrer.
113. Reiche, Oberlehrer.
114. Stenzel, Lehrer an der Realschule am Zwinger.
115. Dr. Schottky, Lehrer an der Realschule am Zwinger.
116. Störmer, Hilfslehrer an der Zwingerschule.
117. L. Müller, Oberlehrer der Realschule am Zwinger.
118. Dr. Adler, Oberlehrer an der Realschule am Zwinger.

---

119. Kämp, Rector der Realschule zum heiligen Geist.
120. Tagmann, Dr. phil. und Oberlehrer an der Realschule zum heil. Geist.
121. Füger, Lehrer an der Realschule zum heiligen Geist.
122. Dr. Robert Friese, Oberlehrer a. d. Realschule zum heil. Geist.
123. Dr. Reimann, Lehrer an der Realschule zum heil. Geist.
124. Fuchs, Dr. phil., College a. d. Realschule zum heil. Geist.
125. Dr. W. Großer, Lehrer an der Realschule zum heil. Geist.
126. Fiebler, Dr. phil., College an der Realschule zum heil. Geist.

---

127. Dr. Gleim, Rector der höheren Töchterschule zu St. Maria Magdalena.
128. W. Schönermark, Lehrer an der höh. Töchterschule zu Maria Magdalena.
129. Luchs, Dr. phil.

---

130. Gebauer, Director der Bauschule.
131. Dr. Baum, Lehrer a. d. kgl. Bauschule.

---

132. Heinemann, Vorsteher einer höheren Töchterschule.
133. Wandel, Schulvorsteher.
134. Scholz, Seminar-Oberlehrer.
135. Dr. P. Joseph, Inhaber einer Pensionsanstalt.

---

136. Dr. Z. Frankel, Director des jüdisch-theolog. Seminars.
137. M. Joël, Dr. phil., Seminarlehrer.
138. Dr. Zuckermann, Seminarlehrer.
139. Dr. Geiger Rabbiner.
140. Dr. Levy, erster Religionslehrer.
141. Dr. Samuelsohn, Dirigent der Religionsunterrichtsanstalt.

---

142. Lichhorn, Privatgelehrter.
143. August Geyder, Dr. der Rechte.
144. R. Müller, Schulamtscandidat.
145. Emil Schönborn, studios. lingn. oriental.
146. Heinrich, cand. phil.
147. J. Riepelt, Privatgelehrter.
148. Dietz, cand. philos.

149. Hugo v. Rothkirch, Gutsbesitzer.
150. Adler, Mitglied des pädagog. Seminars.
151. Krüger, Privatgelehrter.
152. Pohl, cand.
153. Hermann Zotenberg, cand. phil.
154. Hirsch Grätz, Dr. philos.
155. Carl Wieszner, Schulamtscandidat.
156. Schröter, Dr. philos.
157. O. Eichert, Dr. phil.

Brieg.

158. Schönwälder, Professor.
159. Kaiser, Professor.
160. Prisich, Gymnasiallehrer.
161. Mende, Gymnasiallehrer.
162. Dr. A. Geisler, Institutsvorsteher.

Canth.

163. Gröger, Rector.

Glaz.

164. Schober, Dr. philos., Gymnasialdirector.
165. Dr. Schramm, Professor u. Oberlehrer.
166. Dr. Wittiber, Gymnasiallehrer.
167. Rösner, Lehrer am Gymnasium.

Glogau.

168. Wentzel, Director d. kgl. kathol. Gymnas.
169. Dr. Klix, Gymnasialdirector.
170. Eichner, Gymnasial-Oberlehrer.
171. von Raczek, Oberlehrer.
172. Padrock, Gymnasial-Oberlehrer.
173. Uhdolph, Professor.
174. Munk, Dr. phil.
175. Dr. Franke, Collaborator.

Görlitz.

176. Kögel, Oberlehrer.
177. Dr. Struve, Professor gymn.
178. Dr. Liebig, Gymnasiallehrer.
179. Adrian, Gymnasiallehrer.
180. Dr. Höfig, Gymnasiallehrer.
181. Titus Wilde, Gymnasiallehrer.
182. Dr. W. Frahnert, cand. prob.
183. Jehrisch, Gymnasial-Oberlehrer.
184. E. Fritsche, Oberlehrer an der Realschule.
185. Böckel, Oberlehrer an der Realschule.

Hirschberg.

186. Dr. A. Dietrich, Gymnasialdirector.
187. Krügermann, Conrector.
188. M. Faber, Hilfslehrer.
189. Dr. Haacke, Oberlehrer.
190. Dr. Werner, Lehrer am Gymnasium.

Landeshut.

191. Dr. Kayser, Director.
192. Höger, Conrector an der höheren Bürgerschule.

Lauban.

193. Faber, Oberlehrer.

Leobschütz.

194. Dr. Kruhl, Director.
195. Dr. Fiedler, Oberlehrer.

Liegnitz.

196. Dr. Sauppe, Director der kgl. Ritter-Academie.
197. Freiherr Richard von Kittlitz, Dr. phil., Civil-Inspector an der Ritter-Academie.
198. Schönermark, Dr. phil. und Oberlehrer an der kgl. Ritter-Academie.

Neisse.

199. Dr. Zastra, Gymnasialdirector.
200. Dr. Regent, Candidat.
201. Stier, Religionslehrer an der Realschule.
202. R. Wutke, Hilfslehrer.
203. Dr. Teuber, Gymnasiallehrer.
204. Pheissing, Oberlehrer.

Oels.

205. Keller, Hilfslehrer.
206. A. Gasda, Collaborator.

Oppeln.

207. Stinner, Gymnasialdirector.
208. Dr. Kayssler, Oberlehrer.
209. Dr. J. Ochmann, desgl.
210. Röhr, Candidat.

Petersdorf.

211. Steudner, Pastor.

Ratibor.

212. Dr. Passow, Gymnasialdirector.
213. Reichardt, Oberlehrer.
214. Wilhelm Wolff, Gymnasiallehrer.
215. Dr. Schäfer, Hilfslehrer.
216. Dr. Storch, Gymnasiallehrer.
217. Lic. Storch, Religionslehrer.

Reesewitz.

218. Konrad, Graf Dyhrn.

Sagan.

219. Dr. Kayser, Professor.
220. Franke, Oberlehrer.
221. Dr. Hildebrand, Gymnasiallehrer.

Schweidnitz.

222. Dr. Held, Gymnasial-Director.
223. Guttmann, Prorector und Professor.
224. Rösinger, Oberlehrer.

Posen.

Posen.

225. Dr. Mehring, Provinzialschulrath.
226. Dr. Marquardt, Gymnasialdirector.
227. Spiller, Gymnasial-Oberlehrer.
228. Dr. C. Steiner, Gymnasiallehrer.
229. Martin, Professor.
230. Dr. Breysig, Lehrer an der Realschule.
231. Schweminski, Gymn.-Oberlehrer.
232. Dr. Starke, Gymnasiallehrer.
233. H. Domke, Realschullehrer.
234. Rud. Plehwe, Candidat des höheren Schulamts und Lehrer a. d. Realschule.
235. Dr. Brennecke, Director der Realschule.
236. Dr. Tiesler, Gymnasiallehrer.
237. Müller, Oberlehrer am Friedrich-Wilhelmsgymnasium.
238. Dr. Magener, Lehrer an der Realschule.
239. Dr. Julius Landsberger, Rabbiner.

Krotoschin.

240. Dr. Kübler, Oberlehrer.

Lissa.

241. Dr. Ziegler, Gymnasial-Director.
242. Dr. Methner, Gymnasiallehrer.

Ostrowo.

243. Dr. Enger, Gymnasialdirector.
244. Stephan, Gymnasialoberlehrer.
245. Dr. A. Jerzykowski, Gymnasialoberlehrer.

Rawicz.

246. Robert Sasse, Lehrer an der Realschule.

Rogasen.

247. v. Thrämer, kaiserl. russischer Kollegienrath aus Dorpat.

Trzemeszno.

248. L. v. Jakowicki, Gymnasiallehrer.

Brandenburg.

Berlin.

249. Dr. Brüggemann, Geheimer Ober-Regierungsrath.
250. Dr. Wiese, Geheimer Regierungsrath.
251. Gerhard, Professor.
252. H. Petermann, Professor.
253. R. Gosche, Dr. phil.
354. Bellermann, Dr. theol. Gymnasial-Director am Grauen Kloster.
255. Dr. Kießling, Schulrath und Director des Joachimsthalschen Gymnasiums.
256. August Nauck, Gymnasiallehrer.
257. Larsow, Dr. phil. Licent. theolog., Professor am Grauen Kloster.
258. Dr. Gustav Wolff, Oberlehrer am Werderschen Gymn.
259. Ferdinand Ascherson, Dr. phil.

Brandenburg.

260. Dr. Hoche, Adjunct an der Ritter-Akademie.

Cottbus.

261. Dr. Tzschirner, Gymnasialdirector.
262. Dr. H. Bolze, Conrector.

Cüstrin.
263. Wilski, Director der Raths- und Friedrichsschule.
Frankfurt a. O.
264. Dr. Reinhardt, Conrector am Friedrichsgymnasium.
265. Dr. Fittbogen, Subrector am Friedrichsgymnasium.
Guben.
266. Dr. Sausse, Prorector des Gymnas.
Königsberg N.-M.
267. Dr. Nauck, Gymnasialdirector.
Perleberg.
268. G. Neger, Lehrer an der Realschule.
Potsdam.
269. Dr. Grüttner, ehem. Lehrer.
Züllichau.
270. Dr. Hanow, Director.
271. Dr. Erler, Oberlehrer.
272. Dr. Lindner, Gymnasiallehrer.
273. Dr. Becker, Schulamtscandidat.

Pommern.

Stettin.
274. W. Langbein, Oberlehrer.
275. Dr. H. Ilberg, Gymnasiallehrer.
Greifswalde.
276. Hertz, Professor.
277. Dr. Gaß, Professor der Theologie.

Preußen.

Danzig.
278. Dr. Engelhardt, Gymnasialdirector.
Elbing.
279. Dr. Herzberg, Gymnasialdirector.

Sachsen.

Magdeburg.
280. Ernst Grubitz, Stadtschulrath.
Eisleben.
281. Dr. Schmalfeld, Gymnasial-Oberlehrer.
Halle.
282. Dr. E. Rödiger, Professor.
283. Dr. R. Haym, Privatdocent.
284. Dr. Eckstein, Gymnasialdirector.
285. Dr. Roseck, Gymnasiallehrer.
286. Dr. F. A. Arnold, Oberlehrer und Docent.
Pforta.
287. C. Peter, Rector.
288. Dr. Steinhart, Professor.
Salzwedel.
289. Rabe, Gymnasiallehrer.
Torgau.
290. Professor Arndt, Prorector am Gymnasium.

Westfalen.

Münster.
291. Dr. Schultz, Gymnasialdirector.
292. Dr. H. Schürmann, Gymnasiallehrer.
293. Dr. H. Stein, Gymnasialhilfslehrer.
Burgsteinfurt.
294. Dr. Wilms, Gymnasiallehrer.

Rheinland.

Bonn.
295. E. Höpfner, Lehrer an Fischer's Institut.
296. F. Hanow, cand. philos.

Oesterreich.

Wien.
297. Dr. H. Bonitz, Professor an der Universität.
298. Gustav Linker, Professor.
299. Dr. Emanuel Hoffmann, Professor an der Universität.
300. Dr. Karl Reichel, Lehrer am akademischen Gymnasium.
301. Karl Tomaschek, Gymnasiallehrer an der k. k. theresian. Akademie und Privatdocent an der Universität.
302. M. Leidesdorf, Director der k. k. A.
303. Dr. Anton Göbel, ordentl. Lehrer am k. k. Theresianum.

Krakau. (Galizien.)
304. Andreas Wilhelm, Schulrath.
305. Dr. Bernhard Jülg, Professor.
306. Dr. Nicol. Schell, Gymnasialprofessor.
307. Ritter von Trzaskowski, Gymnasial-Professor.

Leitmeritz. (Böhmen).
308. Joh. Kvicala, Gymnasiallehrer.

Prag.
309. Dr. Ludwig Lange, Professor.
310. Wessely, Professor der Rechte.
311. Dr. Karl Schenkl, Gymnasiallehrer.

Ober-Schützen. (Ungarn.)
312. Friedrich, Gymnasiallehrer.

Troppau. (Schlesien).
313. Eduard Jahn, Gymnasiallehrer.

Sachsen.

Dresden.
314. K. G. Helbig, Gymnasialoberlehrer.
315. Dr. Krehl, Bibliothekfecretär.

Grimma.
316. Dr. Rudolf Dietsch, Professor.

Leipzig.
317. Dr. Fleischer, Professor der morgenländ. Sprachen.
318. Dr. Rudolf Anger, Professor.

Meissen.
319. Dr. Fr. Franke, Rector der kgl. sächs. Landesschule St. Afra.
320. Dr. K. H. Graf, Professor an der kgl. Landesschule.

Hannover.

Göttingen.
321. Ernst v. Leutsch, Professor.
322. Dr. Wüstenfeld, Professor.

Württemberg.

Ulm.
323. Haßler, Professor.

Tübingen.
324. Dr. Westphal, Privatdocent.

Sachsen-Altenburg.

Altenburg.
325. Dr. Foß, Schulrath.

Schwarzburg-Sondershausen.

Arnstadt.
326. Hermann Schmidt, Cand. der Theol.

Lippe-Detmold.

Detmold.
327. Fr. Nieländer, Schulamtscandidat.

Freie Stadt Frankfurt.

328. Classen, Director.
329. H. Wedewer, Prof. u. Schulinspector.

Freie Stadt Hamburg.

330. Dr. J. C. M. Laurent, ordentlicher Lehrer am Johanneum und Secretär der Stadtbibliothek.

Ausland.

Basel.
331. J. J. Merian, Privatdocent.

Schottland.
332. Edward BD., Prediger der freien Kirche Schottlands.
333. Alex. Mitchell, Prediger in Demfernline.
334. William Mitchell, Rentier in Aberdeen.

Ost-Indien. (Bombay).
335. Murray Mitchell, Missionar.

Erste allgemeine Sitzung.

Am 28. September, früh um 9 Uhr eröffnete der Präsident Prof. Haase die Versammlung mit folgender Rede:

Hochverehrte Versammlung!

„Es ist mein erstes erfreuliches Geschäft, Sie alle hier herzlich willkommen zu heißen im Namen der erleuchteten Regierung, welche ernstes wissenschaftliches Streben überall und auch in dieser Versammlung freundlich anerkennt und wohlwollend fördert; im Namen dieser alten Haupt- und Residenzstadt, welche von Alters her ein Sitz und Hort deutscher Bildung gewesen ist und diesen Ruhm mit Ehren auch jetzt bewahrt; im Namen dieser Universität, welche uns gastlich ihre Räume darbietet; im Namen aller endlich, welche hier an unseren Bestrebungen als Mitarbeiter oder wohlwollende Freunde Theil nehmen. Sein Sie alle auch uns von Herzen gegrüßt, die wir die Leitung dieser Versammlung mit bestem Willen, und in der Hoffnung auf Ihre freundliche Nachsicht übernommen haben. Es sind 20 Jahre verflossen, seit diese Versammlung gegründet wurde; sie hat seitdem Deutschland nach allen Richtungen durchwandert; überall mit der freundlichsten Gastlichkeit aufgenommen, hat sie ein lebendiges Zeugniß abgelegt, daß unser deutsches Vaterland, wenn es auch manches äußere Band der Liebe und Eintracht schmerzlich vermißt, doch die geistige Gemeinschaft festhält, welche Männer aus allen Gauen zusammenführt, um das große Werk der Wissenschaft und der Erziehung als ein allen gemeinsames mit vereinigter Kraft und durch offene Verständigung einträchtig zu fördern. Wenn wir lange Zeit mit Schmerz ein großes und herrliches deutsches Land von dieser unserer Gemeinschaft ausgeschlossen sahen, so ist jetzt diese traurige Sonderung verschwunden. Die gegenwärtige Versammlung ist so glücklich, dieses hocherfreuliche Ereigniß mit herzlicher Theilnahme zu begrüßen; zum ersten Male sehen wir unter uns eine größere Zahl österreichischer Mitglieder; ich glaube, m. H. in ihrer aller Sinne zu handeln, wenn ich sie auffordere sich zu erheben zum Zeichen, daß wir diese unsere neugewonnenen Freunde von ganzem Herzen mit freudigstem „Willkommen" begrüßen, für jetzt und für immer.

Möge denn so diese Vermehrung der Kräfte dieser Versammlung und die Ausdehnung ihres Wirkungskreises auch für sie eine glückliche Vorbedeutung sein, daß sie nach wie vor das Bewußtsein unserer Einheit lebendig erhalten und stärken und den daraus hervorgehenden Segen immer reicher und wirksamer ausbreiten möge über alle deutschen Länder, wie es die vorangegangenen 16 Versammlungen gethan. In ihren Verhandlungen liegt eine ansehnliche Reihe nützlicher und bedeutender Arbeiten vor, die als gesprochenes und geschriebenes Wort vielfach belehrend und fördernd auf alle Seiten unserer Studien eingewirkt haben; aber es sind nicht diese allein, ja nicht einmal vorzugsweise, worin die Bedeutung dieser Versammlung zu suchen ist; sie hat außerdem immer einer ansehnlichen Zahl von Fachgenossen die freundlichste Gelegenheit zu mannichfachem Verkehr geboten; gar manche schroffe Gegensätze sind dadurch

gemildert oder versöhnt, Mißverständnisse beseitigt, vielfache Anregungen aus lebendigem Meinungsaustausch gewonnen, die dann später in wissenschaftlichen Arbeiten oder in der Ausübung des praktischen Berufs ihre reichen Früchte getragen haben. Dieser Gewinn läßt sich nicht im Einzelnen nachweisen, nicht als greifbares Ergebniß der Versammlung controlliren; aber viele werden ihn dankbar bezeugen, die ihn an sich erfahren haben; und wollte man ihn auch nicht in Anschlag bringen, so bleibt immer noch Eine Seite dieser Versammlungen übrig, die allein hinreicht, ihnen einen Werth zu geben, der durch nichts anderes zu ersetzen ist: daß Männer, welche demselben ernsten und schweren Beruf angehören, sich in größerer Zahl von Angesicht zu Angesicht sehen, jüngere und ältere, höher und tiefer gestellte, hoffende und fürchtende, heitere und zufriedene, gedrückte und verzagende, frisch begeisterte und trübsinnig ermattende, daß sie alle sich an einander erfreuen und stärken können, daß sie neue Anschauungen von tüchtigen Männern mitnehmen und sich zu neuer Hingebung für ihren Beruf erheben und seine Herrlichkeit in der Gemeinschaft mit erneuter Liebe erfassen, das macht diese Versammlung, würde sie auch nur als ein heiteres Fest verstanden, zu einem Segen für alle ihre Glieder. Möge denn auch die diesjährige 17. Versammlung reich sein an den erfreulichsten Ergebnissen aller Art und möge sie Ihnen allen eine angenehme, erfrischende und erhebende Erinnerung bleiben, wenn diese unsere Olympia und Pythia längst vorüber sind. Dazu wird Jeder von Ihnen das Seinige beitragen; denn Sie alle sind gekommen, um in diesem Verkehr der Collegen und Freunde, sei es öffentlich, sei es privatim, nicht nur zu empfangen, sondern auch zu geben; unsere Aufgabe, der wir nach Kräften zu genügen suchen wollen, ist es vor allen Dingen, diesen Verkehr zu erleichtern.

Die Sitte erfordert es, m. H., daß ich nicht blos die Verhandlungen geschäftlich leite, sondern sie auch wissenschaftlich einleite. Ich füge mich dieser Sitte, wie gern ich mich auch davon unter allen Umständen und zumal jetzt entbunden hätte, wo ich nicht im Stande gewesen bin, mich darauf nach Gebühr zu rüsten. Meine Vorgänger haben bald der unmittelbaren Gegenwart der Versammlung sich zugewendet, bald einen Blick in die Vergangenheit unserer Wissenschaft geworfen, bald haben sie deren Zukunft ins Auge gefaßt; möge es mir gestattet sein, den letzteren zu folgen und von einer großen Aufgabe zu sprechen, welche unsere Wissenschaft noch nicht zu lösen begonnen hat, sofern nicht die Ahndung und Erkenntniß der Aufgabe schon als ein Theil ihrer Lösung zu betrachten ist. Wir können wohl sagen, daß gleichzeitig mit der Gründung dieser Versammlung die Philologie eine neue Richtung eingeschlagen hat; nachdem sie lange nur als Sprachkunde oder als kritische und hermeneutische Technik verstanden und geübt worden war, hatte sie, ohne die früheren Bestrebungen aufzugeben, doch zunächst das Gebiet der antiken Kunst erobert und hatte sich dann dem antiken Leben zugewendet, dem praktischen zunächst, wie es die Antiquitäten darstellen; es ging daraus ein Gegensatz hervor zwischen historischer und sprachlicher, realer und formaler Philologie, und es war unzweifelhaft die Erkenntniß der Grundlosigkeit dieses Gegensatzes und der Wunsch ihn zu lösen, wodurch im J. 1837 beim Jubileum der Univ. Göttingen hochverehrte Männer veranlaßt wurden, die Gründung dieser Versammlung zu beschließen. Hatte doch O. Müller, der Ruhm unseres Schlesiens, schon 1833 mit der Ausgabe des Varro begonnen, die sprachliche und kritische Philologie erfolgreich mit zu umfassen, von der er länger ausgeschlossen wurde, als er es selbst that; fand doch zu derselben Zeit auch eine Annäherung statt zwischen G. Hermann und unserem Böckh, um nicht noch andere Zeichen derselben Richtung zu erwähnen. Auch das Wort der Vermittelung war leicht gefunden, wenn es auch vorläufig noch von den verschiedenen Seiten her verschieden lautete und die alte Unversöhnbarkeit früherer Principien erkennen ließ: bald aber schwanden alle Zweifel darüber, daß das Studium

der Sprachen und der Sachen nur zwei gleichberechtigte Theile eines und desselben Ganzen seien, welches das ganze eigenthümliche Wesen des classischen Alterthums in allen seinen formalen und realen Offenbarungen umschließt. Zu dieser zunächst von F. A. Wolf vertretenen und in versöhnlicher Weise in § 1 unserer Statuten ausgesprochenen Einsicht bekennen wir uns jetzt alle, mögen auch immer darüber noch Meinungsverschiedenheiten herrschen, wie die Einheit der classischen Philologie begrifflich zu fassen, wie das Ganze zu gliedern, wie seine Grenzen gegen Nachbargebiete zu reguliren sind. Zu dieser Einheit nun stand die reale Philologie gleich von Anfang an im richtigen Verhältniß; sie wollte ja geschichtliche Erkenntniß des geschichtlichen Lebens sein. Anders war es mit der sprachlichen Philologie, wenigstens mit ihrem Haupttheil, der Grammatik; diese ruhte noch auf einer abstracten, ungeschichtlichen Grundlage; sie sollte nur eine angewandte Logik sein und die Sprachgesetze als die allgemeineu Gesetze menschlichen Denkens auffassen; sie galt für um so vollkommener, je mehr ihr dies gelungen war oder gelungen zu sein schien; sie ging mithin weit hinaus über die Grenzen der historischen Erkenntniß des klassischen Alterthums; sie mußte entweder in das Gebiet der Philosophie einfallen und sich in alle die logischen, psychologischen, metaphysischen, ja selbst theologischen Fragen einlassen, zu welchen die Ergründung des so gefaßten Wesens der Sprache drängte; oder wenn sie geschichtliche Sprachforschung sein wollte, so erschien die Beschränkung auf die zwei classischen Sprachen als eine völlig grundlose Willkür, und das um so mehr, je mehr die vergleichende Sprachwissenschaft sich entwickelte und den großen Werth der Vergleichung anderer Sprachen trotz alles Widerstrebens doch für Alle anschaulich machte. So blieb also unklar, wie denn die Sprachwissenschaft, sofern sie als ein Theil der classischen Philologie festgehalten und über die Grenzen dieses Gebiets nicht ausgedehnt werden sollte, ihre Aufgabe zu bestimmen habe. Eine solche so tief eingreifende Frage über Definition und Zweck einer Wissenschaft und ihrer Theile ist nicht, wie Mancher meint, eine bedeutungslose Folge unnützen Systematisirens und Schematisirens; vielmehr bezeichnet das Aufstellen einer solchen Frage immer einen großen und bedeutungsvollen Wendepunkt der ganzen Wissenschaft; und so ist auch unsere Grammatik auf den Punkt gelangt, daß sie ihre alte ausgetretene Bahn verlassen und eine neue suchen muß; gefunden aber ist diese noch so wenig, daß sogar behauptet ist, sie könne nicht gefunden und müsse also auch nicht gesucht werden; die Grammatik der classischen Sprachen dürfe sich überhaupt nicht als etwas Besonderes constituiren; sie müsse sich als ein Glied in die allgemeine und vergleichende Sprachwissenschaft einordnen und nur in dieser Verbindung könne sie ihre Aufgabe wahrhaft wissenschaftlich lösen; so daß denn hiernach wunderbarer Weise die classische Philologie seit ihrer Verbindung mit der realen Alterthumswissenschaft, nachdem sie sich so lange nur als Sprachwissenschaft κατ' ἐξοχήν verstanden hatte, in Gefahr steht, von der Sprachwissenschaft ganz ausgeschlossen zu werden bis auf den unentbehrlichen Rest der speziellen sprachlichen Technik, welche man uns in ähnlicher Weise als Hilfsmittel der Hermeneutik übrig läßt, wie ehemals die Antiquitäten als ein solches betrachtet wurden. Es hilft nichts, einer solchen Invasion einen abstracten Protest entgegenzusetzen; vielmehr muß die classische Sprachwissenschaft durch die That zeigen, daß sie auch für sich noch Etwas ist, und weil sie eben darauf ausgeht, darum haben ungefähr seit der Gründung dieser Versammlung und scheinbar im Widerspruch mit der realistischen Richtung unserer Zeit die sprachlichen Studien in der Philologie wieder vorwiegend die Kräfte angezogen. In und seit jener Zeit haben sich auch die stärksten Anregungen zu neuer Thätigkeit auf diesem Gebiete dargeboten; kurz vorher, 1836, erschien W. v. Humboldts nachgelassenes Werk über die Kawi-Sprache nebst der Einleitung, die bestimmt war, eine neue Epoche der Sprachforschung herbeizuführen,

während unsere Grammatiker damals eben erfüllt waren von den Beckerschen Lehren, die, wenn ihnen auch lebendige Beziehungen zu neuerer Sprachwissenschaft und selbst zu Humboldt nicht abgingen, doch im Wesentlichen auf den früheren ungeschichtlichen Standpunkt zurückführten. Inzwischen haben die Humboldtschen Lehren vielfach weitere Früchte getragen; in demselben Jahre erschien Rapp's Physiologie der Sprache, und während noch im Jahre 1839 mein vortrefflicher College Schneider den freilich vergeblichen Versuch machte, die ältere rationalistische Sprachbetrachtung scharfsinnig durchzuführen und zu begründen, schritten Andere auf neuen Bahnen vorwärts, indem sie entweder wie Mohr, Stern, Schaßler, Diestel, Heyse, Steinthal, Conrad Hermann u. A. das allgemeine Wesen der Sprache, ihren Ursprung, ihre Geschichte zu ergründen, oder das unermeßliche Reich der Sprachvergleichung allmählich immer weiter und weiter zu durchdringen, zu erobern und innerlich zu ordnen suchten.

Fragen wir nun, welchen Gewinn diese großen und bedeutungsvollen Bewegungen für unsre classische Grammatik gehabt haben, so werden wir gestehen müssen, daß er bis jetzt noch ein geringer gewesen und uns großentheils nicht durch eigne Arbeit, sondern durch Aneignung fremden Verdienstes zugefallen ist. Denn nicht uns, sondern unseren Freunden, den rüstigen Forschern der Sprachvergleichung, gebührt das Verdienst, daß in dem etymologischen Theil der lateinischen und griechischen Grammatik manches alte Vorurtheil beseitigt, manche neue Einsicht in das Wesen, in Ursprung und Zusammenhang der Formen eröffnet ist; und wenn auch Einige, wie G. Curtius, beiderlei Studien glücklich vereinigen, wenn Andre wenigstens so weit an den sprachvergleichenden Arbeiten Theil nehmen, um sich ihre Ergebnisse mit größerer Leichtigkeit und Sicherheit anzueignen, so werden wir doch nie uns anmaßen dürfen, dies ganze Gebiet für ein Zubehör classischer Philologie zu erklären, so lange diese überhaupt ihr durch Jahrhunderte besessenes Gebiet als ein durch natürliche Grenzen wohl beschlossenes behaupten will.

Den syntaktischen Theil unsrer Grammatik haben um das Jahr 1837 eine Reihe von Grammatikern dadurch umgestaltet, daß sie ihm den durch die Beckersche Satzlehre dargebotenen Zuschnitt gaben. Die Eile und der Eifer mit dem man diesen angeblich großen Fortschritt zu machen suchte, ist nicht durch einen entsprechenden Erfolg belohnt worden; ich habe diesen ganzen Versuch bereits im Jahre 1838 bekämpft; doch fand er, als dies auch bei der Bonner Philologen-Versammlung geschah, noch manche eifrige Anhänger; aber schon in der Göttinger Versammlung konnte er als mißlungen und bereits abgethan bezeichnet werden, ohne daß sich Widerspruch dagegen erhob. Damit ist denn auch zugleich die Parallel-Grammatik verurtheilt, sofern ihr Parallelismus auf demselben Beckerschen Schema ruhte; sie wurde bei der Bonner Versammlung eifrig empfohlen und bekämpft; aber der Versuch, den nachher befreundete Männer damit gemacht haben, bedurfte der unter ihnen leicht zu bewirkenden Verständigung, dürfte aber kaum wiederholte Anerkennung in weiteren Kreisen finden; auch ist das Beste, ja das Einzige, was sich für eine solche parallele Gestaltung der Grammatik verschiedener Sprachen anführen läßt, die Rücksicht auf praktische Erleichterung des Unterrichts; ein Fortschritt, den die Wissenschaft als solchen anzuerkennen hätte, ist darin nicht wahrzunehmen; und wenn die Verfasser der Parallel-Grammatiken sich in der That auch wissenschaftlich ein Verdienst erworben haben, so ist dies nicht durch den Parallelismus geschehen, sondern dessen ungeachtet. Verhielte es sich aber auch anders hiermit, immer müssen wir bekennen, daß auch zu diesen Unternehmungen der bewegende Gedanke nicht innerhalb der classischen Philologie geboren ist; und gegenwärtig hat er bereits seine bewegende Kraft verloren: die neuesten Grammatiken, welche den meisten Beifall gefunden haben, sind zu der früheren Gestalt der Syntax zurückgekehrt. So scheint es denn, als sei

in den sprachlichen Studien der classischen Philologie seit geraumer Zeit ein Stillstand eingetreten oder eine so unselbstständige Bewegung, daß nur das von anderen Seiten Dargebotene empfangen und benutzt, aber nichts Eigenes zurückgegeben wird. So scheint es aber nur, und nur denen, welche die heraustretenden und auf andere Gebiete einwirkenden Erfolge allein ins Auge fassen; wir alle, die wir mit dem Innern unsrer stillen Werkstatt und mit den darin werdenden Arbeiten besser vertraut sind, können es wissen, daß diese Zeit nicht mit Nichtsthun hingebracht ist, daß mancherlei mehr oder weniger umfassende Vorbereitungen gemacht sind, die längerer Zeit bedürfen, um äußerlich vollendet und innerlich verbunden sich zu einer neuen Wissenschaft der classischen Sprachen zu gestalten, welche ohne die bescheidenen Grenzen der classischen Philologie zu überschreiten und gerade dadurch, daß sie dies nicht thut, die oben bemerkte mangelhafte und unklare Stellung der sprachlichen Philologie zur realen beseitigt, die Sprache als einen Gegenstand wahrhaft realer Erkenntniß durchdringt und so Resultate zu Tage fördert, welche nicht bloß ein allgemein sprachwissenschaftliches, sondern ein allgemein menschliches Interesse in Anspruch nehmen können in nicht geringerem Maße, als die ganze Alterthumswissenschaft überhaupt. Welches das Ziel und die Bedeutung dieser noch werdenden classischen Sprachwissenschaft ist, darüber will ich mir erlauben, einige Bemerkungen zu machen, die am kürzesten ihren Zweck erreichen werden, wenn ich die Mängel der überlieferten Grammatik mit wenigen Worten bezeichne.

Die grammatischen Begriffe und Kategorien, welche bis auf den heutigen Tag in der Grammatik gäng und gebe sind, stammen von den Griechen und hauptsächlich von den Stoikern; diesen kam es nicht darauf an, ihre Sprache als eine besondere nach ihrer Besonderheit aufzufassen und zu charakterisiren; sie nahmen sie schlechthin als menschliche Sprache, in der sie auch nur eine allgemeine Form des menschlichen Denkens überhaupt sahen; und so identificirten sie die Sprachgesetze der Grammatik ohne weiteres mit den Denkgesetzen der Logik. Vielleicht wären wir etwas früher von diesem Irrthum erlöst worden, wenn die mittelalterliche Sprachphilosophie, d. h. die Lehre de modis significandi und die gesammte Literatur darüber seit der Wiedergeburt der Wissenschaften nicht völlig vergessen und verschollen wäre; denn diese interessante Lehre, deren Andenken heutzutage sehr verdiente, erneuert zu werden, führt dieselbe Betrachtungsweise nach Aristotelischer Logik mit vielem Scharfsinn durch, aber mit solcher Gewaltthätigkeit gegen den Geist der lateinischen Sprache, welche dabei als die schlechthin menschliche Sprache angenommen wird, daß neben mancher noch jetzt fruchtbaren Anregung wohl auch eine nachdrückliche Warnung vor der gleichartigen Behandlung der Grammatik daraus hätte hervorgehen können. So aber hat sich dieselbe Betrachtungsweise durch die ganze neuere Zeit erhalten, während man sich einbildete, zuerst ein System von Sprachphilosophie geschaffen zu haben, das in jener Lehre seit dem Ende des 13. Jahrhunderts längst wohl ausgebildet vorlag. In der Anwendung der Kant'schen Kategorien auf die Grammatik durch G. Hermann u. A., in der Beckerschen Satzlehre, welche eine allen Sprachen gemeinsame sein soll, und in der Parallel-Grammatik liegen die letzten noch jetzt gültigen Anwendungen und Wirkungen desselben Standpunkts vor. Wir können nun gewiß nichts dagegen einwenden, wenn die Philosophen ihrerseits ihre Logik mit der Grammatik vergleichen, oder in eine andere Beziehung bringen wollen; auch ist es dem Grammatiker gewiß heilsam, wenn er sich logische Bildung und Uebung verschafft und davon bei seinen grammatischen Studien auch Gebrauch macht; aber er begeht das größte Unrecht, wenn er, indem er eine einzelne besondere Sprache lehren will, statt ihrer eigenen Gesetze die der Logik unterschiebt, in der ungerechtfertigten Voraussetzung, daß beide identisch sein müssen. Diese Voraussetzung ist von der

Philosophie in die Grammatik gekommen; ein Grammatiker als solcher wäre nimmermehr darauf verfallen; sein Stoff führt ihn so wenig darauf, daß er diesen vielmehr vielfach verunstalten und durch künstliche und unnatürliche Umdeutungen verfälschen muß, um den in ihm liegenden lebhaften Widerspruch gegen jene Voraussetzung zu beseitigen oder zu verdecken. Es hat sich hier also nur wiederholt, was so oft geschehen ist, daß theoretischen Dogmen zu Liebe die historische Wahrheit verfälscht und ihre Ermittelung versäumt wurde. Aber abgesehen von solchen einzelnen Irrthümern steht jener Grundirrthum noch mit einer Reihe von anderen falschen Vorstellungen in Verbindung, welche sämmtlich der Grammatik nachtheilig gewesen sind. Indem man alle Sprachen nur als verschiedene Ausdrucksformen für dieselben logischen Denkgesetze, diese aber als das allein Wesentliche in ihnen ansah, erschien die Verschiedenheit nur als eine unwesentliche, äußerliche, auf den sinnlichen Laut beschränkt oder als zufällig und durch die verschiedenen Grade logischer Befähigung bewirkt; was mit der Norm der Logik nicht übereinstimmte, konnte eben nur als abnorm, anomal und fehlerhaft, als Zeichen von Unbildung oder Verfall betrachtet werden. Somit war es unmöglich, die Eigenthümlichkeit der Volksgeister, die sich in verschiedenen Sprachen abgedrückt haben, richtig zu erkennen und zu unterscheiden; denn man suchte und fand in allen nur das eine Gemeinsame, die allgemein menschliche Logik, verbunden mit einigen logischen Mängeln; es ging folglich die Sprache für die Geschichte der Völker insofern verloren, als sie nicht so wie die Sitten und Einrichtungen, Thaten und Leiden derselben als ein Ausdruck ihres eigenthümlichen Charakters angesehen wurde; und doch offenbart sich dieser in nichts so tief und innerlich, und zugleich so treu und unbewußt, wie gerade in der Sprache, welche das offene und klare Auge des Volks ist, durch das der Kenner ihm in die Seele sieht. Ferner konnten in Folge desselben Grundirrthums eben so wenig die Verschiedenheiten in einer und derselben Sprache, wie die Unterschiede zwischen mehreren aufgefaßt werden. Jede Sprache wurde als ein fertiges Werk, als ein bestimmter und etwa mehr oder weniger gelungener Abdruck der Logik angesehen, ebenso unveränderlich als die Logik selbst; eine Zeit oder einzelne Schriftsteller repräsentirten die ganze Sprache, und was Andre sich Abweichendes erlaubt hatten, wurde ignorirt, oder als Laune und Fehler der Einzelnen, als Ausnahme und Licenz beiläufig bemerkt. Diese Manier ist aufs Aeußerste getrieben, seitdem bei der Wiedergeburt der Wissenschaften das lebhafte Streben, die barbarische Latinität des Mittelalters auszurotten, in der lateinischen Grammatik dazu führte, das ciceronianische Latein für das allein normale zu erklären; und wenn nun allmählich auch Eigenheiten Andrer bemerkt wurden, so geschah es nur um davor zu warnen, nicht um daraus eine Geschichte der Sprache zu ziehen, und es war daher ganz natürlich, ja wir finden es noch heute ganz ordnungsmäßig, den Cicero als Regel oben zu stellen, und darunter in derselben klein gedruckten Anmerkung unter den Ausnahmen Plautus, Tacitus, Appuleius in unerwarteter Nachbarschaft der gleichen Verdammniß verfallen zu lassen; läßt man der Kürze wegen das Unwesentliche weg, so sind es diese Anmerkungen; das Wesentliche ist mithin nicht die Grammatik der lateinischen Sprache, sondern die des ciceronianischen Stils, diesen nicht als etwas Individuelles und Besonderes gedacht, sondern als das normale Latein überhaupt, und dieses wiederum nicht als Offenbarung des römischen Volksgeistes aufgefaßt, sondern als Abbild und Abdruck der allgemein menschlichen Logik; so ging also nicht nur die Kenntniß verschiedener Sprachen für die Geschichte der Völker, sondern auch die der einzelnen Sprache mit ihren zeitlichen Unterschieden und Wandelungen für die Geschichte des einzelnen Volkes verloren; denn der Vorgang der lateinischen Grammatik war so maßgebend, daß dasselbe Verfahren auf alle Sprachen und also auch auf die griechische angewendet und der ganze Reichthum der Sprachentwickelung durch Dialekte

und Zeiten nothdürftig einer normalen Gräcität untergeordnet wurde, wenn man auch diese selbst kaum fest bestimmen und begrenzen konnte, sondern sie bald aus Plato oder Xenophon, bald aus Demosthenes, bald aus dem N. T. entnahm. Abgesehen von der Logik richtet man sich bei dieser Methode so ein, wie wenn man die Absicht hätte nach Rom und Athen zu reisen und dort mit Cicero und Demosthenes in ihrem eigenen Styl zu sprechen, wobei wenig darauf ankommt, ob man auch den früheren und späteren Styl kennt und wie der eine aus dem anderen hervorgegangen ist. Die todten Sprachen werden wie die lebenden behandelt, die man lernt um seine Zeitgenossen zu verstehen, unbekümmert um die Sprache ihrer Vorfahren; aber das Leben, was die alten Sprachen wirklich gehabt haben, wird durch jene Annahme einer fertigen Normalsprache wahrhaft todt gemacht, die Grammatik wird als ihr Leichenstein darauf gesetzt, und der erzählt nichts von Geburt, Lebensschicksalen, Absterben und Tod; er spricht bloß von den Tugenden und Verdiensten, welche die gestorbenen Sprachen in ihren Glanzperioden gehabt haben, sagt aber nicht, wie sie erworben und wie sie verloren gegangen sind. Eine Sprache ist aber nie fertig, so lange sie lebt; sie ist in ununterbrochenem Werden begriffen, und selbst wenn sie stirbt, ist es meistens ein neues Werden und Gebären, woran sie stirbt oder sich verjüngt; ihre früheren Perioden aber gehen so unmerklich in einander über, daß die Zeitgenossen, welche den Uebergang bewirken, ihn nicht merken; nirgend kann ein Abschnitt herausgerissen, als ein fertiger abgegrenzt und für sich verstanden werden; denn er ist immer nur ein Glied in einer zusammenhangenden geschichtlichen Entwicklung, das nur in dieser richtig verstanden werden kann.

Diese falsche Voraussetzung einer fertigen Normalsprache steht weiter in Verbindung mit den theologischen und philosophischen Speculationen über den Ursprung der Sprache; am einfachsten war es, wenn man früher die Sprache entweder als von Gott persönlich offenbart, oder als den Menschen angeboren annahm; sie war dann eine göttliche Gabe, die nur fertig und vollkommen sein konnte; wenn man sie später als Menschenwerk ansah, wurde sie als bewußte Erfindung aufgefaßt, deren Urheber ohne Sprache bereits Logik hatten und dieser in ihrer Erfindung eine künstliche Form gaben. Selbst noch J. Grimm in seiner vortrefflichen Schrift über den Ursprung der Sprache hat sich nicht ganz frei gemacht von der Vorstellung eines Erfinders, der mit Willkür und Freiheit verfahren sein soll (s. S. 42, Z. 7 v. u. u. Z. 4 v. u. S. 43, Z. 2. Vgl. S. 40, Z. 12 v. u.); doch ist derselbe Meister deutscher Philologie weit entfernt davon die Sprache noch als einen fertigen Ausdruck der Logik entstehen zu lassen; er setzt dafür einen geschichtlichen Proceß in 3 großen Perioden und hat diese Betrachtungsweise auf die Geschichte der deutschen Sprache angewendet; am entschiedensten aber hatte schon vorher Humboldt den Weg betreten, die Sprachen als wahrhaft lebendig, als Geschichte habend und die Geschichte der Völker ausdrückend zu betrachten. Er spricht dies mit einer fast excentrischen Energie aus, wenn er (Einl. S. LIII.) sagt: „Die Geisteseigenthümlichkeit und die Sprachgestaltung eines Volkes stehen in solcher Innigkeit der Verschmelzung in einander, daß, wenn die eine gegeben wäre, die andere müßte vollständig aus ihr abgeleitet werden können. Denn die Intellectualität und die Sprache gestalten und befördern nur einander gegenseitig zusagende Formen. Die Sprache ist gleichsam die äußerliche Erscheinung des Geistes der Völker; ihre Sprache ist ihr Geist und ihr Geist ihre Sprache; man kann sich beide nie identisch genug denken;" und ferner (das. S. XXI.) „Die Sprache ist tief in die geistige Entwickelung der Menschheit verschlungen, sie begleitet dieselbe auf jeder Stufe ihres localen Vor- oder Rückschreitens, und der jedesmalige Culturzustand wird auch in ihr erkennbar."

Damit sind wir dem Wesen der Aufgabe nahe getreten, welche, wie ich glaube, die Arbeit unsrer nächsten Zukunft sein muß. Kann nämlich die Sprachwissenschaft überhaupt, seitdem sie in Humboldtschem Sinne vergleichend und geschichtlich geworden ist, kein andres Ziel haben als eine Weltgeschichte der Sprache zu vollenden, in welcher die Sprach- und Volksgeister in natürlicher Ordnung so zusammentreten, daß sie eine innerlich zusammenhangende stufenweise Entwicklung des menschlichen Sprachgeistes darstellen, so ist noch unabsehbar viel zu thun, um alle diese Geister zu versammeln, die Eigenthümlichkeit eines jeden genau und scharf äußerlich und innerlich zu ermitteln und danach seine Stellung zu bestimmen; uns aber fallen hiervon die beiden classischen Sprachen zu; wir haben eine Geschichte derselben zu liefern und eine Grammatik, welche auf der Voraussetzung und Kenntniß derselben ruht, welche also in den Sprachgesetzen nicht bloß logische Schemata und Schemen sieht, sondern durch sie den Griechen und Römern in die Seele schaut und ihre ganze geistige Eigenthümlichkeit als eine lebendige und sich bis zum Untergange ebenmäßig fortbildende darlegt. Eine Regel der Grammatik ist demnach nicht mehr bloß wie eine algebraische Formel zu betrachten, welche auf alle beliebigen bestimmten Größen angewendet werden kann; auch nicht bloß als ein Recept, durch dessen Beobachtung man die richtige Uebersetzung in die antiken Sprachen oder aus ihnen zu Stande bringt; sondern es muß die Bedeutung der Regel gefunden werden, d. h. der Zug geistiger Eigenthümlichkeit, welcher sich darin ausdrückt; und da der Geist der Völker ein lebendiger, sich stets verändernder ist und eine Geschichte hat, so müssen auch die Sprachregeln als sich ändernd erkannt und ihre Geschichte gefunden werden. Ich brauche nicht zu sagen, daß eine solche Umgestaltung und Vertiefung der Sprachwissenschaft von ungemein großer Wichtigkeit sein würde, nicht bloß für das Alterthum, sondern für alle menschliche Geschichte; würde doch daraus so zu sagen eine geschichtliche Psychologie der alten Völker hervorgehen, die uns einführte in die Wandelungen der Denkweise, aus denen nicht nur die entsprechenden Wandelungen der Redeweise, sondern auch die der Institutionen und Lebensverhältnisse, der religiösen, wissenschaftlichen und künstlerischen Richtungen und Bestrebungen hervorgegangen sind; die gesammte Culturgeschichte scheint dadurch erst möglich zu werden, indem wir bis zu den innersten Regungen des geistigen Lebens vordringen, die sich unbewußt in der Sprachgeschichte, aber gleichmäßig auch in den großen Schicksalen und Umwälzungen der Staaten und in allen Seiten der Cultur offenbaren. Es scheint aber, daß dieser Fortschritt der Sprachwissenschaft gerade der classischen Philologie vorbehalten und darum auch vorgeschrieben und zur Pflicht gemacht ist; keine anderen Sprachen, und namentlich nicht die noch lebenden scheinen dazu gleich günstige Bedingungen zu besitzen; eine reiche Geschichte, eine reiche Literatur und Kunst und eine Sprachkenntniß, welche nicht auf dem vergleichenden Studium von Lexikon und Grammatik beruht, sondern von uns bis zur Verlebendigung des antiken Sprachgeistes und Erweckung eines feinen und sicheren Sprachgefühls gesteigert wird, das sind die Hülfsmittel, welche uns vor allen zu Gebote stehen und zugleich als Controlle für die Resultate der Sprachgeschichte dienen können.

Somit ist nicht zu fürchten, was Unverständige oder Träge zuweilen meinen, daß sich die Thätigkeit unsrer Wissenschaft bereits erschöpft habe, daß sie in allen Theilen bis zum Ueberdruß durchgearbeitet sei; hier thut sich ihr eine große Zukunft voll der bedeutendsten und fruchtbarsten Arbeiten auf, die vieler Kräfte langes und vereinigtes Streben und treuen Fleiß ebenso erfordern wie belohnen.

Ich leugne nicht, daß die Aufgabe eine sehr ausgedehnte und schwere ist; darum kann sie auch nicht Einer allein lösen und auch Viele nicht in kurzer Zeit; es muß dazu erst das Mate-

rial nach neuen Gesichtspunkten gesammelt, erklärt, gewürdigt und kritisirt, eine neue Methode der Beobachtung ausgebildet, neue Anschauungen und Betrachtungen geläufig gemacht werden. Wenn es Mancher beklagt hat, daß in den letzten Zeiten das Lateinische vor dem Griechischen unbillig bevorzugt ist, so scheint dieses natürlich nur temporäre Mißverhältniß von dem richtigen Instinct auszugehen, daß jene große Aufgabe leichter an dem Lateinischen zu lösen ist als am Griechischen; denn das Lateinische entwickelt sich als ein einzelner Dialekt viel einfacher und vermöge römischen Characters viel mehr verständig geordnet und gleichsam disciplinirt, als das Griechische, wo sich in schwer zu übersehender Mannichfaltigkeit die Sprache in Dialekten und Stylgattungen weit reicher entfaltet; an dem Einfacheren also wird die Aufgabe sich leichter lösen und die Methode dafür feststellen lassen.

Es ist nun noch übrig, einiges Nähere über die Aufgabe zu sagen, um sie nicht in der Allgemeinheit schweben zu lassen, sondern ihre Natur, ihre Grenzen und Ziele etwas bestimmter zu bezeichnen. Zunächst bemerke ich, daß sie ganz innerhalb des Begriffs der classischen Philologie fällt und die nach Wolf festgestellten Grenzen derselben nicht so überschreitet, wie es noch bei Wolf selbst der Fall war. Ist unsere Aufgabe die historische Erkenntniß des antiken Geistes, der Eigenthümlichkeit der beiden classischen Völker, so ist auch unsre antike Sprachwissenschaft beschränkt auf die Sprachen dieser beiden Völker, und zwar von dem Punkte an, wo diese Völker als solche vorhanden sind; was jenseit liegt, ist nicht unser Gebiet. Also über die Frage nach dem Ursprung menschlicher Sprache überhaupt ist von uns als classischen Philologen keine Antwort zu verlangen. Hier dürfen wir die Hülfe unsrer Freunde, der Orientalisten, erwarten, sofern sie sich mit vergleichender Sprachforschung beschäftigen; ihnen kann es gelingen, in dem Reichthum ältester Sprachformen und Analogien den Faden aufzufinden, der den langen und dunklen Weg anzeigt, auf welchem der Mensch von dem ersten Schrei, womit noch jetzt der Neugeborne die Welt begrüßt, allmählich zur onomatopoetischen Bildung von Wurzeln gelangt, die noch begriffslos malende und nachahmende Laute für Eindrücke und Empfindungen sind und in den Interjectionen den gleichartigen Rest hinterlassen haben, der unfähig war sich weiter auszubilden, während die übrigen, wie die Anschauung und Wahrnehmung allmählich die Totalität sinnlicher Eindrücke in ihre Momente, Ursach und Wirkung, zerlegte, sich in gleichem Schritt mit dieser Erkenntniß in die Rubriken der drei ursprünglichen Redetheile ordnete, von denen wiederum einer, ähnlich den Interjectionen, in seinem ursprünglichen unformirten Zustande verblieb, weil ein Bedürfniß zu weiterer Formirung nicht vorhanden war, die andern beiden aber mußten bei weiterer Zerlegung ihrer Begriffe und ihrer Verhältnisse zu einander sich zu mannichfachen Unterarten und Flexionen ausbilden. Gewiß wird es sich daher zeigen, daß, wenn man so oft vom Ursprung der Sprache gesprochen und darunter ein abgeschlossenes Ereigniß oder einen einzelnen Act verstanden hat, jenseit dessen es keine Sprache gegeben habe, dies ein Irrthum ist; die Sprache ist nie anders entsprungen als sie noch heute jeden Tag entspringt; sie ist in immerwährendem Werden, wie der menschliche Geist, für dessen Entwicklung sie vom ersten Moment der Schöpfung, von dem ersten Schrei des Kindes an jederzeit der adäquate Ausdruck ist und bleibt; will man also von ihrem Ursprung reden, so liegt er eben in der Erscheinung des ersten Menschen; alles übrige ist ihre Geschichte, welche anfangs so identisch ist mit der Geschichte des menschlichen Geistes, daß sie den ganzen Inhalt seiner Thätigkeit, den ganzen Umfang seiner Erkenntniß umfaßt, bis der Geist frei und mächtig geworden sie nur noch als Organ für sein eignes Leben benutzt und sie als solches weiterbildet. Wir können auch ihre Geschichte bis zu diesem Punkt ihren Ursprung nennen oder ihre vorgeschichtliche Zeit, welche andererseits bis zur

Trennung und Bildung verschiedener Völker reicht. Da wo die Griechen als Griechen, wo der lateinische Volksstamm als solcher, durch besondere Sprache geschieden von anderen Völkern auftreten, da beginnt die Forschung der classischen Philologie; dieselben Stämme, so lange sie noch nicht gesondert von ihren ursprünglichen Verwandten, noch nicht Griechen und Lateiner waren, sind eben so wenig Gegenstand unsrer Wissenschaft, als diejenigen Völker, welche niemals zu Griechen oder Lateinern geworden sind. Folglich kann auch unsre Sprachforschung nicht bis auf jene Anfänge zurückreichen, welche vor der Bildung der Völker liegen und die Schöpfung der Wurzelwörter, und der Analogien für ihre Formirung und Flexion umfassen. Diese ganze Zeit fällt der vergleichenden Sprachwissenschaft allein zu. Sie hat die ganze Fülle ursprünglicher Sprachbildung darzulegen, sie hat uns zu lehren, wie weit die sprachliche und geistige Ausbildung vorgeschritten war, als sich die verwandten Menschen zu trennen anfingen, sie hat, so weit dies auf historischem Wege möglich ist, zu ermitteln, ob die große Verschiedenheit der Sprachen aus der Verschiedenheit der Trennungsepochen erklärt werden kann, oder ob schon die ersten Anfänge gesondert gewesen sein müssen und also der Ursprung des Menschengeschlechts nicht auf Einen Ort und auf Ein Menschenpaar zurückzuführen wäre; sie hat ferner bei den näher verwandten Völkern zu zeigen, wie sich die Verschiedenheit ihrer Antheile an dem sprachlichen Gemeingut Aller erklärt, was davon ein jedes überhaupt nicht empfangen, was es verloren oder aufgegeben und was es neues hinzugeschaffen hat, mit welcher ursprünglichen, sprachlichen und geistigen Ausstattung also es hinauswanderte in ein neues Land, um unter neuen Lebensbedingungen in gesonderter Nationalität sein geschichtliches Leben zu beginnen. Bis so weit reicht die Forschung, deren Resultate wir der Sprachvergleichung theils schon verdanken, theils noch werden zu verdanken haben. Wir übernehmen die alten Völker und ihre Sprachen gleichsam fertig ausgebildet für den Anfang des geschichtlichen Lebens; bis dahin liegen in der Vergleichung verschiedener Sprachen nebst der Mythenvergleichung und der Länderkunde die einzigen Documente der Forschung; von da an lebt und verewigt jedes Volk seine eigne Geschichte, wenn auch noch lange nicht durch Geschichtschreibung. Wie haben wir nun die Sprache als Document der Geschichte zu verstehen? wie ihre eigne Geschichte zu erforschen?

Es versteht sich, daß wir uns zuerst an die physische Grundlage der Sprache zu wenden, also, wenn ich, wie oben gesagt, zunächst nur das Lateinische berücksichtige, das römische Alphabet, die Lautgesetze, den etymologischen Theil der Sprache zu erörtern haben; Vieles, dessen Ursprung und Erklärung jenseit der Entstehung des Volkes liegt, müssen wir von der Sprachvergleichung entlehnen, ja auch noch vieles Spätere, weil die sprachlichen Documente erst ein halbes Jahrtausend nach der Gründung Roms beginnen; und kaum wird sich in Summa ein anderes Resultat ergeben, als daß dieses Volk in seiner Sprache nur einen geringen Grad musikalischer Beweglichkeit und Phantasie, also geringe Mannichfaltigkeit in onomatopoetischer Malerei, große Einfachheit und Einförmigkeit in den Lautgesetzen, sparsame Verständigkeit in der Zahl und Ordnung der Formirungsanalogien, übrigens in alle dem eine große Stätigkeit und folglich hierin nur ein Minimum von Geschichte besitzt. Schon daraus dürfte hervorgehen, daß das römische Volk schwerlich Beruf für die Poesie hatte; doch mag der mehr oder weniger geöffnete Sinn für den spielenden Wohllaut in der Sprache darüber nicht schlechthin entscheiden. Jedenfalls führt uns dieser Theil der Grammatik nicht so direct in die Erkenntniß des Volksgeistes ein, wie der nächste, die Bedeutungslehre. Bekanntlich hat Reisig diese zuerst und bis jetzt allein in die Grammatik eingeführt und bearbeitet; aber sie ist bei ihm ein höchst unvollkommener Entwurf, der schwerlich mit einer Ahndung der großen Wichtigkeit unternommen ist, welche dieser Theil

der Grammatik zu erlangen bestimmt sein dürfte. Seitdem ist die Bedeutungslehre zwar oft besprochen und empfohlen, aber noch Niemand hat sie ausgeführt; auch scheinen die Vorstellungen von ihrem Inhalt und ihrer Aufgabe erheblich auseinander zu gehen; und Steinthal hat neuerlich dafür den Humboldtschen Terminus „innere Sprachform" empfohlen*). Die Bedeutungen sind die Begriffe eines Volkes, insofern diese mit den Worten als ihren Zeichen verbunden sind. Auch die bloßen Laute, die Interjectionen, haben zwar eine Bedeutung, aber eine solche, welche nicht einen Begriff, sondern eine begriffslose Empfindung enthält, aus welchem Grunde eben die Interjectionen keine Worte sind und mit Unrecht den Redetheilen coordinirt worden. Wollte man nun diesen ganzen Bestand von Begriffen, indem man sie lediglich als solche faßt, unbekümmert um das Wort, dem sie anhaften, zusammenstellen, sie in Gattungen zerlegen, und ermitteln, welche Gattungen am zahlreichsten sind, welche Arten von Begriffen und Vorstellungen also dem Geiste des Volkes am geläufigsten gewesen und von ihm am reichsten entwickelt und am schärfsten zerlegt und unterschieden sind, so wäre zwar auch diese Art der Betrachtung eine lohnende; sie wäre aber rein culturgeschichtlich, nicht grammatisch. Die Grammatik hat es nur insofern mit den Begriffen zu thun, als sie Bedeutungen sind, also untrennbar mit einem Worte verbunden. Die Bedeutungslehre wird demnach zuerst diese Verbindung selbst und das Verhältniß der Bedeutung zum Wort ins Auge zu fassen haben. Am wenigsten ergiebig wird es sein, das Verhältniß der Bedeutung zu den unformirten Wortstämmen zu betrachten; denn obwohl auch hierbei manches Resultat zu gewinnen ist, namentlich in Bezug auf den Umfang und die Gattungen der Onomatopöie, Bedeutung der Reduplication u. s. w. so wird sich doch im Allgemeinen ergeben, daß das Lateinische, trotz der Bewahrung mancher alterthümlicher Formen, im Ganzen auf zu junger Ueberlieferung beruht um in einem Volke von wenig regsamem Kunstsinn das ursprüngliche Entsprechen zwischen Wort und Bedeutung noch in großer Ausdehnung wieder erkennen zu können. Anders verhält es sich dagegen mit der Formirung der Wortstämme nach den Analogien, nach denen sie zu Redetheilen und in bestimmter Weise flectirt werden, und dann in den Ableitungen und Compositionen aus und zu formirten Wortstämmen. Hier thut sich eine reiche und noch ungenutzte Fundgrube für die Erkenntniß des römischen Volks- und Sprachgeistes auf, wenn man darauf ausgehen will die Analogien in den Bildungen nicht als lediglich die Form betreffend anzusehen. Jede gleichartige Formbildung, welche eine größere Zahl von Wörtern umfaßt, hat zugleich eine Bedeutung, welche im Sprachbewußtsein lebendig war und bewirkte, daß diese Form, diese Analogie nur auf eine gewisse Gattung von Begriffen angewendet wurde und auf andere nicht. Man hat sich in neuerer Zeit zu sehr gewöhnt, den Analogien in den Formen ein selbstständiges organisches Leben und eine inwohnende treibende Kraft zuzuschreiben, vermöge deren die Formen sich in unberechenbarer bunter Mannichfaltigkeit bilden und umbilden, wunderbar herumranken und sich verzweigen sollen ohne Grund und Absicht, ohne leitendes, geistiges Princip; eine solche Betrachtung entzieht freilich der Bedeutungslehre allen Boden; sie ist aber unrichtig; die Sprache schafft nur was sie bedarf; das Bedürfniß aber entsteht in dem geistigen Leben der Menschen aus Wahrnehmungen und Beobachtungen, die zwar ohne Reflexion und ohne freies Bewußtsein gemacht sind, jedoch mit solcher Schärfe, daß die dafür geschaffenen Analogien instinctmäßig streng beobachtet werden; allerdings kann hierbei der Wohllaut in einzelnen Fällen der Analogie Schranken setzen und Ausnahmen veranlassen; aber man muß sich hüten, dergleichen Fälle zu schnell anzunehmen; denn häufig haben auch die Ausnahmen wieder

*) S. H. Steinthal, Grammatik, Logik und Psychologie S. XXI—XXIV, und S. 346. 355. Der Ursprung der Sprache S. 22 fg.

einen Grund, der kein sinnlicher, sondern ein geistiger ist. Die Aufgabe der Grammatik und speciell der Bedeutungslehre ist es demnach, die in den Formen vorhandenen Analogien als bedeutungsvoll zu erkennen, die in ihnen liegenden unbewußten Gesetze in bewußte umzusetzen, sie mithin als begriffliche Rubriken zu verstehen und zu deuten. Die Analogien haben ferner eine Geschichte; sie dehnen sich aus, je nachdem allmählich wahrgenommen wird, daß die ursprüngliche Bedeutung derselben auch noch andere Wörter und Verhältnisse umfassen kann außer denen, welche sich zunächst dargeboten hatten; sie beschränken sich und verschwinden, wenn ihr Begriff im Volksbewußtsein aufgegeben und durch einen anderen ersetzt wird; sie werden endlich verletzt und fehlerhaft vermischt, wenn die Sprache abstirbt, wenn der Geist des Volkes den ursprünglich richtig leitenden Instinct der in ihm liegenden Gesetze allmählich verliert, wenn Fremde, wie die Afrikaner, die Sprache mit Willkür handhaben und mißhandeln. Es ist also mit Einem Wort das lebendige Sprachgefühl des Volkes in begriffsmäßige Gesetze umzuwandeln. Ich will dies durch ein Beispiel erläutern.

Das Verbum bietet im Lateinischen bei weitem nicht so viele Mannichfaltigkeiten dar als in anderen verwandten Sprachen; die Römer haben sich mit einem geringen Antheil an dem indogermanischen Reichthum begnügt, wie dies G. Curtius selbst tabellarisch veranschaulicht hat*); schon dies Minus läßt sie als ein prosaisch verständiges und ökonomisches Volk erscheinen, das sich auf den nöthigen Hausbedarf einschränkt; sie haben das Uebrige nicht etwa verloren, sondern sie haben es nicht bedurft, sie haben es verschmäht. Dies Wenige aber haben sie mit wunderbarer Genauigkeit, Schärfe und Klarheit geordnet. Sie unterscheiden 4, oder, wie sie selbst richtiger annahmen, 3 Conjugationen; d. h. sie haben die ganze Masse der Begriffe des fließenden Seins in ebenso viele Classen eingetheilt; sie unterscheiden nicht transitiva und intransitiva; denn diese von den Grammatikern erdachte Unterscheidung ist im Sprachbewußtsein nicht vorhanden gewesen; sie ist darum auch etymologisch nicht ausgedrückt, und syntaktisch ist sie nicht haltbar, da jedes transitive Verbum auch intransitiv, und jedes intransitive auch transitiv werden kann. Lassen wir einstweilen die 4te Conjugation unberücksichtigt, welche die Alten richtig nicht mitzählten, unrichtig aber zur 3ten rechneten oder sie als tertia producta von der tertia correpta schieden, so haben wir eine starke, ursprüngliche Conjugation, und 2 schwache, abgeleitete, jüngere; jene muß mithin auch die primitiven, diese die abgeleiteten Verbalbegriffe enthalten. Nun ist es ein alter aus der Logik in die Grammatik übertragener Irrthum, daß das einfache reine Sein der primitivste Verbalbegriff sein soll; aber dieser ist offenbar der abstracteste Verbalbegriff von allen; er gehört daher in eine verhältnißmäßig sehr späte Zeit und ist weder mit den Logikern des Begriffs wegen, noch mit manchen Grammatikern der alterthümlichen und anomalen Formen wegen an die Spitze aller Verba zu stellen; oder falls man dies will, so muß das „sein" ursprünglich eine sinnliche Bedeutung gehabt haben, essen, wie ich gern annehmen möchte, wenn es Pott erlaubte, der als Grundlage des Seins das sitzen vorzieht und das essen verwirft. Wenn J. Grimm**) um zu beweisen, daß das Pronomen Beginn und Anfang alles Nomens sei, beifällig erwähnt, daß im Jadschurveda das ursprüngliche Wesen spreche: „ich bin ich" und daß der Mensch, wenn er gerufen werde, antwortete: „ich bin es," so kann ich dies nur für eine späte Fiction halten, die nicht mehr Werth hat als ähnliche Annahmen unsrer Logiker; das ursprüngliche Wesen konnte weder schon das „sein" haben, noch auch das „ich";

*) Die Bildung der Tempora und Modi im Griechischen und Lateinischen sprachvergleichend dargestellt. Berlin, 1846.

**) Ueber den Ursprung der Sprache S. 41.

denn auch das Kind, auf das sich Grimm beruft, weiß viel früher die objective Welt um sich zu benennen, als es zu dem subjectiven Selbstbewußtsein gelangt, von dem das Ich ausgeht und es spricht von sich selbst zuerst in der dritten Person. Das Sein aber, wie auch das Ich, wird schon vorhanden gewesen sein als die verwandten Völker sich trennten; als abstracter Begriff hat es keine lebendige Anschaulichkeit und unmittelbare Deutlichkeit, durch die es sich hätte der Analogie verwandter Verbalbegriffe einordnen können; es bleibt daher außerhalb der Analogie; es erhält sich fast wie ein gelerntes Fremdwort und wird deßhalb anomal. Primitive Begriffe können nur solche sein, welche zunächst in die Sinne fallen; dies sind unter den Verbalbegriffen die der Bewegung und Thätigkeit; diese also gehören der 3ten Conjugation an. Den Gegensatz davon bildet das ruhige, unbewegliche Sein in einem gewissen Zustande, also das bestimmte, qualificirte Sein, das Behaftetsein mit einem Prädicat, wobei die nominalen Prädicats- und Zustandsbegriffe schon vorausgesetzt werden, welche das Sein zu einem qualificirten Sein machen; dies ist die Bedeutung der Verba der 2ten Conjugation. Endlich die 1te Conjugation verbindet und vermittelt die beiden Gegensätze der Bewegung und Thätigkeit und des ruhigen Seins; sie bezeichnet eine Thätigkeit, durch welche das Behaftetsein mit einem Prädicat und der dadurch qualificirte Zustand hervorgebracht wird; so unterscheiden sich die drei Conjugationen an Einer Wurzel z. B. in sīdĕre, sĕdēre und sēdare. Dieser logische Dreischlag ist keine Erfindung der Logik; daß er wirklich in dem römischen Sprachgefühl begründet war, läßt sich so klar durch die Bedeutung der weit überwiegenden Majorität der Verba darthun, daß die kleine Zahl solcher, bei welchen Etymon und ursprüngliche Bedeutung unklar geworden sind und welche sich zu einer anscheinend widersprechenden Bedeutung entwickelt haben, dagegen gar nicht in Anschlag kommen kann. Eine weitere Bestätigung geben die jüngeren Ableitungs-Analogien, wie sie sich nach ihrer Bedeutung unter die Conjugationen vertheilen, wie z. B. die frequentativa zur 1ten, die inchoativa zur 3ten Conjugation gehören. Ferner liegt eine Bestätigung in dem Schwanken vieler Verba zwischen 2 Conjugationen, sofern es schon in älterer Zeit vorhanden ist; dies hat nämlich den Grund, daß der Begriff eines Verbi gleichmäßig geeignet war, in zwei verschiedene Begriffsrubriken gesetzt zu werden und also das Sprachgefühl selbst beides zuließ, bis allmählich die correcte Literatur eine Entscheidung herbeiführte, während man in anderen Fällen nie aus dem Schwanken herauskam. So bestehen neben einander fervēre und fervĕre, stridēre und stridĕre, tergēre und tergĕre, frendēre und frendĕre; diese Verba drücken einen Ton aus, also nach der Bedeutung der 3ten Conjugation das thätige Hervorbringen desselben, das Afficiren des Gehörs; oder nach der Bedeutung der 2ten Conjugation das Behaftetsein mit einem gewissen Ton als einer Eigenschaft; ebenso ist es bei dem Eindruck auf das Auge in fulgēre und fulgĕre, leuchten und blitzen*). Bei tonare, boare, crepare hatte man ursprünglich auch Formen der 3ten Conjugation, tonĕre u. s. w. die aber schon in alter Zeit aufgegeben wurden, weil das Sprachgefühl bei diesen starken Tönen zur Bezeichnung ihrer Wirksamkeit einen langen und tiefen Vocal und die mit der 1ten Conjugation verbundene Bedeutung verlangte.

Was die 4te Conjugation betrifft, so konnte dieser eine besondere Begriffsrubrik nicht zugewiesen werden, da die übrigen drei das Ganze erschöpfen; und so läßt sich denn auch in der That keine eigenthümliche begriffsmäßige Bedeutung in dieser Conjugation auffinden; für einen Theil ihrer Verba gilt das Gesetz, daß sie, wenn sie von nominibus der 1ten und 2ten Declination oder von solchen der 3ten, deren Stamm nicht i in der Endung hat, abgeleitet sind, die

---

*) Vrgl. Sen. nat. qu. II, c. 56 a. E.

Bedeutung der 2ten Conjugation haben, dagegen wenn sie von andern nominibus der 3ten Declination abgeleitet sind, haben sie die Bedeutung der 1ten Conjugation; von jener Art sind z. B. superbire, lascivire, ferocire und mehrere Bezeichnungen für krankhafte Zustände oder gewisse auffällige Arten des leiblichen Seins; von der 2ten Art sind sepire, irretire, stabilire u. s. w. In diesen Begriffen also, welche rein auf die Bedeutung der 1ten und 2ten Conjugation zurückgehen, konnte die Nöthigung zur Bildung einer 4ten Conjugation nicht liegen, sondern nur in dem, was dieser allein als eigenthümlich bleibt; dies ist aber nichts anderes als die onomatopoetische Bedeutung; helle, hohe, schneidende Töne konnten nicht so gut durch e, noch weniger durch a dargestellt werden; da war i nothwendig, wie bei tinnire, tetrinnire u. s. w., und von diesem Punkte aus scheint sich dann die Analogie im übertragenen Sinne weiter ausgedehnt zu haben. Da aber so die Wahl dieser Conjugation mehr auf einem ästhetischen als einem logischen Grunde ruhte, so ist natürlich, daß einiges Schwanken entstehen konnte und manche Zweifel übrig bleiben. In späterer Zeit zumal, als die Sprache abstarb und die Analogien unlebendig und unklar wurden, sind nicht nur nach dieser, sondern nach allen Conjugationen viele Verba gebildet, für deren Bedeutung die Form unrichtig war oder umgekehrt. Dagegen scheint es für die frühere Zeit außer allem Zweifel zu sein, daß die Conjugationen als gesonderte Rubriken der Verbalbegriffe zu betrachten sind, daß ihnen die angegebene Bedeutung zugeschrieben werden muß und daß hierin ein sehr charakteristisches Beispiel von der logischen Schärfe des römischen Sprach- und Volksgeistes vorliegt. Dies Beispiel möge aber auch genügen um zu zeigen, wie ergiebig diese Betrachtung der Bedeutungslehre werden kann, wenn so nach allen Seiten das Verhältniß der Bedeutung zu der Wortform betrachtet, der Sinn und die begrifflichen Grenzen der Analogien in Flexionen, Ableitungen und Zusammensetzungen festgestellt werden und so die Logik der Sprache aus ihr selbst gezogen, nicht aus der Philosophie in sie hineingetragen und sie zugleich als eine sich stets ändernde und stetig fortentwickelnde, also als eine Geschichte des Sprachgeistes aufgefaßt wird.

Ein zweiter Theil der Bedeutungslehre würde noch näher und directer die verborgene Thätigkeit des unbewußt und unermüdlich schaffenden Geistes belauschen, wenn die Entwicklung der Bedeutungen erwogen wird, welche bei einer und derselben Wortform ohne Aenderung derselben, ohne Rücksicht auf sie, ja allmählich selbst im Widerspruch gegen sie vor sich geht; denn in alternden Sprachen lockert sich die Verbindung zwischen Bedeutung und Wort; jene bewegt sich und bildet sich fort in dem Denken der Menschen ohne Rücksicht auf dieses; und je weiter dieser Proceß fortschreitet, desto mehr verliert sich der natürliche Zusammenhang zwischen dem Wort und seinem Sinn; das Wort erscheint nicht mehr als φύσει, sondern als θέσει fixirtes Zeichen für seinen Begriff, wie es schon sehr früh bei den Flexionssuffixen geschieht. Auch hier also treffen wir auf ein fortwährendes Werden und Umwandeln der Sprache; es handelt sich um den Wechsel sowohl der allgemeinen, grammatischen Bedeutung der Wörter, durch welche sie sich in die Rubriken der Redetheile und die Unterabtheilungen derselben vertheilen, als auch der besonderen lexikalischen Bedeutung, welche dem einzelnen Wort angehört; das Wesen der Enallage und anderer Figuren, die Principien der Lexicographie, sofern diese die naturgemäße Entwicklung der Bedeutungen nicht aus dem Scharfsinn der Lexikographen, sondern aus dem Geist des römischen Volkes zu entnehmen hat, gehören hierher; und der letzte Punkt, daß nämlich der Bedeutungswechsel ein der Wortform selbst widersprechender ist, führt uns hinüber zu dem dritten Theil der Bedeutungslehre, der Bestimmung der Bedeutung durch Verbindung oder Construction mehrerer Wörter; denn oft wird der Widerspruch erkennbar an der Construction; wie z. B. wenn Tacitus

sagt praesidere exercitum, provinciam, so ist der Grund dieser Structur, daß die ursprüngliche locale Bedeutung des praesidere in der Uebertragung nicht mehr festgehalten und die abgeleitete Bedeutung allein, losgerissen von ihrem Ursprung, die Structur bestimmt. Man kann diesen Theil der Bedeutungslehre auch Syntax nennen, sofern man davon die Satzlehre ausschließt und nur erwägt, wie sich die Bedeutungen einzelner Wörter als solcher durch ihre mannichfache Verbindung modificiren, ohne Rücksicht darauf, ob ihre Verbindung einen Satz bildet oder nicht. Die Satzlehre würde dann ein besonderer, der 3te Theil der Grammatik sein, der nicht nöthig hätte, auf die Elemente des Satzes zurückzugehen, die vielmehr alle in der Bedeutungslehre nach allen den Eigenschaften entwickelt sind, welche ihre Stellung im Satze bedingen, so daß dieser für sich allein, seine Gestalt, seine Ausdehnung und Abkürzung, seine mannichfache Verbindung mit andern bis zu kunstvoll periodischer Darstellung erörtert werden kann, auf welchem Punkte die Grammatik schließt und die weitere Geschichte der Sprachbehandlung der historischen Rhetorik und Poetik überläßt. Denn daß auch die Satzlehre einen geschichtlichen Prozeß darstellen muß, wird jedem einleuchten, der die unbehülfliche Satzverbindung der ältesten Sprache durch gehäufte relativa und Coordination vergleicht mit Cicero's großartiger Periodologie, und diese wieder mit dem zerstückelten sententiösen Styl der Kaiserzeit, wo die Rede, wie Caligula treffend sagte, auseinanderlief wie Sand ohne Kalk. Hrn. Prof. Lange will ich hierbei an den leider noch nicht ausgeführten schönen Plan erinnern, den er in der Göttinger Versammlung vorgelegt und begründet hat, um die Satzlehre von diesem Standpunkt zu behandeln.

Ich verzichte darauf auch aus den zuletzt erwähnten Theilen der Bedeutungslehre und aus der Satzlehre die Aufgabe, welche wir noch zu lösen haben, durch einzelne Beispiele zu erläutern. Aber ich erinnere, um alles zusammenzufassen, an die große Epoche, in welcher sich aus der römischen Republik die Monarchie entwickelte. Diese Umwandlung war nicht ein urplötzliches, nicht ein durch äußere Gewalt bewirktes Ereigniß; es war vielmehr das Resultat, welches in der Bewegung eines ganzen Jahrhunderts von den Gracchen bis auf Augustus heranreifte und welches endlich das ganze Leben des römischen Volkes nach allen Seiten und bis in seine innersten Tiefen umwandelte. Religiosität, Sittlichkeit, Politik, Literatur und die gesammte Cultur — alles ist wie mit Einem Schlage neu und anders, und so auch die Sprache. Wo aber finden wir die letzten Ursachen dieser großen Erscheinungen? gewiß nicht in den Persönlichkeiten des Cäsar und Augustus, oder in den Wechselfällen der Bürgerkriege; denn die Personen sind ja eben so zufällig und äußerlich wie die Ereignisse; Niemand zweifelt, daß die Monarchie und der Untergang der Republik eine Nothwendigkeit geworden war; da handelt es sich nicht um die Person des ersten Kaisers und seine großen Fähigkeiten; denn eben diese Person ist ja wieder nur ein Product derselben Zeit, welche sich ihn zum Gründer der Monarchie zeugte und bildete; auch das ist nicht genügend, wenn man sich auf die eingerissene Sittenverderbniß und den Untergang der republikanischen Tugend beruft; denn das ist nur eine Negation, aus der wir wenig lernen, gewiß aber nicht die Schöpfung eines neuen Lebens begreifen, das doch auch seine ihm eignen positiven Vorzüge und Verdienste hatte und jedenfalls das Menschengeschlecht um eine große Stufe weiter dem Christenthum und dem Germanenthum entgegenführte. Es müssen also die inneren Wandelungen in dem Seelenleben der Römer gesucht werden, von welchen zuerst die geänderte Lebensanschauung der Menschen und in weiterer Folge die gewaltigen äußeren Aenderungen des Lebens selbst und seiner Formen nebst den Charakteren und Richtungen der Männer ausgegangen sind, welche die Träger dieses Lebens und die Werkzeuge seiner Umgestaltung waren. In diese Tiefe aber kann uns allein die Sprache einen sicheren Weg eröffnen; sehen wir doch in ihr zu derselben Zeit

ganz entsprechend eine mächtige und durchgreifende Umgestaltung vor sich gehen; wird doch Jeder, der vom Sallust oder Cicero zum Livius tritt, wenn er nicht alles Sprachsinns baar ist, sich von einem neuen wesentlich anderen Geiste berührt finden; und wer wird nicht merken, daß sich ihm eine ganz andere Welt aufthut, wenn er vom Cicero zum Seneca oder Tacitus übergeht! Und diese große Kluft zwischen der Latinität des goldenen und des silbernen Zeitalters ist äußerlich längst wahrgenommen und in allen Grammatiken an zahlreichen Einzelnheiten bemerkt; aber noch fehlt viel an der Vollständigkeit und Genauigkeit solcher Beobachtungen; und ferner, was die Hauptsache ist, noch nie hat Jemand die Frage beantwortet, was bedeuten diese Aenderungen des Sprachgebrauchs; haben sie einen inneren Zusammenhang und welche Aenderungen im geistigen Leben waren nöthig, um sie hervorzubringen. Die Beantwortung dieser Fragen, m. H., das ist die Aufgabe der lateinischen Grammatik für die Zukunft; dazu sind mühsame Studien, scheinbar kleinliche Untersuchungen, Observationen, Vergleichungen in Menge nöthig, um aus all diesem historischen Material die geistige Frucht zu ziehen; wir haben in Kurzem eine Geschichte der lat. Sprache zu hoffen, so weit diese den etymologischen Theil und die republikanische Zeit betrifft; Jeder weiß, wie große und mühsame Arbeiten über Plautus und die ältesten Inschriften dazu erforderlich waren; aber unendlich schwerer und ausgedehnter ist die noch übrige Arbeit, welche die historische Erforschung der Bedeutungs- und Satzlehre erfordert; diese aber verspricht zugleich unendlich bedeutungsvollere Ergebnisse. Giebt es aber erst für Ein Volk eine solche psychologisch-historische Grammatik, dann wird sie auch leichter für andere zu schaffen sein, dann wird uns ein ganz anderes, viel gründlicheres, tieferes, geistvolleres Verständniß der Geschichte des Menschengeschlechts eröffnet, dann unsre Grammatik aus einem formalen Verständigungsmittel zu einer reichen Quelle realer Erkenntniß von der weitgreifendsten Wichtigkeit werden.

Die Wissenschaft, m. H., lebt nur in der Arbeit und durch die Arbeit; sie ist ihre Freude und ihr Lohn; in ihr liegt ihre Zukunft; so lange sie noch Aufgaben zu lösen findet, die ein allgemein menschliches Interesse haben, ist ihr Leben frisch und unzerstörbar; so wird auch unsre Wissenschaft durch unsren Fleiß trotz aller Anfechtungen sich einen gesicherten und ehrenvollen Platz fort und fort erzwingen, und je rüstiger sie neue Bahnen betritt und aus dem unerschöpflichen Schacht des classischen Lebens neue Schätze hervorzieht, wenn auch zunächst nur für die wissenschaftliche Erkenntniß, desto besser wird sie zugleich ihre andere Pflicht erfüllen, als praktisches, populäres Mittel edler, menschlicher Geistesbildung zu dienen jetzt und immerdar. Möge denn auch die gegenwärtige Versammlung uns neue Freude und reiche Anregung zu der Arbeit der Zukunft bringen.

Nach Beendigung dieser Rede schritt der Präsident zur Bildung des Bureau's und schlug zu Secretären vor:

den Oberlehrer **Guttmann** vom Elisabetan zu Breslau,
den Professor Dr. **Vahlen** von der Universität daselbst,
den Oberlehrer Dr. **Cauer** vom Magdalenäum daselbst,
den Oberlehrer **von Raczek** vom königl. Gymnasium zu Glogau,
den Professor Dr. **Dietsch** von der Fürstenschule zu Grimma.

Nachdem die Versammlung sich mit diesen Vorschlägen einverstanden erklärt und die Genannten die ihnen übertragenen Functionen übernommen hatten, ergriff Professor Dr. **Bonitz** aus Wien das Wort und sagte: „er spreche den Dank der österreichischen Mitglieder für den freundlichen Gruß, mit welchem sie von dem Präsidenten und der ganzen Versammlung empfangen worden, zwar ohne speciellen Auftrag, aber gewiß im Sinne der anwesenden Landsleute und

derer, die gern anwesend gewesen wären, aus. Das große Interesse, welches seit dem letzten Jahrzehnt in Oesterreich für die Philologie erwacht sei, sei Niemandem unbekannt, der seine Aufmerksamkeit darauf gerichtet habe. In gleichem Schritte sei auch die Theilnahme für die Versammlung der Philologen, Schulmänner und Orientalisten gestiegen, welche nicht zu bemessen sei nach dem sparsamen Besuche, welchem vielfache Hindernisse entgegenträten, indem die Zeit der Versammlung mit dem Beginn des Studienjahres in Oesterreich zusammenfalle, und der Ort, wenn er auch an der Grenze des Kaiserstaates liege, doch immer nur einem kleinen Theile desselben nahe sei; endlich erwecke das Bewußtsein, daß in der Versammlung die Meister der Wissenschaft und des Unterrichts sich befänden, eine natürliche Scheu, welche das wirkliche Erscheinen schwer mache. Wie groß jedoch die Theilnahme für die Bestrebungen der Versammlung sei, würde sich gewiß zeigen, wenn einmal eine Stadt Oesterreichs zum Sitze der Versammlung gewählt würde." —

Hierauf las der Oberlehrer Guttmann die Statuten nach der zu Berlin am 3. October 1850 angenommenen Fassung, und der Oberlehrer Dr. Cauer das Verzeichniß der bereits erschienenen Mitglieder, die sich durch Erheben von ihren Plätzen einander gegenseitig vorstellten, vor.

Um die statutenmäßige Commission zur Wahl des nächsten Versammlungsortes zu vervollständigen, wurden außer den Präsidenten und Vicepräsidenten früherer und denen der gegenwärtigen Versammlung, dem Director Eckstein aus Halle, Schulrath Dr. Foß aus Altenburg, Professor Dr. Fleischer aus Leipzig, Professor Dr. Haßler aus Ulm, Professor Dr. Haase, Director Dr. Schönborn und Regierungs- und Schulrath Dr. Stieve von hier auf den Vorschlag des Vorsitzenden gewählt:

Geheime Ober-Regierungsrath Dr. Brüggemann aus Berlin,
Director Dr. Classen aus Frankfurt a. M.,
Professor Dr. Bonitz aus Wien.

Demnächst erwähnte der Präsident die gnädigste Theilnahme Sr. Majestät unseres erhabenen Königs und des Hohen Königl. Ministerii, durch welche es möglich geworden sei, die Einladung zu dem am morgenden Tage im Saale des Schießwerder-Gartens zu veranstaltenden Diner ergehen zu lassen, bei welchem des abwesenden Herrn Ober-Präsidenten von Schleinitz Excellenz durch den Präsidenten des Königl. Consistoriums und Provinzial-Schul-Collegiums, Herrn von Prittwitz vertreten sein werde.

Ferner theilte der Präsident mit, daß von dem Königl. Provinzial-Schul-, dem Magistrats- und dem Stadt-Verordneten-Collegium, so wie von dem Rector und Senat der hiesigen Universität Begrüßungs- und Einladungs-Schreiben eingegangen seien und ließ dieselben durch den Secretär, Oberlehrer Dr. Cauer zur Kenntniß der Versammlung bringen*). Dankend wurde sodann auch der Aufmerksamkeit der Theater-Direction für die auf heut angesetzte Festvorstellung und der Sing-Akademie für die morgen Abend stattfindende musikalische Aufführung erwähnt, so wie die andern Beweise der Achtung hervorgehoben, die durch Darbringung literarischer Gaben an den Tag gelegt worden, von denen die zur Verfügung gestellten Exemplare an die Anwesenden vertheilt wurden. Es waren eingegangen:

1. Von dem hiesigen wissenschaftlichen Verein:
   a) Breslau. Ein Führer durch die Stadt. Von Dr. H. Luchs. Breslau. Mit einem lithographirten Plane der Stadt. Verlag von Eduard Trewendt. 1857. (32 S. kl. 8).

---

*) Die Schreiben finden sich oben Seite 5 fg.

b) Zur Charakteristik der italienischen Humanisten des 14. und 15. Jahrhunderts von Dr. Julius Schück, Oberlehrer am Gymnasium zu Maria Magdalena in Breslau.
Petrus Vincentius, der erste Schulen-Inspector in Breslau. Ein Beitrag zur Kultur-Geschichte Schlesiens von Dr. Robert Tagmann, Oberlehrer an der Realschule zum heiligen Geist in Breslau. Breslau. Druck von Robert Nischkowsky. 1857. (90 S. gr. 8.)

2. Von den Studirenden der Philologie: Miscellanea philologica Philologis et Paedagogis Germaniae, Vratislaviae inde a. d. XXVIII. M. Septembris Conventum agentibus summa reverentia atque observantia dedicata ab antiquarum literarum in Alma Viadrina Studiosis. Vratislaviae typis Universitatis MDCCCLVII. Behandelt werden darin Schol. und Procl. ad Plat. Civ. p. 327. A. und zwei Stellen aus Senecae Dial. IX c. 2. p. 6 u. 7. ed. Haase (15 S. 4).

3. vom Director des Gymnasiums zu St. Maria Magdalena, Dr. Schönborn: Friedrich von Gentz Briefe an Christian Garve. (1789—1798). Herausgegeben von Dr. Schönborn &c. Breslau. Josef Max u. Komp. (109 S. kl. 8.)

Außerdem waren übersandt worden:

a) Vom Director Dr. Jul. Sommerbrodt in Anclam: das 3te Bändchen seiner Ausgabe des Lucianus. (Haupt-Sauppesche Sammlung.) In dem begleitenden Anschreiben empfiehlt der Herausgeber seine in der Vorrede aufgestellte Thesis, daß die Lecture des Lucian von den obern Klassen der Gymnasien nicht auszuschließen sei, der Beachtung der Versammlung.

b) Von der Hinrichs'schen Buchhandlung zu Leipzig: Overbeck, Geschichte der griechischen Plastik. 1. Band. 1—5. Lieferung.

Die beiden letzten Schriften, so wie ein Exemplar von jeder der andern wurde der hiesigen Studenten-Bibliothek überwiesen.

c) Ein Schreiben des in Wittenberg zur Errichtung eines Denkmals für Philipp Melanchthon zusammengetretenen Comitee's, durch welches unter Ueberweisung einer ausreichenden Anzahl von zu vertheilenden Exemplaren des an alle Evangelische in- und außerhalb Deutschlands erlassenen Aufrufs zu Beiträgen aufgefordert wird*).

Demnächst gab der Präsident die nöthigen Erläuterungen zu der den Mitgliedern eingehändigten Eintritts-Karte, besonders in Bezug auf die Zeit des Besuchs und der Besichtigung der Sammlungen für Künste und Wissenschaften, wie der Königl. Universitäts-, der von Rehdigerschen Stadt-, der Studenten-Bibliothek, des botanischen Gartens, der Gemälde-Gallerie im Ständehause, und befürwortete endlich den Antrag: dem Professor Dr. Welcker in Bonn die Liebe und Hochachtung der Versammlung zu erkennen zu geben, nach dessen ungetheilter Annahme Director Dr. Classen aus Frankfurt a. M. und Professor Dr. von Leutsch aus Göttingen um Abfassung einer Adresse ersucht wurden, wozu sie sich auch gern bereit erklärten.

Hiermit waren die äußeren Angelegenheiten des ersten Sitzungs-Tages beendet und es folgte nun:

Der Vortrag des Professor Dr. Gerhard aus Berlin über die in den Apulischen Gräbern im Jahre 1850 aufgefundene Darius-Vase.

---

*) Die während der Dauer der Versammlung veranstaltete Sammlung ergab den Betrag von 61 Thlr., welche an das genannte Comitee in Wittenberg abgeliefert worden sind.

Professor Dr. Gerhard hatte, einem an ihn ergangenen Wunsch des Präsidiums zu entsprechen, es sich angelegen sein lassen, die Versammlung mit einer Mittheilung aus dem Gebiet alter Kunst zu versehen. Es hatte hierzu das erst ganz kürzlich für Tafel CIII der bei G. Reimer erscheinenden archäologischen Zeitung ausgeführte von Namensinschriften begleitete Bild der auch in Neapel noch nicht veröffentlichten großen Dariusvase aus Canosa, jetzt im Museo Borbonico, willkommen sich dargeboten. Da das betreffende Heft jener Zeitschrift noch nicht erschienen und auch die demselben Kunstwerk gewidmete Notiz im Bericht der Berliner Akademie vom Juni d. J. nur wenig verbreitet war, so hatte es sich wohl gefügt, daß mit Einwilligung des Herrn Verlegers 300 Abzüge des gedachten Vasenbilds unter die Mitglieder der Versammlung vertheilt werden konnten. Von den figurenreichen Darstellungen jenes colossalen Thongefäßes, auf welchem die mythischen Kämpfe gegen Chimäre und die Amazonen sammt den geschichtlichen des Perserkriegs zu trilogischer Anschauung der Besiegung Asiens durch Hellas verbunden sind, ward das in seiner Mitte den thronenden Darius zeigende Hauptbild in seinen drei auf Berathung, Rüstung und Götterwillen bezüglichen Scenen einer genaueren Betrachtung unterworfen. Prof. Dr. Gerhard, welcher durch einen erläuternden Vortrag hierzu anleitete, verweilte insonderheit bei Erörterung der um Darius geschaarten Figuren, in denen man bisher eine durchaus persische Rathsversammlung erkannt hatte, während nach Kopfbedeckung und leichterer Bekleidung, wie nach Vergleichung von Herodot VII, 1 ff. die zum Perserkönig geflüchteten Griechenhäupter von Datis, Artaphernes und anderen Persern sich wohl unterscheiden lassen, dergestalt, daß neben Pisistratiden, Aleuaden und dem spartanischen Demarat auch selbst das falsche Prophetenthum des Onomakritos hier persönlich vertreten zu sein scheint.*)

Prof. Dr. Gerhard schloß mit der Bemerkung, daß die Farnese'sche Vase schöner, bedeutender sei, als die eben besprochene, doch gewähre diese einen großen Genuß dadurch, daß sie den Gegensatz zwischen Asien und Europa, Persien und Hellas zu deutlicher Anschauung bringe und daß sie poetisch und künstlerisch aufgefaßt zu Herodot und dem Traume der Atossa in den Persern des Aeschylus einen künstlerischen Commentar zu geben vermöge.

Nach Festsetzung der Tagesordnung für die zweite allgemeine Sitzung, in welcher die Haltung der Vorträge:

a) des Rectors am Elisabetan hierselbst, Dr. Fickert: de instaurandis antiquarum literarum studiis consilia scholastica;
b) des Professors Dr. Kayser aus Sagan: über die Kritik der homerischen Gedichte, namentlich der Odyssee, besonders auf Grund einiger Wiener Handschriften;
c) des Privatdocenten Dr. Westphal aus Tübingen hierselbst: über die Entwickelung der ältesten griechischen Lyrik,

bestimmt wurde, fand um 12½ Uhr der Schluß dieser ersten allgemeinen Sitzung statt. Demnächst constituirten sich in gesonderten Localen die pädagogische Section und die Versammlung der deutschen Orientalisten.

---

*) Obige, zuerst im Bericht der Berliner Akademie vom Juni 1857 S. 335 gegebene, Deutung glaubt der Verfasser noch immer vertreten zu können, obwohl weder Welcker in seiner gleichzeitig gegebenen Erklärung der Dariusvase (archäol. Zeitung. Jahrgang XV, Juli 1857. S. 49 ff.), noch auch E. Curtius in seinem später erfolgten Aufsatz gleichen Gegenstandes (ebd. Denkmäler und Forschungen, December 1857) derselben Meinung sind. Noch weniger stimmt damit Forchhammer überein, indem er die Inschrift ΔΑΡΕΙΟΣ auf den demüthigen Redner bezieht und als Gegenstand des ganzen Bildes ein von Hades und dessen Todtenrichtern über den Perserkönig ergehendes Gericht zu erkennen glaubt, (ebd. Arch. Anzeiger. Novbr. 1857.)

Zweite allgemeine Sitzung.

Dinstag, den 29. September, 10½ Uhr.

Den Vorsitz führt der Vicepräsident Director Dr. Schönborn.

Die Sitzung beginnt mit der Rede des Directors Dr. Fickert.

De instaurandis antiquarum artium studiis consilia scholastica.

Viri humanissimi!

Nihil sane nobis, qui in recondito hoc Germaniarum angulo bonis literis artibusque operam damus, gratius potuit obtingere et exoptatius quam iste ad nos clarissimorum hominum tam frequens conventus, ut recte hinc auspicari videamur novam aliquam illarum aetatem laetius apud nos efflorescentium. Quo enim rarius fit, ut sive ipsi alias adeamus provincias, sive ad nos singuli perveniant extrinsecus viri docti, eo ardentiore studio nos debent incendere tot nomina celeberrima, quot non facile alius locus vidit congregata. Itaque et vobis gratias oportet agamus quam maximas, qui hanc urbem non estis aspernati ab hominum commercio et commeatu paulo remotiorem, et nobis gratulemur, quod vestra quamvis paucorum dierum consuetudine suavissima licet uti. Ego vero ut ad vos prodirem verba facturus, nec mea ambitio effecit nec doctrinae fiducia, neque aliud quidquam nisi artium liberalium amor, quo me inde a puero inflammatum fuisse apud vos gloriandum potius arbitror quam infitiandum. Accessit muneris scholastici ratio, quae cum ipsa monuit ut ad illas augendas et promovendas occasionem quamlibet arriperem, tum hunc potissimum locum, qui est de instaurandis antiquarum artium studiis, ut eligerem mihi persuasit. Quae igitur sum propositurus, ex intima animi mei sententia erunt profecta mihique ipsi persuasissima; nec tamen ideo aliis ea ingeram et obtrudam, cum nec solus sapere mihi videar, et ut verum inveniatur et aliquid emolumenti disciplinae nostrae inde paretur, id unice studeam. Jam vero si quid videbitur acerbius dictum, nolite offendi et hoc tribuite Latinitati, ut liceat liberius et apertius eloqui, quam ferendum esse indoctis auribus forsitan videatur: haec enim est humanitatis natura; quae cum quaerat veritatem et unam maxime omnium diligat, nullam ejus speciem pertimescit aut aversatur; nec possunt constare liberales artes sine orationis quadam libertate.

Quam si mihi concesseritis, tripertita procedet oratio mea, ut primum iacere nunc profligata antiquarum artium studia paucis probem; deinde vulnera indicem, quae illis sint inflicta; tum medicinam, quae adhibenda videatur.

Primam partem probaturus vereor ne in stultitiae crimen me incurrere arguat ipse hic consessus, quoniam tantus adest philologorum numerus tamque clari sunt

multi eruditione, ut nullo tempore antiquitatis scientiam magis floruisse merito quispiam colligat; atque etiam pueris hodie nota esse videmus, quae olim vel doctissimos viros fugerint. At hoc quidem non contendo ipsam disciplinam languere et deesse ei antistites et propugnatores dignos gravesque; quod si asseverare vellem, iusta reprehensione utique essem dignissimus. Contra vero si quis ad eam conditionem respexerit, quae fuit illarum literarum triginta abhinc annis, ne dicam de superiore tempore, qui nunc earum status est: heu, quantum mutatus ab illo! Tum enim in maximo honore erant, nec quidquam laudabilius summis viris et amplissimis videbatur quam vacare humanitatis studiis, quae ad extremam aetatem summo opere colebant; nec habebant illa tum osores nisi ignorantes.

Hodie autem qui sapere videntur cum nihili ea faciant, tum oneri et impedimento potius ad altiora aspirantibus esse censent quam hominum generi quidquam afferre commodi et utilitatis; atque filiorum delicatorum miserentur, quod magistrorum saevitia et immanitate adigantur ad labores et molestissimos et plane inutiles. Nonne multi exstiterunt, qui obsoleta haec studia dictitarent et abroganda, ut multo melius et rectius ad eas artes instituerentur pueri, unde communi vitae et hominum societati multa magnaque nascerentur emolumenta? Quod efficere ubi aliquantisper sunt conati, mutata sententia non plane carendum esse Latinae linguae notitia confessi tantillum antiquitatis impertiri discipulis instituerunt, quantum didicisse profecto plus nocet humanitati quam prodest. Id enim rectissime praecipitur, ne quid pueri doceantur leviter atque ita, ut delibasse potius et degustasse videantur quam percepisse et imbibisse; quem locum relinquo fusius deinceps et copiosius pertractandum. Ista vero opinio tam late est divulgata totque fautores ac patronos nacta, ut mirum non sit, si pueri quasi contagione quadam infecti iam multo sint tardiores ad bonas literas et ignaviores, quam olim fuerunt, ac pauci inveniantur, qui ingenuo ardore et animi quadam alacritate in illas incumbant et tantum operae in veterum scriptorum domestica lectione sua sponte ponant, quantum fas est. Unde fit, ut nulla cuiusquam scriptoris familiaritate contracta animus semper alienus sit ab antiquitatis inprimis Romanae sensu, nec facile melius quidquam assequamur in gymnasiis nostris, quam ut pauci discipulorum possint emendate scribere, ornate et copiose fere nemo. Ac frustra quidem, quod sciam, summi magistratus magnum ad nos dederunt edictorum praescriptorumque numerum, quibus accuratius et melius pueros cum universae antiquitatis cognitione instruere iubemur, tum maxime eos linguae Latinae idonea facultate ornare. Frustra prodierunt, qui novas vias se demonstraturos promitterent, quibus liceret pervenire ad veterem illam doctrinae perfectionem et absolutionem.

Cum enim ipsi essent decepti opinionum falsa specie, etiam alios deceperunt, quicunque bona fide vias illas ingressi longius aberrarunt. Atque haec ipsa novarum rationum et artificiorum in re scholastica indagatio et captatio decrescere eam et languescere documento est firmissimo. Ita est, mihi credite, iacent humanitatis studia, et qui inviti fere apud praeceptores iis operam dederunt, paulo post oleum et operam se perdidisse arbitrati plane ea abiiciunt, numquam veteres scriptores lecturi, quorum libros schola relicta confestim venditant. Neque ex iis, quibus paulo benignior est ingenii vena et spiritus elatior ac largior eruditio scholastica, quisquam fere curriculo gymnasii percurso in his studiis permanet; sed quemadmodum pauci in academiis

humanioribus literis operam dant, ita quos iis studere praeceptores maxime voluerunt, multum abest ut id faciant. Quid igitur mirum, quod tanta est magistrorum inopia eorumque, qui has literas possint recte docere, tam paucique eam facultatem — publico vocabulo utor et recepto — velint probare. Inde factum est, ut in gymnasio Elisabetano prope per triennium frustra quaereretur, qui et vellet et posset obire antiquas literas docendi munus; quamquam conditio est minime spernenda multoque lautior, quam quae illa aetate, qua ipse hanc provinciam adii, offerri solebant. Sed haec hactenus: quid enim attinet plura proferre, cum hoc quidem ambigi vix possit?

Itaque ad reliqua pergamus causas quaesituri, quae in miserum hunc statum rem nostram videantur deduxisse; quarum primam pono, quod nec dignitatis nec praemii satis magna spes proposita est praeceptoribus futuris. Quod ut refellat si quis olim non aliter fuisse dixerit, de pecunia concedam, nec tamen de honore; quem tum illa spreta multo saepius sectati plurimi sunt, quam id fieri hodie videmus, quando auri sacra fames totum fere tenet genus humanum, ut ne pueros quidem ea vacare vere possis dicere. Quae enim civitas generosum illud Lugdunensium — Batavos dico — exemplum imitatura sit? qui cum summae fortitudinis praemium, qua ab Hispanis defendissent patriam, omnis tributi immunitas esset promissa, hanc tamen aspernati, ut academia apud se constitueretur, enixe petiverunt et obtinuerunt.

Veniunt qui nostrarum literarum flore antiquarum amorem exstinctum esse arbitrentur; quibus non assentiendum puto. Quo enim tempore illae maxime florebant et exsistebant e nostratibus, qui immortalia ingeniorum monumenta literis mandarent, eodem etiam antiquitatis studia denuo vigere coeperunt; nec quemquam scriptores illi, quos usitato nomine classicos nostros appellamus, umquam a veterum lectione abstraxerunt et abalienarunt, neque id fieri potest propter praestantiae similitudinem, quae intercedit inter utrosque. At aliud scriptorum genus tam bonis moribus quam studiis nostris est perniciosissimum, quod cum nihil habeat nisi res fictas aut a veritate abalienatas et corruptas, excitat et alit in pueris, quorum usui et eruditioni illa destinata feruntur, cogitationis quandam luxuriam atque ignaviam adeoque implet mentem et occupat vanarum imaginum multitudine, ut severae disciplinae nullus locus relinquatur. Me ipsum aliquando graviter peccasse fateor, quod discipulis meis istorum libellorum laudatissimos quidem dedi ad legendum; mox tamen quanta etiam in his inesset tenerae aetatis corruptela expertus, cum ut quisque cupidissime exciperet vel arriperet potius istam lectionem, ita eum intellexissem reddi ignavissimum, retractavi rem, quantum poteram; nec tamen contigit, ut prohiberentur parentes eiusmodi libros atque etiam peiores suppeditare filiis. Huc accedit, quod iidem illi, quoniam plerique nihil habent optabilius quam voluptates, filiolis ea permittunt, quae si non animo noceant et moribus, augent certe ignaviam et desidiam et officiunt disciplinae severitati. Contra autem sedulo iidem cavere et arcere solent omnia, quibus cum corpore etiam animus corroboratur et confirmatur. Atque haec quidem non solum ad antiquarum literarum studia pertinent, sed cetera quoque attingunt. Neque vero desunt sua illis impedimenta hoc graviora et funestiora, quod continentur in ipsa, quae nunc est, maxime antiquarum linguarum disciplina. Quamquam enim nuper apud nos imminuta est earum rerum multitudo, quae in gymnasiis docendae erant, id quod omnes sani homines profecto gratum et acceptum habent, tamen etiam nunc plura praecipi, quam quae ferre possit una pue-

rilis aetas, nec omnia suo loco et tempore, affirmare non vereor. Nec disciplinae ratio plane videtur probanda, quod imprimis dictum velim de linguarum institutione. Quanto enim magis exculta et perfecta est grammatica ars, tanto plura in eam peccantur, et quo diligentius et accuratius viri docti inquisiverunt in Latini sermonis indolem et ingenium ac singula sunt perscrutati, eo longius recessimus ab universae Latinitatis sensu et intellectu. Nec mirum hoc videri potest, cum rerum naturae quadam lege ita sit constitutum, ut partium investigatio et contemplatio mentem semper abstrahat et avocet ab universi cogitatione, ad quam ut revertamur et colligamus animum rerum varietate distractum et quasi dissipatum, id quidem licet, sed difficillima res est et divino quodam dono concessa perpaucis mortalium. Ut brevissime dicam et verbo significem vitium illud, quo nostra res maxime laborat, mea sententia hoc est, quod non ad facultatem dicendi scribendique discipulos instituimus, sed ad rerum grammaticarum scientiam. Quod si quis dubitat, ut alia documenta omittam, hunc ablego ad grammaticorum definitiones, quibus artem suam solent circumscribere. Quis enim ex illis est, qui cum Philippo eam loquendi scribendique artem dici velit? Atqui ad erudiendam iuventutem nihil aptius ea definitione potest excogitari, nihil utilius.

Profectus iste error est ab illis, qui quod omnia ad intelligentiam et iudicium revocari non male volebant, obliti tamen verissimum illud, ut intelligeremus, antea credendum i. e. accipienda esse a sapientioribus oblata, explicabant pueris tironibus singularum literarum naturam et vim, ut ratione perciperetur lectio. Quam late istud serpserit, quot disciplinarum locos occupaverit, quae denique mala produxerit, incredibile fere est; nec quidquam antiquius habeo, quam ut hunc ipsum morbum impugnem. Accedit eodem magistrorum quorumdam indulgentia prava, qui excusare discipulorum peccata non verentur tristi hac voce: Melius scit, peccavit per negligentiam. Quanto fructuosius horribile illud veterum: Fer, puer, aut feriere! Discipulum enim, cum quid contra grammaticam vidit ab se esse peccatum, id decet perhorrescere tamquam viperam in herba latentem. Haec vero in rebus grammaticis severitas multo latius patet, quam vulgo videtur, et vehementer pertinet ad mores. Ut enim possint compescere animi appetitum, initium faciendum est a cogitatione, quam qui bene habebit subactam, ut nihil inconsulte dicat vel scribat negligenter, idem cavebit, ne quid agat imprudenter.

Deinde multa illa, quibus hodie ad studia sua pueri utuntur, adiumenta non parum impediunt discendi progressionem, quamvis eam adiuvare putentur. In his praecipue sunt habendae veterum scriptorum interpretationes Theotiscae et commentarii, qui habent integros locos translatos et praeparationes, quas dicunt, ad singulos scriptores: quae omnia cum exiguo pretio veneant, magno verae eruditionis detrimento a multis saepe usurpantur.

Tum minime probanda est vulgata veterum scriptorum interpunctio, quae tantum abest ut vere prosit discentibus, quod volunt, qui eam introduxerunt, ut multum noceat; monet enim eos, ut magis cogitent de Theotiscae linguae ratione quam de ingenio Latinae. Quid magis esse potest absurdum quam Obiectum aut Subiectum commate posito divellere a verbo suo? Attamen id fieri solet in ea structura, quam Accusativum cum Infinitivo dicimus. Idem cadit in Ablativos absolutos, alia.

Quis nostratium, si Gallum scriptorem ederet, id vellet committere, ut ad eum adhiberet linguae Germanicae interpunctionem?

His expositis de rerum nostrarum conditione, ad quae alii alia censebunt fuisse adiicienda, hoc unum videtur restare, ut de remediis disseramus, quae ad malorum illorum curationem adhibeantur; quo in loco, qui latissime patet, primum ea tractabimus, quae ad universam iuventutis eruditionem et educationem referuntur. Ea hodie quo adiuvatur minus domestica ipsorum parentum cura, eo studiosius publica disciplina in hanc partem oportet incumbat, et quidquid illa deliquerit, emendet et suppleat. Hoc quidem cum facillimum sit dictu, factu tamen minime est promptum: nam pro misera praeceptorum conditione et curta supellectile, qua ut se suosque sustentent, adiguntur plerique sive ad privatas institutiones, sive ad scriptionem venalem descendere, praeter publicas scholas nulla eorum opera in discipulorum usum amplius est exigenda; nec cito quisquam viam repererit, qua ad cultus victusque securitatem illi possint perduci. At si fieri posset — atque ut possit, omnibus viribus nitendum, cuicunque cordi est scholarum salus — si fieri igitur posset, ut omnibus rei domesticae curis liberarentur tantamque acciperent mercedem, quanta et par esset labori et sufficeret necessitati: tum quidem omnes vires omnemque operam conferre deberent ad iuventutem non docendam solum, sed etiam erudiendam et educandam. Quod sic videtur instituendum, ut praeter lectiones publicas cum singulis discipulorum ordinibus singuli praeceptores magnam diei partem degerent, nec inspicerent solum in pensis elaborantes, sed comitarentur etiam et ducerent per agros et saltus vagantes. Atque ita quidem nihil domi esset elaborandum nec male aliena opera pueris liceret abuti et auxilio hominum non minus saepe imperitorum quam improborum, quos solent magistros domesticos appellare, et discerentur multa non scholastica ratione, sed meliore et faciliore negotio. Velut pro rerum naturalium institutione, quae in scholis vana plerumque et inutilis est, quaeque ob eam causam e gymnasiis nostris nuper exturbata fere est, imbuerentur pueri, modo adessent idonei praeceptores, rerum naturae quodam sensu et amore, qui mirum quantum facit et ad ingenium excolendum et ad mores conformandos. Item alia ad geographiam et historiam pertinentia familiari colloquentis sermone multo avidius hauriunt pueri et quasi intimis medullis recipiunt quam docentis disputatione, licet sit diserta. Quod autem pluris etiam recte aestimatur, magistri discipulorum animos moresque optime hac ratione cognoscunt, et utrique inter se artiore consuetudinis vinculo coniunguntur et consociantur non deminuta sed aucta in hos illorum auctoritate. Quid? quod cum omni tempestate instituuntur eiusmodi ambulationes sive etiam peregrinationes, corporis valetudo admodum confirmatur.

Iam vero ut ad ipsam disciplinam pergamus, inprimis hoc tenendum est gymnasia ab exercitatione habere nomen, ut sint ingeniorum palaestrae, in quibus certo quodam ordine et ratione animus exerceatur et instituatur ad eloquentiam, quae in dicendi maxime scribendique facultate constat, non in plurimarum scientia rerum quamvis utilium. Hunc esse finem omnis eruditionis gymnasticae certo constat inter eos, qui quid gymnasia olim condentibus viris praeclarissimis fuerit propositum, non ignorant. Unde consequitur, si modo velimus eo pervenire, ut nihil agamus, in quo frustra consumatur tempus, quodque, si minus deducat a proposito, tamen progressionem retardet et impediat; neque agamus perverse et importune, sed suo quidque ordine et tempore tractemus.

Illa autem, in quibus eloquentia continetur, haec sunt: primum linguae non cognitio solum accurata et copiosa illa, sed usus etiam multiplex; deinde earum rerum copia, in quibus exerceri possit et elaborare eloquentia.

Ad haec si voles addere cogitandi sollertiam, ut qui locus in gymnasiis sit mathematicorum, intelligatur, non improbabo; quamquam illa comparatur linguae cognitione et usu, nec quidquam magis acuit et excolit mentem quam grammatica. Lingua vero Latina aliam non esse ad illud consilium exsequendum magis idoneam cum constare videatur, argumentatione supersedeo. In illa igitur longe plurimum operae est collocandum atque plus etiam temporis consumendum, quam nunc apud nos conceditur, ut ultra tertiam classem grammaticae elementa non sint tractanda. Quod enim in secundo vel adeo in primo ordine sive scriptores interpretantibus nobis sive discipulorum libellos emendantibus et notantibus illa identidem sunt retractanda et inculcanda, inde oritur ille languor tristissimus, quo inter se afficiunt invicem praeceptores et discipuli. Quod si aliter haberet et suppeteret his doctrina idonea et possent celerius pergere in scriptorum lectione tam privata quam publica et carere pernicioso interpretationum Germanicarum subsidio, quod defendere frustra conamur, denique si illis liceret magis versari in rerum quam in verborum explicatione: cum melius imbueretur iuventus antiquitatis sensu, tum eius sempiterno amore afficeretur, quem hodie in perpaucis reperiri supra sum conquestus. Hoc autem quin possimns assequi, non dubito, modo prima grammaticae fundamenta recte iaciamus, i. e. maxima alacritate et industria in nominum verborumqne formis pueros exerceamus nec desistamns ab opere nec pergamus ad ulteriora, dum omnia si non ab omnibus certe a plerisque penitus sint percepta et memoriae accurate mandata. Hoc in genere sic facere soleo, ut antiquo more formas ordine disci iubeam et modo a singulis recitari modo a cunctis, quod non minus habet delectationis quam commodi. Deinde singula ex singulis quaero atque etiam tum ordinem vulgatum observo. Postremo autem tantam interrogationis varietatem adhibeo, quantam potui excogitaro maximam. In fundamentis firmis his solidisque reliqua licet pariter exaedificare atque etiam facilius: iis enim, quae probe tenent, freti fortiter nova aggrediuntur et superant eo citius, quo minus ante praetermissa vel male accepta compensanda sunt et corrigenda.

Sed videndum est non tam ut pueri grammaticorum praecepta recitare possint, quam ne peccent scribendo dicendove; nec id committendum, ut fundamenta illa rursus labefiant, et excidant non facili opere modo quaesita. Ea autem, quae ad stili exercitationem imperantur discipulis transferenda, multo utilius componuntur a praeceptoribus ipsis et accommodantur iis quae sunt nuper lecta aut alias tractata, quam ut ad hunc usum pueris tradantur libri impressi, in quibus etsi sint a viris doctissimis scripti, numquam provisum esse potest propriis eorum utilitatibus, quibus traduntur, cum ne unius quidem scholae idem ordo semper sibi constet. Praeterea decipiendi praeceptores copia fit et abutendi aliena opera, cum idem liber diutius usurpatur aut in pluribus scholis non admodum inter se remotis. Praecepta quam paucissima dari oportet et brevissima, neque tempus terendum est et consumendum in enucleanda eorum ratione: satis habent pueri ea accipere, cum praesertim de causis et rationibus inter viros doctissimos ambigi soleat. Longius tamen provectis et idoneam earum rerum notitiam et facultatem adeptis ea explicare, quae habeant interpretationem non

ita difficilem, minime erit absurdum. Eodem loco ponam vocabulorum copiam, quam discipulorum memoriae mandare nuper iussi sumus: errare enim videntur, qui generatim vocabula discenda putant, quum neque ipsa rerum natura, quam ducem sequi ubique tutissimum est, ita infantibus ea praebeat, et discantur multa, quorum in praesentia usus sit nullus. Hoc de loco nemo meliora et saniora disputavit quam Fridericus Wiggert praeceptor olim meus, cui plurima me debere grato animo fateor. Vocabulorum cum affatim memoria tenebunt, tum non inepte imperabitur discipulis, ut ipsi ea per genera distribuant, si satis otii erit ad hanc exercitationem. Porro cavendum est, ne quidquam discant, quod postea sit dediscendum, neve inferiorum ordinum doctores aliam putent esse Latinitatis legem tironibus, aliam longius progressis.

Iam vero quod ad eloquentiam brevissima via et quasi compendiaria imitatione quaeritur, et facilius imitamur unum exemplar quam plura, et Cicero scriptorum tam praestantia quam multitudine aptissimus est et dignissimus, quem pueri sequantur: propterea huius oratio quasi norma sit, ad quam per omnes gymnasii ordines omnia exigantur et revocentur. Quod cum ab illo ceteri scriptores discrepant, qui leguntur, verbo monendi sunt discipuli; qui ita instructi Latinitate Ciceroniana et imbuti postea, si videbitur, selectam quoque vel mixtam potius et confusam facillime imitabuntur.

Denique ne quid praetermittatur, ad interpretandos veteres scriptores adhibeatur Latinus sermo et de Graecis multa in eum transferantur.

Iam pergendum videtur ad reliqua, quae in gymnasiis praecipi solent: ex quibus Graeca lingua secundum Latinam merito ponitur, nec prima eius institutio differenda est ad quartam classem, sed in quinta potius incipienda. Magna enim, qua abundat, formarum multitudo facilius accipitur a tenera aetate quam a provectiore. Et vero hoc egit rerum natura, quam sequendam esse modo dixi, ut homines nec prius quidquam discerent quam linguae usum et vocabulorum formarumque multitudinem et varietatem et avide exciperent et probe tenerent infantes. Atque maior dignitas sine controversia et cum Latino cognatio ac similitudo Graeci sermonis est quam Gallici, qui commode ad tertium ordinem ex vetere multorum gymnasiorum instituto relegabitur. Perfecta enim et absoluta eius cognitio in gymnasiis nostris numquam efficietur, etiamsi inde a quinta classe disci coeptus fuerit; quantum autem opus est ad scriptores legendos, etiam tum assequi poterunt discipuli, cum a tertia classe fiet initium. De patria lingua quod dicam non habeo, cum quae nuper nobis de eius institutione sunt praecepta, omnino probem, dummodo ea gnaviter et strenue exsequamur nec sinamus discipulos perverse quidquam scribere aut loqui. Nec mathematicos censeo pellendos esse aut coercendos, sint licet paulo etiam ferociores: neque enim quidquam detrimenti possunt afferre nostris studiis et magnam utilitatem praebent ad eloquentiam adspirantibus. De historia autem et geographia sic statuendum existimo: si quod supra dixi fuerit institutum, ut praeceptores praeter scholas publicas crebro cum discipulis versentur, et his ad lectionem domesticam praebeantur libri boni et utiles, has disciplinas in ordinibus inferioribus publice doceri vix erit necesse, praesertim cum iusta et legitima earum institutio puerili aetati minus sit apta quam adultiori. In superioribus autem non solum docendae sunt sed ex iis potissimum argumenta petenda, quae ad elaborandum proponantur atque ita quidem, ut interdum ipsi rerum auctores sint

legendi discipulis, Graeci Latinique, si quid Latine sit scribendum, si Theotisce Galli, quorum opera iam parvi veneunt. Quod quin magnam adolescentibus utilitatem afferat nec careat oblectatione, si satis sint periti et ad lectionem citatiorem parati, non dubitatur.

Haec fere de gymnasiis quae dicerem fuerunt prompta; quibus vestra pace nonnulla adiiciam ad academias pertinentia, in quibus miratus semper sum tam pauca veterum scripta explicari et eadem fere, quae in gymnasiis enarrantur. Quanquam enim alia interpretationis est ratio et multo doctior, tamen adolescentes, qui non de industria antiquis literis operam dant, facili errore inde parum se profecturos rati, quod illa iam audierint, raro accedunt ad academicam antiquorum scriptorum lectionem. Quod si academici doctores plura vellent interpretari eaque, quae a nostris scholis essent aliena, ipsa novitas, opinor, non paucos alliceret auditores; quorum numerus augeretur, si nonnulla familiari quadam interpretatione enarrarentur, non docta illa, quae solet multos deterrere. Itaque in academiis si frequentius legerentur, aut si modo legerentur in quibusdam Plauti et Terentii fabulae lepidissimae, si explicarentur Senecae aliquot libelli, si familiariter de Platone et Aristotele, si itidem de Polybio exponeretur, ut alia multa omittam, si publica lectione praecepta stili Latini ita proponerentur, ut etiam iurisconsulti, medici, theologi aliquid emolumenti se inde capturos esse confiderent: incredibili quodam modo antiquitatis studia auctum iri habeo persuasum. Quo autem gravissimum vulnus et paene mortiferum his est inflictum, illud est quod summos honores appetentibus vel aliud quid in academia agentibus iam licet alia lingua uti praeter Latinam; quod ut sanetur, vehementer est curandum. Neque enim audiendi sunt isti, qui literarum progressione inventa esse dictitant, quae Latine aut non dicantur omnino aut difficillime, cum omnia, quae ulla lingua possint exprimi, admittat et excipiat Latina. Quid? quod illi, qui de aliqua literarum parte Germanice scribunt dicuntve, pure non loquuntur adhibita plerumque vocum extranearum copia non exigua. Idem permittatur, si aliter fieri nequeat, Latine disputantibus; condonetur illis tota Latinitas academica cum dissertationibus et reliquis; sed utantur patrio hominum literatorum sermone, quo vinculo congregantur et consociantur reip. nostrae cives per totum orbem propagatae. Latinitas autem non agnoscitur singulis vocibus Ciceronianis, quamquam iis plerumque potest constare, sed universa orationis indole. Veteris illius per academias moris mutationem ut reprehendere auderem, commovit me gymnasiorum utilitas; quoniam a natura est insitum hominibus et ingenitum, ut superiora semper suspiciant atque ex iis recte vivendi et agendi praecepta sibi petere videantur, unde notissimum illud de Iove et homuncione, fieri non potest, quin pueri nostri quandoquidem vident ad usus academicos Latinitate non fere opus esse, eam in scholis etiam rectius putent posse negligi, cum praesertim ad eam opinionem fovendam accedant multae saepe parentum voces; quod quid mali nobis ferat, facile intelligitur.

Haec, qualiacunque sunt, de instaurandis antiquarum artium studiis consilia mea scholastica prodenda arbitrabar non alia causa nisi optimarum literarum amore, ad quas si quid commodi possim conferre, quamvis sit exiguum, nullam tamen opportunitatem praetermittendam esse duco. Sin autem quid fuerit erratum vel minus recte dictum, id vobis velim dignum videatur aut venia benigna aut amica admonitione:

ego vero is sum, qui melioribus aures faciles praebeam. Reliqua boni consulite. Deus autem optumus maxumus, qui humanae naturae ipse ingenuit hoc perfectionis studium ac desiderium humanitatis, faxit, ut, quod omnes exoptamus, reviviscant haec studia, crescant, efflorescant. Quod si aliter evenerit, admodum verendum est, ne irruat in nos et rursus occupet generis humani regnum illa barbaries, ad quam propulsandam et defendendam nihil antiquis literis potest esse praesentius et afficacius.

Dixi.

An diesen Vortrag knüpft sich folgende, ebenfalls in Lateinischer Sprache geführte Discussion:

Director Dr. Eckstein aus Halle: Er spreche zuvörderst dem Redner dafür seinen Dank aus, daß er einen Lateinischen Vortrag und gerade über dieses Thema gehalten habe. Doch scheinen ihm die Fehler und deren Ursachen vergrößert, die Mittel dagegen nicht alle angegeben zu sein. Was Cicero sagt: „nos, nos, dico aperte, consules desumus", das wende er auch hier an: „nos, nos magistri desumus, nos corrigendi sumus." Von Verbesserung des Gehaltes und der äußern Ehre erwarte er nichts; dem gewissenhaften und treuen Lehrer sei sein Lohn im Himmel vorbehalten. Auch auf die äußern Heilmittel setze er kein Vertrauen; die von dem Redner vorgeschlagenen Aenderungen im Schulunterricht, wie der Beginn des Griechischen in der Quinta, die Verlegung des Französischen in die Tertia, die Einübung der Geschichte und Geographie auf Spaziergängen, dürften theils geradezu als unausführbar erscheinen, theils zu einer als unhaltbar erkannten und darum aufgegebenen Methode zurückführen. Er bitte aber den Gegenstand und die Specialitäten in die pädagogische Section zu bringen, dort würden sie zu fruchtbarer Discussion anregen und gewissermaßen inter parietes entschieden werden können.

Director Dr. Classen*) aus Frankfurt a. M.: Es möge auch ihm erlaubt sein, einiges Wenige auf den Vortrag des geehrten Redners zu entgegnen. Zuerst nehme er an dem Thema selbst Anstoß, indem dasselbe von einer Instauratio der Römischen Literatur in unsern Gymnasien handle. Niemals aber könne im Verlaufe menschlicher Erscheinungen das, was einmal vorübergegangen sei, wieder instaurirt werden. Denn jedes Zeitalter habe seine Gesetze, habe seine Weise zu lehren und zu lernen; andere Richtungen, andere Sitten forderten jedesmal andere Einrichtungen. Obgleich nun Niemand in Abrede stellen dürfte, daß die Fertigkeit im mündlichen und schriftlichen Lateinischen Ausdruck heut zu Tage bei Lehrern und Schülern in Abnahme begriffen sei, so sei doch sehr zu bezweifeln, ob sie trotz aller unserer Mühe und Kunst ihre frühere Blüthe wieder erlangen könne. Aber nach einem andern Ziele müßten wir mit allen unsern Kräften hinstreben, daß wir nämlich das, was wir an der Fertigkeit im Lateinschreiben und Lateinsprechen eingebüßt haben, durch eine genaue Sachkenntniß und eine richtige Beurtheilung der Schriftsteller so weit als möglich ersetzen. Doch müssen wir uns auch davor hüten, ein allzu großes Gewicht auf die alltäglichen Klagen über die Abnahme der literarischen Studien zu legen, solche Klagen sind stets erhoben worden: selbst in jenen Zeiten, in die wir die höchste

---

*) Derselbe hat zwar die Güte gehabt, seine aus dem Gedächtnisse lateinisch reconstruirte Entgegnung dem Secretariate einzusenden; da die der andern Opponenten aber, wegen des vorschreitenden Drucks der Verhandlungen, in gleicher Weise nicht mehr zu beschaffen waren, so wird, um der Gleichförmigkeit willen, die ganze Discussion, und zwar die Entgegnung der Herren Eckstein und Bonitz nur nach dem Inhalte der Protocolle, die des Herrn Classen unter Benutzung des eingegangenen Lateinischen Concepts in deutscher Sprache wiedergegeben.

Blüthe der Humanitätsstudien zu verlegen pflegen, hören wir einen Melanchthon und dessen Schüler über die Vernachläßigung der Wissenschaften bitter klagen. Nicht das sei zu beklagen, was auf keine Weise wiedergewonnen werden könne, als darnach vorzüglich zu streben, was die Richtung unserer Zeit ganz besonders fordere. — Uebrigens statte auch er dem verehrten Redner innigen Dank dafür ab, daß er einen so überaus wichtigen Theil unserer Studien mit Sorgfalt und Eleganz behandelt habe.

Director Dr. Fickert dankte zunächst herzlich für die ihm gewordenen Entgegnungen, indem er es zunächst als ein bonum omen betrachte, daß die Erwiderung in Lateinischer Sprache stattgefunden habe. Er müsse aber darauf aufmerksam machen, daß man es wahrscheinlich nicht genug beachtet habe, wie er nicht de instaurandis antiquis literis, sondern de instaurandis antiquarum literarum studiis gesprochen habe. Daß aber von diesen gesagt werden müsse „languescunt“ werde wohl Niemand in Abrede stellen wollen. Wenn man auch den Richtungen und Gesetzen der Zeit Rechnung tragen müsse, so dürfe dies nur mit Einschränkung geschehen, indem man stets untersuchen müsse ob sie recht und gut seien; diese Pflicht liege aber besonders den Lehrern ob, welche die Zukunft vorzubereiten, gewissermaßen zu schaffen hätten.

Professor Dr. Bonitz aus Wien: Er wisse nicht, ob er recht gehört habe, und wolle hoffen, den Sinn des Redners nicht richtig verstanden zu haben, daß derselbe die bene dicendi scribendique facultatem als das Ziel der Gymnasialbildung, als das quo spectet omnis institutio scholastica bezeichnet habe. Gegen ein solches Princip, nach welchem die Realien gar nichts mehr im Unterricht gelten sollten, müßte er sich verwahren, denn es handle sich jetzt nicht mehr um Ausschluß des Einen zu Gunsten des Andern, sondern für jedes müsse Ziel und Zweck festgestellt werden. Bei einem bloßen Hervorheben der Form würden wir eben auf den Standpunkt der Sophisten zurückversetzt werden, den schon der Platonische Sokrates so siegreich bekämpft habe.

Director Dr. Fickert: Er müsse dabei stehen bleiben, daß die eloquentia finis eruditionis sei; er wisse zwar sehr wohl: „pectus est, quod disertum facit“, gleichwohl müsse auf eloquentia hingearbeitet werden, die aber natürlich sine moribus nicht bestehen könne.

Hierauf erstattet Director Dr. Eckstein den Commissionsbericht über die Wahl des Ortes für die nächste Versammlung. Bisher sei man gewöhnlich geographisch verfahren, darum seien diesmal Mainz, Wiesbaden, Frankfurt am Main in Frage gekommen, und für jede dieser Städte, besonders für Mainz mit seinen Römischen Alterthümern, haben viele empfehlende Gründe gesprochen. Ueberwogen habe aber der Wunsch, eine österreichische Stadt zu wählen, um das jetzt so schön geknüpfte Band mit den österreichischen Mitgliedern fester und inniger zu schlingen, zumal da diese hofften, der Kaiserlichen Regierung werde die Versammlung nicht mißfällig sein. Die Commission habe sich nun nach Berathung mit den Oesterreichern selbst nicht für eine andere Stadt, wie etwa Prag, sondern für das Herz der Monarchie, Wien selbst, entschieden. Der Vorschlag fand allgemeine Beistimmung, so wie der zweite, von dem Präsidenten, der mittlerweile den Vorsitz wieder übernommen hatte, gemachte, wonach der ausgezeichnete Slawist, Prof. Dr. Miklosich, Vorsitzender der wissenschaftlichen Prüfungs-Commission für das Gymnasiallehramt, ersucht werden solle, das Präsidium zu übernehmen; demselben wurde die Wahl von Vice-Präsidenten anheimgegeben.

Demnächst stellt der Geheime Ober-Regierungs-Rath Dr. Brüggemann aus Berlin den Antrag, dem Geheimen Rath Professor Dr. Imm. Bekker in Berlin durch eine Adresse dieselbe Anerkennung zu Theil werden zu lassen, welche die Versammlung für den Professor Dr. Welcker in Bonn beschlossen habe. Durch viele Worte diesen Antrag zu moti-

viren sei in dieser Versammlung nicht nöthig, und wenn auch Bekker stets paucorum, ja paucissimorum verborum gewesen sei, so habe er doch um eine sehr große Anzahl der alten Schriftsteller die entschiedensten Verdienste. — Auch dieser Antrag fand allgemeine Zustimmung, und mit Abfassung der Adresse wurden Professor Dr. Hertz aus Greifswald, Director Dr. Schultz aus Münster und Director Dr. Fickert beauftragt.

Sodann zeigt der Präsident an, daß die nächste, am folgenden Tage stattfindende allgemeine Sitzung pünktlich um 7½ Uhr beginnen müsse, da der für die von der Stadt Breslau zu Ehren der Versammlung veranstaltete Festfahrt nach Salzbrunn und Fürstenstein bestimmte Extrazug pünktlich um 10 Uhr abgehen werde, und die später kommenden Gäste erst um 12 Uhr und zwar nur nach Freiburg nachbefördert werden könnten.

Nachdem für die nächste Tagesordnung die Vorträge des Professors Dr. Hoffmann aus Wien: „über das Priesterthum der Arvalbrüder" und des Professors Dr. Vahlen von hier: „über die Varronische Satire" bestimmt und das Verzeichniß der inzwischen hinzugekommenen Mitglieder, die sich der Versammlung durch Aufstehen erkennbar machten, vorgelesen worden war, beginnt

Professor Dr. Kayser aus Sagan seinen Vortrag:

„Ueber die Kritik des Homeros, besonders der Odyssee, vornehmlich auf Grund einiger Wiener Handschriften."

Es ist eine eigenthümliche Erscheinung, daß die angestrengten Studien, in welchen sich die Philologen Deutschlands seit länger denn einem Menschenalter vereinigt haben, um den homerischen Text herzustellen, und die großen Erfolge, die in den Recensionen der namhaftesten Männer hervortraten, nicht zur Mittheilung eines angemessenen kritischen Apparates führten, der uns die Geschichte jenes Textes im kurzen Ueberblicke gäbe und seine jetzige Gestalt wirklich als „die schönste und vollendetste" betrachten ließe, „zu welcher ihn die Gunst geraumer Zeiten im Alterthume fortgebildet hat." Denn dreiundfünfzig Jahre sind verflossen, seit Wolf eine neue Epoche begründete, und noch bietet die Literatur kein Werk, in welchem seine Recension eine Rechtfertigung oder ihr Verhältniß zur Ueberlieferung eine genügende Aufklärung gefunden hätte.

Der Umstand, daß der Meister selbst die Gesetze seiner Kunst mit einer seltenen Gründlichkeit und Konsequenz entwickelt und vorgelegt hatte, konnte auch bei einem starken Vertrauen zu ihm und seinem Werke unmöglich den Wunsch beseitigen, daß es ihm gefallen möge, die unsterbliche Arbeit durch die Erfüllung eines Versprechens zu krönen, welches er neun Jahre früher mit dem Plane gegeben hatte, die dunkle Geschichte der Ueberlieferung und die Gründe seiner Abweichungen in einem Kommentare aufzuhellen. Denn wie die Geschichte der ganzen Gedichte erst durch Wolfs Untersuchungen klare und feste Umrisse empfing, so hatten ihn diese zu einer methodischen Verarbeitung und Verwendung eines Apparates geführt, in welchen die früheren mangelhaften Sammlungen keine Einsicht eröffnen konnten. Allerdings war der wißbegierige Leser im Stande, an einzelnen Stellen sich die Zeugnisse zu sammeln; aber ihre Beweiskraft mußte ihm dunkel bleiben, da sie auf der Eigenthümlichkeit von Urkunden beruhte, welche nur bei einem fortlaufenden Gebrauche aufhören, taube Orakel zu sein. Und selbst in Versen, wo die Momente der Ueberlieferung klarer und vollständiger nahe lagen, blieben die Gründe für Wolfs Ansicht einem Gottfr. Hermann zweifelhaft, so daß er gestand, seine Belehrung von dem Kommentare erwarten zu müssen. So leicht es nun auch für Wolf gewesen wäre, den Weg,

der ihn zum Ziele geführt hatte, selbst in einem solchen Werke genau anzugeben; er scheint sich mit der Ausführung seines Jugendplanes nicht lange beschäftigt zu haben, sei es, daß ihm das Bedürfniß einer Abwechselung fühlbar wurde, oder daß ihn der ernste Lauf der Weltereignisse, die Geschicke des Vaterlandes und die Veränderung seines Wirkungskreises abhielten und zu andern Arbeiten zogen, oder daß der Beifall, den seine Recension fand, allmälig den Entschluß in ihm reifen ließ, den Eindruck des bewunderten Werkes durch keine Mittheilungen über die Einzelheiten in den Lesern zu schwächen. In den beiden letzten Decennien seines Lebens hat er sich mit dieser Aufgabe gewiß nicht mehr befaßt; nur wenige Ueberbleibsel von Entwürfen eines kritischen Kommentars sind unter den mangelhaften Notizen und Hülfsmitteln seines Nachlasses erhalten. Es scheint fast, als ob ihm die großen Sammlungen, von denen er in den Prolegomenen spricht, während seiner Abwesenheit von Halle mit andern Schätzen verloren gegangen wären. In seinen Papieren sind der Nachwelt nicht die Mittel geboten, um die Ergänzung seines Werkes mit Leichtigkeit und Sicherheit zu geben.

Spitzner hat durch seine verdienstlichen Leistungen bei der Bearbeitung der Ilias das vorhandene Bedürfniß nicht gehoben. Da er sich einer Recension dieses Gedichtes unterzog, welche bei ihrem nahen Anschlusse an Wolfs Leistung eher den Namen einer Recognition verdiente, mußte er sich in einem vollständigen Apparate die Grundlagen von Untersuchungen schaffen, ohne die er weder zur Rechtfertigung der wolfschen Lesart, noch zu eigenen Resultaten, noch zu einer methodischen Auswahl der Varianten gelangen konnte. Daß er diese Basis nicht gehabt hat, erhellt theils aus seinem eigenen Geständnisse, theils aus einem Ueberblicke seiner Lesarten, theils aus der Art, wie er die Entstehung der Abweichungen aus Ursachen ableitet, die auf die eine oder andere Handschrift, aber nicht auf eine Menge von Urkunden einwirken konnten, deren Uebereinstimmung ihm völlig entgangen ist. Wie viel seine Würdigung der Zeugnisse und seine Benutzung der Scholien zu wünschen übrig ließ, hat Lehrs gezeigt, ohne in seinen Entgegnungen eine angemessene Widerlegung zu finden. Gleichwohl hat er sich durch seine Beiträge zur Füllung einer Lücke und durch manche lehrreiche Erörterungen einen entschiedenen Anspruch auf unsern Dank erworben.

Dagegen fühlen wir uns bei dem Bedürfnisse hülflos, ein geeignetes kritisches Material für die Odyssee zu Rathe zu ziehen. Es leuchtet ein, daß uns die bunte, unzuverlässige Mischung von Varianten, welche Barnes und Clarke aufgehäuft haben, keine neuere Texte erklären kann, welche durch die methodische Verwendung reicherer und besserer Mittel geschaffen sind. Einen noch geringeren Dienst leistet uns ein planloses Produkt der oxforder Presse vom Jahre 1827. In ihm ist der Text vom Jahre 1800 für gelehrte Liebhaber mit einem Variantenapparate geschmückt, der die Lesarten des Harlejanus Nr. 5674 und einer italienischen Handschrift, die wir bereits kannten, mit den Abweichungen von Wolf und den Wörtern bietet, welche nach Heynes Ansicht ein Digamma hatten.

Im Hinblicke auf diese Sachlage glaubte ich, keine nützlichere Arbeit unternehmen zu können, als wenn ich einen kritischen Apparat zur Odyssee in einer zeitgemäßen Weise herzustellen versuchte. Wolf hatte den Vulgärtext zu gewinnen und mit den Lesarten älterer Grammatiker zu verbessern gesucht, welche sich ihm entweder durch ihren innern Werth oder bei einer gleichen Güte durch den Vortheil empfahlen, den ihnen die Gewähr eines alten Bürgen unbekannten Grammatikern gegenüber sicherte. Namentlich hatte er unter den Letzteren die aristarchischen einer besondern Aufmerksamkeit gewürdigt. So natürlich es nun meine nächste Aufgabe war, den Vulgärtext ausfindig zu machen, so durfte ich seine Bildung doch nicht mit Wolf ins dritte

oder vierte Jahrhundert setzen, da er bereits vor der Mitte des zweiten seine Konsistenz gewonnen zu haben scheint. Daß bei dieser Annahme der Schwerpunkt der Entscheidung über das, was Vulgärtext sei, in manchen Versen von der Stelle gerückt wird, wo ihn Wolf fand, ist einleuchtend. Ebenso schien eine nähere Prüfung der Handschriften, auf welchen unsere Ansichten und Vermuthungen über die Vulgata so häufig beruhen, bei einem neuen und vollständigeren Gebrauche unerläßig zu werden, da ihre Glaubwürdigkeit und ihr Verhältniß unter einander von Wolf nicht näher charakterisirt ist. Der Ausfall einer solchen Untersuchung muß die Entscheidung über den Vulgärtext überall bedingen, wo sich dieser nur aus Handschriften ermitteln läßt.

Aber die Forschung über den subsidiarischen Bestandtheil des wolfschen Textes, der in den Lesarten der älteren Alexandriner liegt, ist theils durch einen bedeutenden Zuwachs an neuen Scholien in ein neues Stadium getreten, theils durch die Untersuchungen, welche von Lehrs geweckt und glücklich gefördert und von vielen Nachfolgern mit einem ebenso großen Erfolge, als Eifer aufgenommen und weiter geführt wurden. Nachdem Lehrs den Schlüssel zu einem gründlichen Verständnisse des ersten venetianischen Scholiasten gegeben, die Leistungen Aristarchs für Homer nachgewiesen und den Weg gezeigt hatte, auf welchem sich unsere Kenntniß des aristarchischen Textes durch die Benutzung der dargebotenen Vortheile erweitern ließ, sind außer den Nachrichten über Aristarchs Lesarten direkte und indirekte Zeugnisse hervorgetreten und Beziehungen verständlich geworden, die sich früher dem Blicke entzogen. Die Grundsätze und Lehren des großen Alexandriners, seine Art der Kritik und Erklärung, seine Schärfe, Besonnenheit und Konsequenz in der Beobachtung, seine Stellung gegen seine Vorgänger u. s. w. sind in ein Licht getreten, welches man vor dem Jahre 1833 in kühner Hoffnung wohl von einem neuen Erwerbe unbekannter literarischer Schätze, aber nicht von der richtigen Ausbeutung eines Werkes erwarten konnte, mit welchem Villoison fünfundvierzig Jahre früher den Untersuchungen Wolfs die Wege geöffnet und geebnet hatte. Schien der Gewinn der neuen Forschung beim ersten Blicke zunächst nur für die Ilias von großer Bedeutung zu sein; so konnte eine weitere Betrachtung doch auch die Konsequenzen für die Odyssee unmöglich verkennen. Die Gründlichkeit und Vollständigkeit, mit welcher die homerischen Studien Aristarchs aufgehellt waren, entfernte das Dunkel von mancher Stelle ihrer Geschichte. Obschon noch Keiner für sie den Nachlaß der vier Grammatiker entdeckt hatte, welche durch den ersten venetianischen Scholiasten zu uns reden, so sprang es bei einer sorgfältigen Prüfung doch in die Augen, daß erhebliche Bruchstücke von ihnen nicht nur in die Sammlungen übergegangen seien, welche Buttmann und Dindorf veranstaltet haben, sondern auch von Eustathius aus ähnlichen älteren Hülfsmitteln mitgetheilt wurden. Diese Bestandtheile aus dem bunten Gemische grammatischer Gelehrsamkeit mittelst geeigneter Reagentien auszuscheiden und zu sammeln, bleibt für den Philologen eine Aufgabe, deren Lösung nicht blos den Lohn der edlen Freude, mit der er das Verschwundene ins Leben ruft, sondern auch für die Kritik des Textes Stützpunkte verspricht, deren Sicherheit in dem Grade wächst, in welchem er den Drang seiner Wünsche bei einem sorgfältigen Studium des Aristarch durch eine besonnene Wahl der Kriterien, nach denen sich die Bruchstücke erkennen lassen, und durch eine genaue und vollständige Beachtung der Fäden zügelt, die uns aus den Schriften der Grammatiker, Lexicographen und Rhetoren auf die aristarchischen Trümmer, als auf ihren Ausgangspunkt, zurückführen. Es wird aber auf diese Weise eine Menge von Lesarten, die früher keinem Grammatiker von Namen beigelegt werden konnten, in eine Beziehung zu Aristarch gesetzt und in den Kreis derjenigen gezogen, welche den Lesarten des Vulgärtextes bei einem gleichen inneren

Werthe den Vorzug streitig machen. Aber selbst der Glaube an das Bedürfniß dieser Einschränkung, welche Wolf für nöthig hielt, ist erheblich durch Lehrs erschüttert worden, da er den Beweis geliefert hat, daß Aristarch mit der großen Vorsicht in der Schätzung des Positiven eine diplomatische Treue bewies, die wir den Begründern des Vulgärtextes nicht in gleichem Grade beilegen dürfen, weil wir sie nicht kennen. Seine Lesarten treten mit dem Präjudiz in die erste Reihe, daß sie aus seinen Urkunden mit der nöthigen Umsicht von ihm gewählt wurden.

Je lockender aber bei diesem Vorzuge der Gewinn wird, den uns die Benutzung der eröffneten Quellen verspricht, um so dringender stellt sich das Bedürfniß ein, die verschiedenen Grade von Zuverlässigkeit zu ermitteln und im Auge zu behalten, mit der wir Aristarchs Ansehen für anonyme Varianten geltend machen dürfen. Die Quellen, aus denen wir ihren Ursprung ermitteln, gehören bald dem ersten, bald dem zweiten, bald einem tieferen Range an; ihre Berichte sind bald unversehrt, bald so entstellt, daß wir uns die erheblichsten Zweifel über ihren Charakter nicht verschweigen dürfen. Die Klugheit gebietet, das Wahrscheinliche scharf von dem Sicheren zu trennen, die verschiedenen Grade von Wahrscheinlichkeit kenntlich zu machen, die geringeren nicht unbeachtet zu lassen und die höheren da hinzunehmen, wo sich nichts Sicheres findet. In der That sind wir bei den Untersuchungen über den aristarchischen Text durch diese Rechnung mit Gründen der Wahrscheinlichkeit in keine schlimmere Lage versetzt, wie bei der Erforschung des Vulgärtextes, über welchen nur wenige sichere Angaben erhalten sind.

Wenn aber die aristarchischen Lesarten in die erste Linie treten, wenn der Gebrauch der Mittel, mit welchen wir sie finden, einen erheblichen Gewinn theils schon zu Tage gefördert hat, theils noch in Aussicht stellt, wenn die Bedenklichkeiten, welche gegen ihre Anwendung sprechen, bei der nöthigen Vorsicht nicht größer erscheinen, als die, mit welchen wir die Resultate der bisherigen Untersuchungen annehmen mußten: so kann der Versuch, von dem bereits gewonnenen Vulgärtexte zu dem aristarchischen aufzusteigen, wie wir von unsern Urkunden zum Vulgärtexte gelangen, bei allen Schwierigkeiten, denen er entgegengeht, im voraus weder hoffnungslos genannt, noch als ein Verstoß gegen eins der ersten Gesetze der neueren Kritik betrachtet werden, die vor Allem eine besonnene Begrenzung der Aufgabe nach der Lage der Urkunden verlangt. Wie weit das Resultat hinter den Erwartungen bleibt, muß der Ausfall lehren. Ist dieser auch sicher nur ein approximativer, so hat er doch seine Schwäche mit allen menschlichen Versuchen und insbesondere mit unsern homerischen Texten gemein, von denen es sich erweisen läßt, daß sie häufig weder die Vulgata, noch eine ältere Lesart an Stellen darbieten, wo man nur die eine oder die andere erwarten konnte. Es ist eine Thatsache, daß der Vulgärtext großentheils der aristarchische ist, wie Giphanius zuerst vermuthete. Ob die Veränderungen, mit welchen dieser in jenen überging, im Laufe von drittehalb Jahrhunderten bei dem großen Ansehen des Schulhauptes zahlreicher geworden sind, wie diejenigen, welche wir ausscheiden müssen, um den Vulgärtext darzustellen, kann nur durch eine Untersuchung nachgewiesen werden. Mag die Energie der grammatischen und kritischen Studien bei den ältern Alexandrinern größer, mag ihr Reichthum an Mitteln bedeutender gewesen sein, wie in späteren Tagen; so ist doch auch der Einfluß eines um sechs Jahrhunderte längeren Zeitraums in Anschlag zu bringen, in welchem sich gelehrte Abschreiber den Vulgärtext mit Hülfe der Scholien bequemer und gefälliger machen konnten, wie sie es wirklich gethan haben. Ueber die Abweichungen der Alexandriner liegen uns wenn auch unvollständige, so doch reichere und zuverlässigere Mittheilungen vor, als über die Wechsel, die der Text vom vierten bis zum zehnten Jahrhunderte durchgemacht hat.

Ja wir sind häufig in der Lage, die aristarchische Lesart bestimmt zu erkennen, wo unsere Annahme über die Vulgata nur die Wahrscheinlichkeit für sich hat.

Mit diesen Ansichten ging ich vorläufig auf den Plan von Lehrs ein. In seinem Sinne betrachtete ich den aristarchischen Text als den ältesten der überliefert sei; ich nahm mir vor, ihn aus dem Vulgärtexte durch die vorhandenen Ergänzungsmittel zu gewinnen. Indem ich aber die Vulgata durchgehends den aristarchischen Abweichungen gegenüber scharf hervorhob, hielt ich die Vortheile beider Standpunkte bis zur Vollendung der Arbeit für hinreichend gesichert. Während ich den ältesten Text, den meine Handschriften erkennen ließen, von späteren Entstellungen und Veränderungen zu befreien und so viel wie möglich zu der Gestalt zurückzuführen suchte, welche von Aristarch und seinen Nachfolgern festgestellt ist, gewann ich die älteste Bürgschaft zunächst für die Beibehaltung vieler Lesarten, dann aber auch zur Empfehlung von Varianten, welche bisher unbekannt waren oder einen nur untergeordneten Werth zu haben schienen. Nachdem ich die Benutzung der Scholien für die Entdeckung aristarchischer Lesarten vor kurzem in einer Gelegenheitsschrift erläutert habe, sei es mir hier gestattet, zur Rechtfertigung meines Verfahrens auf drei Stellen näher einzugehen, deren Veränderung durch das Gewicht von Citaten kräftig gestützt oder durch die Uebereinstimmung sämmtlicher Quellen geboten wird.

Seit man in der ersten Rhapsodie V. 70 nach der Hamburger Handschrift und dem Lemma der gewöhnlichen Scholien für

Ἀντίθεον Πολύφημον, ὅου κράτος ἐστὶ μέγιστον

geschrieben hat

Ἀντίθεον Πολύφημον, ὅου κράτος ἔσκε μέγιστον,

sieht es nun so aus, als ob Zeus den monströsen Göttersohn im neunten Jahre nach der Blendung für todt oder so geschwächt ansähe, daß ihm die Obmacht unter den Kyklopen nicht mehr zugesprochen werden könnte. Allein dieser Aenderung widerstrebt nicht nur die Uebereinstimmung aller übrigen Handschriften, sondern auch ein Citat von erheblichem Alter. Denn im Etym. M. 614, 34 wird *ὅου κράτος ἐστὶ μέγιστον* aus unserm Verse an einer Stelle gegeben, wo Herodians Gründe für die Annahme, daß *ὅου* ein Paroxytonon sei, in derselben Weise entwickelt sind, wie sie sich in dem Scholion zu unserer Stelle aus der *Ὀδυσσειακὴ προσῳδία* dieses Grammatikers erhalten haben. Der Verfasser des Etym. Magn. hat aber seinen ganzen Artikel wörtlich aus den Epimerismen Homers p. 316, 18, und zwar aus einem Exemplare geschrieben, in welchem zwischen dem Worte *ὅου* und seiner Erklärung das homerische Hemistich selbst eingeschaltet war, eine Einrichtung, die wir in diesem Buche an vielen Stellen z. B. p. 2, 5. 6, 11. 9, 23. 46, 9, 24 u. s. w. bemerken. Für das Alter des Präsens *ἐστὶ* tritt also wenn auch nicht Herodian, so doch wenigstens der gelehrte Grammatiker in die Schranken, dem wir die vorliegende Fassung der Epimerismen verdanken. Dagegen glaube ich, die andere Variante *ἔσκε* aus einer Meinung ableiten zu dürfen, deren Unhaltbarkeit zweifellos ist. Es gab Grammatiker, welche ihren Homer so wenig kannten, daß sie die Mittheilung in der zweiten Rhapsodie, V. 19, 20 Antiphos, Sohn des Aegyptios, sei der Letzte gewesen, den sich der Kyklop zur Nachtkost zubereitet habe, nicht anders deuten zu können glaubten, als wenn sie annähmen, Polyphem habe mit dem Auge auch das Leben verloren. So sehr auch diese Voraussetzung mit dem ganzen Homer im Widerspruche steht, der nichts davon mittheilt, der, wie Zeus in den unmittelbar vorher gesprochenen Worten, 68. 9, so überall den Zorn Poseidons nicht von einer Tödtung, sondern von der Blendung seines Sohnes ableitet, bei welchem die gewaltige Kraftanstrengung des Polyphem nach seiner Verwundung den Beweis giebt, daß diese

seine Nerven nur vorübergehend bis zum wilden Schmerze aufwühlen konnte, ohne ihn im Lebenskerne zu erschüttern: — diese unglückliche Ansicht war schon zu Eustathius Zeit in den Scholien zu finden, wie sie noch jetzt in der kleinen Sammlung an dieser Stelle mit den Worten ausgesprochen ist: *ἦ δόρπον πύματον· οὐκέτι γὰρ ὁ Κύκλωψ ἔφαγε, συναποβαλὼν τῷ φωτὶ καὶ τὸ ζῆν, ὥς λέγεται.* Wer dieser Annahme folgte, der sah sich auch veranlaßt, I. 70 *ἔσχε* zu schreiben. In der That ist aber das älteste Zeugniß für die Glosse des Scholiasten in der bodleyanischen Handschrift der kleinen Scholien enthalten, welche aus dem zwölften Jahrhundert stammt, und, obgleich sie die lächerliche Versicherung zu II, 19 nicht giebt, dennoch I, 70 *ἔσχε, ὑπῆρχε* auf dem Rande bietet. Mag der Zusatz auch von der ersten Hand herrühren, was Dindorf wenigstens nicht in Abrede stellt; er ist nachweislich nicht älter, als der Irrthum, dem er seinen Ursprung verdankt und den wir aus Eustathius kennen. Es ist also angemessen, die verbreitete Lesart, als die älteste, gegen eine schwach beglaubigte und verdächtige Variante aus später Zeit festzuhalten, um über die Folgen der Blendung nicht Vermuthungen zu veranlassen, für welche sich in der homerischen Dichtung keine Stütze findet.

Wenn die Annahme Wolfs Praefat. II. p. XXXVI eine richtige ist, daß Virgil seinen Homer von Jugend auf in einem aristarchischen Exemplare gelesen habe, so gewinnt die Betrachtung der Stellen, denen der römische Dichter die Konturen nach dem griechischen Vorbilde gab, für die Ermittelung der aristarchischen Lesart eine besondere Bedeutung. Nun hat aber Virgil Aen. VIII, 454 sq. das Bild Evanders unverkennbar im Hinblicke auf den homerischen Telemach, Od. II, 1—12, gezeichnet und unter andern Zügen auch den aufgenommen, daß ihn zwei Hunde beim Ausgange begleiten. Er sagt:

Nec non et gemini custodes limine ab alto
Procedunt gressumque canes comitantur herilem.

Er las also und zwar vielleicht nach Aristarch Od. II, 11 *δύω κύνες ἀργοί,* wie wir in den breslauer Membranen, in dem augsburger Kodex und in den Kopieen einer Kreterhandschrift lesen, abgesehen von den übrigen, deren Zeugniß nur durch das Stillschweigen der Kollationen verbürgt wird. Keine andere Lesart nahm Apollonius in sein Lexicon 41, 22 auf; denn sein Artikel ist aus einem älteren Exemplare dem Etym. Magn. p. 136, 2 mit dem streitigen Worte *δύω* einverleibt, welches in dem cod. Coisl. fehlt. Auch die Begründer des Vulgärtextes änderten in dieser Stelle nichts; denn wie sich Servius im vierten Jahrhunderte durch seinen homerischen Text noch für berechtigt hielt, in dem gemini eine Nachahmung zu finden, so gab Chöroboskus in den Epimerismen zu den Psalmen 122, 19 *ἅμα τῷ δὲ δύο κύνες ἀργοὶ ἕποντο.* Beim Anblicke dieser Zeugnisse würde Wolf gewiß nicht die Behauptung vertreten haben, daß die Lesart des Byzantinus, den Eustathius gebraucht, und des Harlejanus *κύνες πόδας ἀργοὶ* als Vulgata betrachtet oder dem Aristarch beigelegt werden könne, während nur in jener Handschrift die älteste Bürgschaft für sie zu erkennen ist. Denn ich wage kaum die Vermuthung, daß die Existenz dieser Variante bereits im zehnten Jahrhundert bei der Abfassung des codex Coislin. auf den Ausfall des *δύω* eingewirkt habe, wie etwa im wiener Nr. 56. Die Entstehung der Variante aber wird aus einer Parallele mit XVII, 62 mit um so größerer Wahrscheinlichkeit abgeleitet, wenn man bemerkt, daß auf demselben Wege in der augsburger Handschrift aus unserem Verse II, 11 das alte *δύω κύνες ἀργοὶ* in die siebzehnte Rhapsodie geschlichen ist, wo nach der Lage unserer Urkunden nur *κύνες πόδας ἀργοὶ* als Vulgata feststeht. Die verbürgte Lesart ist demnach hier diejenige, welche ich, auch von den Scholien abgesehen, in denen eine Bemerkung des Aristonikus stecken dürfte, schon aus dem Grunde vorziehe, weil sie

mir das Bild des Jünglings bei seinem ersten öffentlichen Auftreten in einer Stunde ernster Entscheidung mit bestimmteren Rissen zeichnet.

Endlich gehe ich zur Berichtigung einer Stelle über, deren Beschaffenheit uns die Wichtigkeit eines vollständigen Gebrauches der vorhandenen Hülfsmittel nicht allein für die Herstellung des ältesten Textes, sondern auch für ein genügendes Verständniß zeigen mag. Bei der zweiten Todtenschau, zu welcher uns der Dichter im vierundzwanzigsten Gesange führt, empfängt Achill den Agamemnon mit Worten der Verwunderung, weil er, der bekannte Liebling des Zeus, bereits im Reiche der Schatten weile. Er sagt V. 28 u. 29

ἦτ' ἄρα καὶ σοὶ πρῶτα παραστήσεσθαι ἔμελλεν
Μοῖρ' ὀλοή, τὴν οὔτις ἀλεύεται, ὅς κε γένηται.

Alle Ausgaben von Demetrius Chalkondylas bis auf Dindorf herab geben im ersten Verse πρῶτα, mit dem Byzant. und Harlej. übereinstimmend, denen sich der wiener 56 anschließt. Die Schwierigkeit aber, in welche hierdurch der Erklärer verwickelt wird, tritt in sämmtlichen Uebersetzungen hervor, da einige eben so wenig verständlich sind, wie der griechische Text, andere einer Deutung folgen, welche in den vorliegenden Worten keine Rechtfertigung finden kann. Am treuesten übersetzte Giphanius: Certe igitur et tibi primum affatura erat Parca perniciosa, ohne sich freilich darum zu kümmern, ob die Parze denn später nicht in seine Nähe getreten sei, wie sie anfangs zu thun Miene machte, und ohne zu finden, daß die Annahme dieses Falles dem Sinne, der Thatsache und der religiösen Anschauung des Alterthums widerspricht. Ernesti verband πρῶτα mit ἔμελλεν und deutete es mit Beziehung auf Hektors Worte Il. VI, 489 in dem Sinne: vom Anfange des Lebens war es dir bestimmt, daß auch dich der Tod ereile. Aber abgesehen davon, daß πρῶτα den vollständigen Satz ἐπεὶ τὰ πρῶτα γένοιο (Il. l. l.) oder den Ausdruck ἐκ γενετῆς (Od. XVIII, 6) weder im Allgemeinen, noch insbesondere an dieser Stelle vertreten kann, wo die Verständlichkeit des Gedankens gerade von der Bestimmtheit dieser Bezeichnung abhängig ist, sollte Achill wirklich durch die Wahrnehmung überrascht werden, daß das Loos zu sterben dem Agamemnon bereits bei der Geburt bestimmt wurde, während allen von dem Augenblicke an, in welchem ihr Dasein beginnt, das Geschick durch die Mören zugesponnen wird? Il. XX, 127. Od. VII, 197. Würde er nicht durch seine Worte zu erkennen geben, daß er früher den Agamemnon für unsterblich gehalten habe? Hatte diesem wirklich Zeus durch die Verherrlichung seines Herrscherglanzes vor Troja die Aussicht auf eine Auszeichnung eröffnet, die keinem Menschen beschieden ist, mag er gering oder edel sein und, wie Hektor (Il. XXIV, 749), ein Liebling der Himmlischen? Il. VI, 489. Herr J. Minckwitz übersetzt: „Doch sehen wir traun, daß du der Erste warst, dem ebenfalls die verderbenvolle „Moira zur Seite treten sollte, welcher Keiner entrinnt, der da geboren wurde?" Er übersah, daß πρῶτα kein πρώτῳ ist, daß sich πρώτῳ dem Verse nicht anpassen läßt, wenn man nicht die Korruption ἦτ' ἄρα καὶ σοὶ πρώτῳ παραστήσεσθαι ἔμελλεν vertreten will, und daß wo ein Erster genannt wird, ein Zweiter um so eher folgen muß, je leichter der Gedanke bei Ergänzung desselben auf Irrthümer stoßen kann. Nun war aber Agamemnon nicht nur später, als Achill, Patroklus, Antilochus, Ajax der Telamonier, in deren Nähe dieses gesprochen wird, sondern auch nach Ajax, dem Sohne des Oileus, angekommen, wenn man allenfalls den Ausdruck auf die zurückkehrenden Helden beziehen zu können glaubte. Voß lenkte wieder auf einen Weg ein, den vor ihm Raphael von Volaterrä betreten hatte, indem er übersetzte:

Aber auch dir ja zu früh mußt' ach annahen des Todes
Hartes Geschick, dem keiner entrinnt, wen geboren die Mutter.

Die irrige Annahme, daß πρῶτα „zu früh" heiße, ist durch nichts gestützt, als durch ein Scholion, welches im Harlejanus mit folgenden Worten steht: πρῶτα πρὸ τοῦ γήρως, πρὸ τοῦ δέοντος. οὕτως Ἀττικοί. Der gelehrte Scholiast war aber nicht so thöricht, seine Erklärung zu jenem Lemma zu geben, mit dem sie bereits Eustathius p. 312, 34 verbunden fand; er hatte πρωῒ vor Augen, was sich in einer Kopie der Kreterhandschrift, in den breslauer Membranen und in dem augsburger Kodex erhalten hat, und nahm es in dem Sinne von „zu früh," in welchem es von Hesychius II. 1066, Photius 468, 16, Thomas Magister 273, 10 und Phavorinus 1591, 3 gedeutet ist. Das Wort ist ionisch und homerisch. Seine hier angenommene Bedeutung läßt sich allerdings nicht für Homer, sondern nur für die attische Sprache nachweisen, was der Scholiast ausdrücklich hervorhebt; sie kann uns aber nicht in einem Gesange befremden, der so viele Eigenthümlichkeiten in Wörtern, Formen und Wortbedeutungen hat. Sie entspricht dem Sinne auf eine ganz befriedigende Weise. Achill ist überrascht, daß nicht allein er, sondern auch Agamemnon zu früh ins Schattenreich gekommen sei. Wir müssen annehmen, daß dieser bei seinem Tode ungefähr im fünfzigsten oder fünfundfünfzigsten Jahre stand, wenn er die Herrschaft nicht vor dem zwanzigsten Jahre übernahm und dreißig oder fünfunddreißig Jahre führte, wie uns Eusebius sagt*). Obgleich er damals den Marken eines doppelten Menschenalters nicht fern stand, so ließe sich doch erwarten, daß es dem Manne, dessen Größe und Stärke seiner Erscheinung vor Troja das Gepräge imponirender Hoheit gab, durch die Gunst des Zeus nicht minder, wie dem Nestor vergönnt werde, selbst mit einem dritten Geschlechte zu leben. Il. I, 252.

Allein Hesychius geht im Anfange seines Artikels, der ganz unserm Verse gewidmet zu sein scheint, auf eine Bemerkung über das einsilbige πρῴ mit den Worten ein: Ἀττικώτερον τὸ ὑφέν. Macht er damit eine gelegentliche Bemerkung oder betrachtet er πρωῒ und πρῴ als Varianten unserer Stelle? Die Annahme des Letzteren gewinnt an Wahrscheinlichkeit durch die Betrachtung des alten Lemma, welches die Scholien bei Morrhius haben ΠΡΩΙΤΙ d. h. πρῴ τι. Man las demnach:

ἦτ' ἄρα καὶ σοὶ πρῴ τι παραστήσεσθαι ἔμελλεν
Μοῖρ' ὀλοή

d. h. in der That, also auch an dich sollte etwas zu früh herantreten die verderbliche Möre. Obgleich eine solche Einschränkung in dem Altersverhältnisse beider eine Stütze findet, da Achill in der Blüthe des Lebens, Agamemnon in einem reiferen Alter endete, so scheint sie mir doch unpassend einmal, weil sie die Anerkennung des Unglücks einschränkt, dem der Pelide seine Theilnahme schenkt, dann weil sie den Schwerpunkt der Gedanken wesentlich verrückt. In den Worten Achills zeigt sich deutlich, wie er von einem Vergleiche des Unglücklichen mit sich selbst ausgeht und die Ansicht festhält, daß sein eigenes Loos noch tröstlicher sei, da sie beide ein gleiches Geschick in einem frühzeitigen Tode gefunden hätten, während er selbst kämpfend vom Schauplatze eines unsterblichen Ruhmes geschieden und unter der Theilnahme des ganzen Griechenheeres bestattet sei, Agamemnon dagegen weder ein rühmliches Ende, noch ein würdiges Grabmal erlangt habe. Die Basis dieses Vergleiches liegt in der Gleichstellung rücksichtlich ihres frühzeitigen Todes; sie wird aufgegeben, falls die Gleichheit durch ein τι modificirt wird. Dazu kommt, daß das einsilbige Wort dem Jonismus ebenso fremd ist, wie dem Homer. Die zwei-

*) p. 297 bei Mai in Uebereinstimmung mit Syncellus: Mycenis regnat Agamemnon annis XXXV; dagegen p. 131: Post hos Agamemnon annis XXX. Hieronymus gibt bei Scaliger p. 92 XV.

silbige Form findet, als Vulgata, ihre Bürgschaft in den Handschriften, in dem alten Scholiasten und im Hesychius, der, wenn er auch πρῴ als Variante anzudeuten scheint, doch keineswegs πρῴ τι, sondern πρωΐ erklärt. Zur Empfehlung von πρῴτι kann aus den Urkunden nichts geltend gemacht werden, als das alte Lemma der kleinen Scholien und seine eigenthümliche Bedeutung in der Geschichte dieses Verses, welcher den Wechsel von πρωΐ, πρῴ τι, πρῴτα durchgemacht hat. Aber auch hier hat es erst an der zweiten Stelle seinen natürlichen Platz. Bereits zu der Zeit, in welcher der Byzantinus geschrieben wurde, war selbst in guten Texten weder πρωΐ, noch πρῴτι zu finden, sondern πρῶια, was man ohne Bedenken mit dem alten Scholion verband, dessen Sinn zuerst Buttmann verstanden hat. Mit der Behutsamkeit und Unbefangenheit, die ihn bei der Behandlung der Reste alter Ueberlieferung auszeichnet, erkannte er, daß vielleicht πρωΐ die richtige Lesart sein dürfte, aus der sich zuerst πρῴτι, dann πρῶτα entwickelt hätte. Wenn ihm ein Beweis aus Handschriften nicht gefehlt hätte, so würde er seine Ansicht wahrscheinlich mit größerer Zuversicht ausgesprochen und der Beachtung derer empfohlen haben, denen die Herstellung eines verständlichen Textes am Herzen lag. Jetzt finden wir sogar in der oxforder Ausgabe der Scholien S. 726, 28 noch das verkehrte Lemma πρῶτα und S. 727 die gegen Buttmann gerichteten Worte: Nihil tribuendum illi πρωιτι.

Eine Discussion zur Sache wird über diesen Vortrag nicht angeregt; nur bemerkt

Professor d. Theol. Dr. Böhmer von hier: Er müsse bei aller Anerkennung der Verdienstlichkeit der Aufgabe, die sich der geehrte Redner gestellt habe, doch sich gegen eine solche Fülle von Specialitäten erklären, wie sie der eben gehörte Vortrag enthalte; er vermisse das Allgemeine, welches sich für die Universalität der Versammlung viel besser eigne. — Dagegen bemerkt

Professor Dr. Kayser: Er habe anerkannten Autoritäten gegenüber in einer Philologen-Versammlung an einigen Beispielen darthun zu müssen geglaubt, auf welche Weise er seine Aufgabe zu lösen gedenke, und wie er nur durch Anführung von Specialitäten einen deutlichen Begriff von der Sache habe geben können.

Den Schluß der heutigen Sitzung bildet der Vortrag des

Privatdocenten Dr. Westphal von Tübingen

„über Terpander und die früheste Entwicklung der griechischen Lyrik*)."

Indem ich beabsichtige, Ihnen die früheste, durch Terpanders Namen bezeichnete Kunst-Epoche der griechischen Lyrik vorzuführen, muß ich mit einem Satze beginnen, der richtig ausgesprochen wohl nur wenig Gegner mehr finden dürfte, dem Satze nämlich, daß bei den Griechen die epische Dichtung keineswegs die älteste war. So fest es auch steht, daß von allen Gattungen der griechischen Poesie das Epos am frühesten zu der Stufe der vollendeten Kunstentwickelung gelangt ist, so zahlreiche Zeugen uns auch auf jedem Blatte der griechischen Literatur entgegentreten, daß die übrigen Arten der Poesie ihre concrete Gestaltung gerade dem ausgebildeten Epos verdanken, so ist doch keineswegs damit gesagt, daß das Epos überhaupt die älteste Poesie war. Vielmehr sind die homerischen Gedichte das Product einer langen Entwickelung und haben zu ihrer Voraussetzung zahlreiche Factoren, von denen uns bei Homer selber die treueste Kunde erhalten ist. Außer den in der Ilias und Odyssee mit dem Namen κλέα ἀνδρῶν bezeichneten epischen Ein-

*) In dem mündlichen Vortrage konnten die von S. 57 an folgenden Erörterungen über Chronologie u. s. w. nur angedeutet werden; die dort gegebene Darlegung der Gliederung des Terpandrischen Nomos im Zusammenhange mit der Composition der Pindarischen Epinikien habe ich hier nicht zum Abdrucke kommen lassen wollen, um sie an einem andern Orte ausführlicher zu besprechen.

zelgesängen, welche die unmittelbare Voraussetzung der homerischen Epen bilden, erhalten wir dort ein lebensvolles Bild von einer hohen Bedeutung des lyrischen Gesanges, ja wir finden dort fast alle Verhältnisse schon in der Weise ausgebildet, wie sie uns später in der Geschichte der zur eigentlichen Kunstform entwickelten Lyrik wieder entgegentreten. Vor allem zeigt sich dort die dem Dienste des Apollocultus entstammende chorische Lyrik, die den Namen der Päanenpoesie trägt, dieselbe Dichtungsart, welche auch in der Blüthezeit Griechenlands als die vorzüglichste Gattung der apollinischen Chorlyrik erscheint. Wir stehen hier auf dem Punkte, wo es leicht ist, das fast unzertrennbare Band der drei musischen Geschwisterkünste, der Poesie, Musik und Orchestik in seiner Entstehung zu begreifen. Die Quelle der Poesie im ältesten Leben der Völker ist die Religion. Im Verkehre mit der Gottheit erhob sich die Rede zu den schwungreichen Formen, die sich der Sprache des gewöhnlichen Verkehrs gegenüber zum poetischen Ausdrucke gestalteten: das Gebet, das Lob der Gottheit schuf die Poesie; — an die Gottheit gerichtet nahm die Rede zugleich einen mannigfaltigen Wechsel der Accente an, der gehobene Vortrag wurde zum Gesange, zur Melodie; — der Ort endlich, wo der Mensch zur Gottheit sich wandte, war der Altar, auf dem die Opfer brannten und den die Singenden im feierlichen Zuge umwandelten, und diese Bewegung um den Altar ist es, in der der Anfang der Orchestik gegeben ist; der Tanz der Alten ist in seinem Ursprunge nichts anderes als ein heiliger Opferzug oder Opfertanz. Das ist die Entstehung der 3 musischen Schwesterkünste, der Poesie, Musik und Orchestik, und ihrem Ursprunge getreu stehen sie in der klassischen Zeit des Griechenthums noch vorwiegend im Dienste der Religion; in der Religion empfangen sie fortwährend ihre frischeste Lebenswärme und fortwährend sehen wir aus ihr neue poetische Gattungen hervorgehen. Der Cult aber, der in der frühesten Zeit am wirksamsten für die Pflege der musischen Kunst war, ist der Cult des Apollo, des eigenthümlich hellenischen Gottes, des Gottes ewiger Jugendlichkeit und Klarheit, des schönsten Typus des jugendlichen hellenischen Geistes. So erklärt es sich leicht, daß der Blüthe des Epos eine apollinische Chorlyrik vorausgeht, ja daß der Päan bereits in der Ilias als dieselbe poetische Gattung erscheint, wie sie der höchsten Vollendung der Lyrik typisch bleibt — der Päan einerseits als Bitt- und Flehgesang, gesungen in der Noth, die der Gott Apollo gesandt — und andererseits der Päan als preisendes Siegslied, eine Bedeutung, aus der sich der Kampfes-Päan entwickelt hat. Als Bittgesang erschallt der Päan im Chore der Achäer, als Apollo das Heer durch die Pest darniedergebeugt Il. 1, 472, ein Siegespäan wird von den Myrmidonen nach Hectors Falle angestimmt Il. 22, 291, das treue Bild eines päanischen Prosodions.

Neben der päanischen Poesie erscheint in der Ilias eine zweite Art von Chorlyrik, der Gesang bei der Hochzeits- und Todtenfeier, der Hymenäus und Threnos. Es ist unnöthig auf den religiösen Ursprung dieser Dichtungsarten hinzuweisen. Wie bei allen alten Völkern die Ceremonien der Hochzeits- und Todtenfeier den chthonischen Göttern gelten, die dort bei der Schließung der Ehe ein neues Leben erwecken sollen und hier im Tode das Leben wieder zu sich nehmen, so gelten ihnen auch die Lieder, die dort im freudigen Jubel, hier in der Gewalt des Schmerzes gesungen werden. Diese religiöse Bedeutung tritt niemals ganz zurück, wenn auch das Hochzeitslied zu einem profanen Jubelliede und die Todtenklage zu einem Ergusse blos individuellen Schmerzes und Trostes wird, wie dies in den kargen Resten antiker Hymenäen- und Threnen-Lyrik meist der Fall ist. Bei Homer nun erinnert die Schilderung beider Dichtungsarten fast in allem an die spätere historische Zeit, die des Hymenäus auf dem Schilde des Achilleus Il. 18, 493 und die des Threnos bei der Todtenklage um Hector Il. 24, 720. Jener ist ein chorischer Gesang unter bewegter Orchestik von Flöten und Phormingen begleitet, dieser ein

kommatischer Wechselgesang der Andromache, Hekabe und Helena, in deren Klagen der Chor der Troerinnen einstimmt, *ἐπὶ δὲ στενάχοντο γυναῖκες*. Die kommatische Vertheilung des Threnos treffen wir zwar nicht mehr in dem Threnos der ausgebildeten Lyrik, dagegen ist sie von der Tragödie festgehalten, denn die kommatische Form des tragischen Threnos ist nicht eine Neuerung der tragischen Dichter, sondern ein Festhalten der alten volksmäßigen Weise. Ja selbst die strophische Composition der späteren Hymenäen läßt sich bereits für jenen Threnos der Troerinnen nachweisen. Die Klagen der Hekabe und der Helena zerfallen nämlich je in 4 tristichische Strophen, die durch scharfe Interpunction von einander gesondert sind:

Ἑκάβη (v. 748 ff.)

Ἕκτορ, ἐμῷ θυμῷ πάντων πολὺ φίλτατε παίδων,
ἦ μέν μοι ζωός περ ἐὼν φίλος ἦσθα θεοῖσιν,
οἱ δ' ἄρα σεῦ κήδοντο καὶ ἐν θανάτοιό περ αἴσῃ.

ἄλλους μὲν γὰρ παῖδας ἐμοὺς πόδας ὠκὺς Ἀχιλλεὺς
πέρνασχ', ὅν τιν' ἕλεσκε, πέρην ἁλὸς ἀτρυγέτοιο,
ἐς Σάμον ἔς τ' Ἴμβρον καὶ Λῆμνον ἀμιχθαλόεσσαν.

σεῦ δ' ἐπεὶ ἐξέλετο ψυχὴν ταναήκεϊ χαλκῷ,
πολλὰ ῥυστάζεσκεν ἑοῦ περὶ σῆμ' ἑτάροιο
Πατρόκλου, τὸν ἔπεφνες· ἀνέστησεν δέ μιν οὐδ' ὥς.

νῦν δέ μοι ἑρσήεις καὶ πρόσφατος ἐν μεγάροισιν
κεῖσαι, τῷ ἴκελος ὅν τ' ἀργυρότοξος Ἀπόλλων
οἷς ἀγανοῖς βελέεσσιν ἐποιχόμενος κατέπεφνεν.

Ἑλένη. (v. 762 ff.)

Ἕκτορ, ἐμῷ θυμῷ δαέρων πολὺ φίλτατε πάντων,
ἦ μέν μοι πόσις ἐστὶν Ἀλέξανδρος θεοειδής,
ὅς μ' ἄγαγε Τροίηνδ'· ὡς πρὶν ὤφελλον ὀλέσθαι.

ἤδη γὰρ νῦν μοι τόδ' ἐεικοστὸν ἔτος ἐστὶν
ἐξ οὗ κεῖθεν ἔβην καὶ ἐμῆς ἀπελήλυθα πάτρης,
ἀλλ' οὔ πω σεῦ ἄκουσα κακὸν ἔπος οὐδ' ἀσύφηλον.

ἀλλ' εἴ τίς με καὶ ἄλλος ἐνὶ μεγάροισιν ἐνίπτοι
δαέρων ἢ γαλόων ἢ εἰνατέρων εὐπέπλων,
[ἢ ἑκυρή — ἑκυρὸς δὲ πατὴρ ὣς ἤπιος αἰεί —]
ἀλλὰ σὺ τόν γ' ἐπέεσσι παραιφάμενος κατέρυκες.

τῷ σέ θ' ἅμα κλαίω καὶ ἔμ' ἄμμορον ἀχνυμένη κῆρ·
οὐ γάρ τίς μοι ἔτ' ἄλλος ἐνὶ Τροίῃ εὐρείῃ
ἤπιος οὐδὲ φίλος, πάντες δέ με πεφρίκασιν.

Auch der in den tragischen Threnen wie in den erhaltenen volksmäßigen Hymenäen so beliebte Parallelismus der Worte zeigt sich in der Gleichheit des Anfangs beider Lieder. Die Auswerfung des Verses 770 ergiebt sich von selbst. In der Klage der Andromache scheint die Anrede an Astyanax spätere Einschiebung; sie hindert die strophische Gliederung, die in den 6

letzten Versen unverkennbar hervortritt, deutlicher zu verfolgen. Mag dieser Threnos zu den spätesten Bestandtheilen der Ilias gehören, immerhin wird er noch vor Arktinos hinaufzurücken sein und enthält das früheste Beispiel einer strophischen Composition als eine treue Nachahmung des volksmäßigen Threnos.

Zu den genannten Gattungen der Chorlyrik tritt bei Homer noch eine dritte hinzu, das eigentliche hyporchematische Tanzlied, von einem Einzelsänger zur Phorminx gesungen, während der Chor den Gesang mit dem Tanze begle tet. Ich brauche hier nicht darauf hinzuweisen, wie das Hyporchema in der spätern Lyrik zwar in den meisten Fällen, aber keineswegs immer vom ganzen Chore gesungen wird und ebenso bedarf es kaum der Erinnerung, daß das Hyporchema wie der Päan in seiner Entstehung dem apollinischen Cult angehört, aber diese Beziehung auf Apollo häufig verloren hat, wie in dem Pindarischen Hyporchema auf Helios und im Hyporchema der Spartaner, welches Aristophanes am Schlusse der Lysistrata aufführen läßt. Zu den Hyporchemen der Ilias rechne ich im weiteren Sinne das Lied auf den vom Apollo geliebten und getödteten Linos Il. 18, 570, das in der Schaar froh scherzender Jünglinge und Jungfrauen ein Knabe zur Phorminx singt, während jene um ihn her den Tanz beginnen und ihn zusammen mit Singen und Jauchzen und hüpfendem Sprunge begleiten. Ein genaueres Bild des Hyporchemas giebt eine andere Stelle aus dem 18ten Buche der Ilias: ein göttlicher Sänger singt zur Phorminx, in der Mitte des Chores beginnen 2 Vortänzer den Reigen und geschmückte Jünglinge und Mädchen drehen sich bald an den Händen haltend mit kundigen Füßen im Kreise, bald tanzen sie in Reihen, ἐπὶ στίχας gegen einander. Noch interessanter ist die Schilderung eines Hyporchema im 8ten Buche der Odyssee, wo uns ein vollständig ausgemaltes Bild eines vor Kampfrichtern gehaltenen musischen Agon aufgerollt wird, ganz in der Weise, wie an den spartanischen Gymnopädien agonistische Hyporchemen zur Aufführung kommen. Und Homer schon kennt Kreta als eine Hauptpflegstätte der hyporchematischen Kunst, wie aus Il. 18, 590 hervorgeht, jene Insel, wo später Thaletas die alteinheimischen hyporchematischen Weisen zur Kunstblüthe sich entfalten ließ und in festen Formen zu den verwandten Stämmen des Festlandes hinüberführte.

Wir haben den drei Gattungen der chorischen Lyrik noch eine monodische Lyrik als eine der frühesten Gestaltungen der griechischen Poesie hinzuzufügen, die dem freien volksmäßigen, oft auf ein profanes Gebiet hinübergehenden Tone des ältesten Chorgesanges gegenüber einen recht eigentlich sacralen Character bewahrt und hierdurch früher zu festen typischen Formen gelangt. Es sind dies die religiösen Hymnen, die an bestimmten Cultusstätten zum Lobe der Götter ertönten und diesen Cultusstätten auf lange als ein lebendiges Erbtheil in der Tradition priesterlicher Geschlechter und Schulen verblieben. Sie wurden Nomoi, Gesetze genannt von der stätigen Compositionsform, in der diese Hymnen gedichtet und überliefert wurden im Gegensatze zu den auf der freien poetischen That des schaffenden Volksgeistes beruhenden chorischen Gesängen. Wir können die Nomoi am besten den Veda-Hymnen vergleichen, in denen zu der hymnodischen Lyrik ein episches Element hinzutritt: der Gott wird durch Schilderung seiner Thaten gepriesen. An die Tempel und Cultusstätten schlossen sich bestimmte Priester- und Sängerfamilien und wir können der Sage folgend, die größtentheils auf solchen Tempeltraditionen beruht, bereits mehrere Sängerschulen unterscheiden. Die zwei bedeutendsten Heiligthümer dieser Art gehören dem Apolloculte an, es sind die Stätten von Delos und Delphi. Hier wurden in bestimmten dem Apollomythus angehörenden Festcyclen schon in frühester Zeit musische Agonen aufgeführt, wo priesterliche Sänger, mit einander im Lobe des Gottes wetteifernd, den Nomos zur

Kithara vortrugen. Die Nomoi des Delischen Apollocultus werden auf Olen zurückgeführt, der von den Hyperboräern oder von den Lyciern am Xanthus kommend den Apollocult in Delos gegründet und den Hexameter erfunden haben soll. Noch größere Bedeutung erhielten die Agonen von Delphi, dem religiösen Mittelpunkte des gesammten Dorischen Stammes. Apollo selber hatte hier das Heiligthum, das mit seinen Tempelschätzen und seinem Orakel schon bei Homer hochberühmt ist (Il. 9, 405. 2, 519. Od. 8, 87), gegründet und kretische Männer zu seinen Priestern eingesetzt; zu seiner Feier ertönte am Pythischen Feste der Nomos im Agon der Kitharöden, vor Allen der *νόμος Πύθιος*, der den Sieg des jugendlichen Gottes über den Drachen Pytho besang. Wir brauchen nicht weit umherzuschauen, um in diesem Nomos vom drachentödtenden Gotte eines der ältesten Hellenischen Lieder zu erblicken. Wer da weiß, wie tief die Zusammenhänge der indogermanischen Völker in ihrer Sprache, ihren ältesten Sitten, ihren ältesten Culten und Mythen wurzeln, wer da weiß, daß alle diese Völker in vorhistorischer Zeit ein einheitliches Volk bildeten, das im Innern von Asien wohnend bereits zu einer festen Culturstufe gekommen war, ehe noch die einzelnen Zweige sich abtrennten, dem treten auch die ältesten Lieder dieser Völker vor die Seele: die altindischen Lieder vom ahi-tödtenden Gotte, die altzendischen vom Kereçâçpa und Thraetaona, den Siegern des dreiköpfigen Drachen azhi dahâka, die altgermanischen Lieder vom drachentödtenden Siegfried. Die rege Forschung der neuesten Zeit hat gelehrt, daß diese Sieger nicht menschliche Helden, sondern Götter und speciell Götter des Lichtes sind, die der Finsterniß den Kampf bieten, — es sind dieselben Götter wie der im Pythischen Nomos gefeierte Drachentödter Apollo. Doch zurück zu den Nomoi der Agonen von Delphi, für deren hohes noch weit über Homer hinaufreichendes Alter ich hiermit die Urverwandschaft der Völker in Anspruch nehme. Der Schatz der Lieder, der hier gesungen, wird von der delphischen Tempelsage auf 2 heilige Sänger zurückgeführt, Chrysothemis den Kreter, den Sohn Karmanors und Philammon den Delpher, den Sohn Apollos, die beide im delphischen Agon als musische Kämpfer auftreten. Chrysothemis ist der Prototyp des agonistischen Kitharoden, der im Prachtgewande der späteren Nomossänger zur Phorminx den pythischen Nomos singt, Philammon aber ist der Erfinder der dorischen Tonart, die vor Allem an Delphi als den Centralpunkt des dorischen Geistes und der dorischen Kunst fixirt war. Wir werden sehen, wie auch noch die Nomosdichter der historischen Zeit mit diesem Philammon in unmittelbare Verbindung gebracht werden.

Der dorischen Sängerschule tritt eine Aeolische entgegen, deren Andenken von der Sage zwar mit minder scharfen Zügen gezeichnet ist, die aber dennoch als ein historisches Factum feststeht. Ihr frühester Hauptsitz war das äolische Böotien, wo durch den alten Stamm der äolischen Thraker die ersten Anfänge der hellenischen Cultur fixirt waren und wo am Helikon früher als im übrigen Hellas der Dienst der Musen und mit ihm die musische Kunst erblühte. Der Name Orpheus bezeichnet den Sänger, der von der Sage als Repräsentant dieser alten thrakischen Poesie und Musik hingestellt wird; neben ihm steht der Name Musäus, der zum Sohn oder Schüler des Orpheus gemacht wird. Es gehört nicht hierher, wie sich später Attika dieser beiden Namen bemächtigt und sie zu Trägern einer Orakelpoesie macht, ja auf sie das theologische Epos aus der Zeit des Onomakritus zurückführt. Nur die Züge der leicht auszuscheidenden älteren Sage wollen wir hier festhalten, um an den durchaus verschiedenen Character der äolischen Poesie von der dorisch-delphischen zu erinnern. Der Sang der orphischen Schule ist nicht der ruhige Nomos zu Ehren Apollos, wir hören aus der Sage deutlich den bewegteren Ton erklingen, der hier angeschlagen wurde, einen Ton, in den die Laute des Schmerzes und Orgiasmus sich einmischen — mit einem Worte, es ist hier das religiöse Gebiet der chthonischen Götter,

deren Dienste die orphische Muse vor allen geweiht war. Daher der Mythus vom Orpheus, der um die entrissene Eurydike klagt, daher der Tod des Sängers durch rasende Bacchanten, die seinen Leib zerfleischen: nur seine Lyra schwimmt von Böotien zu den Aeoliern des Ostens, nach der glücklichen Insel Lesbos, auf der fortan wie in keinem andern griechischen Lande die musische Kunst erblühen sollte und von der zuerst Terpander den äolischen Sang nach dem griechischen Mutterlande zurückführte. Und wenn ich hier bloß mit Sagen zu operiren scheine, so muß ich hinzusetzen, daß die alten Kenner der musischen Kunst, daß namentlich Glaukus von Rhegium von der Poesie und Musik des Orpheus als einem bestimmten Kunststile der früheren Entwicklung spricht und sie mit dem Stile Terpanders zusammenstellt. Plut. de mus. 7. 8.

Verlassen wir jetzt die früheren Gestaltungen der griechischen Lyrik, die theils als chorische Gesänge dem freien Schaffen des poetischen Volksgeistes überlassen blieben, theils als monodischer Nomosgesang von priesterlichen Sängern gepflegt, eine festere Form bewahrten. Es war eine andere Richtung der Poesie, welcher zuerst eine höhere Blüthe der Kunst zu Theil werden sollte: dem nach Thaten drängenden Geiste des jugendlichen Volkes ward das Gebiet der Innerlichkeit zu enge, es drängte hinaus zu kühnem Beginnen, zu Fahrten über das Meer, zu Kämpfen mit dem Barbarenthum des Orients, und als künstlerische Reproduction dieses Heldenthums erhebt sich das Epos zu wunderbarem Glanze empor. Warum sollen wir es auszusprechen scheuen, daß die Ausgangspunkte dieser epischen Poesie bereits in der alten religiösen Lyrik enthalten waren? Ertönte nicht schon in den ältesten Nomen das Lied von den Thaten der Götter, von ihren Siegen über Dämonen und Drachen, und war es nicht ein kleiner Schritt, diese epischen Elemente von der Cultusstätte, an die sie ursprünglich gebunden waren, auf das Gebiet des Menschlichen hinüberzuführen? Mit dem Göttlichen wurde das Menschliche vereint, zu dem Kreise der Götter traten die Heroen, die Söhne der Götter hinzu, — wie früher zur Freude und Ehre der Götter im heiligen Tempelbezirke der Nomos ertönte, so erschallt jetzt zur Freude und Ehre der Fürsten und des Volkes das epische Lied. Die Entstehung des Epos ist nichts anderes als eine Uebertragung vom Gebiete des Göttlichen auf das des Menschlichen, eine Herübernahme, wie wir sie später bei der Entstehung der Archilocheischen Jamben aus den Demetrischen und Dionysischen Volksgesängen sich wiederholen sehen. Die Musik als das eigentlich lyrische Element, trat mehr und mehr zurück; während die κλέα ἀνδρῶν noch zur Phorminx ertönten, erhob sich bald als die Zusammenfassung dieser epischen Einzelgesänge das homerische Gedicht, das sich völlig von der musikalischen Form befreite und nicht mehr durch Kitharöden gesungen, sondern durch Rhapsoden vorgetragen wurde.

Doch noch ehe der epische Gesang abgeblüht war, — noch zur Zeit als die älteren Cycliker wie Arktinus die Thaten der Helden in homerischem Tone feierten —, da erhob sich die bis dahin durch das Epos gehemmte Stimme der Lyrik zu Gesängen künstlerischer Vollendung, um bis zum Untergange des klassischen Griechenthums nicht wieder zu verstummen. Und wer war der erste, der in Hellas diesen Wendepunct der Poesie hervorrief, der für die Lyrik eine dem Epos gleiche Vollendung der Kunst anbahnte? Es waren nicht die Jamben des Archilochus, nicht der Gesang der elegischen Dichter: es war die Lyra Terpanders, jene gepriesene Lyra, zu der noch lange vor Archilochus und Kallinus der lesbische Dichter und seine Schule in bisher ungeahnten Weisen die Hymnen der Götter ertönen ließ.

Wir müssen uns hier vor Allem über Terpanders Zeitalter verständigen. Wenn man von der Ansicht ausgeht, daß Terpander mehr eine mythische als eine historische Persönlichkeit sei,

so wird man auch darauf verzichten müssen, die chronologischen Data zu bestimmen. Bedenkt man aber, daß aus dem Zeitalter Terpanders eine Menge geschichtlicher Thatsachen überliefert ist, daß in eben dieser Zeit schon eine große Anzahl von Persönlichkeiten mit sicheren historischen Zügen hervortritt und daß endlich die Geschichte Terpanders in sich durchaus zusammenhängend und geschlossen ist und in keinem wesentlichen Punkte das sonst gewöhnliche Schwanken verräth, so muß man gestehen, daß Terpander eine durchaus historische Gestalt ist und daß sein Zeitalter, falls die Tradition uns Nachrichten überliefert, bestimmt werden kann. Ja eine genaue Combination der Stellen führt zu dem Resultate, daß wir über Terpander mehr und sichereres wissen als über manchen späteren Dichter, von dem weit zahlreichere Fragmente erhalten sind. In manchen Zügen mag die Tradition sagenhaft sein, wie in der Veranlassung seines Todes und seiner Wanderung nach Sparta, aber es sind dies nur unwesentliche Punkte, wie wir sie noch viel häufiger bei spätern Dichtern, Stesichorus und Pindar, ja selbst bei Aeschylus und Sophokles finden. Wo aber die Ueberlieferung variirt, wie in der Chronologie, da sind sichere Anhaltspunkte genug vorhanden, die uns führen und leiten können, so daß es auch hier möglich ist, einen sicheren Boden zu gewinnen.

Die neuere Literaturgeschichte scheint darin übereingekommen zu sein, daß Terpander jünger als Archilochus sei, eine Ansicht, die sich allerdings auf alte Zeugnisse stützt, aber sich als unhaltbar zeigt, wenn man auf die überlieferten Data kritisch eingeht. C. Fr. Hermann Antiquit. Lacedaem. p. 5 weicht von jener Annahme ab und wendet sich einer andern Gruppe von Zeugnissen zu, welche Terpander vor Archilochus setzen und auch nach unserer Ansicht die richtige Zeitbestimmung gegeben haben. Auch Bernhardy scheint sich Gr. L. 1, S. 301 der zweiten Auflage dieser Ansicht zuzuwenden, während er an anderen Stellen den Terpander nach Archilochus setzt. Die erste Klasse der Zeugnisse wird durch die Chronik des Parischen Marmor und des Eusebius sowie durch Phaneias und Hellanikus vertreten, die zweite durch Glaukus *περὶ ἀρχαίων ποιητῶν καὶ μουσικῶν*, durch Alexander *περὶ Φρυγίας* und durch Hieronymus *περὶ κιθαρῳδῶν*. Die Ansicht derer, welche Terpander in das Zeitalter des Hipponax setzten, verrückt so sehr alle chronologischen Verhältnisse, daß sie bereits Plutarch als irrig bezeichnet und in der That keiner Erörterung bedarf, Plut. de mus. 6 *Ἔνιοι δὲ πλανώμενοι νομίζουσι κατὰ τὸν χρόνον Τερπάνδρου Ἱππώνακτα γεγονέναι· φαίνεται δὲ Ἱππώνακτος καὶ Περίκλειτος ὢν πρεσβύτερος.*

Die Chronik des Eusebius giebt die Blüthezeit des Terpander als Ol. 33, 2 an: Terpander citharoedus insignis habetur, und damit stimmt der Parische Marmor, welcher den Terpander 381 Jahr vor den Archon Diognet (Ol. 129, 1), also um Ol. $^{33,4}|_{34,1}$ setzt, epoch. 34: *Ἀφ' οὗ Τέρπανδρος ὁ Δερδένεος ὁ Λέσβιος τοὺς νόμους τοὺς κιθαρῳδῶν ἐδίδαξεν, οὓς καὶ αὐλητὴς συνηύλησε, καὶ τὴν ἔμπροσθε μουσικὴν μετέστησεν, ἔτη ΗΗΗΓΔΔΔΙ, ἄρχοντος Ἀθήνησιο Δρωπί(δ)ου.* cf. Boeckh C. I. II p. 316. 335. Dieses Datum sieht sehr unverfänglich aus und dient den meisten Neuerern wie Böckh Met. Pind. 245 als chronologischer Ausgangspunkt, dennoch aber verhält es sich mit ihm nicht viel anders als mit jener Angabe der *πλανώμενοι* bei Plutarch. Wie dort Terpander mit Hipponax zusammengestellt wird, der aus inneren Gründen einer viel späteren Zeit angehört, so wird hier Terpander mit Alkman gleichzeitig gesetzt, der in jeder Beziehung eine viel entwickeltere Periode der griechischen Poesie, Musik und Metrik repräsentirt, als der Stifter der ersten musischen Katastasis, und in seinen Gedichten bereits den Polymnestus, einen Vertreter der zweiten Katastasis gefeiert hat, Plut. mus. 5. 9. 29. Was aber das auffallendste ist, die Chronik des Eusebius macht den Terpander

gradezu zum jüngeren Zeitgenossen Alkmans, denn der letztere blüht nach ihrer Angabe schon um Ol. 30, 4 (Alcman clarus videtur et Lesches), was mit Suidas, der ihn um Ol. 27 setzt, völlig übereinstimmt, Terpanders Blüthe wird dagegen erst um 33, 2 gesetzt. Dies Mißverhältniß wird dadurch nicht aufgehoben, daß Eusebius im weiteren Verlaufe seiner Chronik Ol. 44 als Blüthezeit Alkmans angiebt mit dem Zusatze ut quibusdam videtur, denn so entsteht eine zweite Collision, daß nämlich Alkman hierdurch in der Blüthezeit Stesichorus hinabrückt, womit ebenfalls aller Chronologie ins Gesicht geschlagen wird. Der Parische Marmor weiß freilich auch hier Rath, indem er den (alten?) Stesichorus zum Zeitgenossen des Aeschylus macht, epoch. 50: *ἀφ' οὗ Αἰσχύλος ὁ ποιητὴς τραγῳδίᾳ πρῶτον ἐνίκησε καὶ Ερπιίδης ὁ ποιητὴς ἐγένετο καὶ Σ ησίχορος ποιητὴς εἰς τὴν Ἑλλάδα ἀφίκετο, ἔτη ΗΗΔΔΙΙ, ἄρχοντος Ἀθήνησιν Φιλοκράτους* (Ol. 73, 4). Solche Widersprüche sind in der That unausbleiblich, wenn Terpander in Alkmans Zeit verwiesen wird.

Von gleicher Beschaffenheit ist der Bericht des Phaneias von Lesbos, eines Zeitgenossen Alexanders, der in zwei Büchern über die Dichter schrieb. Clem. Alex. stromat. 1 p. 333: *Φανείας δὲ πρὸ Τερπάνδρου τιθεὶς Λέσχην τὸν Λέςβιον Ἀρχιλόχου νεώτερον φέρει τὸν Τέρπανδρον, διημιλλῆσθαι δὲ τὸν Λέσχην Ἀρκτίνῳ καὶ νενικηκέναι.* Phaneias schließt sich im Grunde an die Chronologie der Chronisten an: lebt Terpander 33, 2, so ist er jünger als Archilochus und auch jünger als Lesches, der in die Zeit des Alkman fällt, vrgl.:

Ol. 20 Archilochus,
Ol. 30, 4 „Alcman clarus habetur et Lesches",
Ol. 33, 2 „Terpander insignis habetur".

Phaneias begeht aber noch die Ungereimtheit, daß er den Lesches aus Ol. 30 an den Anfang der Olympiaden hinaufrückt, indem er ihn mit dem alten Arktinos in einen musischen Wettkampf bringt. Wir sehen hieraus, wie unkritisch Phaneias zu Werke gegangen ist.

Von hervorragender Bedeutung erschien den Neuerern die Angabe des Hellanikus. Terpander lebt nach ihm zur Zeit der Midas Clem. Alex. strom. 1, p. 333, genauer ist dies Datum bei Athen. 14,635: *Τὰ Καρνεῖα πρῶτος πάντων Τέρπανδρος νικᾷ, ὡς Ἑλλάνικος ἱστορεῖ ἔν τε τοῖς ἐμμέτροις Καρνεονίκαις κἀν τοῖς καταλογάδην. Ἐγένετοδε ἡ θέσις τῶν Καρνείων κατὰ τὴν ἕκτην καὶ εἰκοστὴν ὀλυμπιάδα, ὡς Σωσίβιός φησιἐν τῷ περὶ χρόνων.* Allerdings ein sehr wichtiges Zeugniß. Die musischen Agonen an den Karneen sind nach dem unzweifelhaften Zeugnisse des Lakonen Sosibius Ol. 26 eingesetzt; wenn es nun feststeht, daß Terpander der älteste Karneonike ist, so muß er nothwendig um Ol. 26, also nach Archilochus gelebt haben, als dessen Blüthezeit Ol. 15—20 feststeht. Aber hiermit tritt die zweite Gruppe der Zeugnisse in Conflict, welche den Terpander vor Archilochus setzen, und es entsteht die Frage, auf welcher Seite das Richtige ist.

Wie sind die Gewährsmänner der zweiten Gruppe? Es sind Musiker und Literarhistoriker, die sich ex professo mit diesem Gegenstande beschäftigt haben oder wenigstens vielfach die Musik berühren. Einer von ihnen, der gewichtige Glaukus, spricht es in dem uns durch unschätzbare Notizen bekannten Werke über die alten Dichter und Musiker direkt aus, daß Terpander älter sei als Archilochus. Wir lesen nämlich Plut. mus. 4: *πρεςβύτερον γοῦν αὐτὸν Ἀρχιλόχου ἀποφαίνει Γλαῦκος ὁ ἐξ Ἰταλίας ἐν συγγράμματι τῷ περὶ τῶν ἀρχαίων ποιητῶν καὶ μουσικῶν φησὶ γὰρ αὐτὸν δεύτερον γενέσθαι μετὰ τοὺς πρώτους ποιήσαντας αὐλῳδίαν.* Wer die *πρῶτοι ποιήσαντες αὐλῳδίαν* sind, ergiebt sich aus den folgenden Capiteln des Plutarch, wo es von Orpheus, dem Vorgänger des Terpander heißt: *ὁ δ' Ὀρφεὺς οὐδένα φαίνεται μεμιμημένος*

οὐδεὶς γάρ πω γεγένητο εἰ μὴ οἱ τῶν αὐλῳδικῶν ποιηταί, es sind die ältesten mythischen Vertreter der Aulodik, Hyagnis und Marsyas zu verstehen. Mit Glaukus stimmt Alexander in seiner *συναγωγῇ τῶν περὶ Φρυγίας* überein, woraus Plutarch mus. 5 die Worte entlehnt hat: *Κλονᾶς δὲ ὁ τῶν αὐλῳδικῶν νόμων ποιητής, ὁ ὀλίγῳ ὕστερον Τερπάνδρου γενόμενος, ὡς μὲν Ἀρκάδες λέγουσι Τεγεάτης ἦν, ὡς δὲ Βοιωτοὶ Θηβαῖος, μετὰ δὲ Τέρπανδρον καὶ Κλονᾶν Ἀρχίλοχος παραδίδοται γενέσθαι.* Während Glaukus und Alexander nur eine relative Zeitbestimmung über Terpander geben, giebt Hieronymus in seiner Schrift über die Kitharoden, welche das fünfte Buch seines Werkes *περὶ ποιητῶν* bildete, ein positives Datum, indem er den Terpander an den Anfang der Olympiaden setzt und zum Zeitgenossen des Lycurg macht Athen. 14, 655c: *Ἱερώνυμος δ' ἐν τῷ περὶ κιθαρῳδῶν ὅπερ ἐστι πέμπτον περὶ ποιητῶν κατὰ Λυκοῦργον τὸν νομοθέτην τὸν Τέρπανδρόν φησι γενέσθαι, ὃς ὑπὸ πάντων σύμφωνος ἱστορεῖται μετὰ τοῦ Ἰφίτου τοῦ Ἠλείου τὴν πρώτην ἀριθμεῖσαν τῶν Ὀλυμπίων θέσιν διαθεῖναι.*

Es wäre eine dialectische Spielerei, wollte man die entgegenstehenden Nachrichten dadurch auszugleichen suchen, daß man annähme, der Sieg an den Karneen wäre in die letzten Lebensjahre des lesbischen Sängers gefallen und so könnte er noch immerhin, wie Glaukus und Alexander angiebt, älter als Archilochus sein. Nehmen wir an, daß Terpander erst im 70sten Jahre den Sieg errungen, so wäre er doch zur Blüthezeit des Archilochus (Ol. 20) 45 Jahre alt gewesen und könnte dann unmöglich älter als Archilochus heißen, ganz abgesehen davon, daß zwischen beiden noch der Aulode Klonas gesetzt ist. Eine Vereinigung des Hellanikus mit Glaukus und Alexander, um zunächst von Hieronymus abzusehen, ist durchaus nicht möglich. Auf welcher Seite liegt der Fehler? Aufschluß giebt Plut. mus. 6: *Τελευταῖον δὲ Περίκλειτόν φασι κιθαρῳδὸν νικῆσαι ἐν Λακεδαίμονι Κάρνεια, τὸ γένος ὄντα Λέσβιον· τούτου δὲ τελευτήσαντος τέλος λαβεῖν Λεσβίοις τὸ συνεχὲς τῆς κατὰ τὴν κιθαρῳδίαν διαδοχῆς.* Die Terpandriden (vgl. unten S. 63) hatten an den musischen Spielen der Karneen von der frühesten Zeit an in unmittelbarer Diadoche gesiegt, ohne daß eine andere Sängerschule sich an diesem Feste hätte geltend machen können, die Namen der Terpandriden füllten demnach bis auf Perikleit die Karneoniken-Liste aus. Wenn nun mit Terpanders Musik, mit Terpanders Nomen und Compositionen und von Terpanders Schülern die Siege errungen waren, so erklärt es sich leicht, wie Terpander selber, dessen geistiges Urbild in diesen Siegen lebte, an die Spitze der Karneioniken gestellt werden konnte, zumal das Streben der Hellenen ihre Institute auf gefeierte Namen zurückzuführen, sogar einen Chrysothemis an die Spitze der delphischen Agonen stellte. So enthält jene Angabe des Hellanikus noch immer etwas Wahres, auch wenn die musischen Spiele der Karneen erst nach Terpanders Zeit eingesetzt sind: an die Stelle von Terpanders Schule ist der Name ihres gefeierten Stifters gestellt.

Demnach stellt es sich heraus, daß, wenn wir die Angaben des Hellanikus und die des Glaukus und Alexander gegen einander abwiegen, sich die Wagschale auf die Seite der letzteren hinneigen muß. Streifen wir von der Terpandrischen Musik alle die Unrichtigkeiten und Uebertreibungen ab, durch die sie von den Literarhistorikern entstellt ist, und folgen wir blos den übereinstimmenden Nachrichten über die erste Einfachheit der Terpandrischen Kunst, so ergiebt sich ohnehin aus inneren Gründen, daß Glaukus Recht hat, wenn er den Terpander vor Archilochus setzt. Terpander repräsentirt überall die älteste uns bekannte Stufe archaistischer Einfachheit in der Lyrik; er kennt nur einfache stichische Metra und auch von diesen nur den Hexameter und einige noch einfachere Choralrythmen, er weiß noch nichts von zusammengesetzten Maßen, von einem Wechsel der Rythmen und Tonarten, während die Neuerungen des Archilochus einen weit

entwickelteren Standpunkt der Metrik und Musik bezeichnen, wobei ich nur auf seinen melodramatischen Vortrag und die ausgebildete Instrumentalbegleitung zu verweisen brauche (Plut. mus. 28 *τὸ τὰ μὲν λέγεσθαι παρὰ τὴν κροῦσιν, τὰ δ' ᾄδεσθαι* und *τὴν κροῦσιν τὴν ὑπὸ τὴν ᾠδὴν τοῦτον πρῶτον εὑρεῖν*). Archilochus selbst kennt schon die Blüthe der lesbischen Musik, indem er singt Athen. 4, 180c

αὐτὸς ἐξάρχων πρὸς αὐλὸν Λέσβιον παιήονα,

wenn Archilochus hier bereits die Ausbildung der Aulodik voraussetzt, so weist das auf eine Zeit hin, der die Terpandrische Ausbildung der Kitharodik schon vorausgegangen ist, da die Aulodik sich überall erst nach der Ausbildung der Kitharodik entwickelt hat.

So führen uns innere und äußere Gründe zum strengen Festhalten an dem Bericht des Glaukus, daß Terpander älter ist als Archilochus. Damit ist aber seine Lebenszeit nur annähernd bestimmt, denn es bleibt noch die Frage offen, wie lange lebte er vor Archilochus? Hierauf antwortet Hieronymus, daß er zur Zeit des Lykurg, also zu Anfang der Olympiaden gelebt habe. Wir müssen gestehen, daß dieses Datum an sich nicht viel Ansprüche auf Glaubwürdigkeit machen kann, da Andere auch den erst der zweiten Katastasis angehörenden Thaletas in die Zeit Lykurgs versetzen. Aber wir finden noch einen andern Anhaltspunkt. Jene anderen Schriftsteller nämlich, die den Terpander in die vorarchilocheische Zeit hinaufrücken, machen ihn nicht zum unmittelbaren Vorgänger des Archilochus, sondern setzen zwischen beide noch die Periode des Klonas, der für die ältere peloponnesische Aulodik dieselbe Bedeutung hat, wie Terpander für die ältere Kitharodik; und so erhalten wir ein zweites Zeugniß, durch welches Terpander in die ersten Olympiaden hinaufgerückt wird. Die Terpandrische Lyrik gehört hiernach der Zeit an, wo sich im cyclischen Epos die Nachblüthe des homerischen Epos zu entwickeln begann und wie sehr dies mit dem Character seiner Poesie stimmt, die sich in Allem auf das Epos bezieht, wird aus dem folgenden hervorgehen.

Schon ein Blick auf die nachfolgende Zeit hätte die Richtigkeit der Chronologie des Glaukus erkennen lassen können. Setzt man Terpanders erste Katastasis nach Archilochus, also nach Ol. 20, wo bleibt da ein Platz für die zweite Katastasis Spartas, die durch Thaletas, Xenodamos, Polymnastus u. a. vertreten ist? Polymnastus muß jedenfalls älter oder mindestens ein Zeitgenosse von Alkman sein, da ihn dieser bereits in seinen Gedichten erwähnt (Plut. mus. 8.), Polymnastus aber hatte wiederum den Thaletas besungen Pausan. 1, 14, 4: *Θάλητα δὲ εἶναί φησι Γορτύνιον Πολύμναστος Κολοφώνιος ἔπη Λακεδαιμονίοις ἐς αὐτὸν ποιήσας.* Die Annahme des Hellanikus schließt also die Ungereimtheit in sich, daß in der Zeit von Ol. 20 bis 27 oder 30 oder von Archilochus bis Alkman nicht blos die Periode des Terpander und die erste Katastasis, sondern auch die Periode der älteren Aulodik des Klonas und sogar die zweite Katastasis mit ihren zwei verschiedenen Generationen angehörigen Vertretern Thaletas und Polymnastus eingeschoben werden muß, oder mit anderen Worten, daß das, was nach inneren Gründen sowohl wie nach den Zeugnissen der Alten verschiedenen Perioden und Entwickelungsstufen angehört, wie die erste und zweite Katastasis Spartas, gleichzeitige Ereignisse sind.

Wir glauben hierdurch die Richtigkeit der Zeitbestimmungen des Glaukus dargethan zu haben und stellen in dem Folgenden die Zeitverhältnisse der älteren Lyrik, wie sich aus seinen Angaben ergeben, übersichtlich zusammen:

	Homerisches Epos.	Cultuslieder der Orphischen Kitharodik.
	beide Arten der Poesie in Terpander vereinigt Plut. 4.	
I. Katast.	Terpander, Nomenpoesie der heptachordischen Kitharodik, ohne Metabole.	
	Klonas, alte aulodische Nomenpoesie der Peloponnesier.	
Ol. 20.	Archilochus, metrische und musikalische Neuerungen Plut. 28.	Olympus, neuere aulodische Nomenpoesie, metrische (Plut. 7, 33, 29) und musikalische Neuerungen (Metabole, Phrygisch, Lydisch) — Asiatische Auletik.
	an die Metra beider schließt sich Thaletas (Plut. 10.)	
II. Katast.	Thaletas, Paänen und Hyporchemata, älter als Polymnast, von dem er besungen wird.	
Ol. 27. (33).	Polymnastus, Weiterbildung der neueren aulodischen Nomenpoesie (Plut. 29), wird von Alkman besungen und ist daher dessen Zeitgenosse oder Vorgänger.	

Die Entwickelungsstufen der älteren Lyrik sind hiernach folgende:

1) Die älteste Lyrik der vorhomerischen und homerischen Zeit, innerhalb ihrer besonders die Nomosschule der dorischen Kitharoden und die sogenannte Orphische Schule der Aeolier.

2) Die Kitharodik des Terpander: der ausgebildete kitharodische Nomos — Hexameter und gedehnte spondeische Maaße. — Erste musische Katastasis.

3) Die alt-peloponnesische Aulodenschule des Klonas: aulodischer Nomos, Elegien und Prosodien, — Hexameter und elegisches Maaß, vielleicht auch anapästische Prosodiakoi.

4) Die Epoche des Archilochus.

5) Gleichzeitig oder bald nachher das Eindringen der Olympischen Auletik aus dem Orient — asiatische Flötenmusik im Gegensatze zu der althellenischen des Klonas.

6) Die erste künstlerische Ausbildung der chorisch-orchestischen Lyrik durch Thaletas (Päan, Hyporchema, Pyrriche): an Thaletas schließt sich Xenodamos von Kythere, Alkman u. s. w. — zweite musische Katastasis.

Auf der ersten Stufe sind bereits alle Elemente und Gattungen der Lyrik im ersten Keime vorhanden, aber sie existiren nur in der Vereinzelung der Stämme und Völkerschaften und sind entweder bloß der Pflege der Volkspoesie überlassen oder erstarren im strengen Dienste des Cultus. Nach und nach bemächtigt sich die mit Bewußtsein schaffende und formende Kunst dieser Elemente und führt sie aus der lokalen Vereinzelung zum Gesammtbesitze der hellenischen Nation. So wird zuerst dem kitharodischen Nomos durch Terpander, dann den aulodischen Prosodien und Elegieen durch Klonas eine feste künstlerische Form gegeben. Nach Klonas entwickelt Archilochus aus den Festliedern des demetreischen und dionysischen Cultus die jambisch-skoptische Poesie und endlich nach dem Eindringen asiatischer Elemente (Olympus) führt Thaletas die alte

chorische Lyrik des Apolloscultes auf künstlerische Normen zurück. — Ich will es versuchen, in dem Folgenden das Eigenthümliche der durch Terpander bezeichneten Kunstepoche darzustellen.

Zwei Momente sind es, welche zunächst die Voraussetzung der Terpandrischen Lyrik bilden, das homerische Epos und die hieratische Lyrik der orphisch-äolischen Schule. So faßten es nach dem Berichte des Plutarch de mus. 5 die Alten auf: ἐζηλοκέναι δὲ τὸν Τέρπανδρον Ὁμήρου μὲν τὰ ἔπη, Ὀρφέως δὲ τὰ μέλη. Mit der orphisch-äolischen Schule steht Orpheus durch sein Vaterland in unmittelbarem Zusammenhange, denn er war ein Lesbier, zu Antissa geboren, und wenn er bei Suidas s. v. Τέρπανδρος eine Ἀρναῖος oder Κυμαῖος genannt wird, so bezeichnet auch dies seinen äolischen Ursprung. Im Einklang mit jener Angabe ἐζηλοκέναι Τέρπανδρον Ὀρφέως τὰ μέλη stellt auch Glaukus von Rhegium mehrmals die Namen Terpander und Orpheus zusammen (Plut. mus. 7 οὔτ' Ὀρφέα οὔτε Τέρπανδρον, ib. 10 οὐδ' Ὀρφέα οὐδὲ Τέρπανδρον) und unterscheidet sie streng von den Repräsentanten andrer Schulen; die hellenische Phantasie drückt die Beziehung zwischen beiden in der schönen Sage aus, daß die Lyra des Orpheus von dem äolischen Böotien nach dem äolischen Lesbos hinübergeschwommen und dort dem Terpander zu Theil geworden sei, Nicomach de mus. 2 p. 29. Man darf hiernach annehmen, daß die böotisch-äolische Kitharodenschule sich gleich der dorisch-delphischen in unmittelbarer Continuität forterhielt und daß die alten auf Orpheus zurückgeführten Cultuslieder von Böotien nach Asien mit hinübergenommen wurden. Aber neben den hieratischen Gesängen war eine epische Poesie aufgeblüht und zu hoher künstlerischer Vollendung gelangt und mußte auf jene Lyrik zurückwirken. Die Lyrik nahm den epischen Inhalt in sich auf, wurde eine lyrisch-epische Poesie und der Vermittler dieses Processes, dessen letzte Stadien noch in der Poesie des Stesichorus und Pindar deutlich bemerkbar sind, ist Terpander. Deshalb heißt es ἐζηλοκέναι δὲ τὸν Τέρπανδρον Ὁμήρου μὲν τὰ ἔπη, womit keineswegs bloß die Form des Hexameters bezeichnet sein soll. Deshalb wird auch Terpander mit Homer in einen genealogischen Zusammenhang gebracht: Homer - Euryphron - Phokeus - Boios - Terpander Suid. s. v. Τέρπανδρος. Der epische Character der Terpandrischen Nomos-Poesie steht über allen Zweifel fest, er ging so weit, daß Terpander bisweilen sogar ganze Partieen des homerischen Epos in seine Nomen aufnahm und nur die Melodie hinzufügte (vgl. unten).

Terpander ist es aber auch, der die bis dahin isolirten Zweige der griechischen Musik, die äolische und dorische vereinigt. In jener mächtig andringenden Strömung, welche die früher zur Blüthe gediehene Bildung des östlichen Hellas nach dem Mutterlande zurücktrieb, in jener Zeit wo die Homeriden von Asien und den Inseln aus ihre Epen nach Sparta trugen, kam auch Terpander nach dem Dorischen Hellas und gründete in Sparta die erste Katastasis der Musik (Plutarch mus. 9) und eine bleibende Diadoche für seine Nachfolger. Als äußeren Grund dieser für die Entwickelung der gesammten musischen Kunst der Hellenen so folgereichen Wanderung gibt die Tradition eine Blutschuld an, durch die Terpander aus der Heimath getrieben wurde. Jetzt wurde Delphi, die Hauptstätte der Dorischen Musik, ein Mittelpunkt für Terpanders Wirksamkeit, hier siegte er viermal hintereinander an den Pythischen Agonen, Plutarch mus. 4 τὰ Πύθια γὰρ τετράκις ἑξῆς νενικηκὼς ἀναγέγραπται) und seine Nomen wurden bleibende Kultuslieder. In wieweit der Aeolier Terpander im dorischen Hellas ein Vertreter der dorischen Musik wurde, geht besonders daraus hervor, daß sein Name so sehr mit dem Character und der Eigenthümlichkeit des dorischen Geistes verbunden war, daß einige seiner Nomen mit denen des Philammon, jenes alten Vertreters dorischer Nomen-Kitharodik verwechselt wurden, Plut. mus. 5 Τινὰς δὲ τῶν νόμων τῶν κιθαρῳδικῶν τῶν ἀπὸ Τερπάνδρου πεποιημένων Φιλάμμωνά φασι τὸν ἀρχαῖον

τὸν Δελφὸν συναθήσασθαι. Suid. s. v. *Τέρπανδ. Νόμους λυρικοὺς πρώτους ἔγραψεν, εἰ καί τινες Φιλάμμωνα θέλουσι γεγραφέναι.* Vielleicht liegt dieser Verwechslung die Thatsache zu Grunde, daß Terpander einige alte Melodien aus den delphischen Tempelgesängen in seine kunstreicher ausgeführten Nomen aufnahm. Auf Geheiß des delphischen Orakels, so meldet die Sage, wurde Terpander nach Sparta berufen, um durch die beruhigende Kraft seiner Musik die Schwankungen und Zerwürfnisse des Staatslebens beizulegen. Suid. *μετὰ Λέσβιον ᾠδόν*, Aelian. V. H. 12, 50. Plutarch, mus. 42. Heraclid. resp. Laced. 2. Seine Neuerungen in der musischen Kunst wurden hier politisch sanctionirt und gesetzlich eingeführt — oder wie es die Alten ausdrücken, er wurde der Gründer der ersten musischen Katastasis Plut. mus. 9. Wir haben oben den Beweis geführt, daß Terpander noch vor der Stiftung der Karneen in Sparta gewirkt hat, aber grade die musischen Agonen dieses Festes erhielten seine Kunst in immerwährender Geltung, denn seine Schule, die lesbischen Terpandriden, feierte hier in ununterbrochener Folge ihre Siege. Das Ansehn des lesbischen Sängers in Sparta war so groß, daß in den Karneischen Agonen der Herold zuerst diejenigen zum Kampfe aufrief, welche Terpanders Geschlechte angehörten, dann die andren aus Lesbos herübergekommenen Sänger und erst in dritter Reihe die übrigen Kitharoden. Die Worte *τίς μετὰ Λέσβιον ᾠδόν?* mit denen dieser Aufruf geschah, wurden zum allgemeinen Sprüchworte und erhielten die hohe Bedeutung Terpanders bis in die späteste Zeit in lebendiger Erinnerung. Der älteste der Terpandriden war Kapion, Terpanders Lieblingsschüler, nach welchem ein Terpandrischer Nomos benannt war (Pollux 4, 65. Plut. mus. 4) und auf welchen die Form der Asiatischen Lyra (Plut. 6. Aristoph. Thesmoph. 120 c. schol. Bekker anecd. 1, 452) zurückgeführt wurde. Erst nach der Zeit des Terpandriden Perikleitos, der von Plutarch mus. 6. vor Hipponax gesetzt wird, vermochten auch andre als lesbische Sänger an den Karneen einen Sieg zu erringen, doch zählte auch noch später die Terpandrische Schule hochberühmte Meister. Außer Euanetides von Antissa war vor Allen der Terpandride Aristokleides zur Zeit der Perserkriege ein in ganz Hellas weitberühmter Name, bis zu seiner Zeit behielt die Terpandrische Kitharodik ihren einfachen Character; erst Aristokleides Schüler, der vielgenannte Phrynis, setzte einen manirirten nnd gekünstelten Stil an die Stelle des Terpandrischen.

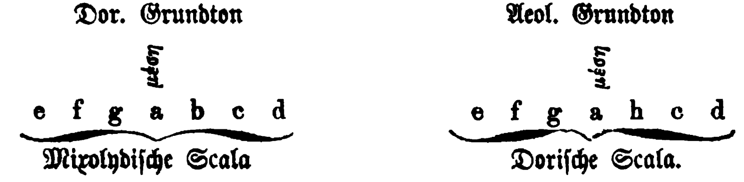
Wir haben in Terpander den Meister kennen gelernt, der unter Aufnahme epischer Elemente in die Lyrik die Eigenthümlichkeiten der alten Dorischen und äolischen Kitharodik vereinigte. Das unmittelbare Resultat dieser Vereinigung besteht darin, daß die beiden bis dahin lokal geschiedenen Sangesweisen der beiden Stämme, die dorische und äolische Harmonie, zur allgemein national-hellenischen Geltung gelangen. Beide Tonarten sind nach moderner Bezeichnung absteigende Molltonarten, aber dadurch von einander geschieden, daß der dorischen durch den Gebrauch eines Halbtons als Secundenintervalles ein eigenthümlicher Character der Herbheit und Festigkeit gegeben wird. Terpanders Nomoi waren bald in der einen, bald in der andern Tonart gesetzt, in der dorischen z. B. der in Spondeen gehaltene Nomos, dessen Anfang bei Clem. Alex. Strom. 6, 784 erhalten ist, in der äolischen sein *νόμος Αἰόλιος* und *Βοιώτιος*, Pollux. 4, 65. Plut. mus. 6. Wenn Pollux sagt, diese beiden Nomoi wären so genannte *ἀπὸ τῶν ἐθνῶν*, so ist dies insofern richtig, als die einzelnen Tonarten ursprünglich von den einzelnen Stämmen, nach denen sie benannt sind, ausgingen; der äolische Nomos war in der vulgär-äolischen Tonart gesetzt, welche später auch *ὑποδωριστί* oder *κοινὸν* genannt wird, der böotische in der eigenthümlichen von uns nicht mehr näher zu bestimmenden Form, welche die äolische Tonart in Böotien erhalten hatte, ähnlich derjenigen, welche die *Αἰολιστί* bei den Italischen

Lokrern annahm (*Λοκριστί*); eine Erwähnung dieser Böotischen Harmonie findet sich schol. Aristoph. equit. 989 *Δώριος δὲ οὕτω καλεῖται μία τῶν ἁρμονιῶν ὡς καὶ Λύδιος καὶ Φρύγιος καὶ Βοιώτιος.*

Wie die beiden Tonarten der Terpandrischen Kitharödik die verwaltenden Harmonieen der ernsten lyrischen Poesie blieben (z. B. in Pindars Epinikien), so erhielten sich auch die beiden Arten der siebensaitigen Kithara, deren sich Terpander bediente, auch nach der Erfindung vielsaitiger Instrumente in fortwährendem Gebrauche und lassen sich namentlich bei Pindar nachweisen. Daß sich Terpander zwei verschiedener Heptachorde bediente, geht mit Entschiedenheit aus Aristot. probl. 19, 7 und 47, 32. Nicomach. mus. p. 9. 13. 14 und Plut. mus. 28 hervor; das eine diente für dorische, das andere für äolische Melodieen, in beiden lag der Grundton nicht am Anfange des Systems, sondern in der Mitte, er war mit der *μέση* identisch; der höchste Ton war die Oberquarte (*νήτη*), die tiefste die Unterquarte (*ὑπάτη*).

Für dorische Melodien	e	f	g	a	b	c	d
Für äolische Melodien	e	f	g	a	h	c	d
	ὑπάτη	παρυπάτη	λιχανός	μέση	τρίτη	παρανήτη	νήτη

das erste Heptachord wird von Nikomachus, das zweite in den Aristotelischen Problemen beschrieben, aus jenem bildete sich bei der Erweiterung der Tonscalen das System mit dem Tetrachord *συνημμένων*, aus diesem das System mit dem Tetrachord *διεζευγμένων*, so daß sich also auch die beiden Arten der späteren Systeme unmittelbar an Terpanders Heptachord anschließen. Wenn ich sage, daß der Grundton in der Mitte lag, so berufe ich mich auf die Angabe des Aristoteles probl. 19, 36, mit der die Notiz über das Stimmen der Lyra bei Dio Chrysostomus orat. 68, 7 übereinstimmt, doch will ich auf diesen Punkt hier nicht näher eingehn. Nur so viel muß hier noch bemerkt werden, daß das für dorische Melodieen dienende Heptachord vom tiefsten Tone an gerechnet die sämmtlichen Intervalle der Mixolydischen Tonart enthielt, während das für äolische Melodieen dienende eine dorische Scala bildete, sobald man die *ὑπάτη* als Grundton ansetzte.



Hieraus erklärt sich, wie man von Terpander sagen konnte *τὸν Μιξολύδιον τόνον ὅλον προς ἐξευρῆσθαι*, während der früheste Gebrauch dieser Tonart doch in eine viel spätere Zeit fällt. Hieraus erklärt sich ferner, wie es zu verstehen ist, wenn das 1. Olymp. Epinikion, in welchem es heißt „*Δωρίαν ἀπὸ φόρμιγγα πασσάλου λάμβανε*,“ nicht in Dorischer, sondern in Aeolischer Melodie (*Αἰοληΐδι μολπᾷ*) gesungen wird. Die Dorische Phorminx ist hier das Terpandrische Heptachord 2ter Form, welches von der *ὑπάτη* an gerechnet eine Dorische Scala enthält, auf dem aber die *μέση* den Grundton bildet und zwar den Grundton der Aeolischen Harmonie. — Uebrigens geht aus keiner Nachricht hervor, daß Terpander die beiden Heptachorde erfunden haben soll; sie mögen längst schon in der Kitharodik des Chrysothemis und des Orpheus im Gebrauch gewesen sein. Dagegen wird dem Terpander eine bestimmte Modification der für Aeolische

Melodieen dienenden dorischen Scala beigelegt. Er soll sich nämlich der τρίτη (also der Aeolischen Secunde) enthalten und statt dessen die Octave des Grundtons hinzugefügt haben (Aristot. probl. 19,32 ἐξελὼν τὴν τρίτην Τέρπανδρος τὴν νήτην προσέθηκε. Plut. mus. 28 Τερπάνδρῳ τὴν Δώριον νήτην προσετίθεσαν οὐ χρησαμένων αὐτῇ τῶν ἔμπροσθεν κατὰ τὸ μέλος), er stellte also die Form des Heptachordes her,¹ welche Philolaos seiner Lehre von den akustischen Zahlen zu Grunde legte:

e	f	g	a	c	d	e
ὑπάτη	παρυπάτη	λιχανός	μέση	τρίτη	παρανήτη	νήτη

Einen interessanten Aufschluß giebt hierüber das 19te Capitel von Plutarch de mus. 19. Hier heißt es mit Beziehung auf die alte einfache Musik des Terpander und Olympus, daß sich der Sänger des σπονδειάζων τρόπος der (später sogenannten) τρίτη enthalten habe, während dieser Ton in der begleitenden Instrumentalmusik gebräuchlich gewesen und z. B. gleichzeitig mit der παρυπάτη des Gesanges angeschlagen sei. Dies ist also ein Akkord f c. Ebenso habe man den achten Ton der Skala, die νήτη, beim Singen vermieden, dagegen auf dem Instrumente gleichzeitig mit der Paranete oder der Mese des Gesanges angeschlagen: also die Accorde d e und a e. Ferner habe man beim Gebrauche des Terpandrischen Heptachordes der ersten Form die Note nicht gesungen, wohl aber auf dem Instrumente als Accord zu dem Gesang-Tone der Paranete und Parhypate erklingen lassen: so ergeben sich also die Accorde cd und fd.

Wir erfahren somit auch etwas aus der Accordenlehre der alten Musik des Terpander und der nächstfolgenden Zeit: Gesang und Begleitung war nicht unison, sondern es wurden Quarten-, Quinten-, Septen- und Secunden-Accorde gebraucht. Wenn bei Plutarch c. 18 der erste Gebrauch von Accorden dem Archilochus zugeschrieben wird „οἴονται δὲ καὶ τὴν κροῦσιν ὑπὸ τὴν ᾠδὴν τοῦτον πρῶτον εὑρεῖν, τοὺς δ᾽ ἀρχαίους πάντας πρόσχορδα κρούειν,“ so dürfen wir dies nicht als ein Argument geltend machen, daß Terpander als ein Ἀρχιλόχου ἀρχαιότερος nur eine unisone Begleitung gekannt habe. Erst einer späteren Stufe der musischen Kunst war es vorbehalten, den Ton des Gesanges gleichzeitig mit mehreren auseinanderliegenden Tönen der Instrumente zu begleiten (πλείοσι φθόγγοις καὶ διερριμμένοις). Dies ist die That des Lasos von Hermione, von der Plutarch c. 29 erzählt.

Das Wichtigste von Allem, was uns über Terpander berichtet wird, ist seine Gliederung des kitharodischen Nomos, womit für die stoffliche Anordnung des lyrischen Gedichtes ein für alle Folgezeit festgehaltenes Prinzip eurhythmischer Anordnung gegeben ist. Ich werde diesen Punct, der eine längere Darstellung erheischt, zu einer anderen Zeit ausführen.

Dritte allgemeine Sitzung.

Mittwoch, den 30. September, 7½ Uhr.

Nachdem zunächst Dr. Westphal als Fortsetzung seines gestrigen Vortrages die Gliederung des Terpandrischen Nomos im Zusammenhange mit der Composition der Pindarischen Epinikien besprochen (vgl. S. 51 Anm.), bemerkte Professor Dr. v. Leutsch aus Göttingen:

Er freue sich in seinen und des geehrten Redners Ansichten über die ältere griechische Lyrik so viel Uebereinstimmendes zu finden. Es werde jedoch binnen Kurzem von ihm eine Schrift veröffentlicht werden, in welcher er noch kühner zu Werke gehe, indem er nicht nur die Existenz und den Inhalt, sondern auch die Form der vorhomerischen Poesie genauer zu begründen und festzustellen versuche, indem er glaube, daß schon vor Homer eine Strophe existirt habe, und empfehle er seine Schrift einer unnachsichtigen Prüfung. Befremdend sei ihm die Behauptung, daß der Trimeter in der Tragödie nie gesprochen worden sei; es habe dies allerdings seltener stattgefunden, da er häufiger gesungen worden, als man bisher angenommen habe, indem er ebenfalls strophisch gruppirt erscheine, so daß die Trias der Künste bei den Tragikern ein weiteres Feld gehabt, als man bis jetzt geglaubt. In Bezug auf die Chronologie des Terpander müsse man sich dem Hellanikos unterordnen, dessen Zeugniß sich auf Inschriften stütze und von der Art sei, daß jeder Zweifel schwinden müsse; er halte also Ol. 28. fest und sei der Ansicht, daß auch die innern, von dem Redner dagegen vorgebrachten Gründe sich beseitigen lassen, wenn man diese so eigenthümliche Lyrik, dieses Zurückgehen auf die alte Einfachheit als Reaction des Althellenischen gegen das Asiatische des zu weit vorgegangenen Archilochos fasse. Anzuerkennen sei die Methode, zur Kenntniß des Terpander von Pindar auszugehen, der ja, wie Welcker trefflich nachgewiesen, alten θεσμοῖς gefolgt sei. Schließlich könne er nicht umhin, seine Freude über die Förderung auszudrücken, welche das Studium der Metrik und musischen Kunst in der neuesten Zeit gefunden habe, und verbinde er damit den Wunsch, daß die beiden Breslauer Dioskuren, Roßbach und Westphal, auf der von ihnen so erfolgreich eingeschlagenen Bahn rüstig und ungestört fortschreiten möchten.

Auch der Vicepräsident Regierungs-Schulrath Dr. Stieve von hier, welcher in der heutigen allgemeinen Versammlung die Leitung der Verhandlungen übernommen hatte, stattete im Namen derselben dem Herrn Privatdocenten Dr. Westphal freundlichen Dank für den gehaltreichen Vortrag ab. Vor Beginn desselben hatte der Präsident die Versammlung von einem Antrage mehrerer Mitglieder in Kenntniß gesetzt, nach welchem die Vorträge in der Versammlung auf ein Minimum der Zeit, im Allgemeinen auf einen Eröffnungs- und Schluß-Vortrag, beschränkt, dagegen freie Discussionen eingeführt, daher auch schon diesmal die ferneren Vorträge fallen gelassen und in der dadurch gewonnenen Zeit die Verhandlungen der pädagogischen Section umfangreicher gepflogen werden sollten. Der Antrag wird statutenmäßig der für die Wahl des Versammlungs-Ortes ernannten Commission überwiesen, die darüber Bericht erstatten wird; daher wird mit allgemeiner Zustimmung in der heutigen Tagesordnung Nichts geändert.

Gemäß dieser folgt, nachdem Privatdocent Dr. Westphal seinen Vortrag beendet hatte, die Rede des

Professor Dr. Hoffmann aus Wien

„über das Priesterthum der Arval-Brüder."

Seit Marini das Arvallied bekannt machte, haben eine Menge ausgezeichneter Gelehrten sich mit der Erklärung dieses ältesten Documentes der lateinischen Sprache beschäftigt; hinsichtlich des Wesens der Priesterschaft selbst blieben jedoch alle bei dem stehen, was die alten Schriftsteller[1]) berichten: das Collegium der Fratres Arvales sei bestimmt gewesen, Opfer für den Segen der Felder darzubringen. Der Name selbst schien auch zu sprechend, um jene Ueberlieferung irgend nur in Frage zu stellen: daß umgekehrt der Name könne die Erklärung veranlaßt haben, daran wurde nie gedacht; vielmehr deutete man denselben noch weiter aus, und machte die „Brüderschaft der Priester des Feldbaues" zum ersten landwirthschaftlichen Institute, indem sie nicht nur „durch heilige Formeln der Arbeit den himmlischen Segen gesichert" sondern auch „die Ausübung des Feldbaues wissenschaftlich betrieben und befördert" hätten[2]). Diese Sicherheit in der Deutung der Arvalbrüder als einer Feldpriesterschaft muß aber schwinden, wenn man von dem Namen und den Erklärungen der Alten absieht, und dafür das in Betracht zieht, was uns von der Gründung, Organisation und den priesterlichen Functionen des Collegiums bekannt ist.

Beachten wir zunächst die Sage von der Gründung des Arval-Collegiums (s. A. 1.), so muß es auffallend erscheinen, Romulus als Stifter und Mitglied desselben zu finden. Die Institutionen, die auf ihn bezogen werden, sowohl auf dem politischen Gebiete wie auf dem religiösen — wenn beide überhaupt in jener Periode getrennt werden können — erweisen sich durchgehends nur als die einfachsten, nothwendigsten Grundbedingungen staatlichen Zusammenlebens ohne Beimischung von Detail-Ausbau. Indem seine Staatsgemeinde gegliedert war nach Tribus, Curien und Geschlechtern und diese Gliederung auf wirklicher oder angenommener Verwandtschaft beruhte, so war die natürliche Folge, daß das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit und Geschlossenheit dieser einzelnen Kreise sich in gemeinsamen Opfern aussprechen mußte. Die Einrichtung derselben mußte nothwendig dem Romulus beigelegt werden; denn da nach der durchgängigen Anschauung des gesammten Alterthums verwandtschaftliche Kreise ohne gemeinsame Sacra nicht füglich gedacht werden konnten, so daß grade die Berechtigung zur Theil-

[1]) Varro de L. L. V, 85 M.: „Fratres Arvales dicti sunt, qui sacra publica faciunt propterea ut fruges ferant arva, a ferendo et arvis fratres arvales dicti. Sunt qui a fratria dixerunt; fratria est Graecum vocabulum partis hominum, ut Neapoli etiam nunc." — Plinius, h. n. XVIII, 2: „Arvorum sacerdotes Romulus imprimis instituit, seque duodecimum fratrem adpellavit inter illos ab Acca Laurentia nutrice sua genitos, spicea corona, quae vitta alba colligaretur, in sacerdotio eis pro religiosissimo insigni data, quae prima apud Romanos fuit corona; honosque is non nisi vita finitur, et exules etiam captosque comitatur." — Gell. N. A. VI, 7 (VII, 7, 8 ed. Hertz) . . . Sabinus Masurius in primo memorialium, secutus quosdam historiae scriptores, Accam Laurentiam Romuli nutricem fuisse dicit. Ea, inquit, mulier ex duodecim filiis maribus unum morte amisit. In illius locum Romulus Accae sese filium dedit seque et ceteros eius filios fratres arvales appellavit. Ex eo tempore collegium mansit fratrum arvalium numero duodecim, cuius sacerdotii insigne est spicea corona et albae infulae." — Fulgent. p. 561 ed. Merc.: Arvales fratres. Acca Laurentia Romuli nutrix consueverat pro agris semel in anno sacrificare cum XII. filiis suis sacrificium praecedentibus: unde cum ex iis unus esset mortuus, propter nutricis gratiam Romulus in vicem defuncti se succedere pollicetur; unde ritus processit cum XII. iam deinceps sacrificare, eosque arvales dici fratres, sicut Rutilius Geminus in libris Pontificalibus memorat."

[2]) So Chr. Th. Schuch, Privatalterthümer, 2 A. 1852, § 228, S. 306.

nahme an diesen den Beweis für die Verwandtschaft gab, so mußte der zugleich als Stifter dieser Sacra erscheinen, der als Schöpfer jener Gliederung der Bürgerschaft angesehen wurde.

Als Schöpfung des Romulus wurde es daher betrachtet, daß die dreißig Curionen in Verbindung mit je einem Opferer die Sacra für ihre Curien an den bestimmten Opferplätzen verrichteten. Wenn nun auf diese primitivste Cult-Verfassung sich die religiösen Institutionen des Romulus beschränken[3]), so muß es als ein schreiender Widerspruch erscheinen, wenn derselbe zum Gründer eines Priesterthums gemacht wird, das ganz specielle Cult-Zwecke zu verfolgen hatte, ganz abgesehen davon, ob sein Bild, wie es uns die Sage zeigt, zuerst als Hirt, später als kriegerischer Fürst eines kriegerischen Volkes, das sich unter ihm erst seine Existenz erkämpfen muß, ob dieses Bild im Einklange stehe mit einem Institute, welches wo nicht Zeiten des Friedens und einer vorgeschritteneren Cultur, so doch den Sinn für die Beschäftigungen des Friedens voraussetzen müßte.

Der Ausbau des Cultus nach besonderen Zwecken mittelst besonderer Priesterschaften gilt übereinstimmend als Werk des Numa; werden diesem nun obenein solche religiöse Einrichtungen beigelegt, die mittelbar auch eine Hebung des Ackerbaues bezweckten[4]), so wäre es ganz entsprechend, wenn ihm auch die Stiftung einer eigenen Feldpriesterschaft beigelegt würde, während eine solche unter den Einrichtungen des Romulus als anomal erscheinen muß. Warum ist nun die Tradition, die sonst immer grade dadurch sündigt, daß sie an Analoges anknüpft, nur hierin dieser Maxime untreu geworden, daß sie den kriegerischen Romulus zum Stifter und Mitgliede der friedlichen Arval-Brüder machte? Eine Variante wenigstens über den Stifter dieser Brüderschaft durfte erwartet werden.

Aber nicht bloß die Person des Stifters befremdet, sondern auch die eigenthümliche Einkleidung, welche dieses Factum in der Sage erhalten: Romulus habe sich, als einer der zwölf Söhne seiner Pflegemutter Acca Larentia gestorben, an Stelle desselben bei der Opferfeierlichkeit betheiligt, welche Acca mit ihren Söhnen jährlich zu begehen pflegte. Wozu nun diese Einkleidung, während doch die Einsetzung der Curien-Opfer durch Romulus ebenso wie Numa's Institutionen schlechthin als gesetzgeberische Akte erwähnt werden? Wer sind jene vor-romulischen Arval-Brüder, jene zwölf Acca-Söhne, die nur in Bezug auf dieses Priesterthum die Sage kennt? Liegt darin, daß der Herrscher Roms in eigener Person in ihre Opfergenossenschaft tritt, eine tiefere Bedeutung? — alles Fragen, die man noch nicht einmal aufgeworfen hat, und die doch vorher genügend beantwortet sein müßten, wenn die alte Auffassung der Arvalen noch länger für richtig gelten soll.

Doch es giebt noch gewichtigere Bedenken. Zunächst erscheint der Zweck, jährlich einmal ein Opfer für das Gedeihen der Feldfrüchte darzubringen, verhältnißmäßig nicht bedeutend genug,

---

[3]) Abgesehen von den altitalischen Lupercalien, die an das frühere Hirtenleben des Romulus-Stammes anknüpfen, und ebenso von dem gleichfalls vorrömischen Hercules-Cultus an der Ara maxima durch die Geschlechter der Potitier und Pinarier (Liv. I, 7, 15), beschränken sich die Angaben der Alten über Cult-Einrichtungen des Romulus auf das oben angeführte. Dionysius beginnt zwar ziemlich pomphaft den Bericht über Romulus' Schöpfungen im Gebiete des Religionswesens: A. R. II, 21: *ἐν γοῦν ἄλλῃ πόλει νεοκτίστῳ τοσούτους ἱερεῖς καὶ θεραπευτὰς τῶν θεῶν εὐθὺς ἀποδειχθέντας οὐδεὶς ἂν εἰπεῖν ἔχοι* —, aber obwohl — oder vielmehr weil er sich dabei auf den gelehrtesten Alterthumsforscher, Varro, stützt, so kann er nur die hinsichtlich der Gentil- und Curien-Sacra von Romulus getroffenen Einrichtungen namhaft machen.

[4]) Von dieser Art sind Numa's Vorschriften bei Plin. h. n. XVIII, 2: „deos fruge colere, et mola salsa supplicare, atque, ut auctor est Hemina, far torrere“; ferner die Einsetzung der Fornacalia als „farris torrendi feriae“ (Plin. l. l.), so wie die Stiftung der Robigalia (Plin. XVIII, 29, 69), der Fordicidia (auf den Rath von Faunus und Egeria nach mehrjährigem Mißwachs, Ovid. Fast. IV, 629 ff.) u. dgl. m.

um dafür erstens überhaupt ein eigenes Priester-Collegium einzurichten, und zweitens diesem Collegium Rechte und Ehren einzuräumen, die mit seiner scheinbaren Obscurität in grellem Widerspruche stehen. Durch alle Stürme der Zeit, von Romulus an durch die Jahrhunderte des Königthums und der Republik bis in die späte Kaiserzeit erhält sich jenes Priesterthum in ungestörter aristokratischer Abgeschlossenheit, durch eigene Wahl (Cooptation) sich ergänzend[5]).

---

[5]) Es ist eine völlig müßige Vermuthung, wenn Marini, gli Atti e monumenti de' Fratelli Arvali, Roma 1795, p. 19 f. gegenüber der Ansicht von Boindin (Mém. de l'Acad. des Inscr. t. I p. 86. t. XXXVII p. 271), daß dem Volke keinerlei Betheiligung an der Wahl der Arvalen zustand, meint: „potrebbe forse essere, che ab antico i Re, successori di Romolo, Istitutore degli Arvali, nominassero, e poscia o il Collegio, o il Popolo radunato." Wäre die Arvalität je durch das Volk ertheilt worden, so würde sich gewiß den Historikern wiederholt Anlaß geboten haben, dieser Würde Erwähnung zu thun, während sie so dieselbe vollständig ignoriren. Unter Numa's Priesterclassen haben die Arvalen keinen Platz gefunden, und es scheint, daß sie auch in der Folge gleich den Sodales Tities, von denen später noch die Rede sein wird, außerhalb der eigentlichen Staatskirchen-Verfassung, wenigstens außerhalb der Reihe derjenigen kirchlichen Aemter standen, deren Wirkungskreis irgendwie auch auf das politische Leben Einfluß übte. Darum werden sie auch von der lex Domitia, 649 d. St., nicht betroffen worden sein. Die Gründe dafür werden sich später noch klarer herausstellen. Eben so müßig ist die weitere Vermuthung Marini's p. 20: „Dalle nostre tavole, che tutte sono de' tempi dell' Impero, si vede che era forse degl' Imperatori, che ne avranno fatto ascrivere nella Compagnia anche oltre al numero stabilito," — die Arvaltafeln wenigstens sind kein Beleg dafür; denn wo die bei einer Wahl oder heiligen Handlung anwesenden Mitglieder aufgezählt werden, beträgt ihre Zahl immer nur weniger als zwölf, nie aber darüber. Auch dies muß in Abrede gestellt werden, daß hie und da etwa die Kaiser durch eine Kabinetsordre (per codicillum) Fratres Arvales ernannt hätten, wie dies in Bezug auf Staatskirchen-Aemter Lampridius von Alexander Severus berichtet, vit. 49: Pontificatus et Quindecimviratus et Auguratus codicillares fecit. Wenn es auf den Arvaltafeln bei Marini, N. XXII, lin. 22 sqq. heißt:

ISDEM. COS. K. MART. || IN. AEDE. CONCORDIAE. ADSTANTIBUS. FRATRIBUS. ARVALIBUS. EX. TABELLA. IMP. || [T.] CAESARIS. VESPASIANI. AUG. MISSA. C. SALVIUM. LIBERALEM. NONIUM. BAS || SUM. IN. LOCUM. C. MATIDI. PATRUINI. DEMORTUI. COOPTAMUS.

so ist unter der tabella missa, wie auch Marini einsah a. a. O., nicht ein Handschreiben des Kaisers zu verstehen, sondern das übersendete Stimmtäfelchen, mit welchem Titus, als Mitglied des Collegiums, sein Wahlrecht ausübte. Daß das Collegium den auf dem kaiserlichen Wahlzettel stehenden Candidaten einstimmig zu dem seinigen machte, wird nicht eben verwundern. Hinsichtlich dieser tabellae scheint sich jedoch Marini in dem Irrthum zu befinden, als ob „per tabellas" der gewöhnliche Abstimmungs-Modus bei einer Neuwahl im Arval-Collegium gewesen sei. Vielmehr ist aller Grund vorhanden, daß die Anwesenden mündlich stimmten, während es den Abwesenden gestattet war, ein Stimmtäfelchen zu schicken. Dies zeigt sich wiederholt aus N. I. der Inschrifttafeln, wo denen, die im Collegium selbst anwesend waren, die beigefügt werden, welche „per tabellas cooptarunt." Nach Marini's Ergänzung hätte man daselbst zu lesen von lin. 9 ab:

IsDEM. COS. PRIDIE. EIDUS. MAIAS. IN. REGIA
10. Cn. Cornel. CN. [F.] LENTULUS. AUGUR. MAG. IN. LOCUM. L
Aemilii. *L. F.* PAULLI. DRUSUM. CAESAREM. TI. F. AUGUSTI. N
Fratrem ARVALEM. COOPTAVIT. ET. AD. SACRA. VOCAVIT
Adfuerunt CN. POMPEIUS Q. F. L. DOMITIUS. AHENOBARBUS
L. Calpur. *L. F.* PISO. PONTIF. T. QUINCTIUS. CRISPINUS
15. Valerianus. PER. TABELLAS. COOPTARUNT
Adfuerunt Imp. Caes. AUGUSTUS. TI. CAESAR. AUGUSTI. F. GERMANICUS
— — — PAULLUS. FABIUS. MAXIMUS.
Isdem Cos. EIDUS. XVIII. K. IANUARIAS. IN. REGIA
Cn. CorneliUS. CN. F. LENTULUS. AUGUR. MAG. IN. LOCUM. CN
25. Pompei POMPEIUM. AUGUREM. ET. IN. LOCUM. IMP.
Caesaris AUGUSTI . . . . FRATRES. ARVALES
Cooptavit et AD. SACRA. VOCAVIT
Adfuerunt Drusus CAESAR. TI. F. L. PISO. PONTIFEX. T. QUINCTIUS
Crispinian. Valerian. M. CORNUTUS. PER. TABELLAS. COOPTAVIT
25. Adfuerunt Tib. Caes. Divi Aug. F. AUGUSTUS.

Die Ergänzung der Zeilen 16 und 25, wie sie hier nach Marini gegeben wurde, ist offenbar falsch; schon der unverhältnißmäßig große Raum, der an beiden Stellen beansprucht wird, wenn vor AUGUSTUS nicht nur der erste Theil des Namens sondern noch ADFUERUNT hinzugefügt werden müßte, spricht gegen diese Ergänzung. In den Zeilen 9—17 und 18—25 liegen die Protokolle zweier Wahlversammlungen des Collegiums aus Augustus' Todesjahre, 767 d. St. 14 n. Ch., vor. In der ersten Versammlung am 17. Mai,

Die Mitgliedschaft ist wie bei den höchsten geistlichen Würden Roms eine lebenslängliche, kann weder durch Verbannung noch Gefangenschaft verloren gehen[6]). Unter den Mitgliedern, wie die Protokoll-Tafeln zeigen, glänzen die ersten Namen des Staates, und wie wir den Gründer Roms als ersten Arval-Bruder finden, so denn auch die Kaiser und ihre Angehörigen von Augustus bis Gordian III. mit wenig Ausnahmen[7]). Bedentsam erscheint auch die ganze Organisation des Collegiums. Die Leitung führt ein jährlich gewählter Meister (magister), in seiner Verhinderung sein Stellvertreter (promagister); die eigentlichen priesterlichen Functionen sind einem gleichfalls jährlich aus der Mitte des Collegiums gewählten Flamen und Proflamen übertragen. Beim Opfer so wie bei dem Festmahle gehen ihnen freigeborne, weder väterlicher- noch mütterlicherseits verwaiste Knaben zur Hand (patrimi et matrimi), aus den ersten Familien des Staates, Söhne von Senatoren[8]). Für die untergeordneten Geschäfte verfügt das Collegium über Schreiber, Herolde (calatores), Gemeindiener (publici) und Kirchner (aeditui). Im Amphitheater haben sie Ehrensitze[9]), ja sie selbst haben die Befugniß, am Jahresfeste der Dea-Dia circensische Spiele zu geben. So viel Glanz und so viel Ehrenrechte müssen nothwendiger Weise befremden, wenn die Arvalen nur schlichte Feldpriester waren.

Noch weit befremdender aber ist es, daß der ganze Cultus der Arvalbrüder in keinem ersichtlichen Zusammenhange mit dem Feldbaue steht. Außer der Dea-Dia, der das jährliche Hauptfest geweiht ist, und außer Mars, Laren und Semonen, die in dem Bittgesange der Arvalen angerufen werden, sind es fast alle ächt römische Gottheiten, denen die Arvalen Opfer bringen[10]); dagegen fehlen grade Opfer und Anrufungen der Götter, die der römische Volks-

---

wird Tibers Sohn, Drusus Caesar, cooptirt und zu den Sacris gerufen; in der zweiten Versammlung vom 15. December handelt es sich um zwei Neuwahlen, von denen die eine die Stelle des inzwischen verstorbenen Augustus wieder besetzen sollte. Beidemal folgen auf das „cooptavit et ad sacra vocavit“ von Seiten des Meisters eine Reihe Namen, denen Marini Z. 13 u. 23 richtig das ADFUERUNT voransetzte. Wenn nun nach diesen Aufzählungen der persönlich Anwesenden in dem ersten Protokolle Z. 15 die Worte PER. TABELLAS. COOPTARUNT, in dem zweiten Z. 24: PER. TABELLAS. COOPTAVIT stehen, und darauf an der ersten Stelle drei Namen, an der zweiten ein Name folgt, so ist doch wohl klar, daß im Gegensatze zu dem ADFUERUNT, was von den zuerst genannten ausgesagt wurde, nun das PER TABELLAS — COOPTARUNT — COOPTAVIT von den in zweiter Reihe aufgeführten ausgesagt wird. Auf Z. 16 u. 25 darf daher nur das zu dem vollständigen Namen fehlende ergänzt werden: Z. 16: [IMP. CAESAR.] AUGUSTUS, Z. 25: [TI. CAESAR. AUG. F.] AUGUSTUS. Die Ergänzung des „Adfuerunt“ Z. 16 hätte schon darum verworfen werden müssen, weil bekannt ist, daß Augustus seit dem J. 761 bereits nur noch selten in den Versammlungen des Volkes und des Senates erschien, und dafür schriftlich seine Wünsche an beide gelangen ließ. So wird er denn auch hier, wo es sich um die Wahl seines Adoptiv-Enkels zum Arvalen handelte, zwar seine Stimme abgegeben haben, aber nur schriftlich. Wahrscheinlich war dieses Votum am 17. Mai das letzte, was er überhaupt noch abgab, da er unmittelbar nachher jene Reise antrat, auf der er dem Tiber, der nach Illyrien ging, das Geleit bis Benevent gab, darauf kurze Zeit in Neapel verweilte, um den ihm zu Ehren veranstalteten gymnastischen Spielen beizuwohnen, und dann auf der Rückkehr in Nola erkrankte, wo er am 19. August verschied. — Auch auf tav. XII handelt es sich um eine Cooptation, wobei der Kaiser (nach Marini's Ergänzung Ti. Claudius. Caesar. AugustUS. GERMANICUS) schriftlich einen Candidaten bezeichnet hat. Die Inschrift ist im ganzen zu verstümmelt, um weiteres aus ihr entnehmen zu können.

[6]) S. die Stelle des Plinius o. A. 1.

[7]) Aus den Inschriften ersichtlich ist die Arvalität von Augustus (tav. I), Tiber (ebd.), Caligula (t. VIII), Claudius (? s. A. 5 a. E.), Nero (Germanici F., t. XLVIII), Galba (? s. u. A. 48), Otho (? s. Marini p. 155), Vitellius (noch unter Nero's Regierung t. XV. XVII, b. XVIII; s. Marini p. 99), Titus (t. XXIII), Domitian (ebd.), Hadrian (t. XLIX), Antoninus Pius (t. L.), M. Aurel (t. XLI), L. Aelius Verus (t. LII), Septimius Severus (t. LIII), Alexander Severus (t. XLI, b), Gordian III (t. LV).

[8]) S. tav. XXIII, l. 8 sq. XLI, a. l. 12 u. ö.

[9]) S. tav. XXIII, l. 24 sqq.

[10]) Nach der Ordnung, in welcher zweimal auf Tafel XXXII die Opfer aufgezählt werden, die zur Sühnung des Piaculums, daß ein auf dem Dache des Dea-Dia-Tempels gewachsener Feigenbaum ausgerottet und dadurch vorübergehend der heilige Frieden des Haines gestört wird, dargebracht werden, sind es: „Dea-Dia, Janus-Pater, Jupiter, Mars, Juno Deae-Diae, „sive deus sive dea“, Virgines divae, Famulae divae,

glauben in die innigste Beziehung zum Feldbaue setzte, insbesondere der Ceres oder Ops[11]), des Saturnus, der Seia, Segesta u. a. m. Freilich könnte dafür die Anrufung des Mars in dem Arvalliede entschädigen, insofern unter den Schutz dieses Gottes ja Feld- und Viehstand gestellt wurde[12]); aber das Wesen des Mars als Schutzgottheit ist doch wohl ebenso wie das der Laren und Semonen, die mit ihm zugleich in jenem Bittgesange angerufen werden, ein weiter reichendes, als daß man die von ihm erflehte Hilfe nothwendig auf den Schutz der Felder beschränken müßte. Das Lied selbst, womit den Laren und dem Mars das „iuvate“ zugerufen wird, erwähnt der Felder und ihrer Früchte mit keinem Worte, man müßte denn in dem Verse: „Neve luerve, Marmar, sins incurrere in pleores“ noch ferner die Erklärung von Lanzi, Grotefend, Corssen billigen wollen, wonach pleores=flores, und dies = spicas sei. Mehr die Noth, in dem Liede doch eine Beziehung auf den von den Arvalen zu erflehenden Felder-Segen zu haben, war es, die jene Deutung veranlaßte, als die etymologische Wahrscheinlichkeit. Die Widerlegung dieser Ansicht muß ich für eine andere Gelegenheit aufsparen; hier mag es genügen zu erwähnen, daß auch Mommsen der Deutung pleores=flores nicht beigestimmt, sondern die alte Erklärung Marini's, pleores=plures, der sich G. Hermann und Klausen anschlossen, wieder aufgenommen hat; er übersetzt jenen Vers (Röm. Gesch. I. 1, p. 205, 2. A.): „Nicht die böse Seuche, Mars Mars, laß einstürmen auf mehrere!“

Also die Anrufung des Mars stempelt die Arvalen noch nicht zu Feldpriestern; daß sie der Cultus der Dea-Dia dazu stempeln müßte, unter deren räthselhafter Hülle man die Ceres zu erblicken gewöhnt ist[13]), dafür wird man wenigstens aus der Beschaffenheit des jährlichen Festes dieser Göttin keinen Beweis entnehmen können.

Ist der Zweck des Arval-Cultus Erflehung des Segens und Schutzes der Götter für die Saaten, so muß doch jedenfalls erwartet werden, daß die Zeit dieser Festfeier eine bedeutsame sei hinsichtlich des Standes der Saaten. Nun fällt aber das dreitägige Dea-Dia-Fest in die zweite Hälfte des Mai, auf die Tage vom 17, 19 und 20, oder 27, 29 und 30; — welche Gefahr soll nun grade um diese Zeit den Feldfrüchten drohen, daß Mars und Laren zum Beistande mußten angerufen werden? Klausen, der sich zuerst diese Frage stellte[14]), vermochte in der Jahreszeit selbst nichts zu erblicken, was irgendwie den reifenden Saaten noch hätte ver-

---

Lares, Mater Larum, „sive deus sive dea in cuius tutela hic lucus locusve est“, Fons, Flora, Vesta, Vestae Mater, Adolenda-Conmolanda-Deferunda, Divi Caesares. Bei einer Sühn-Ceremonie, als Bäume des heiligen Hains vom Blitz getroffen, gebrannt hatten, kommt noch der Summanus Pater hinzu, nach der Flora eingeschoben (Tav. XLIII, lin. 10). Wo es sich um Gebete und Opfergelübde handelt, die im Laufe des Jahres innerhalb der Stadt an verschiedenen Cultstätten von dem Collegium verrichtet werden, kommen von Gottheiten in Betracht: Jupiter O. M., Juno Regina, Minerva, Salus Publica Populi R., Felicitas, Spes, Providentia Deorum (tav. XXXII, Col. 3, lin. 18), Concordia (tav. XVI, 5), der Genius und die Juno des Herrscherpaares (tav. XIII, 10; XXXVIII, 9; XXXIX, 8; XLIII, 11 u. ö.); die Dii Penates des Herrscherpalastes (XVII, l. 10), und der Lar Vialis (XXXIX, l. 8).

[11]) Der Tempel der Ops auf dem Capitol wird zwar einmal als Versammlungsort des Collegiums erwähnt: tav. XXIII, 10: VII. Idus. Decembres. in. Capitolio. in. aedem. Opis. sacerdotes. convenerunt. ad. vota. nuncupanda. ob. restitutionem. et. dedicationem. Capitoli. ab. imp. T. Caesare. Vespasiano. Aug.; aber schon der Zweck, um den es sich bei diesem Erscheinen im Ops-Tempel handelt, zeigt, daß es nicht Ops als Schützerin des Feldes, sondern als Schützerin öffentlichen Wohlstandes und öffentlicher Wohlfahrt überhaupt ist, der das Collegium an diesem für das ganze Reich festlichen Tage sich mit Gelübden naht. — Unter den Opferstätten im Dea-Dia-Haine findet sich keine für Ops.

[12]) Cato, d. r. r. 141.

[13]) So Marini, a. a. O. Praef. p. XXIII, obwohl er andererseits p. 10 meint: Quello che pe' Lati fu il Divus Deus e il Deorum Deus, pare a me che per gli Arvali fosse la Dea Dia. Mommsen, Röm. Gesch. I, 1 S. 46 (2. A.) deutet sie als die „schaffende Göttin.“

[14]) De carmine Fratrum Arvalium liber, Bonnae 1836 p. 57.

derblich werden können[15]). Nur ein verheerender Krieg allein könne jetzt noch die nahe Erndtehoffnung zu nichte machen. Daher müsse der Zweck der Anrufung der Dea-Dia, Laren und Semonen der sein, den Kriegsgott Mars zu verhindern, den Segen, den jene Gottheiten den Fluren spendeten, durch seine Wuth zu vernichten. Verheerenden Krieg also abzuwenden, sei der Zweck des Arvalfestes; ein entsprechender Sinn müsse auch in dem Liede gesucht werden.

Anders argumentirte Corssen[16]). Indem er einerseits mit Recht die Auffassung des Mars als wilden zerstörenden Kriegsgottes und das zu Hilfe rufen der anderen Gottheiten gegen ihn zurückwies, mühte er sich andererseits aus dem astronomischen Kalender Gefahren für den Saatstand in jenen letzten Tagen des Mai ausfindig zu machen. In den Anfang des Sommers falle nach römischem Kalender der Aufgang von Gestirnen, die durch Regen und Stürme berüchtigt seien, wie der Plejaden am 13. Mai, der Hyas am 27. Mai, der Hyaden am 2. Juni; durch diese Regen-Gestirne sei also Gefahr genug für die der Feuchtigkeit nicht mehr bedürftigen Halmfrüchte in Aussicht gestellt, um die Bitte der Arvalbrüder um Abwehr der drohenden Fäulniß (lues) gerechtfertigt zu finden. Mars, Laren und Semonen werden angerufen, um jetzt, wo Regenwolken am Himmel drohen (p. 91), durch Sonnenhitze die Früchte zur vollen Reife kommen zu lassen. Natürlich muß sich dieser Argumentation denn auch das Lied fügen, und die Verse: „Neve luerve, Marmar, sirs[17]) incurrere in pleores, Satur fufere, Mars, limen sal esta berber“ — müssen bedeuten: „neve luem, Marmar, siris incurrere in flores, pingues fieri, Mars, lumen solis aestu fervere“[18]). Das willkürliche dieser Wortdeutung und das seltsame der an Mars gestellten Zumuthung, sogar auf die Sonne einzuwirken, und ihr „Licht in Wärme glühen zu machen,“ können wir füglich noch auf sich beruhen lassen; die ganze Interpretation hat ja doch keine andere Basis als Corssen's Wetter-Kalender. Wer aber möchte ernstlich trotz Plejaden und Hyaden[19]) zu Ende

---

[15]) Er stützte sich dabei auf die Stelle des Ovid, Fast. V, 723: Nocte sequente diem (sc. den Tag der Agonien, 20. Mai) canis Erigoneius exit, wo er exit in dem Sinne von occidit nahm, und daraus im Hinblick auf Fast. IV, 904: Signaque dant imbres exoriturque Canis folgerte, daß die ungünstige regnerische Witterung, die mit dem Aufgange dieses Gestirns begann, jetzt, wo dieses Gestirn untergehe, vorüber sein müsse. Das Unrichtige in der Deutung von exit = occidit hat Corssen nachgewiesen, Origines Poesis Romanae, Berolini 1846, p. 89 sqq., nur hat er es unterlassen, das exit (= oritur) im V. Buche mit dem exoritur des IV. in Einklang zu bringen. Ein Ausweg, wie ihn etwa Bayeux eingeschlagen hat in der Traduction des Fastes d'Ovide, Paris 1785, III, p. 637: „Ovide place à l'onze des Calendes (du Juin) le lever acronique de la Canicule“, dürfte schwerlich als ausreichend erscheinen. Berücksichtigt man obenein die Stelle des Plinius, wo in die letzten Tage des April, also grade in dieselbe Zeit, in welche Ovid im IV. B. den Aufgang des Hundsgestirnes setzt, der Untergang desselben verlegt wird: h. n. XVIII, 29, 69, 3: — post dies undeviginti ab aequinoctio verno, per id quatriduum, varia gentium observatione, in IIII. Calendas Maii Canis occidit, sidus et per se vehemens, et cui praeoccidere Caniculam necesse sit, so wird man ganz irre an Ovid's Rechnung. — Setzt aber Ovid Fast. V, 723 den Aufgang des Canis Erigoneius in die Nacht vom 20. zum 21. Mai, so stellt auch hier sich die Schwierigkeit entgegen, daß der Aufgang dieses Gestirnes nach den übereinstimmenden Angaben der Alten Mitte Juli fällt: Plin. l. l. § 4: „Equidem et solstitium VIII. Calendas Julii simili caussa duxerim et Canis ortum post dies a solstitio XXIII“, — und „rursus plenilunium nocet a. d. IIII. Nonas Julii, quum Aegypto Canicula exoritur, vel certe XVI. Calendas Augusti, quum Italiae.“ — Solche Differenzen über Auf- und Untergangszeit eines der bekanntesten Sternbilder, veranlaßt vielleicht dadurch, daß der römische Dichter mehr den astronomischen Angaben griechischer Schriftsteller als eigenem Wissen folgte, müssen billig vorsichtig machen in Folgerungen, die aus solchen Daten sollen gezogen werden.

[16]) Orig. Poes. R. p. 91 sqq.

[17]) SIRS oder SERS liest nämlich Corssen statt SINS, welche letztere Form die Inschrift (tav. XLI, a. l. 33 sqq.) zweimal bietet, während sie SERS nur bei der dritten Wiederholung hat.

[18]) Auf diesen Satz kommt ungefähr Corssen's Erklärung der einzelnen Worte hinaus; eine Umschreibung oder stricte Uebersetzung des Ganzen hat er nirgends gegeben.

[19]) Nur für die Griechen knüpfte sich an die Hyaden in Folge mißverstandener Etymologie, wie ich dies an einem anderen Orte zu zeigen gedenke, die Vorstellung eines Regen bringenden Gestirns. Daß die Römer diese Vorstellung nicht theilten, zeigt schon die Benennung „suculae“, und wenn man auch hinsichtlich

Mai und Anfang Juni unter Italiens Himmel nicht bloß an einen vorübergehenden Regenschauer, nein — an so anhaltende Regengüsse glauben, daß dieses jährlich zur selben Zeit den Feldfrüchten drohende Unheil Veranlassung werden mußte, nicht nur ein Bittfest einzurichten, sondern ein eigenes Priestercollegium aus den Ersten des Staates zu bestellen, das mit der Erflehung des göttlichen Schutzes betraut würde[20]).

Und haben denn etwa die Alten, trotz dem daß sie dem Arval-Cultus den Zweck unterlegen, „ut fruges ferant arva,“ die Zeit des Arval-Festes als bedeutsam und entscheidend für die der Reife entgegen gehenden Saaten angesehen? Auch dies muß man leugnen. Plinius rühmt von der Vorzeit, daß sie obwohl ungebildet und ohne Wissenschaft, doch in Absicht auf das Sinnige ihrer Naturbeobachtung der nunmehrigen wissenschaftlichen Einsicht nicht nachstehe. Der Beweis sei, daß die Alten richtig die drei Zeitpunkte, an denen man um die Früchte in Sorge sein müsse, herausgefunden und sie zu Festtagen bestimmt hätten: die Rubigalien (25. April), Floralien (28. April) und ersten Vinalien (23. April)[21]). Wenn also Plinius, der in demselben XVIII. Buche, in welchem diese Mittheilung sich findet, auch die Stiftung der Arvalbrüderschaft berichtet hat, hier das Arvalfest übergeht, sollte dies denn nicht ein genügender Beweis sein, daß weder die „observatio“ noch die „ratio“ in jenem Zeitpunkte einen Anlaß zur Furcht und zu einem besonderen Bittfeste erblickte? Plinius weiß so viel von dem höchst schädlichen Einflusse des Vollmondes zu berichten, zumal wenn dieser mit dem Aufgange gewisser Gestirne zusammenfällt — hierin besteht eben seine „ratio“ gegenüber der schlichten praktischen „observatio“, — gewiß hätte er eine solche ratio auch für den Zeitraum zwischen den Iden des Mai und den Kalenden des Juni ausfindig gemacht, wenn die „observatio“ es für nöthig

---

dieses Namens Gellius beipflichten kann, N. A. XIII, 9, 6, daß derselbe nicht, wie dies Cicero, Tiro, Plinius u. A. meinten, auf einem krassen Mißverständnisse des griechischen ὑάδες beruhe, insofern man als Stamm desselben ὗς, sus angesehen habe, so ist doch eben diese Unwissenheit über Ableitung und Bedeutung von Suculae Beweis genug, daß der Römer aus diesem Namen nicht den Begriff von pluviosae heraushörte. Nimmt man dazu, was Plinius XVIII, 26, 66, 1 über dieses Gestirn zur Zeit seines abendlichen Unterganges für Italien bemerkt: „XIIII. Calendas Maii Aegypto Suculae occidunt vesperi, sidus vehemens et terra marique turbidum: decimo sexto Atticae: XV. Caesari, continuoque triduo significat. Assyriae autem XII. Calendas. Hoc est vulgo adpellatum sidus Parilicium, quoniam XI. Calendas Maii urbis Romae natalis, quo fere serenitas redditur, claritatem observationi dedit: nimborum argumento Hyadas adpellantibus Graecis has stellas,“ — so ersieht man trotz der Unklarheit des Ausdruckes jedenfalls doch so viel, daß im Gegensatze zu der Wetterbeschaffenheit, welche diesem Gestirne bei den Griechen den Namen Hyaden verschafft habe, für Italien vielmehr zu der Zeit, wo es sich am Abendhimmel zeigt, heiteres Wetter beginne.

[20]) Obenein käme ein solches Bittfest für einen wichtigen Theil der Halmfrüchte, für die Gerste, viel zu spät, da nach Plinius, XVIII, 26, 66, 2 die Reife derselben und die Zeit, wo man (und zwar auf demselben Acker?) Heidekorn und Hirse säen solle, eintritt, wenn die Glühwürmchen des Abends zu leuchten beginnen, noch ehe das Siebengestirn vollständig am Himmel erschienen ist, d. h. vor dem 10. Mai.

[21]) Plin. H. N. XVIII, 29, 69, 3: Rudis fuit priscorum vita atque sine literis: non minus tamen ingeniosam fuisse in illis observationem adparebit, quam nunc esse rationem. Tria namque tempora fructibus metuebant, propter quod instituerunt ferias, diesque festos, Rubigalia, Floralia, Vinalia. Rubigalia Numa constituit anno regni sui XI., quae nunc aguntur a. d. septimam Calendas Maii, quoniam tunc fere segetes rubigo occupat. Hoc tempus Varro determinat Sole Tauri partem decimam obtinente, sicut tunc ferebat ratio. Sed vera caussa est, quod post dies undeviginti ab aequinoctio verno, per id quatriduum varia gentium observatione in IIII. Calendas Maii Canis occidit, sidus et per se vehemens, et cui praeoccidere Caniculam necesse sit. Itaque iidem Floralia quarto Calendas eiusdem instituerunt, Urbis anno DXVI. ex oraculo Sibyllae, ut omnia bene deflorescerent. Hunc diem Varro determinat Sole Tauri partem quartam decimam obtinente. Ergo si in hoc quatriduum inciderit plenilunium, fruges et omnia, quae florebunt, laedi necesse erit. Vinalia priora, quae ante hos dies sunt IX. Calendas Maii degustandis vinis instituta, nihil ad fructes attinent; nec quae adhuc diximus, ad vites oleasque, quoniam earum conceptus exortu Vergiliarum incipit a. d. VI. Idus Maii, ut docuimus. Aliud hoc quatriduum est, quod neque rore sordere velint, exhorrent enim frigidum sidus Arcturi postridie occidens: et multo minus plenilunium incidere.

erachtet hätte, durch eine Festfeier gewissen schädlichen Einflüssen in diesen Tagen vorzubeugen Ich denke, diese negativen Argumente werden wohl Corssen's Wetter-Kalender genugsam aufwiegen.

Auch der Umstand darf nicht unbeachtet bleiben, daß das Dea-Dia-Fest zu der Klasse der feriae conceptivae gehörte. Warum nun, muß man fragen, wenn der Aufgang gewisser Gestirne und die in Folge dieser Constellation sich einstellenden Stürme und Regengüsse Grund des arvalischen Bittfestes sind, warum ist das Eintreten dieses Festes nicht ebenso bestimmt, wie der Aufgang jener Gestirne? warum nicht ebenso fixirt, wie die Feier der eben erwähnten Robigalien, Floralien, Vinalien, die ja doch auch durch eine gewisse Constellation des Himmels veranlaßt sein sollen? Oder hätte sich die Anberaumung nicht nach dem astronomischen Kalender sondern nach dem wirklichen Stande der Feldfrüchte gerichtet, so daß danach wäre entschieden worden, ob das Dea-Dia-Fest am 17. Mai oder erst am 27. zu beginnen habe[22])? Dann müßte es fürwahr wundern, wie diese Frage schon in den ersten Tagen des Januar hätte beantwortet werden können, da nämlich die Ankündigung des Festes regelmäßig zwischen dem 3. und 13. Januar stattfand. Genug, man kommt aus dem unerklärlichen bei allen Erklärungen der Arvalen und ihres Festes nicht heraus. Noch mehr muß sich des Unerklärlichen häufen, wenn wir weiter die Art der Festfeier selbst betrachten.

Wäre der Zweck des Dea-Dia-Festes die Erflehung des Segens und Schutzes der Götter für die Feldfrüchte, so könnte man sich als Hauptttheil der Feier nur wie bei den Ambarvalien die Lustration der Felder mittelst Herumführung eines Opferthieres um die Feldmark denken[23]); jedenfalls aber müßte man erwarten, daß auf dem Felde selbst Opfer und entsprechende Sühn-

---

[22]) Corssen, l. l. p. 92: „Quoniam vero et semina sparguntur, et fruges maturescunt, prout antecessit hiems aut mitior breviorque, aut durior longiorque consentaneum est et Sementivorum et fratrum Arvalium solemnia indictiva decem fere dierum spatio incerta fluctuare.“ Hinsichtlich der feriae Sementinae wäre es begreiflich, wenn sie im Anschluß an die von der Witterung bedingte Beendigung der Aussaat jedesmal erst auf einen bestimmten Tag mußten anberaumt werden; daß sie aber gleich dem Arvalfeste zwischen zwei um zehn Tage auseinander liegenden Terminen geschwankt hätten, ist nirgends überliefert; vielmehr sind sie in dem Kalend. Rom. auf den IX. Kal. Febr. angesetzt. Wie unpassend übrigens der 24. Januar für ein Saatfest ist, leuchtet ein, da die Wintersaat von der Herbstgleiche an bis vor Eintritt der bruma beendigt sein muß (s. Virg. Ge. I, 208 ff., Plin. XVIII, 24, 56 u. 25, 60), während die Sommersaat und die Arbeit auf dem Felde überhaupt erst mit dem Tage zu beginnen hat, wo der Frühlingswind (Favonius) zu wehen anfängt: Plin. XVIII, 26, 65, 2: „Hoc intervallum temporis (a Favonio in aequinoctium vernum) vegetissimum agricolis, maximeque operosum est, in quo praecipue falluntur. Neque enim eo die vocantur ad munia, quo Favonius flare debeat (XIV. K. Mart.), sed quo coeperit.“ Ist übrigens Wöniger's Vermuthung begründet (das Sacralsystem — der Römer, p. 171), daß in der Stelle des Varro, d. L. L. VI, 26 (ed. O. M.): Sementinae feriae dies is, qui a pontificibus dictus; appellatus a semente, quod sationis causa susceptae. Paganicae eiusdem agriculturae causa susceptae ut haberent in agris omnes pagi, unde paganicae dictae sunt,“ daß beide Sätze zusammengehören, und daß zu Paganicae zu suppliren sei Sementinae, ferner daß mit Sementinae das Fest der Curien, mit Paganicae das der pagi gemeint sei, so würde ein solches patrizisches und plebejisches Parallel-Fest wenig mit dem Charakter eines ländlichen Saatfestes harmoniren. Mehr über diesen Gegenstand bei einer anderen Gelegenheit.

[23]) Festus bei Macrob. Sat. III, 5: Ambarvalis hostia est, ut ait Pompeius Festus, quae rei divinae causa circum arva ducitur ab his, qui pro frugibus faciunt. Vgl. die Anweisung zur Lustration bei Cato d. r. r. 141: Agrum lustrare sic oportet. Impera suovitaurilia circumagi. Cum divis volentibus, quodque bene eveniat, mando tibi Mani (?), uti illace suovitaurilia fundum, agrum terramque meam quota ex parte sive circumagi, sive circumferenda censeas, uti cures lustrare. Janum Jovemque vino praefamino, sic dicito: Mars pater te precor quaesoque uti sies volens propitiusque mihi, domo familiaeque nostrae, quoius rei ergo agrum, terram fundumque meum suovitaurilia circumagi iussi. e. q. s. Dazu die poetischen Beschreibungen bei Virgil, Geo. I, 343 ff. und Tibull II, 1, 1 ff. I, 1, 21 ff.

ceremonien seien vorgenommen worden[24]). Statt dessen finden wir nun, daß die Arvalen am ersten Tage des Festes nicht einmal die Stadt verlassen, sondern im Hause ihres Meisters sich versammeln und daselbst opfern und speisen[25]). Am zweiten Festtage finden wir sie zwar außerhalb Rom am fünften Meilensteine der via Campana[26]), aber nicht auf freiem Felde, inmitten der Saaten, sondern im Haine der Dea-Dia; sie ziehen nicht um die Marken, sondern nur zu einzelnen im Haine gelegenen Opferstätten bewegt sich ihr Zug[27]). Sie singen nicht bei einem Umzuge ihr Lied ab, sondern im verschlossenen Tempel nach Entfernung der Profanen; ja während man von einer Flurweihe, von einem Saatenfeste erwarten müßte, daß dabei die allgemeinste Betheiligung insbesondere der ländlichen Bevölkerung stattgefunden habe[28]), trägt die ganze Arvalfeier vielmehr einen gewissen exclusiven und mysteriösen Charakter; nur ab

---

[24]) Bei Hartung, Religion der Römer, II, S. 145 liest man freilich: „Alljährlich am 11. Mai (V. Id. Maj.) verrichteten sie (die Arvalbrüder) den Umzug und das Opfer, welches ein Solitaurilium war, zur Entsündigung der Felder (arva), woher die Ceremonie ambarvalia, das Opfer ambarvales hostiae genannt wurde. Die Opferthiere wurden, mit Kränzen und Bändern geschmückt, an der Grenze des ehemaligen römischen Gebietes herumgeführt und sodann bei dem Terminus publicus geschlachtet. Bei diesem Umzuge sangen die Priester Lieder oder Gebete, daß die Gewächse vor Mehlthau, Räude, Hagel und anderem Schaden bewahrt bleiben möchten." Aber weder fällt das Fest der Arvalen auf den 11. Mai, noch verrichten sie — außer zu Zeiten, wo der Hain wegen eines piaculum entsühnt werden muß — ein Solitaurilium, noch schlachten sie irgend ein Opferthier bei dem Terminus publicus, noch singen sie bei irgend einem Umzuge irgend ein Lied oder Gebet! Eine solche Ansicht über die Arvalbrüder und ihr Fest, theils auf der Identificirung desselben mit den Ambarvalien, theils auf leerer Träumerei beruhend, konnte entschuldigt werden, so lange die Inschriften noch nicht bekannt waren, auf denen bis in's Detail der Hergang bei dem dreitägigen Dea-Dia-Feste protokollirt ist (Marini tav. XLI, a. und b.); nach der Veröffentlichung derselben aber und nach Marini's Untersuchungen fällt jede Entschuldigung weg. Auch der Verfasser des Artikels „Fratres arvales" in der Real-Encykl. von Pauly, III. p. 518 läßt die Arvalen „an den Idus des Mai einen mit Opfern verbundenen Umzug um die römische Markung" halten, — und auch E. v. Lasaulx folgt unbedacht der Hartung'schen Darstellung, indem er in dem Aufsatze „die Gebete der Griechen und Römer" (aus dem Lectionsverz. d. Univ. Würzburg, Sommer 1842 abgedruckt in L.'s. Studien des classischen Alterthums, 1854, S. 144), von dem Arvalliede bemerkt, diese „altrömische Litanei" sei von den Arvalischen Brüdern „bei der jährlichen Flurenweihe am eilften Mai in ihren Processionen durch die Römische Feldmark gesungen worden.

[25]) Nach tav. XXXVII scheint es, daß der Versammlungsort für den ersten Festtag zuweilen auch der Tempel der Divi Caesares im Palatium gewesen sei; die Inschrift selbst aber ist zu verstümmelt, um mit Sicherheit einen Schluß ziehen zu können. Sie lautet:

— QuaDRATUS PROMAgister — — — — — —
— — VALERIVS IVNIANVS . S — — — — — —
— — IN PALATIO IN DIVORVM — — — — —
— — SACRVM DEAE DIAE . IBIQ — — — — —
— — HERENNIVS ORBIANV — — — — — — —
— — PVERIS PATRIMIS ET — — — — — — —
IBVS BVS PVERI RICINIA — — — — — — —
CO — — — — — — — — — — — — — — —

In der Ankündigungsformel des Festes wenigstens findet sich nie eine Variante über den Ort der Feier am ersten Tage; stets lautet sie: Sacrificium Deae Diae hoc anno erit a. d. XVI (VI) K. Jun. domi; a. d. XIIII (IIII) K. Jun. in luco et domi; a. d. XIII (III) K. Jun. domi.

[26]) S. tav. XLIII l. 2 u. 13: IN. LVCO. DEAE. DIAE. VIA. CAMPANA. APVD. LAP. V. Ueber die via Campana als ältere Bezeichnung der via Portuensis s. L. Biondi, Dissert. d. Pontif. in den Denkschriften der Accad. Rom. di Archeol. t. IX. Rom. 1840, p. 467—514. Daß an dieser Straße auf dem rechten Tiberufer der Hain der Dea-Dia gelegen haben müsse, beweist auch der Umstand, daß die Protokoll-Tafeln der Arvalen mit Ausnahme von tav. XLI und XLII, die bei der Grundgrabung einer Sakristei des Vatican (also doch auf dem rechten Tiberufer) zum Vorschein kamen, sämmtlich außerhalb der porta Portuensis („fuori di Porta Portese, nel luogo, che ora chiamasi Affoga l'Asino, come sulla fide di Ligorio ci fa sapere il Gudio" Marini l. l. p. 65) gefunden worden sind.

[27]) Einen übersichtlichen Bericht über das Ceremoniell an den drei Festtagen giebt Marini im Proemio p. XXIII—XXIX.

[28]) Virg. Geo. I, 343: Cuncta tibi Cererem pubes agrestis adoret; Cui tu lacte favos et miti dilue Baccho; Terque novas circum felix eat hostia fruges; Omnis quam chorus et socii comitentur ovantes, Et Cererem clamore vocent in tecta e. q. s.

und zu nämlich wird der Eingang des Hains dem Volke zur Schau geöffnet — während die Arvalbrüder unterhalb des Tempels auf dem Hügelabhange nach dem Eingange zu sich gelagert haben[29]), sonst aber bleibt es von der Theilnahme und Schau der heiligen Handlungen selbst ausgeschlossen. Darauf folgen Spiele (Wagenrennen) in dem an den Hain anstoßenden Circus; Meister und Priester der Arvalen führen den Vorsitz und vertheilen die Preise an die Sieger. Das Collegium kehrt nun nach der Stadt zurück und der Tag schließt mit einem Mahle im Hause des Meisters. — Ebendaselbst vereint auch der dritte Festtag die Arvalen — ad consummandum sacrificium —, und unter Opfer und Mahl vergeht der Tag.

Dieser Hergang der dreitägigen Dea=Dia=Feier hat offenbar mit einem ländlichen, das Gedeihen der Feldfrüchte bezweckenden Feste so wenig als möglich gemein; die einzige Hindeutung auf einen solchen Zweck — wenn wir von dem zweifelhaften Beweise absehen, den man aus dem Liede hat entnehmen wollen — läge in der Opferung von Feldfrüchten, und weiter in dem Aehrenkranze, den die Arvalen tragen. Was zunächst die Opferung von Feldfrüchten betrifft, so erweist schon die Bezeichnung derselben als „fruges aridae et virides" (tav. XLI, a, l. 8 u. ö.) den Gedanken an ein ausschließliches Erstlingsopfer mit stricter Beziehung auf die bevorstehende Erndte als unstatthaft; vielmehr opfern die Arvalen Cerealien jeder Art, wie sie der Speicher und wie sie die Felder nach dem Stande der Jahreszeit eben bieten. Auf Grund eines solchen Opfers aber das Dea=Dia=Fest für ein Fluren= und Saatfest und die Arvalen für Priester des Ackerbaues erklären zu wollen, wäre um nichts mehr gerechtfertigt, als wenn man etwa dem Feste der Curien einen auf den Feldbau bezüglichen Charakter beilegen wollte, weil auch auf ihrem Opfertische „Brodte[30]), Fladen, Getreide und Erstlinge gewisser Früchte" nicht fehlten[31]). Findet man nun aber diese Beschaffenheit der Curienopfer genugsam durch den Umstand erklärt, daß sie in die älteste Zeit Roms, in die Zeit einfacher, prunkloser Sitte hinaufreichen, wo auch die Götter kein kostbareres Mahl verlangten, als was der Familientisch bot[32]), so wird wohl dieselbe Hinweisung auf die Sitte der alten Zeit auch die Opfergegenstände der Arvalen rechtfertigen, deren Cultus an Alter doch wahrlich dem der Curien nicht nachsteht.

Was aber den Aehrenkranz betrifft, mit welchem die Arvalen am zweiten Festtage[33])

[29]) Tav. XLI, a. l. 29: ET. OSTIS. APERTIS. PER. CLIVVM. IACVERVNT.

[30]) Auch bei den Arvalopfern fehlen die panes (laureati) nicht, s. tav. XLI, a. l. 7. ebd. l. 30, und tav. XL, l. 12.

[31]) Dion. H. A. R. II, 23: *ἐγὼ γοῦν ἐθεασάμην ἐν ἱεραῖς οἰκίαις δεῖπνα προκείμενα θεοῖς ἐν τραπέζαις ξυλίνοις ἀρχαϊκαῖς, ἐν κανοῖς καὶ πινακίσκοις κεραμίοις ἀλφίτων μάζας, καὶ πόπανα καὶ ζέας καὶ καρπῶν τινων ἀπαρχάς, καὶ ἄλλα τοιαῦτα λιτὰ καὶ εὐδάπανα καὶ πάσης ἀπειροκαλίας ἀπηλλαγμένα.*

[32]) Tib. I, 10, 19, sqq.: Tunc melius tenuere fidem, cum paupere cultu Stabat in exigua ligneus aede deus. Hic placatus erat, seu quis libaverat uvam, Seu dederat sanctae spicea serta comae. Atque aliquis voti compos liba ipse ferebat, Postque comes purum filia parva favum.

[33]) Nur an diesem Tage tragen die Arvalen die mit der Wollbinde umwundenen Aehrenkränze, und zwar nur wie es scheint während des Haupttheils der heiligen Handlungen von dem feierlichen Zuge an, in welchem sie aus dem Tempel der Dea=Dia zu dem aufwärts gelegenen Opferaltare emporsteigen (tav. XLI, a. l. 23: VITTIS. SPICEIS. CORONATI. LVCVM. ADSCENDERVNT; vgl. tav. XXXIII, col. 2, l. 25, XXXV, l. 9). Nach Absingung des Liedes und Beendigung des eigentlichen heiligen Aktes legten sie die Kränze entweder auf dem Altare oder zu den Füßen der Götterbilder (nämlich der Dea Dia und der Juno Dea Dia) nieder; diesen Sinn wenigstens vermuthete Marini p. 315. 519 in dem „coronis inlatis" (tav. XXXII, col. 2, l. 27 sqq.: PERFECTOQVE. SACRIFICIO. OMNES. TVRE. ET. VINO. FECERVNT. DEINDE. CORONIS. INLATIS. SIGNISQVE. VNCTIS. e. q. s.; vgl. tav. XXIV, col. 2, l. 4; XXV, l. 10; XXVII, col. 1, l. 10; XXXV, l. 11; XXXVI, l. 5). Die Kränze, mit denen sich die Arvalen an dem ersten und dritten Festtage schmücken, werden schlechthin als coronae bezeichnet, auf tav. XL, l. 21 genauer als „coronae convivales."

geschmückt sind, so mag es hier genügen zu bemerken, daß man auf ein solches Abzeichen zunächst keinen anderen Schluß bauen dürfte, als den, daß Dea-Dia, die Hauptgottheit im Arval-Cultus, möglicher Weise[34]) identisch sei mit Ceres (Tellus, Ops), ohne daß darum die Frage über das Wesen der Arvalen und ihres Festes im Sinne der bisherigen Auffassung müßte entschieden werden. Es wird sich noch später Gelegenheit finden, auf diesen Punkt zurückzukommen.

Im stärksten Widerspruche endlich mit dem Charakter einer Feldpriesterschaft steht es, wenn wir die Arvalen zu verschiedenen Zeiten im Laufe des Jahres auf dem Capitol[35]), vor der Cella der Juno-Regina[36]), im Tempel der Ops[37]) und der Concordia[38]), am Altare der Providentia[39]), sowie an dem der Gens Julia[40]), ferner im Palatium[41]) zuweilen auch auf der heiligen Straße[42]) functioniren sehen, bald um den Schutz der Götter für den Kaiser und sein Haus zu erflehen[43]) bald auch um den Göttern zu danken für ein glückliches den ganzen Staat angehendes Ereigniß, wie bei Errettung des Kaisers und des Staates aus einer Gefahr[44]), bei glücklicher Rückkehr des Herrschers nach Rom[45]), bei der Uebernahme des Consulats[46]), so wie bei der Ertheilung des Titels „Vater des Vaterlandes" an denselben[47]), bei der Adoption eines Thronfolgers[48]), bei der Consecration eines verstorbenen Mitgliedes der

---

[34]) Ich sage „möglicher Weise", denn wenn in der A. 32 citirten Stelle Tibull's das „heilige Haar" des Hauslaren mit dem Aehrenkranze geschmückt wird, so ist dies doch wohl Beweis genug, daß solche Kränze nicht ausschließlich für den Cultus der Ceres reservirt waren.

[35]) Marini z. tav. IIII, l. 1 p. 43: „IN. CAPITOLIO. Questo era il luogo, dove quasi sempre tenevano le lore adunanze gli Arvali, e forse gli altri Collegj, e Sodalizj, ed avra ivi ciascuno di essi avute delle sue stanze, o sale, o edicole assegnate." Die Veranlassungen zu dem Functioniren „in Capitolio" sind die unten in A. 43. 45. 46. 47. 49. 51. 53 besprochenen Fälle. Da in den Fällen, wo die Arvalen „ad vota annua solvenda et nuncupanda" sich versammeln, das Lokal bald mit „ante cellam Junonis Reginae" (tav. XLI. 6. l. 31; XLIV, 2; XLVI, 3), bald allgemein mit „in Capitolio" bezeichnet wird, so dürfte der letztere Ausdruck wohl für gleichbedeutend mit „in area Capitolina" zu nehmen sein.

[36]) S. A. 33.

[37]) S. A. 11.

[38]) Tav. X, l. 3. Vgl. A. 53. — „In pronao aedis Concordiae" pflegt die Ankündigung des Dea-Dia-Festes zu geschehen: s. tav. XVII, b, col. 1, l. 6; XXIV. col. 1, l. 25; col. 2, l. 31; XXVIII, l. 4; XXXII, col. 1, l. 10. — Eine Cooptation wird daselbst vollzogen XLI, b, 26.

[39]) Tav. X, l. 5. Die Lage dieses Altars läßt sich nicht näher bestimmen.

[40]) Tav. XI, l. 8, dazu Marini p. 81.

[41]) Tav. X, l. 4. XI, l. 13. S. A. 53. — Ueber die Versammlung „in Palatio in Divorum" s. A. 25.

[42]) Wie der Ausdruck „IN. SACRA. VIA." (tav. XIII, l. 2, XIV, l. 4) näher zu bestimmen sei, läßt sich nicht entscheiden. Marini p. 89 denkt an die Regia. Auf tav. I, l. 18 wird diese als Versammlungsort bei einer Cooptation erwähnt. Die Veranlassung zu dem Erscheinen „in sacra via" s. A. 52, 53 a. E. Da der Opferplatz mit „ante domum Domitianam" bezeichnet wird, so könnte „in sacra via" möglicher Weise von der Lage der „domus Domitiana" zu verstehen sein.

[43]) S. t. IV; XVII, b. col. 1, l. 20: prO. PARTV. ET. INCOLVMITATE. POPPAEAE. Augustae.

[44]) Tav. VII, 7: OB. DETECTA. NEFARIA. CONsilia. contra. Imperatorem. Caium. Caesarem. AugustVM. CN. LENTVLI. GAETVLICI.

[45]) Tav. XVII, a, l. 8: pro. itu. et. rEDITV. NERONIS. CLAVDI. CAesaris. Aug. Germanici. Jovi. bovem. marem. Junoni. vaccam. MINERVAE. VACCAM. ITEM. ante. domVM. DOMITIANAM. DIS. PEnatibus. — tav. XVII, b. col. 2, l. 5: OB. ADVentum. Neronis. Claudi. CAESARIS. AVGVSTI. Germanici. et. Poppaeae. AVGVSTAE. ET. CLAVDiae. Augustae. — tav. XXXIX, l. 3: quod. domiNVS. N. IMP. CAES. M. AVRELLIVS. ANToNINVS. PIVS . . . . SALvus. atque. incolumis. pro. securitate. provinCIARVM. FELICISSIME. AD. IBERNA. NICOMEDIAE. INCressus. fuerit.

[46]) Tav. XV, l. 8: K. IANVAR . . . . . IN. CAPITOLIO. OB. COS. NERONIS. CLAVDI. CAESARIS. AVG. GERMANICI.

[47]) Tav. IX, l. 4: QVOD. TI. CLAVDIVS. CAEsar. AugustVS. GERMANICVS. P. P. APPELLATVS. est.

[48]) Tav. XX, l. 5: IIII. IDVS. Januar. MagisterIO SER. GALBAE. IMP. Promagistro. . . . NO. COLLEG. FRatrum. Arvalium. nomine. vota. nuncup. pro. adOPTIONE. Pisonis. Liciniani. (s. Tacit. H. I, 18). Die Buchstaben IO auf l. 6, die Marini zu „MagisterIO" ergänzte, dürften richtiger wohl als Rest von „ex decreTO." zu betrachten sein. Damit fiele freilich auch der Beleg für Galba's Arvalität.

kaiserlichen Familie[49]); ebenso bei Gelegenheit der Wiederherstellung und Weihung des Capitols durch Titus[50]). Ja es gehört sogar zu dem ordnungsmäßigen Geschäftskreise des Collegiums sich am 3. Januar eines jeden Jahres zu versammeln, um für den Lauf des beginnenden Jahres durch Opfergelöbnisse das Wohl des Herrschers und seines Hauses gleichsam zu stipuliren, und die für den abgelaufenen Zeitraum eingegangenen Gelübde zu lösen[51]). Ebenso begehen sie auch jährlich das Geburtsfest des regierenden Kaisers[52]), und feiern jährliche Erinnerungsfeste für besonders ausgezeichnete Glieder des Herrscherhauses an dem Jahrestage ihrer Geburt oder ihres Todes[53]).

Wie kommen nun die Arvalen dazu, bei diesen den Staat in seiner Gesammtheit berührenden Anlässen gleichsam eine priesterliche Volksrepräsentanz zu üben, die mit der religiösen Obhut über das Gedeihen der Saaten doch nicht den geringsten Zusammenhang hat? Der Geschäftskreis priesterlicher wie weltlicher Beamten in Rom hätte minder scharf abgegrenzt sein müssen, wenn ein solches Befassen mit fremdartigen Dingen nicht als ein unberechtigter Uebergriff, für

---

[49]) Tav. IX, l. 16: ob. consecrATIONEM. DIVAE. AVG.

[50]) Tav. XXIII, l. 11: . . . . COVENERVNT. AD. VOTA. NVNCVPANDA. AD (ob?). RESTITVTIONEM. ET. DEDICATIONEM. CAPITOLI. AB. IMP. T. CAESARE. VESPASIANO. AVG.

[51]) „III. Non. Jan. vota annua“ s. tav. V, 13; XV, l. 15. XIX; XXII, l. 3; XXIII, l. 36; XXIIII, col. 1; XXVI, l. 1; XXVIII, l. 2; XXIX, l. 4; XXX; XXXII, col. 1; XXXVIII; XLIII; XLVI. Die übrigens ziemlich verstümmelte Inschrift XLI, b spricht l. 31 von votis annuis „PRIDIVL“ (Prid. Id. Jul.), und ebenda l. 34 werden zugleich auch vota decennalia übernommen. Aehnlich verhält es sich auf tav. XLVI, wo Gelübde vom 8. August bis zu dem nächsten 3. Januar übernommen, zugleich aber auch zehnjährige Gelübde gethan werden. Die erstere Tafel bezieht sich auf Heliogabalus, die zweite auf Gordian, beide Tafeln auf das erste Regierungsjahr dieser Kaiser, so daß Marini jedenfalls Recht hat, wenn er vermuthet, daß beidemal der Grund für die Nichteinhaltung des üblichen Termins für das Arvalgelübde in dem unmittelbaren Anschlusse dieses ersten Gelübdes an den Tag des Regierungsantrittes des neuen Kaisers zu suchen sein dürfte. Mehr darüber bei Marini p. 648 f. 650. 704. — Die Formel für die vota annua s. auf t. XXIII, l. 44; dazu XXIV; XLI, b, l. 30; XLIV.

[52]) Tav. XIII, l. 6; XIV, l. 8; XVI, l. 3; an allen drei Stellen handelt es sich um die Feier von Nero's Geburtstag XVIII K. Jan. Nach Marini's Vermuthung bezieht sich t. XXXVIII auf die Feier von M. Aurel's Geburtstag.

[53]) Das „natale divi Augusti“ wird mit zweitägigen Opfern gefeiert, am IX. K. Oct. auf dem Capitol und an dem Altare der Gens Julia; am 8. K. Octob. im Palatium t. XI, l. 3. Dieselbe Veranlassung scheint auch in t. X zu sein. — Unsicher ist tav. VIII, deren Text Marini nur nach ungenauen Copien geben konnte; es läßt sich daher auch nicht mit Sicherheit bestimmen, wer die beiden Germanicus sind, von denen die Geburtstagsfeier des einen wie es scheint in den Mai, die des anderen auf den 5. Juni fiel. Dieser zweite Germanicus wird l. 23 genannt „GERMANIC. AVG.“; ich vermuthe, daß der Urheber der Copie oder der Steinmetz nach AVG. die Sigl „F.“ weggelassen hat, was wegen des Anfangsbuchstabens des darauf folgenden Wortes I (OVI) leicht geschehen konnte. „Germanicus Aug. F.“ ist aber die Bezeichnung von Drusus Germanicus, dem Neffen und Adoptivsohn des Tiber, dem Vater des Caligula, aus dessen Zeit die Inschrift herrührt. Daß Drusus Germanicus nicht könne am 5. Juni geboren sein, wird man schwerlich aus dem einzigen Umstande folgern dürfen, daß Caligula ihm zu Ehren den Monat September Germanicus benennen wollte (Suet. Caes. 15). Ist doch auch Augustus nicht in dem nach ihm benannten Monate geboren, sondern im September, und die Namen des Nero und Domitian (ersterer im December, letzterer im October geboren), wurden durch Senatsbeschluß auf die Monate April und September übertragen. Unter Nero sollten auch Mai und Juni andere Benennungen erhalten (Tac. An. XVI, 12), und zwar „Claudius“ und „Germanicus“; warum könnte denn nicht auch dieser letztere Name für den Juni mit Rücksicht auf Germanicus, den Großvater Nero's mütterlicherseits, und zwar mit Rücksicht auf den in diesen Monat fallenden Geburtstag desselben gewählt sein? An sich ist also kein Grund vorhanden, zu bezweifeln, daß es nicht könne dieser Germanicus gewesen sein, dessen Geburtstag die Arvalen am 5. Juni feierten. Jener andere Germanicus aber, dessen Geburtstag zwischen das Dea-Dia-Fest und den 5. Juni gefallen sein muß, mag Drusus, der Bruder Tiber's sein. Da Livia bekanntlich im sechsten Monate mit Drusus schwanger war, als sie Anfangs des Jahres 716 a. u. dem Octavian sich vermälte, so dürfte füglich Drusus gegen Ende Mai geboren sein. — Am 11. December findet eine Gedächtnißfeier statt für Cn. Domitius Ahenobarbus, den Vater von Nero, auf der heiligen Straße, mit Opfern vor der „domus Domitiana“, tav. XIII, l. 2; vgl. o. A. 42. Ob dieser Tag der Sterbetag des Domitius gewesen, wie Marini annimmt p. 90, läßt sich nicht entscheiden.

den es nicht leicht ein ähnliches Beispiel gäbe, erscheinen sollte. Daß die Arvalen etwa einen solchen Uebergriff aus bloßer Schmeichelei gegen die Kaiser sich erlaubt und in eigenem Namen die religiöse Sorge für das Wohl des Staatsoberhauptes zu der für das Gedeihen der Feldfrüchte hinzugefügt, aus eigenem Antriebe seit der Zeit des Augustus bis auf die von Gordian III. alle die Anlässe gefeiert hätten, die, erfreulich für den Herrscher, auch für den ganzen Staat es sein mußten, dies ist an sich schon höchst unwahrscheinlich, auch wenn nicht wiederholt die Protokolle auf den officiellen Auftrag von Seiten der Consuln und des Senates oder auf ein kaiserliches Dekret hinzuweisen schienen, in Folge dessen das Collegium zu einer Function sich versammelt[54]). Welches Motiv Consuln und Senat für einen solchen Auftrag an die Arvalen haben konnten, ist gleichgültig: immer aber mußte die Natur des Arval-Priesterthums gewisse Analogien bieten, um derartige neue religiöse Obliegenheiten auf dasselbe übertragen zu können.

Wenn wir nun als Resultat der bisherigen Untersuchung gefunden haben, daß weder die Person des Gründers noch die äußere Stellung des Arval-Collegiums im Einklange stehen mit einem „sacerdotium arvorum", und daß alles, was uns die inschriftlichen Monumente über die Thätigkeit der Arvalen berichten, sich entweder beziehungslos verhält zu dem Wesen eines solchen Priesterthums, oder selbst im Widerspruche mit demselben steht, und wenn als Stütze der bisher geltenden Ansicht nur die Erklärungen der wenigen alten Schriftsteller übrig bleiben, von denen die Arvalen erwähnt werden, diese Erklärungen aber nur durch den Namen der Arvalen veranlaßt zu sein scheinen, so dürfte es nun wohl gerechtfertigt sein, mit der alten Auffassung zu brechen, und eine neue allseitig befriedigende zu suchen.

Der Name der Arvalen mag einstweilen noch unberücksichtigt bleiben; ersprießlicher wird es sein, die Sagen-Momente näher in's Auge zu fassen, die sich an die Stiftung des Collegiums knüpfen. Da Acca Larentia darin eine Hauptrolle spielt, so werden wir mit ihrer Person füglich zu beginnen haben.

Es ist bekannt, daß jährlich am 23. December an der angeblichen Grabstätte der Acca Larentia im Velabrum derselben ein feierliches Todtenopfer vom Flamen des Quirinus dargebracht wurde[55]). Das Anrecht auf diesen Staatsdank soll sich Acca erworben haben durch Vererbung ansehnlicher Ländereien an das römische Volk. Indem es nun aber hieß, daß Acca ihrerseits diese Ländereien von ihrem Gatten, dem Tusker Tarutius geerbt habe, und indem weiter auch die Meinungen getheilt waren hinsichtlich der Zeit, in welcher jene als Acca-Erbschaft bezeichneten Ländereien an das römische Volk gekommen seien, so war die natürliche Folge, daß man eine doppelte Acca Larentia annahm, eine ältere, die Gattin des Hirten Faustulus und Pflegerin der Zwillinge Romulus und Remus, und eine jüngere, die Gattin des reichen Tuskers Tarutius. Diese letztere, von Plutarch Larentia Favola (*Φαβόλα*)[56]), von Macrobius dagegen gleichfalls Acca Larentia genannt, wurde unter die Regierung des Königs Ancus

---

[54]) S. tav. IV, l. 2: MAGISTER. FRAT. Arval. iusSV (Marini: ex. permisSV). CONSVLVM. COLLEGAS. CONVOCAVIT. ad. vota. susCIPIENDA. PRO. SALVTE. TI. CAESARIS. — ebd. l. 7: MAGISTER. FRATRVM. Arvalium. | iusSV. CONSVLIS. ET. EX. CONSENSV. SENATVS. Collegas. conVOCAVIT. ET. OB. SECVRITATEM. ET. SALVtem. | Ti. CaesarIS. AVGVSTI . . . . . immolavIT. — Vgl. die nothwendige Ergänzung von „ex decreto in tav. XIII, l. 3: P. MEMMIVS. REGVLVS. PRO. MAGISTRO. FRATRVM. ARVALIVM. ex. | decreto. NERONIS. CLAVDI. CAES. AVG. GERMANICI. PRINCIPIS. Parentisque. publici. | ante. DOMVM. DOMITIANAM. OB. MEMORIAM. DOMITI. PATRIS. immolavit . . . . . — Wegen tav. XX, l. 6: „ex. decreTO. SER. GALBAE s. o. A. 48.

[55]) Gell. N. A. VI, 7 (VII, 7, 7 ed. Hertz), Macrob. Sat. I, 10, p. 242 ed. Bip. Vgl. Varro d. L. L. VI, 23 ed. O. M. und Ovid, Fast. III, 55 ff.

[56]) Plut. Quaestt. R. 35. Im Rom. 5 heißt sie einfach *ἡ ἑτέρα Λαρεντία*.

gesetzt[57]). Diese Sonderung zweier Acca Larentia war jedoch nicht allgemein, indem der Annalist Licinius Macer[58]) berichtet, Acca Larentia, die Gattin des Faustulus und Amme der Zwillinge, habe sich nachmals unter der Regierung des Romulus mit jenem Tusker Tarutius[59]) vermählt. Aber auch ohne diesen vermittelnden Ausweg würden wir das Recht haben, die Sonderung zweier Larentien mit O. Müller für „einen der gewöhnlichen Nothbehelfe unkritischer Mythologen[60])“ anzusehen, und wenn sich auch vielleicht im weiteren Verlaufe zeigt, daß Grund

---

[57]) Macrob. l. l. p. 241.

[58]) „Historiarum libro primo“ bei Macrob. l. l. p. 242. Die Erzählung Cato's ebd.: „Larentiam meretricio quaestu locupletatam post excessum suum populo agros Turacem, Semurium, Lintirium et Solinium reliquisse“, indem sie sich einfach an die Auffassung Acca's als lupa anlehnt, spricht ebenfalls dafür, daß Cato die Erblasserin nicht von der Amme der Zwillinge unterschied. Dasselbe dürfte auch von Valerius Antias anzunehmen sein, nach dessen Bericht (bei Gellius l. l.) Romulus selbst von Acca zum Erben eingesetzt wurde.

[59]) Bei Macrobius lautet der Name in der Mehrzahl der besseren Handschriften Carucius. Dazu bemerkt Jan: „Apud Augustinum (d. civ. D. VI, 7) nominatur Tarutius, quae scriptura fide dignior est, cum Plutarchus (ll. cc.) habeat *Ταῤῥούτιος* vel *Ταῤῥούντιος*, Varro (d. L. L. VI, 24) commemoret Accas Tarentinas, et Gellius (l. l.) cum Acca Larentia Caiam Tarratiam. In verbis agros Turacem Semurium (s. A. 58) Hertzberg. de diis patr. p. 40. censet latere Turaciae nomen. Ciceronis familiaris (cf. de div. II, 47, 98) fuit L. Tarutius Firmanus, quem Solinus c. 1. p. 2. D. vocat Lucium Taruntium.“

[60]) Etrusker, II, p. 103. Wenn übrigens die jüngere Acca von Plutarch „Favola“ genannt wird, so knüpft eben dieses Epitheton von selbst wieder an Acca, die Faustulus-Gattin, an, insofern Fau-ola und Fau-st-ulus von dem gleichen Stamme FAV-eo gebildet zu sein scheinen. Dafür spricht auch die Nebenform zu Favola Faula, nur daß Faula, wie natürlich, den Alten als besondere Persönlichkeit erschien, obwohl sie von ihr genau dasselbe berichteten, was von der Acca Larentia oder Larentia Favola erzählt wurde: Lactant. Instit. I, 20 p. 66 ed. Bip.: Nec hanc solam (Larentiam) Romani meretricem colunt, sed Faulam quoque, quam Herculis scortum fuisse Verrius scribit e. q. s. (cf. Lact. Epit. c. 20, II, p. 287 ed. Bip.) Die dritte Gestalt, unter welcher die Staatswohlthäterin Acca erscheint, ist die der Gaia Taracia. Mochte auch im Allgemeinen der Volksglaube keinen Anstoß daran nehmen, daß eine Buhldirne als Wohlthäterin des Staates religiös verehrt werde, so mochte es doch auch an ängstlicheren Gewissen nicht fehlen, die den Staat lieber einem jungfräulichen Weibe als einem Freudenmädchen verpflichtet wissen wollten (vgl. unten in A. 64. die Stelle des Lactanz über Flora: „quod quia senatui flagitiosum videbatur e. q. s.); so entstand die Variante von der Vestalin Gaia Taracia, der Geberin des Campus Tiberinus oder Martius. (Plin. h. n. XXXIV, 6. Gell. N. A. VI, 7.) Durch eine lex Horatia, angeblich aus den ersten Zeiten der Republik, sollen ihr noch bei Lebzeiten mannigfache Ehrenbezeugungen von Staatswegen zuerkannt worden sein. Bei dieser Variante der Acca-Sage blieb der Widerspruch unberücksichtigt, daß die Vestalin Besitzerin und Geberin eines Grundstückes gewesen sei, der allgemein als Königsland ager Tarquiniorum, galt (Liv. II, 5, 2. Dion. H. A. R. V, 13. Plut. Poplic. 8.). Daß das Grundstück der Vestalin nur benachbart dem Königsacker, nicht aber identisch mit diesem gewesen sei, ist offenbar nur ein Nothbehelf, um über den Widerspruch hinwegzukommen. Nicht nur daß der Name der Geberin Tarac-ia in klarster Weise verwandt ist mit Tarc-uinus, es nennt auch Plutarch gradezu im Poplic. 8 die Vestalin und Geberin des „anstoßenden“ Grundstückes *Ταρκυνία*. Unter den Grundstücken aber, welche Acca Larentia dem Volke vererbte, dürfte der ager Turax auch nur den ager Tarquiniorum, also den nachmaligen Campus Martius, die Gabe der Vestalin Taracia, bezeichnen. (Hartung, Relig. d. R. II, p. 144 schreibt ager Taruces, womit allerdings die Beziehung auf den früheren Besitzer Tarutius [Taruc-ius] und den ager Tarc-uini sich am leichtesten herstellen ließe; doch da die Handschriften bei Macrobius übereinstimmend die Form Turacem bieten, so werden wir diese zu erklären suchen müssen, und dies dürfte auch nicht schwer fallen. Der Stamm Tur- ist die abgeschliffeue Form für das ältere Turs- (vgl. *Τυρσηνός, Τυῤῥηνός*; über turs-cus [statt turs-icus] und die auf den Eugubinischen Tafeln sich findenden Formen turskum, tursce s. Schwegler I, p. 265, 5. 6.). Dieser Stamm Tur- zeigt sich noch deutlich in der anderen Benennung des vicus Tuscus, v. Tur-arius. (Der Volkswitz mochte die Benennung des späteren Krämer-Viertels mit „tus“ in Verbindung setzen; heut zu Tage darf man doch wohl für diese Ableitung keinen Glauben mehr verlangen, wie dies Becker thut, Hdb. d. r. A. I, p. 489 auf Grund von Horaz, Epist. II, 1, 269: Deferar in vicum vendentem tus et odores, Et piper, et quidquid chartis amicitur ineptis). Die Endung (Tur-) ac- ist entweder = -acius, oder = -âs, âtis in Anti-as, Arpin-as u. dgl. — Die Identität der Gaia Taracia mit Acca Larentia erhellt weiter auch daraus, daß sich neben das Acca-Epitheton Fau-ola das Gaia-Epitheton Fuf-etia stellt (Gell. l. l.) — Wie unpassend übrigens in der Fiction der Vestalin der Vorname Gaia gewählt ist, zeigt die Bedeutung von Gaia in der bekannten Hochzeitsformel: „ubi tu Gaius, ego Gaia.“ Aus Quintil. I, 7, 28: Nam et Gaius C. littera significatur, quae inversa mulierem declarat; quia tam Gaias esse vocitatas quam Gaios etiam ex nuptialibus sacris

vorhanden war, die Acca-Erbschaft unter die Regierung des einen und des anderen Königs zu setzen, so ändert sich doch damit nicht die in der Person der Acca angeschaute Idee. Ueber Acca, die Tarutius-Gattin, berichten nun aber Plutarch und Macrobius[61]) übereinstimmend folgendes:

Einst habe der Tempeldiener des Hercules den Gott zum Würfelspiele herausgefordert und ihm, falls er siege, ein Mahl und eine schöne Dirne zugesagt. Als er nun für den Gott die Würfel führte und dieser gewann, habe er demselben getreulich die Wette gezahlt, indem er ihm die Larentia — nobilissimum id temporis scortum, wie sie bei Macrobius heißt — zuführte. In der Nacht habe sich Hercules der Dirne genaht, habe sie reich beschenkt und ihr geheißen, sich demjenigen hinzugeben, der ihr am Morgen zuerst auf dem Markte begegnen würde. Als sie nun aus dem Tempel getreten, sei ihr der Tusker Tarutius entgegen gekommen, ein reicher unverheiratheter Mann in schon vorgerückten Jahren; gefesselt von ihrer Schönheit, habe er sie zur Gattin genommen und bei seinem Tode zur Erbin seines ansehnlichen Grundbesitzes eingesetzt, den die Wittwe nachher dem römischen Volke vermachte.

Ueber den Sinn dieser Sage werden wir nicht lange in Zweifel sein können. Eine der gangbarsten Symbolisirungen in der Bildersprache der Sage ist die, das Land zur Geliebten des Schutzgottes[62]), und zur Gattin des Mannes zu machen, der den dem Lande sich vermälenden, d. h. von demselben Besitz ergreifenden Volksstamm repräsentirt[63]). Nicht minder nahe liegend ist der Grund, weshalb das Land und die ewig empfangende und zeugende Erde überhaupt, die sich willig einem Jeden, auch dem Fremdling hingeben, und an Reiz und Reichthum durch diese Hingebung gewinnen, zu Buhlerinnen gemacht werden. Das Freudenmädchen Flora, Acca's sabinische Zwillingsschwester[64]), und nicht minder zahlreiche Züge in den griechischen Demeter-Mythen[65]) geben den genügenden Beweis dafür. Somit kann denn auch

---

apparet; — geht hervor, daß Taracia Gaia (diese Wortstellung giebt Plinius l. l.) den appellativen Sinn hat Taracius-Gattin. Was übrigens die „amplissimi honores" betrifft, welche durch die lex Horatia der Gaia sollen zuerkannt worden sein, so sind dies eben die bekannten Ehrenrechte der Vestalinen: das Recht der Zeugenschaft und der Testirungsfähigkeit, sowie das Recht nach dreißig Jahren priesterlichen Dienstes ausscheiden und sich vermälen zu dürfen. Da aber nur die Vestalinen allein von den römischen Frauen das Recht besaßen, über ihr Vermögen zu disponiren, so ist vielleicht durch einen naheliegenden Rückschluß diejenige, von der eine Vermögensdisposition zu Gunsten des römischen Volkes bekannt war, zur Vestalin gemacht worden.

[61]) ll. cc. Vgl. August. d. civ. D. VI, 7.

[62]) Reich an solchen Vorstellungen sind insbesondere die localen Mythen von Zeus und Poseidon (Prop. II, 26, 46: Neptunus fratri par in amore Jovi), ergiebige Stoffe daher zur Polemik für die christlichen Apologeten; s. Clem. Al. Protr. p. 32. Arnob. adv. gent. IV, 26.

[63]) Vgl. in meiner Schrift: „Homeros und die Homeridensage 2c.", das über Orion und Side, Orion und Merope gesagte p. 74 ff.

[64]) Lact. Instit. I, 20 p. 66 ed. Bip.: „Flora, cum magnas opes ex arte meretricia quaesivisset, populum scripsit heredem; certamque pecuniam reliquit, cuius ex annuo foenore suus natalis dies celebraretur editione ludorum, quos appellant Floralia. Quod quia senatui flagitiosum videbatur, ab ipso nomine argumentum sumi placuit, ut pudendae rei quaedam dignitas adderetur. Deam finxerunt esse, quae floribus praesit; eamque oportere placari, ut fruges cum arboribus aut vitibus bene prospereque florescerent e. q. s." Vgl. Epitom. c. 20, p. 287. — Den sabinischen Ursprung der Flora kann man aus der Einführung ihres Cultus durch Tatius schließen, Varro d. L. L. V, 74. O. M.; den Flamen Floralis setzte Numa ein, ebd. VII, 45. — Wie geläufig es den Alten war, auch die Gastlichkeit einer besonderen Stätte, das offenstehen einem jeden Fremdling mit der Idee der Prostitution in Verbindung zu bringen, zeigt das üble Renommé des gastlichen Tusker-Viertels (Liv. II, 14, 9: Multos (von Porsena's Heer) Romae hospitum urbisque caritas tenuit. hic locus ad habitandum datus, quem deinde Tuscum vicum appellarunt), von welchem Acro zu Hor. Sat. II, 3, 228 anmerkt „in vico turario ante meretrices prostabant."

[65]) Demeter gab sich dem Jasion hin „auf dreimal gepflügtem Brachfelde" (Hom. Od. V, 125 ff. Hesiod. Theog. 962), ebenso dem Keleos, dem Vater des Triptolemos. (Schol. z. Aristid. Rhet. p. 22.

Acca, die öffentliche Dirne, die ihren Körper preisgiebt, die zuerst von Hercules, dem göttlichen Schirmherrn der Tibergegend[86]), geliebt wird, mit seiner Zustimmung dann dem Tusker sich hingiebt, bis sie — oder des Tuskers Erbe — in den Besitz des römischen Volkes gelangt, nur als Personification des Landes überhaupt und speciell des am Tiber gelegenen Gebietes gefaßt werden, das noch nach der Gründung der Palatinischen Stadt in tuscischem Besitze war[87]). Dieser Auffassung fügt sich auch ungezwungen der Name, insofern Acca, wie dies längst schon anerkannt wurde[88]), identisch ist mit sskr. akkâ, mater, das Epitheton aber, je nachdem man die Form Larentia oder Laurentia vorzieht[89]), sie entweder als die

---

„*Δημήτηρ παρὰ Κελεοῦ καὶ Τριπτολέμου τὸν ἡρπακότα μαθοῦσα μισθὸν αὐτοῖς ἀποδίδωσι τῆς μηνύσεως τὸν σῖτον, πρῶτον ἀθέσμως συγγενομένη Κελεῷ τῷ Τριπτολέμου πατρί.*“) Auf solche Mythen bezieht sich auch der Angriff bei Gregor. Naz. Or. XXXIX, 625, d: „*οὐδὲ Κόρη τις ἡμῖν ἁρπάζεται, καὶ Δημήτηρ πλανᾶται καὶ Κελεοὺς τινας ἐπεισάγει καὶ Τριπτολέμους καὶ δράκοντας, καὶ τὰ μὲν ποιεῖ τὰ δὲ πάσχει· αἰσχύνομαι γὰρ ἡμέρᾳ δοῦναι τὴν νυκτὸς τελετήν — οἶδεν Ἐλευσὶς ταῦτα καὶ οἱ τῶν σιωπωμένων ἐπόπται.*“ Schlimmer klingt noch, was Orphische Hymnen von der Baubo erzählten, s. Clemens Coh. p. 17; Euseb. Pr. Ev. II, 3 und mit einigen Abweichungen Arnobius adv. natt. V, 25. Bei Gregorius Naz. Or. III. 104 (141, d), wird, was sonst nur von der Baubo berichtet wird, auf Demeter selbst übertragen: „*Ὀρφεὺς παρίτω καὶ ἐπιβρεμέτω τὰ ὑπερφυῆ τῆς θεολογίας ῥήματα „Ζεῦ κύδιστε, μέγιστε κ. τ. λ.*“ *Καὶ μηδὲ τῆς ἄλλης φειδέσθω μεγαληγορίας „Ὣς εἰποῦσα θεὰ δοιοὺς ἀνεσύρατο μηρούς“, ἵνα τελέσῃ τοὺς ἐραστὰς ἃ καὶ νῦν ἔτι τελεῖ* (so Lobeck, Aglaoph. p. 824 statt *τελεῖται*) *τοῖς σχήμασιν.*“ Nicht unpassend ist dazu die Erklärung des Nonnus, Expos. in Invect. I, 74 p. 518: „Carminis de Cerere hic est sensus, deam sublato corpore femora sua detexisse ut amasiis corporis sui copiam faceret. Quibus verbis Orpheus Cereris vim et facultatem iis a quibus expetitur in promtu esse innuit eamque paratam ad sese ipsis dandam eosque explendos.“ An solche Züge scheint Schwegler nicht gedacht zu haben, indem er R. G. I, S. 433 es für eine „verwerfliche Umdeutung“ erklärt, wenn Acca „in der gemeinen Sage als Buhldirne (lupa) erscheint“: Lupa, Wölfin, sei sie vielmehr, insofern der Wolf als chthonisches Symbol gelten müsse. Es ist zweifelhaft genug, ob für den Faunus, den Schwegler zu einem Unterweltsgotte macht (p. 362), der Wolf darum Symbol sei, weil er „das gefräßige, blutgierige Raubthier als das natürliche Symbol des chthonischen Gottes erschien, dem man Menschenopfer darbringen mußte.“ (p. 363): Faunus kümmert uns hier nichts, aber die mütterliche Acca, die Nährerin der Zwillinge, die Mehrerin des Reiches, wollen wir uns nicht unter jene Unterweltsmächte verweisen lassen, „deren Lust es ist, Leben zu zerstören, Schrecken und Tod zu verbreiten“ (p. 363); bei ihr werden wir es für nichts weniger als für nahe liegend finden können, „einen Gott, der zu seinem Mahle Menschenfleisch heischte, mit einem Wolfe zu vergleichen.“ (ebd.)

[86]) Für Hercules, als den Schutzgott der Tibergegend, bedarf es nur der Erinnerung an seinen uralten Cultus an der Ara maxima und an die mit diesem Cultus verbundenen Sagen von seinem Siege über Cacus, die an die Lokalität des Aventin und Palatin anknüpfen. Zwischen beiden Hügeln liegt das Thal des Circus Maximus und bis zum Tiber hin das Forum Boarium; in dieser Gegend „standen mindestens drei Tempel des Hercules, außer dem mit der Ara Maxima verbundenen noch zwei andere des Hercules Victor“ (Schwegler I, p. 368; s. Becker, Hdb. d. röm. Altth. I. S. 475 ff. und „zur röm. Topogr.“ S. 60.) Gleichgültig ist es, ob der Name Hercules erst in späterer Zeit durch griechische Einwirkung an die Stelle eines älteren einheimischen Namens (Garanus oder Regaranus, Hartung, Rel. d. R. II, p. 22 ff.; oder Semo Sancus, Schwegler I, p. 364 ff.) getreten ist, immer wird die Acca-Sage an jenen Gott anknüpfen, der einer feindlichen Macht das Tiberufer abrang und nun als Schirmherr desselben verehrt wurde. (Virg. Aen. VIII, 189: Servati [sc. ab Hercule] facimus, meritosque novamus honores.) Beachtenswerth ist es auch, daß in der nächsten Nähe der vorhin bezeichneten Cultstätten des Hercules im Velabrum die Cultstätte der Acca — ihr angebliches Grab — lag, am Eingange in den Vicus Tuscus. — Ebenso ist auch nicht gleichgültig die Beziehung, in welche Hercules zu der Ceres gebracht wurde, indem beiden zusammen am 21. December, zwei Tage also vor der Parentatio zu Ehren der Acca, ein Opfer dargebracht wurde („sue praegnate, panibus, mulso“, Macrob. Sat. III, 11 fin.) Für diese Opferverbindung der beiden Gottheiten dürfte schwerlich die Veranlassung in griechischem Einflusse sich finden lassen.

[87]) Die Belege für die einstige Ausdehnung des tuscischen Stammes auf dem südlichen Ufer des Tiber bis nach Campanien, wenn es dafür überhaupt noch der Belege bedarf, s. bei Schwegler, I, p. 330, A. 1. Vgl. O. Müller, Etrusker I, p. 114 f., und unten A. 71.

[88]) S. Schwegler, I, p. 432, A. 3.

[89]) „Laurentia“ ist die gesicherte Lesart bei Plinius und Augustinus (d. c. D. VI, 7), ebenso giebt Dionysius H. *Λαυρεντία*; Livius (I, 4), Ovid (Fast. III, 55), Gellius, Lactanz, Minuc. Felix 25, 9 und Plutarch geben Larentia. Letztere Form hat O. Müller bei Varro hergestellt; ob sie Jan auch mit Recht bei Macrobius vorziehen durfte, möchte zu bezweifeln sein, da grade die beiden Handschriften, die er für die ersten drei Bücher der Saturn. als maßgebend erachtete (s. Proleg. p. LXXXVII), der cod. Bambergensis

Laurentische Mutter, die Eponym-Göttin des Laurenter- oder Latiner-Landes bezeichnet, oder, was auf dasselbe hinaus kommt, als Laren-Mutter (Larunda)[70]), somit als eine altlatinische „Magna Mater."

Tragen wir nun diese Gestalt Acca's in die Arval-Sage ein, so löst sich auf genügende Weise das Räthsel. Die zwölf Söhne Acca's können dann eben nur zwölf Söhne des Landes, also zwölf Stämme oder Gemeinden vorstellen; vereinigen sie sich jährlich mit ihrer Mutter zu einer Festfeier, so ist damit ausgesprochen, daß sie zusammen eine Festgenossenschaft bildeten, für welche ihre göttliche Mutter, die laurentische Acca, den Cult-Mittelpunkt bildete. Wenn es nun weiter in der Arval-Sage heißt, daß einer von diesen zwölf Acca-Söhnen gestorben und Romulus an seiner Stelle von Acca adoptirt und zur Festgemeinschaft hinzugezogen worden sei; — in der Tarutius-Sage dagegen, daß dieser gestorben, und seine Hinterlassenschaft durch Acca auf Romulus oder dessen Volk übertragen worden sei, so werden wir ohne Zweifel den gestorbenen Sohn und den gestorbenen tuscischen Gatten identificiren und als weiteren Sinn der combinirten Sagen betrachten dürfen: daß der Romulusstamm, indem er die Erbschaft des gestorbenen, d. h. aus der Tibergegend verdrängten oder unterworfenen — tuscischen — Sohnes oder Gatten der Acca in Besitz nimmt[71]), eben dadurch zugleich auch Eintritt erhält in jene durch das Band gemeinsamer Sacra zusammengehaltene Genossenschaft benachbarter und als verwandt sich betrachtender Stämme, deren Mitglied bis dahin eben der durch das Romulusvolk beerbte tuscische Stamm gewesen war.

Eine Zwölfzahl so verbundener Stämme oder Gemeinden tritt uns sowohl auf griechischem Boden wie auf dem von Italien so vielfach entgegen, daß es darüber kaum eines Wortes noch bedarf. Abgesehen von der Phäaken-Insel, über welche zwölf Könige und Alkinoos als dreizehnter und Oberkönig herrscht[72]), und von den zwölf attischen Gemeinden, die des Theseus Synoikismos zu einem einzigen Staatskörper vereint[73]), finden wir gleiche Stammbünde oder Festgenossenschaften bei den Joniern[74]) und Aeolern[75]) in Kleinasien, bei den Achäern im Pe-

(B) aus dem Ende des 11., oder Anfange des 12. Jahrhunderts, und die Excerpta S. Gallensia (G), von den drei Stellen, wo der Name sich findet, an zweien, Sat. 1, 10, 16 und 17 übereinstimmend „Laurentia„ geben, an der dritten aber, §. 13, die Excerpta S. G. eben dieselbe Form, der cod. Bamb. aber wenigstens über der Linie sie bietet. §. 16 und 17 stimmt auch der cod. Bongarsii (H 2, scl. XIII.) in dieser Lesart überein.

[70]) O. Müller, Etr. II, S. 103 ff. identificirt Acca Larentia mit der Larenmutter Mania, so wie mit der Lara oder Larunda; ebenso Hertzberg, de diis Rom. patr. p. 40 und Schwegler I, p. 432 A. 3.

[71]) Die Erinnerung, daß die Stätte des nachmaligen Rom einst unter tuscischer Oberhoheit gestanden habe, bis die fremde Herrschaft abgeschüttelt wurde, blickt sowohl aus der Sage durch, daß Hercules die Römer von dem Tribut des Zehnten an die Etrusker befreit habe (Plut. Quaest. R. 18), als auch aus jener Version der Gründungssage (Plut. Rom. 2), wonach der Latiner Romus die Stadt erbaut habe, nachdem er die Etrusker vertrieben. — Ueber die Gewinnung des Vaticanischen Hügels meldet Paul. Diac. p. 379, 6 M.: Vaticanus collis appellatus est, quod eo potitus sit populus Romanus vatum responso expulsis Etruscis. Vgl. Plin. N. H. XVI, 87. — Unter Romulus sehen wir die junge palatinische Stadt bemüht, die bis an ihre Thore sich ausdehnende Herrschaft der tuscischen Fidenaten (5 Millien von Rom am linken Ufer des Tiber) und Vejenter zurückzudrängen (Liv. I, 14, 15). Daher könnte man unter der allgemein angenommenen Voraussetzung, daß der Rutulerfürst Turnus in Virgils Aeneis nur Repräsentant der Tyrrhener oder Tusker ist (s. Schwegler I, p. 331), auf die Romulusstadt anwenden, was Euander, der einstige Herr des Palatin, für seine Stadt beklagt, Aen. VIII, 473 f.: Hinc Tusco claudimur amni, Hinc Rutulus (Turnus) premit et murum circumsonat armis.

[72]) Hom. Od. VIII, 390 f.

[73]) Thuc. II, 15 u. A.

[74]) Herod. I, 142; das Bundesheiligthum war das Panionion auf Mykale.

[75]) Herod. I, 149.

loponnes[76]), namentlich aber die beiden großen Amphiktyonien, deren Mittelpunkte Delos[77]) und Delphi-Pylae[78]) waren; und ebenso finden wir auf italischem Boden derartige Conföderationen und Festvereine, außer dem großen Latinerbunde, der aus mehreren einzelnen Stammbünden erwachsen eben darum eine größere Anzahl Mitglieder befaßte[79]), die etruscischen Zwölfstädte, die sich um das Bundesheiligthum der Voltumna schaarten[80]), die Zwölfstädte am Po[81]) und in Campanien[82]), und die zehngliedrige, ganz analog den Fratres Arvales „Fratres Atiersii" benannte umbrische Festgenossenschaft, mit dem Vororte Iguvium[83]).

Analog diesen Stammbünden und Festgenossenschaften werden wir demnach auch den Bund der Acca-Stämme auffassen und ihr jährliches Fest für ein Amphiktyonen- oder Apaturien-Fest von „φράτορες" betrachten dürfen. Bei diesem Resultate aber angelangt dürfte es Zeit sein, an die so lange als abgeschmackt verschriene Stelle Varro's[84]) zu erinnern, wo er zu der üblichen Definition der Fratres Arvales hinzufügt: „a ferendo et arvis fratres arvales dicti. sunt qui a fratria dixerunt; fratria est Graecum vocabulum partis hominum, ut Neapoli etiam nunc." Wenn einmal schon die wunderliche Heranziehung des ferre als Stamm von fratres[85]) eine Unzufriedenheit mit dem gewöhnlichen Sinne dieses Wortes verräth, das doch an und für sich nicht im geringsten hätte befremden dürfen, so blickt dagegen aus der Heranziehung von φρατρία offenbar eine Erinnerung an das ursprüngliche Wesen jener Priesterschaft durch. Daß wir jedoch für „fratres", als Bezeichnung der Glieder einer Festgenossenschaft, nicht nöthig haben eine fremde Ableitung zu suchen, bedarf kaum der Erwähnung. Wie nach der durchgängigen Anschauung des Alterthums eine jede politische Gemeinde sich als einen verwandtschaftlichen geschlossenen Kreis betrachtet, dessen Mitglied man zunächst nur durch die Geburt innerhalb desselben sein könne, so war in noch höherem Grade die Theilnahme an den religiösen Handlungen sowohl der ganzen Staatsgemeinde wie der einzelnen Gliederungen derselben durch die Geburt bedingt. Einigen sich nun verschiedene solcher in sich geschlossener, nach außen hin politisch und religiös isolirter Massen zu einer Opfergemeinschaft, so ist damit zugleich ausgedrückt, daß sie sich gegenseitig als ebenbürtig und verwandt anerkennen; ihr religiös sich documentirender Bund setzt nothwendig eine Verbrüderung voraus, und wenn diese auch nicht immer innig genug ist, um die so verbundenen nach außen hin als ein festgeschlossenes zu einheitlichem Handeln befähigtes Ganzes erscheinen zu lassen, nach innen hin wenigstens muß diese Verbrüderung in der gegenseitigen Befriedigung der Bundesglieder unter einander ihren Ausdruck finden.

---

[76]) Herod. I, 145. Strab. VIII, p. 440; vgl. meine Schrift: „Homeros und die Homeriden-Sage von Chios", p. 30.

[77]) S. C. F. Hermann, Hdb. d. Gr. St. A. 4 A. § 12, 5.

[78]) Ebd. § 12, 12.

[79]) Wenn Dionysius IV, 49 die Zahl der an dem Bundesfeste auf dem Albanerberge theilnehmenden Städte auf sieben und vierzig angiebt (. . . . πόλεις τριῶν δέουσαι πεντήκοντα ἐγένοντο), so ließe sich wohl vermuthen, daß die Zahl derselben vielmehr (wenigstens zu einer gewissen Zeit) acht und vierzig gewesen sein dürfte; dann könnte man die latinische Eidgenossenschaft aus vier Dodekapoleis entstanden denken.

[80]) S. O. Müller, Etr. I, p. 344 ff.

[81]) Ebd. I, p. 73, A. 6.

[82]) Ebd. I, p. 168 f.

[83]) S. Aufrecht u. Kirchhof, die umbrischen Sprachdenkmäler, S. 303 f.

[84]) S. o. A. 1.

[85]) Die Beziehung auf ferre läßt sich nur erklären, wenn Varro dabei an eine Nebenform feretres, fretres dachte; diese Nebenform dürfte wohl Beachtung verdienen, insofern durch sie der bald als ferens (spolia), bald als feriens (hostes) gedeutete Jupiter Feretrius sich als ein Ζεὺς φράτριος erweisen würde.

Indem wir nun auf den Bund von zwölf am Tiber ansässigen Stämmen den Namen „Fratres Arvales“ übertragen, so werden wir nun die früher abgelehnte Frage über die Bedeutung dieses Namens vorerst zu beantworten haben. Immerhin könnte man die alte Ableitung von „arvum“ gelten lassen, falls man nur nicht meint, daß arvum nothwendiger Weise das gepflügte Feld oder den Saatacker und nicht auch gleich ager Feld und Flur im weiteren Sinne bedeute. Wäre es denn sonst denkbar, daß die Dichter mit solcher Vorliebe arva statt agri, campi, orae u. dgl. gesetzt hätten, wenn arvum strict unserem Acker entspräche? Unser Acker hat sicher einen weiteren Sinn als den eines angebauten oder zum Anbau bestimmten Feldes; indem aber im Alltagsgebrauche Acker speciell nur in einem solchen Sinne angewendet wird, so sträubt sich unser Sprachgefühl und unser ästhetischer Sinn dagegen, mit poetischer Licenz Aecker statt Feld, Fluren, Gegend, Land im weitesten Sinne zu setzen. Dasselbe Mißbehagen, denke ich, würden auch die Lateiner bei der übertragenen Anwendung von arva empfunden haben, wenn arvum für sie eben den stricten Sinn unseres Acker gehabt hätte; ein frostiges Witzspiel wäre es gewesen, wenn Dichter selbst für den ἀτρύγετος πόντος die Bezeichnung „Neptunia arva“ anwandten. Wenn nun aber sogar der Singular in dem Sinne von Land, Gegend sich gebraucht findet[86]) und wenn Arva (-ae) als Synonymum zu Terra, Tellus, Ops u. dgl. aufgeführt wird[87]), dann sehe ich auch keinen zwingenden Grund mehr, weshalb nicht auch in dem aus ältester Zeit herrührenden Adjectivum arvalis das Stammwort arvum jenem weiteren Sinne von Land, Flur, Gau haben könnte. Diese Annahme dürfte auch darin eine beachtenswerthe Stütze finden, daß jenes Adjectivum ausschließlich als Prädicat unserer Priesterschaft gebraucht worden ist, nie aber, um irgend einen anderen Gegenstand als zum arvum d. i. zum Saatfelde oder Fruchtacker gehörig zu bezeichnen. Was hinderte denn, die Feldarbeiten etwa opera arvalia zu nennen?

Also schon mit Beibehaltung der gewöhnlichen Ableitung ließe sich dem Namen der Priesterschaft eine Deutung geben, die im Einklange stünde mit der gewonnenen neuen Auffassung der Fratres Arvales, nämlich: Flur-Brüder, Gau-Genossen; es fehlt aber auch nicht an der Möglichkeit, das Epitheton „Arvales“ unabhängig von arvum zu deuten, und in ihm einen Sinn aufzuweisen, der noch schärfer das Wesen der (alten) Arvalen als einer Genossenschaft benachbarter Stämme oder Gemeinden bezeichnen würde. Indem uns nämlich die Glosse des Placidus: arusedentes, circumsedentes[88]), ein altes Präfix ARV- in dem Sinne

---

[86]) Ovid. Ep. ex P. IV, 7, 3: Adspicis en, praesens, quali iaceamus in arvo. Dazu mag man noch Stellen in Betracht ziehen wie Catull. 62, 49: Ut vidua in nudo vitis quae nascitur arvo —, „auf baumleerer Flur“ u. a. m.

[87]) Isidor. Origg. XIV, 1, 1 p. 433 ed. Lind.: „ . . . cui (sc. terrae) diversa nomina dat ratio. Nam terra dicta a superiori parte, qua teritur; humus ab inferiori, vel ab humida terra, ut sub mari; tellus autem, quia fructus eius tollimus; haec et Ops dicta eo, quod opem fert frugibus; eadem et Arva ab arando et colendo vocata.“ Für die Ableitung von Arva kann natürlich Isidor eben so wenig Auctorität sein, wie für die Ableitung der vorangehenden Namen; es genügt, daß diese Stelle uns Arva als Bezeichnung von Erde, Land constatirt.

[88]) Auct. class. lat. ed. A. Mai, III, p. 433. Ohne zureichenden Grund verlangt O. Müller zu Festus p. 21, 4, daß wegen am-segetes, am-termini auch bei Placidus am-sedentes statt aru-sedentes geschrieben werde. Wie aus dem gewöhnlichen Präfix am- durch Zufall oder Absicht aru- hätte entstehen können, hat O. Müller nicht angegeben. Mai kennt bei dieser Glosse keine Variante, während er solche bei anderen Wörtern erwähnt. Aber auch ohne des Placidus Glosse wären wir berechtigt, einen Stamm ARV mit entsprechender Bedeutung anzunehmen, da dieser die Grundform bilden würde, in welcher sich die untereinander verwandten Bildungen orb-is, urb-s („Ring“ s. Mommsen, R. G. 2. A. 1, p. 37) urv-um, urv-are einigen. (Fest. p. 375 M: urvat — circundat, und Placidus, l. l. p. 491: Ob-arbas circumscribis, dictum est ab arbo, qui est in curvatura aratri, wo O. Müller wieder z. Fest. l. l. ob-urbas, und ab urbo ändern wollte. Ueber die Verwandtschaft dieser Worte, die auch den Alten bereits einleuchtete (Varro de L.

von περί, circum, kennen lehrt, so erhalten wir durch Beziehung auf diesen Stamm in ARV-ales[89]) eine Parallelbildung zu dem griech. ὁμ ἄρωοι[90]), und die treffendste Uebersetzung von „Arvales“ wäre περι-κτίονες, ἀμφι-κτίονες.

Wenn wir nun nach Sage und Namen in den ursprünglichen Arvalen verbündete Umwohner erkannt haben, so dürfte sich vor allem die Frage aufdrängen, welches die Glieder dieses Bundes gewesen seien. Auf eine bestimmte Antwort auf diese Frage wird man natürlich verzichten müssen; die Antwort wird nur im allgemeinen dahin lauten können, daß in der Zahl der Bundesglieder auch tuscische Gemeinden gewesen sein müssen. Darauf weist sowohl die bereits erörterte Acca-Tarutius-Sage hin, als auch die Lage des Dea-Dia-Haines selbst, auf dem rechten Tiberufer an der Via Campana oder Portuensis, fünf Millien von Rom. (S. o. A. 26.) Die Annahme, daß dieser Hain bereits seit der Zeit, wo die Stadt auf dem palatinischen Hügel dem Bunde beitrat, die „Dingstätte“ gewesen sei, um Mommsen's Ausdruck zu gebrauchen (R. G. I, S. 39), dürfte kaum auf Widerspruch stoßen, da sich kein Grund denken läßt, weshalb sonst die priesterlichen Arvalbrüder, die Verwalter des Sacral-Vermächtnisses des längst erstorbenen Bundes, in jenem entfernten Haine ihr Jahresfest gefeiert hätten.

L. V, 143 „— ab orbe et urvo urbes“; Pompon. de V. S. in Digest. tit. 16, frg. 239, 6: Urbs ab urbo appellata est: urbare est aratro definire: et Varus (l. Varro) ait, urbum appellari curvaturam aratri, quod in urbe condenda adhiberi solet), hat schon Crecelius gehandelt in Höfer's Ztschft. f. d. Wiss. d. Spr. 1853, IV, 1, p. 112, und sie auf die Sanskrit-Stämme arb (laedere, occidere, ire), arv ferire, laedere, occidere), urv (ferire, laedere, occidere) bezogen, für deren Grundbedeutung er krümmen ansieht, woraus sich dann leicht die des biegens, umbiegens, verletzens, vernichtens, zerstörens, tödtens habe entwickeln können. Er verweist dabei auf das malbergische falthio = effregerit, incenderit, everterit, welches J. Grimm in der Lex Salica ed. Merckel p. XLIV f. vom goth. falthan ableitete, das aus der Bedeutung von plicare, volvere in die des biegens, umlegens, zerstörens übergegangen sei. Auch ich stimme dieser Bedeutungsentwickelung bei, und bemerke dazu nur noch, daß die sskr. arb beigelegte Grundbedeutung ire, sich mit den weiteren Bedeutungen laedere etc. nur dann vermitteln läßt, wenn mit dem „ire“ eine besondere Art von Bewegung, nämlich gekrümmt gehen, kriechen gemeint ist. Dieselbe Sinnentwickelung kehrt bei einer beträchtlichen Anzahl Wurzeln wieder, von denen ich nur auf einige hier hinweisen will. Sskr. raph bedeutet „ire und occidere“; welches ire damit gemeint sei, zeigen die davon herkommenden lat. repo, serpo (Bopp, Gloss. Sscr. p. 286), so wie gr. ῥαμφ-ός und ῥαιβ-ός, krumm, während lat. rab-ies der zweiten Bedeutungsreihe „laedere etc.“ sich anschließt. Eben so bedeutet sskr. luth „se volutare“, in zweiter Reihe ferire, occidere, perturbare; sskr. ard = 1) ire; 2) vexare, ferire, occidere; sskr. ru = 1) irasci, occidere. 2) ire; u. a. m. Nach diesen Analogien sind wir also berechtigt, auch für √ arv und seine organischen Nebenformen arb und urv die gleiche Grundbedeutung vorauszusetzen: gekrümmt — krumm — herum (im Kreise, περί) sein, diejenige Bedeutung also, welche eben das Präfix aru- in der Glosse des Placidus aru-sedentes zeigt; die oben gegebene Ableitung von arv-ales aber wird unabhängig von dieser Glosse ihre Richtigkeit behalten. — Indem wir aber arvum als unmittelbaren Stamm von arvales zurückweisen, brauchen wir es doch nicht ganz aus der Verwandtschaft zu stoßen. Selbst wenn es den Sinn von aratus (ager) hätte, würde es noch zu arv ferire, laedere gehören. Eine andere Vermittelung bietet der aus herum — zusammen sein sich ergebende Begriff von dicht, fest, compakt sein, daher arvum der feste Boden. (Für diese Sinnentwickelung habe ich zahlreiche Beispiele gegeben in meinem „Homeros ꝛc.“ p. 37 (Thema pag), p. 39 f. (Thema car), p. 40, 46 (vad), p. 43 ff. (pav, vap, ub etc.), p. 54, 63 (dham, tham). An allen diesen Stellen finden sich zugleich dafür Belege, wie aus dem Begriffe dicht, fest sich der Sinn von dick, feist entwickelt. Es kann daher nur als eine willkommene Bestätigung für den in arvum angenommenen Sinn erscheinen, wenn sich daneben arv-ina, Fett, Speck stellt. Es läßt sich arvum als fest, zunächst von dem Erdkörper selbst verstehen, daher Arva   Terra; ferner als Fest-Land gegenüber dem Meere; daher arva so häufig statt orae; endlich auch als festes, fettes Erdreich gegenüber etwa den für Cultur untauglichen Sandflächen. Damit sind übrigens die möglichen Bedeutungen von Arvum noch nicht erschöpft. Im Anschluß an die erörterte Grundbedeutung von arv könnte arvum auch den Umkreis, das Umland bedeuten, also ebensowohl Gegend (s. aura, ora und locus, „Homeros“ p. 35, 37) wie Gau (vgl. pag-us von sskr. paś, amplecti). Mit dieser Bedeutung mag man zusammenhalten sskr. s-arva, umfassend, daher ganz, womit Bopp. Gloss. p. 371 osk. sollus — totus, lat. salvus (sarvus) — heil, d. i. ganz u. a. m. zusammengestellt.

[89]) Ueber die Endung s. „Homeros“ p. 20, 15.

[90]) S. „Homeros“ p. 30.

bildete dieser Hain wenigstens ungefähr den geographischen Mittelpunkt, so würde dies zu dem Schlusse führen, daß die Bundesgemeinden in ziemlich gleicher Anzahl auf beiden Ufern des Tiber vertheilt waren.

Welche Städte nun auf dem linken Ufer außer Rom dem Bunde angehört haben dürften, läßt sich nicht bestimmen. Aus Acca's Benennung „Laurentia", so wie aus der uralten Sacralverbindung des ramnischen Stammes mit Lavinium ließe sich vielleicht auf die Betheiligung einiger Laurenter-Gemeinden am Arvalbunde schließen. Außer von Lavinium und Laurentum könnte man dies von Ficana, Tellene und Politorium vermuthen, die der Arvalstätte am jenseitigen Ufer fast unmittelbar gegenüber lagen. Mit mehr Sicherheit werden wir auf dem rechten Tiber-Ufer Veji als Bundesstadt betrachten können, da sein Gebiet, welches sich einst bis an die Tibermündung erstreckte[91]), die Arval-Dingstätte einschloß. Weiter könnte man auch mit einiger Wahrscheinlichkeit Agylla-Caere nebst seinem Hafenorte Pyrgi den Arvalgemeinden beizählen, insofern aller Grund vorhanden ist, zwischen Rom und Caere eine uralte religiöse Verbindung anzunehmen[92]), für welche die Theilnahme an dem

---

[91]) S. Liv. I, 33, 9; Plut. Rom. 25.

[92]) Auf eine solche Verbindung weist schon das bekannte Factum hin, daß im gallischen Kriege der Quirinus-Priester nebst den Vestalischen Jungfrauen mit den Heiligthümern der Stadt nach Caere flüchteten und daselbst den heimischen Cultus ungestört fortsetzten (Liv. V, 40. 50). Auch an anderen Argumenten, ganz abgesehen von den Folgerungen, die sich aus dem Cäritischen Bürgerrechte entnehmen ließen, fehlt es nicht. Im Hinblicke auf die Erzählung bei Livius V, 31 von der durch ein Senatusconsult veranlaßten Abdankung der Consuln des Jahres 363 d. St. L. Valerius Potitus und M. Manlius, drei Monate vor Ablauf ihrer Amtszeit, angeblich „weil auch die Consuln von einer damals herrschenden Seuche seien befallen gewesen", hat Niebuhr bereits r. G. II, S. 555 behauptet, daß die Veranlassung vielmehr in der Versäumniß der Consuln gesucht werden müsse, Caere und dessen Hafenstadt Pyrgi gegen den Ueberfall der Flotte des Dionysius von Syrakus in jenem Jahre zu schützen. „Ganz gewiß sind sie ihres Amtes entsetzt worden: und zwar weil sie es an getreuer Aufsicht für eine Stadt hatten ermangeln lassen, welche die Tibergegend gegen die See schützte, und sehr befreundet sein mußte, da zwey Jahre nachher die Heiligthümer der Nation in ihren Mauern niedergesetzt wurden: nicht zu gedenken daß Cäre während des ganzen vejentischen Krieges nichts wider Rom unternommen hatte." Auf den politischen Grund, weshalb Cäre von Rom aus hätte geschützt werden sollen, „weil es die Tibergegend gegen die See schützte", dürfte wenig zu geben sein, da wir die Römer gleich im folgenden Jahre einen noch schlimmeren politischen Fehler begehen sehen, indem sie es verweigern, sich mit den Clusinern (und wohl mit den etruscischen Zwölfstaaten überhaupt?) gegen die anrückenden Gallier zu verbinden. Auf die religiöse Verbindung mit Cäre dürfte daher mehr Gewicht zu legen sein, zumal wenn man berücksichtigt, was Diodor über den eigentlichen Zweck jenes Handstreichs des Dionysius berichtet XV, 14: . . *ἐστράτευσεν . . . πρόφασιν μὲν φέρων την τῶν ληστῶν καταλυσιν, τῇ δ' ἀληθείᾳ συλήσων ἱερὸν ἅγιον, γέμον μὲν ἀναθημάτων πολλῶν, καθιδρυμένον δ' ἐν ἐπινείῳ πόλεως Ἀγύλλης Τυῤῥηνίδος· τὸ δ' ἐπίνειον ὠνομάζετο Πύργοι.* Die Göttin dieses Heiligthums aber wird von Ps. Aristot. Oecon. II, 20, 20 und Polyaen, Strateg. V, 2, 21 Leucothea, von Strabo V, 8 p. 226 dagegen Eileithyia genannt. (Bei Aelian, V. H. I, 20, wo durch irgend welche Verwirrung der Zug des Dionysius als gegen Troezen gerichtet angegeben wird, heißt die Göttin Leucothea.) Natürlich können beide Namen nur als Uebersetzungsversuche des eigentlichen in Pyrgi selbst gebräuchlichen Namens der Göttin gelten, wie schon Wesseling richtig bemerkte zu Diod. l. l. p. 611 (ed. Heyne). O. Müller, Etr. II, S. 55 vermuthete, daß unter Leukothea zu Pyrgi die Mater Matuta gemeint sei; es wäre aber auch nicht unmöglich, daß *Λευκο-θέα* Uebersetzung von Dea-Dia wäre, insofern Dia auf sskr. √ div (splendere) zurückzuführen ist (davon dies, divum, *δῖος*, Dianus [Div-anus], Diana; mehr darüber bei Schwegler I, p. 219, 3 und in den dort angeführten Schriften); der Anklang — und wohl auch die innere Aehnlichkeit von Dia und Diana, Jana, *Διαίνη*, könnte alsdann auch die weitere Deutung der Göttin als (Artemis-) Eileithyia, oder (Juno-) Lucina-Eileithyia veranlaßt haben. Jedenfalls aber muß die Göttin von Pyrgi die Leben, Fülle und Fruchtbarkeit spendende Naturkraft repräsentirt haben, da das sprüchwörtliche „scorta Pyrgentia" (Lucilius bei Servius z. V. Aen. X, 184) auf Hierodulen-Dienst in ihrem Tempel nach Art dessen im Heiligthume der Aphrodite Pandemos zu Corinth hinweist. Dadurch würde sich ihr Wesen von selbst als congruent herausstellen mit dem der Buhlerinnen Acca und Flora, und ebenso auch als verwandt mit dem der latin. Diana. (Nach Strabo IV, p. 180 war nämlich die Statue der Diana im latinischen Bundestempel auf dem Aventin ein Abbild der ephesischen Artemis, d. h. wie diese „polymammos" dargestellt, um die mütterliche nährende Kraft und Fülle zu symbolisiren.) Doch wie es auch mit dem Namen und dem Wesen der Göttin von Pyrgi-Agylla stehen mag, immer ist große Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß die Römer an ihrem Heiligthume ein besonderes Interesse nahmen, und daß die Seuche, von der das

Arvalverbande die einfachste Erklärung geben würde. — Auch der **Hain der Feronia** am Fuße des Soracte, der religiöse und commercielle Vereinigungspunkt für die angrenzenden Landschaften[93]), scheint in näherer Beziehung zu dem Arvalbunde gestanden haben, sei es als ein zweites Bundesheiligthum, oder als ein neuer Knotenpunkt für die Arvalgemeinden mit den angrenzenden Tuskern und Sabinern. Bezeichnend ist die Erzählung des Livius[93a]), daß als Tullus Hostilius die Sabiner für den Bruch des Festfriedens der Feronia züchtigen wollte, indem sie römische Krämer[93b]) im Haine ergriffen und fortgeführt hatten, diesmal die sonst so kriegsbereiten Vejenter den Sabinern Hilfe von Staatswegen abschlugen, obwohl es den einzelnen unbenommen blieb, für ihre Person auf Seiten der Sabiner zu fechten. Livius sieht in dieser Rücksicht Veji's gegen Rom nur ein gewissenhaftes Festhalten an dem mit Romulus abgeschlossenen Waffenstillstande[94]); vergißt aber dabei, daß er eben erst von einem Kampfe der Römer gegen die Vejenter berichtet hat, als diese Fidenä bei seinem Abfalle von Rom unterstützt und Zuzug geleistet hatten[94a]). Wenn also Veji bei dem Frevel der Sabiner sich wenigstens officiell neutral verhielt, während es sonst jede Gelegenheit zum Kampfe gegen Rom ergriff, so muß in diesem Falle ein Gegengrund vorhanden gewesen sein, der stärker noch war als der Haß gegen Rom. Dieser Gegengrund aber kann nur religiöser Natur gewesen sein. Standen Veji und Rom in gleich nahem Verhältnisse zum Heiligthume der Feronia, und hatten die Sabiner, sei es nun, daß sie zur Theilnahme an dem Feste berechtigt waren oder nicht[95]), an dem Festfrieden gefrevelt, so begreift sich warum die Vejenter, wenn sie nicht die Mitschuld auf sich laden wollten, sich nicht offen auf Seite der Sabiner stellen durften, obwohl ihr Groll gegen Rom sie abhielt, diesem selbst auf seinem Executionszuge beizustehen[96]).

Mit diesen Vermuthungen über die Ausdehnung des Arvalbundes werden wir uns begnügen müssen. Was die **Organisation** des Bundes betrifft, so werden wir diese aus der Verfassung des späteren Arvalpriesterthums und nach der Analogie anderer Gaugenossenschaften

---

Land litt, als Folge des Zornes der Götter wegen Preisgebung jenes Heiligthumes betrachtet wurde, so daß die Consuln die Schuld ihrer Säumigkeit durch Niederlegung ihres Amtes büßen mußten. Drückte sich doch der Zorn der Götter in furchtbaren Prodigien bei weit geringeren Verstößen aus, z. B. wenn eine der latinischen Bundesstädte um ihren Opferantheil war verkürzt worden, Liv. XXXII, 1; XXXVII, 3.

[93]) S. O. Müller, Etr. I, S. 302; II, S. 65.

[93a]) Livius I, 30. Vgl. Dionys. III, 33.

[93b]) Nach Dionys. a. a. O. waren die Fortgeschleppten vielmehr angesehene Römer.

[94]) Liv. a. a. O.: „Sabini .... circumspicere et ipsa externa auxilia. Etruria erat vicina, proximi Etruscorum Veientes. Inde ob residuas bellorum iras maxime sollicitatis ad defectionem animis voluntarios traxere, et apud vagos quosdam ex inopi plebe etiam merces valuit: publico auxilio nullo adiuti sunt, valuitque apud Veientes — nam de ceteris minus mirum est — pacta cum Romulo induciarum fides."

[94a]) Liv. I, 27, — oder soll auch diese Unterstützung privater nicht officieller Art gewesen sein?

[95]) Dafür, daß die Sabiner Glied einer um den Feronia-Tempel geschaarten Festgenossenschaft waren, zu welcher eben auch Rom als Arvalgemeinde gehörte, spricht der Umstand, daß die Sabiner als Grund für die Ergreifung jener römischen Krämer den geltend machten, daß die Römer Flüchtlinge der Sabiner aufgenommen und ihnen eine Freistätte gewährt hätten (Liv. I, 30, 5; Dion. H. III, 33). Diese Beschuldigung, welche sich auf das von Romulus eröffnete Asyl bezieht, würde keinen Sinn haben, wenn in dieser Handlung nicht der Bruch von Verträgen hätte erblickt werden können, die bereits vor der Eröffnung jenes Asyls bestanden. Solche Verträge aber in solcher Zeit lassen sich nur in der Form denken, daß benachbarte Stämme zu einer Opfer-Genossenschaft zusammentraten, und dadurch selbstverständlich den Grundsatz gegenseitiger Befriedigung als für sie zu Recht bestehend anerkannten. Nur so konnte der Hain der Feronia den Schutz gewähren, der für commerciellen Verkehr in demselben die nothwendige Bedingung sein mußte.

[96]) Ganz ähnlich verhält es sich mit dem älteren Frevel, den die sabinischen Tities an den Laurentern, den Verwandten und Opfergenossen der Ramnes, begangen hatten, und wofür die Laurenter durch des Tatius Ermordung, als er zum Feste nach Lavinium gekommen war, Rache nahmen. Wie dort die Vejenter sich passiv verhielten, so hier Romulus „— quia haud iniuria caesum (Tatium) credebat." Liv. I, 14. Vgl. Dion. H. II, 53.

beurtheilen dürfen. Bei dem Bundesfeste mußte ohne Zweifel behufs Darbringung der Opfer eine Repräsentation der einzelnen selbständigen Gemeinden stattfinden. Eine solche Repräsentation konnte entweder wie bei den Amphiktyonien der griechischen Stämme durch eigens gewählte Festgesandte geschehen, oder ein für allemal durch die politisch-religiösen Häupter der einzelnen Gemeinden selbst. Das letztere war bei den etruscischen Zwölfstaaten der Fall, deren stehende Repräsentation die zwölf Lucumonen übten; gleiches werden wir auch von dem Arvalbunde anzunehmen haben, da ja Romulus in eigener Person sich den priesterlichen Acca-Söhnen beigesellte. Wenn wir nun weiter finden, daß die zwölf Lucumonen aus ihrer Mitte einen wählen, dem sie den Vorsitz bei den Bundesversammlungen, so wie die Verrichtung der gemeinsamen Opfer und die Leitung der mit dem Feste verbundenen Spiele übertragen[97]), und wenn wir das gleiche auch von Seiten des priesterlichen Arval-Collegiums geschehen sehen, an deren Spitze ein jährlich gewählter „Meister" steht, der sowohl die Leitung der gewöhnlichen Versammlungen und Functionen des Collegiums, als auch namentlich die des Jahresfestes über sich hat: so werden wir ohne Zweifel annehmen dürfen, daß auch die Häupter der Arvalgemeinden aus ihrer Mitte sich zu gleichem Zwecke einen Vorsitzenden, ein Bundeshaupt wählten, der unter Umständen wohl auch der „Herzog" des Bundes genannt werden mußte. Wenn die Wahl des priesterlichen Arval-Meisters für das nächste Jahr stets nach Beendigung des Festopfers im Haine zu geschehen pflegte, so werden wir hinsichtlich der Wahl des Bundes-Meisters um so mehr das gleiche annehmen dürfen, als für gewöhnlich das Jahresfest die einzige Gelegenheit sein mochte, bei welcher die Arval-Häupter zusammentraten. Ob jedoch die Wahl dieses Bundeshauptes stets eine völlig freie war, ob alle Bundesglieder an dieser Würde gleichmäßig Theil hatten, kann zweifelhaft erscheinen. Es ist zu natürlich, daß die mächtigeren Bundesglieder, und dies waren im Arvalbunde ohne Zweifel Veji und Rom, die Vorstandschaft als ein Recht in Anspruch nahmen, als daß nicht die übrigen Gemeinden sich ihres Anspruches an das Magisterium allmälig hätten begeben müssen. So lang die Bundesstätte zum Gebiete von Veji gehörte, mag diesem auch das Magisterium zugestanden haben; seit jedoch der Dea-Dia-Hain von der römischen Mark eingeschlossen war, mag auch die Vorstandschaft an Rom übergegangen sein.

Fragen wir weiter nach der Wirksamkeit des Bundes, so dürfte sich diese zwar allmälig auf das religiöse Moment, auf die gemeinsame Feier des Dea-Dia-Festes beschränkt haben, schwerlich aber werden wir darin allein die ursprüngliche Tragweite des Bundes erblicken dürfen. Vielmehr werden wir wie bei allen derartigen Völkerbünden annehmen dürfen, daß der Arvalbund auch der politischen Bedeutung nicht ganz entbehrte. Die Idee der Verbrüderung, die einer jeden derartigen Festgenossenschaft zu Grunde liegt, bedingte nach innen hin zunächst Befriedung der Bundesglieder untereinander. Daß wir trotzdem Rom wiederholt im Kampfe mit Veji finden, kann nicht befremden, da wir das gleiche nicht nur zwischen Rom und den Gemeinden des Latinerbundes finden, sondern auch unter den Amphiktyonenstaaten Griechenlands. Uebrigens werden wir noch sehen, daß für die Kämpfe mit Veji die Perioden wohl zu beachten sind, in welche dieselben fallen. Wenn wir aber als Grundsatz aller Stamm- und Fest-Genossenschaften den finden, daß während des Bundesfestes die Waffen ruhen müssen, so werden wir den gleichen völkerrechtlichen Grundsatz auch bei den Arvalen hinsichtlich der Zeit des Dea-Dia-Festes voraussetzen dürfen. Daß das Tempelgebiet der Göttin unverletzbar war, daß kein Bewaffneter dasselbe betreten durfte, dafür spricht deutlich die ängstliche Religiosität, mit welcher noch die

[97]) Liv. I, 8, 3. V, 1, 4 f. Vgl. Serv. z. Virg. Aen. VIII, 475. X, 202.

priesterlichen Arvalen bemüht sind, zu sühnen, wodurch irgend der Friede des Hains gestört oder überhaupt der Zustand desselben in irgend einer Weise verändert wird. Es ist ein zu sühnendes „piaculum", so oft ein Meißel, zum Eingraben des Protokolls in die Steintafeln, oder ein anderes eisernes Werkzeug zu irgend einem Zwecke in den Hain geschafft wird; und es bedarf nicht minder der Sühnung, wenn diese Werkzeuge wieder aus dem Haine entfernt werden sollen[98]). Die Ausbesserung des Tempelgebäudes, die Beseitigung schädlichen Gesträuches von dem Dache desselben, die Pflanzung neuer Bäume im Haine an Stelle der durch Sturm und Blitz zerschmetterten[99]), alles dies muß gesühnt werden; und ebenso muß auch für die Abhaltung des Jahresfestes der Hain erst durch ein vorangängiges Sühnopfer zugänglich gemacht werden[100]). — Wenn nun schon derartige Störungen des Hainfriedens durch Opfer ausgeglichen werden mußten, so waren jedenfalls noch härtere Bußen für die Fälle eines wissentlichen Frevels an der Heiligkeit des Haines und dem Frieden des Festes bestimmt. Ein Bruch des Fest- und Hainfriedens, wie ihn die Sabiner am Feronia-Feste sich hatten zu Schulden kommen lassen, mußte von Bundes wegen geahndet werden; und falls die unmittelbar von dem Frevel betroffenen es selbst übernahmen, die Schuldigen zu züchtigen, so durfte den letzteren wenigstens von den anderen Bundesgliedern keine Unterstützung geleistet werden.

Wenn der Gründung einer Festgenossenschaft die Idee der Verbrüderung und die gegenseitige Anerkennung der Ebenbürtigkeit nothwendig zu Grunde liegt, so wird weiter die Verbindung der Arvalen die Ehegemeinschaft zur Folge gehabt haben. Schon die Sage spricht dies aus, indem sie die laurentische Acca sich dem tuscischen Tarutius vermälen läßt.

Ob auch Rechtsgemeinschaft unter den Bundesgliedern stattfand, muß dahingestellt bleiben; daß jedoch Streitigkeiten der Arvalgemeinden vor dem Bund zur Schlichtung gebracht werden konnten, ist nicht nur an sich natürliche und nothwendige Annahme, sondern es liegt dafür auch ein Beweis in der Glosse eines Anonymus vor, der ganz abweichend von der breitgetretenen Definition der Arvalen sie als Richter über Grenzstreitigkeiten hinstellt[101]).

---

98) Tav. XLII, l. 7 ff.: PIACVLVM. FACTVM . . . . . . IN. LVCO. DEAE. DIAE. OB. FERRI. INLATIONEm. SCRIPTURAE. ET. SCALPTURAE. MARMORIS . . . . .; ebd. l. 15: PIACVLVM. FACTVM. OB. FERRI. ELATIONEM. SCRIPTURAE. ET. SCALPTURAE. OPERIS. PERFECTI. Vgl. XXIII, 20. 23; XXIV, col. 2, l. 37; XXXII, col. 3, l. 20 u. 23; XXXIX, l. 10; XLIII, l. 20 f., l. 23 f.

99) In solchen Fällen reichen die gewöhnlichen Sühnopfer porca, agna, strues, ferta nicht mehr aus; die Sühnung muß „suovetaurilibus maioribus" erfolgen. S. tav. XXXII, col. 1, l. 22 ff.: — MAG. OPERIS. INCHVANDI. CAVSA. QUOD. IN. FASTIGIO. AEDIS. DEAE. DIAE. FICVS. INNATA. ESSET. ERVENDAM. ET. AEDEM. REFICIENDAM. IMMOLAVIT. SVOVETAVRILIBVS. MAIORIBVS. . . . col. 2, l. 7: MAG. OPERIS PERFECTI. CAVSA. QVOD. ARBORIS. ERVENDAE. ET. AEDIS. REFECTAE. IMMOLAVIT. SVOVETAVRILIBVS. MAIORIBVS. — tav. XLIII, l. 3 ff., l. 14: IMMOLAV. QVOD. AB. ICTV. FVLMINIS. ARBORES. LVCI. SACRI. D. D. ATTACTAE. ARDVERINT. EARVMQ. ARBORVM. ADOLEFACTARVM. ET. COINQVENDARVM. ET. IN. EO. LVCO. SACRO. ALIAE. SINT. REPOSITAE. ET. ARAE. TEMPORAL. REFECTAE. FERRI. EFFER. HVIVS. OPER. PERFECTI. CAVSA. LVSTRVM. MISSVM. SVOVETAVRILIB. MAIORIBVS. — Die gewöhnliche Sühnung genügte, [cum arbo]r. vetustate. in. luco. Deae. Diae. cecidisset", tav. I, l. 4. und tav. XXIII, l. 17 f.

100) Ehe noch das übrige Collegium im Haine sich einfindet, opfert der Magister oder dessen Stellvertreter PORCIL. PIACVL. II. LVCI. COINQ. ET. OPERIS. FACIVND. tav. XLI, A, l. 17; vgl. t. XXV, col. 1, l. 3; XXVII, l. 8; XXVII, col. 2, l. 21; XXXV, l. 7; XXXVI, l. 1.

101) Bei Cujatius, Obss. XI, 5: Arvales Sodales, *οἱ περὶ τῶν ὅρων διαγιγνώσκοντες δικασταί*. Marini p. XIV verwirft diese Glosse; doch sie konnte nur auffällig sein bei der bisherigen Auffassung des Arvalpriesterthums. Nicht dies soll jene Glosse beweisen, daß noch die Arvalpriester derartige Streitigkeiten entschieden hätten, sondern daß trotz ihrer ausschließlich priesterlichen Functionen sich doch die Erinnerung an einen weiteren mit dem Namen „Arvales" zusammenhängenden Wirkungskreis erhalten hatte, eine Erinnerung, die ein passendes Seitenstück bildet zu der erwähnten Definition des gelehrten Varro: fratres a fratria. Der Umstand aber, daß in dem Lemma der Glosse Sodales statt Fratres gebraucht ist, darf noch

Die Wirksamkeit des Bundes nach außen hin dürfte sich auf freiwillige Hilfleistung bei vorkommenden Kriegsfällen beschränkt haben. Daß in der Zeit der ersten römischen Könige etruscische Hilfszuzüge stattgefunden haben, ist auf das bestimmteste überliefert. Insbesondere soll Romulus etruscische Hilfe gegen Tatius in Anspruch genommen haben, und aus den zurückgebliebenen Resten jenes Hilfscorps soll das Tusker-Viertel in Rom entstanden sein[103]). Eine directe Verbindung Roms, oder vielmehr des ramnischen Stammes mit den etruscischen Zwölfstaaten ist in jener ältesten Periode der Stadt ganz unglaublich, und es läßt sich auch bis auf Tarquinius Priscus durchaus keine weder freundliche noch feindliche Beziehung zu der Gesammtheit der etruscischen Städte nachweisen; selbst von Tarquinius Priscus ist dies, wie wir noch sehen werden, höchst zweifelhaft. Wenn nun weiter auch die Ansiedlung jenes etruscischen Hilfscorps bei dem bloßen Verhältnisse der Symmachie, wie es mit den Zwölfstaaten allein nur sich denken ließe, ganz unerklärlich wäre, so dürfte die einfachste Erklärung die sein, daß jener transtiberinische Zuzug nicht von Seiten der Zwölfstaaten, sondern von Seiten tuscischer Arvalgemeinden stattfand. Die sabinische Bevölkerung des Quirinals hätte bei dem Nachhalte, den sie an ihren nachdrängenden Stammgenossen jenseits des Anio hatte, das Volk des palatinischen Hügels erdrücken müssen, hätte dieses nicht seinerseits einen Nachhalt an einer befreundeten, homogenen Masse gefunden, auf die es gestützt den Sabinern das Gleichgewicht zu halten vermochte. Es ist sehr bezeichnend, daß unter den Gründen, welche für den zunehmenden Haß der „Väter" gegen Romulus und als Motive seiner Ermordung in der Curie angeführt werden, auch die sich befinden, daß er den Vejentern gegen den Willen des Senats ihre Geiseln zurückgegeben und daß er eigenmächtig die eroberten Ländereien an die Truppen vertheilt habe[104]). Statt der Truppen nennt aber Dionys vielmehr die von Romulus gefangenen und dann freigelassenen Vejenter; diese habe er als Bürger aufgenommen, sie unter die Curien vertheilt und das Land jenseits der Tiber unter sie verloost[105]). Die Variante in beiden Ueberlieferungen ist ziemlich stark; offenbar aber soll die erstere, die Vertheilung des transtiberinischen Landes unter Romulus' Krieger, nur das unglaubliche der anderen beseitigen, daß ein König Rom's die besiegten Feinde Rom's mit Land betheilt und zu Bürgern gemacht habe. Wenn nun aber aller Grund vorhanden ist, Romulus' Krieg mit Veji aus Anlaß der Unterstützung, welche die Vejenter den von Rom abtrünnigen Fidenaten gewährten, für eine Fiction anzusehen, hervorgerufen entweder durch die Erinnerung an frühere Kämpfe der palatinischen Ansiedler mit Fidenä und den etruscischen Nachbarn auf beiden Tiberufern, oder durch Uebertragung späterer Ereignisse auf die Zeit des Romulus, sei es um die an Thaten leere Periode desselben auszufüllen, wie Schwegler meint[106]), oder, wie ich meine, um das bis auf Ancus Marcius bestehende freundschaftliche Verhältniß mit Veji als Folge eines von Romulus abgeschlossenen Waffen-

---

nicht gegen ihren sonstigen Inhalt einnehmen. Das analoge der Benennung der Sodales Titii, Luperci (nach Cic. p. Cael. 11, 26), Augustales u. a. m., konnte auch die Bezeichnung Sodales Arvales veranlassen, ohne daß daraus nothwendig eine irrthümliche Auffassung des Collegiums selbst gefolgert werden dürfte. Factisch sind ja auch die Arvalen Sodales, insofern „sodales sunt, qui eiusdem collegii sunt" (Dig. XLVII, 22, 4). Auf die Sodales Arulenses werde ich noch zurückkommen.

103) Serv. z. Virg. Aen. V, 560: „Varro tamen dicit, Romulum dimicantem contra Titum Tatium a Lucumonibus, id est Tuscis, auxilia postulasse: unde quidam venit cum exercitu: cui recepto iam Tatio, pars Urbis est data, unde in Urbe Tuscus dictus est vicus." Vgl. Varro, d. L. L. V, 46 M., Prop. IV, 2, 49.

104) Dion. H. II, 56. Plut. Rom. 27. Dio Cass. fr. 5, 11.

105) Dion. H. II, 55 z. E.

106) R. G. 1, p. 529 f.

stillstandes[107]) motiviren zu können — ein Waffenstillstand bedingt natürlich einen vorangängigen Krieg —: so ergiebt sich, daß jene Vorwürfe der „(sabinischen) Väter“ gegen Romulus oder dessen Stamm darauf hinausgehen, daß zwischen diesem und den Anwohnern des rechten Tiberufers eine enge freundschaftliche Verbindung, ein Schutz- und Trutzbündniß bestanden haben muß, wodurch der sabinische Stamm nicht ohne Grund seine Gleichberechtigung gefährdet sah. — Auch unter Tullus Hostilius muß ein engerer Anschluß Roms an den Arvalbund stattgefunden haben. Mit Veji bestand Friede[108]). Ueberlegt man nun, daß Tullus das mächtige Alba, den Vorort des damaligen Latiner-Bundes[109]) zerstört, und daß zu einer solchen Kriegsthat die schwachen Kräfte des jungen Rom in keinem Verhältnisse standen[110]), von einer Unterstützung aber durch latinische Städte durchaus nichts verlautet, um so mehr als deren natürliche Stellung nur auf Seiten Alba's sein konnte, so dürfte wohl der Beistand wenigstens eines Theils der Arvalgemeinden die natürlichste Erklärung für diese Machtentwickelung Rom's abgeben; wenn man sich aber später daran gewöhnt hatte, schon in der Zeit des Romulus die Verbindung zwischen Rom und den Gauen des rechten Ufers in der Art zu betrachten, als ob diese schon damals zu dem römischen Staatsverbande gehört hätten, so darf es uns auch nicht befremden, wenn die Römer schlechthin ohne besondere Erwähnung ihrer Arvalverbündeten als Sieger über Alba genannt werden[110a]).

Mit diesen Andeutungen über die mögliche politische Wirksamkeit des Arvalbundes nach innen und außen hin werden wir uns begnügen müssen; bestimmtere Resultate lassen sich dagegen hinsichtlich der Sacra des Bundes aufstellen, insofern kein Grund vorhanden ist anzunehmen, daß der Cultus der nachmaligen Arvalpriester sich wesentlich verschieden von dem der alten Arvalgenossen gestaltet haben sollte. Als sicher wenigstens werden wir annehmen können, daß das alte Arvalfest ebenso wie das spätere zu Ehren der Dea-Dia gefeiert wurde als der Schutz-

---

107) Schwegler I, p. 530: „Der hundertjährige Waffenstillstand ist auf's Gerathewohl ersonnen.“ Die Abschließung eines Waffenstillstandes wird allerdings für ersonnen gelten müssen, nicht so das hundertjährige, d. h. bis auf Ancus Martius bestehende officielle freundschaftliche Verhältniß der Gemeinden Veji und Rom.

108) Was aus der Regierungsperiode des Tullus Hostilius von feindseligen Unternehmungen der Vejenter gegen Rom berichtet wird, insbesondere die Unterstützung des im Einverständniß mit Alba versuchten Abfalls der Fidenaten durch Zuzug aus Veji, daran scheint Veji als Gemeinde sich ebenso wenig betheiligt zu haben, wie an der Unterstützung der Sabiner nach dem Frevel im Feronia-Haine. Es bemerkt Dionysius auch ausdrücklich, wo er von Tullus' Rachezug gegen die Fidenaten nach der Bestrafung des Mettius Fufetius berichtet, III, 32: „τοῖς δὲ Φιδηναίοις κοινῇ μὲν οὐδ' ἡτισοῦν βοήθεια ἐξ οὐδεμιᾶς τῶν πόλεων τῶν συμμάχων ἀφίκετο, μισθοφόροι δέ τινες ἐκ πολλῶν συνεῤῥύησαν τόπων κ. τ. λ.“ Schon dies, daß es nie zu einem offenen, directen Kriege zwischen Rom und Veji kommt, daß letzterer Staat, obwohl an sich ein ebenbürtiger Gegner für Rom, immer nur die Fidenaten als die eigentlichen Gegner vorschiebt, daß bis auf Ancus kein römisches Heer vor Veji, stets nur gegen Fidenä geführt wird, — alles dies zeigt deutlich, daß beide Staaten in der Periode der drei ersten Könige sich scheuten, direct die Waffen gegen einander zu führen. Grund für diese Scheu wird aber nicht ein von Romulus abgeschlossener Waffenstillstand, sondern die seit Romulus bestehende Arval-Verbindung gewesen sein. (Die Angabe Varro's bei Festus p. 348 ed. M. s. septimontium: „— Oppius autem appellatus est, ut ait Varro rerum humanarum L. VIII, ab Opita Oppio Tusculano, qui cum praesidio Tusculanorum missus ad Romam tuendam, dum Tullus Hostilius Veios oppugnaret, consederat in Carinis et ibi castra habuerat; similiter Cispium a Laevo Cispio Anagnino, qui eiusdem rei causa eam partem Esquiliarum, quae iacet ad vicum Patricium, — tuitus est“, ist verdächtiger noch durch die zum Stadtschutze herbeigerufenen Verbündeten, als durch die Veranlassung dazu. S. Schwegler I, p. 577, 2. — Ueber die Angaben bei Plin. h. n. IX, 63, 136, u. Macrob. I, 6, 7 f. u. A. 124.

109) Cincius bei Festus, sb. Praetor, p. 241 M.

110) S. Schwegler I, p. 588.

110a) Einen zweiten Fall, wo die tuscischen Arvalgemeinden als Verbündete der Römer müssen mitgefochten haben, in dem Kriege gegen die mit den vertriebenen Tarquiniern verbündeten Latiner, werde ich später bei der Geschichte des Arvalbundes nachweisen.

göttin des Bundes. Hier würde nun die vielfach verhandelte Fragen über das Wesen dieser Göttin zur Sprache kommen müssen; für die Lösung derselben dürfte jedoch kaum noch eine lange Untersuchung nöthig sein; denn wenn in der Arval-Sage Acca Larentia die Hauptfigur ist, in dem Arval-Cultus aber Dea-Dia, so darf man wohl mit dem vollsten Rechte beide für identisch erklären. „Dea-Dia" werden wir für den priesterlichen oder Cultnamen halten müssen, während „Acca Larentia" die Gestalt ist, in welcher die mütterliche Göttin von der Sage als Volkswohlthäterin gefeiert wurde, und in der sie zur Heroine vermenschlicht, die Ehre des jährlichen Todtenopfers an ihrem angeblichen Grabe genoß[111]). In Acca Laurentia oder Larentia erkannten wir früher aus Sage und Namen die mütterliche Erdgöttin, speciell die Göttin des Laurenter-Landes; als nährende Erdmutter hatte sie ja auch die Amme und Erzieherin des Romulus werden müssen. Diese Eigenschaften werden wir daher auch auf Dea-Dia übertragen und ihr Wesen für übereinstimmend mit Ceres-Tellus-Ops (-Flora-Feronia) halten dürfen. Daß in dem Cultus einer solchen Göttin am leichtesten die Stämme der beiden Tiberufer sich einigen konnten, begreift sich leicht. Damit soll jedoch Acca oder Dea-Dia den Tuskern unterhalb des ciminischen Waldes[112]) nicht als eine denselben von Anfang an eigene Göttin aufgedrungen werden[113]); schon die Vermählung Acca's mit dem Tusker Tarutius zeigt, daß ihr Ursprung auf dem südlichen Tiberufer zu suchen ist; aber Acca konnte insofern auch auf dem jenseitigen Ufer bereitwillige Aufnahme finden, als sich ihr Wesen mit einer dort von Alters her heimischen Gottheit identisch erwies. Eine solche wäre etwa die schon erwähnte (ἀνθηφόρος-φιλοστέφανος-Φερσεφόνη-[114]) Feronia. Möglich, daß Acca und Feronia zu der neutralen Gestalt der Dea-Dia verwuchsen, möglich aber auch, daß Feronia, die auch sonst als weiblicher Genius erscheint[114a]), neben Dea-Dia als Juno Deae-Diae trat[115]). Jedenfalls darf man annehmen, daß wie die laurentische Acca oder Dea-Dia von den tuscischen Arval-Gemeinden, so umgekehrt auch die tuscische Feronia, wahrscheinlich auch die reiche Göttin von Pyrgi[116]) von den laurentischen Arval-Gemeinden anerkannt wurde, so daß neben dem Haine der Dea-Dia auch die Tempel der Feronia und der Göttin von Pyrgi in das Interesse und die religiöse Obsorge des Gesammtbundes hineingezogen wurden. Nehmen wir dies an, oder denken wir uns wenigstens den Arvalbund als einheitliches Glied von weiteren Festgenossenschaften, deren Mittelpunkte die Tempel am Soracte und zu Caere-Pyrgi waren — die Gründe für die Annahme einer solchen Verbindung wurden früher schon angedeutet —: so dürfte in dem einen wie in dem anderen Falle es möglich sein, jenes Räthsel zu lösen, welches für die

---

111) Analog verhalten sich die Doppelgestalten Quirinus-Romulus, Ora- oder Horta-Hersilia.

112) Um jeder möglichen Mißdeutung zu begegnen, bemerke ich, daß auch ich die Bewohner dieses Theils von Etrurien für ursprünglich eng verwandt mit den benachbarten umbrisch-latinisch-sabinischen Stämmen halte; erst durch den freiwilligen oder nothgedrungenen Anschluß an die Staaten des nördlichen Etruriens assimilirten sie sich diesen in Sprache und Sitte.

113) Umgekehrt betrachtete O. Müller Etr. II, p. 103 die Acca Larentia als „aus der Tuscischen Religion in die Römische Mythologie hineingetragen."

114) Dionys. III, 33.

114a) Ueber diesen Sinn von Juno Feronia s. L. Georgii in Pauly's R. Encykl. IV, p. 574.

115) Daß das Bildniß der Juno Deae-Diae neben dem der Dea-Dia in dem Hain-Tempel sich befand, zeigen die auf den Arval-Tafeln wiederholt vorkommenden Worte „signis unctis", worüber vgl. Marini p. XXVII und p. 395, der in der Juno D. D. geradezu Proserpina sieht, als Tochter der Ceres. Am ersten Festtage, der in der Stadt gefeiert wird, im Hause des Arval-Meisters, ist nur von der Salbung des Bildes der Dea-Dia die Rede. Es scheint also nicht bedeutungslos, daß ihr im Haine jene Juno D. D. beigesellt ist.

116) S. o. A. 92.

astronomischen Berechnungen nach Neumond und Vollmond, wie solche ein kundiger Freund Marini's angestellt hatte, unentwirrbar blieb, nämlich das Schwanken des Dea-Dia-Festes zwischen zwei um zehn Tage auseinander liegenden Terminen, dem 17—20. und 27—30. Mai. Versammelte sich der Arvalbund abwechselnd an den genannten Cultstätten[117]), entweder allein, wie im Dea-Dia-Haine, oder im Vereine mit anderen Festgenossen, wie namentlich bei dem Tempel der Feronia, und war für diese Versammlungen, wo sie auch stattfanden, ein für allemal der gleiche Termin bestimmt, etwa der 17. Mai, so unterblieb zwar in den Jahren, in welche eine größere Festversammlung bei einem anderen Heiligthume fiel, die Feier im Dea-Dia-Haine nicht, wurde aber um zehn Tage später und wohl mit minderer Frequenz abgehalten. Als treffendste Analogie dazu kann man ansehen, daß jährlich zehn Tage nach dem latinischen Bundesfeste das Bündniß, oder vielmehr der alte Sacralverband Roms mit den Laurentern zu Lavinium erneuert werden mußte[118]). Indem die größere Festgenossenschaft jährlich zusammentrat, mußte der engere Opferverein ebenso constant um zehn Tage später zusammentreten; bei den Arvalen dagegen wurde die Verlegung nur nothwendig in den Jahren, wo die Arvalgemeinden zum Soracte oder nach Pyrgi zogen. So mag sich ein regelmäßiger Turnus gebildet haben, in dessen Observanz noch in der Folgezeit der Arval-Meister Anfang Januar zu verkünden hatte, ob der Anfang des Dea-Dia-Festes am 17. oder am 27. Mai stattzufinden habe.

Die Vertheilung des Festes auf drei Tage in der Art, daß zwischen dem ersten und zweiten Festtage ein freier Tag dazwischen lag, dürfte sich ebenfalls leicht erklären lassen. Das eigentliche Bundesfest im Haine der Göttin dauerte nur einen Tag; es fiel auf den 19. oder 29. Mai; ehe jedoch die einzelnen Arvalgemeinden oder deren Festgesandtschaften sich auf der Dingstätte einfanden, werden sie daheim vorerst ein Vorbereitungsopfer verrichtet haben. Dieses Vorfest mußte natürlich je nach der Entfernung von dem Haine der Göttin so angesetzt werden, daß noch hinlänglich Zeit blieb, um entweder am Vorabende des Festes oder am frühen Morgen desselben auf der Dingstätte eintreffen zu können. Rom lag zwar dem Haine nahe genug, daß der Auszug nach demselben auch füglich erst am frühen Morgen des Festes hätte geschehen können; aber man darf auch nicht vergessen, daß vor der Erbauung der Pfahlbrücke durch Ancus der Tiber in Kähnen passirt werden mußte, und daß somit bei der Menge der zum Feste ziehenden es nöthig sein mußte, schon am Vorabende nach dem Haine aufzubrechen. Aus diesem äußerlichen Grunde also dürfte die Einschiebung eines dies profestus zwischen der Vorfeier und dem Feste im Haine zu erklären sein; vielleicht war aber auch dieser Tag dem Marktverkehre bestimmt, der gewiß ursprünglich bei dem Dea-Dia-Feste ebenso wenig fehlte wie bei dem der Feronia, und anderen amphiktyonischen Festvereinen. Da der Hain und dessen Umgebung den zuströmenden Festgenossen keine Unterkunft zu bieten vermochte, so dürften diese wohl unter selbstaufgeschlagenen Zelten sich gelagert haben. Wenigstens sehen wir, daß noch für den priesterlichen Arval-Meister im Haine der Göttin ein Zelt (papilio) errichtet ist, in welchem er nach dem Vorbereitungsopfer am Morgen des Festes die Ankunft der Collegen erwartet[119]).

Die Ceremonien des Festes, insofern diese, von dem vorbereitenden Sühnopfer des Meisters und dem feierlichen Zuge der Arvalen zu dem im Haine gelegenen Opferaltare der

---

117) Analog dazu wäre, daß der große Amphiktyonen-Bund abwechselnd zu Delphi beim Tempel des Apollo und zu Pylae bei dem der Demeter seine Versammlungen hielt.
118) Liv. VIII, 11, 15.
119) Tav. XLI, a, l. 20: ET. IN. PAPILIONE. SVO. REVERSVS. PROMERIDIE. AVTEM. || FRATRES. ARVALES. PRAETEXTAS. ACCEPER. ET. IN. TETRASTYLO. CONVENERVNT.

Göttin angefangen bis zu der Vertheilung des Opferfleisches[120]) und der Absingung des heiligen Liedes in feierlichem Tanzschritte im verschlossenen Tempel, bei dem alten Arvalfeste bereits schon in derselben Weise vor sich gegangen sein dürften, wie bei dem späteren Dea-Dia-Feste, übergehe ich. Den Schluß bildeten, im Einklange mit dem Charakter eines Amphiktyonen-Festes, circensische Spiele, bei denen die Arvalhäupter, unter ihnen wieder das Bundesoberhaupt nebst dem Opferpriester den Vorsitz führten und die Preise an die Sieger vertheilten.

Was den Schmuck der Arvalhäupter bei dem Bundesfeste betrifft, so trugen sie, wie schon früher erwähnt wurde, während der Opferhandlungen den mit Wolle umwundenen Aehrenkranz, ein Abzeichen, welches nur als nothwendige Consequenz des in Acca Laurentia und Dea Dia erkannten Wesens betrachtet werden kann. Der Aehrenkranz als Symbol der mütterlichen Erdgöttin, war das entsprechendste Abzeichen, um die auf der gemeinsamen Mutter beruhende Verbrüderung der Landessöhne zu symbolisiren. — Auch die purpurverbrämte Toga, welche die Arvalpriester bei dem Beginne der Opferhandlung anlegten[121]), dürfte schon das Festgewand der alten Arvalhäupter gewesen sein. Die Toga praetexta gilt übereinstimmend als etruscische Erfindung[122]); daher wird auch ihre Einführung in Rom meist dem Tusker Tarquinius beigelegt; aber auch von einigen seiner Vorgänger wird dies bereits berichtet, jedoch nur von denen, deren Regierung, wie wir sahen, durch den engsten Anschluß an den Arvalbund charakterisirt wird, d. i. von Romulus[123]) und Tullus Hostilius. Hinsichtlich des letzteren heißt es zwar, daß er nach Besiegung der Etrusker dieses Gewand angenommen habe[124]); allein nicht nur, daß wir früher schon sahen, daß nirgends von einem directen Kriege dieses Königs gegen die Etrusker, selbst nicht gegen Veji die Rede ist, die Besiegung dieses Volkes wäre auch ein schlechter Grund gewesen, die Tracht desselben anzunehmen, um so mehr, wenn diese von der Spottfigur getragen wurde, die bei der sogenannten Auction der Vejenter an den capitolischen Spielen den angeblich von Romulus besiegten albernen Vejenter-König vorstellen sollte[125]). Von Ancus Martius, der wirklich die Vejenter besiegte, verlautet nicht, daß er sich tuscisch gekleidet habe. Glaublicher dürfte es somit sein, daß nicht der Sieg über die Tusker, sondern die innige Verbindung mit diesen im Kreise der Arvalgenossen die Aufnahme der tuscischen Festtracht unter Romulus und Tullus Hostilius veranlaßte.

Die Frage nach den Schicksalen des Arvalbundes muß ich einer anderen Gelegenheit vorbehalten, da ich ohnehin fürchte mit den bisherigen Erörterungen bereits die Grenzen überschritten zu haben, die dieser Ort einzuhalten gebietet. Auf die Frage aber nach dem Zeitpunkte, wo das Collegium der priesterlichen Arvalbrüder die Fortführung der alten Arval-Sacra übernahm, wird sich im allgemeinen antworten lassen, daß diese Aenderung von der Zeit an datiren mußte, wo die einzelnen Bundesgemeinden ihre Selbstständigkeit verloren hatten und in dem Gebiete Rom's aufgegangen waren. Dieser Zeitpunkt trat aber ein, als in Verbindung mit Veji's Fall (348 d. St.) bald ganz Süd-Etrurien in die Hand der Römer kam. Die Ver-

---

120) Tav. XLI, a, l. 30 f.; vgl. Klausen, d. carm. Fratr. Arv. p. 15, 61.
121) S. die Stelle in A. 119 u. d.
122) Die Belege giebt Schwegler 1, p. 278, A. 27.
123) Liv. 1, 8.
124) Plin. N. H. IX, 63, 136: toga praetexta et latiore clavo Tullum Hostilium e regibus primum usum Etruscis devictis satis constat. — Macrob. Sat. 1, 6. 7 p. 220 ed. Bip.: Tullus Hostilius . . . debellatis Etruscis sellam curulem lictoresque et togam pictam atque praetextam, quae insignia magistratuum Etruscorum erant, primus ut Romae haberentur instituit.
125) S. Festus p. 322 M. v. Sard venales; Plut. Rom. 25. Qustt. R. 53.

größerung des ager Romanus durch Hinzufügung von vier neuen Tribus[126]) war die Folge davon. Mit der Einverleibung der Arvalgemeinden mußte Rom auch das Sacralvermächtniß des einstigen Bundes übernehmen. So wenig die alten Sacra zu Lavinium hatten eingehen dürfen, an denen einst Romulus theilgenommen, so wenig durfte das Fest eingehen, zu dessen Feier einst Acca-Laurentia, des Tarutius Gattin, den Gründer der palatinischen Stadt beigezogen hatte. Mit gleicher Gewissenhaftigkeit führten ja auch die Sabiner, die Nachkommen des Titus Tatius und seiner Schaar die Sacra ihres Stammes fort, durch Vermittlung der Sodales Titii[127]). Da nun für letztere selbstverständlich angenommen werden muß, daß so lange sich noch die Erinnerung der Abstammung von einer der drei alten Stammtribus erhielt, das Collegium der Titier auch nur aus den zu den Tities zählenden Geschlechtern besetzt wurde, so darf ohne Zweifel das gleiche auch für die Arvalpriester gefolgert werden, daß ihr Collegium ursprünglich nur aus Abkömmlingen einstiger Arvalgeschlechter sich ergänzte. So verstand es sich dann aber auch von selbst, daß beiden Collegien ein exclusiver Charakter eigen bleiben mußte, wie er sich in dem von den Arvalen — und wohl auch von den Titiern — bis in die späteste Zeit festgehaltenen Cooptationsrechte ausspricht. Eine weitere Consequenz mußte sein, daß das Priesterthum der Arvalen ein lebenslängliches wurde und weder durch Verbannung noch Gefangenschaft verloren gehen konnte. In der Bezeichnung als „Brüder" bewahrten sie ja die Erinnerung an den alten stammverwandtschaftlichen Bund fort; das Anrecht zur Mitgliedschaft an diesem aber hatte die Geburt gegeben, und es mußte somit ein unveräußerliches sein; so mußte denn auch wer später in den priesterlichen Arvalkreis als „Bruder" cooptirt worden war, von da ab diese Eigenschaft für immer behalten.

Indem nun so die Arvalpriester einen durch Verwandtschaft verbundenen Kreis repräsentirten, zu dem einstens nur ein Theil des römischen Volkes, nicht der gesammte „Populus Romanus Quiritium" gehört hatte, so konnten auch die Sacra der Arvalen nicht „sacra publica P. R. Q. werden, und es ist demnach erklärlich, warum das „sacrificium Deae-Diae" (unter dieser Bezeichnung erfolgte die jährliche Ankündigung des Arvalfestes) in der Reihe der feriae publicae conceptivae fehlt, und auch nicht als commune sacrificium wie die feriae Latinae bezeichnet wird. Dagegen war seinerseits der Kreis der Arvalverwandten in dem größeren Kreise des römischen Volkes der Quiriten aufgegangen; somit mußten denn einerseits jene Stätten, welche gleichsam die Centra und sichtbaren religiösen Bindeglieder bildeten für die verschiedenen Elemente, aus denen das Quiriten-Volk erwachsen war, also das Capitol, der Tempel der Concordia[128]), das alte Königshaus an der heiligen Straße und der neue Herrscherpalast auf dem Palatin, auch Versammlungs- und Cultstätten der Arvalpriester werden;

---

126) Es waren dies die Tribus Stellatina, Tromentina, Sabatina, Arniensis, Liv. VI, 5, 8; vgl. 4, 4: Eo anno in civitatem accepti qui Veientium Capenatiumque ac Faliscorum per ea bella transfugerant ad Romanos, agerque his novis civibus adsignatus. Mit Recht bemerkt Weißenborn zu den Worten: „qui — transfugerant": „da dieselben den Kern der vier neuen Tribus bilden, so können es nicht Ueberläufer gewesen sein, sondern ganze Orte, die zu Rom übertraten, vielleicht ursprüglich verwandte, schon früher mit den Römern verbunden gewesene Tyrrhener. — Diese werden Bürger, weil in Rom die Zahl derselben gesunken, die Treue der Bundesgenossen auf dem linken Tiberufer wankend ist."

127) Tac. An. I, 54: „— ut quondam T. Tatius retinendis Sabinorum sacris sodales Titios instituerat." Vgl. Hist. II, 95.

128) Zu beachten ist, daß grade diesen Tempel Camillus, der Sieger über Veji (Furius antiquum populi superator Hetrusci Voverat, Ovid Fast. I, 641) gelobt hatte. Gewöhnlich setzt man die Gründung dieses Tempels in das J. 388 d. St.; in diese Zeit fällt aber auch die Hinzufügung der vorher erwähnten vier tuscischen Tribus.

andererseits mußte jene religiöse Obsorge, welche einst der Arvalmeister und die Häupter der Bundesgaue für das Wohl des Bundes geübt hatten, indem sie den Schutz der Götter für die Arvalgaue anflehten, sich nun in die religiöse Obsorge für das Wohl des römischen Volkes umwandeln[129]) und somit mußte in der Kaiserzeit Gegenstand der Gebete und Gelübde der Arvalbrüder auch das Wohl dessen werden, in dessen Person die Macht und Hoheit des Staates sich verkörperte und durch dessen Wohl mittelbar auch das Wohl und Wehe des Staates selbst bedingt war.

Zu den Arvalen hatte einst der älteste und erlauchteste der römischen Stämme, das Volk des Romulus, gehört; so begreift sich denn auch, warum noch in der späten Zeit die ersten Männer des Staates, ja die Kaiser selbst und deren nächste Angehörige es nicht verschmähten unter die Arvalbrüder sich cooptiren zu lassen. Alle jene Umstände also, die mit dem Begriffe eines Fluren-Priesterthums sich nicht hatten vereinen lassen, ergeben sich nun als naturgemäße Folgen der dem Collegium der zwölf Arvalbrüder zu Grunde liegenden Idee einer priesterlichen Stamm-Repräsentanz. Daß auch das Lied der Arvalen dieser Auffassung des Collegiums entspricht, hoffe ich bei einer anderen Gelegenheit zeigen zu können.

Da die für die Sitzung festgesetzte Zeit bereits verstrichen war, so wird dieselbe, ohne daß eine weitere Besprechung des in der eben mitgetheilten Rede behandelten Stoffes eingeleitet werden kann, geschlossen.

---

129) Vergleichen läßt sich die Eintragung der Formel „populo Romano Quiritium" in die Gebete bei der Feier des Latiner-Festes: Liv. XLI, 16 (20), 1: Latinae feriae fuere ante diem tertium Nonas Maii, in quibus, quia in una hostia magistratus Lanuvinus precatus non erat, „populo Romano Quiritium" religioni fuit.

Vierte allgemeine Sitzung.

Donnerstag, den 1. October, 10 Uhr.

Zunächst kommt die in Lateinischer Sprache abgefaßte Adresse an Imm. Bekker, von welcher ein Prachtexemplar auf Pergament für den Gefeierten selbst bestimmt war, zur Vertheilung. Sie lautet:

Q. B. F. F. F. Q. S.
VIRO INTEGERRIMO ERUDITISSIMO ILLUSTRISSIMO
IMMANUELI BEKKERO
PER QUINQUAGINTA ANNOS
INGENIO SAGACISSIMO, STUDIO ACERRIMO, DILIGENTIA ACCURATISSIMA
DE LITERARUM GRAECARUM, ROMANARUM, FRANCOGALLICARUM
RELIQUIIS INDAGANDIS ET SANA CONSTANTIQUE ARTE RECENSENDIS ATQUE EMENDANDIS
IMMORTALITER MERITO
SUMMORUM AC PLURIMORUM VETERUM SCRIPTORUM EDITORI
SOLLERTI, SOBRIO, MODESTO
PHILOLOGI ET MAGISTRI GERMANIAE
A. D. III. KAL. OCT. A. MDCCCLVII
VRATISLAVIAE CONSOCIATI
HAS TABULAS PIETATIS TESTES
DEDICANDAS
UNANIMI CONSENSU
VENERABUNDI DECREVERUNT.

Sodann findet die Vorlesung der an Welcker in Bonn gerichteten Adresse durch Classen, ihrem hier mitgetheilten Wortlaute nach statt:

An Herrn Professor Dr. F. G. Welcker
die 17. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner.

„Je öfter unsere Wissenschaft in jüngster Zeit von schmerzlichen Verlusten betroffen ist und Männer aus ihrem Dienste hat scheiden sehen, auf welchen die reichsten Hoffnungen für die Zukunft ruhten, um so freudiger und dankbarer blicken wir auf diejenigen hin, denen Gottes Güte einen langen Zeitraum gesegneten Wirkens und noch im vorgerückten Lebensalter die ungeschwächte Uebung der gereiftesten Geisteskraft vergönnt hat. Unter diesen hochverdienten Männern ehrt die deutsche Philologie in erster Reihe Sie, hochverdienter Herr Professor: sie gedenkt mit der wärmsten und freudigsten Anerkennung Ihrer zahlreichen Leistungen für die Wissenschaft von jener frühesten Zeit an, wo Sie, auf den Wegen Winckelmann's, Heyne's und F. A. Wolf's selbstständig vorschreitend, das schwer zu erfassende Wesen der attischen Komödie zuerst richtig würdigten und in dem Freundesdenkmal für Zoëga zugleich den eignen Beruf für

archäologische Forschungen glänzend bewährten, durch eine Reihe geistvoller und gelehrter Schriften hindurch, in welchen Sie bald die Kunst fast verschollener griechischer Lyriker zu klarer Anschauung brachten, bald den innern Zusammenhang und tiefen Sinn der dramatischen und epischen Poesie der Griechen, vor Allem jenem schwierigsten und an Problemen reichsten Stoffe des homerischen Epos mit bewundernswürdiger Feinheit und innerlich verwandtem Geiste nachforschten, bald das Wesen und die Entwickelung der antiken Kunst mit tiefeindringendem Scharfsinn beleuchteten und der Einsicht in das Leben der alten Welt in seinem weitesten Umfange neue Seiten eröffneten, bis zu Ihrem neuesten Werke herab, in welchem Sie die Ergebnisse langer, mit nie rastender Liebe und Sorgfalt geführter und durch die Anschauung des classischen Bodens neu belebter Untersuchungen über die Schöpfungen der vielgestaltigen hellenischen Sage niedergelegt haben. Wohin auch Ihr reicher und edler Geist auf dem Gebiete der Alterthumswissenschaften sich gewandt hat, immer war es Ihr Streben in dem Einzelnen das Ganze, in dem Zufälligen das Wesen, Inhalt und Form in ihrer Durchdringung zu harmonischer Einheit zu ergreifen und zu erkennen, und von dieser Richtung des in Ihren Werken lebenden Geistes ist nicht nur auf die nähern Kreise der verwandten Wissenschaft, sondern auch auf die neuere Kunst und Poesie ein vielfach belebender und befruchtender Einfluß ausgegangen."

„Aber so hoch wir auch diese Ihre unvergänglichen Verdienste stellen, so fühlen wir uns doch von nicht minderer Verehrung durchdrungen von den edlen Eigenschaften Ihres Herzens, von der Reinheit Ihres Charakters und der Lauterkeit Ihrer Gesinnung, durch welche Sie auf dem langen Wege Ihrer segensvollen Wirksamkeit dem nachstrebenden Geschlechte ein leuchtendes Vorbild jener ächten Humanität aufgestellt haben, nach welcher unsere Wissenschaft sich am liebsten benennet."

„Empfangen Sie, hochverehrter Mann, mit der wohlwollenden Güte, welche Ihre dankbaren Schüler, Ihre zahlreichen Freunde an Ihnen lieben und ehren, diesen Ausdruck reiner und ungeheuchelter Anerkennung, welche die siebzehnte Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner zu Breslau Ihnen darzubringen sich gestattet."

Breslau, 30. September 1857.

Das Präsidium der 17ten Versammlung deutscher Philologen, Schulmänner und Orientalisten.

Nachdem die Fassung dieser Adressen allgemein angenommen und den für dieselben ernannt gewesenen Commissionen freundlicher Dank dargebracht worden, zeigt der Präsident an, daß der in der dritten allgemeinen Sitzung auf Statuten-Aenderung gestellt gewesene Antrag zurückgezogen worden, und somit die in Frage getretene Angelegenheit erledigt sei.

Professor Dr. Bonitz wünscht die Tage für den Zusammentritt der nächsten Versammlung angegeben zu sehen, welche für eine zahlreiche Theilnahme am geeignetsten sein möchten, da schon früher*) verschiedene Vorschläge zur Sprache gekommen und die Tage vom 22. bis 25. oder vom 27. bis 30. September in Antrag gebracht worden wären. — Oberlehrer Guttmann aus Breslau bemerkt, daß durch die Zeit vom 22. bis 25. September die evangelischen Gymnasien Schlesiens in Nachtheil versetzt werden würden, worauf Director Dr. Eckstein die Entscheidung dem nächsten Präsidium vindicirt, wobei er jedoch bemerkt, daß bei Festhaltung dieses Termines auch den Gymnasien Sachsens und der Mark die Theilnahme an den Versammlungen erschwert werden würde; auch stehe statutenmäßig das Ende des September fest. Nachdem der Präsident die Ansicht dahin berichtigt

*) Verhandlungen der fünfzehnten Versammlung in Hamburg 1855, S. 35.

hatte, daß nicht von einer Beschlußnahme, sondern nur von einem Wunsche der Versammlung die Rede sei, spricht sich diese mit überwiegender Majorität für die letzte Woche des September aus.

Von den auf der heutigen Tagesordnung stehenden Vorträgen war zunächst der schon für die vorige Sitzung bestimmte des Professor Dr. Vahlen an der Reihe. Derselbe handelt: —

„Ueber die Varronische Satura."

Da Herr Prof. Vahlen trotz oft wiederholter fester Zusagen es unterlassen hat, das Manuscript Behufs der Aufnahme des Vortrages in die Verhandlungen der Versammlung dem Präsidenten zuzustellen, so kann hier nur auf die kurzen Mittheilungen verwiesen werden, die aus gelegentlichen Aufzeichnungen der Zuhörer in die gelehrten Zeitschriften übergegangen sind, welche Berichte über jene Verhandlungen enthalten, wie in die neuen Jahrbücher für Philologie und Pädagogik*) und in die Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien**). Ein für die Mittheilung geeignetes Protokoll ist über den Vortrag des Prof. Vahlen darum nicht geführt worden, weil derselbe ihn nach einem vollständig ausgearbeiteten Manuscript hielt, und nicht zu vermuthen war, daß er, der selber Mitglied des Secretariats war, die versprochene Mittheilung desselben schließlich verweigern könnte.

Endlich spricht Professor Dr. Gust. Linker aus Wien in freiem Vortrage:

„Ueber einige in kritischer Hinsicht besonders bemerkenswerthe Oden des Horaz."

(I. 1. III. 30. IIII. 8.)

Auch die Studien über Horaz haben unläugbar in den letzten Decennien an Methode und Vertiefung nicht wenig gewonnen. Es bedarf nur einer Vergleichung des früheren Meineke'schen Textes (1834) mit seinen Vorgängern und wiederum mit seiner jetzigen Gestaltung (1854) und mit M. Haupt's Recension (1851), um die Stufen des Fortschrittes zu erkennen. Zwar entbehren wir noch heute einer eigentlich maßgebenden Ausgabe, welche die Grundlage des stichhaltigen kritischen Apparates reinlich und vollständig darböte, nicht minder eines zugleich geschmackvollen und wissenschaftlichen Commentars: gerade die umfangreicheren der in rascher Folge sich drängenden Bearbeitungen haben bis auf die neueste Zeit lieber die alten ausgenutzten Geleise noch einmal befahren, als in entschiedener Weise die unerläßliche neue Bahn verfolgen wollen. Aber die Grundzüge, nach welchen hier vorzugehen ist, sind uns seither vorgezeichnet und die Methode festgestellt, von welcher allein wir ein neues Licht über so manche noch dunkle Partien zu erwarten haben. Vor allem ist es die Thätigkeit Lachmann's und seines Freundeskreises, von welcher ein neuer Aufschwung zur besseren Kenntniß und Erkenntniß auch unseres Dichters datirt, und zwar keineswegs blos die schriftstellerische Thätigkeit: die langjährige Behandlung des Horaz im philologischen Seminar zu Berlin erheischt hier nicht minder ihre gebührende Erwähnung. So viel wir auch bei längerer Lebensdauer des Meisters von hier aus noch zu erwarten gehabt hätten, der zu früh Geschiedene ist doch diesen Studien nicht allzu früh entrissen. Gleich wie Lachmann selbst bescheiden genug sich stets nur als Nachfolger Bentley's betrachtet wissen wollte, so hat er zuerst den großen Briten in so mancher Beziehung zu verstehen und auf

---

*) Band 77 u. 78, Heft 1 (1858), Abth. 2, S. 51.
**) Jahrgang 8 (1857), Heft 10, S. 822 u. 823.

seinen Bahnen mit festerer Methode fortzuschreiten gelehrt. Oder vielmehr, er hat es selbst gelernt und uns Nachfahren zu lehren versucht: ob mit Erfolg, darüber möge eben der Erfolg erst entscheiden.

Es ist zunächst das sorgfältigere Studium und die schärfere Erkenntniß der formalen Kunst des Dichters, welche zu seinem wirklichen Verständniß erst den Weg bahnt, und zwar neben so mancher feinen Bemerkung über den Versbau des Horaz im Einzelnen[1]), namentlich die Entdeckung des Gesetzes vierzeiliger Strophen (s. bes. Lachmann in Zeitschr. f. d. Alt. Wiss. 1845 S. 461), welches hier einen festeren Haltpunkt zu geben vermag. Im engsten Zusammenhang damit aber steht die Erkenntniß der überall sorgfältig gewahrten Concinnität in der Anlage und der Composition der einzelnen Gedichte, ein Gesetz, welches hier nicht minder in Betracht kommt[2]), als bei den Elegien des Tibull, Properz und Ovid (C. Müllenhoff in Allg. Monatsschrift 1854 S. 186 ff.) oder bei den Eclogen des Vergil (O. Ribbeck in Jahrb. f. Philol. Bd. LXXV S. 65 ff.) Es ist dies dieselbe Regel der Concinnität, welche wir in der Composition einer einzelnen Strophe und Periode so wie eines ganzen poetischen oder prosaischen Werkes von den classischen Vertretern der antiken Kunst stets gewahrt sehen: es ist nur auf anderem Gebiete dasselbe Gesetz, welches zu Roßbach's griechischer Metrik wie zu Nägelsbach's lateinischer Stilistik den Grundgedanken gegeben hat.

Die Beobachtung dieser Gesetze vermag zunächst in einer wichtigen Beziehung als Probe und als Correctiv zu dienen, nämlich bei der Frage nach der Echtheit oder Unechtheit einzelner Partien des uns überlieferten Textes. Das Vorhandensein einzelner Interpolationen hätte nach Bentley's Bemerkung über den monströsen Vers IIII. 8. 17 längst nicht mehr bezweifelt werden sollen: selbst wenn wir dem Dichter einen solchen Schülerschnitzer zutrauen wollten, wie die Identificirung des von Ennius besungenen Scipio mit dem Zerstörer Carthago's (was Niebuhr bei seiner gereizten Stimmung gegen Horaz wirklich gethan hat, Vortr. üb. röm. Gesch. herausg. v. Isler II. 309), so mußte doch die Beachtung der metrischen Form eines Besseren belehren. Erst jetzt aber können wir sicher erkennen, daß nicht blos der eine Vers einem Interpolator angehört: erst durch Lachmann's glänzende Erörterung im Philologus I (1846) S. 164—66, welche gleichsam ein Muster und Vorbild für die Behandlung solcher Fragen aufstellt, ist jener Ode der Charakter eines Horazischen Gedichtes wiedergegeben worden. Die a. a. Orte erörterten Gründe sind fast nur einzelne, speciel auf Sprache und Wortlaut der sechs verdächtigen Verse[3]) selbst bezüglich: suchen wir uns aber jetzt nach Lachmann's Kritik die Composition des

---

[1]) Ich meine namentlich die mehrfachen wichtigen Beobachtungen über die formalen Unterschiede zwischen den früheren und späteren Werken des Dichters: m. vgl. die Bemerkungen Lachmann's über den neunsilbigen Alcäischen Vers (epist. ad C. Frank. p. 238 sq.), über die Verlängerung kurzer Endsilben (ad Lucret. p. 76 ext.), über die Elision langer Vocale (ib. p. 66. 219. cf. p. 200), die Beobachtung Meineke's über die Elision der Monosyllaba (praef. ed. II, p. VII), über die Anakrusis in der Alcäischen Strophe (ib. p. XLI).

[2]) Neben dem allbekannten Wechselgesange Donec gratus eram tibi III. 9 zeigt sich die strenge Gleichmäßigkeit in ähnlicher dialogischer Form besonders einleuchtend in Epod. 4 (2 × 10 VV.) und 12 (2 × 13 VV.), ebenso in der verrufenen Archytasode (2 × 4 Str.) nach Ausscheidung der fünften Strophe, wie dies jetzt von F. Martin überzeugend dargethan ist (epist. ad F. Ritschelium im Osterprogramme des Friedr.-Wilh.-Gymnas. zu Posen 1858). In ähnlicher Weise lassen sich vergleichen Sat. II. 6—7, deren Beziehung zu einander schon von Bentley erkannt ist und ursprünglich auch in der gleichen Verszahl ihren Ausdruck gefunden zu haben scheint; nur wird die in der jetzigen Textesüberlieferung gestörte Ordnung nicht etwa einfach dadurch herzustellen sein, daß man Sat. 7 durch Streichen eines Verses mit der vorigen in Einklang setzt.

[3]) Erst hinterher ersehe ich aus einer freundlichen Zusendung des Hrn. Prof. Martin, daß dieser schon in dem Posener Programme von 1837 genau die Stelle non celeres — rediit (Vv. 15—19) als unecht bezeichnet hat, wenn gleich noch ohne Kenntniß des Strophengesetzes.

hatte, daß nicht von einer Beschlußnahme, sondern nur von einem Wunsche der Versammlung die Rede sei, spricht sich diese mit überwiegender Majorität für die letzte Woche des September aus.

Von den auf der heutigen Tagesordnung stehenden Vorträgen war zunächst der schon für die vorige Sitzung bestimmte des Professor Dr. Vahlen an der Reihe. Derselbe handelt: —

„Ueber die Varronische Satura."

Da Herr Prof. Vahlen trotz oft wiederholter fester Zusagen es unterlassen hat, das Manuscript Behufs der Aufnahme des Vortrages in die Verhandlungen der Versammlung dem Präsidenten zuzustellen, so kann hier nur auf die kurzen Mittheilungen verwiesen werden, die aus gelegentlichen Aufzeichnungen der Zuhörer in die gelehrten Zeitschriften übergegangen sind, welche Berichte über jene Verhandlungen enthalten, wie in die neuen Jahrbücher für Philologie und Pädagogik*) und in die Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien**). Ein für die Mittheilung geeignetes Protokoll ist über den Vortrag des Prof. Vahlen darum nicht geführt worden, weil derselbe ihn nach einem vollständig ausgearbeiteten Manuscript hielt, und nicht zu vermuthen war, daß er, der selber Mitglied des Secretariats war, die versprochene Mittheilung desselben schließlich verweigern könnte.

Endlich spricht Professor Dr. Gust. Linker aus Wien in freiem Vortrage:

„Ueber einige in kritischer Hinsicht besonders bemerkenswerthe Oden des Horaz."

(I. 1. III. 30. IIII. 8.)

Auch die Studien über Horaz haben unläugbar in den letzten Decennien an Methode und Vertiefung nicht wenig gewonnen. Es bedarf nur einer Vergleichung des früheren Meineke'schen Textes (1834) mit seinen Vorgängern und wiederum mit seiner jetzigen Gestaltung (1854) und mit M. Haupt's Recension (1851), um die Stufen des Fortschrittes zu erkennen. Zwar entbehren wir noch heute einer eigentlich maßgebenden Ausgabe, welche die Grundlage des stichhaltigen kritischen Apparates reinlich und vollständig darböte, nicht minder eines zugleich geschmackvollen und wissenschaftlichen Commentars: gerade die umfangreicheren der in rascher Folge sich drängenden Bearbeitungen haben bis auf die neueste Zeit lieber die alten ausgenutzten Geleise noch einmal befahren, als in entschiedener Weise die unerläßliche neue Bahn verfolgen wollen. Aber die Grundzüge, nach welchen hier vorzugehen ist, sind uns seither vorgezeichnet und die Methode festgestellt, von welcher allein wir ein neues Licht über so manche noch dunkle Partien zu erwarten haben. Vor allem ist es die Thätigkeit Lachmann's und seines Freundeskreises, von welcher ein neuer Aufschwung zur besseren Kenntniß und Erkenntniß auch unseres Dichters datirt, und zwar keineswegs blos die schriftstellerische Thätigkeit: die langjährige Behandlung des Horaz im philologischen Seminar zu Berlin erheischt hier nicht minder ihre gebührende Erwähnung. So viel wir auch bei längerer Lebensdauer des Meisters von hier aus noch zu erwarten gehabt hätten, der zu früh Geschiedene ist doch diesen Studien nicht allzu früh entrissen. Gleich wie Lachmann selbst bescheiden genug sich stets nur als Nachfolger Bentley's betrachtet wissen wollte, so hat er zuerst den großen Briten in so mancher Beziehung zu verstehen und auf

---

*) Band 77 u. 78, Heft 1 (1858), Abth. 2, S. 51.
**) Jahrgang 8 (1857), Heft 10, S. 822 u. 823.

seinen Bahnen mit festerer Methode fortzuschreiten gelehrt. Oder vielmehr, er hat es selbst gelernt und uns Nachfahren zu lehren versucht: ob mit Erfolg, darüber möge eben der Erfolg erst entscheiden.

Es ist zunächst das sorgfältigere Studium und die schärfere Erkenntniß der formalen Kunst des Dichters, welche zu seinem wirklichen Verständniß erst den Weg bahnt, und zwar neben so mancher feinen Bemerkung über den Versbau des Horaz im Einzelnen[1]), namentlich die Entdeckung des Gesetzes vierzeiliger Strophen (s. bes. Lachmann in Zeitschr. f. d. Alt. Wiss. 1845 S. 461), welches hier einen festeren Haltpunkt zu geben vermag. Im engsten Zusammenhang damit aber steht die Erkenntniß der überall sorgfältig gewahrten Concinnität in der Anlage und der Composition der einzelnen Gedichte, ein Gesetz, welches hier nicht minder in Betracht kommt[2]), als bei den Elegien des Tibull, Properz und Ovid (C. Müllenhoff in Allg. Monatsschrift 1854 S. 186 ff.) oder bei den Eclogen des Vergil (O. Ribbeck in Jahrb. f. Philol. Bd. LXXV S. 65 ff.) Es ist dies dieselbe Regel der Concinnität, welche wir in der Composition einer einzelnen Strophe und Periode so wie eines ganzen poetischen oder prosaischen Werkes von den classischen Vertretern der antiken Kunst stets gewahrt sehen: es ist nur auf anderem Gebiete dasselbe Gesetz, welches zu Roßbach's griechischer Metrik wie zu Nägelsbach's lateinischer Stilistik den Grundgedanken gegeben hat.

Die Beobachtung dieser Gesetze vermag zunächst in einer wichtigen Beziehung als Probe und als Correctiv zu dienen, nämlich bei der Frage nach der Echtheit oder Unechtheit einzelner Partien des uns überlieferten Textes. Das Vorhandensein einzelner Interpolationen hätte nach Bentley's Bemerkung über den monströsen Vers IIII. 8. 17 längst nicht mehr bezweifelt werden sollen: selbst wenn wir dem Dichter einen solchen Schülerschnitzer zutrauen wollten, wie die Identificirung des von Ennius besungenen Scipio mit dem Zerstörer Carthago's (was Niebuhr bei seiner gereizten Stimmung gegen Horaz wirklich gethan hat, Vortr. üb. röm. Gesch. herausg. v. Isler II. 309), so mußte doch die Beachtung der metrischen Form eines Besseren belehren. Erst jetzt aber können wir sicher erkennen, daß nicht blos der eine Vers einem Interpolator angehört: erst durch Lachmann's glänzende Erörterung im Philologus I (1846) S. 164—66, welche gleichsam ein Muster und Vorbild für die Behandlung solcher Fragen aufstellt, ist jener Ode der Charakter eines Horazischen Gedichtes wiedergegeben worden. Die a. a. Orte erörterten Gründe sind fast nur einzelne, speciel auf Sprache und Wortlaut der sechs verdächtigen Verse[3]) selbst bezüglich: suchen wir uns aber jetzt nach Lachmann's Kritik die Composition des

---

[1]) Ich meine namentlich die mehrfachen wichtigen Beobachtungen über die formalen Unterschiede zwischen den früheren und späteren Werken des Dichters: m. vgl. die Bemerkungen Lachmann's über den neunsilbigen Alcäischen Vers (epist. ad C. Frank. p. 238 sq.), über die Verlängerung kurzer Endsilben (ad Lucret. p. 76 ext.), über die Elision langer Vocale (ib. p. 66. 219. cf. p. 200), die Beobachtung Meineke's über die Elision der Monosyllaba (praef. ed. II, p. VII), über die Anakrusis in der Alcäischen Strophe (ib. p. XLI).

[2]) Neben dem allbekannten Wechselgesange Donec gratus eram tibi III. 9 zeigt sich die strenge Gleichmäßigkeit in ähnlicher dialogischer Form besonders einleuchtend in Epod. 4 (2 × 10 VV.) und 12 (2 × 13 VV.), ebenso in der verrufenen Archytasode (2 × 4 Str.) nach Ausscheidung der fünften Strophe, wie dies jetzt von F. Martin überzeugend dargethan ist (epist. ad F. Ritschelium im Osterprogramme des Friedr.-Wilh.-Gymnas. zu Posen 1858). In ähnlicher Weise lassen sich vergleichen Sat. II. 6—7, deren Beziehung zu einander schon von Bentley erkannt ist und ursprünglich auch in der gleichen Verszahl ihren Ausdruck gefunden zu haben scheint; nur wird die in der jetzigen Textesüberlieferung gestörte Ordnung nicht etwa einfach dadurch herzustellen sein, daß man Sat. 7 durch Streichen eines Verses mit der vorigen in Einklang setzt.

[3]) Erst hinterher ersehe ich aus einer freundlichen Zusendung des Hrn. Prof. Martin, daß dieser schon in dem Posener Programme von 1837 genau die Stelle non celeres — rediit (Vv. 15—19) als unecht bezeichnet hat, wenn gleich noch ohne Kenntniß des Strophengesetzes.

Ganzen klar zu machen und finden wir dann statt der früheren inconcinnen Gliederung die auch hier vorauszusetzende Kunstform in den sieben übrig bleibenden Strophen mit überzeugender Klarheit hervortreten, so wird diese Einsicht nachträglich wohl nicht wenig zur Unterstützung und Bestätigung jener Ausscheidungen mit beizutragen vermögen. Gerade bei unserem Gedichte bedarf es dazu gar nicht der besonderen Kunst eines Oedipus: Lachmann hat diese Erkenntniß offenbar stillschweigend bei seinen Lesern vorausgesetzt.

In der dritten Strophe nämlich (sed non — muneri) haben wir den Kern des Ganzen zu erkennen, gleichsam das Gedicht in nuce, und zwar in der Art, daß wieder ihre erste Hälfte den 2 vorausgehenden, ihre letzte den 2×2 folgenden Strophen entspricht[4]). Daß dieser letzte Haupttheil des Gedichtes den ersteren um das doppelte überwiegt, darf bei dem scherzhaften, neckischen Charakter des Ganzen, welchen auch Lachmann a. a. O. hervorhebt, nicht auffallen: bildet doch das pretium dicere muneri eben das carmen, welches der Dichter dem Freunde als ein kleines und doch wichtiges Geschenk verheißt (centum potiore signis Munere donat, IIII. 2. 19). Der positiven Darstellung dessen, was er wirklich darzubringen vermöge, widmet so der Dichter genau noch einmal so viel Raum, als vorher der ablehnenden Erwähnung der Dinge, welche er nicht von ihm zu erwarten bittet.

Zugleich sehen wir nach dieser Abtheilung bei unserem Gedichte nur höchstens zwei Strophen ohne grammatischen Abschnitt unmittelbar mit einander verbunden, ein Resultat, welches gerade bei dem hier angewendeten Metrum nicht gering anzuschlagen ist und gewissermaßen die Probe für die allgemeine Giltigkeit des Strophengesetzes liefert: eben hier, wo die einzelnen κῶλα durchaus gleichartig sind und so der Strophenabschnitt nicht gleich metrisch erkennbar hervortritt, ließ sich von dem Dichter wol erwarten, daß er auf diesen Punct besondere Sorgfalt werde verwendet haben[5]).

Diese Behauptung muß allerdings so hingestellt vorläufig noch als eine Behauptung a priori erscheinen, da ihr gerade die zwei andern Gedichte, in welchen wir dasselbe Metrum von Horaz angewendet sehen, der Prolog und der Epilog[6]) der drei ersten Odenbücher in der überlieferten Form keineswegs entsprechen: in Carm. III. 30 finden wir vier, I, 1 sogar nicht weniger als sieben engverbundene Strophen. Es fragt sich, ob hier der vorliegende Text in höherem Grade maßgebend sei, als bei dem eben betrachteten Gedichte. Wenn ich mir darüber erlaube, die Gesichtspuncte, welche mich bei meiner kleinen Textesausgabe des Horaz (Wien 1856) geleitet haben,

---

[4]) Dieselbe Art der Composition finden wir namentlich bei Carm. I. 24, wo die mittlere Kernstrophe zu beiden Seiten von je einem Strophenpaar eingeschlossen ist, genau den zwei Hälften jener Strophe entsprechend.

[5]) Vgl. besonders die treffenden Bemerkungen von F. Martin, de aliquot Horatii carminibus commentatio critica, Posen 1844, pag. V: „Videbam . . . apud Orellium et hoc carmen (I. 1) et reliqua, quae adhuc monostropha edita essent, Meinekio auctore in strophas quaternorum versuum divisa esse idemque iam ante Meinekium factum memineram a Lachmanno in Catulli carmine Asclepiadeo (30)... Jam de ea re cogitans tunc sic ratiocinatus sum: cum neque Graecorum exemplis, quae nulla extarent integra, haec ratio niteretur, nec, quod quidem ego scirem, metricorum auctoritate, tamen indicia quaedam necesse esse extare. Horum autem maximum debere esse sententiarum et interpunctionis rationem. Nam cum etiam imparium versuum strophae, quamvis ipsa forma clausulae earum indicarentur, plerumque certe sententias clauderent, multo magis hoc necessarium esse in strophis, quae aut ex uno et eodem versuum genere aut ex alternantibus essent compositae: qui enim aliter strophas posse distingui?"

[6]) Nicht weniger als der Inhalt derselben spricht wol eben diese Gleichheit der sonst in den drei ersten Büchern nicht wiederkehrenden metrischen Form dafür, daß beiden Gedichten wirklich absichtlich von dem Dichter jene Rollen zugetheilt sind, was nicht hätte geläugnet werden sollen.

kurz hervorzuheben, so wird zugleich niemand geneigter sein, eine wirkliche Belehrung dankbar aufzunehmen.

Betrachten wir zunächst das kleinere Stück, dessen Herstellung weniger Schwierigkeiten macht, den Epilog III. 30. Hier muß gleich V. 2 Anstoß erregen. Ganz abgesehen von der Angemessenheit der Zusammenstellung von Erz und Pyramiden überhaupt, soll die schwer beginnende Verwitterung des ersteren hier ganz parallel stehen der schon begonnenen Verwitterung der zweiten? Oder hätte der Dichter etwa auch in V. 1 schon sagen können „situ aeris perennius?“ Und nach der „Höhe“ der Pyramiden soll der Dichter den Werth seiner Gedichte bemessen? Wohl gar nach Schuhen und Zollen, wie uns Orelli sehr sorgfältig vorzählt. Aber selbst wer dies ertragen, wer dies sogar dem Horaz zuschreiben zu können glaubt, dem wird dennoch der ästhetische Langmuth allein nicht über alle Schwierigkeiten hinwegzuhelfen vermögen. Soll altius in demselben Verhältniß auch nur denkbar sein wie perennius zu der gleich folgenden Ausführung quod non...possit diruere? Soll eine Höhe von über 425 Fuß (nach Orelli) an sich die Voraussetzung der Dauerhaftigkeit begründen? Die Vergleichung bei Propert. III. 2 17 ist doch ganz anderer Art[1]). An unserer Stelle würde der Gedankengang folgender sein: Erz ist dauerhaft, und die „modernde Herrlichkeit“ (nach C. W. Nauck, wenn der eigentlich unübersetzbare Ausdruck denn doch einmal übersetzt werden soll) der Pyramiden ist hoch: aber noch dauerhafter als jenes und zugleich noch höher als diese ist mein Werk, da es unvergänglicher Art ist. Also die Begriffe „langdauernd“ + „hoch und doch modernd“ sollen zusammengenommen das minus bilden zu dem maius „ewig dauernd“. Und andrerseits soll zu dem Positiv „hoch und doch modernd“ der Comparativ lauten „höher und also nicht modernd“. Soll auch hier wieder der dormitans Horatius den Schaden verschulden oder entschuldigen?

Daß das Gedicht höchstens drei Strophen haben kann, wissen wir nun. Und unmittelbar nach der Ausscheiduug des 2. Verses sehen wir die Sonderung derselben deutlich genug hervortreten, indem die einzelnen Glieder der dreifachen Folge Exegi monumentum — Non omnis moriar — Dicar genau unter dieselbe Zahl von Strophen sich vertheilen. Eine solche Gliederung des Gedichtes aber hat wohl den Vergleich mit der jetzt vorliegenden Form nicht zu scheuen.

Allein die dritte Strophe macht jetzt noch Schwierigkeiten, doch nicht sehr bedeutender Art. Während Hofman Peerlkamp an V. 2 achtlos vorübergegangen war, hat er die Geschmacklosigkeit der VV. 11—12 durchaus richtig erkannt (worin auch Bernhardy, Jahrb. f. wiss. Kritik 1835. I. S. 754. Röm. Litt. Anm. 451, ihm beipflichtet, nur ohne Beachtung des Strophengesetzes). Der Dichter will nur einfach seine Heimath bezeichnen, und dies ist in den Worten V. 10 qua violens obstrepit Aufidus hinlänglich geschehen: eine jede, auch die beste Erweiterung dieses Ausdruckes wäre vom Uebel. Und nun gar eine Erweiterung, welche uns von so passenden Dingen als pauper aquae Daunus und agrestes populi erzählt. Soll in pauper aquae etwa ein schöner Gegensatz zu violens Aufidus enthalten sein, so daß der Dichter, wie Herr Franz Ritter meint, die zwei Theile Apuliens, nämlich a, das wasserreiche und b, das wasserarme genau bezeichne? Und der Zusatz ex humili potens verräth erst vollends die übel angebrachte Gelehrsamkeit des Stümpers, dem wir diese Verse verdanken. Daß jene Worte allenfalls auch auf Horaz selbst bezogen werden könnten, wogegen übrigens schon Bentley pro-

---

[1]) „Nam neque pyramidum sumptus ad sidera ducti,
nec Jovis Elei caelum imitata domus,
nec Mausolei dives fortuna sepulcri
mortis ab extrema condicione vacant.“

testirte, vermag doch die ganze Stelle nicht zu retten. Wenn ich endlich in meiner Ausgabe geltend gemacht habe, daß der Name des Daunus überhaupt wo er in unserem Texte des Horaz begegnet, nicht dem Dichter selbst, sondern den Vergilischen Reminiscenzen eines Interpolators seinen Ursprung verdanke, so stützt sich dies nicht auf eine Behauptung a priori, sondern auf eine Betrachtung der einzelnen Stellen Carm. II. 1. 34 (s. Ritschl: Rhein. Mus. XI. 636); IIII. 6. 27; 14. 26, denen noch die fabelhafte Daunias I. 22. 14 sich würdig beigesellt. Eine eingehende Betrachtung der zwei Stellen des vierten Buches (denn nur um diese handelt es sich noch) würde uns hier allerdings zu weit führen (über IIII. 14 vgl. unten Anm. 8).

Die strophische Gliederung unseres Gedichtes sehen wir endlich vollkommen hergestellt durch die Ausscheidung der Worte V. 14 sq. „sume superbiam Quaesitam meritis," deren Verlust wohl kein allzu großes Bedauern erwecken wird. Ganz abgesehen von dem Ausdruck superbia, nach welchem dann volens matt genug nachschleppt, können die Ellipsen sume superbiam tibi (besonders bei dem nachfolgenden et mihi cinge comam) und quaesitam meritis meis unserem Dichter selbst kaum anstehen. Die Worte enthalten eben nur eine ungeschickte Parallele zu dem folgenden cinge (vgl. III. 10. 9 pone superbiam), gleichwie oben et qua Daunus etc. zu dem vorausgehenden qua obstrepit Aufidus. Im letzten Verse stellt sich nun allerdings et als unmöglich heraus. Der Interpolator, der sich nicht scheute, seine eignen Lappen mitten in das kunstreiche Gewebe des Horaz einzuflicken, konnte auch kein Bedenken tragen, nach Bedürfniß eine selbständige Anknüpfung zu erfinden[8]). Statt et habe ich herzustellen gesucht tu; vgl. Carm. I, 28. 23 (Prop. IIII. 18. 31). Sat. I. 4. 85. En, woran man etwa auch denken könnte, findet sich sonst bei Horaz nicht in der Verbindung mit dem Imperativ.

Größere Schwierigkeiten bietet allerdings der entsprechende Prolog I. 1. Die handschriftliche Ueberlieferung des Gedichtes zeigt uns hier gleich zu Anfang nicht weniger als sieben unmittelbar verbundene Strophen, von welchen allein die zweite einen kleinen Ruhepunct durch eine interpunctio minima gestattet. Während wir nach der bisherigen Erörterung in IIII. 8 nur je 2 Strophen verbunden, in III. 30 alle einzeln abgeschlossen sehen, sollen wir hier bei demselben einförmigen Metrum die strophische Gliederung gerade weniger beachtet finden, als fast in allen übrigen lyrischen Gedichten des Horaz? Allein in dem dithyrambischen Liede I. 37 begegnen uns noch einmal 7 zusammenhängende — aber alcäische — Strophen, unter welchen indessen doch die fünfte und sechste am Schlusse eine Art Ruhepunct haben. Und vergleichen wir die beiden längsten der sonst zusammengehörigen Partien, die je 6 Strophen am Anfange der besonders hochgehaltenen Oden IIII. 4 und 14[9]), so werden wir uns überzeugen, wie hier ebenfalls bei dem alcäischen Metrum doch immer wieder für einzelne Haltpuncte gesorgt ist. Diese

---

[8]) Dasselbe Experiment ist, wie es scheint, zu erkennen Carm. III, 16 ext., wo wir wol mit Peerlkamp einfach zu verbinden haben „nec mi plura velim. multa petentibus", und IIII, 14. wo ich die VV. 25—28 zu tilgen und Sic aus V. 25 an den Anfang der folgenden Strophe zu versetzen gesucht habe. In Carm. IIII, 4. 22 wird dagegen nach der Ausscheidung der Stelle „quibus mos — omnia" nicht mit Jani sed diu in et diu verändert werden dürfen, da nach Lachmann's Bemerkung die Elision der langen Endsilbe von Vindelici in diesem Buche der Oden nicht mehr statthaft wäre. Vgl. oben Anm. 1.

[9]) Nach meinem Texte: s. die vorige Anm. In IIII, 4 wird man hoffentlich wegen der Amazonia securis nicht etwa von einer siebenten Strophe sprechen wollen. Von den sgn. Disticha zeigen nur I, 28 (s. Anm. 2) und 36 bis zu 4 zusammenhängende Strophen. Dagegen haben die 5 derartigen Strophen in III, 24 a. E. ihre jetzige Gestalt wohl einer Interpolation und in I, 7, 5—24 wohl einer Lücke zu verdanken. Nur das kleine Gedicht III, 25 läßt alle seine 5 Strophen in einander übergehen. Von den drei übrigen sgn. Monosticha sind I, 11 und IIII, 10 blos kleine Scherze in je 2 zusammenhängenden Strophen; unter den 4 Strophen von I, 18 sind die drei letzten enger verbunden.

feierlichen Oden aber soll unser möglichst schlicht gehaltenes Eingangsgedicht in einfachstem Ton und einfachster Form noch an Langathmigkeit der Strophenverbindungen übertreffen?

Man wende nicht etwa ein, daß hier gerade absichtlich die ganze Aufzählung bis zu V. 28 uno tenore fortgehe, um me am Anfange der folgenden Strophe um so entschiedener hervortreten zu lassen. Dergleichen wäre nur gestattet, wenn das ganze Gedicht nach Form und Inhalt aus zwei gleichen Hälften bestände, deren einzelne Strophen unter sich dann absichtlich eng verbunden sein könnten, um die Scheidung der beiden Haupttheile um so schärfer hervorzuheben, wie dies bei I. 28 der Fall ist (s. oben Anm. 2). In der vorliegenden Form dagegen sehen wir das Gedicht in die zwei unmöglichen Theile von 7 und 2 Strophen zerfallen; und den 2 Strophen am Schlusse entsprechen nicht etwa die zwei am Anfange in der Weise, wie die 2 ersten Verse den 2 letzten. Es handelt sich geradezu bei dem vorliegenden Gedichte um die Giltigkeit des Strophengesetzes überhaupt: wenn dasselbe eben bei unserem Metrum nicht äußerlich in bestimmterer Weise zur Erscheinung käme, als in der hier überlieferten Form, so würde die mechanische Möglichkeit der Viertheilung allein uns noch nicht zu überzeugen vermögen. Und nehmen wir nun wahr, daß, sobald wir von den 2 ersten Versen absehen, sofort 5 Strophen in der schönsten Geschlossenheit sich darstellen, so wird wohl die Frage als berechtigt erscheinen, ob hier das Hervortreten einer solchen Sonderung allein dem Zufall zuzuschreiben sei.

Es war kein Geringerer als Gottfried Hermann, welcher vor Allem auf solche Erwägungen gestützt schon im Jahre 1842 in der schönen Abhandlung de primo carmine Horatii durch die Ausscheidung der 2 ersten wie der 2 Schlußverse die Herstellung dieser strophischen Gliederung forderte[10]). Allerdings ohne die allbekannte und deshalb allgeliebte Anrufung des Maecenas wird es manchem schwer werden, unser Gedicht des Horaz sich zu denken: ist das Bessere wirklich der Feind des Guten, so wird der theure Name sammt seinem etruskischen Stammbaum uns nicht bewegen können, die überzeugenden Spuren der strophischen Gliederung zu opfern. Dazu hob schon Hermann den Widerspruch der in hohem Stil gehaltenen Anrede mit der gleich folgenden nüchternen Aufzählung hervor. Daß die einzelnen Worte selbst gerade keinen ausdrücklichen sprachlichen oder sachlichen Unsinn bieten, reicht noch nicht hin, sie eben für unsere Stelle als passend zu erweisen: es lag eben dem Interpolator nahe genug, sie den Worten des Dichters selbst II. 17 nachzubilden. Daß endlich der Name des Maecenas auch anderswo willkommenen Anlaß zu Interpolationen gegeben, vermag wol, wenn mich nicht alles täuscht, das Beispiel von II. 12 besonders deutlich zu zeigen (s. unten Anm. 14).

Dazu kommen wirklich sprachliche Bedenken bei den beiden Schlußversen, mit welchen der besprochene Eingang stehen und fallen muß. Daß quod si me nach so langer Trennung von der ersten Anrede an Maecenas unerhört sei statt quod si tu me oder tu si me ist schon von G. Hermann und Anderen bemerkt[11]); aber auch quod si, eine an sich rein rhetorische Verbindung, scheint den Oden des Horaz überhaupt durchaus fremd zu sein[12]). Und abgesehen davon,

[10]) Ebenso Martin in der Anm. 5 erwähnten Abhandlung pag. IV.

[11]) Dieser Anstoß würde allerdings gehoben werden durch die neuerdings von R. Hanow im Rhein. Mus. XII, 462 vorgeschlagene Umstellung (s. unten.)

[12]) Vgl. F. Haase im Philologus III, 153, dessen treffende Bemerkungen über quod si und autem keineswegs für Tacitus allein Giltigkeit haben. — Bei Horaz ist in Carm. I, 24, 13 nach Cruquius' und Orelli's Handschriften schon von Haupt hergestellt quid si, was sich III, 19, 7 ohne Variante findet. So bleibt nur III, 1, 41 übrig, wo wol ebenfalls quid si zu schreiben ist (vgl. m. praef. p. V). Auch Epod. 2, 39 ist dieselbe Aenderung von Haupt vorgenommen; ib. 3, 19 ist at si die beglaubigte Lesart; ib. 14, 13 hat jetzt Meineke corrigirt quo si, während quod si 10, 21 und 11, 15 seinen Platz behauptet. (Ep. I, 19, 17 findet sich bei Cruquius auch einmal fälschlich quid si.) Sonst vgl. bes. Epist. I, 2 ext. und Prop.

darf man dem Horaz eine im Vergleich zu seinem sonstigen Verhalten gegen Maecenas so ganz singuläre Schmeichelei zutrauen, daß er allein von dessen Urtheil seine etwaige Einreihung in den Kanon der Lyriker (Lachm. ad Lucret. p. 358) abhängig machen solle? Jener würde dadurch gewissermaßen zu einer noch höheren Instanz als die eben genannten Musen erhoben (vgl. dagegen IIII. 3 ext.). Die Rolle, Horaz' Oden in eine nähere Beziehung zu Maecenas zu setzen, vertritt weder unser Gedicht, noch der ihm entsprechende Epilog III. 30, sondern allein das Schlußgedicht des zweiten Buches: aber wie weit ist die dortige Erwähnung von einer ähnlichen Schmeichelei entfernt! (Ueber Sat. I. 10. 89 vgl. G. F. Grotefend im Philol. I. 606. 609). So würden wir, selbst wenn die besprochenen Verse überhaupt zu dulden wären, doch statt quod si . . inseres vielmehr ein quae si . . inseret oder inserent zu erwarten haben[13]).

Aber auch die 8 Strophen, welche sich nun nach Hermann's Kritik herausstellen, bieten das Gedicht noch nicht in einer der Horazischen Kunstform entsprechenden Gestalt dar. Gleich die 2 ersten Strophen finden nur in den 6 letzten Versen ihr entsprechendes Gegenstück; und dazu zeigen sie noch immer dieselben sprachlichen Schwierigkeiten, welche seit Bentley die Erklärer des Horaz außer Athem gesetzt haben. Sollen die Accusative hunc-illum in iuvat ihr verbum regens finden? Aber evehit steht im Wege. Dieses letztere kann nun freilich seinen Platz parallel neben iuvat nicht behaupten: zu construiren „Sunt quos . . conlegisse iuvat et quos meta palmaque . . evehit" scheint durchaus unmöglich. Zunächst würde dabei das zweite que dem ersteren untergeordnet werden, wogegen zu erinnern ist, daß die Bemerkung von G. T. A. Krüger lat. Gramm. § 533 Anm. 6. 6 S. 715 für Horaz keine Geltung hat und nicht etwa durch die unechte Stelle Carm. II. 12. 9 vertheidigt werden darf[14]) (die von Krüger angeführten Beispiele aus Cicero und Caesar bestätigen ohnehin nicht die Ausnahme, sondern die Regel). Und überhaupt wäre es unzulässig, aus dem vorausgehenden sunt quos ein einfaches quos zu suppliren (noch dazu asyndetisch bei verbis ebenso verschiedener Geltung wie IIII. 1. 29 sq.); eben so wenig aber läßt sich der vollständige Ausdruck vor metaque wiederholt denken, da sonst dieses zweite sunt quos als Einführung eines neuen Gliedes der Aufzählung erscheinen würde. Diese Schwierigkeiten werden zwar nicht alle durch Bentley's evehere, wol aber, wie es scheint, gehoben werden durch die längst von J. H. Withof vorgeschlagene, von Peerlkamp und Meineke der Vergessenheit entrissene Emendation si vitata statt evitata, die sich nebenbei auch durch ihre graphische Leichtigkeit empfehlen wird (s. Kritische Anmerkungen über Horaz u. and. römische Schriftsteller, Stück IV, Düsseldorf 1798, S. 1). Aber auch jetzt, wo evehit nicht mehr parallel neben iuvat steht, ist damit für die folgende Strophe nichts gewonnen: weder Bentley's noch Withof's Conjectur kann zu ihrer Rechtfertigung beitragen. Haben wir in iuvat das einzige auch zu hunc-illum gehörige verbum finitum zu erkennen, so werden sich

---

IIII, 14 ext. Dagegen scheint quod si niemals zur bloßen Wiederaufnahme und Fortführung eines vorausgehenden si zu dienen. Sall. Iug. 1, 5 ist anderer Art; bei Tibull. IIII, 5, 11 leitet quod si den directen Gegensatz zu dem vorausgehenden si modo ein (G. Wichert lat. Stillehre S. 377). Bei Hor. Sat. II, 3, 214 ff. stehen siquis und quid? siquis einander gegenüber. Dem Interpolator unserer Ode konnte vielleicht eine Reminiscenz an Epist. I, 3, 25 vorschweben. — Auch in dem letzten Verse würde der Ausdruck ferire sidera vertice mindestens als ein ἅπαξ εἰρημένον dastehen. Die oft verglichenen Worte des Ovid. ex Pont. II, 5, 57 „huic tu cum placeas et vertice sidera tangas" haben abgesehen von dem verschiedenen Verbum doch auch eine ganz andere Beziehung und Bedeutung.

[13]) Vgl. Prop. III, 13, 14 sqq. „. . domina iudice tutus ero. Quae si forte bonas ad pacem verterit aures, Possum inimicitias tunc ego ferre Jovis."

[14]) An tuque hatte mit Recht schon Anstoß genommen G. Bezzenberger emendationum delectus (Dresd. 1844) p. 21.

diese beiden Glieder unmöglich anders auffassen lassen, denn als Specificationen des vorausgehenden allgemeinen sunt quos[15]), was Niemand im Ernst versuchen wird. Dazu kommt, daß die Bezeichnung des Reichthums (illum-areis) ohnehin an unserer Stelle nicht zu dulden wäre: diese Kategorie findet erst bei der folgenden Aufzählung durch den mercator indocilis pauperiem pati ihre passende Vertretung. Denn daß an der einen Stelle gerade nur der Reichthum des Grundbesitzes, an der andern der Handelsreichthum bezeichnet werden solle, läßt sich nicht als Entschuldigung anführen oder wenigstens nicht durchführen.

Die zunächst folgenden Ausführungen sehen wir dagegen nach Inhalt und Form einander aufs beste entsprechen: es ist der gewöhnlichste Gegensatz des täglichen Lebens und Treibens, der Gegensatz der sorglosen, in ihrem beschränkten Kreise zufriedenen Genügsamkeit (gaudentem etc.) und Behaglichkeit (est qui etc.) auf der einen, und der weiter hinaus nach der That des Gewinnes (luctantem etc.) oder dem Gewinne der That (multos etc.) strebenden Unruhe und Ungenügsamkeit auf der andern Seite, welcher hier in zwei Paaren von Beispielen und in eben so vielen Strophen seinen Ausdruck findet.

Der strengen Geschlossenheit und Gleichmäßigkeit des ersten Strophenpaares gegenüber müßte es hier nur sehr auffällig erscheinen, wenn plötzlich allein das letzte Glied (multos etc.) bis zu 6 Versen sich erweitern sollte. Dazu käme die Sonderbarkeit, den neuen mit me (v. 29 sq.) scharf eintretenden Gegensatz gerade in der Mitte einer Strophe beginnen zu lassen, eine Erscheinung, welche sich wohl nicht durch die Vergleichung von I. 7. 10 wird vertheidigen lassen. Dazu kommt noch, daß schon Peerlkamp die Geschmacklosigkeit des störenden Einschiebsels v. 30 (mit welchem aber der folgende Vers unzertrennlich verbunden ist) überzeugend genug aufgedeckt hat[16]): eben dadurch sehen wir uns jetzt hinlänglich in den Stand gesetzt, auch die „teretis plagas“, durch welche der Interpolator die wahre Gestalt des Gedichtes verhüllt hat, zu zerreißen und unsern Poeten von den catulis fidelibus sammt dem entsprechenden Zubehör von Roth- und Schwarzwild (v. 27. 28) zu befreien.

Erst nach diesen Ausscheidungen sehen wir in unserem Gedichte eine wirkliche (und hoffentlich die ursprüngliche) Kunstform mit überzeugender Klarheit hervortreten. Die früher so lange und ungeordnete Aufzählung von Beispielen sehen wir in den zwei mittleren Strophenpaaren sich concentriren. Die einzeln stehende erste Strophe dagegen findet ihren Gegensatz und somit ihr correspondirendes Glied in der eben so vereinzelten letzten Strophe. Auch der formale Parallelismus beider tritt jetzt nach Withof's Emendation hervor: sunt quos . . iuvat, si metaque palmaque etc. = me . . secernunt populo, si neque — nec etc.

Die Composition des Ganzen können wir uns etwa nach folgendem Schema vergegenwärtigen:

στρ. α' || στρ. β' ἀντιστρ. β' | στρ. γ' ἀντιστρ. γ' || ἀντιστρ. α'

„Die einen streben nach dem höchsten und herrlichsten irdischen Ruhm: die andern hält das

---

[15]) Vgl. 1, 12, 25 puerosque Ledae: hunc-illum. Ovid. Metam. XI. 534 sqq. omnes: hic-hic, ille-hic, ille-hic. Anderer Art ist die Zusammenstellung bei Propert. IIII, 9, 17 sqq.:

„est quibus Eleae concurrit palma quadrigae,
est quibus in celeres gloria nata pedes;
hic satus ad pacem, hic castrensibus utilis armis:
naturae sequitur semina quisque suae“

wo hic-hic dem doppelten est quibus ganz parallel steht.

[16]) Vielleicht schwebte dem Verfasser dieser beiden Verse eine Reminiscenz an Verg. Georg. II, 488, 494 vor.

Getriebe des Tages in verschiedener Weise gefesselt: mir gilt der Kranz der Dichterstirn für das höchste Ziel [17])."

Durch die formelle Abtrennung der ersten Strophe von der folgenden Aufzählung erhalten wir zugleich schon die Andeutung, wie die Erwähnung der Olympia hier nicht der realen Geltung der folgenden Beispiele gleich zu stellen sei. Nicht an das wirklich zu seiner Zeit noch dauernde Nachleben der Spiele denkt der Dichter: der olympische Siegeskranz ist ihm nur das Symbol für den äußerlich höchsten Glanz des ὑπείροχον ἔμμεναι ἄλλων, für die höchsten irdischen Ziele, welche die Menschenbrust zu bewegen vermögen: der Dichter bleibt nur im Bilde, wenn er den doctae ederae die palma nobilis gegenüber stellt [18]).

Auch im einzelnen sehen wir nach dieser Herstellung Inhalt und Form in vollendeter Harmonie. Dem früheren evehit ad deos steht kein unpassendes dis miscent superis mehr entgegen; die monströse Gradation dis miscent superis — secernunt populo — feriam sidera vertice ist gehoben. Nicht mehr erhebt sich der Dichter gleich in dem Eingangsgedichte schon höher, als in dem Epilog III, 30: einfach und schlicht steht das erstere dem gehobeneren Tone des letzteren gegenüber. Erst in diesem tritt der Lorbeer an die Stelle der ederae. In beiden entspricht einander am Schlusse die Anrufung, nicht des Maecenas, sondern der Muse. Endlich steht selbst die Strophenzahl beider in einem bestimmten Verhältniß: das erste Gedicht hat 6, das letzte 3 Strophen [19]).

Die Interpolation, sehen wir, hat bei keinem der drei Gedichte des vorliegenden Metrums der hier scheinbar besonders einladenden Versuchung zu Einschwärzungen widerstanden. Aber auch hier erkennen wir wieder, wie sie gerade nur mit dürftigen Parallelisirungen und Erweiterungen des ursprünglich Vorhandenen sich begnügt, so in I, 1 am Anfange wie am Schlusse mit der unpassenden Wiederholung des je einmal vorhandenen si. Von der eigentlichen Kunst des Dichters hatte keiner dieser Dichterlinge eine Ahnung: nur ist es interessant zu bemerken, wie der

---

[17]) Der durch ein Verkennen dieser Gliederung entstehende Widersinn zeigt sich besonders deutlich in der musterhaft conservativen Abhandlung von weiland J. Chr. Jahn de Horatii carmine primo, Lips. 1845. Derselbe findet S. 12 in dem ganzen Gedichte novem hominum imagines, und zwar, wie er vermuthet, nach der Zahl der Musen, denen der Dichter sich ergeben: diese Neunzahl aber scheide sich wieder in drei Gruppen, nämlich 1. Hochgeborene, welche die ererbten Güter von a) Ruhm, b) Ehre und c) Reichthum sich zu bewahren streben; 2. Niedriggeborene, und zwar a) kleine Bauern, b) Kaufleute, c) Privatiers; 3. (ohne generelle Bezeichnung) a) Krieger, b) Jäger, zu welchen dann c) unser Horaz in eigner Person sich gesellt. Der Verfasser hat dabei trotz seiner bona fides der überlieferten Gestalt des Gedichtes wol denselben Dienst erwiesen, wie in einem ähnlichen Falle Orelli, als er durch seine versuchte Rechtfertigung der vorletzten Strophe in Carm. II, 1 die Unmöglichkeit dieses Machwerks erst recht ins Klare setzte. Aber J. hat auch dem Dichter kühn nachzudenken und nachzudichten versucht. In den terrarum domini glaubt er dieselben wiederzufinden, quos . . iuvat, nämlich römische nobiles, welche mit ihrem Dominat über den Erdkreis nicht zufrieden auch in Olympia mitkämpfen. Denn sollten die di selbst als die terrarum domini bezeichnet werden, so hätte der Dichter schreiben müssen

„ . . . palmaque nobilis
terrarum dominis aequiparat diis."

So ist zu lesen a. a. O. pag. 16. Da könnten wir V. 30 aus der Form dis wohl gar einen neuen Beweis der Interpolation gewinnen?

[18]) Dieser Gegensatz entspricht somit ganz dem Eingang des bekannten Hochgesanges IV, 3. Mit der jetzt hergestellten letzten Strophe unseres Gedichtes vgl. man namentlich die Endstrophe von II, 16.

[19]) Unter allen conservativeren Vorschlägen stellt allein der neueste von R. Hanow (s. Anm. 11), welcher die VV. 27, 28 und 30, 31 ausscheidet und V. 1—2 zwischen 35 und 36 einschiebt, eine entsprechende Composition des Gedichtes her. Es würden hiernach, gleichwie in der Mitte, so auch am Anfange und am Ende des Gedichtes je 2 Strophen einander entsprechen, ein Vorschlag, dem wir gerne beistimmen würden, wenn nur die eben vorgetragenen Bedenken wegen der zweiten Strophe und wegen der letzten Verse sich als unbegründet erweisen sollten.

Gerade die zwei ersten und die zwei letzten Verse von der übrigen strophischen Gliederung abzusondern, wie es Stallbaum versucht hat, scheint wenigstens aller und jeder metrischen Analogie zu entbehren.

Interpolator von I. 1 und III. 30 doch noch im Bewußtsein des Strophengesetzes verfuhr, da er trotz aller Willkür wenigstens die Vierzahl nicht zu verletzen strebte; nicht so der Verunstalter von IIII. 8, wenn anders der an sich schöne V. 28 und der monströse V. 17 einem und demselben Verfasser zuzuschreiben sind.

Die derartige Verunstaltung so mancher Gedichte des Horaz mag man beklagen wegen der mancherlei Mißverständnisse, die sie hervorgerufen hat und noch immer hervorruft: aber um so erfreulicher ist es zu begrüßen, wenn gerade sie in unsern Tagen den Anlaß gegeben hat, die eigentliche Kunst des Dichters immer sorgfältiger zu erforschen und zu erkennen. Möge die eben versuchte Erörterung als ein kleiner Beitrag zu dieser Forschung erscheinen.

I. 1.

[Maecenas atavis edite regibus,
o et praesidium et dulce decus meum,]
Sunt quos curriculo pulverem olympicum
conlegisse iuvat, metaque fervidis
5 *si* vitata rotis palmaque nobilis
terrarum dominos evehit ad deos.

[hunc, si mobilium turba Quiritium
certat tergeminis tollere honoribus;
illum, si proprio condidit horreo,
10 quidquid de libycis verritur areis.]

gaudentem patrios findere sarculo
agros attalicis condicionibus
nunquam dimoveas, ut trabe cypria
myrtoum pavidus nauta secet mare:

15 luctantem icariis fluctibus africum
mercator metuens otium et oppidi
laudat rura sui; mox reficit ratis
quassas, indocilis pauperiem pati.

est qui nec veteris pocula massici
20 nec partem solido demere de die
spernit, nunc viridi membra sub arbuto
stratus, nunc ad aquae lene caput sacrae:

multos castra iuvant et lituo tubae
permistus sonitus bellaque matribus
25 detestata; manet sub iove frigido
venator tenerae coniugis inmemor
[seu visa est catulis cerva fidelibus
seu rupit teretis marsus aper plagas].

me doctarum ederae praemia frontium
30 [dis miscent superis, me gelidum nemus
nympharumque leves cum satyris chori]
secernunt populo, si neque tibias
Euterpe cohibet nec Polyhymnia
lesboum refugit tendere barbiton.
35 [quod si me lyricis vatibus inseres,
sublimi feriam sidera vertice.]

III. 30.

Exegi monumentum aere perennius
[regalique situ pyramidum altius],
quod non imber edax, non aquilo inpotens
possit diruere, aut innumerabilis
5 annorum series et fuga temporum.

non omnis moriar, multaque pars mei
vitabit Libitinam: usque ego postera
crescam laude recens, dum Capitolium
scandet cum tacita virgine pontifex.

10 dicar, qua violens obstrepit Aufidus
[et qua pauper aquae Daunus agrestium
regnavit populorum ex humili potens]
princeps aeolium carmen ad italos
deduxisse modos: [sume superbiam
15 quaesitam meritis et] *tu* mihi delphica
lauro cinge volens, Melpomene, comam.

IIII. 8.

Donarem pateras grataque commodus,
Censorine, meis aera sodalibus,
donarem tripodas, praemia fortium
Graiorum, neque tu pessima munerum

5 ferres, divite me scilicet artium,
quas aut Parrhasius protulit aut Scopas,
hic saxo, liquidis ille coloribus
sollers nunc hominem ponere, nunc deum.

sed non haec mihi vis, nec tibi talium
10 res est aut animus deliciarum egens.
gaudes carminibus; carmina possumus
donare et pretium dicere muneri.

non incisa notis marmora publicis,
per quae spiritus et vita redit bonis
15 post mortem ducibus [non celeres fugae
reiectaeque retrorsum Hannibalis minae,
non incendia Carthaginis inpiae
eius, qui domita nomen ab Africa
lucratus rediit], clarius indicant
20 laudes, quam calabrae Pierides: neque,

si chartae sileant quod bene feceris,
mercedem tuleris. quid foret Iliae
Mavortisque puer, si taciturnitas
obstaret meritis invida Romuli?

25 ereptum stygiis fluctibus Aeacum
virtus et favor et lingua potentium
vatum divitibus consecrat insulis.
[dignum laude virum Musa vetat mori]
caelo Musa beat. sic Jovis interest

30 optatis epulis inpiger Hercules,
clarum Tyndaridae sidus ab infimis
quassas eripiunt aequoribus ratis,
[ornatus viridi tempora pampino]
Liber vota bonos ducit ad exitus.

Ueber Umfang und Anwendung des in diesem Vortrage entwickelten kritischen Verfahrens entspinnt sich eine längere Discussion. Es entgegnet nämlich:

Director Dr. Schultz: Er erblicke in den Untersuchungen, welche uns hier entgegentreten, viel Subjectives und Willkührliches. In die Schulen gehören daher keine Ausgaben, in welche die Ergebnisse jener Forschungen früher aufgenommen worden, als sie vollständig feststehen; denn die Schüler würden sich leicht gewöhnen, über den Klammern den Dichter ganz zu übersehen und dadurch die Lust an demselben bald selbst einbüßen. Die Schulmänner haben daher die Verpflichtung, dergleichen Ausgaben von den Schulen fern zu halten.

Director Dr. Eckstein: Er sei zwar nicht ganz so conservativ wie Schultz, aber auch nicht so links wie Linker, qui nomen et omen habet, wie er heut bewiesen. Er theile die Furcht vor Uebelständen für die Schule nicht, spreche aber auch der Interpolationssucherei das Wort nicht, welcher leicht jüngere Gelehrte verfielen; mit dem Alter werde man besonnener, umsichtiger und mache sich den Dichter nicht mehr selbst. Wollte er nach den hier dargelegten Grundsätzen des Verfahrens und mit einem Scharfsinne, den er nicht besitze, an die deutschen Dichter gehen, so zweifle er nicht, daß er aus Schiller und Göthe einen beträchtlichen Theil würde herausschneiden können. Gleichwohl sei das Verdienst derartiger Untersuchungen nicht zu verkennen: sie schärfen den kritischen Blick, sie bereiten einem gründlichern Eindringen in die Natur des Dichters und in das Wesen seiner Dichtungen den Weg; sie haben endlich über jene Exclamationen der göttinger Schule: quam belle, quam pulcre, quam eleganter hinwegkommen gelehrt. Daher sei man den Männern, welche sich solchen Forschungen unterzogen haben, zu aufrichtigem Danke verpflichtet; zu ihnen rechne er aber auch seinen hier anwesenden Freund Martin aus Posen, der schon vor 20 Jahren Vieles im Horaz als Auszuscheidendes nachgewiesen habe. Mit großem Scharfsinn habe Lachmann bei Carm. IV, 8 die Untersuchung geführt, der er auch im Allgemeinen beistimme; dasselbe Verfahren habe man dann aber auf noch 2, resp. 4 Gedichte anwenden wollen, jedoch nicht mit Glück; namentlich sei in Bezug auf Carm. I, 1 kein Grund ersichtlich, warum Vers 1 und 2 ein durch Fälschung vorgesetztes τηλαυγὲς πρόσωπον sein sollten; sie seien allerdings schwach, diesen Fehler aber theilten sie mit dem ganzen ersten Buche der

Oden; auch sei die Ansicht von einer Dedication schon förmlich aufgegeben worden: Horaz habe, wie ja jeder andere Dichter auch, erst nach und nach schwimmen gelernt.

Linker. Die erste Ode erscheine nicht schwächer als andere und rühre offenbar aus derselben Zeit wie „Exegi monumentum“ her. Für den Wegfall der Dedication berufe er sich auf die von G. Hermann aufgestellten Gründe: die Rücksicht auf den geschlossenen Satz verlange eine Abrundung durch eine geschlossene Strophe, die nur durch Ausscheidung der besprochenen Stelle bewirkt werden könne, da diese über die Strophe hinausgehe. Schließlich seien auch am Ende die lyrici vates anstößig, da man nicht zu erkennen vermöge, wer darunter gemeint sei.

Eckstein: Zur Vermittelung des Verständnisses dieses Ausdrucks verweise er auf Klopstocks: „Lehrling der Griechen“; auch sei nicht abzusehen, warum die in den Worten: „secernunt populo“ liegende Steigerung verworfen werde. Man dürfe den Horaz nicht besser machen wollen, als er wirklich gewesen; indeß zweifle er, ob durch die gegenwärtige Discussion eine vollkommene Verständigung herbeigeführt werden möchte, doch hoffe er noch Gelegenheit zu haben, durch eine private Besprechung die Sache zu einem befriedigenden Abschlusse zu bringen.

Professor Dr. Hertz: Es genüge nicht Interpolationen nachzuweisen; man müsse besonders auch nach der Zeit und der Art ihrer Entstehung fragen. Schon dem Martial scheine jene Stelle des Horaz bekannt gewesen zu sein; man müsse also eine sehr frühe Interpolation zulassen.

Linker: Wenn Martialis in XII, 4: „Maecenas atavis regibus ortus eques“ die erste Ode des Horaz vor Augen gehabt habe, so müsse die Interpolation vor dessen Zeit vorgenommen worden sein.

Hertz: Auch bei Grammatikern finden sich die Anfänge Horazischer Gedichte citirt; so bei Caesius Bassus (p. 2663 P.) die in Rede stehenden Verse, und gesetzt, derselbe sei nicht mit dem zur Zeit Nero's lebenden Dichter Caesius Bassus identisch, so beruhe das angeführte Werk doch auf den von diesem gegebenen Grundlagen; man werde also eine vorneronische Interpolation annehmen müssen.

Linker: Martialis könne sich wohl auch auf Propertius beziehen, und auf des Caesius Bassus Zeugniß sei als auf ein zweifelhaftes kein allzugroßes Gewicht zu legen; auch gehe schon aus der Erwähnung der unechten Invectiva in Sallustium bei Quintilianus das Vorhandensein alter Interpolationen hervor.

Hertz: Zur Zeit des Juvenalis seien Schulen vorhanden gewesen; es erscheine also auffallend, daß von den kurz vorher entstandenen Interpolationen und den ursprünglichen Texten keine Nachricht hätte aufbewahrt sein sollen; auch konnte das Andenken an Horaz damals wohl noch nicht so erloschen sein, daß zu seinen Gedichten ohne Weiteres neue Anfänge hätten geschaffen werden dürfen.

Linker: Die Gestaltung der Strophen führe nothwendig in der Art zur Annahme von Interpolationen, daß davor die Frage nach dem Wann und Wie ihrer Entstehung zurücktreten müsse.

Hertz: Es sei ihm nicht darum zu thun gewesen, die ganze Frage schon hier zur Entscheidung zu bringen, was kaum möglich sein dürfte, er habe vielmehr nur ein einzelnes Bedenken geltend machen und zu weiterer Forschung Veranlassung geben wollen.

Regierungs- und Schulrath Dr. Stieve: Er theile das von Schultz erhobene Bedenken nicht, ja er halte sogar dafür, daß, wenn sich die Wahrheit der Veränderung erweisen lasse, sie auch in die Schulausgaben gehöre; er zweifle aber, ob ein Verfahren, wie das von Linker dargelegte, mit der Wahrheit bestehe. Ein Prokrustesbett sei unzulässig; es spreche keine Auctorität

für eine spätere Entstehung; daher sei das Wo? Wie? Wann? derselben mit besonderer Umsicht zu erwägen und zu untersuchen, ob das scheinbar Unangemessene nicht dennoch dem Dichter angemessen sei. Man möge, was das erste Gedicht betrifft, es einmal von dem Standpunkt des Humors und der Ironie betrachten, dann dürften vielleicht die Bedenken gegen die angezweifelten Verse schwinden.

Linker: Durch die Frage über die Entstehung der Interpolationen werde die über das Vorhandensein derselben nicht beirrt, und wenn auch die Zeit derselben nicht feststehe, so könne doch dieses selbst nicht leicht in Abrede gestellt werden.

Professor Dr. von Leutsch: Er verwahre sich zunächst gegen die über die vornehm angesehene göttinger Schule von Eckstein ausgesprochene Bemerkung, — (welche dieser übrigens sofort bereitwillig nicht auf die jüngeren Nachfolger Heyne's bezogen zu haben erklärt,) — sodann spreche er sich für die conservative Ansicht aus und verspreche endlich nachzuweisen, daß Horaz nicht bloß in vier- und zwei-, sondern auch in dreizeiligen Strophen gedichtet habe.

Der Präsident bemerkt, daß er zu seinem Bedauern genöthigt sei, die Frage über die Kritik des Horaz hier abzubrechen, eine Frage, die ohnehin für jetzt auf dem Wege mündlicher Discussion schwerlich viel weiter gefördert werden könne; die für die Sitzung bestimmte Zeit sei bereits weit überschritten, und es sei daher auch nicht mehr möglich, noch einen der anderweitig auf die Tagesordnung gestellten Vorträge zu hören, oder auch nur, wie er mindestens gewünscht habe, deren Inhalt summarisch zu vernehmen. —

Hier muß es daher genügen, die Namen der Mitglieder, welche Vorträge angemeldet hatten, und die Gegenstände, die sie zu behandeln gedachten, aufzuzeichnen:

Consistorialrath, Director Dr. Peter aus Schulpforta: „Bemerkungen zu Grote history of Greece;

Professor Dr. Lange aus Prag: „über Finalsätze bei Homer."

Oberlehrer Winkler vom Matthias-Gymnasium hierselbst: „über Horat. Carm. IV, 12;"

Oberlehrer Dr. G. Wolff aus Berlin: „über eine Geschichte des Volksaberglaubens bei den Griechen und Römern;"

Privatdocent Dr. Oginski von der hiesigen Universität: „über den Begriff des φιλόλογος bei Platon."

Es nahm demnach der Präsident zum Schluß das Wort und sagte ungefähr folgendes:

Der letzte Moment unserer diesjährigen Versammlung ist herbeigekommen; wie ich sie mit Freude eröffnet habe, so kann ich mich eines schmerzlichen Gefühls nicht erwehren, indem ich sie zu schließen im Begriff bin. Die wenigen Tage unseres Zusammenseins sind nur allzu schnell verflossen; der wohlthuende Genuß, mit treuen und lieben Freunden eine wenn auch nur kurze Spanne der Zeit zusammen zu verleben und uns alles dessen zu erfreuen, weßwegen wir sie lieb gewonnen haben, nimmt wie alles Zeitliche ein schnelles Ende und erweckt gar manchen trüben Gedanken an die Zukunft. Hat doch diese Versammlung in den letzten Jahren so überaus zahlreiche und schmerzliche Verluste zu beklagen gehabt; in der vorletzten sahen wir noch Wüstemann, Schöne, Schneidewin unter uns, und der Mann, der im vorigen Jahre meine Stelle einnahm, der noch bald nachher frisch und heiter als Abgesandter seiner Universität dem Jubileum in Greifswald beiwohnte, ahndete nicht, als er die vorjährige Versammlung mit den Worten schloß: „Ich habe das letzte Wort an Sie zu richten", daß dies in anderem Sinne sein letztes Wort sein sollte, als es gemeint war, und daß er kurze Zeit darauf ein trauriges Ende finden sollte. Auch unter uns wird Manchem vielleicht sein Lebensziel so früh gesteckt sein, daß

die in Wien Versammelten ihn mit Schmerz vermissen. Aber ich will nicht mit diesen trüben Gedanken schließen. Gewiß werden wir unter manchen heiteren und angenehmen Erinnerungen auch die freudige Ueberzeugung aus dieser Versammlung mitnehmen, daß die großen und ernsten Zwecke und Bestrebungen, welche uns verbinden, fort und fort treue und hingebende Pflege von allen Seiten, achtungsvolle Anerkennung außer unserem Kreise und in ihm immer neu verjüngte Kräfte finden, welche eine schöne Zukunft verheißen. Diesen erfreulichen Eindruck verdanken wir Ihrer zahlreichen, freundlichen und regen Theilnahme an der Versammlung, zu der Sie aus vielen Theilen des deutschen Vaterlandes und zum Theil aus weiter Ferne sich eingefunden haben. Mußten wir auch manche ausgezeichnete und theure Häupter unseres Kreises vermissen, die wir in früheren Jahren zu sehen und zu hören gewohnt waren, deren Manche noch vor Kurzem uns ihre Anwesenheit hoffen ließen, während Andere ausdrücklich ihr unfreiwilliges Fernbleiben bedauerten, so ist doch die gegenwärtige Versammlung reich an Männern gewesen, deren Namen unter uns den besten Klang haben, und die uns allen noch lange die angenehmsten Erinnerungen hinterlassen werden. Denn Sie, die Versammelten, sind es, wie ich schon bei der Eröffnung bemerkte, welche durch ihre Anwesenheit der Versammlung ihren Reiz und Nutzen gewähren und dadurch, daß Sie nicht bloß empfangend, sondern auch gebend jeder an seinem Theil diesen unseren Verkehr beleben. Das untergeordnete Geschäft, diesen Verkehr thunlichst zu erleichtern, haben wir, das Präsidium und die uns hier am Orte beistanden, gern und mit Liebe übernommen, und wir haben Ihnen jetzt zu danken für die gütige Nachsicht, mit welcher Sie, wenn uns auch nicht Alles nach unserm Wunsch und Plan gelungen ist, doch bei uns und unsern Fachgenossen wie bei den Behörden und Bürgern dieser Stadt den besten Willen freundlich wahrgenommen und anerkannt haben. Möge Sie denn alle das beste Glück und ein freundliches Andenken von hier in Ihre Heimath und in Ihren Beruf geleiten, und mögen wir uns in Wien eines glücklichen und heiteren Wiedersehens zu erfreuen haben!"

Geheimer Regierungsrath Dr. Wiese: „Die dankbare Erinnerung an die in der Versammlung selbst empfangenen Genüsse trägt zwar Jeder mit sich fort, doch bleibt noch die Schuld des Dankes für vieles Andere abzutragen: für die großartige Hospitalität dieser Stadt, für die mancherlei litterarischen Gaben, unter denen nur auf das Specimen eruditionis der hiesigen Studirenden, der spes patriae, hinzuweisen verstattet sein möge, für die freundliche und umsichtige Thätigkeit aller derer, welche sich der Leitung, den Geschäften und auch der Erfreuung der Versammlung so bereitwillig unterzogen haben, die daher ersucht wird, diesem Gefühle des Dankes durch Aufstehen einen sichtbaren Ausdruck geben zu wollen." — Dies geschah auch sofort. —

Gymnasiallehrer Königk vom hiesigen Magdalenäum: „Im Namen und Auftrage der jüngern Mitglieder der Versammlung möge es erlaubt sein, für so vieles Gehörte, Gesehene, Empfangene, für die reiche Fülle von Anregung und Belehrung, die uns in diesen Tagen des ernsten und frohen Zusammenseins mit so vielen im Leben wie in der Wissenschaft so hoch gestellten Männern zu Theil geworden ist, aufrichtigen Dank auszusprechen und die Versicherung zu geben, daß es Aller Bestreben sein werde, den ältern Fach- und Amtsgenossen auf würdige Weise nachzustreben."

Präsident: Ich erkläre die 17te Versammlung deutscher Philologen, Schulmänner und Orientalisten hiermit für geschlossen. —

Protocolle

über die Verhandlungen der pädagogischen Section.

Die für die Section eigegangenen Thesen.

I.

Auf zweckmäßig eingerichteten höheren Lehranstalten sollte der Religionsunterricht als besonderer Lehrgegenstand nicht erscheinen.

Dr. Suckow,
Privatdocent an der Universität zu Breslau.

II.

Thesen in Bezug auf das Realschulwesen.

a. Allgemeine:

1) Die Realschule ist, wie das Gymnasium, eine Lehranstalt zur Erwerbung allgemeiner Bildung.
2) Die Vielheit der Unterrichtsgegenstände in der Realschule überhaupt, wie in den einzelnen Classen, ist mehr als bisher zu beschränken.
3) Eine tiefere Bekanntschaft mit dem Geiste und Leben des classischen Alterthums, soweit sie bei beschränkter Benutzung der Quellenschriften erreichbar ist, muß auch auf der Realschule erstrebt werden.

b. Besondere, nur zum Theil mit Nr. 3 zusammenhängende.

1) Die Grundlage alles sprachlichen Unterrichts auf der Realschule muß das Latein sein.
2) Der Unterricht im Lateinischen und Deutschen, in den obern Classen auch der in der alten Geschichte, muß in einer Hand liegen.
3) Die besten Uebersetzungen der bedeutendsten alten Classiker, welche auf der Realschule nicht gelesen werden, sind in die Schülerbibliothek derselben in mehreren Exemplaren aufzunehmen.

Dr. Tagmann,
Oberlehrer an der höheren Bürgerschule z. heil. Geist in Breslau.

III.

Aufforderung zur Mittheilung von Ansichten und Erfahrungen über zweckmäßige Bearbeitung und Einrichtung von Schulausgaben griechischer und lateinischer Classiker mit deutschen Anmerkungen.

Dr. Ferdinand Ascherson, aus Berlin.

IV.

Die äußere und innere Kenntniß des Sprachmaterials ist wesentliche Bedingung für den sicheren und freudigen Fortschritt in der Spracherlernung. Darum darf ihre Erwerbung weder nebensächlich noch lange hinausgeschoben werden; sie ist vielmehr während der drei ersten Schuljahre methodisch und praktisch, nicht theoretisch und systematisch, in den Mittelpunkt des Unterrichts zu stellen, in der Art, daß einerseits die Vorführung und Einübung der grammatischen Formen daran einen Leitfaden und eine Stütze findet und ihr natürliches Complement bildet, andrerseits durch Veranlassung einer unausgesetzten indirecten Wiederholung der Sprachschatz nach und nach zum unverlierbaren Eigenthume des Schülers werden muß. Das dabei beobachtete Verfahren wird aber zugleich eine Festigkeit in der Prosodie zur Folge haben, die eine besondere prosodische Lection entbehrlich macht. Aus solcher Grundlage kann erst die Lectüre, das Schreiben, das Sprechen reichliche Mittel und damit Leben schöpfen. Die Durchführung des Planes für die lateinische Sprache liegt druckfertig vor.

Professor Dr. Ruthardt in Breslau.

V.

1) Das Griechische soll auf den Gymnasien denjenigen Rang haben, welchen gegenwärtig das Lateinische hat, und umgekehrt.
2) Auf der Realschule trete das Griechische an die Stelle des Lateinischen.

Dr. Oginski,
Privatdocent an der Universität zu Breslau.

VI.

Uebungen in der griechischen Versification sind für Gymnasien rathsam und geeignet, die Kenntniß des Griechischen und den Privatfleiß für dasselbe in den Gymnasien zu fördern, auch über diese und die Universität hinaus die Liebe für die griechische Literatur zu erhalten.

Dr. Schmalfeld,
Oberlehrer zu Eisleben.

VII.

1) Es ist eine Pflicht des deutschen Gymnasiums seinen Schülern den Zugang zu einem wissenschaftlichen Verständniß unsrer Muttersprache zu eröffnen.
2) Dies ist nur auf historischem Wege und nur durch ein Zurückgehen auf das Altdeutsche möglich; daher hat der Unterricht auf diese Bezug zu nehmen, so weit es namentlich das Verständniß der neuhochdeutschen Lautverhältnisse, Flexionsformen und der Etymologie erfordern.
3) Ein solcher Unterricht findet Platz innerhalb des Zeitmaßes, welches gegenwärtig in den meisten Gymnasien dem Deutschen in den beiden oberen Klassen zugewiesen ist, ohne daß darüber eine andre wesentliche Aufgabe des deutschen Unterrichts vernachläßigt zu werden braucht.

Palm, Dr. Cauer,
Oberlehrer am Magdalenäum zu Breslau.

VIII.

Als Aufgaben zu deutschen Aufsätzen in den obersten Klassen der Gymnasien sind Sentenzen aus Dichtern, oder andere bedeutende Aussprüche viel mehr zu empfehlen als die Würdigung

historischer Charaktere, oder gar als Reden, wie sie unter diesen oder jenen von der Geschichte erzählten Umständen gehalten sein könnten.

Director Dr. Schönborn.

IX.

Es sind Mittel ausfindig zu machen, um den naturwissenschaftlichen Unterricht in den Gymnasien — den naturgeschichtlichen in den untern und mittlern Klassen, den physikalischen in den obern Klassen — zu heben und ihn fruchtbringend zu machen.

Der naturgeschichtliche Unterricht soll in den untern und mittlern Klassen ausfallen, wenn kein geeigneter Lehrer vorhanden ist und diese Stunden sollen dem geographischen Unterrichte zugetheilt werden, bei dem auf die Naturgeschichte, so wie die Sagen Rücksicht genommen werden muß. Schwerlich wird ein Lehrer in diesen drei Beziehungen den gestellten Anforderungen genügen können; auch zu einer übersichtlichen Darstellung gehört genaue Kenntniß des Einzelnen. — Ist ein befähigter Lehrer vorhanden, dann kann in Sexta und Quinta wöchentlich in 2 Stunden naturgeschichtlicher Unterricht ertheilt werden. Meinen 25jährigen Erfahrungen zu Folge ist man nicht im Stande das Thierreich in dieser Zeit bei den vielfachen Wiederholungen mit Erfolg durchzunehmen. Ist dennoch Liebe und Lust bei den Schülern in dieser Zeit geweckt worden, so fällt dann in Quarta der Unterricht aus, das Gelernte wird zum Theil vergessen und in Tertia muß bei schon veränderten Anschauungen die Liebe zum Naturstudium in 2 Stunden wöchentlich wieder geweckt werden. Für diese Klasse bleibt nur für den Winter Mineralogie, für den Sommer Botanik, so wie eine Uebersicht des ganzen Thierreichs zu lehren übrig.

Man könnte auch wie folgt argumentiren: Ist die Naturgeschichte ein geeignetes Unterrichtsmittel, dann muß für befähigte Lehrer gesorgt werden; ist es aber kein geeignetes Bildungsmittel, so lasse man den Unterricht ausfallen.

In Secunda wird in einer wöchentlichen Stunde Physik gelehrt. Meiner Ansicht nach eine verlorene Zeit, die anderweitig besser benutzt werden könnte. Es bleiben zwar die Schüler zwei Jahre in dieser Klasse, aber im zweiten Jahre muß zu viel Rücksicht auf die Unter-Secundaner genommen werden. In Prima muß also das weite, interessante und wichtige Gebiet der Physik abgehandelt werden. Die Schüler sind aber mit der Vorbereitung zum Abiturienten-Examen so sehr beschäftiget, daß auf diesen Gegenstand wenig Fleiß verwendet wird, zumal sie wissen, daß beim Abiturienten-Examen darauf nicht Rücksicht genommen wird. — Nur durch gründliches Studium der Naturwissenschaften kann der materialistischen Richtung unsrer Zeit Einhalt gethan werden.

X.

Es ist möglich und wünschenswerth, daß die Kegelschnitte kurz und bündig in der Prima vorgetragen werden.

Dr. Fiedler,
Oberlehrer zu Leobschütz.

Erste Sitzung.

Montag den 28. September. 1 Uhr.

Die pädagogische Section wurde von dem Vicepräsidenten der allgemeinen Versammlung, Regierungs- und Schulrath Dr. Stieve, eröffnet und Director Dr. Eckstein zum Vorsitzenden vorgeschlagen. Es lehnte dieser jedoch das Ehrenamt ab, weil er mit den hier Anwesenden zu wenig persönliche Bekanntschaft habe, und schlug statt seiner den Director des Matthiasgymnasiums allhier, Dr. Wissowa, vor, der sich auch zur Annahme bereit erklärte.

Auf das Ersuchen desselben übernahmen Prof. Dr. Dietsch aus Grimma, die Oberlehrer Guttmann und Dr. Cauer aus Breslau und Oberlehrer von Raczek aus Groß-Glogau das Secretariat auch für die pädagogische Section.

Nachdem der Vorsitzende den Vorschlag gemacht hatte, zur Auswahl aus den gedruckt vorliegenden Thesen, zu Vorschlägen von neuen und zur Vorbereitung der Debatte nach dem Vorgange anderer Versammlungen eine Commission zu ernennen, bemerkte Geh. Ober-Reg.-Rath Dr. Brüggemann, daß es ihm viel kürzer scheine, wenn sofort darüber abgestimmt würde, welche Thesen und in welcher Reihenfolge dieselben zur Debatte kommen sollten. Eckstein machte dagegen darauf aufmerksam, daß zwar einige Thesen leicht als kaum behandelbar erschienen wie z. B. Thesis II., da ja, obgleich die Realschullehrer in der diesmaligen Versammlung zahlreicher als in anderen vertreten seien, dennoch die überwiegendere Zahl der Gymnasiallehrer weder ein Recht noch die nöthigen Grundlagen besitze, über die Angelegenheiten der Realschule ein Urtheil abzugeben; allein die Entscheidung durch Majoritätsbeschluß habe doch auch sehr bedenkliche Seiten und die Ernennung einer Commission würde mit geringer Mühe und sicher zu deren Vermeidung führen. Ihn unterstützt Dietsch, indem er anführt, wie es für den Antragsteller etwas ungemein Verletzendes habe, wenn ohne Debatte ohne Weiteres seine These als ungeeignet durch eine Majorität verworfen würde, eine Debatte aber sich so weit ausdehnen könne, daß für die eigentliche Verhandlung zu wenig Zeit bliebe; eine Commission könne durch Gründe die Zurücknahme einer These veranlassen und mit bestimmt formulirten und motivirten Vorschlägen vor die Versammlung treten, wodurch dann Unannehmlichkeiten vermieden und die Entscheidungen erleichtert würden. Nachdem jedoch der Präsident der allgemeinen Versammlung, Prof. Dr. Haase, die Ansicht geäußert hatte, wenn die Versammlung sich sofort über die Thesen durch Abstimmung entscheide, sich die Zahl sehr verringern und dadurch die Feststellung einer Ordnung sehr erleichtert werden würde, entschied sich auf die Frage des Vorsitzenden die Mehrheit für die sofortige Vornahme der Abstimmung.

Für These I. ergab sich eine ganz entschiedene Minorität.

Für These II. wurden nur 20 Stimmen gezählt.

Vor Abstimmung über These III. wurde von Eckstein bemerkt, daß der Antragsteller nicht anders eine Beantwortung seiner Frage erwarten könne, als wenn er seine Ansichten entwickelt haben werde, und nachdem sich Dr. Ascherson dazu bereit erklärt hatte, wurde die These durch Majorität als Gegenstand der Verhandlung angenommen.

Für These IV. ergab sich eine entschiedene Majorität, dagegen wurde These V. nach mehrmals wiederholter Abstimmung, ebenso wie These VI. abgelehnt; andererseits ergaben sich für

These VII. und VIII. ganz entschiedene Majoritäten, während für IX. und X. nur sehr geringe Minoritäten stimmten.

Nachdem also die Thesen III. IV. VII. und VIII. als allein zur Verhandlung bestimmt festgestellt waren, wurde für die Reihenfolge durch Herrn Geh. Ober-Reg.-Rath Dr. Brüggemann das Loos vorgeschlagen, und dasselbe ergab nach Annahme des Antrags durch die Versammlung die Reihenfolge VIII. IV. III. VII.

Wegen vorgerückter Zeit wurde die Sitzung geschlossen.

Zweite Sitzung.

Dienstag. 29. September. 8 Uhr.

Der Vorsitzende, Director Dr. Wissowa, theilt mit, daß Prof. Dr. Ruthardt seine These IV. zurückzuziehen wünsche, dagegen das druckfertige Manuscript seiner Abhandlung auf den Tisch des Bureaus niederlegen werde, damit diejenigen, welche es wünschten, Einsicht in dasselbe nehmen und sich mit ihm privatim darüber besprechen könnten.

Derselbe theilt ferner den Wunsch des Oberlehrers Dr. Schmalfeld aus Eisleben mit: die Versammlung möge ihm, wenn die Tagesordnung erschöpft und noch so viel Zeit vorhanden sei, nur 15 Minuten gewähren, damit er seine These (VI), die ihm eine wahre Herzenssache sei, begründen und der weiteren Beachtung empfehlen könne. Auf die Frage des Vorsitzenden wurde dieser Wunsch durch Majorität gewährt.

Einem dritten Antrage des Vorsitzenden, von der durch das Loos bestimmten Ordnung abzuweichen und die Thesen VII. und VIII. als ihrem Inhalte nach zusammengehörig auf einander folgen zu lassen, dergestalt, daß von These VIII. sofort zu These VII. übergegangen werde, wurde einstimmige Annahme zu Theil.

Director Dr. Schönborn erhält hierauf das Wort zur Begründung seiner These und äußert sich folgendermaßen: er habe die Thesis weniger, um von seiner Ansicht Andere zu überzeugen, als selbst Belehrung zu erhalten, gestellt. Mit Aufmerksamkeit lese er stets die Programme der Gymnasien und besonders die in denselben mitgetheilten Themata zu den freien Arbeiten. Durch viele derselben habe er Belohnung gefunden, mit andern befände er sich in Widerspruch, namentlich habe es ihm geschienen, als sei in neuerer Zeit eine Gattung von Thematen sehr in Aufnahme gekommen, mit denen er nicht einverstanden sein könne, die historischen Charakteristiken. Er halte alle geschichtlichen Themata in den obersten Classen für sehr bedenklich; der Zweck der deutschen Arbeiten in denselben könne kein anderer sein, als der, daß der Schüler sein eignes Denken bewähren solle. Dieses werde aber an den geschichtlichen Thematen um so weniger erreicht, als dieselben meist zu schwer seien. Wie schwer sei es selbst für Männer, große Persönlichkeiten zu beurtheilen, wie vielmehr für Schüler? Sollten diese nur wiedergeben, was sie in den Geschichtsstunden gehört, so sei dies nur wenig; der Geschichtslehrer müsse sich meist mit einem dürftigen Abrisse begnügen; wie sei es nun dem Schüler möglich, diese Andeutungen, z. B. über Pompejus, zu verarbeiten? Man sage vielleicht, der Schüler solle darüber nachlesen; allein wie wenige Bücher ständen demselben zu Gebote, und wie Weniges böten diejenigen, welche er zu Händen habe! Wolle man nun auf die Quellen selbst verweisen, z. B. bei

der alten Geschichte auf Plutarch und Livius, so werde der Schüler nur wiedergeben, was diese ihm böten, nicht Resultate des eigenen Denkens; ja es sei sogar nicht zu wünschen, daß er mehr gäbe und mehr geben wolle. Könne man wünschen, daß ein Primaner den Plutarch und Livius kritisire und wider sie streite? und sei nicht die Gefahr vorhanden, daß eine falsche Einbildung in den jungen Leuten genährt werde, indem sie entweder das andere Nachgesprochene für Eigenes hielten, oder glaubten, sie seien urtheilsfähig genug, um über große Männer und bedeutende Geschichtsschreiber den Stab brechen zu können? Am allerverwerflichsten aber seien die Reden in dieser Gattung. Wie solle der junge Mensch sich an die Stelle des Hannibal versetzen und aus seinem Geiste zu den Soldaten reden können? wie solle er eine Vorstellung von dem römischen Senate (die Gelehrten hätten sie erst durch Mommsen gewonnen) besitzen, um eine Rede des Inhalts und der Form, wie sie sich vor diesem Collegium gebührte, ausarbeiten zu können? Ganz anders verhalte es sich mit Sentenzen, natürlich zweckmäßig gewählten; in jeder derselben liege eine, ja mehrere Fragen, deren Beantwortung der Schüler durch eigenes Denken zu suchen habe. Eine rechte Sentenz zeichne aber auch dem Schüler enge Grenzen vor, und das strenge Einhalten derselben sei für das Wesen eine ganz treffliche Uebung; deshalb glaube er, daß solche Sentenzen zu Thematen viel mehr zu wählen seien, als historische Charakteristiken und vollends Reden."

Consistorialrath Dr. Böhmer aus Breslau: Es könne Verwunderung erregen, daß er das Wort begehre, da er Theolog, nicht Pädagog und Schulmann sei, indeß die Pädagogik gehöre zur Ethik, einem von ihm bearbeiteten Elemente der Theologie. Vor Director Schönborn und seinen Verdiensten habe er den höchsten Respect, um so mehr fühle er sich aufgefordert, über seine These zu sprechen. Er frage, ob in dieser Versammlung die Pädagogik praktisch oder wissenschaftlich zur Geltung kommen solle, demnach müsse die Frage über die gestellten Thesen und über Thesenstellung überhaupt beantwortet werden. — Zur Sache gerufen, fährt der Redner fort: das Formelle der jetzt vorliegenden These genüge ihm nicht, doch wollte er davon absehen und nur über das Substantielle derselben seine Zweifel und Bedenken äußern. Es sei gesagt worden, daß historische Charakteristiken zu schwierig seien, er frage dagegen, ob es nicht möglich sei, daß Sentenzen vielmehr Schwierigkeiten enthielten? das Deutsche Volk sei mit Recht als ein Volk von Denkern bezeichnet worden; seine Dichter seien aber alle die tiefsten Denker; könne der Schüler denselben folgen? Es gäbe ferner auch metaphysische Sentenzen oder solche, welche nur aus der Metaphysik beurtheilt und begründet werden könnten. Wie viele Schwierigkeiten habe nur oft eine einzelne Sentenz aus Platon einem Schleiermacher gemacht? sei eine solche für Schüler als Thema geeignet; kurz, seien Sentenzen nicht viel schwieriger, als historische Charakterdarstellungen, bei denen der Schüler nur wieder zu geben habe, was er gelernt, was er aus dem Munde eines erfahrenen Lehrers vernommen? Die Auctorität des Lehrers müsse hier zur Geltung kommen, und der Geschichtslehrer bei dem Schüler das Vertrauen haben, daß, was er ihm gegeben, ein Resultat eifrigen und gewissenhaften Forschens sei. Er sei damit einverstanden, daß Bildung des Urtheils Hauptsache bei den freien Ausarbeitungen sei, aber diese scheine ihm am besten gefördert zu werden, wenn der Schüler ein ihm gegebenes Urtheil wiederzugeben veranlaßt werde."

Director Dr. Passow aus Ratibor: Er trete nicht als Opponent gegen die These auf, glaube sich vielmehr im Wesen und Grunde mit dem geehrten Aufsteller derselben einverstanden; ein Hauptgesichtspunkt bei der Erziehung, ja der wichtigste, sei die Stählung zu sittlicher Tüchtigkeit, und die deutschen Aufsätze seien ein Hauptmittel dabei, indem sie darauf hinführen

müßten, daß der junge Mensch wahr werde, wahr denke, rede und schreibe. Dazu sei nöthig, daß sie die Resultate des eignen Denkens der Schüler aussprächen, aber die Gegenstände müssen um so mehr handlich und faßlich sein, damit sich das Denken nicht grundlos ins Blaue verliere, und Fremdes statt Eigenes, Lüge statt Wahrheit gegeben werde. Er sei deshalb mit Director Schönborn vollkommen einverstanden, daß die Form der Rede außerordentlich selten anzuwenden sei, aber es seien doch Fälle denkbar, in denen sie nicht allein anwendbar, sondern auch sehr förderlich sein werde, wenn z. B. ein antiker Schriftsteller eine Rede kurz angedeutet habe, und eine vollständig ausgearbeitete als Gegensatz dazu vorliege; da werde der Schüler genöthigt, sich in bestimmten Gränzen zu halten, Gegebenes auszuführen und darzustellen. Aus den Programmen ersehe man, daß auch Dialoge aufgegeben würden, ja sogar humoristischen Inhalts; diese seien unbedingt viel verwerflicher. Eben so wenig aber könne er in eine unbedingte Verwerfung historischer Charakteristiken einstimmen, es sei allerdings in ihnen eine Verleitung zum Aburtheilen vorhanden, aber es sei dies bei der Correctur entschieden abzuweisen; dann würden die Schüler sich desselben schon enthalten und schließlich, wenigstens die besseren, auch einsehen lernen, warum? Es sei allerdings wahr, daß, wenn ein vollständiges Lebensgemälde, wie z. B. von Plutarch, vorliege, der Schüler nur gebe, was er vor sich habe, allein etwas ganz anderes sei es, wenn die Züge zu demselben zerstreut vorliegen, z. B. über Themistocles, Dareios bei Herodot. Die Arbeit des Sammelns und Ordnens sei eine sehr heilsame und zugleich die Lust des Schülers erweckende Uebung. Es gebe jedoch auch historische Themata, die sich nicht auf einzelne Persönlichkeiten bezögen, über die der Schüler, was der Lehrer nicht ausgeführt habe, vervollständigen müsse; solche seien Hauptentwickelungsperioden, z. B. die Völkerwanderung, der Untergang der Hohenstaufen. Allerdings würden solche Themata da am zweckmäßigsten sein, wo der deutsche und Geschichtsunterricht in derselben Hand liegen; allein es werde sich auch sonst das rechte Verhältniß zwischen zwei Lehrern finden. Nicht theilen könne er dagegen die Vorliebe für Sentenzen; er erinnere sich, wie ihm ein alter erfahrener Schulmann gesagt, er müsse erst jede Sentenz in eine Frage umgießen, ehe er sie zur Bearbeitung stellen könne. Also sei die Sentenz an und für sich noch nicht zum Thema geeignet; ein gewissenhafter und einsichtsvoller Lehrer werde allerdings nicht zu schwierige, noch gar metaphysische Sentenzen geben aus Kant und Hegel, er werde sich z. B. an Schiller halten. Die Erfahrungen, welche man mit solchen Thematen mache, könnten sehr verschieden sein; seine eigene sei vielleicht eine provinzielle und individuelle, aber sie sei gegen dieselben; er habe gesehen, daß die Schüler Sentenzen nicht gern bearbeiten, und sie sollten doch mit Lust arbeiten. Er habe ferner gefunden, daß sie sich damit begnügten, noch einmal breit zu machen, was die Sentenz in allerpräcisester Kürze biete; endlich habe er sonst stets am Schlusse solcher Arbeiten Cohortationen gelesen, die ein widerwärtiges, altkluges und unwahres Moralisiren enthielten. Damit wolle er aber überhaupt solche Themata nicht verwerfen, nur gegen die Bevorzugung vor allen anderen müsse er sich erklären; unter allen Bedingungen seien diejenigen Aufgaben die werthvollsten, zu denen die Schüler sich eine positive Grundlage erarbeiten müßten; das beste Gebiet dazu sei das Alterthum; hier habe der Schüler die Quellen, aus denen er jene schöpfen könne; hier habe er die Fülle des Stoffes. Das Bild der Pallas Athene aus den Stellen des Homer zu entwerfen, welche Anregung biete nicht eine solche Aufgabe! In Summa aber gehe seine Meinung dahin: man kann keine Form, keinen Inhalt unbedingt verwerfen, mit Ausnahme der Gegenstände, die ganz über den Kreis der Schüler hinausliegen; die Hauptsache ist positiver Gehalt als Grundlage, auf dem das Denken des Schülers sich erbaut, damit er wahr, wenigstens subjectiv wahr, mit dem Bewußtsein der Wahrheit sich aussprechen könne."

Professor Dr. Bonitz: Es wolle ihm scheinen, als könne man bei der Form der vorliegenden These zu keinem Ergebnisse gelangen; es seien hier zwei ganz auseinander liegende Gebiete, die keineswegs die einzigen seien, bezeichnet, und für jedes ein Mehr oder Weniger in Anspruch genommen. Er glaube, man werde am sichersten zu einem Ziele gelangen, wenn man vielmehr frage: unter welchen Bedingungen sind Themen aus dem einen, unter welchen aus dem anderen Gebiete zulässig?"

Director Dr. Eckstein: Allerdings sei die These in dem einen Theile zu weit, in dem anderen zu eng; zu weit sei sie in dem vollständigen Verwerfen der historischen Themata. Dir. Passow habe hier Themata als zulässig bezeichnet, welche seiner Ueberzeugung nach sich mehr für die lateinischen Aufsätze eigneten; dagegen sei nun der erste Theil viel zu eng. Ueber den Zweck der Aufgaben habe sich Passow sehr gut geäußert; Hauptsache sei, daß der Schüler sich erst den Stoff erarbeiten müsse; was er sich erarbeite, daran arbeite er auch freudig. Ein Gebiet, welches eine reiche Quelle zu fruchtbarer Arbeit biete, sei aber noch gar nicht berührt worden, das der deutschen Litteratur, die den manigfaltigsten Stoff biete, zumal wenn sie in Verbindung mit der alten gesetzt werde. Nehme man aus Lessings Schatz z. B. den Charakter des Lelio und lasse diesen mit einem ähnlichen bei Plautus vergleichen, so brauche er wohl nicht ausführlicher zu sein, um die Fülle von geeigneten Themen zu bezeichnen, welche sich hier finden."

Oberlehrer Dr. Cauer: In den alten Lehrbüchern der Stilistik und Rhetorik würden das genus historicum und das genus philosophicum unterschieden, und diesen Unterschied könne man recht gut festhalten. Die unbedingte Verwerfung des ersteren könne auf keinen Fall gebilligt werden, vielmehr sei es gewiß ganz zweckmäßig, wenn dabei die eigne Arbeit des Schülers angeregt und geübt werde. Er habe bei seinem Unterricht öfters geschichtliche Themata in der von Director Dr. Passow bezeichneten Weise gestellt, und seine Erfahrung habe ihm ein günstiges Resultat davon gegeben. Die von Director Dr. Eckstein bezeichneten Aufgaben fallen ebenfalls unter das genus historicum, und auch für die Anwendung derartiger habe er gute Erfahrungen."

Director Dr. Schober aus Glatz: Die Thätigkeit des Schülers in den freien Arbeiten könne nur reproductiv sein, er solle wiedergeben, was ihm geboten sei; deshalb seien gerade die historischen Themata zu empfehlen, bei welchen er sich an das vom Lehrer Mitgetheilte als Grundlage zu halten habe."

Gymnasiallehrer Dr. Steiner aus Posen: Jedermann werde wohl damit einverstanden sein, daß das sittliche Princip das erste sei, ebenso auch daß Bildung des Urtheils ein Hauptzweck; aber hier werde eine Beschränkung nothwendig, denn das Urtheil dürfe in der Schule nur auf diejenigen Dinge gerichtet werden, welche die Anschauung durch die Sinne und dann durch den Verstand voraussetzten, die Idee liege außerhalb des Kreises der Gymnasien. Für die Sentenzen sei meistentheils die genetische Entwickelung der Begriffe nothwendig, solche müßten ausgeschlossen werden, namentlich treffe dies Sentenzen psychologischen Inhalts. Man habe oft Sprüchwörter als Aufgaben gestellt, aber die Schüler arbeiteten daran nur mit Widerwillen, weil sie entweder nicht wahr, oder nicht gut zu heißen, oder dem gemeinen Leben angehörend seien. Wünsche er aber so das Gebiet der Sentenzen beschränkt, so könne er dagegen mit der unbedingten Verwerfung der Reden nicht einverstanden sein; warum wolle man sie tadeln, da der Schüler doch dabei nach gegebenen Momenten arbeite, und seiner Phantasie ein freier Spielraum eröffnet werde. Das historische Material endlich gewähre eine weite Benutzung und durch Verarbeitung desselben werde recipirt und reproducirt. Seine Ueberzeugung gehe dahin,

daß die Wahl von Sentenzen zu Thematen sehr zu beschränken sei; doch lasse er auch ein Maß für die Reden und Charakteristiken gelten."

Geh. Reg.=Rath Dr. Wiese: Er müsse als seine Ueberzeugung aussprechen, daß die Thesis, wie sie vorliege, eigentlich nicht disputabel sei. Der deutsche Unterricht sei unstreitig der schwerste, die Wahl der Themata zu den deutschen Arbeiten eine rechte Probe der Lehrgeschicklichkeit; das Thema sei stets ein Resultat des Verhältnisses, in welchem Schüler und Lehrer zu einander stehen, und deshalb eine allgemeine Norm unmöglich. Gott sei Dank, es hätten alle Anstalten des preußischen Staats ein individuelles Gepräge und eine eigene Geschichte; eine Uniformität sei durchaus nicht zu wünschen. Ein Lehrer sei durchaus nicht zu tadeln, der seine Schüler höher führe, als es an anderen Anstalten geschehe; ein anderer könne leicht ein Thema sonderbar finden, und doch sei der Lehrer es zu stellen vollkommen berechtiget, wenn er seine Schüler dazu vorbereitet wisse oder selbst vorbereitet habe. Das Gebiet des historischen und philologischen Unterrichts sei als dasjenige, woraus die Themata zu entnehmen, sehr zu empfehlen; der Schüler müsse dabei arbeiten und lerne wahrhaft sein, während bei allgemeinen Sentenzen die Gefahr der Verleitung zur Lüge und feinen Heuchelei viel größer sei. Welche Gelegenheit biete die klassische Lectüre zu Arbeiten, bei denen Material zu sammeln und zu verarbeiten sei? Wie überaus reich seien Cicero's Briefe, eine nicht genug zu empfehlende Lectüre, um daraus, aus dem darin Gegebenen, Charakteristiken arbeiten zu lassen. Der Schüler finde ferner im Homer und Vergil Helden, deren Charakter nach den darin gegebenen Momenten zu schildern, ihm recht wohl und ohne Gefahr zugemuthet werden könne. Auch die Lectüre der Bibel biete dergleichen; gegen Charakteristiken des Petrus, Paulus, Abraham sei gewiß nichts einzuwenden. Man könne gewiß nicht in Abrede stellen, daß Reden, ja selbst Dialoge, unter Umständen zulässig seien. Kurz man werde nicht weiter kommen, als dahin, daß die Wahl der Themata eine Sache der Individualität sei, wobei allerdings die Regeln einer gesunden Pädagogik berücksichtigt werden müßten. Der Schüler solle aus positiven Kenntnissen nicht bloß reproduciren, sondern auch produciren und vor allen Dingen darstellen lernen. Man höre von allen Seiten, namentlich auch von Behörden, Klagen, daß das methodische Zurechtfinden in einem Gegenstande immer seltener, daß die jungen Leute immer unfähiger zu präciser und klarer Darstellung würden; die Nothwendigkeit präciser und objectiver Darstellung gäben aber Sentenzen viel weniger, als historische Themata; dies sei ein wohl zu beachtendes Hauptmoment."

Director Leidesdorf aus Wien: Er wolle in aller Kürze nur auf zwei Punkte aufmerksam machen: 1) es sei hier nur von den oberen Klassen die Rede, aber die Wahl der Themata zu deutschen Arbeiten in den unteren Klassen sei ebenfalls ein wichtiger Gegenstand ernster Erwägung, hier um so weniger zu übergehen, als sie die Vorbereitung für jene gäben. 2) Durch den deutschen Aufsatz solle nicht allein ein schreibendes, sondern auch ein redendes Volk erzogen werden; dazu seien Sentenzen als Aufgaben gewiß weniger geeignet."

Geh. Ober=Reg.=Rath Dr. Brüggemann: Er wisse es Herrn Dir. Schönborn Dank, daß er die Thesis so gestellt, daß sie zum Widerspruche auffordere, nach beiden Seiten zu weitgreifend sei. Wäre das Maß in beiden recht bezeichnet, so wäre eine Disputation unmöglich: verwerfbar seien Charakteristiken, bei denen sich der Schüler, statt die Weltgeschichte das Weltgericht sein zu lassen, selbst zum Weltrichter mache; dagegen seien sie in der von Geh. R.=R. Wiese und Director Dr. Passow bezeichneten Weise unbedenklich zulässig. Natürlich habe der Aufsteller der Thesis auch nur an angemessene Sentenzen gedacht; aber auch manche sonst für angemessen zu haltenden seien nicht geeignet, wenn sie den Schüler zu einem hohlen und unlautern

Moralisiren verleiteten. Die beiden Gebiete lägen übrigens nicht so weit auseinander, daß sie sich nicht verbinden und in Beziehung setzen ließen; denn es fänden sich Sentenzen, wie z. B. „audaces fortuna iuvat", „prudens futuri etc.", die sich an historischen Beispielen entwickeln und erläutern ließen. Uebrigens solle auch in Prima der Schüler nur noch reproduciren und die Reproduction den Uebergang zur Production höchstens vermitteln."

Da sich kein Redner weiter gemeldet hatte, so erhielt Director Dr. Schönborn zum Schlusse das Wort: Er könne mit dem vielen Trefflichen, was von mehreren Seiten gesagt worden sei, nur einverstanden sein. Seine Absicht sei keineswegs die absolute Verwerfung der Charakteristiken und Reden gewesen, er habe nur nach den aus den Programmen gemachten Wahrnehmungen vor dem zu großen Ueberhandnehmen, vor dem Sichgarzubreitmachen dieser Art von Themen warnen wollen."

Man ging nun zur Debatte über Thesis VII über, und es erhalten zuerst die Herren Antragsteller das Wort zur Begründung derselben.

Oberlehrer Palm: Die Sache sei ihm und seinem Collegen wahre Herzenssache, und sie bäten, von diesem Gesichtspunkte aus die Aufstellung der drei Sätze zu betrachten. Der Gegenstand komme übrigens nicht zum erstenmale zur Verhandlung; schon vor sieben Jahren sei bei der Berliner Versammlung eine ähnliche Thesis gestellt worden: das Resultat der Besprechung sei gewesen, daß die Sache wünschenswerth aber nicht nothwendig sei. Auch in Hamburg habe man in ähnlicher Weise darüber sich ausgesprochen; er übernehme es, die ersten zwei Sätze zu motiviren:

1) Der Satz: es ist eine Pflicht des deutschen Gymnasiums, seinen Schülern den Zugang zu einem wissenschaftlichen Verständniß unserer Muttersprache zu eröffnen erscheine als selbstverständlich, doch sei er bis jetzt noch ein unerfülltes Postulat. Man habe den grammatischen Unterricht mit Recht aus den unteren Klassen verbannt; man habe mit Recht die Forderung aufgestellt, daß alle Lectionen zur Bildung in der Muttersprache mitwirken müßten, aber ganz könne doch der grammatische Unterricht nicht entbehrt werden. Es sei die Gefahr vorhanden, daß man, wie man früher in dieser Hinsicht zu viel gethan, so jetzt zu wenig thue. Man behaupte freilich, daß das Sprachbewußtsein und die Uebung unmittelbar Jeden dahin führe, daß er augenblicklich richtig spreche; aber es treten doch zweifelhafte Fälle ein; selbst in den gebildeten Ständen werde viel Unrichtiges gesprochen, ja sogar geschrieben. Regelmäßiges und Unregelmäßiges werde sehr häufig verwechselt, oder nicht von einander geschieden; der junge Mensch werde dadurch zu Reflexionen gezwungen, und woher solle er nun eine Entscheidung finden? Es sei da die Gefahr vorhanden, daß er entweder sich für nichts entscheiden könne, oder für das Falsche entscheide; aber selbst ohne diese Gefahr sei jedenfalls das Verhältniß, in welchem das Wissen in der eigenen Muttersprache zu dem in fremden und in anderen Wissenschaften stehe, ein unnatürliches. Könne der auf den Namen eines wissenschaftlich gebildeten Mannes Anspruch machen, müsse sich derjenige nicht schämen, der in wichtigen Fragen, wie z. B. der jetzigen orthographischen, sich weder zurecht zu finden noch zu entscheiden wisse? Gewiß, wenn das Gymnasium in dieser Hinsicht gar nichts thue, so sei die größte Sprachverwilderung zu fürchten. Das Gymnasium habe ferner doch auch die nöthige Vorbildung zu den späteren wissenschaftlichen Fachstudien zu geben. Könne man sagen, daß sie der Jurist besitze, wenn er nicht befähigt sei, die Quellen des älteren deutschen Rechts zu verstehen? und brauche nicht auch der Theolog die Lectüre manches deutschen Werkes aus dem Mittelalter? Endlich werde in den Gymnasien die deutsche Litteraturgeschichte gelehrt, und dabei die Schönheit der mit-

telalterlichen Dichterwerke höchlich gepriesen; wie aber? die Schüler könnten sie nicht genießen, ja nicht einmal kennen lernen; Uebersetzungen in das Neuhochdeutsche reichten dazu nicht im Geringsten aus.

2) Der Satz: „dies ist — erfordern" enthalte die Bedingung, unter welcher allein ein grammatischer Unterricht mit Erfolg, namentlich mit dem in dem Vorhergehenden bezeichneten, ertheilt werden könne. Die Begründung dafür liege in der historischen Entwickelung der Sprache selbst, in Folge deren die Grammatik auf jeder Seite in die Vergangenheit zurückweise, eben so wie die Mathematik überall auf frühere Sätze. Ohne ein Zurückgehen auf das Altdeutsche werde man weder ein rechtes Maß, noch eine rechte Methode für den grammatischen Unterricht erreichen; in solcher Weise ertheilt aber werde der deutsche Unterricht den klassischen nicht nur nicht beeinträchtigen, sondern sogar stützen. Die deutsche Philologie sei eine strenge Wissenschaft, und gerade diese wissenschaftliche Strenge werde dem Gymnasium nützen; die deutsche Philologie sei eine Errungenschaft, auf die das deutsche Volk stolz zu sein alle Ursache habe. Solle davon nichts für das Gymnasium abfallen?"

Oberlehrer Dr. Cauer: Man werde gegen den von ihm und Herrn Oberlehrer Palm in Vorschlag gebrachten Unterricht das Bedenken erheben, daß durch seine Einführung die Concentration werde verhindert und erschwert werden; die Concentration sei als eine berechtigte Forderung durch und durch anzuerkennen, allein sie könne in nichts Anderem bestehen, als darin, daß Alles, was in und innerhalb der Peripherie falle, in das rechte Verhältniß und in innige Beziehung zum Centrum gesetzt werde. Das Centrum des Gymnasiums sei und müsse das klassische Alterthum bleiben, aber nur auf dem von ihnen bezeichneten Wege sei dem deutschen Unterrichte die Beziehung zu jenem Centrum zu geben. In der Eröffnungsrede der gegenwärtigen Philologenversammlung sei in überzeugendster Weise dargethan, wie die klassische Sprachforschung sich auf den historischen Standpunkt zu stellen habe; für die deutsche Grammatik habe Jacob Grimm diese Aufgabe in den Grundzügen gelöst. Hier sei also ein Vorbild gegeben, das auf die Methode in den alten Spracheu Einfluß üben werde. Die deutsche Grammatik sei außerdem das einzige Mittel, das Verständniß der älteren deutschen Litteratur zu eröffnen, und dies sei allerdings viel werth, aber wichtiger noch erscheine die durch sie zu erreichende grammatische Belehrung und Bildung. Er erinnere sich der Aeußerung, welche ein Mann, der lange Zeit am äußersten Ende des deutschen Sprachgebietes gelebt habe, gethan, daß er im inneren Deutschland einen großen Mangel an Sprachgefühl gefunden. Dieser Mangel sei nur durch den von ihnen vorgeschlagenen Unterricht zu beseitigen; das Interesse für die Sprache und ihre Erscheinungen könne in der Jugend nur durch den historischen Sprachunterricht geweckt werden. — Was nun das im dritten Satze Ausgesprochene anlange, so habe er allerdings die Sache nicht versucht, indeß glaube er an die Möglichkeit."

Auf Ecksteins Wunsch: die Herren Antragsteller möchten doch ein Bild geben, wie sie sich die Möglichkeit der Ausführung ihres Vorschlages gedacht, weil ohne dies die Discussion keine feste Grundlage gewinnen könne, fährt

Cauer fort: Für Secunda seien bisher zwei, für Prima drei deutsche Stunden wöchentlich angesetzt; was davon auf die Correctur der Aufsätze und deren vorbereitende Besprechung verwendet werde, sei auf keinen Fall zu beschränken. Außerdem werde in Secunda B. deutsche Metrik und Poetik, in Secunda A. Rhetorik und Stilistik, in Prima deutsche Litteraturgeschichte gelehrt. Nebenbei werde Lectüre geübt, in Secunda die poetische, in Prima die prosaische. Um zu dem grammatischen Unterrichte Zeit zu gewinnen, sei der letztere Theil des deutschen Unter-

richts zu beschränken und könne ohne Schaden beschränkt werden. Schön sei die Anleitung zu Gedichten und zum Stil, aber der Zweck sei unerreichbar, die Grammatik ein wesentliches Bedürfniß; der Unterricht in der letzteren sei in Secunda zu beginnen und vielleicht bis Unterprima in wöchentlich einer Stunde durchzuführen. Natürlich dürfte derselbe nicht nach dem System mit dem Gothischen beginnen, nicht nach den Perioden ein- und abgetheilt werden, sondern müsse vielmehr an das gegenwärtig Bestehende anknüpfen. Von den Lautverhältnissen, den Declinationen und Conjugationen der Gegenwart sei auf die älteren und ältesten Zeiten mit Einschluß des Gothischen zurückzugehen, und die Erkenntniß der Umwandlungen und der für sie geltenden Gesetze als die Hauptsache zu betrachten. In den Händen der Schüler werde eine kurze Grammatik, wie die von Vilmar, damit das Dictiren vermieden werde, gute Dienste leisten; eben so aber werde denselben ein geeignetes Lesebuch zur Uebung gegeben werden müssen. Auf diese Weise betrachten sie die Sache als ausführbar und den Zweck erreichbar, ohne daß dadurch anderen Gegenständeu die Zeit verkümmert, und die Kraft der Schüler übermäßig in Anspruch genommen würde."

Wegen vorgeschrittener Zeit mußte die Discussion auf die nächste Sitzung verschoben werden.

Dritte Sitzung.

Donnerstag, 1. October. 8 Uhr.

Nach der Reihenfolge der zur Discussion über Thesis VII. angemeldeten Reduer erhält zuerst das Wort:

Gymnasiallehrer Dr. Reichel aus Wien: Die von Palm und Cauer in Anregung gebrachte Sache sei auch ihm eine Herzenssache, ohne daß er jedoch dadurch sich verursacht fühle, über das erreichbare Ziel hinauszugehen. Die Sache sei auch eine Ehrensache für das deutsche Volk, namentlich den engen Bestrebungen gegenüber, welche die Slawen für ihre Sprachen und deren Erkenntniß belebten. Da in Oesterreich der Vorschlag für die Gymnasien rein deutscher Sprache bereits durchgeführt sei, und Director Dr. Eckstein die Frage nach dem Wie? erhoben habe, so halte er es nicht für unzweckmäßig die Art und Weise, wie in seinem Vaterlande verfahren werde, kurz auseinander zu setzen. In der V. und VI. Klasse des Obergymnasiums, welche der preußischen Unter- und Obersecunda entsprechen, werde eine Kenntniß der litterargeschichtlichen Entwickelung des deutschen Volkes von Albr. v. Haller bis zu Göthes Tod gegeben, und zwar nur durch Lectüre von Musterstücken, an welche nur Bemerkungen über Person der Dichter und die Zeitverhältnisse angeknüpft würden. Für die Kl. VII. (etwa die preußische Unterprima) seien drei Stunden wöchentlich bestimmt, davon entfielen eine oder eine und eine halbe Stunde für die Correctur, die übrige Zeit werde auf das Mittelhochdeutsche verwendet. In VIII. (der Oberprima) werde dies scheinbar fallen gelassen und an Lesestücke die nothwendigsten litterarhistorischen und ästhetischen Erläuterungen angeknüpft nebst einer kurzen Uebersicht über die Gattungen, So werde der Unterricht in Oesterreich ertheilt, und die Erfahrung habe bis jetzt die Zweckmäßigkeit bewiesen. In der That sei auch durch die Hereinziehung des Mittelhochdeutschen in den Kreis der Gymnasien eine zu große Vervielfältigung der Lehrgegenstände nicht zu besorgen; die Vergleichung der beiden klassischen Sprachen unter sich führe nothwendig zum Deutschen; die drei schwachen Conjugationen (i — ei — o) gäben ein über-

raschendes Licht für die lateinischen Conjugationen. In Bezug auf die Frage, wie weit Sprachvergleichung in den Gymnasien zulässig sei, müsse allerdings große Vorsicht beobachtet werden; in fast allen österreichischen Gymnasien sei jetzt die griechische Grammatik von Curtius eingeführt, und dadurch ein sicher leitendes Beispiel gegeben, wie die feststehenden Resultate der Sprachvergleichung für die Grammatik der einzelnen Sprache zu benützen seien. In Oesterreich würden vielleicht bei der Lectüre viel mehr linguistische Notizen angeknüpft, als in anderen Ländern, es sei dies dort aber durch das Herrschen vieler Sprachen neben einander nicht allein gerechtfertigt, sondern auch geboten. So weit sei er nun mit den Herren Antragstellern einverstanden, aber erklären müsse er sich gegen die Nützlichkeitsconsequenzen, die sie gezogen hätten. Man habe darauf Werth gelegt, daß für zweifelhafte Fälle aus dem Mittelhochdeutschen Entscheidung geholt werden könne, aber nach der Regel desselben werde der Schüler viele Fehler begehen, die er gleichwohl mit Beispielen belegen könne; — in allen solchen Fällen ergebe sich: der Lebende hat Recht, nicht das Mittelalter; — die Klassiker der Neuzeit, nicht der Vorzeit beherrschen die Sprache. Wenn man auch zugestehe, daß die Grammatik möglichst historisch zu betreiben sei, so müsse es doch aus anderen Gründen geschehen. Wenn man aber von wissenschaftlicher Grammatik für die Schüler spreche, so müsse man vor allen Dingen begrenzen, wie weit die Forderungen gehen. Zweitens müsse er sich gegen die scharfe Betonung des grammatischen Unterrichts erklären; neuhochdeutsche Grammatik lerne kein Schüler, er halte sie nicht für nothwendig, weil ihn das unbewußte Sprachgefühl das Richtige lehre; wolle man sie nun auch nur als Grundlage lehren, um von ihr aus in die Vergangenheit zurückzugehen, so werde man ein Interesse bei der Gesammtheit nur dann erwecken, wenn man Tiefe und Gründlichkeit erstrebe; zu dieser aber sei das Gymnasium nicht der Platz. Seine Ueberzeugung sei es demnach, daß nur die Lectüre für diesen Unterricht Basis werden könne. Das empfohlene Buch von Vilmar, dessen Name schon auf den Vielbesprochenen hindeute, könne er deshalb nicht für geeignet finden, weil es zu viel Grammatik und nur winzigen Lesestoff enthalte."

Consist.-R. Dr. Böhmer: Er müsse die Frage aufwerfen, ob man historisch und wissenschaftlich hier für identisch nehme; die Begriffe seien es, und dies nur das Specielle, jenes das Allgemeine. Wolle man aber das Historische betreiben, so müsse man auf das Genetische, auf die psychologische Grundlage der Sprache zurückgehen. Da dies nicht geschehen, so erscheine ihm der erste Satz in der Thesis nicht klar; eben so nehme er auch an dem Worte „Zugang" Anstoß, da dasselbe doch nur die Darreichung des Historischen bedeuten solle und könne. In dem zweiten Satze müsse er sich gegen das Wörtchen „nur" erklären, da es doch auch noch andere Wege gebe. Wenn aber „nur" gestrichen und das Zurückgehen auf die psychologische Grundlage eingefügt werde, sei er mit der Thesis vollkommen einverstanden."

Collegien-Rath v. Thrämer aus Rogasen hält zuerst de scripto, dann auf die Erinnerung, daß dies gegen den Gebrauch sei, frei folgenden Vortrag:

Der erste Satz der These VII. sagt: Es ist eine Pflicht des deutschen Gymnasiums, seinen Schülern den Zugang zu einem wissenschaftlichen Verständnisse unserer Muttersprache zu eröffnen. So sehr ich dieser Behauptung beistimme, insofern dadurch der in neuester Zeit aufs neue beliebte „gelegentliche" Unterricht in der Grammatik der Muttersprache für unwissenschaftlich, für nicht ausreichend für die Gymnasialbildung erklärt wird, so bestimmt muß ich doch andererseits gemäß meiner Lehrererfahrung aussprechen, daß ich die Pflicht des deutschen Gymnasiums (oder allgemeiner gesagt: der deutschen Schule) in Bezug auf den deutschen Sprachunterricht in der aufgestellten These zu eng, zu wenig tief gefaßt finde. Im Zusammenhange

damit ist denn auch, wie mir scheint, der Weg, auf welchem jener Pflicht zu genügen ist, nicht ganz richtig angegeben worden. Es wird nämlich im zweiten Satze der These VII. darauf hingedeutet, daß unter dem wissenschaftlichen Verständnisse der Muttersprache, zu dem das Gymnasium seinen Schülern den Zugang zu eröffnen die Pflicht habe, namentlich das Verständniß der neuhochdeutschen Lautverhältnisse, Flexionsformen und der Etymologie gemeint sei, welches nur durch ein Zurückgehen auf das Altdeutsche zu ermöglichen sei. — Ich kann nun, da es den Unterricht in der deutschen als einer lebenden, als der Muttersprache gilt, nicht anders als die Behauptung aussprechen: sein nächster Zweck, seine nächste Pflicht ist, den Schüler zu einem so sicheren Gebrauche dieser Sprache zu führen, daß demselben für jeden Gedanken alsbald der entsprechende Ausdruck schriftlich wie mündlich zu Gebote steht: — also zu dem zu führen, was Rückert kurz und treffend Sprachbändigung genannt hat. Wie wenig aber der Schüler für diesen Zweck gewinnt, wenn man ihn in den beiden oberen Gymnasialklassen ins Altdeutsche, wie die Thesensteller wünschen, einführen wollte, wird jeder Lehrer bestätigen, der anhaltend mit der Correctur deutscher Aufsätze zu thun gehabt hat. Denn die allerwenigsten der Fälle, über die bei Leitung der Aufsatzübungen Belehrung zu geben nothwendig ist, finden Erledigung aus dem Studium des Altdeutschen, ja haben bisher, wie namentlich die syntaktischen Fälle, nur irgend eine Berücksichtigung in den Forschungen der Germanisten gefunden. Grimm's in sonstiger Beziehung so verdienstliche deutsche Grammatik ist mit dem vierten Bande gerade in den Anfängen der Syntax, in der Lehre vom einfachen Satze stecken geblieben, und es ist nicht unbekannt, daß eine Fortsetzung des Werkes nach der Richtung der Studien des Meisters nicht zu erwarten steht. Gerade wissenschaftliches Studium der deutschen Syntax ist es aber, was Noth thut, wenn man zur Sprachbändigung kommen soll, nicht aber daß der Schüler erfährt, wie geschrieben werden müsse, „gieng, fieng", weil es ursprünglich eine Reduplikationsform sei, wie die frühere Genitivendung gewisser Feminina i sich erhalten habe in Bräutigam und Nachtigall, wie Frau das Femininum von Frohe (Herr) und Mensch eine Adjectivbildung von Mann sei u. s. w. Solche Notizen mögen der Jugend mitunter ganz interessant sein, allein im Ganzen und Großen ist das mehr eine Wissenschaft für Männer als für Knaben; man kann jene Notizen (und wohlverstanden auch nur als letzte Ergebnisse der Forschungen der Wissenschaft) der Jugend ganz wohl nur gelegentlich geben, da die dem deutschen Lehrfache auf den Gymnasien zugemessene Zeit es nicht zuläßt, die Schüler gründlich und vollständig in die historischen Forschungen einzuführen. In die Kenntniß der neuhochdeutschen Syntax muß der Schüler dagegen gründlich, d. h. durch einen systematisch fortschreitenden und das ganze Gebiet durchlaufenden Unterricht eingeführt werden. Dazu sind allerdings auch historische Studien nothwendig, allein die führen auf anderes Geschichtsgebiet als das der altdeutschen Sprachstudien; da gilt es viel mehr, als auf das Mittel- und Althochdeutsche zurückzugehen, wo die syntaktischen Verhältnisse noch viel einfacher und weniger geordnet sich zeigen, da gilt es viel mehr die Entwickelung des Neuhochdeutschen selber seit der Reformation, also den Sprachgebrauch Luthers und seiner Zeitgenossen, der schlesischen Schulen, des Gottsched'schen Zeitalters, Lessings, der Sturm- und Drangperiode u. s. w. in Betrachtung zu ziehen und sich den Reichthum der in diesem geschichtlichen Verlaufe entwickelten Formen mit Bewußtsein und in voller Sicherheit anzueignen.

Es bedarf aber für unsere Schüler nicht allein der Aneignung der Fertigkeit, die Gedanken nach freiem Belieben ausdrücken zu können, der Einzelne soll nicht allein Macht erlangen über die Sprache, er soll auch zu der Erkenntniß kommen, daß umgekehrt die Muttersprache eine Macht ist, ein Recht hat, die über ihm, dem Einzelnen im Volke stehen. Und da kann ja in

unserer Zeit ein jeder besonnene Freund der deutschen Sprache nicht umhin, seinen Blick auf zwei Erscheinungen zu richten, welche die schlimmste Sprachverwilderung mit sich führen dürften, die je unsere Muttersprache bedroht hat, wenn eben nicht bei Zeiten dem entgegengearbeitet wird. Auf der einen Seite hat sich nämlich der Verkehr der Stämme und Völker in unseren Tagen so sehr gesteigert, daß daraus nicht allein eine unorganische Vermischung der verschiedenartigen deutschen Mundarten, sondern auch eine allmähliche Mischung der deutschen Sprache mit den dieselbe rings umgebenden fremden Zungen sich herauszubilden droht, welche das individuelle Leben der neuhochdeutschen Schriftsprache wesentlich beeinträchtigen würde. Andererseits thut sich zu derselben Zeit ein Geist des Subjektivismus hervor, der, wie er sich über alle objektiven, geschichtlich berechtigten Schranken der größeren Allgemeinheit, welcher der Einzelne angehört, über Volkssitte und Glauben der Väter hinwegzusetzen strebt, so auch ein falsches Recht individueller Willkühr gegen die Gesetze der angestammten Sprache geltend zu machen versucht. Mangel an Bewußtsein von dem eigenthümlichen Wesen der deutschen Sprache ist es, was Einen im Strome der Zeit an jene Klippe der Sprachmengerei hinführt; bewußte Willkühr vorwitziger und pietätsloser Sprachverbesserei führt auf die andere Seite. Beiderlei Zuge der Zeit stellt sich entgegen das Sprachgewissen, welches das Fremde vom Echtdeutschen, das Berechtigte vom Unberechtigten, Willkürlichen unterscheiden lehrt, und dies Sprachgewissen in der heranwachsenden deutschen Jugend zu erwecken und zu pflegen, das ist es, nach welcher Seite hin ich den Begriff der Pflicht der deutschen Schule in Bezug auf den deutschen Sprachunterricht in der aufgestellten These nun noch um so viel mehr geschärft und vertieft zu sehen wünschte. Sprachgewissen ist gar viel mehr als wissenschaftliches Sprachverständniß, Sprachgewissen ist ein wesentlich sittlicher Begriff, es ist ein Theil vom allgemeinen Gewissen. Das Sprachgewissen erkennt in den Ordnungen und Gesetzen der Muttersprache nicht bloß ein geschichtlich Hergebrachtes und insofern Interessantes, sondern ein Gottgewolltes, göttlich Berechtigtes und insofern mit tiefstem sittlichem Ernste zu Respectirendes. Gott selber hat, wie Paulus Apostelgeschichte XVII, 26. sagt, gemacht, daß aus einem Blute verschiedene Geschlechter der Menschen auf Erden hervorgegangen sind, und hat ihnen Ziel gesetzt, wie lange und wie weit sie wohnen sollen, auf daß ein Jedes (in seiner Weise) den Herrn suchen solle, ob es ihn doch fühlen und finden möchte; d. i. Gott der Herr selber hat verschiedene, mit besonderen Anlagen zu verschiedenen geschichtlichen Aufgaben ausgerüstete Völkerseelen gewollt, deren Lebensgeist sich in verschiedenen Sprachen kund giebt. Demgemäß ist es Aufgabe jedes Volkes, sich selber, wie überhaupt, so auch aus seiner Sprache nach der ihm eigenthümlichen Begabung zu erkennen, umgekehrt aber auch wieder diese seine besondere Sprache zu erkennen als den treuesten Abdruck seines innersten Gemüths- und Geisteslebens und damit zu erkennen die Pflicht, seine angestammte Sprache in ihrer Besonderheit und Reinheit zu erhalten, gemäß ihrer Eigenthümlichkeit zu pflegen, als ein unveräußerliches Gut daheim und in der Fremde festzuhalten, gleicherweise aber auch zu lernen, sich jenen objectiven geschichtlich berechtigten Ordnungen zu fügen in freier Willigkeit, d. i. aus Einsicht in ihren Werth, als welcher für den einzelnen Volksgenossen hauptsächlich darin besteht, daß er, wenn er sich über sich selbst besinnt, in jenen Ordnungen wahrhaft sich selber wiederfindet. Es muß mithin zu dem Sprachgewissen wesentlich auch die Liebe zur Muttersprache als zu einem unveräußerlichen Gute hinzukommen. Wie wenig aber gerade der Deutsche solche Liebe besitzt, das muß ich als von dem Vorposten deutscher Nationalität gegen Osten, aus den deutschen Ostseeprovinzen Rußlands herstammend, mit Schmerz bezeugen; ganze Schaaren meiner Landsleute, der deutschen Liv-, Kur- und Ehstländer wandern jährlich in das große russische Reich aus, und

nur zu bald haben wir Zurückbleibenden bisher in Bezug auf nicht wenige unter ihnen die Kunde erhalten müssen, wie sie unter dem fremden Volke nach und mit einander die deutsche Sprache, die deutsche Sitte, die deutsche Bildung, die deutsche Treue, ja Einzelne selbst den väterlichen Glauben dahingeben. Und hat nicht ein Gleiches noch auf dem Berliner Kirchentage der Professor Schaff aus Pennsylvanien von den deutschen Eingewanderten in Nordamerika mit einschneidendem Ernste bezeugen müssen! — Wenn nun aber ein germanistischer Unterricht in der deutschen Sprache schon nicht dazu sich dienlich erweist, unsere Schüler zur Sprachbändigung zu führen, so ist er noch viel weniger im Stande, der eben nachgewiesenen Pflicht der deutschen Schule ein Genüge zu leisten, nämlich in der deutschen Jugend das Sprachgewissen zu befestigen, die Liebe zu der angestammten Sprache als einem unveräußerlichen Gute zu erwecken. Soll der deutsche Sprachunterricht nach dieser Seite hin etwas leisten, so muß ihm eine wesentlich andere Grundlage gegeben werden, als die logische Schule Beckers, als die historische Schule der Germanisten es versucht hat. Die Schulwissenschaft der deutschen Philologie muß eine wesentlich psychologische Grundlage erhalten, d. h. sie muß es sich zur Aufgabe stellen, die Jugend erkennen zu lehren, nicht allein was echt deutsch, sondern auch, nach welchem psychologischen Zusammenhange es echt deutsch sei; sie muß die Jugend erkennen lehren, daß die deutsche Sprache — wie das Wilh. v. Humboldt in seinem Werke über die Kawisprache für jegliche Sprachforschung in Anspruch genommen, und wie es der Herr Präsident dieser Versammlung in seiner Eröffnungsrede als die nothwendige Arbeit der Zukunft auch für die altklassische Philologie bezeichnet hat, — daß die deutsche Sprache nach ihrer Besonderheit aus dem deutschen Volkscharakter hervorgegangen und darum in dieser ihrer Besonderheit, in ihrer echt deutschen Weise, als der treueste Abdruck deutschen Gemüths- und Geisteslebens mitten in dem Gewirre der Sprachen in unseren Tagen und unter den modernen Gelüsten subjectiver Willkühr festzuhalten sei, festzuhalten in der Mund- wie Schriftsprache, festzuhalten im Mutterlande, wie, wo etwa ein neues Deutschland entsteht. — Auf diesen Standpunkt eines deutschen Sprachlehrers haben mich die vorerwähnten schmerzlichen Erfahrungen an meinen Landsleuten und der Wunsch geführt, jenen Verirrungen durch Einwirkung auf die Jugend, also auch von Seiten der Schule in ihrem Theile, entgegenzutreten, und ich habe diesen Weg betreten, nicht ohne vorher den Meister der germanistischen Schule, Jac. Grimm zu Rathe gezogen zu haben. Er hat mir in Bezug auf das angedeutete Ziel bereits in einem Briefe aus dem J. 1846 Recht gegeben, aber zugleich gestanden, nach der Seite hin sei auf dem Gebiete der deutschen Sprachforschung noch sehr wenig geschehen; er selbst habe ein zu bestimmt abgegrenztes Arbeitsfeld, um noch einem neuen seine Aufmerksamkeit zuzuwenden, aber freuen werde es ihn nur, wenn neben ihm neue Schachte eingeschlagen würden, wie mein Ernst und meine Stimmung ihm zu verbürgen scheine, daß dies mit Glück geschehen werde. So von Grimm selber ermuntert, habe ich denn seit jener Zeit rastlos für den Zweck gesammelt und geforscht sowohl in praktischer Schulthätigkeit, als nachher auf Reisen in verschiedenen Gegenden Deutschlands, und bin so in der Arbeit nach zehn Jahren so weit vorgeschritten, daß ich in diesem Jahre bereits ein Werkchen, zunächst für den Gebrauch meiner Schüler in den fünf oberen Gymnasialklassen, in den Druck geben konnte, welches den Grundriß einer deutschen Stillehre auf psychologischer Grundlage enthält, so wie ich mich gleichzeitig an die Herausgabe eines größeren (heftweise erscheinenden) Werkes gemacht habe, welches die angedeuteten Prinzipien weiter ausführt und begründet. Auf Grund der gemachten Erfahrungen wie Studien habe ich nun aber auch gemeint, es mir erlauben zu dürfen, in dieser Versammlung über die durch die These angeregte Unterrichtsfrage mich ausführ-

licher auszusprechen, namentlich auf das, was recht eigentlich und im tiefsten Grunde Pflicht der deutschen Schule in unseren Tagen sei, hinzuweisen, sowie vor Ueberschätzung der germanistischen Studien in Rücksicht auf das Bedürfniß der Schule zu warnen. — In Bezug auf die, wie von dem Herrn Präsidenten Prof. Haase für die altklassische Philologie, so von mir auch für die deutsche Sprachwissenschaft empfohlene psychologische Grundlage erlaube ich mir aber schließlich noch auf das Eine hinzuweisen. Während der Philologe an einem solchen Ausbaue der altklassischen Sprachstudien in rein wissenschaftlichem Interesse arbeitet, hat der deutsche Sprachforscher und namentlich als Jugendlehrer noch viel tiefer gehende Absichten und Verpflichtungen. Es handelt sich ihm nicht um Dinge, die er etwa auch lassen könnte, wie man sich in freier Wahl eben dieser oder jener Wissenschaft zuwenden kann; ihn treibt vielmehr die Liebe zum deutschen Volke, welchem er selber gliedlich angehört, die Sorge um dessen Zukunft und daher zugleich für dessen heranwachsende Jugend, ihn treibt der Hinblick auf die Gedanken und Wege Gottes mit unserem Volke und das in der Weltgeschichte sich offenbarende Weltgericht — oder mit anderen Worten: er arbeitet für das deutsche Lehrfach um der deutschen Schule, für die Schule um der deutschen Jugend, für die Jugend um der Zukunft des deutschen Volkes, für unser Volk um dessen gottgewollter Stellung in der Menschheit willen. Freilich muß der deutsche Sprachunterricht auf dieser Grundlage und mit diesem letzten Ziele dann nicht allein den am meisten mit Erkenntniß und Geistesherrschaft begabten Lehrern, sondern auch zugleich den ernstesten Männern an jeder Schule anvertraut werden, Männern, selber fähig wahrhafter Begeisterung, wie fähig, solche auch in Anderen zu entzünden. Es gilt hier eine Art heiligen Priesterthumes im Volke und am Volke, insbesondere an dessen Jugend in den abgeschiedenen Räumen der Schule! Es gilt das Heranbilden eines neuen Geschlechtes nicht bloß in Sprachverständniß und Sprachbändigung, sondern auch in Sprachgewissen und in wahrhafter, unveräußerlicher Liebe zur Muttersprache, d. i. in selbstverläugnender Pietät neben Muth und Freudigkeit zu einem heiligen Kampfe gegen eine neue Fremdherrschaft! Von Breslau ist ja einstmals ein Aufruf ausgegangen, der auch der deutschen Jugend ins Herz hineinklang; welche Art Selbstverläugnung und Kampfesmuth ich zu dieser Zeit meine, zu dessen Verständniß bedarf es daher an diesem Orte vielleicht auch nur dieser kurzen Andeutung für diejenigen, welche ein Herz haben für Deutschlands und des Volkes Sache."

Director Dr. Eckstein verzichtet auf das Wort, weil er nicht im Stande sei, lange zu sprechen.

Director Dr. Passow aus Ratibor: Er stimme den Antragstellern insoweit bei, daß die Schüler von dem Gange, welchen die Sprachentwickelung genommen, Etwas erfahren sollen; dazu gebe es zwei Wege: den, auf welchen hier der Nachdruck gelegt worden, des grammatischen Unterrichts und den der Lectüre. Er aber ziehe den letzteren entschieden vor und wisse es Herrn Dr. Reichel vielen Dank, daß er auf denselben hingewiesen. Bei dem grammatischen Unterrichte werde der ultraphilologische Zopf, den man im altklassischen Unterricht abgeworfen, durch eine andere Thüre wieder in das Gymnasium hineinkommen und werde dann im Deutschen um so zopfiger ausfallen, weil der Unterricht ganz abstract werden, ihm nicht der Inhalt der Lectüre zur Seite stehen werde. Wie aber sei für die Lectüre mittelhochdeutscher Dichter Zeit zu gewinnen und wie dieselbe einzurichten? Er habe nach seiner Anstellung am Gymnasium zu Meiningen in der ersten Klasse deutsche Litteraturgeschichte zu lehren erhalten und sich mit großem Eifer darauf geworfen; dabei habe er sehr viel gelernt; aber mit Recht habe ihn ein älterer Freund darauf hingewiesen und er sei selbst inne geworden, daß die Schüler eigentlich sehr wenig wahr-

haft Nützliches und Fruchtbringendes gewonnen. Die deutsche Litteraturgeschichte vortragen heißt meist leeres Stroh dreschen; seit dieser Zeit habe er die Litteraturgeschichte auf ein Minimum beschränkt; er lese in Prima im ersten Jahre das Nibelungenlied und einige Lieder von Walther von der Vogelweide nach dem Hennebergerschen Lesebuche; vorher würden in 4—6 Stunden die allernothwendigsten Kenntnisse aus der Grammatik mitgetheilt, die übrigen wichtigsten Differenzen vom Neuhochdeutschen aber bei der Lectüre erörtert. Man könne freilich auf diesem Wege oberflächlich werden, aber man müsse es nicht; der Lehrer werde dies zu vermeiden wissen. Auf dem Wege, den die Antragsteller vorgeschlagen, sei zu fürchten, daß die deutsche Sprache den Schülern zu einer todten gemacht werde. Unsere deutsche Jugend müsse vor allem Liebe zu ihrem Volke und zu seiner Vergangenheit gewinnen; die gothische reduplicirende Conjugation mache keine Liebe, aber die Dichter."

Oberlehrer Dr. Ochmann aus Oppeln: „Schier dreißig Jahre habe er schon den Gedanken gehegt, welchen die Herren Antragsteller ausgesprochen; nur könne er nicht einverstanden damit sein, daß dadurch der deutsche Unterricht Stütze für den anderen sprachlichen werden und Ebenbürtigkeit mit dem klassischen gewinnen werde, daß man das Gothische in denselben aufnehme. Er werde es auch in jeder Gestalt bleiben, und wegen der Ebenbürtigkeit werde man besser inter privatos parietes reden. Ferner frage er, wie man bei der so knappen, dem deutschen Unterrichte zugewiesenen Zeit dafür Raum gewinnen solle; der Correctur der deutschen Arbeiten könne nichts abgenommen werden, da das Prüfungsreglement in Betreff ihrer so bestimmte Forderungen enthalte."

Der Redner wird von dem Vorsitzenden und den Schriftführern belehrt, wie er die Antragsteller wahrscheinlich mißverstanden habe, da dieselben ausdrücklich erklären, daß der Correctur nichts von Zeit entzogen werden solle und könne, und verzichtet darauf auf das Wort.

Gymnasiallehrer Dr. Tomaschek aus Wien: „Er schließe sich Dir. Passow und Dr. Reichel an; Lectüre sei die Hauptsache und Grammatik nur daran anzuschließen. Auf dem von den Antragstellern vorgeschlagenen Wege stehe zu fürchten, daß der Zweck des Gymnasialunterrichts, — die Sprach- und Geistesbildung in Schrift und Ausdruck, alterirt werden würde. Wissenschaftliche Grammatik sei überhaupt von dem Gymnasium auszuschließen; man könne höchstens wünschen und zulassen, daß die nothwendigsten bei der Lectüre zu machenden Bemerkungen in einer kleinen Grammatik zusammengestellt, und diese den Schülern in die Hände gegeben würde, was schon auf der untersten Stufe geschehen könne. In Oesterreich lehre übrigens die Erfahrung, wie hier auch von den Dialecten zur deutschen Schriftsprache zu führen sei. In den oberen Klassen müsse aber von der Grammatik noch mehr abgesehen und auf die litterarhistorische und ästhetische Seite das größere Gewicht gelegt werden; in keinem Falle dürfte man die Schüler durch eine vollständige Grammatik hindurchführen. Es sei nicht Schade, wenn der Schüler nichts von den Lautgesetzen im Zusammenhange der Grammatik erfahre, aber die Lectüre des Mittelhochdeutschen gestatte die Anknüpfung. Wenn man die Grammatik in der Ausdehnung, wie gewollt, lehre, so sei doch nur Flachheit zu erwarten, und bei dieser der Dünkel, wodurch dem vor allem festzuhaltenden Principe der Wahrhaftigkeit entschieden Abbruch geschehe."

Dr. Grünhagen aus Breslau: „Er müsse sich gegen die These erklären, indem er erwäge, was man bei ihrer Annahme verlieren und was man dafür gewinnen werde. Das letzte Ziel des deutschen Unterrichts im Gymnasium sei correcter, klarer und gewandter Ausdruck; dazu helfe die Kenntniß des Althochdeutschen nichts; und eben so helfe die historische Grammatik zu der logischen Verstandesbildung nicht. Die mittelhochdeutsche Sprache sei nicht, wie die bei-

den klassischen, ein Turngeräth des Geistes; solle der Schüler aus dem Mittelhochdeutschen Regeln für sein eignes Sprechen und Schreiben, ja nur für seine Orthographie gewinnen, so werde er in große Verwirrungen gerathen. Der Sprachgebrauch — usus est tyrannus — habe ja die Regeln und die Resultate der Sprachforschung über den Haufen gestürzt. Verfolge man z. B. an Weinhold's Hand die Orthographie, so gewinne man immer nur, wie es sein müßte, wenn sich die Sprache regelrecht entwickelt hätte. Der einzige Gewinn werde die Zugänglichkeit zu den mittelhochdeutschen Dichtern sein, und dieser Gewinn sei allerdings werth zu schätzen, aber was müßten wir dagegen hingeben? Die Grundlehren der Metrik und Stilistik, der Rhetorik und Poetik seien eben so wenig wie die Litteraturgeschichte zu entbehren; sollten unsere Schüler nicht mehr kennen lernen, was eine Stanze, was ein Sonnett sei, worin das Wesen der epischen, lyrischen und dramatischen Poesie bestehe? Zu diesem müsse aber nothwendig die Lectüre in der Schule hinzutreten; denn auf die Privatlectüre sei nicht zu rechnen, weil man sie nicht in der Gewalt habe. Wo bleibe nun der Raum zu dem Mittelhochdeutschen? wolle man dem Schüler die Gegenwart rauben, um ihn in eine ferne Vergangenheit zu führen? Kurz, die deutsche Philologie, so groß, so herrlich sie sei, gehöre seiner Ueberzeugung nach nicht in die Schule. Wolle man etwa auf den oft gehörten Vorwurf achten: zwei Stunden Deutsch und sechzehn Lateinisch und Griechisch, so sei zu entgegnen: Non multa sed multum."

Oberlehrer Dr. Paur aus Breslau: Im Gegensatz gegen den Vorredner erkläre er sich für die Thesis. Man müsse doch wohl zugestehen, wie es ungereimt sei, wenn die Schule ihre Zöglinge mit Kenntniß des Homer, aber ohne jede Anschauung des Nibelungenliedes entlasse. Die mittelalterliche deutsche Litteratur stehe freilich der altklassischen nach, aber sie sei vaterländisch, und deshalb müsse sie jeder Gebildete kennen. Die Schule habe aber hierzu das Ihrige zu thun, weil auf der Universität nur Wenige es nachholten und nachholen könnten. Der Zweck bei der Erlernung des Mittelhochdeutschen sei nicht Erlernung dieser Sprache, sondern die Gewinnung einer Idee von dem Gewordenen und dem Werden derselben, wie man durch den Geschichtsunterricht ja auch nicht Staatsmänner bilden, sondern auch eine Uebersicht und Einsicht in den Zusammenhang der Begebenheiten geben wolle. Solle der Schüler eine Idee davon gewinnen, so genüge die Lectüre neuerer klassischer Musterstücke nicht; man müsse auch mittelhochdeutsche lesen. Für den Weg, welchen Dir. Passow bezeichnet habe, spreche seine während fünf Jahren an einer Realschule gemachte Erfahrung; er habe gefunden, daß in zwei Stunden wöchentlich die Schüler einen bedeutenden Theil des Nibelungenliedes mit Freude und Verständniß gelesen. In der Realschule könne nicht mehr erreicht werden, aber in der obersten Klasse eines Gymnasiums noch ein Schritt weiter gethan, und eine Anschauung von der allmählichen Entwickelung unserer Muttersprache an Musterstücken gegeben werden."

Geh. Ober-Reg.-Rath Dr. Brüggemann: Die These sei bei der Entwickelung, welche die deutsche Philologie gewonnen, sehr leicht erklärlich; er aber müsse sich dagegen erklären. Hauptsächlich aus zwei Gründen, und zwar zuerst aus einem innern: alle Disciplinen im Gymnasium müßten von einer elementaren Grundlage ausgehend fortschreiten. Wenn nun in den unteren Klassen die jetzige deutsche Grammatik gelehrt werde, so werde dann in Prima, Secunda, ja vielleicht in Tertia von Neuem angefangen werden, die Grammatik umkehren und zu den Anfängen der Sprache zurückgehen müssen. Der Weg müßte also erst von unten angebahnt werden, und dazu sei jetzt die Zeit noch nicht da. Ein zweiter Grund für ihn sei ein äußerer: in der dem deutschen Unterrichte zugemessenen Zeit finde sich nicht Raum genug dazu, um so weniger, als jeder Unterrichtsgegenstand, einmal aufgenommen, auch sein Territorium zu erweitern strebe.

Er habe die Frage übrigens schon mehrmals mit Sachverständigen erörtert, namentlich öfter mit dem verstorbenen Lachmann, dessen entschiedene Ansicht es gewesen sei, daß die deutsche historische Grammatik nicht in die Schule gehöre. Diese habe nur in die neuere deutsche Litteratur einzuführen: höchstens sei wünschenswerth, daß in der obersten Klasse des Gymnasiums ein, aber nur ein Abschnitt aus der historischen Grammatik in Andeutungen gelehrt werde, damit die Schüler wenigstens eine Idee von dem Vorhandensein einer deutschen Philologie und Lust zum Studium derselben auf der Universität erhielten. Dies letztere beruhe auf der gewiß richtigen Ansicht, daß das Gymnasium nicht satte, sondern hungrige Schüler zur Universität zu entlassen habe. Wenn man auch die Litteraturgeschichte, Poetik, Stilistik im Stoffe beschränke, so werde man doch nicht genug Raum zur systematischen Grammatik gewinnen; denn wie Passow von der Litteraturgeschichte offenherzig eingestanden habe, so würden auch die übrigen Lehren ohne Anschluß an die Lectüre nur traurige Resultate leisten. Den von Passow bezeichneten Weg finde er vollkommen genügend; man müsse also der weiteren Entwickelung noch Raum lassen; die Zukunft müsse zeigen, ob sich die nöthige elementare Grundlage werde gewinnen lassen, — bis dahin könne man sich nicht für die Aufnahme entscheiden."

Da sich weiter kein Redner gemeldet hatte, so erhielten die beiden Antragsteller das Wort zum Schlusse.

Palm: Er freue sich, so viel Zustimmung zur Sache gefunden zu haben, und wolle deshalb nur auf drei Punkte, die in der Debatte vorgekommen, eingehen: 1) man habe das Nützlichkeitsprincip angegriffen, aber dabei des von ihm ausdrücklich erwähnten Nutzens, den der Unterricht im Altdeutschen für die späteren Fachstudien gewähren werde, gar nicht gedacht. Diesen Nutzen halte er fest, eben so aber auch den, daß das Sprachvermögen der Schüler gewinnen werde; der Schüler müsse wenigstens lernen, daß seine Sprache Regeln habe, damit er aufmerksam werde und die gäng und gäbe gewordenen eines Gebildeten unwürdigen Unrichtigkeiten, wie wegen mit dem Dativ, beseitigen lerne. Dies sei nur durch einen systematischen Unterricht möglich; 2) er müsse gestehen, daß er und sein College lange darüber geschwankt hätten, ob der Unterricht an die Lectüre anzuschließen oder selbständig zu ertheilen wäre. Sie hätten sich endlich für das Letztere entschieden, weil sie gefunden, daß bei der Lectüre nicht genug gelernt, oder diese zu sehr durch Bemerkungen und Unterbrechungen beeinträchtigt werde. Er könne sich dabei auf seine eigne Erfahrung berufen: an der bloßen Lectüre des Nibelungenliedes habe er nicht Mittelhochdeutsch gelernt; 3) müsse er entschieden behaupten, daß die deutsche historische Grammatik eben so gut ein Turngeräth des Geistes sei, wie die lateinische und die griechische."

Cauer: Die These habe thatsächlich mehr Zustimmung als Entgegnung gefunden: der Werth, die Möglichkeit, ja die Nothwendigkeit sei anerkannt, und damit für die Sache sehr viel gewonnen worden. Das Nächste werde nun allerdings sein, daß geeignete Lehrer gebildet würden, und dies werde geschehen, wenn der Gegenstand in die Prüfung aufgenommen, wenn nur demjenigen die Erlaubniß zur Ertheilung des deutschen Unterrichts gewährt werde, der sich mit der historischen Grammatik vertraut erwiesen."

Der Vorsitzende dankt hierauf der Versammlung für die Nachsicht, welche sie seiner Leitung bewiesen, während die Versammlung ihm selbst ihre Dankbarkeit für die Umsicht und Thätigkeit, mit der er das Amt verwaltet habe, bezeugt.

Oberlehrer Dr. Schmalfeld aus Eisleben spricht in kurzen Worten der Versammlung seinen Dank dafür aus, daß sie ihm das Wort habe vergönnen wollen, obgleich ihm die Zeit nicht gestatte, es zu ergreifen.

Kurzer Bericht
über die Verhandlungen der Orientalisten.

(Den protokollarischen Bericht über dieselben s. in der Zeitschrift der Deutschen morgenländischen Gesellschaft. Band XII. S. 193 ff.)

Montag, den 28. Septbr.

Nachdem zum Vicepräsidenten der Prof. Dr. Stenzler und zu Protokollführern der Prof. Dr. Schmölders und Dr. Magnus gewählt worden sind, legt Prof. Dr. Fleischer ein Exemplar des neuesten Werkes von Dr. Brugsch: „Geographische Inschriften altägyptischer Denkmäler" der Versammlung vor, erörtert kurz den Inhalt derselben und macht auf seine Wichtigkeit namentlich für alttestamentliche Studien aufmerksam. Derselbe vertheilt darauf mehrere Exemplare eines Prospectus zu einem in Beirut herauszugebenden arabischen Journal vom maronitischen Pfarrer Chalil. Zuletzt macht der Präsident, Dr. Bernstein, Mittheilungen aus zwei eingegangenen Schreiben der Proff. Dr. Brockhaus und Dr. Weber.

Dienstag, den 29. Septbr.

Zuerst Berathung über verschiedene Angelegenheiten der deutschen morgenländ. Gesellschaft. Dr. Gosche erstattet hierauf den wissenschaftlichen Jahresbericht über 18⁵⁶/₅₇; Prof. Dr. Rödiger macht Mittheilungen aus einem Briefe des Dr. Blau, dessen Persische Reise betreffend, und Prof. Dr. Stenzler aus einem Briefe des Prof. Weber; Prof. Graf legt die ersten Aushängebogen seiner in Wien gedruckten Ausgabe des Bustân und Prof. Dr. Wüstenfeld den dritten Band seiner Mekkanischen Chroniken vor.

Mittwoch, den 30. Septbr.

Nach geschehener Wahl eines neuen Vorstandes der D. M. G. hält der Rabbiner Dr. Geiger einen Vortrag: „Zur Theologie und Schrifterklärung der Samaritaner."

Donnerstag, den 1. Octbr.

Berathung über die von dem Prof. Dr. Brockhaus in seinem Redactionsberichte gestellten Anträge. Der erste derselben, alle größeren von der Gesellschaft veranstalteten Publicationen als ein Sammelwerk unter einem Gesammttitel erscheinen zu lassen, wird gebilligt und als Gesammttitel: „Morgenländische Bibliothek" angenommen. Der zweite Antrag: „die Fortsetzung der äthiopischen Bibelausgabe des Prof. Dillmann zu unterstützen", wird dahin erledigt, daß

jährlich 200 bis höchstens 300 Thlr. für diese Fortsetzung bewilligt werden sollen. Der dritte Antrag betrifft die Vorbereitung einer kritischen Ausgabe sämmtlicher Targumim mit berichtigter lateinischer Uebersetzung. Die Gesellschaft genehmigt diesen Antrag und ersucht die Proff. Rödiger und Anger, die Ansichten und Vorschläge von Sachkennern über die beste Art der Ausführung entgegen zu nehmen und über die eingegangenen Materialien in der nächsten Generalversammlung Bericht zu erstatten. Hierauf einige Vorträge: Prof. Dr. Fleischer liest einen Aufsatz des Prof. Flügel über das Buch thwân us-safâ in abgekürzter Form; 2) Dr. Levy spricht über altsyrische Schrift und über zwei in Nord-Afrika gefundene lateinisch-palmyrenische Inschriften; 3) Dr. Landsberger über die Fabeln des Syntipas und zuletzt Dr. Gosche über die Bearbeitung eines neuen arabischen Lexikon.

Da Wien zum nächsten Versammlungsort bestimmt worden ist, wird der Hof- und Ministerialrath Anton von Hammer daselbst zum Vorsitzenden gewählt.

Der Präsident schließt die Versammlung mit einigen Worten.

Freund's Druckerei in Breslau.


Freund's
Druckerei in Breslau.

VERHANDLUNGEN

DER

ACHTZEHNTEN VERSAMMLUNG

DEUTSCHER PHILOLOGEN, SCHULMÄNNER

UND

ORIENTALISTEN

IN

WIEN

VOM 25. BIS 28. SEPTEMBER 1858.

WIEN.

DRUCK UND VERLAG VON CARL GEROLD'S SOHN.

1859.

VERHANDLUNGEN

DER

ACHTZEHNTEN VERSAMMLUNG

DEUTSCHER PHILOLOGEN, SCHULMÄNNER

UND

ORIENTALISTEN

IN

WIEN

VOM 25. BIS 28. SEPTEMBER 1858.

WIEN.

DRUCK UND VERLAG VON CARL GEROLD'S SOHN.

1859.

1909.
Aug. 30
$1.50

Einladung

zu der XVIII. Versammlung deutscher Philologen, Schulmänner und Orientalisten.

In Folge Allerhöchst genehmigender Entschliessung vom 26. d. M. wird die achtzehnte Versammlung deutscher Philologen, Schulmänner und Orientalisten in den Tagen vom 25. bis 28. Septbr. einschliesslich in Wien abgehalten werden. Indem die Unterzeichneten hiezu ergebenst einladen, ersuchen sie, Anfragen und Anerbietungen zu Vorträgen an einen von ihnen zu richten und die für die pädagogische Section bestimmten Thesen baldmöglichst einzusenden. Das Aufnahmsbureau befindet sich im Gebäude der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften (Stadt, Universitätsplatz) und wird vom 23. September an täglich von 10 bis 4 Uhr geöffnet sein.

Wien, den 29. August 1858.

Prof. Dr. *Fr. Miklosich.* Hofrath *A. v. Hammer.*

Mitglieder-Verzeichnis.

Abegg, Dr., Justizrath und Prof. der Rechte aus Breslau.
Achleuthner, L., Gymn.-Lehrer und Convicts-Präfect aus Kremsmünster.
Adler, Dr. Herm., Oberlehrer aus Breslau.
Ambrozy, Heinr., k. k. Oberlieut. aus Wien.
Anger, Dr., Professor aus Leipzig.
Appell, Dr. J. W., aus Frankfurt.
Arenstein, Dr. Jos., Professor aus Wien.
Arnold, Fried. Aug., Oberlehrer und Docent aus Halle.
Aschbach, Dr. J., Professor aus Wien.
Ascherson, Ferd., Dr. phil. aus Berlin.
Ascoli, G. J., Mitglied der deutsch-morgenländ. Gesellschaft aus Görz.

Bach, Th., Dr. phil. aus Breslau.
Baerwald, Dr. Herm., aus Wien.
Barb, H. A., Professor der persischen Sprache aus Wien.
Bartelmus, Rud., Gymn.-Lehrer aus Teschen.
Barth, Heinr., aus London.
Baum, Dr. Rob., Kunst- und Bauschullehrer aus Breslau.
Becker, M., Schulrath aus Wien.
Beer, Ad. Prof. aus Wien.
Beer, Hier., Professor aus Wien.
Behnsch, Dr., aus Breslau.
Behrnauer, Dr., Amanuens. der k. k. Hofbibl. und Docent, aus Wien.
Beitl, Gottf., Gymn.-Lehrer aus Wiener-Neustadt.
Benecke, Dr., Gymn.-Director aus Elbing.
Bensley, Rob. L., aus Cambridge.
Bergmann, Karl, regul. Chorherr aus St. Florian.
Bergmann, Jos., Custos am Münz- und Antiken-Cabinete in Wien.
Bernstein, Dr., k. preuſs. Geh. Regierungsrath und Professor, aus Breslau.
Biehl, Wilh., Gymn.-Lehrer aus Marburg.
Bippart, Dr. Georg, Professor aus Prag.
Böhm, Jos., Hauptschullehrer aus Wien.
Böhm, Konr., Gymn.-Lehrer aus Wien.
Böttcher, Jul. Fried., Dr. th. und ph., Gymn.-Lehrer aus Dresden.
Boller, A., Professor aus Wien.
Bolte, Ul., Realschullehrer aus Breslau.
Bonitz, Dr. Herm., Professor aus Wien.
Boué, Ami, Dr. med. aus Wien.
Brachelli, Dr. Hugo Franz, k. k. Ministerial-Concepts-Adjunct aus Wien.
Brandstätter, Dr., Professor aus Danzig.
Breunig, Dr. Ferd., Gymn.-Lehrer aus Wien.
Brix, Dr., Gymn.-Prorector aus Liegnitz.
Brüggemann, Dr., Geh. Oberregierungsrath im Unterrichts-Ministerium aus Berlin.
Budaker, Gottl., Gymn.-Director aus Bistritz.
Büdinger, Dr. Max., aus Wien.
Buschmann, K. Freih. v., Hofsecretär aus Wien.

Capellmann, Dr. Alois, Gymn.-Director aus Wien.
Casali, Pasqual, Gymn.-Lehrer und Redacteur der fogli offiz. aus Zara.
Cauer, Dr. Eduard, Privatdoc. an der Universität und Oberlehrer, aus Breslau
Chabert, Ritter Ostland, Hofsecretär aus Wien.
Chmel, Jos., Vicedirector des k. k. Archivs in Wien.
Christ, Jos. Ludw., Gymn.-Lehrer aus Preſsburg.
Conn, Leop., Lehrer der Stenographie, aus Wien.
Czerkawski, Dr. Euseb., Schulrath aus Lemberg.
Czermak, Joh., Gymn.-Lehrer aus Wien.

Dachauer, Stef, Gymn.-Lehrer aus Wien.
Danel, Franz, Gymn.-Lehrer aus Teschen.
Daniel, Dr., Professor aus Halle.
Dechant, P. Norb., Gymn.-Lehrer aus Wien.
Deinhardt, Heinrich, Mitarbeiter in der Heilpflege- u. Erziehungs-Anstalt Levana im Schloss Liesing.

Demel, Dr. Heinr., Regierungsrath und Director der Theres. Akademie in Wien.
Detlefsen, S. D. F., Dr. phil. aus Wien.
Diemer, Jos., Director der k. k. Universitätsbibliothek aus Wien.
Domke, Herm., Realschullehrer aus Breslau
Donatin, Wilh., Gymn.-Lehrer aus Leitmeritz.

Eckstein, Dr. Fr. A., Gymn.-Director aus Halle.
Egger, A., Gymn.-Lehrer aus Wien.
Eichner, Heinr., Gymn.-Oberlehrer aus Grofs-Glogau.
Elsensohn, J., Gymn.-Lehrer aus Teschen.
Emeritzy, Lud., Professor aus Prefsburg.
Enk von der Burg, Dr. K., Schulrath aus Wien.

Feierfeil, Karl, Gymn.-Lehrer aus Wien.
Fichna, Karl, Gymn.-Lehrer aus Krems.
Ficker, Adolf, k. k. Minist.-Secr. aus Wien.
Ficker, Heinr., Gymn.-Lehrer aus Ofen.
Fiedler, Dr. Heinr., Lehrer an der Realschule in Breslau.
Fiedler, Jos., Archivar aus Wien.
Firnhaber, Dr. C. G., Regierungsrath und Referent für das gesammte Schulwesen, aus Wiesbaden.
Firnhaber, Fried., k. k. Rath und Archivar aus Wien.
Fleckeisen, Dr. A., Professor aus Frankfurt a. M.
Fleischer, Hein. Leb., Professor aus Leipzig.
Fleischmann, Ant., Gymn.-Lehrer aus Wien.
Flöck, Ant., Oberlehrer aus Coblenz.
Flor, Dr. Karlm., Gymn.-Lehrer aus Klagenfurt.
Flügel, Gustav, Professor aus Dresden.
Födet, Jos., Secretär aus Wien.
Frankl, Dr. Lud., aus Wien.
Frieb, P. Bernhard, Gymn.-Lehrer aus Wien.
Friedrich, Gottl., Gymn.-Lehrer aus Teschen.
Friese, Dr. Rob., Oberlehrer aus Breslau.
Frosch, Jos., Gymn.-Lehrer aus Znaim.
Frühmann, Gymn.-Lehrer aus Münster.
Fülle, Wilh., Gymn.-Oberlehrer aus Ratibor.
Fufs, Mih., Gymn.-Lehrer aus Hermannstadt.

Gabely, Dr. Emer., Gymn.-Lehrer aus Wien.
Gafsner, Theod., Gymn.-Director aus Ofen.
Gatscher, Alb., Gymn.-Lehrer aus Wien.
Geisler, Dr. A., Institutsvorsteher aus Brieg.
Geister, Dr. Jul., Gymn.-Lehrer aus Breslau.
Georgens, Dr., Director d. Heilpflege- u. Erziehungs-Anstalt Levana im Schlosse Liesing.
Glatzel, Gymn.-Lehrer aus Glatz.
Göbel, Dr. Ant., Gymn.-Lehrer am Theresianum in Wien.
Görlitz, Dr., Gymn.-Lehrer aus Breslau.
Goldhorn, Dav. Joh. Heinr., Bibliothekar aus Leipzig.
Golub, Alois, pr. Gymnasialdirector aus Essegg.
Gomperz, Th., Privatgelehrter aus Wien.
Gotter, Dr. Mich., Concepts-Adjunct im Unterrichtsministerium, aus Wien.
Grätz, Dr. H., Seminarlehrer aus Breslau.
Grailich, Jos., Professor aus Wien.
Granichstädten, Dr., Stadtphysicus aus Wien.
Granitsch, Dr., Publizist aus Wien.
Grünhagen, Dr., College am Friedrichgymnasium in Breslau.
Grimm, Dr. Jul., aus Wien.
Grosse, Friedrich, pens. Realschul-Director aus Brody.
Grosser, Dr. Wilh., Realschullehrer aus Breslau.
Grün, Dion., Gymn.-Lehrer aus Wien.
Grund, Augustin, Pfarrer und Schulrevisor von Arnolsdorf in Preuss. Schlesien.
Gudra, Jos., Oberrealschullehrer aus Wien.

Haase, Dr. Fr., Professor aus Breslau.
Häfele, K, Gymn.-Lehrer aus Salzburg.
Haferl, Jos., k. k. Ministerialconcipist im Unterrichtsministerium, aus Wien.
Halder, Konr., Professor aus Pest.
Halm, Dr. Karl, Bibliotheksdirector u. Professor aus München.
Hammer, Ant. v., k. k. Hofrath im Ministerium des Aeufsern, aus Wien.
Hammerschlag, Dr. S., Religionslehrer der israel. Gymn.-Schüler aus Wien.
Hanisch, Rich., Gymnasiallehrer aus Oels.
Hansen, Dr. Georg, aus Wien.
Hartmann, Hein., Gymn.-Lehrer aus Wien.
Hartmann, Dr., Professor am Grauen-Klostergymnasium in Berlin.
Hassan, Ant., k. k. Lehrer der vulgär-arabischen Sprache aus Wien.
Haueis, Emil, Assistent aus Wien.
Haufen, Dr. Georg, Candidat d. Theol. aus Wien.
Heimbrod, Professor aus Gleiwitz.
Helbig, Karl Gust., Gymn.-Lehrer aus Dresden.
Helferstorfer, Othmar, k k. Hofprediger, Gymnasial-Director zu den Schotten aus Wien.

Heller, Karl, Gymn.-Lehrer aus Oels.
Helmrich, Placid., Gymn.-Lehrer aus Mölk.
Hendess, aus Berlin.
Herbek, Emanuel, Gymnasial-Director aus Brünn.
Herbert, Baron G., k. k. Internuntiaturs-Dolmetsch-Adjunct aus Constantinopel.
Herr, Gust., Gymn.-Lehrer aus Triest.
Hertz, Mart., Professor aus Greifswald.
Hildebrand, Dr., Gymn.-Lehrer aus Sagan.
Hillardt, Dr. Franz K., Ministerialbeamter aus Wien.
Hirschfelder, Rud., Gymn.-Relig.-Lehrer aus Grofs-Glogau.
Hochegger, Franz, Professor aus Pavia.
Hönigsberg, Ferd. v., Director aus Olmütz.
Hoffmann, Dr. Eman., Professor aus Wien.
Holzer, Ant., Gymn.-Lehrer aus Wien.
Homeyer, Dr., aus Berlin.
Honstetter, Dr. August v., k. k. Concepts-Adjunct im Ministerium für Cultus und Unterricht aus Wien.
Hornbeck, Julian, Barnabitenpriester aus Wien.
Hradil, Ignaz, Gymn.-Lehrer aus Wien.

Jahn, Ed., Gymn.-Lehrer aus Troppau.
Jarklowski, Franz, Realschullehrer aus Landeshut.
Idzikowski, Franz, Gymn.-Lehrer aus Breslau.
Idzikowski, Joh., Schulvorsteher aus Rybnik.
Jeitteles, Adalbert, Realschullehrer aus Troppau.
Jellinek, Dr. A., Prediger der israel. Kultusgemeinde aus Wien.
Jireček, Jos., Ministerialconcipist aus Wien.
Jülg, Dr. Bernh., Prof. aus Krakau.
Junkmann, Dr. W., Prof. aus Breslau.

Kaas, Georg, Gymn.-Lehrer aus Grätz.
Kämp, Realschulrector aus Breslau.
Kaintzik, Heinr., Kaplan aus Rybnik.
Kaiser, Josef, Director der Haupt- und Unterrealschule in d. Favoritenstrasse in Wien.
Karajan, Dr. Max von, Privatdocent aus Grätz.
Karajan, Dr. Th. G. von, Custos d. k. k. Hofbibliothek in Wien.
Keller, Gust., Prorector am Gymn. in Ratibor.
Kickh, Klem., Gymn.-Lehrer aus Wien.
Kirsch, Relig.-Lehrer aus Leobschütz in Preuss. Schlesien.
Klein, Karl, Gymn.-Lehrer aus Mainz.
Kleinert, W. T., Prorector der Realschule am Zwinger in Breslau.
Klement, Ferd., Supplent aus Olmütz.
Klezl, Ed. von, k. k. Hof- und Ministerialrath im Minist. d. Aeuss. aus Wien.
Klezl, Pet. von, k. k. Rath und Internunciatur-Postdirector aus Konstantinopel.
Klix, Dr., Gymn.-Director aus Grofs-Glogau.
Klučak, Hein., Gymn.-Director aus Eger.
Klun, Dr. V., Prof. an der Handelsakademie in Wien.
Köberl, Franz, Gymn.-Lehrer aus Steinamanger.
Körber, Phil. v., k. k. Oberst und Direct. der k. k. orient. Akademie in Wien.
Kopecký, Joh., Gymn.-Lehrer aus Pisek.
Kotzurek, Laur., Gymn.-Lehrer aus Brünn.
Král, Ant., Schulrath aus Brünn.
Kreuser, Prof. aus Köln.
Krichenbauer, Ant., Gymn.-Lehrer aus Ofen.
Krischek, Ed., Gymn.-Lehrer aus Ofen.
Krumhaar, Joh., Ministerialconcipist im Ministerium f. Cult. und Unter. aus Wien.
Kuneš, Dr. Adalbert, Professor aus Triest.
Kvičala, Joh., Gymn.-Lehrer aus Prag.

Lange, Dr. Ludwig, Prof. aus Prag.
Langer, K., Prof. am k. k. polytechnischen Institut in Wien.
La Roche, Jac., Gymn.-Lehrer aus Triest.
Larsow, Dr., Licent der Theologie, Professor am Grauen-Kloster in Berlin
Leidenfrost, Dr. Rob., Realschullehrer aus Prefsburg.
Lendin, Jul, Realschullehrer aus Breslau.
Linker, Dr. Gust., Prof. aus Wien.
Lisch, Mich., Gymn.-Lehrer aus Innsbruck.
Liszta, Marcus, Prof. aus Martinsbèrg.
Lobpreis, Joh., Vicedirector am k. k. Theresianum aus Wien.
Lorenz, Ottok., Privatdocent aus Wien.
Lotheisen, Dr. Ferd., aus Darmstadt.
Lott, Dr. Frz., Universitätsprof. aus Wien.
Ludwig, Alfr., Privatdocent aus Wien.

Magnus, Dr., Privatdocent aus Breslau.
Marek, Dr. Jos., Gymn.-Lehrer aus Brünn.
Mareta, Hugo, Gymn.-Lehrer aus Wien.
Meffert, F., Cand. ph. aus Breslau.
Meiller, Andr. v., Archivar aus Wien.
Meister, Jakob, Gymn.-Lehrer aus Wien.
Meister, Dr., Inspector an d. k preuss. Ritterakademie aus Liegnitz.

Meyer, Canditat des höheren Lehramtes aus Züllichau.
Meyer, Dr. Leo, Privatdocent aus Göttingen.
Meyer, Theod., Director und Bibliothek. aus Mölk.
Michaelis, Wilh., Lehrer am evang. Lyceum in Pressburg.
Miesl-Treuenstadt, Registraturs-Director aus Wien.
Miklosich, Dr. Franz, Professor aus Wien.
Milota, Alois, Gymn.-Lehrer aus Wien.
Mittler, Ed., Religionslehrer an der Oberrealschule auf d. Landstrasse und Professor der Erziehungskunde daselbst, aus Wien.
Mrniak, Franz Xav., Gymn.-Lehrer aus Lemberg.
Müller, Dr. Albert, Collaborator am Lyceum in Hannover.
Müller, Alois, Orientalist aus Wien.
Müller, Friedr., Orientalist aus Wien.
Müller, Jos., Professor aus Pavia.
Munch, Pet. Andr., Prof. aus Christiania.

Nagel, Leop., Gymn.-Lehrer aus Wien.
Neuwirth, Theob., Dr. th. und Alumn.-Präfect im Stifte Schotten in Wien.
Nieberding, Gymn.-Director aus Gleiwitz.

Obermayer, P. E., Actuar d. kais. Akademie d. Wissenschaften aus Wien.
Oertel, Dr. Friedr. Max., Prof. aus Meissen.
Oertel, Klem. Maim., Regierungssecretär aus Bautzen.
Ostermann, Dr., Gymn.-Lehrer aus Fulda.
Otto, Dr. Karl, Prof. aus Wien.
Ozlberger Ant., regul. Chorherr von St. Florian und Gymn.-Lehrer aus Linz.

Palm, Oberlehrer aus Breslau.
Päumann, Joh. Freiherr v., k. k. Ministerial-Concipist und Bibliothekar im Ministerium f. Cultus und Unterricht aus Wien.
Pavissich, Dr. Alois Caes., Schulrath aus Zara.
Pernhoffer, Dr. A., aus Wien.
Petrik, Joh., Gymn.-Lehrer aus Ungarn.
Pfeiffer, Franz, Prof. aus Wien.
Pflug, Ed., Pastor und Relig.-Lehrer aus poln. Lissa, Provinz Posen.
Piantoni, Alex., Prof. aus Mailand.
Pick, Herm., Gymn.-Lehrer aus Wien.
Pino-Friedenthal, Freih. Felix, Präsidialsecretär im Ministerium des Innern, aus Wien.
Pinsker, S., Lehrer aus Odessa.
Pirona, Jakob, Gymn.-Director aus Udine.
Pokorny, Dr. Alois, Gymn.-Lehrer und Privatdocent aus Wien.
Polke, August, Gymn.-Lehrer aus Gleiwitz.
Pott, Dr., Professor aus Halle.
Precechtel, Rup., Prof. des biblischen Studiums im Servitenconvent aus Pest.
Prettner, Rom., Gymn.-Lehrer aus Görz.
Prien, Dr. Karl, Professor am Katharineum in Lübeck.
Procháska, Dr. Ignaz, aus Wien.
Ptaschnik, Joh., Gymn.-Lehrer aus Wien.
Pullich, Dr. Georg, Gymn.-Director aus Zara.

Questiaux, Alfr. Ritter v., k. k. Vicekanzler und Dolmetsch aus Wien.

Raczek, Dr. v., Gymn.-Oberlehrer aus Grofs-Glogau.
Reichel, Dr. Karl, Gymn.-Lehrer aus Wien.
Reimann, Dr. E., Realschullehrer aus Breslau.
Reinisch, Sim., Amanuensis d. k. k. Universitätsbibliothek aus Wien.
Ressler, Dr., Gymn.-Lehrer aus Oppeln.
Richter, Franz, Gymn.-Lehrer aus Wien.
Richter, Dr. Joh., Gymn.-Oberlehrer aus Berlin.
Riepl, Rob., Gymn.-Lehrer aus Linz.
Riepl, Pet., Gymn.-Lehrer aus Linz.
Rödiger, Dr. E., Prof. aus Halle.
Rössler, Ed. R, aus Leipzig.
Rössler, Max, Lehrer aus Wien.
Roskoff, Dr. Gust., Prof. aus Wien.
Rühle, Dr. Paul, Oberlehrer aus Grofs-Glogau.

Sabel, Dr. Ed., Lehrer d. deutschen Spr. u. Lit. am kais. adeligen Elisabeth-Fräuleinstift zu St. Petersburg, aus Heidelberg.
Salzer, K., Lehramtscandidat aus Wien.
Sauppe, Dr., Director der k. Ritterakademie in Liegnitz.
Sausse, Dr. Heinrich Wilh., Prorector am Gymnasium in Guben.
Sawczyński, Sigm., Gymn.-Lehrer aus Krakau.
Schäfer, Dr. Arnold, Prof. aus Greifswalde.
Schenker, Dr. Ul., Conceptsadjunct im Ministerium f. Cult. und Unterr. aus Wien.
Schenkl, Dr. Karl, Prof. aus Innsbruck.
Scherff, Dr. Chr., Cand. theol. aus Eisenberg.
Schimko, Dr. Fried., Prof. aus Wien.
Schlecht, Dr. Leop., Gymn.-Director aus Wien.
Schmalfeld, Dr., Gymn.-Oberlehrer aus Eisleben.

Schmid, Dr. Ant., Gymn.-Lehrer aus Pressburg.
Schmidt, Karl, Gymn.-Lehrer aus Wien.
Schmidt, Dr. Leop., Prof. aus Bonn.
Schmölders, Dr., Prof. aus Breslau.
Schober, Dr., Gymn.-Director aus Glatz.
Schólar, Joh., Gymn.-Lehrer aus Görz.
Scholz, Paul. Lic., Privatdocent und Gymn. Religions-Lehrer aus Breslau.
Schopf, Ant. Wilh., Realschullehrer aus Wien.
Schröer, K. J., Oberreal-Schullehrer aus Pressburg.
Schroff, Karl, Regierungsrath und Prof. der Medicin aus Wien.
Schubert, Wilh., Gymn.- und Seminardirector aus Oberschützen.
Schulze, Dr. Herm., Hofrath u. Prof. aus Breslau.
Schumacher, Fr., Schriftsteller aus Wien.
Schwammel, Ed. Joh., Oberrealschullehrer aus Pest.
Schwenda, Julius, Reallehrer aus Olmütz.
Schwetz, Augustin. Gymn.-Lehrer aus Wien.
Seligmann, Dr. Franz Romeo, Prof. aus Wien.
Seyfried, Leop. Ritter v., Gymn.-Lehrer aus Melk.
Sickel, Dr. Theod., Prof. aus Wien.
Siegl, Ed., Gymn.-Lehrer aus Teschen.
Spaček, Joh., Gymn.-Lehrer aus Warasdin.
Spiegel, Andr., Gymn.-Lehrer aus Wien.
Staehlin, Dr. Heinr., k. k. Consistorialrath und Prof. aus Wien.
Stagl, Ehrenb., Gymn.-Lehrer aus Wien.
Stark, Dr., Amanuensis d. k. k. Universitätsbibliothek aus Wien.
Steger, Jos., Gymn.-Lehrer aus Marburg.
Stein v. Nordenstein, Ernst, Gymn.-Lehrer aus Klattau.
Stein, Dr., Regierungsrath aus Breslau.
Stenzler, Dr., Prof. aus Breslau.
Stephani, Dr. E. Ad., aus Leipzig.
Stieve, Dr., Schulrath aus Breslau.
Stinner, Dr., Gymn.-Director aus Oppeln.
Störmer, Paul. Reallehrer aus Breslau.
Strantz, A., Elève der k. k. orient. Akad. aus Wien.
Stricker, Christian, Real-Schullehrer aus Wien.
Stummer, Arnold von, Pfarrer aus Tabor.
Suchecki, Heinr., Prof. aus Prag.
Suttner, Dr. Herm., Prof. am Theresianum aus Wien.
Swoboda, Wenzel, Gymn.-Director aus Pressburg.
Sykora, Karl. Conceptsadjunct im Ministerium für Cult. und Unterr. aus Wien.
Sztachovics, Remig., Gymn.-Lehrer aus Oedenburg.

Tachau, Dr. Josef. Gymn.-Lehrer aus Wien.
Tanzmann, Fr., Cand. theol. aus Slawentzitz in Preuss. Schlesien.
Taussig, Ignaz. Lehrer des Italienischen aus Wien.
Teirich, Dr. Valent., Director d. Wiedner Realschule in Wien.
Teuber, Dr., Gymn.-Lehrer aus Neisse.
Teuffel, Dr. Wilh. Sigm., Prof. aus Tübingen.
Teutsch, G. D., Gymn.-Director aus Schässburg.
Thomas. Georg Mart., Prof. aus München.
Tomaschek, Karl, Gymn.-Lehrer und Privatdocent aus Wien.
Tomaschek, Joh., Concipist im geh. Haus-, Hof- und Staatsarchiv in Wien.

Uhlemann, Dr. Max, Privatdocent aus Göttingen.
Urbanczik, Jos., Schulvorsteher aus Rybnik in Schlesien.

Vahlen. Dr. Joh., Prof. aus Wien.
Vaniček, Alois, Gymn.-Lehrer aus Olmütz.
Vernaleken, Theod., Oberreallehrer aus Wien.
Völkl, Hieron., Gymn.-Lehrer aus Gleiwitz.
Volkmann. Cand. phil. aus Breslau.

Wagner, Dr. K., Oberstudienrath aus Darmstadt.
Wachsmuth, Dr., Prof. aus Leipzig.
Walz, Dr., Gymn.-Lehrer aus Pressburg.
Wattenbach, Wilh., k. preuss. Archivar aus Breslau.
Weinhold, Dr. Karl, Prof. aus Grätz.
Weiss-Starkenfels, V. v., k. k. Legationsrath aus Wien.
Welleba, Columban, Gymn.-Lehrer aus Wien.
Wickerhauser, Prof. aus Wien.
Wiese, Dr., Geh. Oberregierungsrath aus Berlin.
Wieszner, Karl, Gymn.-Lehrer aus Breslau.
Wildauer, Tobias. Prof. aus Innsbruck.
Wilhelm, Andr., Schulrath aus Krakau.
Winkler, Oberlehrer aus Leobschütz.
Winter, Dr. Ign, Gymn.-Lehrer am Theresianum in Wien.
Wissowa, Dr., Gymn-Director aus Breslau.
Wittiber, Dr., Gymn.-Lehrer aus Glatz.
Wolf. A. Th., pens. Gymn.-Lehrer aus Wien.
Wolf, Dr. G., Gymn.-Relig.-Lehrer aus Wien.
Wolf. Stef., Gymn.-Lehrer aus Wien.
Wurzbach v. Tannenberg, Dr. C., Bibliothekar im k. k. Ministerium d. Innern aus Wien.
Wüstenfeld, Prof. aus Göttingen.

Žahourek, Joh., Gymn-Lehrer aus Pressburg.
Zátka, Joh., Gymn.-Lehrer aus Neuhaus.
Zenner, Dr. Gust., Professor aus Jena.
Zhishmann Dr. Jos., Gymn.-Lehrer am Theresianum in Wien.
Zumpt, Professor aus Berlin.
Zyanich, Richard, Gymn.-Lehrer aus Oels.

Tages-Ordnung

für die

XVIII. Versammlung deutscher Philologen, Schulmänner und Orientalisten.

Samstag, den 25. September.

Vormittags 10 Uhr: Eröffnungs-Sitzung.
Mittags 12 Uhr: Sitzungen der orientalischen und pädagogischen Section.
Nachmittags 4 Uhr: Gemeinschaftliches Mittagessen.
Abends 8 Uhr: Gesellschaftliche Versammlung.

Sonntag, den 26. September.

Vormittags 8 Uhr: Fahrt auf den Semmering.
Abends 8 Uhr: Gesellschaftliche Versammlung.

Montag, den 27. September.

Vormittags 9 Uhr: Allgemeine Sitzung.
Mittags 12 Uhr: Sitzungen der orientalischen und pädagogischen Section.
Nachmittags 4 Uhr: Festmahl.
Abends 7 Uhr: Festvorstellung im k. k. Kärnthnerthor-Theater. Gesellschaftliche Versammlung.

Dienstag, den 28. September.

Vormittags 9 Uhr: Sitzungen der orientalischen und pädagogischen Section.
Mittags 12 Uhr: Allgemeine Sitzung.
Nachmittags 4 Uhr: Gemeinschaftliches Mittagessen.
Abends 8 Uhr: Gesellschaftliche Versammlung.

Das Comité:

Fr. Miklosich. A. v. Hammer. H. Bonitz. Karl Freiherr v. Buschmann. O. Helferstorfer. G. Linker. K. Reichel.

Bei dem Festmahle am 27. September brachte zuerst der Vorsitzende ein Lebehoch auf Se. Majestät den Kaiser aus. Darauf folgte ein Toast des Geheimraths Brüggemann aus Berlin auf den Minister für Cultus und Unterricht, Leo Grafen von Thun. Graf Thun erwiederte den Toast mit folgenden Worten:

„Meine Herren! Ich sage Ihnen meinen aufrichtigen Dank für die Ehre, die Sie mir so eben erwiesen haben. Gestatten Sie mir bei diesem Anlasse mit einigen Worten den Gedanken und Gefühlen Ausdruck zu geben, welche Ihre Anwesenheit in Wien und meine Theilnahme an Ihrer Versammlung in mir erwecken.

In einem Kreise von Gelehrten, deren viele bereits durch ihre Leistungen dauernden Ruhm und begründeten Anspruch auf den Dank der Mit- und Nachwelt sich erworben haben, — leuchtende Vorbilder für die jüngeren Männer, die ihnen auf ihrer ehrenvollen Laufbahn rüstig nachstreben, stehe ich ein Laie, dem es nicht vergönnt war einzudringen in das Heiligthum der Wissenschaften, deren Schätze Ihren Geist erfreuen. Allein die Stellung; welche die Gnade meines Herrn und Kaisers mir anvertraut hat, ist mir seit einer Reihe von Jahren zur dringenden Veranlassung geworden, meine Gedanken mit den Bedingungen des Gedeihens und mit dem Einflusse der Philologie auf die allgemeinen Bildungszustände zu beschäftigen.

Wir leben in einer Zeit, in welcher die materiellen Interessen, grofsartige industrielle Unternehmungen und was sie zu fördern geeignet ist, einen noch nie gekannten Aufschwung genommen haben. Fast drohen sie die Alleinherrschaft an sich zu reifsen, und es fehlt nicht an Solchen, die auch aus den Schulen Alles zu verweisen geneigt wären, was nicht unmittelbar jener Richtung dienlich ist. Deshalb bedarf in unseren Tagen die Philologie einer besonders tüchtigen Vertretung. Denn nach der Religion, dieser wahren Führerin der Menschen, die den Reichen wie den Armen, den Gelehrten wie den Ungelehrten über das Irdische erhebt und zum Bewufstsein seiner höheren Bestimmung führt; nächst der Philosophie, dieser Wissenschaft aller Wissenschaften, die aber ihrer Natur nach doch nur einer verhältnismäfsig geringen Zahl von Auserwählten zugänglich sein kann, ist vor Allem die Philologie geeignet, die Geister über das Gemeine zu erheben. Sie ist die Bewahrerin der ältesten Schätze einer hohen Cultur, sie enthält die Vorbedingungen des Aufschwunges der Kunst in allen ihren Zweigen, sie liefert der Geschichte, dieser grofsen Lehrmeisterin der Menschheit, unentbehrliche Grundlagen, sie bietet jedem die Schlüssel zu tieferem Verständnis seiner Muttersprache und lehrt ihn, sie erfolgreich ge-

brauchen. Deshalb ist ihre wohlthätige Wirksamkeit vielleicht noch deutlicher wahrnehmbar in ihrem Einflusse auf ganze Geschlechter als auf einzelne Personen. Wie viel würde ein Volk verlieren, aus dessen Schulen die Philologie verdrängt würde!

Durch den veredelnden Einfluss, den die Philologie auf alle lebenden Sprachen übt, hat sie für Oesterreich noch eine besondere Bedeutung. Es gibt keinen Staat in Europa, in welchem so viele bildungsfähige Völker verschiedener Zunge neben einander wohnten, als in Oesterreich, wo die Gesetze in zehn Sprachen kundgemacht, Schulbücher, und zwar nicht nur für Volks-, sondern theilweise selbst für Mittelschulen, in zehn Sprachen verfasst und gedruckt werden. Jeder Volksstamm hängt mit Begeisterung an seiner Sprache, und ein nicht geringer Theil der geistigen Bewegungskraft Oesterreichs liegt in dieser naturgemäfsen Begeisterung. Soll sie aber höheren Zwecken dienlich sein, so muss ihr wissenschaftliche Nahrung geboten werden, und dies muss zunächst durch gründliche philologische Studien geschehen. Wer immer seine Muttersprache zu lehren unternimmt, wer auch nur für den Gebrauch der Volksschulen eine Grammatik herstellen, die Orthographie feststellen will, der gelangt bald zur Einsicht, welche wissenschaftliche Vorarbeiten dazu erforderlich sind und wie sie nur an der Hand gründlicher philologischer und sprachvergleichender Studien geliefert werden können. In dem Mafse, als diese Studien in Oesterreich allgemeine Verbreitung finden, werden auch jene seiner Volkssprachen, denen es an einer älteren Literatur gebricht, sich mehr und mehr innerlich entwickeln und an Eignung für höhere Zwecke zunehmen, und in demselben Mafse werden die Einseitigkeiten verschwinden, die in sprachlicher Beziehung noch hie und da zum Vorschein kommen, und sie werden nur von einem edlen Wetteifer ersetzt werden, die Sprache nicht etwa durch künstliche Mittel zu erhalten und zu erweitern, sondern auf naturgemäfsem Wege die Bildung des Volkes zu fördern. Die tiefere Einsicht in die unverwüstliche Naturkraft, die jeder lebenden Sprache innewohnt, und die Erkenntnis des steigenden inneren Werthes der Erzeugnisse der heimischen Literatur wird den Gemüthern jene Beruhigung gewähren, die erforderlich ist, damit verschiedene Sprachen friedlich neben einander bestehen.

Aber auch die Wissenschaft wird grofsen Gewinn daraus ziehen, wenn einmal alle die Sprachen Oesterreichs mit jener Methode bearbeitet werden, die nur durch gründliche philologische Studien gewonnen werden kann. Nicht mindere Erfolge hat die Philologie nach ihrer realen Seite von der Verbreitung dieser Studien in Oesterreich zu erwarten. Wie grofs sind die noch unausgebeuteten Schätze römischer Alterthümer in Siebenbürgen, Ungarn, Dalmatien, Istrien — des schon mehr durchforschten lombardisch-venetianischen Königreiches nicht zu gedenken. So lässt sich gewiss behaupten, dass auf dem Gebiete der Philologie grofsartige Aufgaben vorliegen, die zu lösen vor Allem Oesterreich berufen ist. Oesterreich kann und wird diese Aufgaben aber nur dann lösen, wenn es dabei Hand in Hand mit Deutschland vorgeht.

Oesterreich steht mit seinen westlichen, dem deutschen Bunde angehörigen Ländern von jeher mitten in der Culturgeschichte Deutschlands. Seine weiten östlichen Ländergebiete aber haben seit Jahrhunderten die Schutzmauern Deutschlands und seiner Civilisation gegen die verwüstenden Ueberfälle barbarischer Horden gebildet. Sehen wir doch heute noch die südlichen Grenzmarken Oesterreichs in einer ganz militärischen Organisation. Sind doch in Siebenbürgen und Ungarn die Spuren und Nachwirkungen der immer wiederholten Türkenkriege noch deutlich wahrzunehmen. Dennoch hat die Philologie auch in jenen Ländern stets Stätten sorglicher Pflege gefunden. Beweise dafür liefern die blühenden Schulen der Sachsen in Siebenbürgen und die literarischen Schätze der berühmten Stifte in Ungarn. Allein Niemand kann verkennen, dass in jenen Ländern die Verhältnisse dem Gedeihen der Wissenschaft ungleich ungünstiger waren, als in Deutschland. Und kaum waren die letzten Türkenkriege geendigt, so brach der Sturm der Revolution in Frankreich aus, welcher die Welt erschütterte, und von den Drangsalen der Kriege, welche aus ihr hervorgiengen, so sehr auch alle Theile Deutschlands darunter gelitten haben, wurde kein Staat schwerer getroffen als Oesterreich. Sein Haushalt wurde zerrüttet, seine innere Entwicklung gewaltig gehemmt. Inzwischen brach auch das h. römische Reich deutscher Nation zusammen. Oesterreich zog sich auf sich selbst zurück und es trat eine Periode ein, in welcher seine Beziehungen zu Deutschland minder innig wurden, als in irgend einer früheren Zeit. In unseren Tagen hat sich ein neuer Sturm erhoben, und wieder wurde kein Land schwerer davon betroffen als Oesterreich. Aber in der Stunde der höchsten Noth hat die Vorsehung uns einen Kaiser geschenkt, der mit dem Muthe jugendlicher Zuversicht die drohenden Gefahren besiegte. Mit fester Hand hat er die auseinanderfallenden Theile des Reiches enger wieder verbunden und mit weiser Sorgfalt zugleich alle Beziehungen Oesterreichs zu Deutschland gepflegt. Nicht nur auf dem Gebiete der materiellen Interessen sind wichtige Schritte geschehen, um die Einigung immer mehr herzustellen, sondern auch auf dem Gebiete geistigen Strebens ist ein Wechselverkehr wieder entstanden, wie er seit Jahrzehnten nicht bestanden hatte. Wie sehr dieser Wechselverkehr auch jenseits der Grenzen Oesterreichs Anklang findet, dafür sehe ich einen Beweis in dieser hochansehnlichen Versammlung deutscher Philologen, Orientalisten und Schulmänner. Die Gemeinsamkeit wissenschaftlicher Bestrebungen in Deutschland und Oesterreich ist eine Idee, deren fortschreitende Verwirklichung ich mit freudiger Theilnahme beobachte.

Ihre Anwesenheit, meine Herren, in Wien, dient mir zur Bürgschaft, dass Sie Alle, welche Gauen Deutschlands, welche Gegenden Oesterreichs Sie auch Ihre Heimath nennen mögen, in dieser Beziehung meine Gefühle theilen. Deshalb habe ich Sie mit doppelter Freude in Wien begrüfst und deshalb rufe ich mit doppelt herzlicher Freude ein Hoch! dieser geehrten Versammlung."

Inhalt.

Verzeichnis
der
für die allgemeinen Sitzungen angemeldeten aber nicht gehaltenen Vorträge.

a) Professor Dr. Boller: Ueber die Beziehungen zwischen Iran und Turan.

b) Professor Dr. Kreuser: Ueber homerische Kritik und über einen nothwendigen Fortschritt der Philologie.

c) Director Dr. Schmalfeld: Ueber die angeblichen politischen Beziehungen in den Sophokleischen Tragödien.

Erste allgemeine Sitzung. 25. September.

Anfang der Sitzung: 10 Uhr.

Präsident: Prof. Dr. **F. Miklosich.**

Die Sitzung wurde von dem Präsidenten der Versammlung mit folgender Rede eröffnet:

Hochansehnliche Versammlung!

Mehr als zwei Jahrzehende sind vergangen seit dem Tage, als einige der hervorragendsten Gelehrten Deutschlands einen Verein gründeten mit der Bestimmung, die Philologie in ihrer sprachlichen sowol als sachlichen Richtung zu fördern und die Methoden des Unterrichtes mehr und mehr fruchtbringend zu machen. In dieser Zeit hat der Verein, dem sich im Jahre 1850 die Orientalisten anschlossen, Deutschland in allen Richtungen durchwandert und von den erleuchteten Regierungen wohlwollend, von den, geistigem Streben jeder Art befreundeten Städten gastlich aufgenommen, überall durch gehaltreiche Vorträge und in nicht geringem Maſse durch Vermittelung des Verkehrs unter den Pflegern der Wissenschaft nicht nur zur Förderung der Philologie, sondern auch zur Belebung wissenschaftlichen Sinnes im allgemeinen nach Kräften beigetragen: durch Erörterung pädagogisch-didaktischer Fragen hat derselbe richtigere Begriffe vom Ziele und der Methode des gelehrten Unterrichtes zu verbreiten gestrebt. Wie mancher Philologe, wie mancher Schulmann ist von diesen Versammlungen für seinen Beruf neu begeistert, in seiner Wissenschaft mächtig gefördert in die Heimat zurückgekehrt! Diese segensreiche Wirksamkeit des Vereines hat ihm längst die Sympathien aller Gebildeten, ja die wärmste Theilnahme von ganz Deutschland zugewandt. Seien Sie uns daher in den Mauern dieser altehrwürdigen Stadt, dem Mittelpunkte eines groſsen Ganzen, auf das herzlichste willkommen! Diesen Gruſs darf ich kraft des Ehrenamtes, das ich nicht meinem Verdienste, sondern nur Ihrer Nachsicht verdanke, diesen Gruſs darf ich Ihnen zurufen im Namen aller jener, denen wahrer, auf Wissenschaft und Unterricht gegründeter Fortschritt am Herzen liegt. Wie freuen wir uns, Männer, deren Namen uns schon längst geläufig sind, nun auch persönlich kennen zu lernen und, wenn auch nur kurze Zeit, ihres Umganges zu genieſsen! Ja dass die Versammlung an diesem Orte tagt, erfüllt uns mit hoher Befriedigung, denn es erinnert uns an den gewaltigen Umschwung der Dinge, mit welchem in diesem Lande eine neue Aera angebrochen ist.

Doch ich soll Sie, hochverehrte Herren, nicht nur begrüfsen, sondern, dem Herkommen gemäfs, auch Ihre wifsenschaftlichen Verhandlungen eröffnen. Erlauben Sie mir daher Ihre Aufmerksamkeit auf das Verhältniss der classischen Philologie zu den modernen Philologien zu lenken. Die Wahl des Gegenstandes dieses nur andeutenden, nicht erschöpfenden Vortrages hängt mit dem Gange meiner Studien zusammen, denn früh habe ich, von der classischen Literatur ausgehend, mich der Sprachwissenschaft und der slavischen Philologie zugewandt.

Wenn die Philologie im allgemeinen das Leben eines Volkes in einem abgeschlossenen Zeitraume nach allen seinen Richtungen wissenschaftlich zu erforschen strebt, so gibt es so viele Philologien, als es verschiedene Völker gibt, deren literarische Denkmäler zur Erkenntniss des Lebens in seiner idealen und realen Richtung ausreichen. Man kann daher, wenn man sich auf Europa beschränkt, der classischen Philologie die germanische, romanische und slavische entgegensetzen.

In dem geistigen Leben der Völker spielt die Sprache eine hervorragende Rolle, und die Sprachen der bezeichneten Völker sind mit einander so innig verwandt, dass die wissenschaftliche Erforschung nur einer unter ihnen kaum möglich ist, und dass das was den Organismus auch nur einer aufhellt, in gar vielen Fällen auch irgend einen dunklen Punkt einer anderen beleuchtet. Ich darf mich hier auf die überraschend reichen Resultate der vergleichenden Sprachwissenschaft berufen. Diese Verwandtschaft der Sprachen ist Folge der Stammverwandtschaft der Völker, und diese erklärt, wie es kommt, dass die genannten Völker wie in Sprache so auch in Glaube und Sitte sich nahe stehen, dafs sie die grofsen Fragen über das Verhältniss des Menschen zur Gottheit und des Menschen zum Menschen auf ähnliche Weise beantworten. Aus der über alle Geschichte weit hinausreichenden Einheit der Sprache, des Glaubens und der Sitte hat sich im Laufe von Jahrtausenden eine grofse Mannigfaltigkeit von Idiomen, Religionen und Rechtssystemen entwickelt, die, obgleich unabhängig von einander fortgebildet, doch auch in späterer Zeit ihre ursprüngliche Einheit nicht verläugnen können. Jakob Grimm's unsterbliche Arbeiten auf dem Gebiete der Mythologie und der Rechtsalterthümer sind es, die diese Ansicht festbegründet haben. Und so sehen wir, dass der Gegenstand der bezeichneten Philologien, obgleich in mehrere einander jetzt nur ähnliche Zweige gespalten, ursprünglich nur einer war, dass daher, wie bei der Sprache, so auch in der Mythologie und im Recht die auf ein Volk beschränkte Forschung in vielen Fällen unzureichend, die gelungene Lösung einer, wenn auch zunächst nur ein Volk betreffenden Frage auch hier für die anderen von Bedeutung wird. Die Ansicht, dafs Griechen und Römer in der ursprünglichen geistigen Ausstattung und in ihrer Fortbildung mit den anderen Völkern nichts gemein haben, diese Ansicht ist längst veraltet: sie müsste sich, wäre sie wahr, auch durch die Sprache begründen lassen. Doch auch in anderen, nicht minder bedeutungsvollen Fragen berühren sich die alte und die modernen Philologien. Ich will nur eine hervorheben: sie betrifft den Ursprung des natio-

nalen Epos, dieser ältesten Form der Poesie. Diese Frage entsteht nicht nur bei den homerischen Dichtungen; sie ist auch in der romanischen Philologie, namentlich hinsichtlich des altfranzösischen Epos aufgeworfen worden, und welche Wichtigkeit sie in der deutschen Philologie erlangt hat, ist allgemein bekannt. Die Slaven haben kein nationales Epos, wohl aber hat der serbische Volksstamm noch gegenwärtig im Munde des Volkes lebende Lieder, aus denen sich durch Um- und Zudichtung sehr wol ein Epos gestalten liefse, was auch ein neuerer deutscher Dichter mit den auf den Untergang des Reiches sich beziehenden Liedern nicht ohne Geschick versucht hat. Unhaltbar ist zweifelsohne die von einem ausgezeichneten Forscher ausgesprochene Ansicht, als ob die serbischen Heldenlieder Theile eines verloren gegangenen Ganzen, eines Epos, wären; dieses Epos hat nie bestanden, da die Kunst sich des Materiales dazu, der einzelnen Lieder, nie bemächtigt hat, um aus ihnen ein Ganzes zu formen. Aufserhalb der Gränzen, die ich diesen Bemerkungen gesteckt, gewahren wir bei den Finnen ein umfangreiches in der zweiten Recension über 22000 Verse zählendes Volksepos, das erst in unseren Tagen, so zu sagen, unter unseren Augen aus einzelnen Liedern gebildet worden, die noch jetzt im Munde des finnischen Volkes leben. Die von einem Volksepos untrennbaren, weil mit seiner Entstehung verwebten Unebenheiten und Widersprüche fehlen natürlich auch hier nicht, manche erinnern an ähnliche Erscheinungen in anderen Volksepen, wie wenn Kalervo's Geschlecht in einer Rune von der Erde vertilgt wird, in einer anderen jedoch die Nachkommen desselben wieder aufleben. Ich will jedoch nicht sagen, dass alle nationalen Epopoeen genau auf dieselbe Weise, etwa unmittelbar aus Volksliedern entstanden wären, ich will nur darauf hindeuten, dass solche Dichtungen aus Volksliedern theils gebildet werden können, wie bei den Serben, theils nachweisbar wirklich gebildet worden sind, wie bei den Finnen. Volkslieder liegen gewiss allen nationalen Epopoeen, wenigstens mittelbar zu Grunde, und diefs allein vermag den auffallenden, von Jedermann gefühlten Unterschied zwischen dem Volks- und dem Kunstepos zu erklären. Genaue Forschung wird nicht nur den ein Volk betreffenden mangelhaften Beweis durch, bei einem anderen Volke beobachtete Thatsachen ergänzen, sondern auch das allgemeine Gesetz dieser Bildungen ausfindig machen, dessen Erkenntniss das Ziel der Wissenschaft ist.

In allen hier angedeuteten Punkten wird im Ganzen die alte Philologie den modernen Philologien mehr geben als von ihnen empfangen: denn nicht nur ist sie Erklärerin eines auf einer ursprünglicheren Stufe stehenden Lebens, sie ist auch als eine seit Jahrhunderten von einer langen Reihe durch Scharfsinn und Gelehrsamkeit hochberühmter Männer gepflegte Wissenschaft gründlich und nach allen Richtungen in's Detail bearbeitet.

Wenn nun schon in dem Was, in dem Materiale die modernen Philologien von ihrer älteren Schwester vielfach abhängig sind, so ist diefs in noch höherem Mafse der Fall hinsichtlich des Wie, hinsichtlich der Methode. Die Grundsätze der Kritik,

der Hermeneutik sind zwar einfach, allein die Anwendung derselben will gelernt, will geübt sein. Wie sehr diefs der Fall ist, zeigt die Beobachtung, dass es nicht unbedeutende Literaturen gibt, in denen man keine Ahnung davon hat, dass es nicht nur erlaubt, sondern geboten ist, verschiedene Quellen zur Herstellung des echten Textes zu benützen, noch weniger davon, dass es Gesetze gibt, nach denen diefs zu geschehen hat. Dass die deutsche Philologie unter den modernen am höchsten steht, hat sie einzig der gründlichen Pflege zu danken, welche in Deutschland den classischen Studien zu Theil wird. Nicht die für deutsche Literatur auch begeisterten Romantiker, sondern in der Schule der classischen Philologie gründlich gebildete Männer haben sie auf die Stufe gehoben, auf der sie gegenwärtig steht. Classische Bildung hat es den Deutschen möglich gemacht auch um andere Philologien sich grofse, bleibende Verdienste zu erwerben: ich erinnere nur an die Arbeiten deutscher Gelehrten über französische Literatur, deren Trefflichkeit Baron de Roisin in der Versammlung zu Bonn mit so beredten Worten anerkannt hat. Classische Studien erweisen sich daher als unerläfslich auch auf solchen Gebieten, auf denen manche ihrer entbehren zu können vermeinen.

Es ist nicht meine Sache hier auf die Bedeutung der alten Philologie, der Bewahrerin des reichen Vermächtnisses zweier glorreicher Völker, für die allgemeine Bildung und für die Erziehung der Jugend einzugehen. Diese ihre Bedeutung ist welthistorisch, und erhebt sie hoch über alle modernen Philologien, die unserem Herzen dadurch näher stehen, dass sie uns von dem Leben unserer Vorältern Kunde geben.

Möge die Philologie, die vor Jahrhunderten als Kunde von den alten Sprachen begonnen, nun als Wissenschaft von dem Leben der alten Völker immer fröhlicher erblühen! Möge auch dieser Verein noch lange rüstig fortwirken, ein Verein, der das in der That beneidenswerthe Vorrecht hat, auch in pädagogischen Dingen nur die Gründe für und wider zu prüfen, ohne Beschlüsse fassen zu müssen, der daher auch keinerlei praktischen Einflufs beanspruchen kann, aufser denjenigen, der den in seinem Schoofse vorgebrachten Gründen eingeräumt werden mag. Das Wohlwollen, mit dem die höchsten Behörden die Zwecke dieser Versammlung gefördert haben, die Bereitwilligkeit, mit der die Commune dieser Hauptstadt, ihren würdigen Vertreter an der Spitze, unseren Wünschen entgegengekommen ist, die Freude, mit der alle Gebildeten den Verein begrüfst haben, ist ein Beweis, dass die Wissenschaft hier eine gastliche Stätte findet.

Nach Beendigung dieser Rede schlug der Präsident zu Secretären der Versammlung folgende Mitglieder vor: Director Dr. Klix aus Grofs-Glogau, Prof. Dr. Thomas aus München, Prof. Dr. Hoffmann aus Wien und Prof. P. Achleutner aus Kremsmünster, mit welchem Vorschlage die Versammlung einverstanden war.

Die Commission zur Berathung über den nächsten Versammlungsort wurde von

dem Präsidenten aus folgenden Mitgliedern gebildet: Geh. Ober-Regierungsrath Brüggemann aus Berlin, Dir. Dr. Eckstein aus Halle, Regierungsrath Firnhaber aus Wiesbaden, Prof. Dr. Fleischer aus Leipzig, Prof. Dr. Haase aus Breslau, Prof. und Bibliotheksdirector Dr. Halm aus München, Oberstudienrath Dr. Wagner aus Darmstadt und Dir. Dr. Wissowa aus Breslau.

Der Präsident theilte mit, dass für die Versammlung mehrere Begrüfsungsschriften eingelangt sind. Das Professorencollegium der philosophischen Facultät der Wiener Universität begrüfste die Eintretenden durch „*Spicilegium criticum philologis et paedagogis Germaniae die XXV. m. Sept. a. MDCCCLVIII Vindobonae conventum agentibus nomine et auctoritate conlegarum ordinis philosophici Vindobonensium xenion obtulerunt H. Bonitz, E. Hoffmann, professores Vindobonenses, G. Linker, professor Cracoviensis.*“ (27 S. 4). Nach einer an die Versammlung gerichteten lateinischen Begrüfsungsode von G. Linker, enthält diese Monographie (S. 5—14) Bemerkungen Linker's zu einigen Stellen des Horatius (Carm. I, 12 und 37. II, 2 und 13. III, 5 und 6. IV, 4 und 9.) und eine deutsche Uebersetzung von Horat. carm. III, 9; sodann (S. 15—22) Bemerkungen von Hoffmann zu Verg. Aen. VII, 22. IX, 213. 386. 391. X, 79. Cic. in Cat. I, 2, 4, und (S. 22—27) von Bonitz zu Plat. Theaet. 192 B. 202 B. 205 D. 162 E. Aristot. Eth. Nic. *α* 5. 1097 *a* 25. *θ* 3. 1156 *b* 10. Eth. Eud. *η* 3. 1238 *a* 35. Aus der noch jugendlichen Stiftung des philologischen Seminars an der hiesigen Universität wurden der Versammlung zur Begrüfsung in einem „*Specimen emendationum philologis et paedagogis Germaniae die XXV. Sept. a. MDCCCLVIII Vindobonae conventum agentibus venerabundi obtulerunt seminarii philologici Vindobonensis sodales*“ (16 S. 8) erklärende und berichtigende Bemerkungen zu verschiedenen Schriftstellern des Alterthums dargebracht (Hom. Il. *γ*. 224. Od. *δ*. 193—195. Aesch. Agam. 404. Choeph. 166. 760. Eur. Or. 758. Plat. Phil. 26 D. Euthyd. 277 A. 295 B. Thuc. I, 9. 93. III, 8. Strab. *δ* 6, 5. Cæs. b. g. I, 47. II, 29. IV, 3. 27. VII, 47. Tac. hist. III. 74). Von Dr. K. Reichel, Prof. am hiesigen akademischen Gymnasium, wurden den Mitgliedern der Versammlung überreicht „*Studien zum Parzival*“ (24 S. 8.), welche einen für die Auffassung des ganzen Gedichtes wesentlichen Punkt einer neuen und eingehenden Betrachtung unterziehen. Aufserdem hatte der Prof. am akademischen Gymnasium zu Prag, F. Pauly, in dem so eben erschienenen ersten Bande seiner Ausgabe der *Scholia Horatiana* eine Widmung an die Versammlung gerichtet „*Philologis huius anni mense Septembri Vindobonam conventuris s.*“

Der Präsident erklärte, dass er im Falle seiner eigenen Verhinderung den Vorsitz in den allgemeinen Sitzungen Herrn Prof. Dr. H. Bonitz übertragen werde.

Hierauf hielt Prof. und Bibliotheksdirector Dr. Halm aus München folgenden Vortrag:

Hochansehnliche Versammlung!

Das Präsidium der Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner hat mir die Ehre erwiesen, nach der Eröffnungsrede unseres hochgeehrten Herrn Präsidenten zuerst das Wort ergreifen zu dürfen. Es ist, meine Herren, nicht eine neue Errungenschaft wissenschaftlicher Forschung, die ich Ihnen mitzutheilen die Ehre habe, sondern blofs ein Bericht über die beabsichtigte Herausgabe eines umfangreichen literarischen Werkes; jedoch erwarte ich von der Bedeutung der Sache, dass auch ein schlichter Bericht einer geneigten Aufmerksamkeit von Seite einer hochansehnlichen Versammlung sich erfreuen werde. Wie den Herren aus der Tagesordnung bereits bekannt ist, so betrifft mein Vortrag die Begründung eines *thesaurus linguae latinae*. Das gegenwärtige Jahrhundert hat im Gebiet der classischen Philologie kolossale Unternehmungen entstehen sehen; ich erinnere zunächst an die ausschliefslich durch deutsche Gelehrte besorgte neue Bearbeitung des *thesaurus linguae graecae*, an die neue Ausgabe der Byzantiner, an die erste kritische des Aristoteles, der bald auch eine neue Bearbeitung seiner griechischen Interpreten folgen wird, an das der Vollendung entgegenreifende *corpus inscriptionum graecarum*, endlich an ein noch kolossaleres Werk, das in Angriff genommene *corpus inscriptionum latinarum*. Ich wüsste im ganzen Gebiete der classischen Philologie kein Unternehmen namhaft zu machen, das sich den erwähnten würdiger anschlösse, als die Begründung eines erschöpfenden Thesaurus der lateinischen Sprache. Der deutschen Philologie verdankt man die Besorgung der meisten kritischen Texte lateinischer Autoren, welche existieren, sie hat die historische Grammatik geschaffen, und auch die organische Entwicklung der romanischen Töchtersprachen zuerst nachgewiesen; sie hat die Fackel der Kritik auch in die Inschriftenkunde geworfen und tausende von Inschriften richtig lesen oder behandeln gelehrt; was in diesem Jahrhundert auf dem Gebiete der Synonymik und Lexikologie Tüchtiges geleistet worden, ist fast einzig von deutschen Philologen ausgegangen. Welche Nation wäre mehr berufen und berechtigt, die Resultate dieser so vielseitigen Forschungen gleichsam in einem Brennpunkt zu vereinigen, in einem *thesaurus linguae latinae*, der nach den heutigen Forderungen der Wissenschaft bearbeitet ist? Die Idee, meine Herren, einen solchen zu begründen, ist keine neue; sie ist von namhaften Gelehrten, wenn auch nicht öffentlich, doch im Privatverkehr wiederholt angeregt und durchsprochen worden. Man gieng dabei von dem gewiss richtigen Grundsatze aus, dass zu einem solchen Werke zahlreiche, aber mit Strenge, ich möchte sagen mit rücksichtsloser Strenge erlesene Kräfte nach festem Plane dergestalt beizusteuern hätten, dass mit Ausschluss alles eklektischen Verfahrens immer nur einer einen Bezirk vollständig auszuschöpfen hätte, sei es dass ein solcher Kreis einen einzigen Autor oder bestimmte Theile eines gröfseren Autors oder mehrere gleichartige kleinere Schriftsteller zu umfassen hätte. Indess mit dem Plane eines solchen Werkes an die Oeffentlichkeit zu treten, hielten verschiedene Bedenken ab. Es fehlten und fehlen noch jetzt kritisch beglaubigte Texte von so

manchen Autoren, ein so grofser Fortschritt auch durch die *bibliotheca Teubneriana* geschehen ist; die Herausgabe des grofsen Inschriftenwerkes war damals noch in weitere Ferne gerückt; die Wahl eines tüchtigen Redacteurs erwies sich als eine höchst schwierige und wollte nicht in befriedigender Weise gelingen. Auch die materielle Seite des Unternehmens erregte ihre grofsen Bedenken, da auch unter den allergünstigsten Umständen zur Herstellung der langjährigen Vorarbeiten immer eine gröfsere Summe zur Verfügung stehen musste. Das zuletzt erwähnte Bedenken ist durch die hochherzige Munificenz des für die Hervorrufung wissenschaftlicher Unternehmungen so ganz einzig verdienten Königs Maximilian von Bayern glücklich beseitigt worden, der zur Förderung eines solchen Werkes aus Seiner Cabinetscasse eine Summe von 10,000 fl. anzuweisen geruht hat. Diese Summe reicht hin, nicht blofs um die Redactionskosten auf eine Zeit von zehn Jahren, die für die Vorarbeiten berechnet ist, zu decken, sondern es lässt sich mit derselben auch noch eine Anzahl von Specialarbeiten anständig honorieren. Für die Redaction des grofsen Werkes wurde ein junger Gelehrter, der zu den allerbesten Hoffnungen berechtigt und sie auch schon theilweise glänzend erfüllt hat, Herr Dr. Bücheler aus Bonn ausersehen, der in seinen mannigfachen Arbeiten in den so verschiedenartigen Gebieten der lateinischen Epigraphik, Grammatik, Onomatologie, Metrik und Kritik seine ganz besondere Befähigung für eine solche Arbeit hinlänglich bekundet hat; er wird nebst einer Reihe von besonderen Arbeiten die so wichtige Ausbeutung der Inschriften ganz auf sich nehmen. Für die Entwerfung des Planes, für die Bestimmung der nöthigen Specialarbeiten und die Wahl der Mitarbeiter, sowie für die zahlreichen übrigen Anordnungen, die ein so umfangreiches Werk erheischt, wurde ein Comité gebildet, zu dem aufser mir Herr Professor Ritschl in Bonn, Herr Professor Fleckeisen in Frankfurt a. M. und der Redacteur gezogen wurden. Ich erlaube mir der Versammlung mitzutheilen, was von Seite des Comités bereits für die Sache geschehen ist.

Was zunächst den Umfang eines *thesaurus linguae latinae* betrifft, so hat derselbe den ganzen lateinischen Sprachschatz zu umfassen, also nicht blofs alle Wörter und Namen lateinischen Ursprungs, sondern auch alle jene, welche die Römer aus fremden Sprachen herübergenommen und latinisiert haben. Der Anfangspunkt ist durch die uns überkommenen Sprachdenkmale von selbst bestimmt; schwieriger ist es das Ende der Latinität festzustellen. Begreiflicherweise muss das Latein des Mittelalters ausgeschlossen bleiben, wie es sich namentlich seit der Zeit Karl des Grofsen ausgebildet hat. Wohl aber hat die Latinität, wenn auch durch vielfältige fremde Einflüsse berührt und umgestaltet, den Untergang des weströmischen Reiches überlebt, indem die Bildung der Juristen und Patristiker des 6. Jahrhunderts noch ganz auf römischer Sprache und Literatur beruht. So ist der Endpunkt nicht genau abzugrenzen, und es dürfte nur etwa als allgemeine Grenze die zweite Hälfte des 6. Jahrhunderts festzustellen sein, wobei begreiflicherweise eine Benützung eines oder des

andern späteren Schriftstellers, wie des Isidorus Hispalensis, der so viel aus älteren, wenn auch trüben Quellen geschöpft, nicht ausgeschlossen erscheint. Indess der Kern der Latinität ist in den Schriftstellern bis zum zweiten Jahrhundert n. Chr. enthalten. Für die älteste Literatur bis auf das Ende des Augusteischen Zeitalters bedarf man ganz genauer Speciallexika. Solche sind auch nothwendig für die Hauptrepräsentanten der ersten Kaiserzeit, für einen Lucanus und Seneca, Plinius und Martialis, Tacitus und Juvenalis. Solche sind auch für Fronto und Gellius sehr zu wünschen und kaum zu entbehren, ebenso für diejenigen späteren Schriftsteller, die einen besonderen *sermo*, wie z. B. den *plebeius* in Anspruch nehmen, für einen Petronius und die *scriptores historiae Augustae*. Dass die Grammatiker ein vornehmliches Augenmerk verdienen, bedarf kaum besonders hervorgehoben zu werden. Sie sind nicht blofs als ergänzende Quellen der früheren Literatur zu benützen, sondern auch für die Kunstsprache der römischen Grammatik, die noch so wenig bekannt ist. Verschiedene Stellen von Grammatikern, die man zu diesem besonderen Behufe durchgangen hat, haben eine überraschende Menge von unbekannten oder wenig bekannten technischen Formen und Phrasen nachgewiesen, deren Kenntniss und Anwendung man in neueren lateinischen Schriftstellern vergeblich suchen würde. Um wenigstens als *πάρεργον* ein einziges Beispiel mitzutheilen, so dürfte es ziemlich unbekannt sein, was für eines Ausdruckes sich die römische Kunstsprache für die Vergleichungsgrade bediente. Der Knabe erlernt seinen Comparativ und Superlativ, aber wir Lehrer — ich gehöre auch zu denen, die es lange nicht gewusst haben — wissen nicht, wie eigentlich der technische Ausdruck gelautet hat. Die grammatische Sprache hat das Wort '*collatio*' in der Bedeutung 'Vergleichung, Gleichniss' benützt, um die Vergleichungsgrade unter Zusatz des Ordinalzahlwortes zu bezeichnen, so dafs also z. B. der zweite Vergleichungsgrad mit '*secunda collatio*' ausgedrückt wird. Solche Beispiele könnte ich viele mittheilen, wenn dazu Zeit und Ort wäre. Was übrigens die späteren Schriftsteller der Kaiserzeit betrifft, so wäre eine vollständige Erschöpfung derselben eben so unmöglich als unnöthig. Hier wird es am besten sein, ganze Gattungen zusammenzufassen, wie z. B. die christlichen Dichter, die Rhetoren, Panegyriker, Mathematiker etc. Einzelne von diesen Schriftstellern verdienen begreiflicherweise wieder eine gröfsere Aufmerksamkeit als andere ihrer Gattung, so von den Dichtern Ausonius und Claudianus, von den Profanschriftstellern der Prosa Ammianus Marcellinus, Symmachus und Boethius, von den Patristikern Augustinus, Tertullianus, Arnobius. Für die Ausbeutung der Rechtsquellen, wobei eine besondere Durchforschung derselben mit Bezug auf die älteren Juristen als wesentliche Bedingung erscheint, ist auch nach dem Manuale von Dirksen noch sehr vieles zu thun; eine wie reiche Fundgrube für die Lexikologie z. B. der *codex Theodosianus* noch gewährt, hat Mommsen in verschiedenen seiner Schriften bei Gelegenheit gezeigt, besonders aber in seinem musterhaften Commentar über das Edict des Kaisers Diocletian *de pretiis rerum venalium*. Ich glaube, dass auch eine Durchforschung

der grofsen *Lexica mediae et infimae latinitatis* nicht ohne reiche Frucht für einen Thesaurus der echten Latinität sein werde. Ein Kennerauge wird in der Latinität des Mittelalters noch gar manchen Rest der alten Volkssprache, der *lingua rustica*, herauszufinden wissen.

Was die Anordnung des Thesaurus betrifft, so ist kaum nöthig zu erinnern, dass man sich für die alphabetische entschieden hat. Eben so überflüssig scheint es, darauf aufmerksam zu machen, dass man in der Behandlung der einzelnen Artikel dem Redacteur eine möglichst vollständige Geschichte eines jeden Wortes nach Form wie Begriff zur Aufgabe gestellt hat. Um die Geschichte eines Wortes nachzuweisen, müssen auch die verwandten Sprachen beigezogen werden, vor allem das Altitalische, sodann das Griechische und Sanskrit. Damit jedoch dem Werke alle Subjectivität ferne bleibe, so sollen sprachliche Vergleichungen blofs da in Anwendung kommen, wo der Wortstamm eines lateinischen Wortes ganz unverkennbar in fremden Sprachen zu Tage liegt; alle etymologischen Controversen sollen grundsätzlich von einem solchen Werke ausgeschlossen sein. Aufser dem Ursprung eines Wortes und seiner Geschichte hat der Thesaurus auch sein Fortbestehen in den Töchtersprachen nachzuweisen, weshalb alle Umwandlungen, die lateinische Worte in den verschiedenen romanischen Sprachen erfahren haben, aufzunehmen sind. Was die Sprache des Thesaurus betrifft, so hat man sich für die lateinische entschieden, doch sollen alle Hauptbedeutungen eines Wortes auch in deutscher Sprache gegeben werden. Ob man in gleicher Weise auch die französische Sprache heranziehen soll, wird seinerzeit erst die Ausführung lehren.

Die Frage, ob in den *thesaurus linguae latinae* die Eigennamen vollständig aufzunehmen sind, und wenn, ob in der allgemeinen alphabetischen Folge oder gesondert, ist reiflich erwogen worden. Ueber die Nothwendigkeit einer Aufnahme aller in den Autoren und in den Inschriften überlieferten Namen war man bald einig. Was die zweite Frage betrifft, so hat man nach längerer Berathung sich dahin entschieden, dass das Onomasticon einen besonderen Theil des Thesaurus bilden, und für dessen Bearbeitung ein eigener Redacteur bestellt werden solle. Als solcher ist in Aussicht genommen Herr Dr. Emil Hübner, der sich bekannterweise schon seit geraumer Zeit mit einem derartigen Werke beschäftigt, dafür grofsartige Sammlungen angelegt und auch beim *corpus inscriptionum latinarum* die mühsame Besorgung der Nominalindices übernommen hat. Das Onomasticon eines Thesaurus soll begreiflicherweise kein Repertorium von historischen und antiquarischen Notizen werden, wesshalb wir auch nicht zu beklagen haben, wie es jüngst in einer Rede geschehen ist*), dass unser

---

*) In wahrhaft schülerhafter Rhetorik heifst es in der *oratio* von Fr. Corradini: '*Quid praestabitur in nova Forcelliniani lexici editione quam seminarium Patavinum suscipit exsequendam*' (*Patavii, 1854*) *pag. 9: Licet per nos memorari* [*in Onomastico*] *Cajum Julium Caesarem, ob cujus effrenatam imperii cupiditatem totus poene terrarum orbis civili sanguine redundavit; licet Claudium Neronem, teterrimum crudelitatis omnisque turpitudinis monstrum: modo ne sileatur de Lucio Fabio et Marco Petrejo in Caesaris exercitu centurio-*

Onomasticon auch von einem Nero zu berichten hat. Ein solches hat allein die sprachliche Seite zu umfassen als das nothwendige Supplement zur Kenntniss des ganzen Sprachgebietes; desshalb sind auch alle Flexionsumwandelungen, die ein Nomen erfahren hat, sorgfältig zu verzeichnen. Aber allerdings wird unser Onomastikon auch die Epitheta der Götternamen vollständig geben, so weit sie nicht auf individueller dichterischer Fiction beruhen, so wie anderes Charakteristische, was an einzelne Namen sich geknüpft hat.

Aus dem, was ich der hohen Versammlung bisher mitgetheilt habe, ist leicht ersichtlich, dass ein Unternehmen, das sich so kühn zu versteigen scheint, nicht anders als durch Arbeitstheilung zu Stande kommen kann. Es lag daher dem Comité nahe genug, an die Entwerfung einer Instruction für die zu erwartenden Mitarbeiter zu denken. Eine solche wird mit einem einladenden Circular in nächster Zeit gedruckt werden. Sie ist so kurz als möglich gefasst und enthält aufser den unabweislichen Bestimmungen über die äufsere Form der in gesonderten Blättchen anzulegenden Artikel nur solche allgemeine Vorschriften und Winke, wie sie sich nach mehrseitigen Proben als praktisch zweckmäfsig erwiesen haben. Aufser der Instruction wird man den Mitarbeitern auch einige Proben selbst mittheilen, die, aus lateinischen Schriftstellern verschiedener Jahrhunderte gewählt, die durch die Autoren bedingten verschiedenen Behandlungsweisen darthun sollen. Diese Proben sollen nicht mafsgebend sein für den Geist der Behandlung, denn so anmafsend sind wir nicht, um zu meinen, wir könnten die Sache allein am besten machen, sondern einzig für die äufsere Form der Bearbeitung. Eine sich deckende Einheit bei solchen Arbeiten herbeizuführen, vermag keine noch so eingehende Instruction; das meiste müssen wir von dem Geschick und Tact der Mitarbeiter erwarten, von ihrem ausdauernden Eifer für einen grofsen Zweck, insbesondere aber von ihrem gesunden kritischen Urtheil, welches das Wahre vom Falschen, das Sichere vom Unsicheren, das Eigenthümliche vom Vulgären, mit einem Wort den Kern von der Schale mit sicherem Blick zu scheiden weifs.

Es erübrigt mir noch einige Einwürfe, die man etwa gegen die Herausgabe eines solchen Werkes geltend machen könnte, kurz zu berühren. Zunächst könnte die Frage entstehen, ob das Unternehmen schon an der Zeit sei, ob es nicht aus dem Grunde als ein verfrühtes erscheine, weil kritisch beglaubigte Texte von noch so manchen Autoren fehlen. In Bezug darauf erlaube ich mir Folgendes zu bemerken: eines der wesentlichsten Erfordernisse eines *thesaurus linguae latinae* ist die ganz erschöpfende Ausbeutung der ältesten Sprachdenkmale. Was die Prosa betrifft, so werden die bedeutendste Quelle die *priscae latinitatis monumenta epigraphica* von Ritschl bilden, ein Werk, welches sämmtliche voraugusteische Inschriften in ganz getreuen Facsimiles geben wird. Dieses wichtige Werk ist so viel als vollendet und die Benutzung

---

nibus, qui virtute incredibili per hostes et vulnera gloriosam mortem oppetivere suisque saluti fuerunt; *neque de Lucio Arruntio Stella, in quo virtus ipsa a Nerone excisa est.*

desselben steht bereits der Redaction zu Gebote. Für eine Sammlung der ältesten Dichterfragmente wird, in so weit sie noch nicht erfolgt ist, Vorsorge getroffen werden. Die Herausgabe des grofsen Inschriftenwerkes wird nach angestellten Berechnungen so ziemlich gleichen Schritt mit der Zeit der Vorarbeiten des Thesaurus halten. Auch glauben wir uns der sichern Hoffnung hingeben zu dürfen, dass unser Unternehmen sich gerade von Seite der Bearbeiter des Inschriftenwerkes einer ganz besonderen Unterstützung erfreuen werde. Die Bearbeitung und Vollendung mehrerer kritischen Ausgaben steht in baldiger Zeit in sicherer Aussicht; anderes muss freilich erst angeregt und beschafft werden. Aber gerade darin erkennen wir eine besonders hohe Bedeutsamkeit des ganzen Unternehmens, dass es mittelbar andere veranlassen wird, wodurch empfindliche Lücken auf dem Gebiete der lateinischen Literatur ausgefüllt werden. So, um nur ein Beispiel zu geben, sind bekanntlich die Fragmente der römischen Komiker und Tragiker, ferner die des Ennius und Naevius in kritisch gesichteten Texten gesammelt, welchen Sammlungen hoffentlich bald auch der längst erwartete Lucilius von Lachmann sich anschliefsen wird. Die Bearbeitung der übrigen Dichterfragmente bis auf August, unter denen besonders die so höchst wichtigen Varronischen zu nennen sind, hat auf Anregung Ritschl's Herr Prof. Vahlen ganz speciell für den Thesaurus zugesagt, ein Mann, der seine beste Befähigung für eine solche Arbeit durch seine jüngst erschienenen *coniectanea* über die Satirenfragmente des Varro hinlänglich bewiesen hat. Auch andere dem Thesaurus zu gute kommende Arbeiten sind bereits angeregt oder schon begonnen. So weit freilich werden wir unsere Hoffnungen nicht spannen dürfen, um zu erwarten, dass wir im nächsten Decennium auch kritisch beglaubigte Texte der wichtigsten Patristiker erhalten werden; denn dass die Ausgaben der Benedictiner von Saint Maure, so verdienstlich sie für ihre Zeit gewesen sind, für philologische Zwecke nicht ausreichend sind, ist anerkannte Wahrheit und habe ich auch selbst wieder jüngst Gelegenheit gehabt zu erfahren, indem ich zu anderen Zwecken drei Handschriften der Schrift des Augustinus contra Academicos durchzugehen hatte, wobei sich herausstellte, dafs eine nicht geringe Zahl von gangbaren Lesearten aller handschriftlichen Begründung völlig entbehrt. Indess einiges wird hoffentlich auch auf diesem Gebiete in nächster Zeit zu Stande kommen; für anderes steht der Redaction wenigstens das reiche Material von handschriftlichen Schätzen der patristischen Literatur, welche die drei Bibliotheken von München, Würzburg und Bamberg vereinen, zu Gebote, auf die man in zweifelhaften Fällen häufig genug zu recurrieren haben wird.

Was einen anderen Einwurf betrifft, dass durch die neue Ausgabe des Lexikons von Forcellini das beabsichtigte Unternehmen als überflüssig erscheinen dürfte, so glaube ich schwerlich, dass jemand einen solchen erheben wird, der die Rede, womit der neue Herausgeber dieses Unternehmen angekündigt, zu Gesichte bekommen hat. Schon wer den, einem an gutes Latein gewöhnten Ohre gräulichen Titel

dieser Rede: '*Quid praestabitur in nova lexici Forcelliniani editione quam seminarium Patavinum suscipit exsequendam*' gelesen hat, noch mehr aber wer die Rede selbst, die von den gröbsten Fehlern gegen Grammatik und Sprache geradezu strotzt — was ich sage, weifs ich warum ich es sage — der musste erkennen, dass ein solches Unternehmen nicht in die rechten Hände gerathen ist. Es würde nicht verlohnen, bei diesem Puncte noch länger zu verweilen, wenn ich nicht ein Vorurtheil mit einigen Worten zu berühren hätte, das leicht auftauchen könnte. Wer nämlich meinte, dass das neue Werk nichts anderes zu thun habe als zu ergänzen, und den bekannten Sprachschatz aus entlegenen Quellen zu vermehren, ein solcher würde sich einen schlechten Begriff von dem machen, was wir beabsichtigen. Die Hauptsache, um die es sich handelt, ist, abgesehen von der möglichst vollständigen Erschöpfung des ältesten Sprachgebrauches, wofür die Quellen erst in nächster Zeit vollständig vorliegen werden, eine in lexikalischer Beziehung kritische Revision und Ausbeutung der besten Schriftsteller, sodann in zweiter Linie eine systematische, nicht eklektische Durchforschung der übrigen. Das ist in der neuen Ausgabe des Forcellini nicht versucht worden; es kann also von einem Concurrenzunternehmen nicht die Rede sein.

Ich habe noch einen letzten Einwurf zu berühren, und dieser ist eigentlich der Hauptgrund, warum ich es gewagt habe, vor die geehrte Versammlung mit meinem Vortrag zu treten. Man könnte nämlich sagen: ihr habt grofse Hoffnungen, aber wie wollt ihr diese Hoffnungen mit den euch zu Gebote stehenden Mitteln erfüllen? Diese Frage hat sich das Comité auch aufgeworfen und trotzdem hat es beschlossen, kühn eine Ausführung zu versuchen. Ich erlaube mir zunächst eine Mafsregel mitzutheilen, die das Comité getroffen hat, um die für die Honorierung von Specialarbeiten verfügbare Summe nicht zu sehr zu zersplittern. Es sollen nämlich von mehreren Autoren Speciallexika erscheinen, solche nämlich, von denen sich erwarten lässt, dafs dem buchhändlerischen Betrieb ein lohnender Absatz gesichert ist. Solche Speciallexika, die auch nach Vollendung des Thesaurus ihren Werth immer behalten werden, sind eines zu Plautus, zu Virgilius, zu Tacitus, ferner ein rhetorisches, gewissermafsen eine neue Bearbeitung des so vorzüglichen und leider zu wenig benutzten Lexicon *technologiae latinorum rhetoricae* von Ernesti; sodann eine Sammlung der lateinischen Glossarien. Auch einem Lexicon der juristischen Latinität, welches das den Bedürfnissen des Thesaurus nicht genügende Manuale von Dirksen ersetzte, würde ein guter Absatz gesichert sein, wenn sich dafür ein tüchtiger Bearbeiter gewinnen liefse. Die Verlagshandlung, mit der das Comité für den Druck des Thesaurus in Verbindung getreten ist, hat sich bereit erklärt, auch diese Speciallexika in Verlag zu nehmen und anständig zu honorieren. Von ihr darf das Werk auch sonstige materielle Unterstützung schon während der Zeit der Vorarbeiten erwarten. Eine andere sehr grofse Hoffnung bauen wir auf die gefällige Mitwirkung der Vorstände der deutschen Gymnasien. Von diesen gehen jährlich mehrere hundert

Programme aus. Einem tüchtigen Arbeiter, der Beiträge zum Thesaurus liefern will, wird es erlaubt sein, ein Programm mehrere Jahre nach einander zu schreiben. Auf diesem Wege können freilich keine gröfseren Speciallexika zu Stande kommen, aber genug bedeutsame Arbeiten für spätere Schriftsteller, für die wir nur Auszüge bedürfen, und es gibt deren eine grofse Zahl, die sich in dem Umfang von zwei und drei Programmen für unsere Zwecke vollständig ausbeuten lassen *). — Noch gröfsere Hoffnungen müssen wir freilich auf freiwillige Beiträge setzen, von denen wir zur Zeit nicht bestimmen können, ob man sie auch wird honorieren können. In dieser Beziehung bauen wir viel auf die bereitwillige Unterstützung der philologischen Seminarien. Wir rechnen mit Sicherheit auf zahlreiche Beiträge von jüngeren Philologen, zumal als sie durch Uebernahme derartiger Arbeiten ungemein viel lernen werden. Denn werden solche unter methodischer Leitung in Angriff genommen, so wird, wenn ein junger Mann mit den nöthigen Vorkenntnissen an eine solche Arbeit geht, für ihn gar manches andere nebenbei herauskommen, Beiträge für Kritik und Erklärung eines Autors, die sich dann wieder zu besonderen Abhandlungen verwenden lassen. Bedenken Sie, meine Herren, wie Grofses schon zu Stande käme, wenn jeder zu einer solchen Arbeit Befähigte — und deren haben wir in Deutschland glücklicherweise sehr zahlreiche — nur ein einziges Buch eines Autors besorgen wollte! Und ein solches Opfer wäre gewiss kein zu grofses für ein Werk, das ein neues Zeugniss von der Gründlichkeit deutscher wissenschaftlicher Forschung und von dem literarischen Unternehmungsgeist unserer Nation abgeben soll. Durch die Menge und Güte der Specialarbeiten ist der Werth des Thesaurus bedingt: sollte die Hoffnung eine ganz illusorische sein, wenn wir einige Rechnung auch auf anderweitige höhere Unterstützung setzen? in der Weise nämlich, dafs ein tüchtiger Gelehrter mit der Bearbeitung eines einzelnen Theiles des Ganzen beauftragt und dafür, sei es aus Staats-, sei es aus fürstlichen Mitteln, honoriert würde? Das Wichtigste, was in dieser Beziehung geleistet werden könnte, wäre die Herstellung eines *lexicon Ciceronianum*, eines Werkes, das an und für sich dem Schöpfer wie dem Beförderer einen ewigen Namen sichern würde. Ein neuer Nizolius kann aber nicht von einem Buchhändler unternommen werden; das ist mir eine klare Sache: er könnte nur durch aufserordentliche Unterstützung zu Stande kommen.

Doch es ist Zeit zum Schluss zu eilen. Unsere Hoffnungen sind hoch gespannt; sie werden nicht alle, aber sicherlich viele in Erfüllung gehen. So erlaube ich mir

*) Die Besorger solcher Arbeiten würden wohl gerne bereit sein, ihre Artikel in der für den Thesaurus vorzuschreibenden Form auf besonderen Blättchen anzulegen, und dann ihre Manuscripte der Redaction zur Verfügung zu stellen, wodurch die zeitraubende Arbeit des Copierens kleinerer Beiträge erspart würde. Bei bereitwilliger Förderung der Sache könnten von einzelnen Gymnasien oder von mehreren für eine bestimmte Arbeit sich vereinigenden Gelehrten auch gröfsere Beiträge geliefert werden, in der Weise nämlich, dass mehrere je ein Buch eines Autors besorgten und dann einer die Verarbeitung der einzelnen Bücher zu einem Ganzen übernähme.

denn allen Anwesenden in der Versammlung, die, sei es durch Rath oder durch Aufmunterung oder durch selbstthätige Beihilfe zur Förderung des grofsen Werkes beizutragen im Stande sind, dasselbe angelegentlichst ans Herz zu legen. Ich appelliere hierbei an die in Deutschland für die Wissenschaft herrschende Begeisterung, ich appelliere an den gemeinsamen Nationalsinn und an die bereite Opferwilligkeit, die noch nie in einer Sache gefehlt hat, wo es galt unserem Namen neue Achtung und Anerkennung im Ausland zu verschaffen! (Lauter Beifall.)

Nach Beendigung dieses Vortrages sprach der Vorsitzende den Dank der Versammlung für die Regierung aus, die ein solches Unternehmen unterstützt, und für die Männer, die ihre Kräfte demselben widmen. Die ganze Versammlung erhob sich zum Zeichen ihrer Beistimmung.

Vom Präsidenten aufgefordert, verlas sodann Prof. Achleutner aus Kremsmünster die Namen der bis dahin eingetroffenen Mitglieder.

Der Präsident schlug endlich den als Leiter solcher Versammlungen erprobten Director Dr. Eckstein aus Halle zum Präsidenten der pädagogischen Section vor. Director Eckstein lehnte, als mit einem grofsen Theil der Anwesenden nicht hinlänglich bekannt, den Vorsitz ab, und schlug seinerseits dazu den Prof. Bonitz vor, welcher Vorschlag die Beistimmung der Versammlung erhielt.

Schluss der Sitzung 11½ Uhr.

Zweite allgemeine Sitzung. 27. September.

Anfang der Sitzung: 9 Uhr.

Präsident: Prof. Dr. **H. Bonitz.**

Director Dr. Eckstein als Referent der in der vorigen Sitzung ernannten Commission berichtet, dafs die Commission als Versammlungsort für das nächste Jahr Braunschweig glaube vorschlagen zu sollen, und die Directoren Krüger in Braunschweig und Jeep in Wolfenbüttel als Präsidenten der Versammlung; unter dem Vorbehalte des Ergebnisses der in dieser Hinsicht vom gegenwärtigen Präsidium zu führenden Correspondenz fand der Vorschlag allgemeine Billigung *).

Hierauf hielt Prof. Dr. Linker aus Wien seinen Vortrag

Ueber das Prohoemium zu Tacitus' Agricola.

Es mag verwegen erscheinen, eine schon von so Vielen und so vielfach behandelte Partie noch einmal zur Besprechung heranzuziehen, als das *prohoemium* zu Tacitus' Agricola ist; aber andererseits ladet hier die günstige Gelegenheit selbst zum Wagniss ein, die Versammlung so vieler Fachgenossen von nah und fern, in deren Reihen wir zu unserer Freude die zwei letzten und hochverdienten Herausgeber des Tacitus selbst erblicken. Dazu kommt, dafs das Interesse an der bezeichneten Stelle wohl ohnehin über den engeren Kreis der Fachgenossen hinausreicht: sind es doch die Worte, mit denen der letzte grofse Historiker Roms nicht allein das Schriftchen über Agricola, sondern seine historische Laufbahn überhaupt eröffnet. Es sind Worte, welche auch jetzt noch dem Leser das Herz zu bewegen und die Pulse rascher klopfen zu machen vermögen; Worte, welche einer finstern und unseligen Zeit eben so sehr für alle Zukunft den Stempel des Fluches aufgedrückt haben, als sie andererseits die frohe Perspective eröffnen zum Beginne des Jahrhunderts, in welchem wir die letzte Nachblüte des römischen Geistes und des römischen Glückes erkennen.

Kleinere Schäden unserer Stelle sind seither schon glücklich geheilt worden: so in Cap. 3 durch die Correcturen *rediit animus* (für *redit a.*) und *set quanquam* (für *et q.*, beides von Spengel emendiert), *votum securitatis res publica* (für *v. securitas publ.* von Muetzell), *pauci, ut ita dixerim* (für *p. et ut d.*, von Haase). Nur von geringer Bedeutung ist es, dafs auch Cap. 1 med. noch einer kleinen Nachhilfe zu

---

*) Nach einer Eröffnung des Herrn Dir. Dr. G. T. A. Krüger hat das Hohe Herzoglich Braunschweigische Staatsministerium diesem Beschlusse seine Genehmigung ertheilt.

bedürfen scheint, wo wir wol mit Verdopplung von *magis* zu schreiben haben *agere digna memoratu pronum* *m a g i s* *m a g i s q u e* *in aperto erat* nach dem Muster und Vorbild von Sallust. Iug. 5. 3 *pauca supra repetam*, *quo ad cognoscendum omnia inlustria magis magisque in aperto sint.*

Ungleich schwieriger ist das Verhältnifs des Textes am Ende des jetzigen ersten und am Anfang des zweiten Capitels *), gerade da, wo der Geschichtschreiber von dem Rückblick auf die Vorzeit zur Besprechung seiner Zeit übergeht. Tacitus gedenkt hier einer *venia*, welcher zu seiner Zeit der Schriftsteller bedürfe oder bedurft habe: aber die Deutung dieser *venia* bildet noch immer einen der dunkelsten Puncte auf dem Gebiete der Taciteischen Kritik. Zwei Fragen sind seither in dieser Hinsicht schon auf die mannigfachste Art behandelt und erörtert worden, nämlich 1) ob hier eine *venia publica principis* oder eine *venia privata legentium* bezeichnet werde, und 2) ob diese *venia* unmittelbar auf die Zeit des Schreibenden (also die letzte Zeit des Nerva) oder auf die vorhergehende Zeit (des Domitian) sich beziehe. Der geringe Erfolg dieser Untersuchungen ist wol die Folge der Vernachlässigung einer dritten nicht minder notwendigen Frage: können jene Worte ihre Beziehung auf Tacitus allein behalten, oder will derselbe das Verhältnifs der schriftstellerischen Biographie zu seiner Zeit überhaupt an unserer Stelle bezeichnen?

Die Vernachlässigung dieser Frage war allerdings eine Folge der vorliegenden verderbten Gestalt des Textes, auch noch in neuester Zeit, seit wir durch W e x' verdienstliche Ausgabe über die Lesart beider Vaticanischer Handschriften jetzt sichere Kunde erhalten haben. Diese Lesung wird uns zu einer Besserung im Einzelnen den äusseren Anhaltspunct geben müfsen. Aber ein jeder solcher Versuch — möchte er sich auch noch so peinlich getreu an den Buchstaben der Ueberlieferung anschliefsen — wird vergeblich bleiben, so lange wir nicht erst durch die Betrachtung des Zusammenhanges überhaupt uns eine Ansicht zu bilden versuchen über den Gedanken im Allgemeinen, welchen wir mit Rücksicht auf die oben bezeichneten drei Fragen (nach dem Subject, nach dem Object und nach der Zeit jener *venia*) gerade an unserer Stelle zu erwarten haben.

Auch in unserem gesunkenen Jahrhundert, beginnt der Schriftsteller, erscheint es dennoch mitunter noch an der Zeit, ein Bild des Lebens und des Charakters einzelner tüchtiger Männer zu entwerfen, sobald eine übermächtige Persönlichkeit selbst die allgemeine Schelsucht einer kleinlichen und engherzigen Gegenwart zum Schweigen bringt. Also es treten mitunter noch S c h r i f t s t e l l e r auf, welche den Vorgang alter guter Sitte sich hierin zum Muster nehmen, wenn gleich, was bei den Alten Regel war, bei uns nur Ausnahme ist (*quotiens ... invidiam*).

Aber das Verhältnifs des P u b l i c u m s, fährt Tacitus fort, hat sich geändert; in dieser Beziehung stehen die Zustände der Republik (der *priores*) uns als uner-

*) Vernünftiger Weise sollte Cap. 2 mit den Worten *At nunc narraturo* beginnen

reichbares Ideal gegenüber, die Zeiten, in welchen noch die Stimme eines gebildeten und patriotischen Volkes und nicht die eines Princeps über die Aufnahme eines Werkes entschied. Gleichwie unser Schriftsteller an einem andern Orte (ann. XI. 20) dem Corbulo, als ihn der schelsüchtige Claudius, der Jacob I. des Alterthums, in seiner Siegeslaufbahn hemmte, das bezeichnende Wort in den Mund legt '*Beatos quondam duces romanos*,' so bricht er hier bei der Betrachtung der früheren litterarischen Verhältnisse gewissermaſsen selbst in den Ausruf aus '*Beatos quondam scriptores romanos!*' Es ist dies das Thema des zweiten Abschnittes *Sed apud priores ... facillime gignuntur* (zuerst richtig interpungiert bei Haase).

Von hier wendet sich der Schriftsteller mit *At* offenbar der Betrachtung desjenigen Zeitalters zu, das den diametralen Gegensatz zu jenen Zuständen bilde. Aber die Betrachtung der unmittelbaren Gegenwart des Schreibenden, der Zeit des Nerva und der Mitregentschaft des Trajanus, beginnt eben so entschieden erst mit cap. 3 *Nunc demum rediit animus* etc. Die dazwischen liegenden Worte *At nunc ... oblivisci quam tacere* schildern zunächst die kürzlich erlebte Schreckenszeit unter Domitian, welche zuerst Schriftsteller- und Professorenverfolgungen in weiterem Maſsstabe so wie die Verbrennung miſsliebiger Bücher durch Henkershand erfunden habe. Es erhellt, daſs hier *nunc* im Gegensatze zu dem folgenden *nunc* keine Stätte mehr haben kann (so schon Niebuhr kl. Schr. I. 331); denn an eine verschiedene Bedeutung desselben Ausdrucks in so unmittelbarer Folge zu glauben (Bezzenberger, *emend. del., Dresd. 1844, p. 44*) ist mehr, als man uns bei einem sorgfältigen Schriftsteller zumuthen darf. Aber mit dem einfachen Auswerfen des ersteren *nunc* (nach Spengel's Vorschlag, *emend. Tac., Monach. 1852, p. 16*) wäre wiederum noch nichts gewonnen. Das Haupthinderniſs, welches ein Verständniſs des Zusammenhanges bisher geradezu unmöglich machen muſste, ist vielmehr das folgende *mihi*. Der Schriftsteller kann hier noch nicht von sich reden in einem Abschnitt, welcher die Zeiten des Domitian behandelt, er kann um so weniger schon gleich den speciellen Plan der beabsichtigten Biographie erwähnen, während er erst am Schluſse der Vorrede seiner persönlichen Absichten gedenkt; und auch dort wird erst sein Plan historischer Schriftstellerei überhaupt bezeichnet (die *memoria prioris servitutis ac testimonium praesentium bonorum*), ehe der nächste kleine Zweck einer Biographie des Agricola Erwähnung findet.

Sowol diese negativen Gründe, als der Zusammenhang des Ganzen verlangen vielmehr an unserer Stelle einen allgemeinen Gedanken etwa der Art: 'Im Gegensatze zu der glücklichen Freiheit der Väter war die jüngstvergangene Zeit unter Domitian die schwierigste Periode der Schriftstellerei, so daſs selbst die Biographie eines Verstorbenen Gefahr und Verderben brachte' [1]). Allein für diesen Gedanken

1) Dass Tacitus die Schilderung der allgemeinen literarischen Verhältnisse zunächst nur an die Geschicke der Biographie anknüpft, darf nicht befremden. Es ist dies eben die indirecte Hinweisung auf den Stoff des Büchleins, welchem das ganze *prohoemium* vorgesetzt ist. Zudem war diese Anknüpfung

bilden dann die gleich folgenden Beispiele der Verfolgung des Arulenus Rusticus und des Herennius Senecio die passenden Belege.

Suchen wir nun auch aus der vorliegenden Schreibung jenen allgemeinen Gedanken zu gewinnen, so erhellt zunächst, wie nach Ausmerzung von *mihi* eine ausdrückliche Zeitbestimmung statt *nunc* unerläſslich bleibt, eben um den Gegensatz zu dem vorausgehenden *apud priores* zu bezeichnen. Ueber das Wort selbst wird sich streiten lassen: möglicher Weise *at nuper*, wie schon Niebuhr, wenn gleich in anderer Absicht, vorschlug [1]). Tacitus schrieb eben etwa: '*At nuper narraturo vitam defuncti hominis venia opus fuit, quam non petisse incusabatur*' (für *petissem incusaturus*). Da die wirkliche Einrichtung einer Prohibitivcensur den Zeiten des Alterthums überhaupt und somit auch denen des Domitian unbekannt war, so ist dadurch zugleich die allein mögliche Auffassung des Perf. *fuit* in dem Sinne von *fuisset* gegeben. Das ganze ist eben nur möglich als bittere Ironie zu verstehen: 'In der jüngstvergangenen Zeit wäre es eigentlich erforderlich gewesen, selbst für die Biographie eines Verstorbenen erst die verzeihende Nachsicht (des Repräsentanten des Publicums, also des *princeps*) einzuholen. Da die bezüglichen Schriftsteller dies natürlich nicht thaten, so verfielen sie der Anklage. Es wurde gewissermaſsen damals die Uebertretung eines gar nicht vorhandenen Gesetzes gestraft.' In Folge dessen ist *incusabatur* nicht etwa unpersönlich aufzufassen: der damit verbundene Infinitiv bezeichnet eben den Anlaſs der Anklage (*non petisse* = *quod non petebat*, nicht = *si non petebat*) [2]).

Die nächstfolgenden Worte ergeben sich somit natürlich als Ausruf (wie schon Wex sah), entsprechend dem vorausgehenden *Adeo virtutes isdem temporibus optime aestimantur quibus facillime gignuntur.* Nur läſst sich noch zweifeln, ob die Worte *Tam saeva et infesta virtutibus tempora* (mit Ergänzung von *erant*) so für sich alleinstehend hinlänglich gerechtfertigt seien. Dazu kommt, daſs das folgende *legimus* offenbar corrupt erscheint und sich nicht etwa durch einen Hinweis auf die *acta diurna* wird rechtfertigen lassen, was schon Niebuhr als eine nur im Scherz mögliche Erklärung bezeichnete [3]). Vielleicht hatte Tacitus geschrieben '*Tam saeva et infesta virtutibus tempora egimus*,' so daſs am Anfang des folgenden Satzes ein 'wir alle wissen,' 'wir alle erinnern uns' [4]) als ausgefallen zu betrachten ist.

---

durch die Beschaffenheit der hervorragendsten Beispiele Domitianischen Geistesdruckes nahe genug gelegt. Aber gleich im folgenden erhebt sich der Schriftsteller von diesem speciellen Ausgangspunct zu ganz allgemeiner Betrachtung.

1) Vergl. Juv. IV, 9. Plin. paneg. 48 p. 267. 14 Keil.

2) Vgl. Tac. ann. III. 36 *Trebellienum incusans popularium iniurias inultas sinere* und die von Boetticher (lex. Tac. p. 269) damit zusammengestellten Beispiele von *deferre* mit dem *inf.*

3) S. cap. 2 a. E. *vidit* und cap. 45 *mox nostrae duxere Helvidium in carcerem manus* etc.

4) Vgl. im folgenden *memoriam quoque ipsam* ... *perdidissemus* etc.

Ob es möglich sei, an unserer zerrütteten Stelle wirklich die Hand des Schriftstellers in allen ihren Zügen wieder zu gewinnen, will ich damit nicht behaupten; zu der vorgeschlagenen Restituierung schien mir der Anschluſs an die handschriftliche Ueberlieferung zu führen. Möglich, daſs einem andern diese Wiederherstellung im Einzelnen besser gelingt: der Gedankengang im Ganzen aber wird sich kaum anders als innerhalb der eben gezogenen Grenzen begreifen und rechtfertigen lassen, so daſs ein jeder Versuch zur Emendation auf der Ausstossung von *mihi* zu fuſsen hat. Wenn ich mir dabei erlaubt habe, meinen eigenen Versuch dem Urtheile der hochgeehrten Versammlung vorzulegen, so geschah es mit dem Wunsche und in der Hoffnung, diese Erörterung möge vielleicht berufeneren Richtern den Anlaſs bieten, über jenen schwierigen Punkt ein neues Licht zu verbreiten.

Ueber diesen Vortrag entspinnt sich eine längere Discussion.

Prof. Dr. Haase aus Breslau: Der Redner habe den Gedankengang des Proömiums analysiert; er wolle dazu nur einen kleinen Zusatz machen. Das Proömium bezwecke, das Genre einer politischen Biographie, womit Tacitus vor das Publicum tritt, zu rechtfertigen, nicht überhaupt die Biographie als Literaturgattung. Den Beweis könne man entnehmen aus den Worten c. 3: *pauci, ut ita dixerim, non modo aliorum, sed etiam nostri superstites sumus.* Da Tacitus mit diesen Worten nicht überhaupt eine Abnahme der Bevölkerung andeuten könne, so müssten unter den ‚*pauci*' nothwendig Männer seiner Art, seiner Gesinnung, Männer, die es gleich ihm für ihre Pflicht hielten, an dem öffentlichen Leben sich zu betheiligen, verstanden werden. Die *dulcedo inertiae* hatte sich eingeschlichen, und eben diese tadle Tacitus. Diese *dulcedo inertiae* liess kein Gefallen finden an einem Leben, wie es das des Agricola war, und so denn auch nicht an einer Biographie dieser Art. Der jüngere Plinius bezeuge, wie selten derartige Biographien seien *). Es frage sich also nun, ob bei diesem Zwecke des Proömiums Tacitus die Worte: *At nunc narraturo mihi vitam defuncti hominis venia opus fuit cett.* sprechen könne. Tacitus brauche eine Entschuldigung, er bedürfe die *venia* seiner Leser, nicht die des Fürsten. Die Bitte um diese *venia* sei in dem vorangehenden in der Berufung auf die Sitte der Vorfahren enthalten, das Leben berühmter Männer in Schriften der Nachwelt zu überliefern. Wenn auch diese Sitte noch nicht ganz in der Gegenwart, in dieser ‚*incuriosa suorum aetas*', sei fallen gelassen worden, so sei es doch einstens ganz anders gewesen, wo „*ut agere digna memoratu pronum magisque in operto, ita celeberrimus quisque ingenio ad prodendam virtutis memoriam sine gratia aut ambitione bonae tantum conscientiae pretio ducebatur.*" Damals brauchte man sich sogar nicht

*) Ep. VII, 31, 5: [*Claudius Pollio Anni Bassi*] *memoriam tam grata praedicatione prorogat et extendit ut librum de vita eius — nam studia quoque sicut alias bonas artes veneratur — ediderit. Pulchrum istud et raritate ipsa probandum, cum plerique hactenus defunctorum meminerint ut querantur.*

einmal durch falsche Bescheidenheit hindern zu lassen, sein **eigenes** Leben zu beschreiben, wie das Beispiel des Rutilius und Scaurus zeige: „*adeo virtutes iisdem temporibus optime aestimantur, quibus facillime gignuntur.*" Im Gegensatz dazu habe Tacitus jetzt, wo er im Begriffe steht, das Leben eines **Dahingeschiedenen** zu erzählen, zur Rechtfertigung seines Unternehmens erst dieser Hinweisung auf die Sitte der früheren Zeit bedurft. Dies also sei der Sinn der Worte „*At nunc narraturo mihi ... venia opus fuit,*" und so sei denn auch das Perfect gerechtfertigt.

In entsprechender Weise schliesse sich nun das folgende an, indem darin die in der Gegenwart liegenden Gründe enthalten seien, welche den Tacitus zu dieser Bitte um *venia* veranlassen mussten, — die Gründe also, wesshalb Tacitus auf wohlwollende Theilnahme bei seinem Unternehmen kaum rechnen könne. Die vorangegangenen Zeiten der Knechtschaft seien daran schuld; jetzt werde es zwar besser — *nunc demum redit animus*, c. 3 — man stehe an dem Eingange des glücklichsten Zeitalters, wo die einst unvereinbaren Gegensätze, Principat und Freiheit, versöhnt seien: aber, setzt er melancholisch hinzu, *natura infirmitatis humanae tardiora sunt remedia quam mala; et ut corpora nostra lente augescunt, cito extinguuntur, sic ingenia studiaque oppresseris facilius quam revocaveris.* Die Nachwirkungen der früheren Perioden seien also noch nicht vorüber; die Erkaltung des politischen Interesses daure fort. Mit Widerwillen habe man sich einstens zur politischen Unthätigkeit bequemt; jetzt sei diese Unthätigkeit lieb gewordene Gewohnheit: *subit quippe etiam ipsius inertiae dulcedo, et invisa primo desidia postremo amatur.* Indem es also an sittlicher Kraft, an thätigem Interesse für das politische Leben fehle, so denn auch an Interesse für politische Biographien. Gegenüber dieser Interesselosigkeit war also jene Bitte um *venia* nothwendig, jene Hinweisung, dass wie es in der Vergangenheit angemessen war, verdiente Männer zu preisen, auch jetzt die Verherrlichung solcher angemessen sein müsse, auch wenn nur geringe Theilnahme zu erwarten sei. Endlich, und damit schliefse Tacitus seine Rechtfertigung, wer nicht seine Arbeit als einen dem öffentlichen Leben geleisteten Dienst ansehen wolle, der möge dieselbe als Beweis der Pietät ansehen, die er seinem Schwiegervater Agricola schulde.

Nach dieser Entwicklung des Gedankenganges in den drei ersten Capiteln bedürfe es kaum noch irgend welcher Besserungen; am wenigsten aber würden die von dem Redner vorgeschlagenen Billigung finden können, da sie nur eine Reihe von Gewaltthätigkeiten seien, die auch sachlich sich nicht empfehlen. Er würde allenfalls noch Prof. Linker's Emendation beistimmen, wenn der Anfang selbst entspräche, wenn angenommen werden könnte, dass Tacitus von einem Schriftsteller unter Domitian spreche, der für sein Werk sich erst die kaiserliche Genehmigung habe einholen müssen. Aber weder von einem Biographen noch von einem anderweitigen historischen Schriftsteller der vorangehenden Zeit sei etwas derartiges bekannt. Die Schriftsteller wussten besser, wie sie sich zu verhalten hätten, um dem Kaiser zu gefallen. Wer das nicht hoffte und auch nicht wollte, der schrieb lieber

gar nicht, sondern schwieg stille [vgl. c. 2 z. E.]. Eine solche kaiserliche Genehmigung könne also nicht unter *venia* verstanden werden; noch weniger könne man Ritter beistimmen, der sogar meinte, dass Tacitus selbst eine solche Erlaubniss nachgesucht habe. Die *venia* könne daher nur die bei dem Publicum nachzusuchende sein. Schwierig sei es dagegen, eine bestimmte Meinung über die Lesart *incusaturus* abzugeben. Wie viel auch Aenderungen vorgeschlagen worden seien, keine genüge; er selbst wisse auch kein entschiedenes Heilmittel anzugeben. Der Gedankengang könne jedoch nur auf folgenden Sinn führen: „ich würde um diese *venia* nicht gebeten haben, wenn ich nicht in eine Zeit hineingeraten wäre, die der Tugend so abhold ist.“ Daher halte er die Lesart *ni cursaturus* immer noch für die relativ beste. Weiter missbilligt er in dem von Linker als Ausruf gefassten Satze: *Tam saeva et infesta virtutibus tempora egimus!* zunächst das *tam*, wofür er nur *adeo* als passend erachtet. Das von Linker beanstandete *legimus* lasse sich in seiner Beziehung auf die Senatsprotocolle etwa genügend rechtfertigen. Der vorgeschlagenen Aenderung *pronum magis magisque in aperto erat,* stimme er gern bei.

Director Eckstein aus Halle greift die sprachliche Möglichkeit der Verbindungen *petisse incusabatur* und *tempora egimus* an. Bei der Bitte um *venia* denke auch er an eine Klage des Tacitus über das Publicum seiner Zeit.

Prof. Halm aus München vertheidigt ebenfalls die handschriftliche Schreibung, will aber die Bitte um *venia* mit Beziehung auf die Glaubwürdigkeit des Schriftstellers aufgefafst wissen.

Schulrath Stieve aus Breslau vertheidigt den Gegensatz zwischen *narraturus* und *incusaturus*, Director Beneke aus Elbing namentlich das doppelte *nunc:* an der ersten Stelle erscheine es allgemein = *nostra memoria* und erst an der zweiten trete es in Beziehung zu der unmittelbaren Gegenwart des Schreibenden.

Director Capellmann aus Wien bemerkte im Allgemeinen, dass auch er die vorgetragenen Conjecturen zu der Stelle *at nunc narraturo* etc. an sich schon für zu gewaltsam und gezwungen betrachte, in Beziehung auf die Gedankenfolge für ungeeignet, auch in sprachlicher Hinsicht für nicht empfehlenswerth halte, wofür er nach dem vielen Vortrefflichen, das schon dagegen vorgetragen sei, einen weiteren Beweis unnöthig erachte; dass er dagegen den vorliegenden handschriftlichen Text für unverdorben erkläre, und bemerkte im unmittelbaren Anschluss an das von Director Beneke Vorgetragene, dass jeder Erklärungsversuch an dieser Stelle ausgehen müsse von der genauen Würdigung des Verhältnisses zwischen *at nunc narraturo — venia opus fuit* und *quam non petissem,* wobei ein besonderes Gewicht auf den Umstand zu legen sei, dass Tacitus, wegen der Ungunst der Zeit, nicht sogleich nach dem Tode seines Schwiegervaters Agricola, unter Domitian, die *vita* desselben verfasst hat, obgleich ihm diese Pflicht der Pietät oblag, was durch *at nunc narraturo* ausgedrückt wird, und dass er mit der wirklichen Erfüllung dieser Pflicht bis zu günstiger Zeit, unter Nerva, 4 — 5 Jahre gewartet hat.

Aus dieser Erwägung und aus der genauen Auffassung des weiteren Zusammenhanges in den drei ersten Capiteln wird sich die richtige Beziehung der Worte *nunc narraturo*, *opus fuit* und *quam non petissem* ergeben.

Für jetzt wollte derselbe (Capellmann) nur noch die Conjectur an der früheren Stelle bekämpfen, dass nämlich für *pronum magisque in aperto* zu setzen sei *pronum magis magisque in aperto*. Das verdoppelte *magis* zu *in aperto* gezogen macht, dass die absichtlich und mit Nachdruck hervorgehobenen zwei Begriffe *pronum* und *in aperto*, sich in einen prädicativen Begriff auflösen, der andere, *pronum*, als Prädicat verloren geht und als Appositionsbegriff die Construction stört und den ganzen Gedanken trübt, während *magis magisque in aperto* selbst eine dem einfachen Gegensatz zwischen *apud priores* und *at nunc narraturo* wenig entsprechende Steigerung erhalten würde. — Sollte aber das erstere *magis* zu *pronum*, das zweite zu *in aperto* gezogen werden, so würde das *pronum magis* (*apud priores*) jedenfalls bedingen, dass man auch von *nunc* (Zeit des Todes von Agricola) müsste sagen können, es sei das *agere digna memoratu*, wenn gleich in geringerem Grade, doch auch damals *pronum* gewesen, während Tacitus diese Zeiten ausdrücklich *saeva et infesta virtutibus* nennt. Durch das einmalige *magis* (*que*) werden die beiden Begriffe deutlich geschieden, und der erstere, *pronum*, ganz auf die Zeit *apud priores* beschränkt; der zweite, *in aperto*, wird durch *magis* comparativ gestellt zwischen der Vergangenheit und der Gegenwart, ganz im Einklang mit den ersten Worten des Proömiums, namentlich *ne nostris quidem temporibus* etc. *).

Prof. Teuffel aus Tübingen weist dieses Bedenken zurück. Nur im folgenden halte auch er eine Aenderung für unnöthig. *Nunc* habe an beiden Stellen verschiedene Bedeutung wegen der verschiedenen Gegensätze, einmal zu den *priores*, d. h. zu der Periode der Republik, sodann im folgenden zu der Zeit des Domitian.

Zum Schlusse dankt Prof. Linker den genannten Rednern für ihre vereinten Bemühungen die dunkeln Worte der besprochenen Stelle aufzuklären. Doch fühle er sich durch die eben vorgetragenen Gründe noch nicht veranlasst von seiner Ansicht über die Corruption der Stelle abzugehen. Dass Tacitus etwa auch von einer Bitte um *venia* mit Beziehung auf sein Publicum im ganzen habe sprechen können, sei an sich nicht unmöglich: aber es sei erst noch zu erweisen, dass ein solcher Gedanke gerade an unserer Stelle statthaft sei, an welcher wir im folgenden durchaus nur von der *saevitia principis* hören. Dazu wolle Tacitus hier überhaupt seine Zeitgenossen weit weniger anklagen, als wegen ihres gemeinsamen Geschickes beklagen. Dass derselbe bei den Zeiten der Republik nur an das Verhältniſs des Schriftstellers zu dem ganzen Volk, bei der Erwähnung der Kaiserzeit dagegen an das Verhältniſs zum *princeps* denke, könne als hinlänglich gerechtfertigt erscheinen. Von den sprachlichen Einwänden scheine ihm nur die Bemerkung über *tam* von Ge-

*) Abgedruckt nach einer der Redaction später mitgetheilten Aufzeichnung des Dir. Dr. Capellmann.

wicht: doch werde sich auch dieses vor den folgenden Adjectiven wohl vertheidigen lassen. Oder solle man mit Rücksicht auf das vorausgehende *adeo virtutes-gignuntur* etwa vor *tam* eine Lücke ansetzen und ergänzen: *ita quam non fecunda magnorum ingeniorum, tam saeva et infesta virtutibus tempora?* Uebrigens wie man auch über diese Worte denken möge, so werde doch dadurch die Nöthigung zur Ausstofsung des vorhergehenden *mihi* nicht widerlegt. Auch habe keiner der aufgetretenen Redner das Passende in der Anknüpfung der gleich folgenden Beispiele nachgewiesen, welche nothwendig an unserer Stelle einen allgemeinen Gedanken in der oben bezeichneten Art erfordern. Dazu sei eine förmliche Bitte um *venia* hier um so weniger zu erwarten, da am Schlusse derselbe Gedanke ohnehin schon ausgesprochen sei (*aut excusatus*). Und noch immer vermöge er nicht abzusehen, wie man einem sorgfältigen Schriftsteller den zweifachen Gebrauch von *nunc* in so unmittelbarer Folge zutrauen könne. Der Redner verwahrt sich endlich nochmals gegen den Vorwurf allzu grofser Kühnheit: bei der Herstellung einer überhaupt in Verwirrung gerathenen Stelle könne es nicht darauf ankommen, die einzelnen Buchstaben der vorgeschlagenen Aenderung nachzuzählen.

Nach Beendigung dieser Discussion folgte der Vortrag des Professor Lange aus Prag

Ueber das zweite Stasimon im Oedipus Tyrannos (v. 863—910) *).

Unter den Chorgesängen des Sophokles ist das zweite Stasimon im Oedipus Tyrannos, welches mit einer Verherrlichung der ewigen Sittengesetze beginnt, unbestritten einer der herrlichsten. Leider aber ist der Text, besonders der beiden mittleren Strophen, dergestalt verdorben, dass die Gedanken mehr geahnt als verstanden werden. Zwar hat die durch jene Verderbnisse entstandene mysteriöse Dunkelheit selbst in einem um Sophokles hochverdienten Kritiker, der sonst in Bezug auf alte Textesschäden scharf genug sah und sie genial genug zu heilen wusste, einen Verehrer gefunden. Der leider zu früh dahingeschiedene Schneidewin, dem ich als Schüler ein pietätsvolles Andenken schulde und bewahre, hat, das kann man ohne Verletzung der Pietät sagen, gerade die Stellen, die dem klaren Verständnisse die bedeutendsten Schwierigkeiten entgegensetzen, in diesem Falle theils nicht als verdorben erkannt, theils nicht richtig geheilt. Vielmehr hielt er die durch sie für den Gedankenzusammenhang des Chorliedes entstehende Dunkelheit für eine von Sophokles beabsichtigte. Er meinte [1]: „Die natürliche Scheu der thebanischen Bürger, gegen die Gemahlin ihres frommen, hochverehrten Königs, dessen Verdienst um den Staat auch hier dankbar erwähnt wird, mit der Sprache offen herauszutreten, breitet ein gewisses Helldunkel über den herrlichen Gesang aus." Indess ist schon dieser

*) Der Text war auf einem besonderen Blatte unter die Anwesenden vertheilt.

1) Anmerkung zu v. 863 seiner Ausgabe.

Ausdruck „Helldunkel" für den halb unverständlichen Zustand des Chorliedes ein unberechtigter Euphemismus. Ohne Zweifel hatte Herr Professor Bonitz jener Auffassung gegenüber Recht zu behaupten [2]), dass in diesem Chorgesange zwischen vollkommen deutlichen ganz verständlichen Abschnitten sich andere finden, die eben so sehr, was ihren Sinn an sich, als was ihren Zusammenhang betrifft, in vollem Dunkel schweben. An dem vollen Dunkel einiger Stellen kann aber nicht Sophokles, sondern können nur die Abschreiber Schuld sein. Daher dürfte der Versuch, mittelst einer strengen, von der Voraussetzung eines klaren Zusammenhanges klarer Gedanken ausgehenden Interpretation den Sitz der verschiedenen Verderbnisse aufzufinden und diese selbst durch Conjectur zu beseitigen, wohl gerechtfertigt sein.

Wenn ich Sie nun einlade, meine Herren, zu diesem Zwecke mit mir jenen Chorgesang durchzugehen und meinen Interpretations- und Emendationsvorschlägen aufmerksames Gehör zu schenken, so fürchte ich nicht, einen für diese Versammlung unpassenden Gegenstand zur Erörterung zu bringen. Denn es ist in einer Versammlung von Philologen wohl Niemand, der sich nicht an der Erklärung dieses Chorgesanges versucht und der es nicht bedauert hätte, den vollen Sinn des Dichters uns verschlossen zu sehen.

Zur Orientierung erinnere ich kurz an die Situation. Oedipus, obwohl eifrig bedacht den Mörder des Laios ausfindig zu machen, ist dem Ziele, wie er glaubt, noch nicht näher gerückt, weil er die ihn selbst beschuldigenden Enthüllungen des Tiresias nicht für wahr hält; aber in seiner Sicherheit, die ihn die Schuld eher bei Tiresias und Kreon, als bei sich selbst suchen lässt, ist er wenigstens beunruhigt worden durch ein hingeworfenes Wort der Iokaste, wodurch er erfährt, dass Laios an derselben Stelle erschlagen worden sei, wo er, Oedipus, sich erinnert, einen Greis erschlagen zu haben. Oedipus beginnt nun an die Wahrhaftigkeit des Tiresias zu glauben. Iokaste sucht ihn zu beruhigen, „der Spruch des Tiresias, dass Oedipus den Laios erschlagen habe, werde eben so unwahr erfunden werden, wie der Spruch des Apollo, dass Laios von seinem Sohne erschlagen werden würde, bereits als unwahr erfunden worden sei." Oedipus selbst ist trotz seiner Unruhe noch weit davon entfernt, den ganzen Zusammenhang seines Schicksals zu ahnen. Eben so wenig wie Oedipus durchschaut der Chor den Zusammenhang, während die Zuschauer bereits durch die Scene zwischen Oedipus und Tiresias darüber aufgeklärt sind.

Der Sinn der ersten Strophe ist glücklicherweise im Ganzen vollkommen klar. Der Chor spricht, zunächst im Unwillen über die gotteslästerlichen Reden der Iokaste, den Wunsch aus, es möge ihm das Los beschieden sein, weder in Worten noch in Thaten die erhabenen Sittengesetze [3]) zu verletzen, die, göttlichen Ursprungs, niemals untergehen.

---

2) Recension der von Nauck besorgten dritten Auflage der Schneidewin'schen Ausgabe des Oed. Tyr. in der Zeitschr. f. österr. Gymnas. 1857. S. 196.

3) Vgl. über dieselben Naegelsbach, nachhomerische Theologie. Abschnitt I, §. 51. 52.

Die Richtigkeit der vom *cod. Laur.* dargebotenen Textesgestalt wird, abgesehen von der Lesart *θνητή*, wofür die dorische Form hergestellt worden ist, nur an Einer Stelle mit Recht in Zweifel gezogen. Denn die von Nauck gegen *ὑψίποδες* [4]), von Hartung gegen *οὐρανίαν δι' αἰθέρα* [5]), von Bergk und Nauck gegen *τεκνωθέν-*

---

4) Nauck im kritischen Anhange zu Schneidewin's Ausgabe S. 160 erwartet einen Choriambus und vermuthet *ὑψιπετεῖς*. Jene Erwartung stützt sich auf die Voraussetzung, dass das an der entsprechenden Stelle der Antistrophe stehende *ἀκροτάταν* unverdorben sei. Nun aber leidet diese Stelle der Antistrophe, wie wir sehen werden, an mehr als Einer Verderbnis. Daher ist die Voraussetzung einer Verderbnis in *ἀκροτάταν* auf jeden Fall mehr berechtigt, als die der Unrichtigkeit von *ὑψίποδες*. Dass aber zwei Choriamben an dieser Stelle der Strophe nothwendig seien, lässt sich schwerlich behaupten, wenn auch Kock (Sophokleische Studien, zweites Heft. Guben 1857. S. 36) meint: „Die zwei Choriamben bezeichnen sehr schön die schwindelnde Höhe, aus welcher nach der Strophe die Satzungen der Götter stammen, zu welcher in der Gegenstrophe der Uebermuth emporsteigt." Den Vers *ὑψίποδες οὐρανίαν* — ⏑ ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ — aus metrischen Gründen zu verdächtigen, halte ich deshalb für unberechtigt, weil dieselbe Verbindung eines Paeon und Choriambus auch in zwei von Dindorf aus Euripides angeführten Versen vorkommt: Orest. 1431 (Nauck) *ἁ δὲ λίνον ἠλακάτᾳ*. Hel. 520 *ἀλλ' ἔτι κατ' οἶδμ' ἅλιον*. Der Ausdruck *ὑψίποδες* selbst passt ferner vortrefflich zu der Vorstellung der Erhabenheit, welche der Dichter mit den ewigen Sittengesetzen verbinden will. Man hat schon von anderer Seite passend die Homerische Beschreibung der *ἄτη* verglichen Il *T*, 92 *οὐ γαρ ἐπ' οὔδει* | *ἀλλ' ἄρα ἥ γε κατ' ἀνδρῶν κράατα βαίνει*. Dagegen würde das von Nauck vorgeschlagene *ὑψιπετεῖς* den Eindruck der Erhabenheit schwächen. Denn *ὑψιπετής*, *έος* ist nicht zu verwechseln mit *ὑψιπέτης*, *alte volans* (Il. *M*, 201 *αἰετὸς ὑψιπέτης*. Soph. Oenom. fr. 432 N. *γενοίμαν αἰετὸς ὑψιπέτας*. Pind. Pyth. 3, 105 *ὑψιπετᾶν ἀνέμων*), sondern bedeutet, von *πίπτω* abstammend, „aus der Höhe gefallen." Und wenn auch Euripides dieses *ὑψιπετής* im Sinne von „erhaben" ein mal gebraucht zu haben scheint (Hec. 1100 *αἰθέρ' ἀμπτάμενος οὐράνιον* | *ὑψιπετὲς εἰς μέλαθρον*), so ist es doch auf jeden Fall gewagt, eine solche singuläre Gebrauchsweise dem Sophokles au zunöthigen, bei dem sich jenes *ὑψιπετής* sonst nicht findet. — Sollte *ἀκροτάταν* in der Antistrophe richtig sein, in welchem Falle ich die dortige Lücke natürlich durch den Accusativ *ἀκμάν* eben so gut ergänzen könnte, wie ich sie in Voraussetzung der Richtigkeit von *ἀκρότατον* durch den Genitiv ergänzt habe (S. 32), und sollte demnach *ὑψίποδες* corrupt sein, so würde ich lieber *ὑψιπόλεις* corrigieren. Denn dies ist ein sophokleisches Wort, vgl. Antig. 367 *νόμους τ' ἀείρων χθονὸς* | *θεων τ' ἔνορκον δίκαν*, | *ὑψίπολις· ἄπολις, ὅτῳ τὸ μὴ καλὸν* | *ξύνεστι τόλμας χάριν*. Und wie hier derjenige, der menschliche und göttliche Gesetze zu Ansehen bringt, *ὑψίπολις* genannt wird, so können die *νόμοι* selbst ohne Zweifel auch *ὑψιπόλεις* genannt werden. *Ὑψιπόλεις* würde ferner den unten nachgewiesenen Gedankenzusammenhang zwischen dem Antange der Strophe und der Schlussbitte der ersten Antistrophe *τὸ καλῶς δ' ἔχον πόλει νόμισμα μηποτε λῦσαι θεὸν αἰτοῦμαι* noch inniger und klarer gestalten. In der That bin ich jetzt geneigt, *ὑψιπόλεις* vorzuziehen, ohne zu befürchten, dass dadurch das Gewicht der Ansicht verstärkt werden würde, welche den Chorgesang auf die politische Staatsordnung statt auf die ewigen Sittengesetze beziehen möchte.

5) Dass die kurze Schlusssylbe von *αἰθέρα minus eleganter* unter den Ictus falle, rechtfertigt Dindorf mit ähnlichen Beispielen. — Hartung erhebt, theilweise im Anschlusse an Neue, dreierlei Bedenken gegen *οὐρανίαν δι' αἰθέρα*. Erstens wegen des femininalen Gebrauches von *αἰθήρ*. Aber dieser ist durch den Gebrauch des Homer, Pindar, Euripides gesichert, und zwar nicht blos für die hier allerdings unzulässige Bedeutung *αἴθρη*, sondern auch für die Bedeutung des oberen bis an den Himmel reichenden Luftraumes. Man vgl. nur Eur. El. 990 *καὶ τοῖν ἀγαθοῖν ξύγγονε κούροιν* | *Διός, οἳ φλογερὰν αἰθέρ' ἐν ἄστροις* | *ναίουσι* mit Iphig. A. 768 *τῶν ἐν αἰθέρι δισσῶν Διοςκούρων*, und Or. 1635 *Ζηνὸς γὰρ οὖσαν ζῆν νιν ἄφθιτον χρέων*, | *Κάστορί τε Πολυδεύκεῖ τ' ἐν αἰθέρος πτυχαῖς* | *ξυνθακος ἔσται ναυτίλοις σωτήριος*. Ohne Zweifel ist mit der *φλογερὰ αἰθήρ* der ersten Stelle dieselbe Sternenregion gemeint, die in den beiden andern Stellen durch *αἰθήρ* bezeich-

τες [6]) angeregten Bedenken sind nicht stichhaltig, was ich, wenn nicht die Zeit zur Kürze mahnte, gern beweisen würde. Auf jeden Fall werde ich bei der Antistrophe das Recht in Anspruch nehmen, den Text der Strophe an dieser Stelle als unverdorben voraussetzen zu dürfen.

Die Stelle, an der mit Recht die handschriftliche Lesart verlassen worden ist, ist v. 870, in welchem man nach Elmsley's Vermuthung *οὐδὲ μήποτε λάθα* für *οὐδὲ μήν ποτε λαθραι* des *Laur.* liest. Insbesondere ist *μήποτε* durch das an derselben

---

net ist, und an die wir auch in der Sophokleischen Stelle denken müssen. — Zweitens wegen der Verbindung des Adjectivs *οὐράνιος* mit *αἰθήρ;* denn *οὐρανός* und *αἰθήρ* seien nicht Eins. Als ob nur tautologische Verbindungen wie *οὐράνιον οὐρανόν* erlaubt wären! Eben wegen der theilweisen Bedeutungsverschiedenheit von *αἰθήρ* und *οὐρανός* ist eine Verbindung möglich, da der obere Luftraum sich bis an das Himmelsgewölbe erstreckt. Vgl. Eur. Ion. 1147 *Οὐρανὸς ἀθροίζων ἄστρ' ἐν αἰθέρος κύκλῳ.* Ohnehin lässt sich die Verbindung *οὐράνιον αἰθέρα* wirklich nachweisen. Sollte auch das Euripideische Beispiel Hec. 1100 *αἰθέρ' ἀμπτάμενος οὐράνιον* nicht ganz gesichert sein, so ist doch zweifellos richtig Pseudo-Platon. Axioch. 366 A *ἡ ψυχὴ συναλγοῦσα τὸν οὐράνιον ποθεῖ καὶ σύμφυλον αἰθέρα.* Bei Sophokles kann an unserer Stelle der Ausdruck *οὐρανίαν αἰθέρα* von der Stätte der *νόμοι ἄγραφοι* um so weniger auffallen, als Sophokles das göttliche Recht auch durch *οὐρανία θέμις* El. 1064) bezeichnet. — Drittens, weil *διὰ* für *ἐν* ein unerhörter Gebrauch sei, zumal da *αἰθήρ* als die Mutter der *νόμοι* gedacht werde, von der Mutter aber *ἐξ* und nicht *διά* zu sagen gebräuchlich sei. Aber eben diese Voraussetzung, Sophokles habe den Aether als die Mutter der *νόμοι* bezeichnen wollen, ist völlig grundlos. Gerade *διὰ* c. acc. zeigt, dass Sophokles dies nicht, wohl aber die Stätte der Geburt, indessen auch nicht diese an und für sich, sondern zugleich in prägnanter Weise als Wohnstätte der *νόμοι* hat angeben wollen. — Wir werden daher Neue's Vermuthung *ὑψίποδες οὐρανίᾳ | αἰθέρι τεκνωθέντες* und Hartung's Vermuthung *ὑψίποδες οὐράνιοι δίῳ | αἰθέρι τεκνωθέντες* zurückzuweisen berechtigt sein.

6) Nauck (krit. Anhang zu v. 867) und Bergk (*Soph. tragoediae Lips.* 1858 *adn. crit. p. XLVIII*) erwarten wegen *διὰ* c. acc. ein Wort wie *ταθέντες*, ausgebreitet, etwa *τανυσθέντες* oder *ἐκταθέντες*. Sie lassen sich dabei von dem Vorbilde einer Stelle des Empedokles leiten (Aristot. Rhet. 1, 13. vgl. Plut. bei Euseb. praep. ev. 1, 24, C) v. 426 ed. Stein: *οὐ πέλεται τοῖς μὲν θέμιτον τόδε, τοῖς δ' ἀθέμιστον, | ἀλλὰ τὸ μὲν πάντων νόμιμον διά τ' εὐρυμέδοντος | αἰθέρος ἠνεκέως τέταται διά τ' ἀπλέτου αὐγῆς.* Aber *διὰ* c. acc. verursacht auch bei *τεκνωθέντες* keinen Anstoſs, sobald man *τεκνωθέντες* mit Schneidewin prägnant nimmt für *τεκνωθέντες καὶ ὄντες*, was bei der bekannten Neigung der griechischen Sprache zu prägnanten Präpositionalconstructionen zumal im dichterischen Ausdrucke keine Schwierigkeiten hat. Schon Triclinius vergleicht für *διὰ* c. acc. nicht unpassend Aesch. Sept. 187 *ἱππικῶν τ' ἀγρύπνων | πηδαλίων διὰ στόμια | πυριγενετᾶν χαλινῶν.* Jenes *τεκνωθέντες* halte ich für um so mehr gesichert, als es dem Dichter darauf ankommen musste, die himmlische, göttliche Abstammung der *νόμοι* so stark wie möglich zu betonen. Von dieser starken Betonung, die durch die scheinbare, echt Sophokleische, Tautologie *τεκνωθέντες, ὧν Ὄλυμπος πατὴρ μόνος, οὐδέ νιν θνατὰ φύσις ἀνέρων ἔτικτεν* hervorgebracht wird, scheint mir etwas Wesentliches verloren zu gehen, wenn ein Wort wie *ταθέντες* substituirt würde, dessen Begriff eben durch das ungewöhnliche *διὰ* c. acc. ohnehin als in *τεκνωθέντες* mit enthalten angedeutet wird. Die Analogie der Empedokleischen Stelle ist deshalb trügerisch, weil es dem Empedokles nicht sowohl auf die göttliche Abstammung, als auf die weite Verbreitung des *πάντων νόμιμον* ankam, wie der Zusammenhang lehrt. Daher es völlig gerechtfertigt ist, dass in der Stelle des Empedokles eben nur der Begriff der räumlichen Ausbreitung angewendet worden ist. — Wenn Bergk übrigens, mit den obigen Vorschlägen selbst nicht zufrieden, hinzufügt: *Verum Sophocles dixisse videtur, leges per aetherem litteris scriptas vel clavis affixas esse*, so ist zu erwägen, ob nicht ein solches Oxymoron von den *νόμοι ἄγραφοι* der einfachen Erhabenheit der Vorstellung Eintrag thun würde.

rhythmischen Stelle der Antistrophe stehende *μήποτε* gesichert [7]). In Bezug auf *λάθα* jedoch hat sich Elmsley, der es aus den schlechteren Handschriften beibehielt, weiter als nöthig war vom *Laur.* entfernt. Denn die offenbar corrupte Lesart *λαθραι* des *Laur.* ist ein besseres Fundament, als die scheinbar unverdorbene der andern Handschriften. Jenes *λαθραι* konnte nämlich schwerlich aus dem Nominativ, wohl aber aus dem Dativ *λάθαι* entstehen. Diesen hat der Schreiber des *Laur.* gewollt; denn das *ρ* von *λαθραι* ist nach Elmsley's eigenem Zeugnisse ausradirt [8]). Wir müssen daher den Dativ *λάθᾳ* [9]) herstellen und können dies mit gutem Gewissen thun, weil auch der Sinn dadurch gewinnt. Die *θνατὰ φύσις ἀνέρων* ist nun Subject nicht blos zu *ἔτικτεν*, sondern auch zu *κατακοιμάσῃ*; es wird also nicht blos der übermenschliche Ursprung der *νόμοι ἄγραφοι*, sondern auch zugleich die Ohnmacht der sterblichen Menschennatur betont, welche jene ewigen unwandelbaren Gesetze, die *ἀσφαλῆ θεῶν νόμιμα*, wie sie in der Antigone (v. 454) heifsen, nicht in Vergessenheit versenken kann. Dies aber ist als Vorbereitung auf den Gedanken in der Antistrophe von der eitlen Vermessenheit der *ὕβρις* gegenüber jenen Gesetzen gewiss sehr passend.

Zunächst aber tritt der Ohnmacht der Menschen im letzten Verse die Macht des in den *νόμοι ἄγραφοι* waltenden Gottes entgegen. Daher halte ich es auch für besser, das mit Nachdruck vorangestellte *μέγας* als Prädicat [10]) zu *θεός* aufzufassen, wie schon der eine Scholiast [11]) thut, als mit Schneidewin und Andern *μέγας θεός* attributiv zu verbinden und mit *numen divinum* zu übersetzen [12]). Jene Auffassung empfiehlt sich auch dadurch, dass nun *θεός* zwei Prädicate hat, die in der Hervor-

---

7) Ein Grund, den ich nirgends angegeben finde. Uebrigens genügt zur Rechtfertigung der Elmsley'schen Conjectur auch der Umstand, dass Sophokles nicht *μήν*, sondern die dorische Form *μάν* gebraucht haben würde (vgl. Oed. Col. 152 *ἀλλ' οὐ μὰν ἔν γ' ἐμοὶ | προσθήσεις τάσδ' ἀράς*), und dass die in *οὐδὲ μήν ποτε* liegende Steigerung (und vollends nicht) unpassend sein würde, während andererseits der vom Laur. verbürgte Conjunctiv *κατακοιμάσηι* das *μήποτε* nothwendig verlangt, bei welchem übrigens auch der Indicativ, wenn ihn der Laur. böte, zulässig sein würde. Vgl. Kvičala, über *οὐ μή* in der Zeitschrift f österr. Gymn. 1856. S. 745 ff., insbesondere S. 749. 758. 828.

8) In der *praefatio* zur Separatausgabe der Scholien zum *Oedipus Tyrannus*. Leipzig 1826. S. XX.

9) Wegen dieses instrumentalen Dativs vgl. Soph. Phil. 649 *φύλλον τί μοι πάρεστιν, ᾧ μάλιστ' ἀεὶ | κοιμῶ τόδ' ἕλκος, ὥστε πραΰνειν πάνυ.* Aesch. Sept. 3 *οἴακα νωμῶν, βλέφαρα μὴ κοιμῶν ὕπνῳ.*

10) Der prädicative Gebrauch von *μέγας* und zugleich die Verbindung: *θεὸς ἔν τινι μέγας ἐστὶν* rechtfertigt sich völlig durch Oed. Tyr. 654 *τὸν οὔτε πρὶν νήπιον νῦν τ' ἐν ὅρκῳ μέγαν καταίδεσαι.* Denn diesem Ausdrucke liegt zu Grunde der andere: *Κρέων ἐν ὅρκῳ μέγας (ἐστίν).*

11) Schol. Laur. (ed. Elmsley Oxon. 1825) zu v. 871: *ἐν τοῖς νόμοις μέγας ἐστὶν ὁ θεός.*

12) Die grammatische Möglichkeit, das *μέγας* attributiv aufzufassen, läugne ich natürlich nicht. Aber die Analogie des von Schneidewin für den Ausdruck *μέγας θεός*, *numen divinum*, beigebrachten Beispiels ist nicht treffend. Denn in Soph. fragm. 837 (Nauck) *ἀλλ' ἡ φρόνησις ἀγαθὴ θεὸς μέγας,* wird die *φρόνησις ἀγαθή* selbst *θεὸς μέγας* genannt. Man müsste also hiernach eher erwarten, dass die *νόμοι ὑψίποδες* selbst *θεὸς μέγας* genannt würden, als dass gesagt würde, es sei ein *θεὸς μέγας* in ihnen.

hebung der Macht des Gottes treffend zusammenwirken, ein positives *μέγας ἐν τούτοις θεός*: „Stark ist Gott in ihnen," und ein negatives *οὐδὲ γηράσκει*: „und nicht wird er schwach vor Alter."

In der Antistrophe stellt der Chor, so viel lässt sich trotz der Verdorbenheit des Textes sofort erkennen, der von ihm begehrten *εὔσεπτος ἁγνεία* rücksichtlich der *νόμοι ἄγραφοι* die *ὕβρις* in ihrer Ohnmacht gegen dieselben Gesetze entgegen, worauf er am Schlusse zu der Versicherung zurückkehrt, sich selbst stets unter die göttliche Obhut stellen, d. h. die Götter ehren und ihre Gesetze befolgen zu wollen.

Der gewichtvolle Satz *ὕβρις φυτεύει τύραννον* ist ohne Verbindungspartikel angereiht. Trotz dieses Asyndetons ist sein Zusammenhang mit dem Gedankeninhalte der Strophe klar. Während die *εὔσεπτος ἁγνεία* in der Beobachtung der *νόμοι ἄγραφοι* besteht, bringt die *ὕβρις* den Uebertreter und Verächter der Gesetze hervor. Denn das ist *τύραννος* [13]), ein Ausdruck, den Sophokles hier ohne Zweifel mit Absicht gesetzt hat [14]). Die Absicht aber kann keine andere sein, als die, dass bei dieser Sentenz nicht blos an Iokaste, sondern auch an Oedipus gedacht werde. Zwar der Chor der thebanischen Bürger selbst denkt nur an Iokaste, wie die Scholien richtig bemerken [15]), an Iokaste, die kurz zuvor verächtlich über die göttlichen Orakel gesprochen und leichtfertig eine den Naturgesetzen widerstreitende That, die grausame Aussetzung ihres Kindes, erwähnt hatte. Er, der Chor, denkt nicht daran, seine Worte auf Oedipus zu beziehen; er kann seiner ganzen Haltung nach nicht daran denken, da er in einem noch späteren Stadium der Handlung, v. 1086, von der Unschuld des Oedipus noch völlig überzeugt ist; er spricht seine Worte in der Meinung, als ob sein als fromm verehrter König dieselben Gesinnungen hege. Aber dies hindert nicht, dass der Dichter dem in der Handlung stehenden befangenen [16]) Chore Worte leiht, welche die durch die Scene zwischen Oedipus und Ti-

---

13) So schon Triclinius (*Scholia in Soph. trag. Vol II ed. Dindorf.* Oxon. 1852. S. 298): *ἡ ὑπεροψία κακοὺς καὶ ἀνόμους (τοιοῦτοι γὰρ οἱ τύραννοι) ἐργάζεται τοὺς αὐτὴν ἔχοντας.* Vgl. Antig. 480 *αὕτη δ' ὑβρίζειν μὲν τότ' ἐξηπίστατο | νόμους ὑπερβαίνουσα τοὺς προκειμένους.* Aj. 1350 *τόν τοι τύραννον εὐσεβεῖν οὐ ῥᾴδιον.*

14) Die in sich unklare Erklärung, welche Schneidewin für die Wahl des Ausdruckes *τύραννος* gibt, dürfte durch die Bemerkung von Bonitz a. a. O. S. 196 erledigt sein.

15) Schol. Laur. zu v. 863 *Ταῦτα δὲ φησὶν, τὴν Ἰοκάστην αἰτιώμενος, ὅτι ἀσεβῶς ἔφη ἐψεῦσθαι τὸν Ἀπόλλωνα.* Zu v. 873 *Ταῦτα μὲν φησὶ περὶ τῆς Ἰοκάστης, ὅτι ἀνεπιτήδεια λέγει περὶ τῶν θείων νόμων. Τὸν δὲ λόγον ποιοῦσι περὶ τῆς τυραννίδος, ἵνα μὴ δόξωσιν ἐμφανῶς αὐτὴν διελέγχειν.* Vgl. zu v. 898. 901. 906. Schol. Dind. zu v. 863 *τὸ τοῦ χοροῦ πᾶν δυσχεραίνοντος ἐστὶ κατὰ τῆς Ἰοκάστης, ὡς παρ' οὐδὲν τιθεμένης τοὺς χρησμοὺς τῶν θεῶν.* Triclinius zu v. 863 *καταγινώσκων ὁ χορὸς τῆς Ἰοκάστης, ὡς μὴ δεχομένης τὰς τοῦ Ἀπόλλωνος μαντείας, φησίν.* Zu v. 873 *ὥστε καὶ Ἰοκάστη ἐξ ὑπεροψίας τὸν Ἀπόλλωνος ἠτίμασε λόγον.* Weiterhin: *τουτέστιν, ὑβρισταὶ καὶ ἄνομοι, ὁποία ἡ Ἰοκάστη, αὐξηθέντες· κ. τ. λ.* Vgl. auch zu 906 (Dind. p. 300).

16) Vgl. auch Schneidewin in der Einleitung S. 5: „Unsern Choreuten geht eine tiefere Auffassung der Verhältnisse ab: der Dichter musste sie beschränkt darstellen, damit sie ebenso wenig, wie ihr König, den Zusammenhang der Dinge durchschauen und immer auf die Stimmung ihres Gebieters eingehen können."

resias schon hinreichend aufgeklärten, weitersehenden Zuschauer auch auf Oedipus beziehen sollen. Oedipus ist ja nach der Darstellung des Dichters keineswegs völlig schuldlos [17]), er hat sich bereits gegen Tiresias und Kreon übermüthig betragen, er hat dies gerade in seiner Eigenschaft als Herrscher gethan, und ist sowohl von Tiresias [18]) als von Kreon [19]) vor den Augen der Zuschauer in tadelndem Sinne **τύραννος** genannt worden. Insofern findet also wirklich eine Doppelsinnigkeit in den Worten des Chores statt, die aber kein Helldunkel über den Chorgesang ausbreitet, sondern nur dazu dient, durch die gleiche Wahrheit des weiteren und des engeren Sinnes die tragische Ironie um so klarer und eindringlicher wirken zu lassen.

Ist es nun wahrscheinlich, dass von dem so absichtlich gewählten Ausdrucke **τύραννος** weiter kein Gebrauch gemacht werde? mit andern Worten, dass in dem folgenden mittelst **ὕβρις** nach Art einer Anaphora angereihten Satzgefüge nur von der **ὕβρις** die Rede sei? — Was im Nachsatze desselben in der jetzigen Textesgestalt von der **ὕβρις** ausgesagt wird, dass sie nämlich, auf dem höchsten Gipfel angelangt, in ein unglückliches unentrinnbares Verhängniss stürze, kann eben so gut, ja besser, weil concreter, vom **τύραννος** ausgesagt werden. Wäre dieses der Fall, so würde die Periode, die dann im Vordersatze von der **ὕβρις**, im Nachsatze von dem **τύραννος** spricht, eine gleichmäſsige Erweiterung des vorangestellten Gedankens **ὕβρις φυτεύει τύραννον** sein. Schon das Asyndeton nach **τύραννον** und die Wiederholung von **ὕβρις** lässt eine solche gleichmäſsige Erweiterung erwarten. Diesem Sinn entspricht der Text vollkommen, wenn wir zwei geringfügige Aenderungen vornehmen, die nicht einmal den Namen von Aenderungen verdienen. Wir brauchen nämlich nur das Komma hinter **ὕβρις** zu tilgen und ohne Aenderung eines Buchstabens das Masculinum **εἰσαναβάς** für das Femininum **εἰσαναβᾶσ'** zu setzen. Beiläufig bemerke ich, dass das **μέτα** des *Laur.* mit Recht nach der ***secunda manus*** und den andern Handschriften in **μάταν** verwandelt worden ist. Denn **μέτα** ist, wie schon der fehlerhafte Accent zeigt, nur Schreibfehler für **μάταν**.

Durch die Tilgung des Kommas wird **ὕβρις** auf den Vordersatz beschränkt. Die Voranstellung des Subjectes **ὕβρις** ist durch die Wichtigkeit dieses Begriffes für den Gedanken völlig gerechtfertigt. Die Nachstellung von **εἰ** ist bei Sophokles gar nicht selten [20]). Aus dem Verkennen dieser Stellung erklärt sich aber die Corruptel

---

17) Man sehe gegen Schneidewin's Auffassung Geffers, *de Oedipi Sophoclei culpa commentatio. Gottingae* 1850. Kock, Sophokleische Studien. Zweites Heft. Ein zusammenhängender Commentar zum König Oedipus. Guben 1857.

18) v. 408 *εἰ καὶ τυραννεῖς, ἐξισωτέον τὸ γοῦν | ἴσ' ἀντιλέξαι· τοῦδε γὰρ κἀγὼ κρατῶ.*

19) v. 588 *ἐγὼ μὲν οὖν οὔτ' αὐτὸς ἱμείρων ἔφυν | τύραννος εἶναι μᾶλλον ἢ τύραννα δρᾶν, | οὔτ' ἄλλος, ὅστις σωφρονεῖν ἐπίσταται.* Uebrigens gebraucht auch Oedipus selbst diesen Ausdruck, wenn auch ohne gehässige Nebenbeziehung. Auf jeden Fall wäre es höchst sonderbar, wenn Sophokles den so oft im Stücke zur Bezeichnung des Oedipus gebrauchten Ausdruck hier angewendet hätte, um ihn nicht auf Oedipus beziehen zu lassen.

20) Genau wie hier ist das Subject vorangestellt Trach. 719 *καίτοι δέδοκται, κεῖνος εἰ σφαλή-*

εἰσαναβᾶσ' für *εἰσαναβάς* von selbst. *Εἰσαναβάς* aber, welches ich zunächst durch Conjectur gefunden hatte [21]), wird sogar durch die Tradition bestätigt. Es hat sich nämlich in einem Citate unserer Stelle bei Suidas v. *ὕβρις* in den Handschriften des Suidas erhalten [22]); es wird in einem der älteren Scholien [23]) und bei Suidas [24]) durch das männliche Participium *ἐπαρθείς* erklärt; es wird selbst durch die andern Scholien insofern bestätigt, als diese *τύραννος* als Subject von *ὤρουσεν* [25]) und *χρῆται* [26]) voraussetzen, welche beiden Verben nur von demselben Subjecte wie *εἰσαναβάς* ausgesagt werden können; ja selbst die Scholien, welche die noch weiter verdorbene Lesart *εἰσαναβιβάσασ'* [27]) erklären und *ὤρουσεν* fälschlich [28]) transitiv fassen [29]), bestätigen wenigstens, wie jene Lesart, die Richtigkeit des Gedankens, dass vom Sturze des *τύραννος* die Rede sein muss [30]).

σεται. El. 1424 *τἀν δόμοισι μὲν | καλῶς, Ἀπόλλων εἰ καλῶς ἐθέσπισεν.* Ant. 719 *γνώμη γὰρ εἴ τις κἀπ' ἐμοῦ νεωτέρου | πρόσεστι, φήμ' ἔγωγε πρεσβεύειν πολύ.* Andere Satzglieder sind vorangestellt Oed. C. 166 *λόγον εἴ τιν' ἔχεις | πρὸς ἐμὰν λέσχαν, ἀβάτων ἀποβὰς | ἵνα πᾶσι νόμος | φώνει.* Oed. C 1119 *ὦ ξεῖνε, μὴ θαύμαζε πρὸς τὸ λιπαρές, | τέκν' εἰ φανέντ' ἄελπτα μηκύνω λόγον.* Trach. 1113 *ἀνδρὸς τοῦδε γ' εἰ σφαλήσεται.* Ant. 76 *σοὶ δ' εἰ δοκεῖ, | τὰ τῶν θεῶν ἔντιμ' ἀτιμάσασ' ἔχε.* Ant. 469 *σοὶ δ' εἰ δοκῶ νῦν μῶρα δρῶσα τυγχάνειν, | σχεδόν τι μώρῳ μωρίαν ὀφλισκάνω.* Trach. 67 *ἀλλ' οἶδα, μύθοις εἴ τι πιστεύειν χρεών.* Phil. 710 *πλὴν ἐξ ὠκυβόλων εἴ ποτε τόξων | πτανοῖς ἰοῖς ἀνύσειε γαστρὶ φορβάν.*

21) Auch Bergk sagt a. a. O. S. XLIX: *coniicio εἰσαναβάς.*

22) Bernhardy hat freilich trotzdem *εἰσαναβᾶσ'* nach den Handschriften des Sophokles drucken lassen. Dass Suidas *εἰσαναβάς* gewollt hat, ist durch die hinzugefügte Erklärung (s. Anm. 24) aufser Zweifel.

23) Schol. Laur. zu v. 873 *Διὰ τῆς ὕβρεως φύεται καὶ ἀνανεοῦται ὁ τύραννος. ὅταν* (*φησί*) *πολλὰ διαπράξηται, τότε εἰς μεγάλα* (lies *μεγάλην ἀνάγκην*) *ἐμπίπτει, διὰ τῆς ὕβρεως ἐπαρθείς.*

24) v. *ὕβρις διὰ τῆς ὕβρεως φησὶν ἀνανεοῦται ὁ τύραννος. καὶ ὅταν, φησί, πολλὰ διαπράξηται, τότε εἰς μεγάλην ἀνάγκην ἐμπίπτει διὰ τῆς ὕβρεως ἐπαρθείς.*

25) Schol. Laur. zu v. 873 *ἢ οὕτως· ἀπότομον ὤρουσεν εἰς ἀνάγκην, ἥλατο εἰς τοῦτο, ὥστε αὐτὸν εἰς ἀνάγκην γενέσθαι ὑφ' ἑτέρων κρατηθῆναι.*

26) Schol. Laur. zu v. 878 *Ἔνθ' οὐ ποδὶ χρησίμῳ· Εἰ μὲν ἐπὶ τοῦ ὑπὸ ὕβρεως δυσσεβοῦντος, ἔσται οὕτως· οὐ βαδίζει ὀρθὴν ὁδὸν οὐδὲ χρῆται τοῖς ποσὶ δεόντως. Εἰ δὲ ἐπὶ τοῦ ὑπ' ἀνάγκης βιαζομένου· οὐ χρῆται τοῖς αὐτοῖς* (lies *αὐτοῦ*) *ποσίν.* [*Εἰς τὸ αὐτὸ*]. *Ἀντὶ τοῦ, ἀχρήστους καὶ τὰς πορείας ποιεῖται.*

27) Sie findet sich im Par. D., und G. Hermann stützte auf dieselbe die Vermuthung: *ἀκρόταθ' ἐσαμβιβάσασιν*, die somit schlecht begründet ist, dem Gedanken eine andere, sehr unklare Wendung gibt (*eis, qui altissime extulerunt τὰ πολλὰ illa, ἃ μὴ 'πίκαιρα μηδὲ συμφέροντα*) und Niemanden befriedigt hat.

28) Dass es intransitiv ist, zeigt Soph. El. 1440 *λαθραῖον ὡς | ὀρούσῃ πρὸς δίκας ἀγῶνα*, was mit Bezug auf Aegisthus gesagt ist.

29) Schol. Laur. zu v. 873 *Ὕβρις* (*φησί*) *μηδὲν καίριον διαπραττομένη εἰς δύσβατον ἀκρώρειαν ἀναβιβάσασα τοὺς χρωμένους αὐτῇ κατεκρήμνισεν.* Schol. Dind. zu v. 873 *ὕβρις, εἴποτε, ὁ τύραννος δηλονότι, πολλῶν ὑπὲρ τὸ μέτρον πληρωθῇ ματαίως, ἃ μὴ συμφέροντα αὐτῷ, ἀναβιβάσασα εἰς ἀκροτάτην ἀπορρῶγα, ἔρριψεν ἐκεῖθεν εἰς δυστυχίαν, ἔνθα οὐ πορείᾳ συμφερούσῃ καὶ ὠφελίμῳ χρῆται.*

30) Dies hat auch G. Wolff *de scholiorum Laurentianorum auctoritate. Lips.* 1846. S. 88 gesehen.

Dadurch, dass auf *τύραννον* nicht durch ein *pronomen relativum* zurückgewiesen wird [31]), hat Sophokles, der überhaupt in diesem Chorgesange oft das Asyndeton anwendet [32]), dem Satze das volle Gewicht einer nachdruckvollen Sentenz verliehen.

Mit Herstellung von *εἰσαναβάς* sind aber keineswegs alle Fehler behoben. Denn vor *ἀπότομον* fehlt Etwas an einem katalektischen iambischen Trimeter, den wir nach dem unverdächtigen Verse der Strophe:

δι' αἰθέρα τεκνωθέντες, ὧν Ὄλυμπος

erwarten müssen [33]), und *ἀκροτάταν* entspricht nicht wegen der langen Endsylbe dem unverdächtigen *ὑψίποδες* der Strophe. Auch ist *ἀπότομος*, das als feminines Substantiv im Sinne von „Abhang" gefasst werden müsste, nicht nachweisbar [34]).

Von früheren Versuchen empfiehlt sich nur die das Metrum des ersten Verses herstellende Vermuthung Erfurdt's *ἀκρότατον* [35]). Dies und eine Conjectur von

---

Aber er schloss aus den Scholien mit Unrecht, dass dieselben die Lesart *εἰσαναβάσασ'* vor sich gehabt hätten (wie gegen ihn schon Arndt, *quaestiones criticae de locis quibusdam Sophoclis. Brandenburgi Novi* 1844. S. 16 gezeigt hat), und conjicierte daher: *ἀκρότατον εἰσαναβάσασ'* | *ἀπότομον ὤρουσεν εἰς ἀνάγκαν*. Gegen diese Conjectur spricht aufserdem der Sinn, das Metrum, das ohne Substantiv stehende, deshalb als Adverbium anzusehende *ἀκρότατον*, und der bei Sophokles nicht nachweisbare, nur durch Eur. Alc. 1055. Hel. 1616 zu rechtfertigende Gebrauch des transitiven Aor. I. *ἔβησα*.

31) Dies kann allerdings auffallend erscheinen, da ein Prosaiker wohl geschrieben haben würde: *ὕβρις φυτεύει τύραννον, ὅς, ἐὰν ὕβρις ὑπερπλησθῇ, ὤρουσεν*. Aber gerade diesen Umstand erklärt der eine Scholiast durch Hinweisung auf das nach *τύραννον* stattfindende Asyndeton. Schol. Laur. zu v. 873 Ὁ δὲ νοῦς· Ὕβρις φυτεύει τύραννον, ὁπόταν (lies ὃς ὅταν) πολλῶν ὑπερπλησθῇ μάτην, ἃ ἔστι μηδὲ ἐπίκαιρα μηδὲ ἑαυτῷ (lies αὐτῷ) ἐκείνῳ συμφέροντα. Ἀσυνδέτως δὲ εἶπεν. Die Verbesserung *ὃς ὅταν* hat schon Arndt in der in der vorigen Anmerkung citirten Schrift S. 18 vorgeschlagen, ohne indess zu sehen, dass dieser Scholiast eben wegen des von Sophokles nicht gebrauchten *ὅς* von einem Asyndeton sprach. Ganz unwahrscheinlich nimmt Arndt an, dieser Scholiast habe interpungiert: *ὕβρις φυτεύει τύραννον, ὕβρις· εἰ πολλῶν* etc. und dieses Asyndeton erklären wollen. Derselbe Arndt war gleichfalls auf den richtigen Gedanken gekommen, dass dieser und die andern Scholiasten *εἰσαναβάς* gelesen hätten; aber er hielt diese Lesart für falsch, und zwar für eine Conjectur eines Abschreibers, der Anstofs daran genommen hätte, dass von der *ὕβρις* selbst gesagt werde, sie steige auf den Gipfel und stürze herunter. Auch Dindorf meint, zwar nicht gegen *εἰσαναβάς*, aber gegen die Vermuthung, dass der Scholiast *εἰσαναβιβάσασ'* oder transitiv *εἰσαναβάσασ'* gelesen habe: *Nihil illi aliud propositum fuit, quam ut sensum verborum poetae oratione explanaret aliquanto minus poetica.* Ich darf es getrost dem Geschmacke der Kenner des Sophokles überlassen, ob ihnen die Rede weniger poetisch erscheint, wenn *τύραννος* Subject des Hauptsatzes ist.

32) So aufser hier noch: v. 871. 872. 881. 889. 897, zu welchen einzelnen Stellen man unsere Bemerkungen vergleiche.

33) Neue, der in der Strophe corrigierte, sah hier keine Lücke, sondern ergänzte zu *ἀκροτάταν* das Substantiv *ἀνάβασιν*, was auch Bellermann (Des Sophokles König Oedipus, Berlin 1857) für möglich zu halten scheint.

34) Bellermann sucht ein solches Substantiv von femininalem Geschlecht durch die nicht ausreichenden Analogien *ἡ ἔρημος, ὀρεινή* und Aehnliches zu rechtfertigen.

35) Wie hier *ἀκρότατον* in *ἀκροτάταν*, so ist nach Dindorf's Bemerkung Oed. Col. 1491 *ἄκρον* in *ἄκραν* verdorben. Dindorf selbst schlug zur Ergänzung der Lücke *αὖθις* vor, Wunder schrieb *ἂν ἀπότομον*.

Arndt [36]) benützend hatte Schneidewin früher geschrieben *ἀκρότατον εἰσαναβᾶσ' αἶ-κος ἀπότομον ὤρουσεν εἰς ἀνάγκαν*. Dies würde metrisch genügen, befriedigt aber nicht in Bezug auf den Ausdruck. Abgesehen von der Schwierigkeit, die das nun adjectivisch zu fassende *ἀπότομον* [37]), auf dem ohnehin der Verdacht der Corruptel ruht [38]), macht, ist *αἶκος* selbst keine wahrscheinliche Ergänzung der Lücke. Der Dichter, welcher den Abgrund nicht mit eigentlichem Namen nennt, sondern statt eines solchen in prägnanter Weise den ethischen Begriff *ἀνάγκα* setzt, wird auch den Gipfel nicht mit einem eigentlichen Ausdrucke für Bergeshöhe bezeichnet haben. Dieser Grund spricht auch gegen das von Nauck aufgenommene *ἄκραν* [39]), dem noch andere Bedenken entgegenstehen [40]). Dagegen halte ich die schon früher von Erfurdt, jetzt auch von Nauck aufgenommene Lesart des *cod. Dresd.* *ἄποτμον* für richtig [41]), besonders weil sie den sonst leicht missverständlichen Ausdruck *ἀνάγ-καν* in passender Weise verdeutlicht [42]).

Mit Benützung dieses *ἄποτμον* und des metrisch nothwendigen *ἀκρότατον* ergänze ich die Lücke durch den Genitiv *ἀκμᾶς*, der von dem substantivierten *ἀκρό-*

36) In der in Anmerkung 30 erwähnten Abhandlung S. 16. 19.

37) Verbindet man nämlich, wie Arndt selbst wollte, *ἀπότομον* mit *ἀκρότατον αἶκος*, so hat *αἶκος* zwei, der entgegengesetzte Begriff *ἀνάγκα* gar kein Epitheton. Zieht man aber mit Schneidewin und Hartung *ἀπότομον* zu *ἀνάγκαν*, so entsteht ein unklarer, durch Analogien kaum zu rechtfertigender Ausdruck: „er stürzt in den abschüssigen Abgrund des Verhängnisses." Vgl. G. Wolff *de schol.* S. 88: „*ultrix necessitas a poeta quasi vorago fingitur, in quam praeceps irruat.*" Als analoge Ausdrücke könnte man vielleicht anführen Eur. Alc. 120 *μόρος γὰρ ἀπότομος πλάθει*. Ebendaselbst 988: *οὐδέ τις ἀποτόμου λήματός ἐστιν αἰδώς*. Indess die ohnehin deutlichen Begriffe *μόρος*, *λῆμα*, können sich wohl ein derartiges metaphorisches Epitheton gefallen lassen, nicht so das selbst uneigentlich angewendete, ohne Verdeutlichung nicht zu verstehende *ἀνάγκα*.

38) Dresd. b. hat *ἄποτμον*. Flor. *Γ. ἀπότιμον*. Aufserdem ist zu berücksichtigen, dass gerade die durch die falsche Lesart *εἰσαναβιβάσασ'* sich nicht empfehlenden Scholien es als Substantiv fassen und durch *ἀκρώρειαν* oder *ἀπορρῶγα* erklären (Anm. 29). Denn hierdurch wird es wahrscheinlich, dass ein zu *ἀνάγκα* gehöriges Adjectivum in das Wort *ἀπότομον*, welches möglicherweise als ein Substantivum gedeutet werden konnte, schon in alten Zeiten verwandelt worden ist, um dem Zusammenhange, der ein Substantiv verlangt, zu genügen.

39) Das *ἀκρώρειαν* des Scholiasten (Anm. 29) kann nicht zur Empfehlung von *ἄκραν* dienen, da es nicht zur Erklärung eines neben *ἀπότομον* gefundenen Substantivs, sondern zur Erklärung des für ein Substantiv gehaltenen *ἀπότομον* selbst diente.

40) Die zwecklose in *ἀκροτάταν ἄκραν* liegende Tautologie, und die Beibehaltung des metrisch verdächtigen *ἀκροτάταν*. Siehe jedoch jetzt rücksichtlich des letzteren oben Anm. 4.

41) Sie ist bei der Ergänzung der Lücke durch ein iambisches Wort des Metrums wegen nothwendig und erklärt die Entstehung der Corruptel *ἀπότομον* leicht genug. Auf *ἄποτμον* scheint auch die Erklärung bei Suidas *εἰς μεγάλην ἀνάγκην* (Anm. 24), wonach das *εἰς μεγάλα* der Scholien (Anm. 23) zu corrigieren ist, hinzuweisen, während *μεγάλη* unmöglich Erklärung von *ἀπότομος* sein kann.

42) Im Dresd b. ist *ἄποτμον* richtig durch *δυστυχῆ* erklärt. Eines solchen an sich deutlichen Epithetons bedarf aber *ἀνάγκα*, das auch sonst, wo die Bedeutung von *fatalis necessitas* nicht auf der Hand liegt, durch Epitheta verdeutlicht wird; vgl. Soph. Trach. 831 *εἰ γάρ σφε κενταύρου φονίᾳ νεφέλᾳ χρίει δολοποιὸς ἀνάγκα*. Aesch. Choeph. 66 *ἀνάγκαν γὰρ ἀμφίπτολιν | θεοὶ προσήνεγκαν*.

τατον[43]) abhängig ist. Also *ἀκρότατον εἰσαναβὰς* | *ἀκμᾶς ἄποτμον ὤρουσεν εἰς ἀνάγκαν*. Die Verbindung eines substantivierten Neutrums mit dem Genitiv statt des gewöhnlichen attributiven Ausdruckes ist bei Sophokles nicht selten[44]). Auch die an sich nicht anstöfsige Verbindung von *ἄκρος*[45]) und *ἀκμή* kann durch Beispiele belegt werden[46]). Der Begriff *ἀκμή* aber ist hier besonders passend. So wenig *ἀνάγκη* eine natürliche Tiefe bezeichnet, so wenig bezeichnet *ἀκμή* eine natürliche Höhe. Zur metaphorischen Bezeichnung einer schwindelnden Höhe aber, die man nur erreicht, um sofort wieder herabzustürzen, ist es gerade deshalb sehr geeignet, weil es aufser dem Begriffe der Schärfe, Spitze, Blüthe, Reife den Nebenbegriff des Umschwunges, der *ῥοπή*, mit enthält[47]). Besonders deutlich tritt dieser Nebenbegriff bekanntlich in der sprichwörtlichen Redensart hervor: *ἐπὶ ξυροῦ ἀκμῆς ἵστασθαι*, „auf des Scheermessers Schneide stehen“[48]). Demnach ist an unserer Stelle durch *ἀκμή* nicht schlechthin ein Gipfelpunct bezeichnet, sondern der Gipfelpunct, auf welchem der verhängnisvolle Glückswechsel eintritt. Es ist diejenige *ἀκμὴ τύχης*[49])

---

43) Die sonst nahe liegende Möglichkeit des Missverständnisses, *ἀκρότατον* adverbiell zu nehmen. ist durch den Genitiv unmöglich gemacht.

44) Vgl. die auch im Sinne mit der unsrigen verwandte Stelle Antig. 853 *προβᾶσ' ἐπ' ἔσχατον θράσους* | *ὑψηλὸν ἐς Δίκας βάθρον* | *προσέπεσες, ὦ τέκνον, ποδοῖν*. Ferner vergleiche man Trach. 346 *ἀνὴρ ὅδ' οὐδὲν ὧν ἔλεξεν ἀρτίως* | *φωνεῖ δίκης ἐς ὀρθόν*. Aj. 743 *ἀλλ' οἴχεταί τοι πρὸς τὸ κέρδιστον τραπεὶς* | *γνώμης*. Fragm. 713 Nauck *ὕβρις δέ τοι* | *οὐπώποθ' ἥβης εἰς τὸ σῶφρον ἵκετο,* | *ἀλλ' ἐν νέοις ἀνθεῖ τε καὶ πάλιν φθίνει*. Desgl. die Verbindung pronominaler Neutra mit Genitiv: Oed. T. 125 *πῶς ἂν ὁ λῃστής —* | *— ἐς τόδ' ἂν τόλμης ἔβη*; Oed. T. 771 *ἐς τοσοῦτον ἐλπίδων* | *ἐμοῦ βεβῶτος*. Oed. T. 836 *καὶ μὴν τοσοῦτόν ἐστί μοι τῆς ἐλπίδος*. Oed. C. 747 *τὴν ἐγὼ τάλας* | *οὐκ ἄν ποτ' ἐς τοσοῦτον αἰκίας πεσεῖν* | *ἔδοξ', ὅσον πέπτωκεν ἥδε δύσμορος*. Electr. 13 *κἀξεθρεψάμην* | *τοσόνδ' ἐς ἥβης*. Electr. 961 *ἐς τοσόνδε τοῦ χρόνου* | *ἄλεκτρα γηράσκουσαν ἀνυμέναιά τε*. Vgl. auch (ohne Substantivierung) die Umschreibung mittelst eines Substantivs Oed. C. 1028 *ὡς ἔξοιδά σε* | *οὐ ψιλὸν οὐδ' ἄσκευον ἐς τοσήνδ' ὕβριν* | *ἥκοντα τόλμης τῆς παρεστώσης τὰ νῦν*. Wenn übrigens nach Anm. 4 *ἀκροτάταν* doch richtig sein sollte, so ist natürlich *ἀκροτάταν ἀκμάν* nicht minder sophokleisch, als *ἀκρότατον ἀκμᾶς* sein würde.

45) Ein Beispiel für die Verbindung des substantivierten *ἄκρον* mit dem Genitiv kann ich freilich nur aus einem späteren Prosaiker beibringen: Longin. de sublim. 34 *ὁ δὲ* (*Ὑπερίδης*) *ἔνθεν λαβὼν τὸν τοῦ μεγαλοφυεστάτου καὶ ἐπ' ἄκρον ἀρετᾶς συντετελεσμένας ὑψηγορίας τόνον κ. τ. λ.*

46) Heliod. Aethiop. 8, 5 *ὥστε, ὦ Κυβέλη, πάντα κίνει, πᾶσαν εὕρισκε μηχανήν, πρὸς ὀξὺ καὶ τὴν ἄκραν ἀκμὴν περιεστηκότα ἡμῖν ὁρῶσα τὰ πράγματα*. Plut. qu. symp. 5, 7, 5 (682 E) *σφαλερὸν γὰρ ἡ ἐπ' ἄκρον εὐεξία, κατὰ τὸν Ἱπποκράτην, καὶ τὰ σώματα, προελθόντα μέχρι τῆς ἄκρας ἀκμῆς, οὐχ ἕστηκεν, ἀλλὰ ῥέπει καὶ ταλαντεύεται πρὸς τοὐναντίον*.

47) Suidas v. *ἀκμή· ὀξύτης, αὐτὴ ἡ ῥοπὴ τῆς τοῦ πράγματος ἐπιτάσεως*. Vgl. den Schluss der in der vorigen Anmerkung citirten Stelle des Plutarchus.

48) Il. *Κ*, 173 *νῦν γὰρ δὴ πάντεσσιν ἐπὶ ξυροῦ ἵσταται ἀκμῆς* | *ἢ μάλα λυγρὸς ὄλεθρος Ἀχαιοῖς ἠὲ βιῶναι*. Simon. epigr. 101 (Bergk) *ἀκμᾶς ἑστακυῖαν ἐπὶ ξυροῦ Ἑλλάδα πᾶσαν* | *ταῖς αὐτῶν ψυχαῖς κείμεθα ῥυσάμενοι*. Theogn. 557 (Bergk) *φράζεο· κίνδυνός τοι ἐπὶ ξυροῦ ἵσταται ἀκμῆς*. Herod. 6, 11 *ἐπὶ ξυροῦ γὰρ ἀκμῆς ἔχεται ἡμῖν τὰ πράγματα — ἢ εἶναι ἐλευθέροισιν ἢ δούλοισιν*.

49) Aelian. var. hist. 2, 10 *Τιμόθεον ἀκούω τὸν Κόνωνος, τὸν Ἀθηναίων στρατηγόν, ὅτε ἐν ἀκμῇ τῆς εὐτυχίας ἦν κ. τ. λ.*

gemeint, die Sophokles selbst innerhalb des Bildes jener sprichwörtlichen Redensart an einer Stelle der Antigone v. 996 *ξυρὸν τύχης*[50]) nennt: *φρόνει βεβὼς αὖ νῦν ἐπὶ ξυροῦ τύχης*, „bedenke, dass du jetzt auf der Schneide des Glückes stehst."

Der Sinn der Stelle ist also: „Uebermuth erzeugt den Tyrannen. Wenn der Uebermuth sich an Vielem eitel übersättigt hat, was nicht passend und auch nicht heilsam ist, so stürzt dieser, auf dem höchsten Gipfel schwindelnden Glückes angelangt, hinab in das unselige Verhängnis."

Ehe ich weiter gehe, mache ich darauf aufmerksam, dass diese Sentenz nicht blos in dem befangenen Sinne des Chores auf Iokaste, sondern eben so wohl im Sinne des die tragische Wirkung berechnenden Dichters und der weiterblickenden Zuschauer auf Oedipus passt, dass also wirklich auch in dem ganzen gewichtvollen Satze jene Doppelsinnigkeit besteht, welche wir bereits für die Worte *ὕβρις φυτεύει τύραννον* angenommen haben. Oedipus hat in der That vor der Katastrophe die *ἀκμὴ τῆς τύχης* erreicht und zwar hat er sie eben in seiner Eigenschaft als schrankenlos gebietender *τύραννος*[51]) erreicht, in einer Stellung, die nach den Erfahrungen der Griechen so leicht vom höchsten Glück in das tiefste Unglück umschlägt[52]). Er steht jetzt gerade so *ἐπὶ ξυροῦ τύχης*, wie Kreon in der Antigone, der gleichfalls in einer *παντελὴς μοναρχία* dahin gelangt war[53]). Und nun vergleiche man mit der in unserem Chorgesange allgemein ausgesprochenen Sentenz vom Sturze des auf schwindelnde Höhe gelangten Tyrannen die Worte des ersten nach erfolgtem Sturze des Oedipus gesungenen Chorliedes (v. 1186): „O Geschlechter der Menschen, wie achte ich Euer Leben einem Scheinleben gleich! Denn wer, wer geniesst mehr vom höchsten Glück, als dass er wähnt, es zu besitzen, um sofort aus seinem Wahne herabzustürzen?"[54]) Ist hier nicht eben so, wie in unserem Chorgesange der rasche Wechsel des Glückes und Unglückes im Leben des vermeintlich Ueberglücklichen geschildert? Entspricht nicht selbst der Ausdruck *ἀποκλῖναι*[55]) in der Wahl des Bildes dem *ὤρουσεν*? Der Chor fährt fort: „Dein Schicksal, unglücklicher

---

50) Denn mit *ἐπὶ ξυροῦ ἀκμῆς* ist völlig synonym *ἐπὶ ξυροῦ*; vgl. Aesch. Choeph. 871 *ἔοικε νῦν αὐτῆς ἐπὶ ξυροῦ πέλας | αὐχὴν πεσεῖσθαι πρὸς δίκης πεπληγμένος.* Eur. Herc. fur. 630 *ὧδ' ἔβητ' ἐπὶ ξυροῦ*; Theokr. 22, 4 *ὑμνέομεν καὶ δὶς καὶ τὸ τρίτον ἄρσενα τέκνα | κούρης Θεστιάδος, Λακεδαιμονίους δύ' ἀδελφούς, | ἀνθρώπων σωτῆρας ἐπὶ ξυροῦ ἤδη ἐόντων.*

51) Stellen dafür aus der Tragödie selbst zu verzeichnen ist unnöthig, da die ganze Anlage der Tragödie auf dieser Voraussetzung beruht.

52) Oedipus selbst kennt die Gefahr der *τυραννίς*, aber er hält die Tyrannis, die er selbst besitzt, für eine legitime *ἀρχή*, sieht die Gefahr daher auch nicht in der der *τυραννίς* innewohnenden *ὕβρις*, sondern in dem illegitimen Streben Anderer, s. v. 380 *ὦ πλοῦτε καὶ τυραννὶ καὶ τέχνη τέχνης | ὑπερφέρουσα τῷ πολυζήλῳ βίῳ, | ὅσος παρ' ὑμῖν ὁ φθόνος φυλάσσεται, | εἰ τῆσδέ γ' ἀρχῆς οὕνεχ', ἣν ἐμοὶ πόλις | δωρητόν, οὐκ αἰτητόν, εἰσεχείρισεν* κ. τ. λ.

53) Antig. 1163 *λαβών τε χώρας παντελῆ μοναρχίαν.* Vgl. 1169 *τύραννον σχῆμ' ἔχων.*

54) *ἰὼ γενεαὶ βροτῶν, | ὡς ὑμᾶς ἴσα καὶ τὸ μηδὲν ζώσας ἐναριθμῶ. | τίς γάρ, τίς ἀνὴρ πλέον | τᾶς εὐδαιμονίας φέρει, | ἢ τοσοῦτον, ὅσον δοκεῖν | καὶ δόξαντ' ἀποκλῖναι;*

55) Die Scholien erklären *ἀποκλῖναι* durch *ἐκπεσεῖν, πεσεῖν.*

Oedipus, Dein Schicksal als Beispiel vor Augen, preise ich keinen Sterblichen glücklich"[56]. Er nennt also den Oedipus geradezu ein Beispiel für jenen raschen Glückswechsel, den er in dem früheren Chorgesange mit so lebhaften Farben geschildert hatte, ohne zu ahnen, dass die Anwendbarkeit seiner Schilderung auf Oedipus sich so rasch herausstellen würde. Weiter heifst es in der Antistrophe jenes späteren Chorgesanges: „Er der mit überschwänglich glücklichem Schuss die höchste Glückseligkeit[57] errang, o Zeus, indem er die räuberische, räthselsingende Sphinx tödtete und als ein Hort meines Landes gegen die Todesnoth aufstand"[58]. Ist hier nicht Oedipus, der einen überglücklichen Schuss gethan, eben auch wieder geschildert als *ἀκρότατον ἀκμᾶς εἰσαναβάς*? Nicht ohne Grund hebt der Chor zuletzt den königlichen Namen und die königliche Macht des Oedipus hervor: „Daher wirst Du auch mein König genannt und erhieltest die gröfsten Ehrenbezeugungen, im mächtigen Theben herrschend"[59]. Denn gerade als *βασιλεύς*, was hier vollkommen gleichbedeutend mit *τύραννος*[60] zu nehmen ist, hatte Oedipus die höchste Glückseligkeit errungen. Auch in den Schlusstrochäen der Tragödie spricht der Chor den grausigen Umschwung im Schicksal des Oedipus auf eine an unseren Chorgesang erinnernde Weise aus[61].

In der That, es kann hiernach kein Zweifel sein, dass Sophokles die behandelten Worte unseres Chorgesanges dem Chore in der Absicht in den Mund gelegt habe, dass ihre Anwendbarkeit auf Oedipus von den Zuschauern erkannt werden sollte. Wenn dem nun so ist, so dürfen wir voraussetzen, dass in dem nun folgenden nichts vorkommt, was diesen Eindruck schwächen könnte. Das würde aber der Fall sein, wenn Sophokles hier irgend ein Lob des Oedipus oder einen Wunsch für Oedipus von dem Chore aussprechen liefse. Sophokles kann den Oedipus nicht

---

56) *τὸν σόν τοι παράδειγμ' ἔχων, | τὸν σὸν δαίμονα, τὸν σόν, ὦ τλάμων Οἰδιπόδα, βροτῶν | οὐδὲν μακαρίζω.*

57) Die höchste Vollkommenheit des Glückes ist es eben, in Folge deren nach griechischer Anschauung der Sturz in's Unglück eintritt, vgl. Antig. 613 *οὐδὲν ἕρπει | θνατῶν βιότῳ* *π α ν τ ε λ ὲ ς* *ἔκτος ἄτης*, wie ich in den Neuen Jahrbüchern für Philologie Bd. 75, S. 164—170 zu lesen vorgeschlagen habe und trotz der Gegenbemerkung von Bonitz, Beiträge zur Erklärung des Sophokles. Zweites Heft. Wien 1857, S. 67 festhalte. Derselbe Gedanke ist auch bei Aesch. Ag. 722 *παλαίφατος δ' ἐν βροτοῖς γέρων λόγος | τέτυκται, μέγαν τελεσθέντα φωτὸς ὄλβον | τεκνοῦσθαι μηδ' ἄπαιδα θνήσκειν· | ἐκ δ' ἀγαθᾶς τύχας γένει | βλαστάνειν ἀκόρεστον οἰζύν.*

58) *ὅστις καθ' ὑπερβολὰν | τοξεύσας ἐκράτησε τοῦ πάντ' εὐδαίμονος ὄλβου, | ὦ Ζεῦ, κατὰ μὲν φθίσας | τὰν γαμψώνυχα παρθένον | χρησμῳδόν, θανάτων δ' ἐμᾷ | χώρᾳ πύργος ἀνέστα.*

59) *ἐξ οὗ καὶ βασιλεὺς καλεῖ | ἐμὸς καὶ τὰ μέγιστ' ἐτιμάθης, ταῖς μεγάλαισιν ἐν | Θήβαισιν ἀνάσσων.*

60) Schol. Dind. zu 873 *ὑπερηφανία, καταφρόνησις αὐξάνει, ἐπαίρει ἐν ἑαυτῇ* *τ ὸ ν β α σ ι λ έ α* zur Umschreibung von *τύραννον*.

61) v. 1524 *ὦ πάτρας Θήβης ἔνοικοι, λεύσσετ' Οἰδίπους ὅδε, | ὃς τὰ κλείν' αἰνίγματ' ᾔδη καὶ κράτιστος ἦν ἀνήρ, | οὗ τίς οὐ ζήλῳ πολιτῶν ταῖς τύχαις ἐπέβλεπεν, |* *ε ἰ ς ὅ σ ο ν κ λ ύ δ ω ν α δ ε ι ν ῆ ς σ υ μ φ ο ρ ᾶ ς ἐ λ ή λ υ θ ε ν.*

loben lassen, weil er dadurch die Zuschauer irre machen würde an der Anwendbarkeit der eben vernommenen Worte auf Oedipus. Der Chor aber braucht seine Theilnahme für Oedipus nicht ausdrücklich zu bezeugen, weil er nur an Iokaste denkt und seinerseits mit den Worten Oedipus nicht gemeint hat und auch nicht gemeint haben kann [62]).

Dies allein spricht schon gegen drei der für den folgenden Satz: *το καλῶς δ' ἔχον πόλει πάλαισμα μήποτε λῦσαι θεὸν αἰτοῦμαι* aufgestellten Erklärungen, deren Unhaltbarkeit übrigens auch aus sprachlichen Gründen dargethan werden kann. So kann man unter dem für den Staat nützlichen *πάλαισμα* weder mit den jüngeren Scholien [63]), G. Hermann und Nauck die von Oedipus betriebene Aufsuchung des Mörders des Laios, noch mit Schneidewin den Sieg des Oedipus über die Sphinx [64]), noch mit Ellendt die Klugheit des Oedipus verstehen [65]). Denn alle drei Erklärungen berühren Dinge, die dem Oedipus zum Ruhme und zur Ehre gereichen. Die Erklärung der älteren Scholien [66]), nach denen *πάλαισμα* „das, wodurch der Staat

62) Der Chor könnte im Gegensatz zu dem Sturz des Tyrannen nur in dem Falle einen Wunsch für Oedipus aussprechen, wenn er selbst fühlte, dass seine Worte über die *ὕβρις* und den *τύραννος* auch auf Oedipus anwendbar wären. Dieser Fall ist aber wegen der Ergebenheit des Chors gegen Oedipus, den er noch viel später für schuldlos hält, unannehmbar.

63) Schol. Dind. zu v. 879 *πάλαισμα, ἤγουν τὴν ζήτησιν τοῦ φόνου τοῦ Λαΐου.* Indess entsteht die Frage: kann *πάλαισμα*, d. i. Kunstgriff beim Ringen, für eine verständliche Bezeichnung der Nachforschung des Mordes gelten? Und gesetzt sie wäre es, wie würde dann *μήποτε λῦσαι* zu fassen sein? Fasst man *λύειν*, wie es zunächst liegt, im Sinne von *finire*, beendigen, so entstände der Sinn: „Ich bitte den Gott, die Nachforschung des Mordes niemals zu beendigen," also gerade das Gegentheil von dem, was der Chor vernünftigerweise erflehen kann. Fasst man *λύειν* aber im Sinne von *evertere, ad irritum perducere*, „vereiteln," so entstände der Sinn: „Ich bitte den Gott, die Nachforschung des Mordes niemals zu vereiteln." Dass diesen Sinn Sophokles nicht gewollt haben kann, zeigt *μήποτε*. Denn, wenn man den Erfolg eines Unternehmens wünscht, so pflegt man wohl zu bitten, dass dieses Unternehmen nicht vereitelt werde, nicht aber, dass es nicht einstmals vereitelt werde. Eine solche Bitte würde ja eine lange Zeit bis zur Vollendung des Unternehmens, also wenigstens vorläufige Erfolglosigkeit voraussetzen.

64) Allerdings wird der Sieg des Oedipus über die Sphinx in unserer Tragödie mehrfach erwähnt, siehe v. 35. 506. 694. 1197. Aber ihn hier wiederzufinden ist sehr gewagt. Denn *πάλαισμα* konnte wohl den Kampf, nicht aber den Sieg bedeuten. Der Chor aber kann weder um die Nichtvernichtung des Kampfes noch des Sieges bitten. Denn der Kampf war ja durch den Tod der Sphinx beendet; und der Sieg könnte höchstens durch ein Wiederaufleben der Sphinx in Frage gestellt werden, woran aber weder Sophokles noch der Chor an unserer Stelle denken konnte. Es würde also nur übrig bleiben, dass man unter *πάλαισμα* „die glücklichen Folgen jenes siegreichen Kampfes" verstände. Es bedarf aber wohl kaum der Bemerkung, dass eine solche Metonymie die Grenzen der Verständlichkeit erheblich überschreiten würde.

65) Lexic. Sophokl. II, S. 483 *πάλαισμα consilium intelligo, quo regnum adeptus Oedipus est; cuius imperium cum salutare civibus fuerit, ut maneat, chorus precatur.* Die Uebertragung des Begriffes *πάλαισμα* auf einen Akt geistiger Gewandtheit würden wir gelten lassen, schon wegen der analogen Metapher des Substantivs *παλαιστής* in Soph. Phil. 431 *σοφὸς παλαιστὴς κεῖνος, ἀλλὰ χαὶ σοφαὶ | γνῶμαι, Φιλοκτῆτ', ἐμποδίζονται θαμά.* Immer aber würde *πάλαισμα* dem Begriffe eines Kunstgriffes entsprechend nur einen einmaligen Akt, nicht aber eine dauernde Eigenschaft bezeichnen.

66) Schol. Laur. zu v. 881 *Ἀξιῶ τὸν θεὸν μὴ λῦσαι τὸ συμφέρον τῇ πόλει, ἐξ οὗ κρατεῖ τῶν*

über seine Feinde siegt," also vermuthlich „kriegerische Tapferkeit" bedeuten soll, ist dagegen zu verwerfen, weil sie einen zu allgemeinen Gedanken gibt [67]), der eben so wenig, wie die zu speciellen der drei anderen Erklärungen, ein passendes Bindeglied zwischen der Schilderung vom Sturze des Tyrannen und der Verwünschung des Frevlers, die nachher folgt, abgibt. Wunder's [68]) Erklärung endlich, wonach *πάλαισμα* „der Kampf der Guten mit den Bösen für die göttlichen Gesetze" sein soll, ist unstatthaft, weil so viele Nebenbeziehungen in dem Worte *πάλαισμα* nicht liegen können [69]).

Die Fruchtlosigkeit der Bemühungen zur Erklärung des Wortes *πάλαισμα*, welches die Stelle in der That völlig dunkel macht [70]), macht es wahrscheinlich, dass wir in diesem Worte den Sitz einer Corruptel zu suchen haben. Eben darauf führt das Fehlen des Wortes *πάλαισμα* und seine Stellung vor *πόλει* in einigen Handschriften des Sophokles [71]) und des Suidas [72]), der auch diese Stelle citirt. Den Weg zur Emendation kann nur eine genaue Beachtung des Gedankenzusammenhanges zeigen.

ἀντιπάλων. Dies ist aus derselben Quelle, aus der Suidas geschöpft hat, welcher *πάλαισμα* nicht las und auch nicht erklärte. Er schreibt v. *Τὸ καλῶς ἔχον· τὸ συμφέρον. Οἰδιπούς· Τὸ καλῶς δ' ἔχον πόλει | μὴ λῦσαι θεὸν αἰτοῦμαι.* Die Triclinianischen Scholien haben jene Erklärung mit der der jüngeren Scholien dergestalt in Eins verarbeitet, dass sie unter *πάλαισμα* die Nachforschung nach dem dem Staate Heilsamen, und so denn auch beispielsweise nach dem Morde des Laios verstehen. Sie lauten (zu v. 873 S. 299 Dind.) *τὸ καλῶς δ' ἔχον πόλει πάλαισμα, ἤτοι τὴν περὶ τῶν συμφερόντων τῇ πόλει ἔρευναν, αἰτοῦμαι θεόν, ἤτοι τὸν Ἀπόλλω, μὴ λῦσαι, ἀλλ' ἀεὶ ποιεῖσθαι, καθάπερ καὶ νῦν ἐπὶ τῷ τοῦ Λαΐου φόνῳ.* Es versteht sich, dass *πάλαισμα* so wenig jene *ἔρευνα*, wie diese *ζήτησις* bedeuten kann, und dass die in Anm. 63 berührte Schwierigkeit wegen *λύειν* hier ebenfalls, und zwar offenkundig, vorliegt.

67) Auch Hartung, der sich der Erklärung des Scholiasten anschliefst, macht diese dadurch weder deutlicher noch annehmbarer, dass er in ihr hinter *συμφέρον* das Wort *πάλαισμα* einschiebt. Auch Dindorf stimmt dem Scholiasten ohne weitere Verdeutlichung zu. Neue scheint zu meinen, dass der Scholiast unter *πάλαισμα* den Kampf verstehe, aus dem das ganze menschliche Leben besteht. Denn er citirt Eur. Suppl. 549 *ἀλλ' ὦ μάταιοι, γνῶτε τἀνθρώπων κακά· | παλαισμα δ' ἡμῶν ὁ βιός· εὐτυχοῦσι δὲ | οἱ μὲν τάχ', οἱ δ' ἐσαῦθις οἱ δ' ἤδη βροτῶν.*

68) Zu v. 852 *ed. Wunder* „*quum contra dei auxilium implorandum sit, ut honestum certamen, quod pro legibus divinis ineatur a bonis cum improbis, numquam finiri patiatur.*"

69) Wunder denkt sich den Zusammenhang übrigens anders, als wir ihn, wenn wir diese Deutung gelten liefsen, formulieren würden, weil er das Vorhergehende auf das Streben nach Gewaltherrschaft von Seiten der Uebertreter der göttlichen Gesetze deutet. Auch verdirbt er seine Erklärung noch mehr dadurch, dass er, mit der Erklärung der jüngeren Scholien vermittelnd, meint, der Chor deute zugleich an: „*Apollinem se orare, ut investigationem interfectoris Lai, sui ipsius iussu susceptam, confici velit.*" Wie sich freilich jenes *numquam finiri* und dieses *confici* mit einander verträgt, hat er nicht gesagt.

70) Vgl. Bonitz in der Zeitschr. für österr. Gymn. 1857. S. 196, der gerade diese Stelle für völlig unverständlich erklärt.

71) Flor. Γ. hat *πάλαισμα πόλει* für *πόλει πάλαισμα* und Par. A. hat das im Texte ausgelassene *πόλει* am Rande zugefügt.

72) Sie haben v. *Τὸ καλῶς ἔχον* entweder: *τὸ καλῶς δ' ἔχον πάλαισμα τῃ πόλει* oder: *τὸ καλῶς δ' ἔχον πόλει* mit Auslassung von *πάλαισμα*.

Die Bitte des Chors ist durch *δέ* mit der Schilderung vom Sturze des Tyrannen verbunden; es lässt sich daher erwarten, dass der Inhalt der Bitte einen Gegensatz gegen die Vorstellung des die Gesetze verletzenden Tyrannen bilde. Auf die Bitte des Chors folgt aber asyndetisch das Gelöbnis: *θεὸν οὐ λήξω ποτὲ προστάταν ἴσχων*. Wir dürfen gerade wegen dieses Asyndetons bei der offenbar absichtlichen Wiederholung von *θεόν*[73]) und dem absichtlichen Anklange von *μήποτε λῦσαι* und *οὔποτε λήξω* einen innigen Causalnexus zwischen Bitte und Gelöbnis annehmen: „Erfülle meine Bitte, so werde ich nicht aufhören, mich unter göttliche Obhut zu stellen." Mit diesem Gelöbnis aber kehrt der Chor zu dem Gedanken zurück, von dem er in der Strophe ausgegangen war: „Möchte ich rein bleiben in der Beobachtung der göttlichen Gesetze." Denn dazu gehört als das erste das *θεοὺς σέβειν*[74]), welches durch *θεὸν προστάταν ἴσχων* umschrieben ist. In diesem Zusammenhange kann der Chor also nur um Aufrechterhaltung der göttlichen Gesetze bitten, welche der Tyrann aus *ὕβρις* überschreitet. Mit der Annahme, dass der Chor diese Bitte ausspreche und deren Erfüllung zur Bedingung seiner ferneren Ehrerbietung mache, stimmt es vortrefflich, dass der Chor in der folgenden Strophe die eben bedingungsweis angelobte Ehrerbietung gegen die Götter aufkündigt, wenn sie nicht seine weitere Bitte, den Verächter der göttlichen Gesetze zu bestrafen (*κακά νιν ἕλοιτο μοῖρα*) und dadurch die göttlichen Gesetze aufrecht zu halten, erhören würden.

Den als nothwendig erkannten Sinn erhält nun die Bitte des Chores, wenn wir mit leichter Veränderung des Wortes *πάλαισμα* schreiben: *τὸ καλῶς δ' ἔχον* | *πόλει νόμισμα μήποτε λῦσαι θεὸν αἰτοῦμαι*, „das dem Staate heilsame Sittengesetz niemals aufzuheben, darum bitte ich den Gott."

Paläographisch ist die Aenderung sehr leicht; denn die Corruptel erklärt sich durch eine Dittographie des Wortes *πόλει*[75]). Dem Staate heilsam[76]) nennt der Chor das ewige Sittengesetz, sofern er Repräsentant der thebanischen *πόλις* ist. Er nennt es so gerade im Gegensatz gegen die vorher erwähnte, jenes Gesetz verletzende *τυραννίς*, die dem Staate unheilbringend ist, eben weil ihre *ὕβρις* sich mit Vielem, was weder passend noch heilsam ist, übersättigt. Wie nah es der antiken Anschauung liegt, die Beobachtung und Verletzung der göttlichen Gesetze in ihren

---

73) Ohne Grund ist die Lesart dieses Verses verdächtigt von Wunder, der *τὸν ἐγὼ οὐ λήξω* lesen wollte. Mit der Wiederholung von *θεόν* bei dem Asyndeton vgl. die Wiederholung von *ὕβρις* v. 873. 874.

74) Xen. Mem. 4, 4, 19 *ἐγὼ μέν, ἔφη, θεοὺς οἶμαι τοὺς νόμους τούτους τοῖς ἀνθρώποις θεῖναι· καὶ γὰρ παρὰ πᾶσιν ἀνθρώποις πρῶτον νομίζεται θεοὺς σέβειν*.

75) Von einer ähnlichen Corruptel ist afficiert das unerklärliche *λύτηριον λύπημα* in Trach. 554, wofür G. Hermann *λυτήριον κήλημα* vermuthete. An unserer Stelle mag auch noch die Aehnlichkeit der Buchstaben *M* von *νόμισμα* und *ΛΛ* von *πάλαισμα* zur Beförderung der Dittographie mitgewirkt haben.

76) Der Ausdruck *καλῶς ἔχων* von einem Gesetze findet sich, wie hier von *νόμισμα*, so von *νόμος* beispielsweise auch in der Anm. 87 ausgeschriebenen Stelle des Dem. adv. Timokr. §. 212.

Folgen für den Staat aufzufassen, zeigt ausser andern Stellen verschiedener Schriftsteller [77]) auch eine andere Stelle des Sophokles. In der Antigone sagt der Chor v. 368: „Wer des Landes Gesetze und der Götter heiliges Recht achtet, ist grofs im Staate; dem Staate feind, wem Ungebühr aus Uebermuth beiwohnt“ [78]). Die Bitte entspricht ferner durch ihre Doppelsinnigkeit der Tendenz des ganzen Gesanges. Sie ist nicht blos gegen Iokaste gerichtet, wie der Chor meint, sondern sie passt im Sinne des Dichters und für die Zuschauer auch auf Oedipus, ohne dass der Chor es ahnt. Denn gerade Oedipus hat durch den Vatermord und die blutschänderische Verbindung mit Iokaste, wenn auch unbewusst, die göttlichen Gesetze verletzt. Gerade seine durch jene Vergehen erworbene *τυραννίς* hat sich dem Staate bereits als unheilbringend erwiesen, indem derselbe um des Oedipus willen mit der Pest heimgesucht ist.

Dass nun aber Sophokles die *νόμοι ὑψίποδες*, welche er sonst auch *θεῶν νόμοι* [79]), *δαιμόνων νόμοι* [80]), *μέγιστα νόμιμα* [81]), *νόμιμα θεῶν ἄγραπτα κἀσφαλῆ* [82]) nennt, mit dem Ausdrucke *νόμισμα* habe bezeichnen können, wird nicht leicht Jemand bezweifeln. Denn *νόμισμα* hat nicht blos die abgeleitete Bedeutung Münze, sondern es wird auch in seiner ursprünglichen Bedeutung *τὸ νόμιμον ἔθος* „der gesetzliche Brauch“ von Aeschylus [83]), Euripides [84]), Aristophanes [85]), ja von Sophokles selbst an noch einer andern Stelle in der Antigone [86]) gebraucht [87]). *Νόμισμα*

---

77) Vgl. z. B. Eur. Suppl. 308 mit Rücksicht auf das die Pflicht der Todtenbestattung auferlegende Gesetz: *ἄνδρας βιαίους καὶ κατείργοντας νεκροὺς | τάφου τε μοίρας καὶ κτερισμάτων λαχεῖν, | εἰς τήνδ' ἀνάγκην σῇ καταστῆσαι χερί, | νόμιμά τε πάσης συγχέοντας Ἑλλάδος | παῦσαι· τὸ γάρ τοι συνέχον ἀνθρώπων πόλεις | τοῦτ' ἐσθ' ὅταν τις τοὺς νόμους σώζῃ καλῶς.*

78) *νόμους τ' ἀείρων χθονὸς | θεῶν τ' ἔνορκον δίκαν | ὑψίπολις· ἄπολις, ὅτῳ τὸ μὴ καλὸν | ξύνεστι τόλμας χάριν.* Noch schlagender ist die Beweiskraft dieser Stelle für die Richtigkeit der Vermuthung *τὸ καλῶς δ' ἔχον πόλει νόμισμα*, wenn Sophokles in der Strophe die *νόμοι ὑψιπόλεις* nannte, wie in Anm. 4 vermuthet wurde. Auf jeden Fall ist der Dativ *πόλει* unverdächtig. Wenn er in Par. A. fehlt (Anm. 71), so scheint dies nur Folge der Verderbung von *νόμισμα* in *πάλαισμα* zu sein.

79) Aj. 1343 *οὐ γάρ τι τοῦτον, ἀλλὰ τοὺς θεῶν νόμους | φθείροις ἄν.*

80) Aj. 1130 *ἐγὼ γὰρ ἂν ψέξαιμι δαιμόνων νόμους;* Vgl. auch Eur. Suppl. 564.

81) Electr. 1095 *ἃ δὲ μέγιστ' ἔβλαστε νόμιμα, τῶνδε φερομέναν | ἄριστα τᾷ Ζηνὸς εὐσεβείᾳ.*

82) Antig. 453 *οὐδὲ σθένειν τοσοῦτον ᾤμην τὰ σὰ | κηρύγμαθ' ὡς τἄγραπτα κἀσφαλῆ θεῶν | νόμιμα δύνασθαι θνητὸν ὄνθ' ὑπερδραμεῖν.* Vgl. auch *νόμιμα θεῶν* bei Eur. Suppl. 19 und *τὸ πάντων νόμιμον* in der Anm. 6 citierten Stelle des Empedokles.

83) Sept. 251 *ὀλολυγμὸν ἱερὸν εὐμενῆ παιάνισον, | Ἑλληνικὸν νόμισμα θυστάδος βοῆς.* Pers. 858 *πρῶτα μὲν εὐδοκίμους στρατιὰς ἀπεφαινόμεθ', οἱ δὲ νομίσματα πύργινα πάντ' ἐπεύθυνον.*

84) Iphig. Taur. 1470 *καὶ πρίν γ' Ἀρείοις ἐν πάγοις ψήφους ἴσας | κρίνασ', Ὀρέστα· καὶ νόμισμ' ἔστω τόδε, | νικᾶν, ἰσήρεις ὅστις ἂν ψήφους λάβῃ.*

85) Nub 247 *ποιοὺς θεοὺς ὀμεῖ σύ; πρῶτον γὰρ θεοὶ | ἡμῖν νόμισμ' οὐκ ἔστι.* Daran schliefst sich dann ein auf der andern Bedeutung von *νόμισμα* beruhendes Wortspiel.

86) Antig. 295 *οὐδὲν γὰρ ἀνθρώποισιν, οἷον ἄργυρος, | κακὸν νόμισμ' ἔβλαστε.*

87) Freilich bezeichnet *νόμισμα* an den erwähnten Stellen nur eine einzelne gesetzliche Einrichtung, nicht, wie an unserer Stelle erforderlich ist, den Inbegriff gesetzlicher Einrichtungen. Indess kann

λύειν aber ist gerade so gesagt, wie das bekannte *νόμους λύειν*, „die Gesetze aufheben"[88]). Sophokles selbst sagt mit ähnlicher nur noch stärkerer Metapher in der Antigone[89]): „das Recht der Götter und ihre Gesetze zerreifsen" (*διασκεδαννύναι*)[90]).

Wenn wir nunmehr auf das zweite Strophenpaar eingehen [*]), so erkennen wir trotz aller Verderbnisse deutlich: ersten**s** eine Verwünschung des Verächters der göttlichen Gesetze; dann nach einer unklaren Stelle (v. 889—96) zweitens die

---

νόμισμα ohne Zweifel mit demselben Rechte collectiv gebraucht werden, wie *νόμος*, rücksichtlich dessen man vgl. Dionys. Hal. 3, 23 *καὶ ἔργῳ ἐπιχειρήσαντες ἀθεμίτῳ κρείττονα ποιῆσαι τοῦ θείου νόμου τὸν ἀνθρώπινον*. Evangel. Matth. 5, 17 *Μὴ νομίσητε, ὅτι ἦλθον καταλῦσαι τὸν νόμον ἢ τοὺς προφητάς· οὐκ ἦλθον καταλῦσαι ἀλλὰ πληρῶσαι.* Ja, *νόμισμα* ist wirklich collectiv gebraucht worden von Solon, der nach einer von Demosthenes erhaltenen Erzählung die *νόμοι τῆς πόλεως* geradezu *νόμισμα τῆς πόλεως* nannte. Freilich that er dies mit einem Wortspiele auf *νόμισμα*, Münze, das indess der Beweiskraft der Stelle keinen Eintrag thut, da Solon nur durch die wirklich vorhandene Bezeichnung der Gesetze als des *νόμισμα πόλεως* (der Gesetzesgewohnheit des Staates) an die Vergleichung der Gesetze mit den Münzen erinnert, nicht aber durch eine sonstige Aehnlichkeit der *νόμοι* mit Münzen zu einer sonst nicht üblichen vergleichsweisen Anwendung des Wortes *νόμισμα* auf die *νόμοι πόλεως* veranlasst werden konnte. Die Stelle findet sich bei Demosth. adv. Timokr. §. 212. 213 *Βούλομαι τοίνυν ὑμῖν κἀκεῖνο διηγήσασθαι, ὅ φασί ποτ' εἰπεῖν Σόλωνα κατηγοροῦντα νόμον τινὸς οὐκ ἐπιτήδειον θέντος. λέγεται γὰρ τοῖς δικασταῖς αὐτὸν εἰπεῖν, ἐπειδὴ τἆλλα κατηγόρησεν, ὅτι νόμος ἐστὶν ἁπάσαις, ὡς ἔπος εἰπεῖν, ταῖς πόλεσιν, ἐάν τις τὸ νόμισμα διαφθείρῃ, θάνατον τὴν ζημίαν εἶναι. ἐπερωτήσας δὲ, εἰ δίκαιος αὐτοῖς καὶ καλῶς ἔχων ὁ νόμος φαίνεται, ἐπειδὴ φῆσαι τοὺς δικαστάς, εἰπεῖν, ὅτι αὐτὸς ἡγεῖται ἀργύριον μὲν νόμισμ' εἶναι τῶν ἰδίων συναλλαγμάτων ἕνεκα τοῖς ἰδιώταις εὑρημένον, τοὺς δὲ νόμους ἡγοῖτο νόμισμα τῆς πόλεως εἶναι, δεῖν δὲ τοὺς δικαστὰς πολλῷ μᾶλλον, εἴ τις, ὃ τῆς πόλεώς ἐστι νόμισμα, τοῦτο διαφθείρει καὶ παράσημον εἰσφέρει, μισεῖν καὶ κολάζειν, ἢ εἴ τις ἐκεῖνο, ὃ τῶν ἰδιωτῶν ἐστίν.* — Im Chorgesange des Sophokles ist ohnehin jedes Missverständnis von *τὸ νόμισμα* unmöglich, da durch den Artikel das *νόμισμα* als bereits erwähnt bezeichnet wird, wodurch jeder sofort an die *νόμοι ὑψίποδες* oder *ὑψιπόλεις* der Strophe erinnert werden muss.

88) Herod. 3, 82 *χωρίς τε τούτου πατρίους νόμους μὴ λύειν.* Dem. Ol. 3, 12 *καὶ λύειν γε, ὦ ἄνδρες Ἀθηναῖοι, τοὺς νόμους δεῖ τούτους τοὺς αὐτοὺς ἀξιοῦν, οἵπερ καὶ τεθείκασιν.* Evangel. Matth. 5, 17 in Anm. 87.

89) v. 287 *δίκην τ' ἐκείνων καὶ νόμους διασκεδῶν.* Dasselbe Verbum in gleicher Metapher: Oed. C. 618 *χρόνος τεκνοῦται νύκτας ἡμέρας τ' ἰών, | ἐν αἷς τὰ νῦν ξύμφωνα δεξιάματα | δόρει διασκεδῶσιν ἐκ σμικροῦ λόγου.* Auch *ἐκλύειν* gebraucht Sophokles von der Aufhebung eines gleichsam gesetzlichen Tributes Oed. Tyr. 35 *ὅς γ' ἐξέλυσας, ἄστυ Καδμεῖον μολών, | σκληρᾶς ἀοιδοῦ δασμόν, ὃν παρείχομεν.*

90) Wenn übrigens nach unserer Textesveränderung die Bitte des Chores die Möglichkeit der Aufhebung der göttlichen Gesetze, welche die Menschen nicht in Vergessenheit begraben können, voraussetzt, so hat dies nichts Auffallendes; denn es wird ja nur die Möglichkeit einer Aufhebung durch die Götter selbst vorausgesetzt, und diese Voraussetzung stimmt genau mit der in dem zweiten Strophenpaare waltenden Voraussetzung, dass die Götter einen ihre Gesetze Verletzenden möglicherweise unbestraft lassen könnten. Vgl. auch Soph. Phil. 448, wo auf ähnliche Weise an der göttlichen Gerechtigkeit gezweifelt wird: *καί πως τὰ μὲν πανοῦργα καὶ παλιντριβῆ | χαίρουσ' ἀναστρέφοντες ἐξ Ἅιδου, τὰ δὲ | δίκαια καὶ τὰ χρήστ' ἀποστέλλουσ' ἀεί. | ποῦ χρὴ τίθεσθαι ταῦτα, ποῦ δ' αἰνεῖν, ὅταν | τὰ θεῖ' ἐπαινῶν τοὺς θεοὺς εὕρω κακούς.*

*) Das Folgende wurde nicht vorgetragen, sondern statt dessen nur die Textesänderungen bezeichnet, die im Folgenden begründet werden.

Aufkündigung der Orakelverehrung von Seiten des Chores, und wiederum nach einem nicht ganz klarer Satze (901. 2) drittens die Bitte, Zeus möge Acht haben, weil die Orakel und die Götterverehrung bereits vernachlässigt würden. Diese festen Puncte genügen zunächst, um zu erkennen, dass die Gedanken des zweiten Strophenpaares in innigster Beziehung zu denen des ersten stehen. Der Chor knüpft nämlich an die Bitte der ersten Antistrophe um Aufrechterhaltung der göttlichen Gesetze antithetisch die Bitte an, den Frevler an den göttlichen Gesetzen zu bestrafen. Diese Bestrafung ist ja eben ein Mittel zu der Aufrechterhaltung der Gesetze. Sodann spricht er, antithetisch zu dem früheren bedingten Gelöbnisse, die Drohung aus, dass er die göttlichen Gesetze nicht beobachten werde. Wir dürfen erwarten, dass auch diese Drohung nur bedingt [91]) ausgesprochen sei, bedingt durch die Voraussetzung, dass die Götter durch Nichtbestrafung des Frevlers die ewigen Gesetze selbst erschüttern könnten [92]). Zum Schluss wiederholt der Chor die am Ende des ersten Strophenpaares ausgesprochene Bitte um Aufrechterhaltung der göttlichen Gesetze in anderer Form und kehrt damit in völliger Abrundung des Gedankenganges zu der Stimmung zurück, in der er am Anfange des Gesanges gewünscht hatte, die göttlichen Gesetze stets zu beobachten.

Dieser Gedankenzusammenhang würde auch in seinem inneren Gefüge völlig befriedigen, wenn nicht die vorhin als unklar bezeichneten Stellen durch ihre Unverständlichkeit die Klarheit desselben verdunkelten.

In der zweiten Strophe liest man nämlich nur die ersten fünf Verse ohne Anstoſs [93]). Dass aber auf die in ihnen enthaltene kräftige Verwünschung *κακά νιν*

---

91) Diese hypothetische Drohung ist ja im Grunde nur eine nachdrückliche Vorhersagung des Verfalls der Ehrfurcht vor den Göttern. Aehnlich motivierte Vorhersagungen jenes Verfalls finden sich auch sonst bei Sophokles, z. B. rücksichtlich der Orakel, wie in der zweiten Antistrophe hier, so El. 499, wo die Vorhersagung in der Form einer hypothetischen Leugnung erscheint: *ἤτοι μαντεῖαι βροτῶν | οὐκ εἰσὶν ἐν δεινοῖς ὀνείροις οὐδ᾽ ἐν θεσφάτοις, | εἰ μὴ τόδε φάσμα νυκτὸς εὖ κατασχήσει.* Eine Voraussagung jenes Verfalles, motiviert mit der Straflosigkeit der Verbrechen, wie hier, so El. 244 *εἰ γὰρ ὁ μὲν θανὼν γᾶ τε καὶ οὐδὲν ὢν | κείσεται τάλας, | οἱ δὲ μὴ πάλιν | δώσουσ᾽ ἀντιφόνους δίκας, | ἔρροι τ᾽ ἂν αἰδὼς | ἁπάντων τ᾽ εὐσέβεια θνατῶν.* Damit stimmt der Schluss der Antistrophe *ἔρρει δὲ τὰ θεῖα.* Auch den Gedanken, dass man, wenn man im Verkehr mit Schlechten ungerecht leidet, nothwendig auch schlecht werde, spricht Sophokles aus El. 307 *ἐν οὖν τοιούτοις οὔτε σωφρονεῖν, φίλαι, | οὔτ᾽ εὐσεβεῖν πάρεστιν· ἀλλ᾽ ἐν τοῖς κακοῖς | πολλή ᾽στ᾽ ἀνάγκη κἀπιτηδεύειν κακά.*

92) Eben so äuſsert Zweifel an dem Vorhandensein der göttlichen Strafgerechtigkeit der Chor in Soph. El. 825 *ποῦ ποτε κεραυνοὶ Διὸς ἢ ποῦ φαέθων Ἅλιος, εἰ ταῦτ᾽ ἐφορῶντες | κρύπτουσιν ἕκηλοι;*

93) Nur bemerke ich, dass *δαιμόνων ἕδη* nicht als Tempel oder Orakelstätten gedeutet werden dürfen, wie Schneidewin zu v. 897 meinte. Allerdings liegt es nahe, wegen der v. 897 ff. erwähnten Orakelstätten daran zu denken, und auch Ruhnken hat in der Anm. zu *Timaei lexicon Platonicum p.* 93 *ἕδος τὸ ἄγαλμα, καὶ ὁ τόπος, ἐν ᾧ ἵδρυται,* die Bedeutung *templum* für unsere Stelle angenommen. Aber in den von Ruhnken hierfür aus älteren Schriftstellern angeführten Beispielen ist die Bedeutung von *simulacrum* nicht zu verkennen, und die Annahme der andern Bedeutung willkürlich. Ruhnken führt nämlich an Aesch. Pers. 398 *ἐλευθεροῦτε πατρίδ᾽, ἐλευθεροῦτε δὲ | παῖδας γυναῖκας θεῶν τε πα-*

ἕλοιτο μοῖρα [94]) mit den Worten εἰ μὴ τὸ κέρδος κερδανεῖ δικαίως eine nochmalige nachhinkende Protasis zu der Verwünschung eintritt, erregt Befremden. Freilich nehmen hieran weder die Scholien [95]) noch die neueren Interpreten [96]) Anstofs. Aber man wird bei Sophokles vergeblich nach einem ähnlichen Beispiele suchen [97]). Setzen wir indess den Fall, die drei Verse bildeten einen nochmaligen Vordersatz. In diesem Falle würde der erste Satz: „Wenn er nicht ehrlichen Gewinn suchen wird" sehr nichtssagend sein im Vergleich mit εἰ δέ τις ὑπέροπτα χερσὶ καὶ λόγοις πορεύεται. Dann ist unehrlichen Gewinn zu nehmen zwar verwerflich, aber nach griechischer Anschauung nicht ein Verstofs gegen die göttlichen Gesetze [98]). Der ganze dreiglie-

---

τρῴων ἕδη. Lyc. adv. Leocr. §. 1 κρίνω τὸν προδόντα αὐτῶν καὶ τοὺς νέως καὶ τὰ ἕδη καὶ τὰ τεμένη καὶ τὰς ἐν τοῖς νόμοις θυσίας. Eine von Ruhnken nicht angeführte Stelle aus Platons Phaedon 111 B ist aber deshalb nicht beweisend, weil die Lesart zwischen ἄλση und ἕδη schwankt. Sophokles selbst gebraucht das Wort ἕδη an einer andern Stelle unzweideutig im Sinne von *simulacrum*, nämlich in der Elektr. 1374 πατρῷα προσκύσανθ' ἕδη | θεῶν, ὅσοιπερ πρόπυλα ναίουσιν τάδε. Auch erklärt Triclinius das ἕδη unserer Stelle zu v. 883 als εἴδωλα τῶν δαιμόνων, ἤτοι τοὺς θεούς. Wir werden daher auch an unserer Stelle bei der Bedeutung *simulacrum* beharren. Ohnehin passt sie in den Gedankengang besser, als die andere. Denn da die in der Antistrophe in Aussicht gestellte Vernachlässigung der Orakelstätten nur eine einzelne Anwendung der Missachtung der Götter überhaupt ist, so ist es nicht allein nicht nöthig, dass gleich bei der Verwünschung des Frevlers seine Unehrerbietigkeit gegen die Orakelstätten erwähnt werde, sondern sogar wahrscheinlicher, dass zuerst allgemein die Unehrerbietigkeit gegen die Götter überhaupt verwünscht werde. — Da demnach δαιμόνων ἕδη vorzüglich passt, so sehe ich keinen Grund, von der Variante ἔθη Notiz zu nehmen, die sich in dem Citate unserer Stelle bei Suidas v. ὑπέροπτα bemerkt findet. Freilich könnte man die δαιμόνων νόμοι sehr wohl auch ἔθη, etwa παλαιὰ ἔθη (Isokr. 12, 169) nennen; aber δαιμόνων ἔθη wird man sie nicht nennen können. Dazu kommt, dass δαιμόνων ἔθη, im Sinne von δαιμόνων νόμοι genommen, nur eine Tautologie der beiden Ausdrücke Δίκας ἀφόβητος und οὐδὲ δαιμόνων ἔθη σέβων hervorbringen würde, während nach der recipirten Lesart unterschieden wird die Furcht vor dem göttlichen Rechte und die Ehrfurcht vor den Götterbildern, d. h. also Gerechtigkeit und Frömmigkeit.

94) Solon. 13, 27 (Bergk): αἰεὶ δ' οὔ ἑ λέληθε διαμπερές, ὅστις ἀλιτρὸν | θυμὸν ἔχει, πάντως δ' ἐς τέλος ἐξεφάνη. | ἀλλ' ὁ μὲν αὐτίκ' ἔτισεν, ὁ δ' ὕστερον· ἢν δὲ φύγωσιν | αὐτοί, μηδὲ θεῶν μοῖρ' ἐπιοῦσα κίχῃ, | ἤλυθε πάντως αὖθις· ἀναίτιοι ἔργα τίνουσιν | ἢ παῖδες τούτων ἢ γένος ἐξοπίσω.

95) Schol. Laur. zu v. 889 (ebenso Suidas v. ὑπέροπτα): Ὁ τοιοῦτος ἐν κακῇ εἴη μοίρᾳ, ὃς μὴ ἀφέξεται τῶν ἀσέπτων, ἢ ἕξεται τῶν ἀθίκτων, ὅ ἐστιν, ὧν οὐ χρὴ ἔχεσθαι. Schol. Dind. zu v. 887 ἕλοιτο] ἕλοι, ἤγουν κατάσχοι, αὐτὸν ἕνεκα δυστυχοῦς ὑπερηφανίας, εἰ μὴ τὸ ἀξίωμα τῆς βασιλείας διοικήσει δικαίως, καὶ εἰ μή, ἀπὸ κοινοῦ, ἕρξεται, ἤγουν ἀφέξεται, κωλυθήσεται τῶν ἀσεβῶν ἐγχειρημάτων, ἢ εἰ τῶν ἀψαύστων, ἤγουν τῶν θείων, ἅψεται ματαιοπονῶν, ματαιάζων.

96) Namentlich Elmsley, Hermann, Neue, Dindorf, Wunder, Schneidewin und Nauck.

97) Von den Beispielen, mit denen Schneidewin diese Construction belegen wollte, hat Nauck bereits zwei (Aj. 841. 769) als ungeeignet weggelassen; aber auch die von Nauck beibehaltenen (Oed. Tyr. 166. 338. El. 572) beweisen nur die Möglichkeit, dass Ein und derselbe Gedanke doppelt ausgesprochen werden kann, unter anderem auch in einer doppelten Apodosis, nicht aber liefern sie Fälle der Wiederholung desselben Gedankens in doppelter Protasis.

98) Die Volksmoral billigt bekanntlich κέρδη δίκαια κἄδικα; doch liefse sich dieser, Schneidewin nicht entgangene, Abfall von der Volksmoral durch Hinweisung auf den reineren sittlichen Standpunct des Chores allenfalls rechtfertigen. Bedenklicher ist das Nichtssagende des Gedankens. Schneidewin, der zur Erläuterung hinzufügt: „wie Laios und Iokaste ihrem Vortheil durch unrechtes Handeln

derige Vordersatz würde aber noch an einem andern Uebelstande leiden. Entweder muss man nämlich, um dem dritten Gliede einen passenden Sinn abzugewinnen, das *μή* von *εἰ μή* nur zu den beiden ersten Gliedern ziehen mit den Scholien[99]) und den meisten Interpreten[100]). Es heifst dann das dritte Glied: „oder wenn er in eitler Vermessenheit Unantastbares antasten wird“[101]). Aber schon G. Hermann verlangte entschieden und mit Recht, dass man das *μή* zu allen drei Gliedern ziehen müsse[102]). — Oder man muss, wenn man *μή* auch zum dritten Gliede zieht, mit G. Hermann das in diesem stehende *ἕξεται* als *ἀφέξεται* deuten, damit der Sinn entsteht: „oder wenn er nicht in seiner eiteln Vermessenheit des Unantastbaren sich enthalten wird.“ Aber diese Auffassung von *ἕξεται* ist gegen den Sprachgebrauch[103]).

Diesen Schwierigkeiten können wir zu entgehen hoffen, wenn wir die dreigliederige Protasis zur folgenden Frage ziehen. Dies erfordert die unverkennbare Concinnität des in dem zweiten Strophenpaare bis zur Schlussbitte herrschenden Satzbaues. Denn nicht nur die Verwünschung, sondern auch die auf die nächste Frage folgende, durch *γάρ* eingeleitete Frage wird durch eine conditionale Protasis einge-

---

nachgiengen,“ ist offenbar bemüht, in die Worte mehr hineinzutragen, als in ihnen liegt; eben so die jüngeren Scholien (Anm. 95) mit ihrem *εἰ μὴ τὸ ἀξίωμα τῆς βασιλείας διοικήσει δικαίως*.

99) Siehe Anm. 95 und 103.

100) Mit Elmsley, Neue, Dindorf, Schneidewin und Nauck. Neue schlug geradezu vor, im dritten Gliede *ἢ εἰ* zu schreiben.

101) Diese ganze Annahme wird durch eine spitzfindige Erklärung Dindorf's, welcher Schneidewin und Nauck beitreten, nicht wahrscheinlicher. Man meint nämlich, dass die Protasis in der Weise zweigliederig sei, dass die beiden ersten Glieder zusammen Ein Glied bildeten. Dieses vermeintliche erste mit *εἰ μή* eingeleitete Glied (*εἰ μὴ κερδανεῖ καὶ μὴ ἕρξεται*) soll, so meint man weiter, den vorhergehenden Ausdruck *Δίκας ἀφόβητος* ausführen; das zweite mit *εἰ* eingeleitete Glied dagegen (*ἢ εἰ τῶν ἀθίκτων ἕξεται*) soll zur Ausführung von *οὐδὲ δαιμόνων ἕδη σέβων* dienen, vermuthlich weil man bei *ἕδη* an Orakelstätten dachte, und sah, dass die delphische Orakelstätte v. 898 *ἄθικτος γᾶς ὀμφαλός* genannt werde. Aber diese Bezugnahme auf die Protasis der Verwünschung, und die ihr entsprechende Vertheilung der Glieder der vermeintlichen zweiten Protasis ist offenbar willkürlich. Denn derjenige, welcher das Unantastbare antastet, ist eben so sehr *Δίκας ἀφόβητος* wie die andern, und derjenige, der nicht *ἀσέπτων ἕρξεται*, hat eben so wenig Scheu vor den *ἕδη θεῶν*, wie der, welcher *ἀθίκτων ἕξεται*. Schon der Wechsel zwischen *καί* und *ἤ* macht das Gegentheil der Dindorf'schen Vertheilung wahrscheinlich, dass nämlich die beiden letzten durch *ἤ* getrennten Glieder als Ein Glied anzusehen seien (s. Anm. 139).

102) Zu v. 890 *ed. Herm.*: „*Perobscure, ne dicam inepte, loquutus esset poeta, si ad ἢ τῶν ἀθίκτων ἕξεται noluisset particulam μή referri, quod ita demum consequutus esset, si pro ἤ dixisset ἀλλά.*“

103) So mit Hermann auch Erfurdt und Ellendt. Aber schon die Scholien fassen *ἕξεται* als „berühren“ oder „trachten,“ vgl. Anm. 95 und Schol. Laur. zu v. 891 *Ματάζων*] *Ματαιοφρονῶν· Ἕξεται δὲ ἀντὶ τοῦ ἐπιθυμήσει τῶν ἀσέπτων καὶ ἀθίκτων*. Elmsley vermuthete deshalb, freilich unnöthig und unpassend, *θίξεται*. Mit den Scholien stimmt aber der Sprachgebrauch des Sophokles überein, bei dem sich für *ἔχεσθαι* wohl die Bedeutung *tangere, sectari*, nicht aber die damit unverträgliche, weil diametral entgegengesetzte, *abstinere*, nachweisen lässt. Vgl. Oed. Col. 423 *τῆσδε τῆς μάχης πέρι,* | *ἧς νῦν ἔχονται κἀπαναίρονται δόρυ*. Creusa fragm. 327 (Nauck) *καὶ μήτε θαυμάσῃς με τοῦ κέρδους, ἄναξ,* | *ὧδ' ἀντέχεσθαι· καὶ γὰρ οἳ μακρὸν βίον* | *θνητῶν ἔχουσι, τοῦ γε κερδαίνειν ὅμως* | *ἄπριξ ἔχονται*. Aethiop. fragm. 25 (Nauck) *σὺ δ' αὐτὸς ὥσπερ οἱ σοφοὶ τὰ μὲν* | *δίκαι' ἐπαίνει, τοῦ δὲ κερδαίνειν ἔχου*.

leitet: *εἰ γὰρ αἱ τοιαίδε πράξεις τίμιαι, τί δεῖ με χορεύειν;* Und eben so wird die dann folgende Drohung *οὐκ ἔτι τὸν ἄθικτον εἶμι γᾶς ἐπ' ὀμφαλὸν σέβων* von einer conditionalen Protasis abhängig gemacht: *εἰ μὴ τάδε χειρόδεικτα πᾶσιν ἁρμόσει βροτοῖς.* Ich war zu dieser Erwägung und den auf sie sich stützenden Folgerungen bereits gelangt [104]), als ich zu meiner Freude sah, dass auch Suidas in zwei Citaten und Triclinius [105]) durch seine Erklärung die Protasis mit der Frage verbinden. Dass Triclinius dies thut, scheint von den neueren Interpreten übersehen zu sein, weil die Worte des Triclinius falsch interpungiert werden. Eine noch gewichtigere Unterstützung erhält mein Vorschlag dadurch, dass auch Bergk die Nothwendigkeit dieser Construction erkannt hat [106]). In den weiter daraus sich ergebenden Folgerungen schlagen übrigens Triclinius und Bergk wiederum andere Wege ein, als ich.

Gehört nun die Protasis zur Frage, *τίς ἔτι ποτ' ἐν τοῖσδ' ἀνὴρ θυμῷ βέλη ἔρξεται ψυχᾶς ἀμύνειν*, so entsteht für die Interpretation der Protasis die Schwierigkeit, dass der Sinn der Frage selbst unklar und höchst streitig ist. Wäre er klar, so könnten wir mit Sicherheit auf den nothwendigen Sinn der Protasis schliefsen, wie wir umgekehrt, wenn der Sinn der Protasis klar wäre, mit Evidenz auf den nothwendigen Sinn der durch sie bedingten Frage schliefsen könnten. So gleicht unsere

---

104) Das Asyndeton zwischen der Verwünschung und der Protasis des neuen Satzes hat in dem Falle keinen Anstand (vgl. Anm. 32), wenn, wie wir hier nur voraussetzen dürfen, aber später (Anm. 137) zeigen werden, die von jener Protasis eingeleitete Frage in einem auch ohne Verbindungspartikel erkennbaren Zusammenhange mit der Verwünschung des Gottlosen steht.

105) Suidas V. *κέρδος αἰσχύνης ἄμεινον* schreibt v. 889—894 im Zusammenhange, freilich mit der nichtsnutzigen Variante *ματαίων δὲ* für *ματᾴζων*, die indess zeigt, dass der, welcher so las, die Protasis von der Frage nicht trennte. V. *ὑπέροπτα*, wo er den Anfang der Strophe citiert, hält er bei *χλιδᾶς* inne, fügt aber freilich die Interpretation der älteren Scholien hinzu, welche auch die folgende Protasis mit umfasst (Anm. 95). Dass Triclinius die Protasis zur folgenden Frage ziehe, folgt aus der Art, wie er das erste Glied der Protasis interpretirt (Anm. 109), welche mit der Beziehung der Protasis auf die Verwünschung unverträglich ist (Anm. 108). Dindorf hat dies übersehen und fälschlicher Weise in der Erklärung des Triclinius kein Interpunctionszeichen vor *εἰ μὴ κερδανεῖ*, dagegen einen Punct vor *τίς ἄρα ἀνήρ* gesetzt. Die ganze Stelle lautet mit berichtigter Interpunction folgendermafsen zu v. 883 *εἰ δέ τις πορεύεται ......, ἕλοιτο καὶ λάβοι νιν καὶ αὐτὸν κακὴ μοῖρα καὶ τύχη, χάριν καὶ ἕνεκα τῆς τρυφῆς καὶ τῆς ὑπεροψίας, ἣν πρὸς τοὺς θεοὺς ἔχει, τῆς δυσπότμου καὶ δυστυχοῦς (μέγιστον γὰρ ἀτύχημα ἡ ἀσέβεια). εἰ μὴ κερδανεῖ δικαίως τὸ κέρδος, ἤγουν ἐὰν μὴ τὰ τῆς ὑπεροψίας ἆθλα δικαίως λάβῃ τιμωρηθείς, καὶ ἔρξεται καὶ κωλυθῇ τῶν ἀσέπτων καὶ ἀσεβῶν ἐγχειρημάτων, ἢ ἔρξεται καὶ κωλυθῇ πάλιν τῶν ἀθίκτων καὶ ἀπροσψαύστων, καὶ ὧν οὐδεὶς ἅπτεται ἀσεβῶς ἐγχειρημάτων, ματάζων καὶ ματαιοποιῶν* (vielleicht *ματαιοπονῶν* vgl. schol. in Anm. 95 und Anm. 127), *τίς ἄρα ἀνὴρ ἔτι καὶ εἰς τὸ ἑξῆς ἐν τοῖσδε, ἤγουν ἐν τῷ μὴ τιμωρεῖσθαι τοὺς κακούς, ἔρξεται καὶ κωλυθήσεται, τῆς κακίας δηλονότι κ. τ. λ.* Auch das in der Frage hinzugefügte *ἄρα* und die bei der Interpretation der Frage wie bei der der beiden letzten Glieder des Vordersatzes gleichmäfsig angewendete Umschreibung durch *ἔρξεται καὶ κωλυθῇ, ἔρξεται καὶ κωλυθήσεται*, so unberechtigt sie im dritten Gliede der Protasis und in der Frage ist, spricht für die Annahme, dass Triclinius die dreigliederige Protasis zur Frage bezog.

106) a. a. O. S. XLIX.

Lage auf den ersten Blick der verzweifelten Lage eines Mathematikers, der zwei unbekannte Gröfsen aus E i n e r Gleichung finden soll. Indess passt dieser hoffnungslose Vergleich glücklicherweise nicht ganz. Denn die Möglichkeiten des Sinnes jener Frage sind eng genug begrenzt, um aus ihm, auch wenn man ihm den denkbar weitesten Umfang gibt, Rückschlüsse auf den Sinn der Protasis zu gestatten. Sie sind begrenzt theils durch die früher festgestellten festen Puncte des Gedankenzusammenhanges des zweiten Strophenpaares, theils und zwar insbesondere durch den Sinn der jene unklare Frage erläuternden, augenscheinlich unwilligen Frage: *εἰ γὰρ αἱ τοιαίδε πράξεις τίμιαι, τί δεῖ με χορεύειν;* Der Chor kann offenbar nur eine gleichfalls unwillige Frage aufwerfen, und sein Unwille kann sich eben auch nur auf die Nichtbestrafung des Gottlosen beziehen. Wir werden also in der dreigliederigen Protasis Variationen d e s Gedankens erwarten dürfen: „Wenn er, nämlich der in der Verwünschung bezeichnete Frevler, nicht bestraft werden wird.“

Diesen Sinn hat nun das erste Glied ganz deutlich, sobald man die Redensart *τὸ κέρδος κερδαίνειν δικαίως* ironisch [107]) fasst: „Wenn er nicht seinen gebührenden Lohn nach Recht erhält“ [108]). In dieser ironischen, der Sophokleischen Ausdrucksweise völlig angemessenen, auch durch den Artikel *τό* nahegelegten Fassung bin ich mit Triclinius [109]) und Bergk [110]) in Uebereinstimmung.

Auch das zweite Glied enthält diesen Gedanken, sobald man *ἕρξεται* nicht medial, sondern passiv fasst. *Καὶ εἰ μὴ τῶν ἀσέπτων ἕρξεται* heifst dann: „und wenn er nicht von unfrommen Handlungen abgehalten werden wird“ [111]), wobei sich das Mittel: „durch Strafe“ in diesem Zusammenhange von selbst versteht.

---

107) Sophokles liebt sogar, wie auch andere Schriftsteller, die ironische Anwendung des Begriffes *κέρδος*, vgl. Antig. 326 *τὰ δειλὰ κέρδη πημονὰς ἐργάζεται.* Antig. 310 *ἵν' εἰδότες τὸ κέρδος ἔνθεν οἰστέον | τὸ λοιπὸν ἁρπάζητε, καὶ μάθηθ' ὅτι | οὐκ ἐξ ἅπαντος δεῖ τὸ κερδαίνειν φιλεῖν.*

108) Je significanter diese Erklärung im Vergleiche mit dem matten Sinne ist, den die Worte als Protasis der Verwünschung haben müssten (s. Anm. 98), um so gerechtfertigter erscheint nachträglich die Trennung der zweiten Protasis von der Verwünschung, zu der sie in jenem ironischen Sinne nicht passt, weil der Gedanke entstehen würde: „Die Strafe ereile ihn, wenn er nicht die gerechte Strafe erhält.“ Bei unserer Deutung correspondiert die zweite Protasis ganz mit der negativen Protasis in der Antistrophe: *εἰ μὴ τάδε χειρόδεικτα πᾶσιν ἁρμόσει βροτοῖς* und mit der denselben Gedanken in positiver Form enthaltenden Protasis der erläuternden Frage: *εἰ γὰρ αἱ τοιαίδε πράξεις τίμιαι.*

109) *ἐὰν μὴ τὰ τῆς ὑπεροψίας ἆθλα δικαίως λάβῃ τιμωρηθείς* s. Anm. 105.

110) a. a. O.: „*nisi dignum pro facinore praemium, i. e. p o e n a m, accipiet*“

111) In diesem Sinne, der allenfalls auch auf die Beziehung der Protasis zur Verwünschung passt, fassen es sowohl diejenigen, welche die Protasis zur Verwünschung ziehen (Schol. Laur. *ἀφέξεται*, Schol. Dind. *ἀφέξεται, κωλυθήσεται* s Anm. 95), als auch Triclinius (*ἕρξεται καὶ κωλυθῇ* s. Anm. 105). Nur Wunder sagt, verleitet durch das *ἀφέξεται* der Schol. Laur., nicht *arcebitur*, sondern *abstinebit.* Dieses wäre allerdings bei der Beziehung der Protasis auf die Verwünschung zulässig. Bei der Beziehung aber auf die folgende Frage ist es unzulässig. Denn es handelt sich bei der Voraussetzung des Chores nicht um ein freiwilliges Enthalten, sondern um ein gezwungenes Abgehaltenwerden. Es bedarf übrigens kaum der Erinnerung, dass die passive Auffassung des medialen Futurums *ἕρξεται* durch viele Analogien medialer Futura bei Sophokles gesichert ist.

Bei dem dritten Gliede dagegen entsteht von Neuem die Schwierigkeit, dass *μή* nicht ergänzt werden zu dürfen scheint, sobald man *ἕξεται*, wie man muss, im Sinne von *tanget*, *sectabitur* nimmt. Denn der Gedanke: „Wenn er nicht in eitlem Streben Unantastbares antasten wird" enthält nichts von Straflosigkeit. Wenn man aber auch die unwahrscheinliche Möglichkeit versuchen wollte, das *μή* nicht zum dritten Gliede zu beziehen, so enthält der Gedanke: „Wenn er in eitlem Streben Unantastbares antasten wird" gleichfalls nichts von Straflosigkeit. Der Satz scheint also in beiden Fällen nicht Vordersatz einer über die Straflosigkeit unwilligen Frage sein zu können. Er muss also entweder corrupt sein oder noch eine andere Erklärung zulassen.

Hier nun scheiden sich meine Wege von denen des Triclinius und Bergk. Triclinius liest nämlich auch im dritten Gliede ohne alle Wahrscheinlichkeit *ἕρξεται*, wodurch zwar jene Schwierigkeit scheinbar beseitigt wird, aber die eben so grofse einer unerträglichen Tautologie des dritten und zweiten Gliedes entsteht [112]). Bergk umgeht jene Schwierigkeit und diese Tautologie durch das gewaltsame, kritisch nicht gerechtfertigte Mittel, die beiden letzten Glieder der Protasis zu Einem zu verschmelzen: *καὶ τῶν ἀθίκτων ἕρξεται ματᾴζων* [113]). Auch Nauck stimmt diesem Wagnisse bei, nur dass er *ἕξεται* statt *ἕρξεται* beibehält, indem er die Protasis fälschlich zur Verwünschung bezieht [114]). Das Verfahren beider ist schon deshalb zu

---

112) Sie liegt in der Paraphrase des Triclinius nackt vor: *καὶ ἕρξεται καὶ κωλυθῇ τῶν ἀσέπτων καὶ ἀσεβῶν ἐγχειρημάτων, ἢ ἕρξεται καὶ κωλυθῇ πάλιν τῶν ἀθίκτων καὶ ἀπροσψαύστων, καὶ ὧν οὐδεὶς ἅπτεται, ἀσεβῶν ἐγχειρημάτων* (Anm. 105).

113) Bergk constituiert a. a. O. S. XLIX. die Protasis nebst der Frage in folgender Weise: *εἰ μὴ τὸ κέρδος κερδανεῖ δικαίως | καὶ τῶν ἀθίκτων ἕρξεται ματᾴζων, | τίς ἔτι ποτ' ἐν τοῖσδ' ἀνὴρ θυμοῦ βέλη | ἕξεται ψυχᾶς ἀμύνειν;* Allerdings könnte *ἀσέπτων* des zweiten Gliedes ein Glossem zu *ἀθίκτων* sein, aber in diesem Falle würde man eher *ἀσεβῶν*, als das dichterische, durch *ἀσεβῶν* selbst wieder erklärte (Triclin. in Anm. 112) *ἀσέπτων* erwarten. Ferner erklärt der Schol. Laur. zu 889 allerdings nur zwei Glieder (Anm. 95); aber dies sind gerade die beiden letzten, während er das erste in der Interpretation unberücksichtigt lässt. Endlich ist es allerdings wahrscheinlich, dass eine der drei Formen *ἕρξεται* v. 890, *ἕξεται* v. 891, *ἕρξεται* v. 894 mit Unrecht im Texte steht. Aber wir werden sehen, dass der überwiegende Verdacht auf das *ἕρξεται* von v. 894 fällt, welches nicht einmal Bergk selbst unverändert gebrauchen konnte, sondern durch das, dort übrigens gleichfalls unhaltbare *ἕξεται* ersetzt hat.

114) Im kritischen Anhange zu Schneidewin's Ausgabe constituiert Nauck die Stelle so: *εἰ μὴ τὸ κέρδος κερδανεῖ δικαίως, | καὶ τῶν ἀθίκτων ἕξεται ματᾴζων. | τίς ἔτι ποτ' ἐν τοῖσδ' ἀνὴρ θυμῶν βέλη | εὔξεται ψυχᾶς ἀμύνειν;* Er konnte das für Bergk unbrauchbare *ἕξεται* des zweiten Gliedes behalten, weil er die Protasis zur Verwünschung bezog. In diesem Falle müsste nämlich zum zweiten Gliede *εἰ* und nicht *εἰ μὴ* ergänzt werden, was allerdings bei zweigliederiger Protasis möglich wäre. Nauck beseitigt also durch seine Constitution die früher wegen der Unmöglichkeit, *μή* zu dem Gliede der Protasis, welches *ἕξεται* enthält, zu ziehen, entspringende Schwierigkeit der Verbindung der Protasis mit der Verwünschung (S. 43). Indessen wird dadurch weder diese Verbindung wahrscheinlicher, noch umgekehrt durch die Möglichkeit der Aufrechterhaltung dieser Verbindung die Zusammenziehung dreier Verse in zwei minder gewagt. — Nauck verändert übrigens in der Frage *ἕρξεται* in *εὔξεται*, dessen Unhaltbarkeit wir gleichfalls sehen werden.

verwerfen, weil es noch gewaltsamere Aenderungen in den gänzlich unverdächtigen Versen der Antistrophe nach sich zieht [115]).

Ich bin der Meinung, dass hier nichts corrupt ist, sondern dass die Schwierigkeit aus dem Verkennen der wahren Bedeutung des Participiums *ματᾴζων* [116]) entspringt.

Man nahm dasselbe im Sinne von „thöricht oder vermessen denkend oder handelnd“ [117]). Allerdings konnte man sich dafür sowohl auf die alten Erklärer [118]) als auch auf Beispiele bei andern Schriftstellern [119]) berufen. Nun aber haben die mit *ματᾴζω* verwandten Wörter zwar einerseits die subjective Bedeutung des thörichten, vermessenen Treibens (*temere*), andererseits aber auch die objective der Erfolglosigkeit und des erfolglosen Handelns (*frustra*). Wir finden sie neben der andern in *μάταιος* [120]), über die andere überwiegend im Adverbium *μάτην* [121]) und vornehmlich

---

115) Bergk schlug für die Antistrophe vor: *Ἀλλ' ὦ κρατύνων, εἴπερ ὀρθ' ἀκούεις,* | *Ζεῦ* [*πάντ' ἀνάσσων*] *μὴ λάθοι σὲ σάν τ'* | [*ἀθάνατον*] *ἐς αἰὲν ἀρχάν.* Abgesehen also von der Aenderung *σὲ σάν τ' ἐσαιὲν* für *σὲ τάν τε σάν — αἰὲν* wirft er zwei unverdächtige, wichtige Begriffe heraus. Nauck modificiert auch hier Bergk's Vorschläge, indem er schreibt: *Ζεῦ μὴ λάθοι τὰν σὰν ἐς αἰὲν ἀρχάν* (was eben so gewagt ist) und dem ausgeworfenen *πάντ' ἀνάσσων* an einer andern Stelle zu seinem Rechte verhilft: *φθίνοντα γάρ, πάντ' ἀνάσσων,* | *Λαΐου θέσφατ' ἐξαιροῦσιν ἤδη.* Dass aber auch diese Stelle der Antistrophe keine so bedeutende, durch *πάντ' ἀνάσσων* auszufüllende Lücke enthält, werden wir unten sehen.

116) Für corrupt darf man dieses nicht halten, wenn auch Suidas v. *κέρδος* dafür liest: *καὶ τῶν ἀθίκτων ἕξεται· ματαίων δὲ* | *τίς ἔτι ποτ' ἐν τοῖσδ' ἀνὴρ θυμῷ βέλη* | *ἔρξεται ψυχᾶς ἀμύνειν.* Wollte man sich aber durch die Interpunction vor *ματαίων δέ* verleiten lassen, *ματᾴζων* zur Frage zu ziehen, so wäre damit für die Interpretation von *ἢ τῶν ἀθίκτων ἕξεται* nichts gewonnen, eben so wenig wie die Frage selbst dadurch klarer werden würde.

117) Wunder: *impie faciens sive plenus impietatis.* Dindorf: *Est igitur ἕξεται ματάζων idem quod ἕξεται ματαίαις χερσίν, quemadmodum ψαύω ματαίαις χερσί* Soph. Trach. 565.

118) Schol. Laur. zu v. 891 *Ματάζων*] *ματαιοφρονῶν.* Suidas v. *ματᾴζων, ματαίως ζῶν, ματαίως φρονῶν.* Triclinius (s. Anm. 105) *ματαιοποιῶν.*

119) *Ματᾴζω* ist bekanntlich aus *ματαΐζω* durch Contraction entstanden, s. Herodian. *περὶ μονήρους λέξεως* 23 und Pierson zu Moeris p. 70 f. Dieses *ματαΐζω* findet sich in der Bedeutung: „sich thöricht, unverständig benehmen“ bei Herod. 2, 162 *ὡς δὲ ἀπικόμενος ὁ Πατάρβημις τὸν Ἄμασιν ἐκάλεε, ὁ Ἄμασις (ἔτυχε γὰρ ἐπ' ἵππου κατήμενος), ἐπαείρας ἀπεματάισε καὶ τοῦτό μιν ἐκέλευε Ἀπρίῃ ἀπάγειν* (Euphemismus für *sublato crure pepedit*). Ios. bell. Iud. 6, 2, 10 *αὐτὸν ἀνασκιρτῶντα καὶ ματαΐζοντα Πρίσκος τις ἑκατοντάρχης τοξεύσας διήλασε βέλει.* Auch *ματαιάζω* lässt sich vergleichen (Flor. Γ liest an unserer Stelle *ματαιάζων* offenbar als Erklärung von *ματᾴζων* s. Schol. Dind. in Anm. 95 und Eustath. in Anm. 126), bei Lucian. de luctu 16 *καὶ τὸν πατέρα παῦσαι ματαιάζοντα* (*vanas querelas fundentem*).

120) Vgl. Soph. Trach. 863 *πότερον ἐγὼ μάταιος, ἢ κλύω τινὸς* | *οἴκτου δι' οἴκων ἀρτίως ὁρμωμένου;* Plato Timaeus 40 D *τὸ λέγειν ἄνευ διόψεως τούτων αὖ τῶν μιμημάτων μάταιος ἂν εἴη πόνος.* Plato Leg. II, 654 E *εἰ δὲ ταῦθ' ἡμᾶς διαφυγόντα οἰχήσεται, μάταιος ὁ μετὰ ταῦθ' ἡμῖν περὶ παιδείας ὀρθῆς εἴθ' Ἑλληνικῆς εἴτε βαρβαρικῆς λόγος ἂν εἴη.* Dem. Ol. 1, 17 *εἰ δὲ θατέρου τούτων ὀλιγωρήσετε, ὀκνῶ μὴ μάταιος ἡμῖν ἡ στρατεία γένηται.*

121) Vgl. unter vielen andern Beispielen in unserem Chorgesang v. 874 *ὕβρις εἰ πολλῶν ὑπερπλησθῇ μάταν,* wo es auch verkehrt sein würde, nicht sowohl an das fruchtlose als an das thörichte Gebahren der *ὕβρις* zu denken, das sich ja bei erfahrungsmäſsiger Fruchtlosigkeit ohnehin von selbst

auch in dem Verbum *ματάω* [122]) bei Homer [123]) und Aeschylus [124]). Die nach diesen Analogien für *ματάζω* anzunehmende Bedeutung: *frustra aliquid agere* ist überdies direct durch eine Stelle des Aeschylus bezeugt [125]). Auch wird sie bestätigt durch Eustathius, der *ματάζω* mit *ματάω* vergleicht, und von *ματάω* berichtet, dass es wie *ἁμαρτεῖν* von einem sein Ziel verfehlenden Schützen gesagt werden könne [126]). Endlich bedeutet auch *ματαιοπονέω*, wodurch die jüngeren Scholien [127]) *ματάζων* erklären, nichts anders als „sich vergebliche Mühe machen" [128]).

Nehmen wir nun *ματάζω* in diesem Sinne, so kann das dritte Glied der Protasis nur heissen: „Wenn er nicht das Unantastbare umsonst antasten wird," *nisi non tangenda frustra tanget.* Das Participium *ματάζων* besagt also nicht mehr, als das Adverbium *μάταν* besagen würde [129]) und in dem Verse: *ὕβρις εἰ πολλῶν ὑπερπλησθῇ μάταν* wirklich besagt. Dass griechische Participien im Deutschen bisweilen durch Adverbien wiedergegeben werden müssen, ist eine bekannte Sache. Man kann sich die Bedeutung dieses Participiums aber auch dadurch verdeutlichen,

---

versteht. Ferner Soph. Phil. 1276 *μάτην γὰρ ἂν εἴπῃς γε πάντ' εἰρήσεται.* Phil. 1281 *πάντα γὰρ φράσεις μάτην.* Aesch. Prom. 344 *μηδὲν πόνει· μάτην γάρ, οὐδὲν ὠφελῶν, | ἐμοὶ πονήσεις, εἴ τι καὶ πονεῖν θέλοις.* Pind. Ol. 1, 82 *θανεῖν δ' οἷσιν ἀνάγκα, τί κέ τις ἀνώνυμον | γῆρας ἐν σκότῳ καθήμενος ἕψοι μάταν.*

122) Mit Unrecht wird für dasselbe die Bedeutung „zaudern" angenommen von Nitzsch, Anmerkungen zur Odyssee *κ*, 79 bei Gelegenheit des Substantivs *ματίη*. S. dagegen Dœderlein, homerisches Glossarium II, S. 112 und die in der Anm. 126 citierten Stelle des Eustathius erwähnte Ansicht der Grammatiker, wornach es gleich *ἁμαρτάνειν* ist.

123) Il. *Π*, 474 *ἀΐξας ἀπέκοψε παρήορον οὐδ' ἐμάτησεν.* *Ψ*, 510 *οὐδ' ἐμάτησεν | ἴφθιμος Σθένελος, ἀλλ' ἐσσυμένως λάβ' ἄεθλον.* E, 233 *μὴ τὼ μὲν δείσαντε ματήσετον οὐδ' ἐθέλητον | ἐκφερέμεν πολέμοιο.*

124) Sept. 36 *σκοποὺς δὲ κἀγὼ καὶ κατοπτῆρας στρατοῦ | ἔπεμψα, τοὺς πέποιθα μὴ ματᾶν ὁδῷ.* Prom. 57 *περαίνεται δὴ κοὐ ματᾷ τοὔργον τόδε.* Eum. 145 *ἰδώμεθ' εἴ τι τοῦδε φροιμίου ματᾷ.*

125) Agam. 961 *σπλάγχνα δ' οὔτι ματάζει, | πρὸς ἐνδίκοις φρεσὶν | τελεσφόροις | δίναις κυκλούμενον κέαρ* d. i. nach G. Hermann: *non fallitur* (man könnte auch sagen *a vero aberrat*) *animus, cor eventum ferentibus fluctibus ad veracia agitatum praecordia.*

126) Zur Ilias E, 233 p. 543 (411) *τὸ μέντοι ματᾶν οἱ παλαιοὶ καὶ ἄλλως διασαφοῦντες ματῆσαι φασὶ τὸ ἁμαρτεῖν. ὥστε κατὰ τούτους οὐ μόνον ἵππος ματᾷ, ὡς μάτην εἰς χρείαν ἐλθών, ἀλλὰ καὶ τοξότης, εἴπερ ἀφεὶς βέλος οὐκ εὐστοχήσει. οὕτω δὲ καὶ αἰχμητὴς καὶ ἕτεροι. παράγωγον δὲ τοῦ τοιούτου ῥήματος τὸ ματάζειν παρὰ Σοφοκλεῖ. ποιητικὰ δὲ ἄμφω. Κοινὸν δὲ τὸ ματαιάζειν, ἴσως δὲ καὶ τὸ ματαΐζειν, ὅμοιον ὂν τῷ ἑβραΐζειν καὶ τοῖς τοιούτοις.*

127) Schol. Dind. in Anm. 95; vielleicht ist auch bei Triclinius in Anm. 105 *ματαιοπονῶν* für *ματαιοποιῶν* zu schreiben.

128) Polyb. 9, 2, 2 *προδήλως ματαιοπονεῖν, ὑπὲρ τοιούτων ὁμολογοῦντα συντάττεσθαι καὶ φροντίζειν, ἃ διὰ τῶν προγενεστέρων ἱκανῶς δεδήλωται καὶ παραδέδοται τοῖς ἐπιγιγνομένοις.* Polyb. 25, 5, 11 *ταχέως τοῖς Ῥωμαίοις ἐγένετο δῆλον, ὅτι ματαιοπονοῦσιν. οὐ γὰρ οἷος ἦν συγκαταβαίνειν ὁ Φαρνάκης εἰς τὰς διαλύσεις.* Vgl. *μάταιος πόνος* bei Plato Tim. 40 D in Anm. 120 und *μάτην πονήσεις* bei Aesch. Prom. 344 in Anm. 121.

129) Man beachte die Umschreibung des *μάτην* bei Aesch. Pers. 344 (Anm. 121) durch *οὐδὲν ὠφελῶν*, womit man eben auch unser *ματάζων* wiedergeben könnte.

dass man das Participium ins Verbum finitum, das Verbum finitum ins Participium verwandelt [130]): „wenn er nicht das Unantastbare antastend scheitern wird“ (*nisi non tangenda tangens frustrabitur*). Dieselbe scheinbare Umkehrung der Haupt- und Nebenhandlung, vermöge deren hier der nach logischer Auffassung wichtigere Begriff *ματᾴζειν* im Participium erscheint, findet bekanntlich häufig im Griechischen statt. Ganz gleich ist unserem Participium *ματᾴζων* in dieser Beziehung der entsprechende Gebrauch der Participia *κλαίων*, *οὐ χαίρων* in Sätzen wie Oed. T. 363 *ἀλλ' οὔτι χαίρων δίς γε πημονὰς ἐρεῖς* [131]): „du wirst dich nicht freuen, wenn du noch einmal die Lästerungen aussprichst,“ oder mit adverbieller Wendung: „du wirst die Lästerungen nicht noch einmal ungestraft aussprechen.“ Bei *ματᾴζων* wird derselbe Schein der Prolepsis [132]) hervorgebracht, wie bei *κλαίων* und *οὐ χαίρων*; bei *ματᾴζων* entsteht, und zwar eben durch die logisch ungenaue Herabsetzung des Hauptbegriffs zum Nebenbegriffe derselbe Eindruck der Ironie [133]), wie bei diesen Participien. Man könnte für *ματᾴζων* geradezu *κλαίων* und *οὐ χαίρων*: „nicht ungestraft“ substituieren, ohne den Sinn wesentlich zu verändern. Denn wer sein Ziel verfehlt, ist eben durch die Erfolglosigkeit seines Bemühens bestraft [134]).

---

130) In der Stelle des Aesch. Ag. 961 (Anm. 125) findet die uns geläufigere Ausdrucksweise statt, indem *ματᾴζει* im Verbum finitum, *κυκλούμενον* im Participium steht (*κέαρ* ist nur Apposition zu *σπλάγχνα*). Ohne Zweifel hätte Aeschylus aber auch sagen können mit Umkehrung des Verhältnisses: *σπλάγχνα τελεσφόροις δίναις πρὸς ἐνδίκοις φρεσὶν κυκλοῦται οὔτι ματᾴζοντα* und das wäre gleichbedeutend mit *κυκλοῦται οὐ μάτην*.

131) Vgl. darüber G. Hermann zum Viger S. 765. Krüger's griechische Sprachlehre §. 56, 8, Anm. 2. Die sämmtlichen Beispiele bei Sophokles sind aufser dem im Texte genannten: Oed. Tyr. 401 *κλαίων δοκεῖς μοι καὶ σὺ χὼ συνθεὶς τάδε | ἀγηλατήσειν.* Oed. Tyr. 1152 *σὺ πρὸς χάριν μὲν οὐκ ἐρεῖς, κλαίων δ' ἐρεῖς.* Ant. 754 *κλαίων φρενώσεις, ὢν φρενῶν αὐτὸς κενός.* Ant. 758 *ἀλλ' οὐ, τόνδ' Ὄλυμπον, ἴσθ' ὅτι, | χαίρων ἐπὶ ψόγοισι δεννάσεις ἐμέ.* Phil. 1299 *ἀλλ' οὔτι χαίρων, ἢν τόδ' ὀρθωθῇ βέλος* (*scil. ἀποστελεῖς*). Als Beispiele für die Umkehrung des Verhältnisses, wonach *χαίρειν* im Verbum finitum steht, führt G. Hermann an: Aristoph. Plut. 64 *οὔτοι μὰ τὴν Δήμητρα χαιρήσεις ἔτι.* Eqq. 235 *οὔτοι μὰ τοὺς δώδεκα θεοὺς χαιρήσετον, | ὁτιὴ 'πὶ τῷ δήμῳ ξυνόμνυτον πάλαι.*

132) Wir könnten dem Sinne nach richtig übersetzen: *Nisi ea, quae tangi nefas est, ita tanget, ut frustra rem agat.* Dieser Schein einer Prolepsis entsteht aber nur dadurch, dass die Participia *κλαίων*, *οὐ χαίρων*, wie hier *ματᾴζων*, im Sinne eines Futurums zu verstehen sind, weil sie bei einem Verbum finitum im Futurum, wie *ματᾴζων* eben auch, stehen. Das Participium steht sogar mitunter selbst im Futurum, z. B. Aristoph. Vesp. 186 *Οὖτις μὰ τὸν Δί' οὔτι χαιρήσων γε σὺ* (*scil. ἔσει*): „es wird dir beim Zeus schlecht ergehen, wenn du Utis bist.“

133) Der Eindruck der Ironie entsteht eben dadurch, dass der Begriff, welcher der Sache nach der Nebenbegriff ist, als Hauptbegriff behandelt wird, der wirkliche Hauptbegriff aber im Participium stehend, scheinbar zum Nebenbegriff herabgesetzt wird. Man vgl. nur die Stelle des Aesch. Ag. 961 in Anm. 125. 130, die bei logisch richtiger Behandlung der Begriffe keineswegs den Eindruck der Ironie, sondern vielmehr den des feierlichen Ernstes macht. Ebenso würde die Stelle des Sophokles die Ironie sofort verlieren, wenn man nach Analogie der Aeschyleischen Stelle die Begriffe logisch richtig behandelte: *εἰ μὴ τῶν ἀθίκτων ἐχόμενος ματαΐσει.*

134) Die Annahme, dass Sophokles diesen Gebrauch des Participiums nicht blos auf die auch in der Prosa üblichen Participia *κλαίων*, *οὐ χαίρων* beschränkt habe, ist völlig gerechtfertigt. Denn Sophokles gebraucht nicht nur eben so *γεγηθώς*: Oed. Tyr. 368 *ἦ καὶ γεγηθὼς ταῦτ' ἀεὶ λέξειν δοκεῖς*;

Fassen wir das dritte Glied in dieser Weise, so stimmt es vortrefflich zu der unwilligen Frage; durch die Ironie der Gedankenwendung stellt es sich vortrefflich neben das ironische *τὸ κέρδος κερδανεῖ δικαίως* des ersten Gliedes; der Ausdruck passt endlich, ohne dass es der Chor ahnt, vortrefflich auch auf Oedipus, der, wie es in dem späteren Chorgesange heifst, *καθ' ὑπερβολὰν τοξεύσας ἐκράτησε τοῦ πάντ' εὐδαίμονος ὄλβου* [135]), einen überschwänglich glücklichen Schuss, aber doch, wie der Erfolg lehrte, einen Fehlschuss gethan [136]), das höchste Glück *μάτην* oder *ματάζων* erlangt hatte.

Die ganze dreigliederige Protasis heifst demnach: „Wenn er nicht seinen gebührenden Lohn nach Recht erhalten und von gottlosen Handlungen abgehalten werden oder bei der Antastung des Unantastbaren scheitern wird." Dass sie sich ohne Verbindungspartikel an die Verwünschung anschliefst, ist ganz natürlich, da eben dieser Gedanke der Verwünschung nur durch sein Gegenbild erläutert wird [137]). Es empfiehlt sich der eingeschlagene Weg der Erklärung besonders noch dadurch, dass man nun sieht, warum Sophokles das zweite Glied mit *καὶ*, das dritte mit *ἢ* [138]) anknüpfte. Das erste Glied enthält nämlich den Grundgedanken: „wenn er nicht gerechte Strafe erleiden wird." Die beiden andern enthalten specielle Anwendungen desselben, die mit dem Grundgedanken durch *καὶ* verknüpft, unter einander aber durch *ἢ* getrennt werden mussten. Entweder wird er nämlich von unfrommen Handlungen geradezu abgehalten, oder wenn er sie gleichwohl begeht, so wird er seine Absicht verfehlen. Die dreigliederige Protasis ist also in der That zweigliederig, und zwar so, dass das zweite Glied selbst wieder in zwei Glieder zerfällt [139]).

Die Worte der nun folgenden Frage: *τίς ἔτι ποτ' ἐν τοῖσδ' ἀνὴρ θυμῷ βέλη ἔρξεται ψυχᾶς ἀμύνειν*; sind, so wie sie im *Laur.* gelesen werden, sehr unverständlich. Sie sind es, trotzdem dass d r e i z e h n verschiedene Erklärungsversuche dieser Stelle vorliegen, ungerechnet solche Versuche, die von ihren Urhebern selbst wieder zurückgenommen worden sind, und trotzdem dass acht von diesen Versuchen den Text durch Conjectur ändern.

Den weitesten Umfang des Sinnes, den diese Frage haben kann, haben wir bereits früher dahin festgestellt, dass sie den Unwillen des Chors ausdrücken muss,

---

sondern auch die ungewöhnliche Wendung *οὐκ ἀπόνητοι*: „nicht frei von Leiden." Electr. 1058 *Τί τοὺς ἄνωθεν φρονιμωτάτους οἰωνούς | ἐσορώμενοι τροφᾶς κηδομένους, ἀφ' ὧν τε βλάστωσ' | ἀφ' ὧν τ' ὄνησιν εὕρωσι, τάδ' οὐκ ἐπ' ἴσας τελοῦμεν; | ἀλλ' οὐ τὰν Διὸς ἀστραπὰν | καὶ τὰν οὐρανίαν θέμιν | δαρὸν οὐκ ἀπόνητοι* (*scil. οὐ τελοῦμεν*).

135) v. 1195, s. oben zu v. 872 — 878.

136) Dieses Bild wendet zur Verdeutlichung von *ματᾶν* an Eustath. in der Anm. 126 citierten Stelle.

137) Damit erledigt sich die Anm. 103 gemachte Voraussetzung.

138) Keine Beachtung verdient die Variante *καὶ* für *ἢ* in einigen Handschriften des Suidas v. *κέρδος* (oben Anm. 116).

139) Hoffentlich wird diese Auffassung begründeter erscheinen als die Dindorf's und Schneidewin's, welche wir Anm. 101 bekämpften.

den Unwillen über die Straflosigkeit des Frevlers [140]). Dass die Frage eine unwillige sein muss, darin stimmen alle dreizehn Erklärungen überein; dass der Unwillen des Chors sich auf die Straflosigkeit des Frevlers bezieht, sagen ausdrücklich Triclinius [141]) und Bergk [142]), wie dies nicht anders zu erwarten ist, da sie die Protasis zu der Frage construieren und in ihr den Sinn finden: „wenn der Frevler nicht bestraft wird.“ Aber auch von den andern eilf Erklärungen, die sämmtlich die Protasis fälschlich zur Verwünschung construieren, beziehen den Unwillen des Chors auf die Straflosigkeit des Frevlers ausdrücklich vier: die von Erfurdt, Elmsley, Arndt [143]) und Schneidewin [144]) (mit Nauck); während sechs: nämlich vier Erklärungen der Scholien [145]), Hartung's und Bellermann's Erklärung so gehalten sind, dass sie sie wenigstens gestatten. Nur G. Hermann's [146]) Erklärung schliefst die Beziehung des Unwillens auf die Straflosigkeit geradezu aus. G. Hermann schreibt nämlich mit Beseitigung des *ἔρξεται* als Glossems: *τίς ἔτι ποτ' ἐν τοῖσδ' ἀνὴρ | θεῶν βέλη ψυχᾶς ἀμύνειν*; Dies soll heifsen: *Quis amplius huiusmodi cum factis satis vir est, ut deorum tela a vita sua arceat?* Also: „Keiner wird die Strafe von sich abhalten können.“ Schon dieser Sinn würde, abgesehen von einem anderen Bedenken [147]), G. Hermann's

---

140) Siehe oben S. 45.

141) Er umschreibt in der Anm. 105 citierten Stelle die Worte *ἐν τοῖσδε* mit *ἤγουν ἐν τῷ μὴ τιμωρεῖσθαι τοὺς κακούς*.

142) S. Anm. 106. 110.

143) *Quaestiones criticae de locis quibusdam Sophoclis. Brandenburgi Novi.* 1844. S. 20.

144) Zu v. 892 f. „Es wandelt den Chor an, in seinem frommen Eifer die Langmuth der Götter zu tadeln, wenn sie die verdiente Strafe nicht eintreten lassen.“ Damit stimmt freilich nicht die Erklärung, die Schneidewin von seiner Conjectur *θυμῶν βέλη* gibt, s. Anm. 166.

145) Schol. Laur. zu v. 892 *Τίς ἔτι τῶν ἀδίκων* (vielleicht *ἀθίκτων*) *ἀφέξεται, τῷ θυμῷ αὐτοῦ* (lies *αὑτοῦ*) *τὰς τῆς ψυχῆς κακίας ἀπελαύνων; ἢ οὕτω· Τίς ἂν ἀπελάσειεν αὐτοῦ* (lies *αὑτοῦ*) *τὴν τιμωρίαν, τοιαῦτα πράττων*; Schol. Dind. zu v. 892 *ἐν τοῖσδ'*] *ἤγουν τοιαῦτα πράττων ἀνὴρ ἀπὸ θυμοῦ κωλύσει βέλη, τὴν θείαν δίκην, ἢ τὰ κακὰ ὁρμήματα τῆς ψυχῆς, ὥστε ἀποσοβεῖν αὐτὰ τῆς ψυχῆς*. Man muss diese letzte Erklärung für zwei nehmen wegen der zweifachen Erklärung von *βέλη*. Die zweite Erklärung der älteren Scholien, mit der Suidas v. *κέρδος· Τίς ἂν ἀπελάσειεν αὐτοῦ τὴν τιμωρίαν τοιαῦτα πράττοντος* (der Genitiv *πράττοντος* ist ein leicht erklärlicher Fehler, veranlasst durch das falsche *αὐτοῦ* statt *αὑτοῦ*) und Wunder übereinstimmen, und die beiden Erklärungen der jüngeren Scholien gestatten die Beziehung des Unwillens auf die Straflosigkeit erst dann, wenn man sie unter Voraussetzung der Zugehörigkeit der dreigliederigen Protasis zu der Frage auf letztere anwendbar macht. Denn mit *τοιαῦτα πράττων* beziehen sich diese Erklärungen auf *ἐν τοῖσδε*, fassen dies also fälschlich in Bezug auf die in den drei vorhergehenden Versen vermeintlich geschilderten Vergehen, nicht auf die Zustände, unter denen der Frevler straflos bleibt. Man muss also, um die Erklärungen für die Beziehung der Protasis auf die Frage anwendbar zu machen, die falsche Erklärung von *ἐν τοῖσδε* beseitigen, mit anderen Worten das *τοιαῦτα πράττων* ignorieren.

146) Dieselbe fand den Beifall von Ellendt im Lex. Soph. vv. *βέλος, ἀμύνω, θυμός*.

147) Unmöglich kann *τίς ἀνήρ* heissen: *quis satis vir est.* Man könnte etwa vergleichen: Soph. Aj. 1062 *ὧν οὕνεκ' αὐτὸν οὔτις ἔστ' ἀνὴρ σθένων | τοσοῦτον, ὥστε σῶμα τυμβεῦσαι τάφῳ.* Hom. Od. *β*, 58. *ρ*, 537 *οὐ γὰρ ἔπ' ἀνήρ, | οἷος Ὀδυσσεὺς ἔσκεν, ἀρὴν ἀπὸ οἴκου ἀμῦναι.* Aber in diesen Stellen ist *ἀνὴρ* nicht prädicativ in jenem prägnanten Sinne, und der Infinitiv der letzteren hängt nicht von *ἀνὴρ* ab, auch nicht von einem latenten *τοιοῦτος* nach Analogie von Od. *β*, 60 *ἡμεῖς δ' οὔ νυ τι*

Erklärung und Vermuthung unmöglich machen; denn er passt wohl zur Furcht vor sicher drohender Strafe, nicht aber zum Unwillen über drohende Straflosigkeit[148]).

Darin aber hatte G. Hermann's kritischer Scharfblick ohne Zweifel Recht, dass er *ἔρξεται* für ein Glossem erklärte, worin ihm Wunder, Hartung, Arndt folgen. Zwar steht es in allen Handschriften und ist auch durch die erste Erklärung der älteren [149]), durch beide Erklärungen der jüngeren Scholien [150]), so wie durch Triclinius [151]) bezeugt. Aber erstens macht schon die Aehnlichkeit der Formen: *ἔρξεται* 890. *ἕξεται* 891. *ἔρξεται* 894 es wahrscheinlich, dass eine der drei Formen widerrechtlich in den Text gerathen ist [152]). Zweitens fehlt das *ἔρξεται* gerade in unserem Verse in der zweiten Erklärung der ältern Scholien, die bei Suidas wiederholt ist [153]). Drittens stimmt das Metrum nicht mit dem durch den *Laur.* beglaubigten Texte der Antistrophe: *φθίνοντα γὰρ Λαΐου | θέσφατ' ἐξαιροῦσιν ἤδη.* Denn das *παλαιά* der andern Handschriften ist dort ein nachweisliches Glossem [154]), und die Benutzung desselben zur Herstellung der antistrophischen Responsion, die auch mit *παλαιά* nicht ohne Weiteres vorhanden ist, führt zu unkritischen Conjecturen sowohl in der Antistrophe [155]) als in der Strophe [156]).

Wenn nun aber *ἔρξεται* ein Glossem ist [157]), so fallen damit selbstverständlich alle diejenigen Erklärungen, welche *ἔρξεται* als richtig voraussetzen. Es sind deren sieben, von denen drei aufserdem statt *θυμῷ* die schlecht beglaubigte Lesart *θυμοῦ* [158]), offenbar nur eine alte Conjectur, benutzen, eine auch *ἀμύνειν* in *ἀμύνων* [159]) verwandelt. Ich würde diese Erklärungen aufzählen und auch mit sprachlichen und

---

τοῖοι ἀμυνέμεν, sondern von dem einfachen Begriffe des Vorhandenseins, *ἔπεστι*, vgl. Il. *Ω*, 489 *οὐδέ τις ἔστιν ἀρὴν καὶ λοιγὸν ἀμῦναι.* *N*, 312 *νηυσὶ μὲν ἐν μέσσῃσιν ἀμύνειν εἰσὶ καὶ ἄλλοι.* *N*, 811 *ἄφαρ δέ τε χεῖρες ἀμύνειν εἰσὶ καὶ ἡμῖν.* Od. *χ*, 106 *οἶσε θέων, εἷως μοι ἀμύνεσθαι παρ' ὀϊστοί.* *χ*, 116 *αὐτὰρ ὅ γ', ὄφρα μὲν αὐτῷ ἀμύνεσθαι ἔσαν ἰοί.* Eur. Or. 1472 *ποῦ δῆτ' ἀμύνειν οἱ κατὰ στέγας Φρύγες;* Also hätte G. Hermann seine Lesart mindestens übersetzen müssen durch *quis vir est, qui arceat?*

148) Dies letztere hat schon Arndt a. a. O. S. 20 mit Recht gegen G. Hermann's Erklärung geltend gemacht.

149) Sie umschreibt es mit *ἀφέξεται* s. Anm. 145.

150) Sie umschreiben es mit *κωλύσει*, fassen es also activ, s. Anm. 145.

151) Er umschreibt es in der Anm. 105 citierten Stelle durch *κωλυθήσεται*, fasst es also passiv.

152) Vgl. Anm. 113.

153) Vgl. Anm. 145. Durch *τίς ἂν ἀπελάσειεν* wird selbstverständlich nicht etwa *ἔρξεται*, sondern *ἀμύνειν* umschrieben.

154) S. unten zu v. 906. 155) S. unten. 156) S. unten S. 54 f.

157) Es scheint dadurch hier in den Text gerathen zu sein, dass es als andere Lesart zu *ἕξεται* v. 891 an den Rand geschrieben war; dass es dort andere Lesart war, ist durch Triclinius (Anm. 112) bezeugt.

158) Diese offenbar aus dem Verlangen nach einem Genitiv für *ἔρξεται* entsprungene Conjectur für *θυμῷ* findet sich im *Flor. Δ. Θ* und als *varia lectio* im *Mosq. a. Lips. d.* G. Hermann hatte daher Unrecht *θυμοῦ* für ein Glossem von *ψυχᾶς* anzusehen, aus dem dann das weit besser beglaubigte *θυμῷ* erst entstanden sein müsste, und jenes durch *θεῶν* zu ersetzen.

159) Dafür glaubte man sich auf das *ἀπελαύνων* der ersten Erklärung der scholia Laurentiana

exegetischen Gründen widerlegen, wenn es die Zeit erlaubte. So begnüge ich mich zu bemerken, dass zu den vier Erklärungen, welche sich an den unveränderten Text des *Laur.* anschliefsen, die erste der älteren Scholien[160]), die des Triclinius[161]), die von Elmsley[162]) und Bellermann[163]) gehören; zu den drei, welche

---

(Anm. 145) berufen zu können. Aber diese hat eben, weil sie die Stelle mit dem Glossem *ἔρξεται* las, keinen Werth.

160) Die Worte s. Anm. 145. Der Sinn würde sein: „Wer wird sich noch ungerechter Thaten enthalten, indem er im Zorn von sich die Schlechtigkeiten der Seele forttreibt?" Die Gedankenverbindung wäre, die richtige Beziehung der Protasis vorausgesetzt: „Wenn der Gottlose nicht von unfrommen Handlungen abgehalten wird, wer wird sich dann noch von ungerechten Handlungen abhalten lassen?" Dies aber wäre wenigstens sehr unpoetisch. Aufserdem würde der Wechsel der passiven und medialen Bedeutung von *ἔρξεται* in zwei in so inniger Verbindung stehenden Sätzen unstatthaft sein. Der Scholiast selbst fühlt diesen Wechsel freilich nicht, da er auch das *ἔρξεται* von 890 durch *ἀφέξεται* erklärt, was aber, soll *ἀφέξεται* intransitiv gefafst werden, nur bei der Construction der Protasis zur Verwünschung zulässig ist (Anm. 111). Die Ergänzung von *ἀδίκων* (*ἀθίκτων?*) zu *ἔρξεται* wäre sehr willkürlich, und die Deutung von *βέλη ψυχᾶς* als Sünden (*κακίας*) ist offenbar blos gerathen. Es entsteht mit Hülfe derselben ein eben so unheidnischer als hier matter Gedanke.

161) Die Erklärung des Triclinius gibt den Sinn: „Welcher Mann wird noch bei Straflosigkeit der Schlechten von der Schlechtigkeit abgehalten werden von Haus aus (*θυμῷ, ἤγουν οἰκόθεν*), so dass er die Sünden forttreibt?" Die Worte lauten vollständig in Fortsetzung der Anm. 105 ausgeschriebenen Stelle: *Τίς ἄρα ἀνὴρ ἔτι καὶ εἰς τὸ ἑξῆς ἐν τοῖσδε, ἤγουν ἐν τῷ μὴ τιμωρεῖσθαι τοὺς κακούς, ἔρξεται καὶ κωλυθήσεται, τῆς κακίας δηλονότι, τῷ θυμῷ, ἤγουν οἰκόθεν, ὥστε ἀμύνειν καὶ ἀποσοβεῖν δι' εὐχῶν καὶ θυσιῶν τὰ βέλη τῆς ψυχῆς ἤγουν τὰ ἁμαρτήματα; ἤγουν οὐδεὶς τοὺς κακοὺς ὁρῶν ἀπαθεῖς ἐπιστροφὴν ποιήσεται τῶν οἰκείων πλημμελημάτων καὶ πρὸς τοὺς θεοὺς καταφεύξεται.* Diese Erklärung hat nur den Vorzug vor der ersten der *schol. Laur.*, dass sie die richtige Construction der Protasis voraussetzt, und dass sie *ἔρξεται* beide Male passiv fasst. Dagegen fasst sie *θυμῷ* auf unberechtigte und den Sinn nicht fördernde Weise als *οἰκόθεν*. Was Triclinius weiter hat: *δι' εὐχῶν καὶ θυσιῶν* und *πρὸς τοὺς θεοὺς καταφεύξεται* liegt nicht in seiner Erklärung, sondern es sind Folgerungen, die er daran knüpft, um die Sentenz dem Gedankenkreise des Chorgesanges anzupassen.

162) Elmsley paraphrasiert: „*Si caedes Laii impunita discesserit, quis iam abstinebit se, quin a mente arceat conscientiae stimulos, sceleris scilicet recordationem, metumque vindictae divinae?*" Mit den Anfangsworten umschreibt Elmsley richtig das *ἐν τοῖσδε*, obwohl er die drei früheren Verse als Protasis zur Verwünschung zieht. Die Abhängigkeit des *θυμῷ* von *ἀμύνειν* hat grammatisch nichts gegen sich. Aber die durch diese Construction entstehende Wortstellung ist befremdlich. Auch nimmt Elmsley eben so unwahrscheinlich wie die erste Erklärung der schol. Laur. *ἔρξεται* medial. Endlich können *βέλη ψυχᾶς* nicht Stacheln des Gewissens sein. In diesem Falle würde nämlich *ψυχᾶς* genitivus subjectivus sein, denn die *βέλη ψυχᾶς* sollen ja vom *θυμὸς* abgewehrt werden. In allen vergleichbaren Redensarten ist aber der dem Genitiv *ψυχᾶς* entsprechende Genitiv ein genitivus objectivus. So beruft sich Elmsley mit Erfurdt auf die Stelle Antig. 1084 *τοιαῦτα σοῦ, λυπεῖς γάρ, ὥστε τοξότης | ἀφῆκα θυμῷ καρδίας τοξεύματα | βέβαια, ὧν σὺ θάλπος οὐχ ὑπεκδραμεῖ.* Aber *καρδίας τοξεύματα* sind hier ja offenbar Pfeilschüsse des Tiresias, die dieser aus Zorn (*θυμῷ*) absendet, und die das Herz des Kreon treffen sollen. *Καρδίας* ist also genitivus objectivus. Das wahre Verhältnifs zeigen auch einige Stellen des Aeschylus, in denen *βέλος* metaphorisch bei Seelenzuständen gebraucht wird: Aesch. Prom. 650 *Ζεὺς γὰρ ἱμέρου βέλει | πρὸς σοῦ τέθαλπται.* Agam. 223 *ὡδ' ἔβαλλ' ἕκαστον θυτήρων | ἀπ' ὄμματος βέλει φιλοίκτῳ.* Agam. 714 *μαλθακὸν ὀμμάτων βέλος, | δηξίθυμον ἔρωτος ἄνθος.* Denn auch das sind Pfeile, die das Herz oder die Seele treffen, aber nicht von der Seele, sondern vom *ἵμερος* oder von den Augen ausgesendet werden. Dass die Seele in solchen Ausdrücken als leidendes Object gedacht wird, zeigt auch Aesch. Prom. 692 *πήματα λύματ' ἀμφήκει σὺν κέντρῳ | ψύχειν ψυχὰν ἐμάν.* Soph. El. 218 *σᾷ δυσθύμῳ τίκτουσ' ἀεὶ | ψυχᾷ πολέμους.*

163) Bellermann erklärt: „Wer wird bei solchem Zustande (d. h. wenn die beschriebenen Fehler

ϑυμοῦ benutzen, gehören die zwei Erklärungen der jüngern Scholien [164]) und die von Erfurdt [165]), welcher aufserdem *ἀμύνων* liest.

Wenn *ἔρξεται* ein Glossem ist, so fallen selbstverständlich auch die Conjecturen derer, die durch Veränderung von *ἔρξεται* die Stelle zu heilen suchten oder mit Beseitigung von *ἔρξεται* die vermeintlich für den Rhythmus entstehende Lücke ergänzen zu müssen glaubten. Es sind deren drei: 1) die Textesconstitution Schneidewin's und Nauck's [166]), die *ἔρξεται* in *εὔξεται*, *ϑυμῷ* in *ϑυμῶν* verwandeln; 2) die Bergk's, der das durch die Zusammenziehung der beiden letzten Glieder der Protasis

---

einreifsen) im Zorne (*ϑυμῷ*) darüber noch die Waffen seiner Seele (d. h. sein unwilliges Einschreiten dagegen) zurückhalten, Abwehr zu schaffen?" Er übersetzt also die Worte des Scholiasten *ϑυμῷ αὐτοῦ* (wofür *αὐτοῦ* zu lesen) durch „im Zorn darüber," nimmt *ἔρξεται* sogar activ, und erklärt *βέλη ψυχᾶς* als „Waffen seiner Seele," was aber, wie er selbst fühlt, einer weiteren Verdeutlichung durch „sein unwilliges Einschreiten dagegen" bedarf. Gegen die „Waffen der Seele" aber gelten dieselben Argumente, wie gegen die Gewissensstacheln Elmsley's (Anm. 162), und der Ausdruck kann am allerwenigsten dadurch gerechtfertigt werden, dass Bellermann die dort erwähnte Stelle der Antigone falsch übersetzt durch: „solche gegen dich gerichteten Geschosse m e i n e s H e r z e n s habe ich im Zorn entsandt." Ueberhaupt aber spricht gegen die Bellermann'sche Erklärung ihre eigene Erklärungsbedürftigkeit; Bellermann selbst verdeutlicht sie durch: „d. h. solchem Frevel muss man sich auf alle Weise widersetzen, und so die gefährdete Ehre der Götter herstellen," trägt also durch den letzten Zusatz etwas hinein, was weder in den Texteswurten noch in Bellermann's wörtlicher Uebersetzung liegt.

164) Die erste ergibt den Sinn: „Wer wird, solches thuend, von seinem Leben (*ἀπὸ ϑυμοῦ*) die göttliche Strafe abhalten, so dass er sie von der Seele forttreibt?" Wegen *τοιαῦτα πράττων* s. Anm. 145. Es spricht gegen diese Erklärung die active Auffassung von *ἔρξεται* (*κωλύσει* Anm. 145) und die durch *ϑυμοῦ* und *ψυχᾶς* hervorgebrachte Tautologie. Die zweite Erklärung ergibt den Sinn: „Wer wird, solches thuend, von seinem Geiste die schlechten Begierden der Seele abhalten, so dass er sie von der Seele forttreibt?" Hiergegen ist aufser dem bereits gegen die erste Erklärung Bemerkten einzuwenden die Willkür der Deutung von *βέλη* als *κακὰ ὁρμήματα*, wodurch sich diese Erklärung der ersten der Schol. Laur. und der des Triclinius anschliefst.

165) Die Erklärung, welche Erfurdt in der kleineren Ausgabe aufstellt, ergibt den Sinn: „Wer wird noch unter solchen Umständen die Pfeile des Zornes fernhalten, sie von seiner Seele forttreibend?" Auch gegen diese Erklärung ist die Annahme der medialen Bedeutung von *ἔρξεται*, so wie die Willkür der Deutung von *ϑυμοῦ βέλη* als *irae tela* geltend zu machen. Denn *ϑυμοῦ βέλη* kann eben so wenig wie *βέλη ψυχᾶς* (Anm. 162) im Sinne eines genitivus subjectivus nachgewiesen werden. Man könnte zur Stütze etwa noch anführen Trach. 881 *τίς ϑυμός ἤ τίνες | νόσοι τάνδ' αἰχμᾷ | βέλεος κακοῦ ξυνεῖλε;* Denn hier ist *ϑυμός* wenigstens Subject, welches sich der *αἰχμὴ βέλεος κακοῦ* bedient. Aber unter der *αἰχμὴ βέλεος* ist hier etwas ganz Anderes zu verstehen, als man in *ϑυμοῦ βέλη* verstanden wissen will. Denn *αἰχμὴ βέλεος κακοῦ* ist nicht ein Stachel oder ein Pfeil des *ϑυμός*, sondern eine wirkliche Waffe, deren sich Dejanira nach der Vermuthung des Chors bedient hat.

166) Die Veränderung von *ἔρξεται* in *εὔξεται* rührt schon von Musgrave her und ist auch von Dindorf angenommen worden, der übrigens für *ϑυμῷ* das schlechter beglaubigte *ϑυμοῦ* setzte. Der Sinn der Schneidewin'schen auch von Nauck gebilligten Textesconstitution würde sein: „Welcher Mensch nur wird ferner noch bei solchen Verhältnissen sich rühmen können, des Zornes Pfeile fern zu halten von seiner Seele?" Gegen Dindorf's *ϑυμοῦ βέλη* und Schneidewin's *ϑυμῶν βέλη* (der Plural soll h o h e r Zorn bezeichnen) s. Anm. 162. 165. Uebrigens sind Schneidewin und Nauck in ihrer eigenen Auffassung der Stelle inconsequent. Denn wenn sie behaupten, dass unter *ϑυμῶν βέλη* die Verwünschung *κακά νιν ἕλοιτο μοῖρα* verstanden sei, so kann der Zorn des Chors nicht, wie Schneidewin unmittelbar vorher sagt (s. Anm. 144), der Langmuth der Götter gelten, welche die Strafe nicht eintreten lassen.

vacant gewordene ἕξεται für ἐρξεται setzt und θυμοῦ statt θυμῷ annimmt [167]); 3) die Arndt's, welcher ἐρξεται als Glossem zwar aufgab, aber an dem Rhythmus festhielt und mit theilweiser Benutzung der Hermann'schen Conjectur [168]) für θυμῷ βέλη substituierte: θυμῷ βαλεῖ θεῶν βέλη [169]). Auch gegen diese drei Vorschläge sprechen, abgesehen von der Unsicherheit ihrer kritischen Prämissen und ihrer Consequenzen, gewichtige sprachliche Bedenken, die ich geltend machen würde, wenn es die Zeit verstattete.

Es bleiben also von den dreizehn Erklärungen nur zwei zu fernerer Berücksichtigung übrig: die zweite der älteren Scholien und die Hartung's.

Wenn wir nun aber ἐρξεται als Glossem aus dem Texte entfernen, so sind wir noch keineswegs am Ziele. Denn die Worte: τίς ἔτι ποτ' ἐν τοῖσδ' ἀνὴρ θυμῷ βέλη ψυχᾶς ἀμύνειν sind augenscheinlich bei dem Mangel eines Verbum finitum unverständlich und corrupt [170]). Es kommt nun zunächst darauf an, den Sitz der weiteren Corruptel zu ermitteln, die entweder durch das Eindringen von ἐρξεται veranlasst, oder Mitursache dieses Einschiebsels ist. Nach meiner Ansicht ist der Sitz dieser weiteren Corruptel [171]) in θυμῷ zu suchen, wo ihn auch der unbekannte Urheber

Denn die Verwünschung eines Gottlosen ist gewiss nicht ein Tadel der Langmuth der Götter; es bedarf also auch keiner Rechtfertigung des Chors für die in jener Verwünschung angeblich liegende Freimüthigkeit, wie Schneidewin und Nauck meinten. Viel eher lässt sich voraussetzen, dass unsere Frage selbst eine der Entschuldigung bedürftige freimüthige Aeußerung enthält, als dass sie zur Entschuldigung des früher Gesagten dienen soll.

167) Vgl. Anm. 113, aus der zugleich hervorgeht, dass ἕξεται hier unzulässig ist, da es in der Protasis stehen bleiben muss. Bergk gewinnt den Sinn: *Quis tandem, haec si ita sunt comparata, in posterum volet cupiditatis tela ab animo suo arcere?* Dass nämlich ἕξεται so viel bedeute, wie ἀνέξεται, möchte Bergk mit Antig. 466 beweisen: εἰ τὸν ἐξ ἐμῆς | μητρὸς θανόντ' ἄθαπτον ἐσχόμην νέκυν. Aber diese Stelle ist wahrscheinlich, eben weil ἔχεσθαι sonst *tangere, sectari* bedeutet (Anm. 103), verdorben. G. Wolff corrigiert ἄταφον ἀνεσχόμην νέκυν. Vgl. auch Bonitz, Beiträge zur Erklärung des Sophokles. Zweites Heft. Wien 1857. S. 5. 65. Wäre sie aber richtig, so würde aus der Construction mit einem Accusativ und prädicativem Participium noch nicht die Zulässigkeit der Construction mit dem Infinitiv folgen. Gegen θυμοῦ βέλη als *cupiditatis tela* vgl. Anm. 162. 165.

168) Vgl. oben S. 51.

169) Die handschriftliche Lesart θυμῷ βέλη soll daraus durch den Irrthum eines Abschreibers entstanden sein, der θυμῷ βαλεῖ und θεῶν βέλη fälschlich für eine Dittographie angesehen hätte. Der Sinn würde sein: „*Quis tandem amplius in his rebus (i. e. ubi impune contemnuntur divina) pensi quidquam habebit deorum tela, ut supplicationibus a vita sua avertat?*" Aber die Verbindung von θυμῷ βαλεῖν mit Object und ergänzendem Infinitiv ist nicht gesichert. Arndt beruft sich auf zwei Stellen des Aeschylus und Sophokles, in denen aber θυμῷ βαλεῖν und ἐς θυμὸν βαλεῖν mit einem blosen Objectsaccusativ erscheint: Prom. 705 σύ τ' Ἰνάχειον σπέρμα, τοὺς ἐμοὺς λόγους | θυμῷ βάλ', ὡς ἂν τέρματ' ἐκμάθῃς ὁδοῦ. Oed. Tyr. 975 μὴ νῦν ἔτ' αὐτῶν μηδὲν ἐς θυμὸν βάλῃς.

170) Wer sie dennoch erklären wollte, könnte etwa nach Analogie der Anm. 147 citierten Stellen ἐστιν ergänzen: „Wer ist noch unter solchen Umständen da, um im Zorne die Sünden von der Seele fortzutreiben?" oder, „um mit Muth die Strafen von seiner Seele abzuwehren?" Aber abgesehen von der Gezwungenheit dieser Construction wäre der entstehende Sinn mindestens eben so problematisch, wie bei den zurückgewiesenen Erklärungsversuchen.

171) Die Varianten τίς εἴποτ' des *Flor. Δ* für τίς ἔτι ποτ', und ἐν τούτοις des *Laur. B. C. Flor. Δ*, sowie des Triclinius für ἐν τοῖσδ' sind ohne Belang. Jene ist offenbar ein Schreibfehler, diese eine

der Lesart *θυμοῦ*, G. Hermann und Schneidewin gesucht haben. Eben die Schwierigkeiten, die das an sich klare Wort *θυμῷ* den verschiedenen Erklärungen mit oder ohne *ἔρξεται* bereitet hat, spricht für die Verdorbenheit des Wortes [172]). Der Verdacht gegen *θυμῷ* wird dadurch fast zur Gewissheit, dass die zweite Erklärung der älteren Scholien [173]) das *θυμῷ* ignoriert. Dieses Silentium ist von um so höherer Bedeutung, als dieselbe Quelle sich auch durch Ignorierung des Glossems *ἔρξεται* als rein erweist.

Wenn nun *θυμῷ* corrupt ist, so fällt damit auch die noch nicht beseitigte Conjectur Hartung's, der *θυμῷ* unangetastet lässt, dagegen das unverdächtige *βέλη* in *βλάβην* und den Infinitiv *ἀμύνειν* in den Conj. del. *ἀμύνῃ* verändert [174]).

Den Weg zur Emendation der Stelle zeigt auch hier eine genaue Beachtung des Gedankenzusammenhanges. Wir haben bei der Beurtheilung der bisherigen Erklärungen nur den Zusammenhang mit dem Vorhergehenden berücksichtigt und in dieser Beziehung nur die Erklärung G. Hermann's direct verwerflich gefunden. Berücksichtigen wir nun auch den Zusammenhang mit dem Folgenden. Die Frage der über die Straflosigkeit unwilligen Choreuten wird offenbar durch die zweite Frage erläutert, was durch die Partikel *γάρ* ausser Zweifel gesetzt wird. Da nun der Vordersatz *εἰ γὰρ αἱ τοιαίδε πράξεις τίμιαι* in positiver Form den Gedanken der dreigliederigen Protasis, nämlich die Voraussetzung der Straflosigkeit des Frevlers, wiedergibt [175]), so muss auch die Frage *τί δεῖ με χορεύειν* in eben so inniger Beziehung zu der vorausgehenden Frage stehen. Die in dieser Frage liegende Drohung, den Göttern die Ehrenbezeugung durch Chorreigen zu verweigern, kann nur zur Erläuterung einer andern ähnlichen Drohung dienen, durch die gleichfalls die Verweigerung von Ehrenbezeugungen den Göttern gedroht wird. Dieser Gedanke ist nun aber weder in der Hermann'schen noch in den andern eilf Erklärungen zu seinem

---

metrische Correctur, durch die ein vollständiger Trimeter hergestellt werden sollte. Ein Wiener Codex (N. 147 Nessel), den ich bei meiner Anwesenheit in Wien einsah, liest *τίς ἔτι τι ποτ'*. Derselbe hat, beiläufig bemerkt, hinter *ματάζων* noch *ψυχήν*.

172) Auch *βέλη ψυχᾶς* macht Schwierigkeiten, aber nur, wenn man die Worte verbindet, während es mindestens eben so nahe liegt, anzunehmen, dass *ψυχᾶς* von *ἀμύνειν* abhänge.

173) Schol. Laur. zu 892 *ἢ οὕτω, Τίς ἂν ἀπελάσειεν αὐτοῦ* (lies *αὐτοῦ*) *τὴν τιμωρίαν, τοιαῦτα πράττων*; Diese Erklärung findet sich auch bei Suidas (s. Anm. 145).

174) Der Sinn soll sein: „Wer wird noch unter derartigen Menschen mit Muth das Verderben der Seele (d. i. nach Hartung die Sünde) abwehren wollen?" Den Conj. deliberativus *ἀμύνῃ* hält Hartung deshalb für wahrscheinlich, weil der Scholiast *τίς ἂν ἀπελάσειεν* sagt. Aber diese Umschreibung kann sich auch auf andere Weise erklären (s. unten). Willkürlich ist in Hartung's Erklärung auch die Auffassung von *ἐν τοῖσδ'* als „unter derartigen Menschen," wofür sich Hartung auf El. 237 beruft: *πῶς ἐπὶ τοῖς φθιμένοις ἀμελεῖν καλόν*; | *ἐν τίνι τοῦτ' ἔβλαστ' ἀνθρώπων*; | *μήτ' εἴην ἔντιμος τούτοις*. Daraus folgt natürlich für unsere Stelle gar nichts.

175) Ganz recht erklären die Schol. Dind. zu v. 892 *τοιαίδε πράξεις, αἱ ἀσεβεῖς, τὸ καταφρονεῖν τῶν θεῶν*, denken dabei aber wahrscheinlich mit Unrecht an die missverstandenen Sätze der dreigliederigen Protasis. Triclinius: *εἰ γὰρ αἱ τοιαίδε*] *ἤτοι εἰ αἱ κακαὶ πράξεις τίμιαι καὶ καλαὶ τί δεῖ με χορεύειν καὶ πανηγύρεις ἱστάναι τοῖς θεοῖς αἰτούμενον τὰ λυσιτελῆ*.

Rechte gekommen [176]), mochte man die abzuwehrenden βέλη als Schlechtigkeiten, Sünde, Begierden, Zorn, Unwillen, oder, was an sich betrachtet schon wahrscheinlicher klingt, als göttliche Strafe fassen. Das Fehlen jenes Gedankens in allen zwölf Erklärungen ist also noch ein Hauptmoment, um sie insgesammt zu verwerfen.

Nun aber fehlt dieser Gedanke leider auch in der dreizehnten Erklärung, nämlich in der zweiten der älteren Scholien, die bei Suidas wiederholt ist, und der Wunder [177]) seine Zustimmung schenkt. Wir könnten hier am ersten eine völlig genügende Erklärung erwarten, weil der Scholiast sowohl das Glossem ἔρξεται, als auch die Corruptel θυμῷ ignoriert. Aber er sagt nur: τίς ἂν ἀπελάσειεν αὐτοῦ τὴν τιμωρίαν τοιαῦτα πράττων; „Wer möchte die Strafe von sich abhalten, solches thuend?“ Indessen, dass dieses Scholion für die Erklärung der Frage nicht weiter brauchbar ist, ist natürlich. Der Scholiast bezog sich ja mit τοιαῦτα πράττων auf die dreigliederige Protasis, die er als Protasis zu der Verwünschung auffasste [178]). Dadurch erklärt es sich, dass er die Frage trotz wahrscheinlich richtiger Lesart nicht vollständig verstand [179]) und in seiner Umschreibung gerade dasjenige Wort unberücksichtigt liefs, welches für den weiteren Zusammenhang der Frage mit der Frage τί δεῖ με χορεύειν besonders wichtig war. Für die Kritik ist aber die Umschreibung dieses Scholiasten gleichwohl brauchbar. Denn es müssen die Worte des Sophokles so formuliert gewesen sein, dass die Umschreibung τίς ἂν ἀπελάσειεν αὐτοῦ τὴν τιμωρίαν auch dann auf sie zutrifft, wenn man die Frage als Nachsatz der dreigliederigen Protasis ansieht. Dies ist aber nur in dem Falle denkbar, wenn der Scholiast

176) Bellermann macht wenigstens den Versuch zu einer Verbindung des Gedankens der Frage mit dem Folgenden. Er umschreibt nämlich seine schwer verständliche Uebersetzung der Frage (Anm. 163) durch: „solchem Frevel muss man sich auf alle Weise widersetzen,“ ergänzt dazu den Gedanken: „und so der gefährdeten Ehre der Götter zu Hilfe kommen,“ woran sich dann allerdings die Frage: „Denn wenn solches Verfahren gebilligt wird, wozu dann noch die Götter durch Reigentänze feiern?“ anschliefsen kann, aber auch nur k a n n. Mittelst so gezwungener Ergänzungen dessen, was man bei dem Dichter selbst zu lesen wünschte, liefsen sich wohl auch die andern Erklärungen mit dem Folgenden vermitteln. Vielleicht hat auch Triclinius es ähnlich gemacht, der wenigstens durch das, was er seiner Worterklärung zusetzt (Anm. 161), den Uebergang zum Folgenden scheint vermitteln zu wollen.

177) Wunder begnügt sich, die Erklärung des Scholiasten als wahrscheinlich anzuerkennen, ohne eine Verbesserung des Textes zu versuchen.

178) S. Anm. 145.

179) Wenn der Scholiast die Worte τίς ἂν ἀπελάσειεν in dem Sinne geschrieben hätte, um damit zu sagen: „Wer wird dann die Strafe von sich abhalten k ö n n e n?“ so wäre die Erklärung eben so zu verwerfen wie die G. Hermann's, weil sie nicht zum Vorhergehenden passen würde, s. S. 52, Anm. 148. Er kann aber jene Worte unter der im Texte gemachten Voraussetzung auch in dem Sinne geschrieben haben, dass sie bedeuten sollten: „Wer möchte sich bemühen, die göttliche Strafe von sich abzuhalten?“ Und dieser Sinn würde besser in den Zusammenhang passen, als irgend einer der bisher besprochenen Erklärungen, nur dass in ihm das Wort übergangen wäre, durch welches die nothwendige Beziehung zu χορεύειν vermittelt würde. Jenen Sinn gibt freilich auch die erste Erklärung der jüngeren Scholien (Anm. 164), aber bei einer Lesart, die ihn nicht haben kann. Vielleicht ist dadurch die Vermuthung begründet, dass sich hier eine ältere, die richtige Lesart voraussetzende und richtig erklärende Interpretation trotz falscher Lesart und falscher Construction in der Tradition erhalten hat.

statt *θυμῷ* ein Verbum finitum las, welches mit dem Infinitiv *ἀμύνειν* in der Weise verbunden war, dass der Scholiast, in falschem Gedankenzusammenhange befangen, *ἀμύνειν* fälschlich für den Hauptbegriff ansehen konnte. Ein Verbum finitum dürfen wir ohnehin erwarten, weil gerade ein solches in der Frage fehlt.

Wir haben also das an die Stelle von *θυμῷ* zu substituierende Verbum finitum zu suchen, welches den Begriff einer den Göttern darzubringenden Ehrenbezeugung enthalten muss, deren Verweigerung eben durch die Frage in rhetorischer Form ausgesprochen wird.

Da nun das in der erläuternden Frage verweigerte *χορεύειν* gerade diejenige Ehrenbezeugung ist, bei welcher der Chor als Chor betheiligt erscheint, so dürfen wir voraussetzen, dass in der durch sie erläuterten Frage die Verweigerung des Cultus überhaupt angedroht wird. Diese Voraussetzung wird erstens durch die in der Antistrophe ausgesprochene Drohung bestätigt. Denn diese bezieht sich auf Vernachlässigung der Mantik, der einen Seite des Wechselverhältnisses zwischen Göttern und Menschen, der *κοινωνία περὶ θεούς τε καὶ ἀνθρώπους πρὸς ἀλλήλους* [180]). Es ist also wahrscheinlich, dass die parallele Drohung sich auf die andere Seite jenes Wechselverhältnisses, d. i. auf den Cultus, beziehen wird, zu dem ja auch das *χορεύειν* gehört. Zweitens wird jene Voraussetzung aber auch durch die Motivierung der Schlussbitte an Zeus bestätigt; denn dort wird in umgekehrter Ordnung erst die Vernachlässigung der *θέσφατα*, dann die der *τιμαί* hervorgehoben, um darauf beide Seiten zusammenzufassen in dem Schlussverse *ἔρρει δὲ τὰ θεῖα* [181]).

Nun aber besteht der Cultus aus Opfer und Gebet [182]). Dass beides [183]) in der Frage genannt sei, ist nicht wahrscheinlich, weil der Raum dafür nicht ausreicht, und ist auch nicht nöthig, weil, auch wenn nur eins genannt ist, das andere selbstverständlich mit gemeint ist. Die gröſsere Wahrscheinlichkeit ist für die Annahme, dass die Opfer [184]) erwähnt seien. Denn die Chorreigen sind eine Beigabe zunächst

---

180) Plat. Symp. 188 C *ἔτι τοίνυν καὶ θυσίαι πᾶσαι καὶ οἷς μαντικὴ ἐπιστατεῖ — ταῦτα δ' ἐστὶν ἡ περὶ θεούς τε καὶ ἀνθρώπους πρὸς ἀλλήλους κοινωνία.*

181) Vgl. Eur. Troad. 26 *ἐρημία γὰρ πόλιν ὅταν λάβῃ κακή,* | *νοσεῖ τ ὰ τ ῶ ν θ ε ῶ ν οὐδὲ τιμᾶσθαι θέλει.*

182) Vgl. aus Sophokles z. B. Oed. Tyr. 239 *μήτ' ἐν θεῶν εὐχαῖσι μήτε θύμασιν* | *κοινὸν ποιεῖσθαι.*

183) Triclinius legt in seine sonst verkehrte Deutung (Anm. 161) „Gebete und Opfer" ein als Mittel, die Sünden von sich fern zu halten, und folgert aus seiner Erklärung den Gedanken: *οὐδεὶς πρὸς τοὺς θεοὺς καταφεύξεται.* Vielleicht stammt auch dies aus einem Scholion, das sich noch an die richtige Lesart anschloss (Anm. 179), ohne dass indess daraus folgen würde, dass in der richtigen Lesart beide Begriffe genannt gewesen wären. Uebrigens kann Triclinius auch selbständig durch *χορεύειν* auf jene Ergänzung geführt worden sein.

184) Auch Arndt (Anm. 169) hat die Nothwendigkeit der Angabe eines Mittels zur Abwehr der Strafe gefühlt, wenn er den Sinn verlangt: *Quis tandem amplius in his rebus pensi quidquam habebit deorum tela, ut supplicationibus a vita sua avertat?* Aber er hat diesem Gedanken blos in der Paraphrase, nicht

des Opfers [185]), und Opfer sind bekanntlich das Hauptmittel zur Abwehr göttlicher Strafen für begangenes Unrecht [186]). Da ohnehin auch das als corrupt erkannte θυμῷ durch seine erste Sylbe an θύειν, opfern, erinnert, so vermuthe ich, dass Sophokles schrieb: τίς ἔτι ποτ' ἐν τοῖσδ' ἀνὴρ θ ύ σ ε ι βέλη ψυχᾶς ἀμύνειν; „Wer wird bei Straflosigkeit des Gottlosen noch jemals opfern, die göttliche Strafe von seinem Leben abzuwehren?"

Die Aenderung ist leicht genug, um die Entstehung der Corruptel θυμῶι im *Laur.* aus θύσει zu begreifen. Der Infinitiv hängt direct von θύσει ab und würde in der Weise der alten Scholiasten durch Ergänzung von ὥστε zu erklären sein. Weil aber θύειν das Mittel, ἀμύνειν den Erfolg angibt, so sieht man nun auch, wie die zweite Erklärung der älteren Scholien [187]) dazu kam, τίς θύσει ἀμύνειν durch τίς ἂν ἀπελάσειεν ohne Erwähnung des Opferns zu umschreiben. Denn ihr war, da sie von einem falschen Zusammenhange ausgieng, der Erfolg die Hauptsache, das Mittel Nebensache, während in dem richtig erkannten Zusammenhange gerade das Mittel der Abwehr die Hauptsache ist; weshalb es auch im Verbum finitum steht. Das Activum ἀμύνειν [188]), so wie die Construction mit einem Genitive ψυ-

---

im Texte Geltung verschafft, während eine so wesentliche Bestimmung doch schwerlich der Ergänzung aus dem Gedankenzusammenhange überlassen werden darf. Uebrigens passen *supplicationes*, εὐχαί, aus dem oben angegebenen Grunde weniger gut zu τί δεῖ με χορεύειν, als *sacrificia*, θυσίαι. — Auch Kock hat den richtigen Gedankenzusammenhang geahnt, wenn er S. 35 den Sinn der zweiten Frage umschreibt: „Denn wenn solche Gesinnung zu Ansehen und Ehren kommt, können Gottesfurcht und Gottesdienst nicht bestehen."

185) Vgl. K. F. Hermann's gottesdienstliche Alterthümer §. 29.

186) Homer nennt sie in der bekannten Stelle Il. *I*, 499 vor den Gebeten: καὶ μὲν τοὺς θυέεσσι καὶ εὐχωλῇς ἀγανῇσιν | λοιβῇ τε κνίσῃ τε παρατρωπῶσ' ἄνθρωποι, | λισσόμενοι, ὅτε κέν τις ὑπερβήῃ καὶ ἁμάρτῃ. Und im Hymn. auf Demeter v. 367 werden die Opfer allein genannt: τῶν δ' ἀδικησάντων τίσις ἔσσεται ἤματα πάντα, | οἵ κεν μὴ θυσίῃσι τεὸν μένος ἱλάσκωνται, | εὐαγέως ἔρδοντες, ἐναίσιμα δῶρα τελεῦντες.

187) Siehe oben S. 57, Anm. 179.

188) Ich bemerke dies gegen Bellermann, der gegen die Erklärung des Scholiasten einwendet, dass es ἀμύνεσθαι heifsen müsse, ein Einwand, der, wenn überhaupt richtig, auch gegen unsere Textesgestaltung giltig sein würde. Aus dem Sprachgebrauche des Sophokles lässt sich die Frage nicht entscheiden; nur darüber ist kein Zweifel, dass Sophokles auch ἀμύνεσθαι hätte sagen können, wie Aesch. Ag. 1341 ἀμύνεσθαι μόρον sagt. Aber so viel sieht man schon aus den Sophokleischen Stellen, dass Sophokles in der Bedeutung „vergelten" sowohl das Activum als auch das Medium anwendet. Oed. Col. 1128 εἰδὼς δ' ἀμύνω τοῖσδε τοῖς λόγοις τάδε. Phil. 602 (θεοὶ) ἔργ' ἀμύνουσιν κακά. Oed. Col. 873 ἔργοις πεπονθὼς ῥήμασίν σ' ἀμύνομαι. Dieselbe Freiheit in der Wahl des Activum und Medium finden wir bei Homer auch rücksichtlich der Bedeutung „abwehren, vertheidigen." Vgl. einerseits Il. *N*, 109 οἳ κείνῳ ἐρίσαντες ἀμυνέμεν οὐκ ἐθέλουσιν | νηῶν ὠκυπόρων. Il. *O*, 730 Τρῶας ἄμυνε νεῶν. Andererseits mit dem Medium Il. *M*, 155 βάλλον, ἀμυνόμενοι σφῶν τ' αὐτῶν καὶ κλισιάων | νηῶν τ' ὠκυπόρων. Namentlich finden wir das Activum bei Homer auch in solchen Stellen, in welchen die Wahl des Medium durch eine Beziehung auf das Eigenthum des Subjects eben so nahe gelegt gewesen wäre, wie in unserer Stelle durch ψυχᾶς. Vgl. Od. *β*, 58. *ρ*, 537 οὐ γὰρ ἔπ' ἀνήρ, | οἷος Ὀδυσσεὺς ἔσκεν, ἀρὴν ἀπὸ οἴκου ἀμῦναι. Il. *Λ*, 674 ὁ δ' ἀμύνων ᾗσι βόεσσιν. Il. *E*, 486 ἀτὰρ οὐδ' ἄλλοισι κελεύεις | λαοῖσιν μενέμεν καὶ ἀμυνέμεναι ὤρεσσιν. Il. *Π*, 265 πρόσσω πᾶς πέτεται καὶ

χᾶς[189]), ist durch den Sprachgebrauch hinlänglich gesichert[190]). *Βέλη* endlich auch ohne einen Zusatz wie *θεῶν* als Ausdruck des Begriffs der göttlichen Strafe zu fassen, hat keine Schwierigkeit. Denn einerseits ist diese Erklärung von *βέλη* durch die alten Erklärer[191]), insbesondere auch durch die zweite Erklärung der älteren Scholien überliefert; andererseits lag sie dem griechischen Verständnis näher als uns, weil *βέλη* poetische Bezeichnung der Blitze des Zeus ist[192]). Wie nahe es dem Sophokles liegt, bei wahrgenommener Straflosigkeit des Frevels an die strafenden Blitze des Zeus zu appellieren, zeigt eine Stelle in der Elektra v. 825, wo der Chor, in ähnlicher Situation wie hier, unmittelbar nachdem er das Frohlocken der Klytämnestra über den ihr berichteten Tod des Orestes beobachtet hat, in den Ausruf ausbricht: „Wo sind denn die Blitze des Zeus, und wo der strahlende Helios, wenn sie dies geduldig ansehen und im Dunkel bergen?“[193]). Die Blitze des Zeus aber, des mächtig in den Sittengesetzen waltenden Gottes, als strafende Blitze aufzufassen, ist in unserer Stelle ohnehin noch näher gelegt, als in der der Elektra, da in der Verwünschung und in der Protasis zu unserer Frage bereits von göttlicher Strafe die Rede war, und da der Chor auch in dem früheren Chorgesange von dem Mörder

---

ἀμύνει οἷσι τέκεσσιν. Il. *Π*, 522 *ὁ δ' οὐδ' οὗ παιδὸς ἀμύνει.* Eben weil die Beziehung der Reflexivität ohnehin schon angedeutet ist, braucht sie nicht im Verbum angedeutet zu werden (vgl. Krüger's griech. Sprachl. 52, 10, 9). Ganz eben so, wie an unserer Stelle Sophokles, wenden das Activum an, trotzdem dass der Gegenstand, von dem etwas abgewehrt werden soll, ein Theil des Subjectes ist, Pind. Isthm. 1, 49 *γαστρὶ δὲ πᾶς τις ἀμύνων λιμὸν αἰανῆ τέταται.* Eur. Herc. fur. 194 *οὐκ ἔχει τῷ σώματι θάνατον ἀμῦναι.* Man vgl. auch noch eine Stelle des Aeschylus, in der man das Medium mit demselben Rechte, wie hier, erwarten könnte, Ag. 99 *παίων τε γενοῦ τῆσδε μερίμνης, | ἣ νῦν τοτὲ μὲν κακόφρων τελέθει, | τοτὲ δ' ἐκ θυσιῶν ἀγανὰ φαίνουσ' | ἐλπὶς ἀμύνει φροντίδ' ἄπληστον | τῆς θυμοβόρου φρένα λύπης.* Denn ergänzen könnte man doch nur *ψυχῇ* oder *ψυχῆς*. Uebrigens ist diese Stelle für die unsrige auch insofern interessant, als auch in ihr die Opfer zur Abwendung der Gefahren erscheinen.

189) Euripides pflegt den Dativ anzuwenden, s. Elmsley zu unserer Stelle, der deshalb *θυμῷ ἀμύνειν* verbinden wollte (Anm. 162).

190) Il. *Δ*, 11 *καὶ αὐτοῦ κῆρας ἀμύνει.* *Μ*, 402 *ἀλλὰ Ζεὺς κῆρας ἄμυνεν | παιδὸς ἑοῦ.*

191) Die schol. Laur. und Suidas erklären *τὴν τιμωρίαν* (Anm. 145), ohne eine Spur eines Zusatzes zu verrathen. Die Schol. Dind. (Anm. 145), mit denen die Glosse des *cod. Lips.* übereinstimmt, erklären *τὴν θείαν δίκην*, woraus G. Hermann und Arndt ohne ausreichenden Grund den Zusatz *θεῶν* folgerten.

192) Oed. Col. 1514 *αἱ πολλαὶ βρονταὶ διατελεῖς τὰ πολλά τε | στράψαντα χειρὸς τῆς ἀνικήτου βέλη.* Trach. 1087 *ἔνσεισον ὦναξ, ἐγκατάσκηψον βέλος, | πάτερ, κεραυνοῦ.* Aesch. Prom. 360 *ἀλλ' ἦλθεν αὐτῷ Ζηνὸς ἄγρυπνον βέλος, | καταιβάτης κεραυνὸς ἐκπνέων φλόγα.* Prom. 921 *τινάσσων χειρὶ πυρπνόον βέλος.* Sept. 493 *Ὑπερβίῳ δὲ Ζεὺς πατὴρ ἐπ' ἀσπίδος | σταδαῖος ἧσται, διὰ χερὸς βέλος φλέγων.* Sept. 238 *ὦ παγκρατὲς Ζεῦ, τρέψον εἰς ἐχθροὺς βέλος.* Sept. 434 *κεραυνοῦ δέ μιν βέλος κασχέθοι.* Eur. Suppl. 860 *ὁρᾷς τὸ δῖον οὗ βέλος διέπτατο;*

193) *Ποῦ ποτε κεραυνοὶ Διὸς ἢ ποῦ φαέθων Ἥλιος, εἰ ταῦτ' ἐφορῶντες | κρύπτουσιν ἕκηλοι;* Vgl. auch Soph. El. 1062 *ἀλλ' οὐ τὰν Διὸς ἀστραπὰν | καὶ τὰν οὐρανίαν θέμιν | δαρὸν οὐκ ἀπόνητοι.*

des Laios gesagt hatte: „Bewaffnet mit Feuer und Blitz springt auf ihn ein der Spross des Zeus!“ [194]).

Der Gedankengang ist durch meinen Vorschlag, so viel ich sehe, vollkommen hergestellt. Wie natürlich die Frage: „Wer wird noch opfern?“ den Chor zu dem Gedanken: „Wozu soll ich Reigen aufführen?“ hinüberleitet, beweisen, wenn es dafür des Beweises bedarf, zwei andere Stellen des Sophokles. Gerade so wie der Chor hier Opfer und Tanz verweigert, so verspricht er in einem Chorliede des Ajax, da, wo er wegen der Genesung des Ajax Ursache zu danken hat, den Göttern gleichzeitig Chortanz als seinen eigenen Tribut v. 693: „Nun liegt mir's am Herzen, Reigen zu tanzen,“ und Opfer als den Tribut des genesenen Ajax v. 712: „Und wieder erfüllt er die heiligen Opfergebräuche der Götter, sie ehrend mit strengster Gesetzesbeobachtung“ [195]). Ganz genau wie hier veranstaltet Klytämnestra, die im Bewusstsein ihrer Strafwürdigkeit die drohende Strafe der Götter abwenden will, Reigen und Opfer (El. 280): „Sie lässt Reigen aufführen und schlachtet den rettenden Göttern allmonatlich Schafe zum Opfer“ [196]).

Die drohende Vernachlässigung der Opfer ist ferner zugleich ein Symptom der vom Chor befürchteten Aufhebung der *νόμοι ἄγραφοι* [197]). Denn das erste derselben ist bekanntlich das *τιμᾶν θεούς* [198]), und die Uebertretung eines der göttlichen Gesetze bezeichnet Sophokles selbst in der Antigone als ein *τιμὰς τὰς θεῶν πατεῖν* [199]). Es findet also auch die genaueste Beziehung der bisher so unklaren Frage zu dem Grundgedanken des ersten Strophenpaares statt.

Endlich ist diese Frage auch in derselben absichtlichen Doppelsinnigkeit gehalten, die wir dort wahrnahmen. Sie passt im Sinne des Dichters und der Zuschauer auch auf Oedipus, der es nach Sophokles Darstellung unterlassen hat, sich selbst von dem Todschlage, den er am Dreiwege begangen, durch Opfer zu sühnen und die Stadt von dem *μίασμα*, das auch auf sie durch die Ermordung des Laios gefallen war, durch Opfer zu reinigen. Wie wirkungsvoll die Frage aber jetzt auf Iokaste passt, die der Chor selbst als Verächterin der Götter im Auge hat, und die wir unmittelbar vor dem Chorgesange in der sorglosesten Sicherheit sahen, lehrt ein Blick auf die unmittelbar folgende Scene. Iokaste ist in Gesellschaft des geängstigten Oedipus nun doch auch angst geworden und tritt, ähnlich wie die durch Träume

---

194) v. 469 *ἔνοπλος γὰρ ἐπ' αὐτὸν ἐπενθρώσκει | πυρὶ καὶ στεροπαῖς ὁ Διὸς γενέτας.*

195) Aj. v. 693 *νῦν γὰρ ἐμοὶ μέλει χορεῦσαι.* v. 712 *θεῶν δ' αὖ πάνθυτα θέσμι' ἐξήνυσ' | εὐνομίᾳ σέβων μεγίστᾳ.*

196) El. 280 *χόρους ἵστησι καὶ μηλοσφαγεῖ | θεοῖσιν ἔμμην' ἱερὰ τοῖς σωτηρίοις.*

197) Daher in der Stelle des Ajax v. 712 der Zusatz *εὐνομίᾳ σέβων μεγίστᾳ* zur Hervorhebung der in der Achtung des Gesetzes sich zeigenden Frömmigkeit des opfernden Ajax.

198) Xen. Mem. 4, 4, 19. Vgl. Anm. 74.

199) Antig. 744 Kreon: *ἁμαρτάνω γὰρ τὰς ἐμὰς ἀρχὰς σέβων;* Haemon: *οὐ γὰρ σέβεις, τιμάς γε τὰς θεῶν πατῶν.* Damit ist gemeint die Vernachlässigung des *νόμος ἄγραφος*, der die Todtenbestattung gebot, worüber mehr bei Nägelsbach, nachhomer. Theol. S. 83.

erschreckte Klytämnestra des Sophokles [200]) und Atossa des Aeschylus [201]), auf, um zu opfern, um gerade dem Gotte zu opfern, dessen Orakel sie kurz zuvor verspottet hat, und dem nach der Schlussäufserung des Chors bereits keine Ehre mehr erwiesen wird. Sie sagt gleich v. 911: „Ihr Häupter des Landes, es ist mir beigefallen, den Altären der Götter zu nahen mit Kränzen und Weihrauch in den Händen“ [202]). Dann fährt sie nach dem Berichte von den Befürchtungen des Oedipus, die sie nicht habe beschwichtigen können, fort v. 919: „Drum nahe ich Dir, lycischer Apollon, denn Du bist der nächste, flehend mit diesen Opfergaben, auf dass Du uns eine die Reinheit herstellende Lösung gewährest“ [203]). Sie opfert also nun doch, um die strafenden Blitze von sich und Oedipus abzuwehren. Eine deutlichere Beziehung auf die wiederhergestellte Frage *τίς ἔτι ποτὲ θύσει βέλη ψυχᾶς ἀμύνειν;* und ein besseres Ineinandergreifen des Chorgesanges und der beiden durch ihn getrennten Scenen kann man in der That nicht erwarten.

Ein Bedenken spricht gleichwohl noch gegen meine Vermuthung, nämlich, dass die antistrophische Responsion noch nicht hergestellt ist. Indess hoffe ich zu zeigen, dass der Fehler in der Antistrophe steckt, zu der wir nun übergehen, um ihre Schwierigkeiten mit wenigen Worten zu erledigen.

Die Anfangsworte der Antistrophe: „Ich werde nicht mehr gehen zu dem heiligen Nabel der Erde, Ehrfurcht bezeugend“ u. s. w., sind wiederum asyndetisch angeknüpft [204]) und erweisen sich dadurch auch in der Form als Gegenstück der ersten gleichfalls asyndetisch an die Verwünschung angereihten Frage, so dass sie nicht etwa als Fortsetzung des Gedankens der erläuternden Frage anzusehen sind. Die Worte selbst enthalten deutlich eine Drohung, die Orakel zu vernachlässigen [205]). Auch diese Erwähnung der Vernachlässigung der Orakel bezieht sich nicht blos im

---

200) El. 634 *ἔπαιρε δὴ σὺ θύμαθ᾽ ἡ παροῦσά μοι | πάγκαρπ᾽ ἄνακτι τῷδ᾽ ὅπως λυτηρίους | εὐχὰς ἀνάσχω δειμάτων ὧν νῦν ἔχω.*

201) Pers. 201 *σὺν θυηπόλῳ χερὶ | βωμὸν προσέστην, ἀποτρόποισι δαίμοσι | θέλουσα θῦσαι πέλανον, ὧν τέλη τάδε.*

202) *χώρας ἄνακτες, δόξα μοι παρεστάθη | ναοὺς ἱκέσθαι δαιμόνων, τάδ᾽ ἐν χεροῖν | στέφη λαβούσῃ κἀπιθυμιάματα.*

203) *πρός σ᾽ ὦ Λύκει᾽ Ἄπολλον, ἄγχιστος γὰρ εἶ, | ἱκέτις ἀφῖγμαι τοῖσδε σὺν κατάργμασιν, | ὅπως λύσιν τιν᾽ ἡμῖν εὐαγῆ πόρῃς.*

204) Siehe Anm. 32.

205) Man wird sie nach dem exponierten Gedankenzusammenhange wohl nicht mehr mit Hartung auf den Besuch der an den genannten drei Orakelstätten stattfindenden Festversammlungen deuten. Freilich meinen dies die Scholien: Schol. Laur. zu v. 899 *Ἢ ἐπὶ τῶν πανηγύρεων, ὅτι καὶ τῶν τοιούτων ἀφέξομαι, εἰ μὴ ταῦτα φανερωθῶσιν.* Schol. Dind. zu v. 892 *τί δεῖ με χορεύειν] κατὰ τί πρέπει πανηγυρίζειν με τοῖς θεοῖς.* Auch Triclinius ist derselben Ansicht zu v. 883 *εἰ γὰρ αἱ τοιαίδε] ἤ-οι εἰ αἱ κακαὶ πράξεις τίμιαι καὶ καλαί, τί δεῖ με χορεύειν καὶ πανηγύρεις ἱστάναι τοῖς θεοῖς, αἰτούμενον τὰ λυσιτελῆ;* Aber der Irrthum rührt daher, dass die Scholien und Triclinius *χορεύειν* nicht in seiner Beziehung zu der vorhergehenden Erwähnung der Opfer fassten und deshalb meinten, diese Frage *τί δεῖ με χορεύειν* werde durch den folgenden Satz erklärt. Daher stammt auch wohl das Glossem im *Laur. A πονεῖν ἢ τοῖς θεοῖς* hinter *χορεύειν.* Siehe G. Wolff im Rhein. Mus. N. F. 9, 126.

Sinne des Chores auf Iokaste, die das dem Laios gegebene Orakel des Apollon verspottet hatte, sondern eben so gut im Sinne des Dichters und der Zuschauer auch auf Oedipus. Oedipus hatte ja das ihm rücksichtlich seiner Abstammung von Polybos gegebene Orakel nicht aufmerksam genug gewürdigt; er deutete es noch immer falsch und erklärt es bei der Nachricht vom natürlichen Tode des Polybos für werthlos. Oedipus hatte ferner den von Kreon aus Delphi geholten Orakelspruch als unächt und untergeschoben verdächtigt, ja sogar die Deutung desselben durch den gottgeweihten Seher Tiresias für ein Werk des Truges erklärt. Wem es unwahrscheinlich dünkt, dass so vieles in den Aussprüchen des Chores liegt, was auf seinen geliebten Herrscher passt, und was er selbst doch nicht sieht, der beachte, dass Sophokles selbst den Chor im Zwiegespräche mit Kreon gewiss nicht ohne Absicht sagen lässt v. 530: „Ich weiſs nicht; denn was der Herrscher thut, das seh' ich nicht“ [206]).

Schwierigkeit macht wiederum die nachfolgende Protasis: *εἰ μὴ τάδε χειρόδεικτα | πᾶσιν ἁρμόσει βροτοῖς*. Früher verstand man sie mit den Scholien [207]) von der Bewahrheitung der von Iokaste verlachten Orakel [208]). Da aber ihre Apodosis der unwilligen Frage und deren Erläuterung *τί δεῖ με χορεύειν* parallel steht, so muss auch diese Protasis dem Sinne nach der dreigliederigen Protasis der unwilligen Frage und der Protasis der erläuternden Frage entsprechen. Sie muss also noch eine Variation des Gedankens „wenn der Frevler nicht bestraft wird“ enthalten. Dies bezeugt Triclinius [209]), wenn auch in unklarer Weise. Schneidewin formuliert diesen Gedanken in der Inhaltsangabe der zweiten Antistrophe präcis genug [210]), aber in den Worten des Dichters scheint er auch hier ein absichtliches Helldunkel anzunehmen; denn er erblickt in *τάδε*, wie in *τοιαῖδε* v. 895 und in *τοῖσδε* v. 892 „eine zurückhaltende Hindeutung auf das, was er tadelt.“ Ohne Zweifel

---

206) *οὐκ οἶδ'· | ἃ γὰρ δρῶσ' οἱ κρατοῦντες, οὐχ ὁρῶ.*

207) Schol. Laur. zu v. 901 *εἰ μὴ ταῦτα τῶν χρησμῶν, ἢ τὰ λεχθέντα ὑπὸ Ἰοκάστης, φανερὰ καὶ κατάδηλα γένηται.* Schol. Dind. zu 901 *τάδε] τὰ τῶν χρησμῶν. χειρόδεικτα] φανερῶς διὰ τῶν χειρῶν δεικνύμενα. ἁρμόσει] ἀποβήσεται.*

208) Musgrave: „*nisi haec eventui congruerint adeo perspicue, ut in exemplum cedant digito ab omnibus demonstrandum.* Ebenso Hermann, der *congruent* verbessert, Ellendt, Dindorf. Die Construction ist gezwungen (s. das im Texte gegen die ähnliche Construction Schneidewin's Bemerkte), und die Ergänzung *eventui* zu *ἁρμόσει* willkürlich.

209) Triclinius zu v. 883 (S. 300 Dind.) *ἐὰν μὴ ἁρμόσῃ πᾶσι τοῖς βροτοῖς τάδε χειρόδεικτα καὶ φανερά, τουτέστιν, εἰ μὴ ἑνὶ ἑκάστῳ ἁρμοδίως παρέσται ἐκ τῶν θεῶν τὰ τῆς προαιρέσεως ἔπαθλα, τῷ μὲν κακῷ κακά, τῷ δ' ἀγαθῷ ἀγαθά, ἀλλὰ πάντες ἐπίσης μετέχοιεν τῶν θεῶν.* Etwas anders, aber gleich unvereinbar mit den Worten des Textes, Hartung zu v. 851: „Es ist hier nicht von Bewahrheitung der Orakel die Rede, sondern vom Glauben an die Tugend, und von der einstimmigen Ueberzeugung aller Welt, dass nur das Rechte und Fromme Segen bringe und vom Himmel gefordert werde.“

210) „Wird nicht als warnendes Beispiel für Jedermann kund, dass (Iokaste's) Frevel an göttlichen Orakeln nicht ungestraft bleibt.“

meint aber der Chor mit *τάδε* eben so deutlich wie mit *αἱ τοιαίδε πράξεις* die das göttliche Recht verletzenden Handlungen und Reden der Iokaste.

Wenn dies nun so ist, so muss in *χειρόδεικτα πᾶσιν ἁρμόσει βροτοῖς* der Ausdruck für Strafe liegen. Er würde in der That nur sehr unklar darin liegen, wenn Schneidewin's Auffassung dieser Worte richtig wäre. Schneidewin übersetzt sie nämlich: „Wenn dies nicht als ein Fingerzeig für Jedermann sich „dem alten Spruche“ fügen, mit ihm übereinstimmen, ihn bestätigen wird.“ Er lässt also wie die früheren Interpreten [211]) die Dative nicht von *ἁρμόσει* abhängen, das in ihrer Mitte steht [212]), sondern von *χειρόδεικτα*, und ergänzt zu *ἁρμόσει* den Dativ eines Begriffes, der zu wichtig ist und nicht nahe genug liegt [213]), um blos ergänzt zu werden. Ohne Zweifel hängen die Dative, wie auch Triclinius sieht, von *ἁρμόσει* [214]) ab: „Wenn diese Frevel nicht allen Menschen passen werden.“ So gefasst ist die Wendung freilich auch noch nicht klar und ist daher dem Triclinius auch unklar geblieben. Man wird nämlich sofort fragen: in welchem Sinne dieses Passen zu verstehen sei? Aber jene Unklarheit wird eben durch *χειρόδεικτα* beseitigt, das als prädicative Bestimmung zu *ἁρμόσει* auf diese Frage Antwort gibt. Der Chor will nicht, dass die Götter die Frevel im Dunkel bergen, wie er in der Elektra v. 826 dies nicht will, wo er ausruft: „Wo sind die Blitze des Zeus und der strahlende Helios, wenn sie dies geduldig ansehen und im Dunkel bergen?“ [215]). Er will vielmehr, dass die Frevel ans Tageslicht gezogen werden, so dass man mit Händen auf sie hinzeigt. Ans Tageslicht können sie aber eben nur durch die göttliche Strafe gezogen werden. Denn bleiben sie ungestraft, so bleiben sie auch im Dunkeln. In *χειρόδεικτα* liegt also der Begriff der Strafe [216]), und wir erfassen den

---

211) Siehe Anm. 208.

212) Das *ἁρμόσει* von *πᾶσιν — βροτοῖς* zu trennen, wäre eben so gewaltsam, wie die Verbindung des Antig. 124 in der Mitte zweier Dative stehenden *δυσχείρωμα* (*ἀντιπάλῳ δυσχείρωμα δράκοντι*) nicht mit diesen Dativen, sondern mit dem vorhergehenden *πάταγος*. Vgl. darüber Bonitz, Beiträge zur Erklärung des Sophokles. Zweites Heft. S. 30. 32.

213) Schneidewin selbst unterlässt es anzugeben, welcher alte Spruch gemeint sei. Wahrscheinlich dachte er an die in der ersten Antistrophe ausgesprochene Sentenz.

214) Dieses Verbum regiert den Dativ El. 1293 *ἃ δ' ἁρμόσει μοι τῷ παρόντι νῦν χρόνῳ, | σήμαιν', ὅπου φανέντες ἢ κεκρυμμένοι, | γελῶντας ἐχθροὺς παύσομεν τῇ νῦν ὁδῷ* (d. i. „was mir passen wird“). Vgl. auch die Construction mit *ἐπὶ* c. acc. in Antig. 1317 *ὤμοι μοι, τάδ' οὐκ ἐπ' ἄλλον βροτῶν | ἐμᾶς ἁρμόσει ποτ' ἐξ αἰτίας* (d. i. „wird niemals auf einen andern passen“). Auch mit Accus. wird das intransitive *ἁρμόζειν* verbunden, Trach. 731 *σιγᾶν ἂν ἁρμόζοι σε τὸν πλείω λόγον*.

215) Siehe Anm. 193.

216) Der Begriff der Strafe kommt somit durch den Zusammenhang in das Wort hinein; an sich hat *χειρόδεικτος* ihn eben so wenig wie *δακτυλόδεικτος*. Aesch. Ag. 1291 *τὸ μὲν εὖ πράσσειν ἀκόρεστον ἔφυ | πᾶσι βροτοῖς· δακτυλοδείκτων δ' | οὔτις ἀπειπὼν εἴργει μελάθρων*. Vgl. auch Edon. fragm. 56 Nauck, wo jedoch der Text unsicher ist. Angesichts jener Stelle liegt in *χειρόδεικτα* eine herbe Ironie, da es auch von auffallendem Glücke gesagt werden konnte; und wahrscheinlich hat Sophokles das Wort absichtlich gewählt, damit die Zuschauer an den Contrast des glänzenden Glückes des Oedipus und des eben so berühmt gewordenen Unglücks desselben denken sollten.

vollen Sinn des Ausdrucks nur, wenn wir übersetzen: „als allgemein bekanntes Beispiel göttlicher Strafe," wie wir sagen würden: „als gebrandmarktes Beispiel." Als solches also sollen die Frevel allen Menschen passen, oder vielmehr passend erscheinen. Auch dies liegt in *χειρόδεικτα*, was man sich dadurch deutlich machen wird, dass man das Verbum finitum und die adjectivische prädicative Bestimmung die Rollen tauschen lässt: *εἰ μὴ τάδε χερσὶ δειχθήσεται ἁρμόζοντα πᾶσι βροτοῖς*, „wenn nicht diese Frevel zum warnenden Beispiel göttlicher Strafe gezeigt werden, d. i. erscheinen werden, als allen Menschen passend"[217]). Die Sache ist also die, dass *πᾶσι βροτοῖς* von dem durch *χειρόδεικτα* näher bestimmten *ἁρμόσσει* abhängt. Es ist daher nur ein irrthümliches Gefühl, wenn man statt *πᾶσιν βροτοῖς* einen abstracten Dativ, etwa „der Erwartung aller Menschen (entsprechend)" wünschen wollte. *Πᾶσιν βροτοῖς*[218]) aber kann der Chor mit vollem Rechte sagen; denn er setzt voraus, dass alle Menschen dieselbe Achtung vor dem ewigen Sittengesetze und somit dasselbe Verlangen, Frevel dagegen bestraft zu sehen, haben werden, wie er selbst. Und diese Voraussetzung ist völlig berechtigt; denn die *νόμοι θεῶν* werden von den Griechen mit Bezug auf ihre Allgemeingiltigkeit auch als *πάντων νόμιμον*[219]), als *νόμιμα πάσης Ἑλλάδος*[220]), als *νόμος Πανελλήνων*[221]), als *νόμοι βροτῶν*[222]), als *ὁ πάντων κοινὸς Ἑλλήνων τε καὶ βαρβάρων νόμος*[223]) bezeichnet. Sie sind nach Xenophon *νόμοι ἐν πάσῃ χώρᾳ κατὰ ταὐτὰ νομιζόμενοι*[224]).

Uebrigens liegt auch in dieser Protasis eine dem Chore selbst unbewusste Hinausdeutung auf die erfolgende Bestrafung des Oedipus. Oedipus wird durch die Strafe im wahren Sinne des Wortes ein *χειρόδεικτος*. Der Chor selbst sieht dies

---

217) Siehe Anm. 130.

218) Darin eine versteckte Anspielung auf Iokaste (und im Sinne des Dichters auch auf Oedipus) zu sehen, was dem Triclinius (Anm. 209) vorgeschwebt haben mag, wäre nur dann möglich, wenn *τάδε* auf die ausgesprochenen Grundsätze im Allgemeinen oder speciell auf die *νόμοι ἄγραφοι* gienge. Aber *τάδε* muss bei dem Parallelismus der drei Vordersätze nothwendig auf *αἱ τοιαίδε πράξεις* bezogen werden.

219) Empedokles v. 426 in Anm. 6.

220) Eur. Suppl. 311 *νόμιμά τε πάσης συγχέοντας Ἑλλάδος | παῦσαι.*

221) Eur. Suppl. 526 *θάψαι δικαιῶ, τὸν Πανελλήνων νόμον | σῴζων.*

222) Eur. Suppl. 378 *νόμους βροτῶν μὴ μιαίνειν.*

223) Dionys. Hal. 3, 23 *καὶ οὐ τάς γε ἐλαχίστου ἀξίας, ἀλλ' ἃς ἥ τε φύσις ἡ ἀνθρωπεία κατεστήσατο, καὶ ὁ πάντων κοινὸς Ἑλλήνων τε καὶ βαρβάρων βεβαιοῖ νόμος, ἄρχειν καὶ τὰ δίκαια προστάττειν τοὺς πατέρας τοῖς ἐκγόνοις, καὶ τὰς μητροπόλεις ταῖς ἀποικίαις.* Obwohl Dionysios von diesem Gesetze in strictem Gegensatze zu Sophokles' Worten *οὐδέ νιν θνατὰ φύσις ἀνέρων ἔτικτε* sagt, dass es *ἡ φύσις ἀνθρωπεία* festgesetzt habe (er will damit das Gesetz als ein naturrechtliches bezeichnen und legt den Nachdruck auf *φύσις*, während er bei Sophokles auf *ἀνέρων* liegt), so meint er doch eben ein göttliches Gesetz, wie er es denn auch gleich nachher *θεῖος νόμος* (s. Anm. 87) nennt. Vgl. Nägelsbach nachhom. Theol. S. 82.

224) Xen. Mem. 4, 4, 19 *Ἀγράφους δέ τινας οἶσθα, ὦ Ἱππία, νόμους; — Τούς γ' ἐν πάσῃ, ἔφη, χώρᾳ κατὰ ταὐτὰ νομιζομένους.* Und weiter *ἐγὼ μέν, ἔφη, θεοὺς οἶμαι τοὺς νόμους τούτους τοῖς ἀνθρώποις θεῖναι. καὶ γὰρ παρὰ πᾶσιν ἀνθρώποις πρῶτον νομίζεται θεοὺς σέβειν.*

nachher ein, indem er sagt v. 1192: „Dein Schicksal, o unglückseliger Oedipus, Dein Schicksal als Beispiel (*παράδειγμα*) vor Augen, preise ich keinen Sterblichen glücklich“ [225]). Und von Oedipus sagt auch der Exangelos v. 1287: „Er schreit, man solle die Thüre öffnen und den Vatermörder allen Kadmeern zeigen“ (*δηλοῦν*) [226]).

Die nun folgenden drei Verse der Bitte an Zeus, welche rhythmisch der dreigliederigen Protasis entsprechen, enthalten nichts Zweifel erregendes [227]). Das Subject von *λάθοι* ist keineswegs so unklar, wie es nach Schneidewin's Auffassung sein würde [228]). Der Chor kann offenbar nur bitten, dass die bisher nicht ans Tageslicht gezogenen, im Dunkel verborgenen Frevel, deren Bestrafung er gewünscht hat, dem Zeus nicht entgehen. Subject ist also entschieden *τάδε*, d. h. im Sinne des Chores die Frevel der Iokaste [229]).

Gänzlich zu verwerfen ist natürlich, nachdem die Integrität der dreigliederigen Protasis gesichert ist, die Zusammenziehung der drei Verse der Bitte in zwei, welche Bergk und Nauck für geboten erachteten [230]). Denn abgesehen von einer aufserdem nothwendigen willkürlichen Veränderung untadeliger Worte müssen diese Kritiker *πάντ' ἀνάσσων* und *ἀθάνατον* ausstofsen, also zwei Begriffe, die sehr passend zur nachdrücklichen Hervorhebung der göttlichen Macht dienen, mit der die Straflosigkeit der Frevel in Widerspruch steht.

Die Motivierung der Bitte endlich: *φθίνοντα γὰρ Λαΐου | θέσφατ' ἐξαιροῦσιν ἤδη* führt uns zu dem früher ausgesprochenen Bedenken wegen der mangelnden rhythmischen Responsion dieser Verse mit der unwilligen Frage zurück. Diejenigen, welche in der Strophe das Glossem *ἔρξεται* beibehielten oder durch Conjectu-

---

225) *τὸν σόν τοι παράδειγμ' ἔχων, | τὸν σὸν δαίμονα, τον σόν, ὦ τλᾶμον Οἰδιπόδα, βροτῶν | οὐδὲν μακαρίζω.*

226) *βοᾷ διοίγειν κλῇθρα καὶ δηλοῦν τινα | τοῖς πᾶσι Καδμείοισι τὸν πατροκτόνον.*

227) Das *ὀρθόν* des *Laur. A*, welches auch im *Flor. D* erscheint, ist wohl nur Schreibfehler oder Erklärung von *ὀρθά*. Oder sollte Sophokles geschrieben haben *εἴπερ ὀρθὸν οὖας*, so dass *ἀκούεις* ein erklärendes Glossem wäre? Für *ὀρθὸν οὖας* liefse sich anführen Soph. El. 25 *ὥσπερ γὰρ ἵππος εὐγενής, κἂν ᾖ γέρων, | ἐν τοῖσι δεινοῖς θυμὸν οὐκ ἀπώλεσεν, | ἀλλ' ὀρθὸν οὖς ἵστησιν κ. τ. λ.* Der Accusativ *πάντ'* bei *ἀνάσσων*, der G. Hermann bewog *πάντων ἀνάσσων* für *Ζεῦ πάντ' ἀνάσσων* zu schreiben, ist unverdächtig; nur darf er natürlich nicht als Objectsaccusativ, sondern muss als Accusativ der näheren Bestimmung zu dem gleichsam adjectivischen *ἀνάσσων* genommen werden; vgl. 1196 *τοῦ πάντ' εὐδαίμονος ὄλβου*.

228) Schneidewin erklärt entweder *τάδε* von v. 901 oder den ganzen folgenden Satz *φθίνοντα γὰρ* für das Subject. Letzteres ist schon grammatisch unmöglich.

229) Vgl. auch die in Anm. 94 citierte Stelle des Solon 13, 25 (Bergk) *τοιαύτη Ζηνὸς πέλεται τίσις, οὐδ' ἐφ' ἑκάστῳ, | ὥσπερ θνητὸς ἀνήρ, γίγνεται ὀξύχολος· | αἰεὶ δ' οὔ ἑ λέληθε διαμπερές, ὅστις ἀλιτρὸν | θυμὸν ἔχει, πάντως δ' ἐς τέλος ἐξεφάνη.* Triclinius (p. 300 Dind.) gibt als Subject von *λάθοι* dem Sinne nach richtig an *τὸ τοὺς κακοὺς τετιμωρῆσθαι* und fügt hinzu *ἀλλὰ μέχρις ἂν ἡ σὴ ἀρχὴ ἐπέχῃ, κολάζοιντο οἱ κακοί.*

230) Siehe Anm. 115.

ren ersetzten, benutzten in der Antistrophe zur Herstellung des dann erforderlichen Rhythmus das im *cod. Laur. A.* fehlende, nur in schlechteren Handschriften überlieferte *παλαιά*. Dieses selbst freilich konnten sie nicht gebrauchen, sondern waren gezwungen auf Grund desselben Conjecturen aufzustellen [231]). Wie unkritisch es war, das Glossem *ἔρξεται* als selbst ächt oder wenigstens als Fundament für Conjecturen auf diese Weise zu retten [232]), geht daraus hervor, dass *παλαιά* sich, auch ohne aus der Strophe entlehnte Argumente als Glossem nachweisen lässt, wie G. Hermann richtig erkannt hat, dem Wunder und Hartung folgen. Denn es ist im *Laur. A.* von ganz junger Hand an den Rand geschrieben [233]); die Auctorität des *Laur. A.*, der das Wort also nicht hat, wird unterstützt durch *Laur. C.*, durch die Handschriften des auch diese Verse citierenden Suidas [234]) und durch die Handschrift, die Triclinius bei seinen metrischen Auseinandersetzungen benutzte [235]). In den schlechteren Handschriften erscheint es aber an schwankender Stelle, vor *Λαΐου*, nach *Λαΐου* oder gar nach *θέσφατα* [236]), und dass es als Marginalerklärung in den Text gerathen sei, zeigen die Scholien, welche *φθίνοντα* durch *παλαιά* erklären [237]). Man conjicierte also auf Grund des einen Glossems, um ein anderes gleichfalls durch Conjectur halten zu können. Schneidewin und Nauck waren nur insofern scheinbar vorsichtiger, als sie *παλαιά* selbst aufgaben, aber doch die vermeintlich dann feh-

---

231) Erfurdt wollte *φθίνοντα γὰρ Λαΐου παλαιά σοι* oder *φθίνοντα μὲν γὰρ παλαιὰ Λαΐου*. Arndt a. a. O. S. 21 vermuthete *φθίνοντα γὰρ Λαΐου παλαίφατα*, woran auch G. Hermann früher gedacht hatte. Bergk a. a. O. S. XLIX schlägt vor *φθίνοντα γὰρ Λαΐου παλαιγενοῦς*.

232) Siehe Anm. 166. 167. 169.

233) G. Wolff im Rhein. Mus. N. F. 9, S. 126.

234) Suidas v. *ἐξαιροῦσιν ἐκβάλλουσιν, ἀφανίζουσιν. φθίνοντα γὰρ Λαΐου | θέσφατ' ἐξαιροῦσιν ἤδη.*

235) Triclinius p. 300 Dind. *ἰστέον δὲ ὅτι τὸ τῆς ἀντιστροφῆς δέκατον κῶλον, τὸ φθίνοντα δ' ὡς ἐμοὶ δοκεῖ, ἐλλιπὲς ἦν πρὸς τὸ τῆς στροφῆς. διὸ καὶ προσετέθη παρ' ἐμοῦ τὸ ὡς ἐμοὶ δοκεῖ, ὅπως ὁλόκληρον καὶ τοῦτο γένηται. καὶ οἶμαι ὡς καλῶς προσετέθη. εἰ δέ τις βέλτιόν τι νοήσει, τοῦτο τεθείτω.*

236) Vor *Λαΐου* nach Dindorf in *Flor. Δ. Θ. Dresd. b* und fünf andern; nach *Λαΐου* in der Aldina, nach *θέσφατα* in *Laur. B.*

237) Schol. Laur. zu v. 906 *φθίνοντα γάρ: Ἀντὶ τοῦ παλαιά, παρεληλυθότα. γρ. φθίνων, ἵν' ᾖ, μὴ λάθοι σε ὁ Λάϊος φθίνων, ἀλλὰ δείξαις αὐτοῦ τὸν θάνατον.* Die Richtigkeit des Schlusses bestreitet Bellermann, weil der Scholiast selbst für *φθίνοντα* geschrieben haben wolle *φθίνων*. Aber das *γρ. φθίνων* ist ohne Zweifel von einem andern Scholiasten, als die erste Erklärung. Der zweite wollte *φθίνων* zum Vorhergehenden ziehen, um ein Subject für *λάθοι* zu gewinnen, und las dann ohne Zweifel *τὰ γὰρ Λαΐου*, ob mit oder ohne *παλαιά* steht dahin. Wenn er es mit *παλαιά* las, so hatte er eben eine schon corrumpierte Quelle. Auch die jüngeren Scholien fanden das Glossem bereits im Texte; s. Schol. Dind. zu v. 906 *φθειρόμενοι γὰρ οἱ παλαιοὶ χρησμοί, οἱ δοθέντες τῷ Λαΐῳ, ἀφανίζονται ἤδη.* Eben so die Urheber der mit Triclinius metrischer Bemerkung unverträglichen Erklärung bei Triclinius (p. 300 Dind.) *ἐξαιροῦσι γὰρ καὶ ἐκβάλλουσι καὶ ἀτιμάζουσιν ἤδη καὶ νῦν φθίνοντα καὶ ἀτιμαζόμενα τὰ παλαιὰ θέσφατα καὶ μαντεύματα τοῦ Λαΐου.* — Uebrigens bemerke ich, dass Sophokles *φθίνοντα* absichtlich sagt mit einem Rückblick auf den früheren Chorgesang v. 481, wo von dem unbekannten Mörder des Laios gesagt wird: *τὰ μεσόμφαλα γᾶς ἀπονοσφίζων | μαντεῖα· τὰ δ' ἀεὶ ζῶντα περιποτᾶται.*

lenden vier Sylben durch einen Ausdruck ersetzen wollten, der durch das Glossem *παλαιά* aus dem Texte ganz verdrängt [238]) oder an eine andere Stelle verschoben [239]) worden sei.

Sehen wir nun, wie wir hiernach müssen, vollständig von *παλαιά* ab, so differiert der Rhythmus der Strophe und Antistrophe um Eine Sylbe [240]). Es ist also die doppelte Möglichkeit vorhanden, entweder in der Strophe eine Sylbe wegzulassen oder in der Antistrophe eine Sylbe zuzusetzen. Für jene Möglichkeit zeigt sich kein irgendwie wahrscheinlicher Weg [241]); für diese ein sehr einfacher. Ohnehin ist es schon durch das Eindringen von *παλαιά* wahrscheinlich, dass eine Sylbe vor *θέσφατα* ausgefallen sei. Ziemlich nahe würde es liegen mit Hartung [242]) den Artikel *τὰ* vor *θέσφατα* hinzuzusetzen. Denn allerdings sind die vom Chore gemeinten Orakel bestimmte. Allein man begreift nicht recht, wie gerade dieses *τά* habe verschwinden können.

Deshalb ziehe ich vor *οὐ* zwischen *Λαΐου* und *θέσφατα* einzuschieben, an welcher Stelle es sowohl wegen der Aehnlichkeit mit der Schlufssylbe von *Λαΐου* als auch mit dem Anfangsbuchstaben von *θέσφατα* leicht übersehen werden konnte. Der Satz ist dann natürlich als Frage zu nehmen: *φθίνοντα γὰρ Λαΐου οὐ θέσφατ᾽ ἐξαιροῦσιν ἤδη*; „denn mifsachten sie nicht schon die Orakel des Laios als verklungene?" Die Form der Frage passt für den Unwillen des Chors hier eben so gut, wie in den beiden Fragen der Strophe. Und wenn zwei nicht fragende Sätze auf die Frage folgen: *κοὐδαμοῦ τιμαῖς Ἀπόλλων ἐμφανής, ἔρρει δὲ τὰ θεῖα*, so folgt gerade so auf die zwei Fragen der Strophe ein ihnen völlig parallelgehender Satz ohne Fragform: *οὐκ ἔτι τὸν ἄθικτον εἶμι γᾶς ἐπ᾽ ὀμφαλὸν σέβων.*

---

238) Schneidewin vermuthete *φθίνοντα γαρ Πυθόχρηστα Λαΐου.*

239) Nauck vermuthete im Zusammenhang mit der Zusammenziehung der drei Verse der Bitte zu zweien, um dem dort eliminierten *πάντ᾽ ἀνάσσων* wieder zu seinem Rechte zu verhelfen (Anm. 115) *φθίνοντα γάρ, πάντ᾽ ἀνάσσων, Λαΐου.*

240) G. Hermann erreichte metrische Uebereinstimmung durch das einsylbig zu sprechende *θεῶν*, das er an die Stelle von *θυμῷ* setzte (S. 51).

241) Man könnte *ἀνήρ* weglassen, aber dieses ist an sich unverdächtig: Oed. Tyr. 1188 *τίς γάρ, τίς ἀνὴρ πλέον | τᾶς εὐδαιμονίας φέρει, | ἢ τοσοῦτον ὅσον δοκεῖν | καὶ δόξαντ᾽ ἀποκλῖναι*; Oed. Tyr. 816 *τίς ἐχθροδαίμων μᾶλλον ἂν γένοιτ᾽ ἀνήρ;* Aesch. Pers. 94 *τίς ἀνὴρ θνατὸς ἀλύξει*; Auch wird *ἀνήρ* durch die Scholien (Anm. 145) und durch Triclinius (Anm. 161) bestätigt. Ferner ist die Weglassung von *ἀνήρ* schon deshalb unwahrscheinlich, weil es dann nöthig sein würde, die ganze Frage als Einen Vers anzusehen: *τίς ἔτι ποτ᾽ ἐν τοῖσδε θύσει βέλη ψυχᾶς ἀμύνειν*; Dieser Vers würde nämlich eine hyperkatalektische iambische Oktapodie sein, die schwerlich sonst irgendwo nachgewiesen werden kann. Vgl. Rossbach und Westphal, griechische Metrik S. 225. Auch würde sie zu dem eurhythmischen Bau der Strophe nicht stimmen. Die iambische Periode derselben besteht nach unserer Abtheilung aus zweimaliger Wiederholung einer katalektischen (synkopierten) Hexapodie mit einer akatalektischen Tetrapodie, auf welche eine katalektische (synkopierte) Pentapodie (Rossbach S. 214) als Epodikon folgt.

242) Da Hartung in der Strophe *ἔρξεται* weglässt (Anm. 174), ist er eben auch in der Lage, in der Antistrophe eine Sylbe zusetzen zu müssen.

Der Mangel des Artikels vor *θέσφατα* erhöht aber die durch die Verbindung des Genitivs *Λαΐου* mit *θέσφατα* herbeigeführte Mehrdeutigkeit des Ausdrucks. Der Chor meint das von Iokaste verspottete Orakel, das dem Laios gegeben war [243]). Der Dichter aber und die Zuhörer denken eben so wohl an die übrigen das Geschlecht des Laios betreffenden Orakel, unter denen solche waren, welche auch Oedipus miſsachtet hatte.

So sehen wir also, dass bis zum Schlusse Sophokles mit meisterhafter Kunst die Doppelsinnigkeit der Worte des Chores durchgeführt hat, die wir bei dem Ausdrucke *ὕβρις φυτεύει τύραννον* zuerst wahrnahmen. Diese Doppelsinnigkeit ist aber bei der beschränkten Einsicht des Chores, die Sophokles als Attribut desselben durch die ganze Tragödie consequent festhält, psychologisch vollkommen wahrscheinlich, und für die Zuschauer von eben so fein berechneter als groſsartiger tragischer Wirkung. Sophokles bewährt sich also vollkommen als Meister in der psychologischen Charakteristik und der dramaturgischen Oekonomie. Die Doppelsinnigkeit ist aber auch, wie wir bei der vollendeten Herrschaft des Sophokles über die Sprache nicht anders erwarten dürfen, für die, auf die sie berechnet ist, d. i. auf die Zuschauer, vollkommen klar, ja durchsichtig. — Ich wünsche, meine Herren, sie Ihnen eben so klar und durchsichtig gemacht zu haben, wie sie einst den Athenern war. Dann dürfte ich mir schmeicheln, meine Schuldigkeit gethan, d. h. die Pflicht eines gewissenhaften Interpreten erfüllt zu haben [244]).

---

243) Schol. Laur. zu v. 898 *Ἄθικτον] Καθαρόν. Πιθανῶς δὲ τὸ ἐπίθετον, οὗ οὐκ ἀπέσχετο Ἰοκάστη.* Zu v. 901 *εἰ μὴ ταῦτα τῶν χρησμῶν ἢ τὰ λεχθέντα ὑπὸ Ἰοκάστης φανερὰ καὶ κατάδηλα γένηται, οὐκέτι τιμήσω θεούς.* Zu v. 906 *Τὰ γὰρ περὶ Λαΐου μαντεύματα ἐκβάλλουσιν, καὶ οὐ παραδέχονται τὰ παρὰ τῶν θεῶν εἰρημένα ὡς ἀληθῆ. — Τὰ γὰρ ἐπὶ Λαΐῳ θεσπισθέντα ἐκφαυλίζεται ὑπὸ Ἰοκάστης καὶ παραγράφεται καὶ ψευδῆ νομίζεται.* Triclinius (p. 300) *τουτέστι, τὸν πάλαι δοθέντα παρ' Ἀπόλλωνος τῷ Λαΐῳ χρησμόν, ὡς ὑπὸ παιδὸς τεθνήξεται, Ἰοκάστη νῦν ἀτιμάζει καὶ ψευδῆ οἴεται.*

244) Zur Erleichterung des Urtheils über den Eindruck des Gedankenzusammenhanges, den der Chorgesang nach meiner Auffassung und meiner Textesconstitution hat, lasse ich eine wörtliche Uebersetzung folgen:

Strophe 1. Wäre mir doch das Loos beschieden, meine fromme Reinheit zu bewahren in allen Worten und Handlungen, worüber Gesetze vorliegen, hochwandelnde, im himmlischen Aetherraume erschaffen, deren Erzeuger allein der Olymp ist, und welche die sterbliche Menschennatur nicht geboren hat und auch niemals in Vergessenheit versenken wird! Mächtig waltet in ihnen Gott und nicht wird er altersschwach.

Antistrophe 1. Uebermuth erzeugt den Tyrannen. Er stürzt, wenn der Uebermuth sich mit vielem fruchtlos übersättigt hat, was nicht passend und auch nicht heilsam ist, auf den Gipfel des schwindelnden Glückes gelangt, hinab in das unselige Verhängnis, wo ihm der Fuſs zu seiner Rettung nichts nützt. Doch die dem Staate heilsame Satzung niemals aufzuheben, das bitte ich Gott. Gottes Obhut zu verehren werde ich niemals aufhören.

Strophe 2. Wenn aber Einer in Thaten oder Worten freventlich einherwandelt, ohne Scheu vor dem Rechte und ohne Ehrfurcht vor den Götterbildern, den möge das böse Verhängnis fortraffen wegen seines unseligen Uebermuthes! Wenn er nicht seinen gebührenden Lohn nach Recht erhält und von gottlosen Handlungen abgehalten wird oder bei der Antastung des Unantastbaren scheitert, welcher

Die Discussion über diesen Vortrag wurde auf den folgenden Tag verschoben, an welchem sie nach dem Vortrage des Prof. Schenkl über Boethius stattfand. Wir lassen sie des Zusammenhanges wegen gleich hier folgen.

Dr. Schmalfeld (aus Eisleben) erklärt, dass *ὑψίκοδες*, v. 4 [866], dessen Richtigkeit Lange vorausgesetzt habe, falsch sei, da die Responsion fehle gegenüber v. 13 [876]; dass er die Anwendung der Bezeichnung Anaphora auf das in v. 11 [874] wiederholte *ὕβρις* nicht für gerechtfertigt halte; dass er in dem von Lange conjicierten *ἀκρότατον ἀκμᾶς* den Sinn einer gefahrvollen Höhe nicht finden könne und dafür *αἰπυτάταν ἄκραν* zu lesen vorziehe; endlich dass er nicht sicher sei, ob wirklich die Scholien die von Lange aufgenommene Lesart *εἰσαναβάς* bestätigen.

Regierungsrath Firnhaber bemerkt, dass er einerseits zwar mit der schonungsvollen Kritik der ersten Strophe einverstanden sei, namentlich auch mit der Schreibung von *λάθᾳ*, dass er dagegen sich nicht befreunden könne mit dem Heere von Conjecturen, zu denen die Gegenstrophe Veranlassung gegeben habe. Ehe noch irgend eine Emendation versucht werden könne, müsse vorher erst die Frage erledigt sein, ob dieses Stasimon gleich anfänglich von Sophokles gedichtet, oder wie Musgrave zuerst behauptete, erst später eingelegt worden sei. Davon würde insbesondere die Entscheidung über *πάλαισμα* v. 17 [880] abhängen. Mit Rücksicht auf die von Lange angenommene Zweideutigkeit der Worte des Chors auf Iokaste einerseits und Oedipus andererseits bemerkt er, dass es ihm nicht gewagt dünke anzunehmen, dass der Chor die Worte wissentlich mit Bezug auf Oedipus brauche, nicht unwissentlich, wie Lange meine.

Prof. Haase erklärt die Frage für eine mannigfach verzweigte. Die Beurtheilung der Lesearten unterlasse er für jetzt, da das Urtheil über sie grofsentheils von der Ansicht über Inhalt und Zweck des ganzen Chorgesanges abhängig sein werde. Was nun diesen Chorgesang an sich betreffe, so könne weder der Hauptgedanke desselben zweifelhaft sein, noch könne darüber füglich ein Zweifel bestehen, dass jener Gedanke nicht aus der gegebenen Situation des Stückes allein hervorgegangen sei, sondern dass er vielmehr weit über diese hinausgehe und die ganze Welt- und Lebensansicht des Dichters selbst ausspreche, die nämlich, dass eine innige Verbindung zwischen dem *δίκαιον* und *ἱερόν*, dem bürgerlichen und religiösen Rechte bestehe, dass ein Staatsgesetz zugleich ein religiöses Gesetz sei, dass ein

---

Mensch wird unter solchen Umständen noch jemals opfern, die strafenden Blitze abzuwenden von seinem Haupte? Denn wenn solche Thaten geehrt sind, wozu soll ich Festreigen tanzen?

Antistrophe 2. Nicht mehr werde ich zum heiligen Nabel der Erde ehrfurchtsvoll gehen, nicht zum Tempel in Abai und auch nicht nach Olympia, wenn nicht diese Frevel als gebrandmarktes Beispiel allen Menschen passend erscheinen werden. Doch, waltender Zeus, wenn anders richtig Du so heifsest, Allherrscher, lass sie Dir und Deiner ewig unsterblichen Herrschaft nicht entgehen! Denn missachtet man nicht schon die Laischen Orakel als verklungene? Und nirgends wird Apollon durch Götterehren ausgezeichnet, und darnieder liegt die Religion.

Vergehen gegen die menschliche Lebensordnung zugleich eine Versündigung gegen die Götter einschliefse, und umgekehrt. Es liege daher nahe, in dem Chorgesange eine Beziehung auf Zeitverhältnisse zu finden, welche Veranlassung gaben, gerade an dieser Stelle jene Ansicht so angelegentlich und so nachdrücklich mit dem vollsten Glanze poetischer Kunst auszusprechen. Schneidewin habe überhaupt politische Tendenzen und Anspielungen in der Tragödie für anstöfsig und unpoetisch gehalten; dies sei bei ihm von einem durchaus modernen Unbehagen ausgegangen; uns sei es möglich, unser Leben so zu spalten, dass man sich der einen Seite mit ganzer Seele hingebe und sich von einer andern mit Widerwillen abwende; nicht so in der Blüthezeit des griechischen Alterthums; da fanden noch alle, auch die höchsten Bestrebungen der Kunst und Wissenschaft in dem öffentlichen Leben ihre Impulse und ihre Ziele; so sei auch Sophokles nicht ein dem Leben fern stehender Dichter gewesen, sondern vor allen Dingen auch Bürger und überdies Feldherr und Priester. Wie hätte er sich dem Eindrucke dessen entziehen können, was in eben der Zeit alle Gemüther erfüllte und alle Kräfte anregte? Allerdings müsse man einräumen, dass der tragische Dichter, wenn er Aeufserungen einlege, die nur ihren Anlass in der Beziehung auf Zeitumstände haben, nicht aber naturgemäfs und gleichsam von selbst aus den idealen Verhältnissen des Stückes hervorgehen, in Widerspruch trete mit den Gesetzen der Kunst, und man werde, so lange es irgend angehe, sich gegen die Annahme solcher politischer Anspielungen sträuben müssen; so denn auch hier. Aber hier sei es in der That nicht möglich, den Inhalt des Chorgesangs aus der Situation des Stückes herzuleiten; beides sei durch eine starke Differenz getrennt, für die es an Entschuldigungsgründen fehle. Die vorhergehende leichtfertige Aeufserung der Iokaste über Orakelsprüche werde zwar zu einem ernsten Worte wider solchen, das fromme Gefühl des Chors verletzenden Leichtsinn veranlasst haben; aber gewiss könnte Sophokles darin nicht gerade ὕβρις sehen; es wäre ja nur die weibliche Schwäche, die sich schnell in den Unglauben werfe, um einer durch den Glauben erweckten grofsen Sorge zu entgehen; noch weniger könnten bei einem Weibe die weiteren Consequenzen der ὕβρις befürchtet werden. Oedipus aber hätte zwar die Aeufserung der Iokaste gebilligt, jedoch ganz kurz, nur um sich nicht weiter darauf einzulassen; in Wahrheit beharre er dabei, die von dem Orakel befohlene Forschung fortzusetzen; also sei auch er weit entfernt von der frechen ὕβρις, die ihm überhaupt nie zur Last gefallen sei. Vollends aber könne der Chor, der aus den getreuesten Anhängern des Oedipus bestehe, und seine treue Hingebung an denselben nicht blos früher bezeugt habe, sondern sie auch nachher noch an den Tag lege, unmöglich daran denken, den Oedipus als einen übermüthigen und gottlosen Tyrannen zu bezeichnen; er könne auch nicht aus tragischer Ironie etwas einfliefsen lassen, was seiner Ansicht von Oedipus für jetzt noch entschieden widerspreche und was auch später nie zu einer Wahrheit geworden sei; denn überhaupt passe die Charakteristik des τύραννος nicht im Mindesten auf Oedipus. Dieser

τύραννος habe sich unbesonnen berauscht in dem unmäſsigen Genuss seiner Macht, dadurch zur Frechheit verleitet habe er bürgerliches und göttliches Recht gleichmäſsig verletzt (*Δίκας ἀφόβητος, οὐδὲ δαιμόνων ἕδη σέβων* v. 885 f.; eben so v. 889 f. *εἰ μὴ τὸ κέρδος κερδανεῖ δικαίως καὶ τῶν ἀσέπτων ἕρξεται*); sein Wesen sei voll hochmüthigen Prunkes (*χλιδᾶς* v. 888). Obenein brauche der Chor Ausdrücke, die auf schwere und vor aller Augen liegende Versündigungen des Tyrannen hinweisen (*ἐν τοῖς δ'* v. 892, *αἱ τοιαίδε πράξεις* v. 895, *τάδε* v. 901). Wenn demnach die Situation im Stück durchaus keinen Anlaſs biete, den Oedipus in solcher Weise als *τύραννος* zu charakterisieren, so könne man die Gründe, eine solche Schilderung hier einzulegen, nur auſserhalb des Stückes suchen, in den Zeitverhältnissen. Vergegenwärtige man sich nun die sittlichen, politischen und religiösen Vergehungen des Alcibiades und was Thucydides, Andocides und Plutarch über den Gang des Processes und die damalige Situation in Athen uns mittheilen, so stelle sich der Staat dar als in einem gewaltigen Ringen begriffen mit einer Faction, welche hochverrätherisch und irreligiös zugleich die bestehende Verfassung aufs Gefährlichste bedrohte; in äuſserster Aufregung habe man theils zum Schutz der gesetzlichen Ordnung gegen die drohende Tyrannis, theils zur gerichtlichen Ueberführung der Verschwörer zu den stärksten Maſsregeln gegriffen, diese Zeit müsse man sich vorführen; dann werde man jenes *πάλαισμα μήποτε λῦσαι* v. 880 nicht nur verstehen, sondern es auch durchaus passend und schön finden: der Chor bitte den Gott, das dem Staate heilsame Ringen der sich gegenüber stehenden Parteien nicht aufzuheben; denn der Chor als Vertheidiger der Gesetzlichkeit sei des göttlichen Beistandes und also des Sieges gewiss, wenn der Kampf bis zum Ende durchgekämpft werde; daher sei das *πάλαισμα λῦσαι* ohne allen Anstoſs und nicht mit *νόμισμα* zu vertauschen; *λύειν* sei gerade der technische Ausdruck für das Auseinanderbringen zweier Ringer vor der Entscheidung. Kurz es würden sich bei näherem Eingehen auf die damaligen Zustände Athens und auf das, was man von Alcibiades und seinem Anhang wusste oder glaubte, Musgrave's Worte „*quot voces, totidem fere lineamenta Alcibiadis agnoscas*" als vollkommen richtig erweisen, während jede andere Deutung, welche sich an die in dem Stücke selbst enthaltenen Motive zu diesem Chorgesang anschlieſsen wolle, scheitern müsse. Es lasse sich zwar nicht wissen, wie der Hr. Prof. Lange in dem übergangenen zweiten Theile seines Vortrages die von ihm angenommene Doppelsinnigkeit des Chors durchgeführt und in dem Charakter des Oedipus begründet haben würde; aber abgesehen von den bedenklichen Textänderungen, zu welchen sich derselbe genöthigt sehe, scheine doch auch die Auffassung im Ganzen nicht ohne unnatürlichen Zwang durchgeführt werden zu können und nicht ohne dem Chor Worte und Gedanken in den Mund zu legen, die ihm fremd sein mussten.

Uebrigens verstehe es sich von selbst, dass man, wenn der Chorgesang auf Alcibiades zu beziehen sei, die gewöhnliche Ansicht von der Abfassungszeit des

Stückes nicht aufzugeben brauche, sondern nur annehmen müsse, Sophokles habe für eine zweite Aufführung des Stückes in der Zeit des Processes gegen den in Sicilien abwesenden Alcibiades (*ἔνθ' οὐ ποδὶ χρησίμῳ χρῆται*) an der Stelle des ursprünglichen nun verlorenen Gesanges einen anderen eingelegt, der durch die beispiellose Aufregung der Zeit veranlasst, nur darum an diese Stelle gekommen sei, weil hier wenigstens auch von leichtfertigem Unglauben und von dem Ringen des thebanischen Staates mit dem unbekannten Mörder die Rede gewesen, dessen Verbrechen eben so klar für alle nachgewiesen werden sollte (*εἰ μὴ τάδε χειρόδεικτα πᾶσιν ἁρμόσει βροτοῖς*), wie das des Alcibiades. Auf alle Fälle sei dieser Chorgesang eines der merkwürdigsten Documente, um die Ansicht der Alten, welche die Trennung von Staat und Kirche noch nicht kannten, darüber aufzuklären, wie sie sich die Ordnung des bürgerlichen Lebens religiös geweiht dachten durch die hochschreitenden, in den Himmel reichenden und aus ihm stammenden Gesetze, die der Tyrann nicht verletzen kann, ohne sich zugleich eines Sacrilegiums schuldig zu machen.

Prof. Bonitz machte geltend, dass die Deutung, die L. dem Worte *τύραννος* gebe, diejenigen Bedenken nicht beseitige, die er früher gegen Schneidewin's Auffassung dieses Wortes geäufsert habe, indem auch L. eine Zweideutigkeit bei diesem Worte bestehen lasse.

Prof. Lange erwiderte zunächst gegen die im einzelnen geäufserten Bedenken. Er vertheidigte den Vers *ὑψίποδες οὐρανίαν* durch Hinweisung auf ganz ähnliche bei Euripides vorkommende Verse und klärte das Misverständnis in Bezug auf den von *ὕβρις* gebrauchten Ausdruck Anaphora dadurch auf, dass er darauf hinwies, wie er nicht gesagt habe, *ὕβρις* sei eine Anaphora, sondern nur, es sei nach Art einer Anaphora vorangestellt. Genauer gesprochen verhalte es sich mit der Widerholung von *ὕβρις* eben so wie mit der von *θεόν* in der Schlusszeile derselben Antistrophe. Gegen den von Regierungsrath Firnhaber in Betreff der Textesconstitution der ersten Antistrophe gebrauchten Ausdruck „Heer von Conjecturen“ müsse er protestieren, da er, abgesehen von der Ergänzung der Lücke, nur einen Buchstaben (*ἀκρότατον* für *ἀκροτάταν*) geändert habe. Die Ergänzung einer Lücke sei immer mislich, er habe in dieser Beziehung vor allem auf die Unzulänglichkeit von *αἶπος* und *ἄκραν* aufmerksam machen wollen und halte auch jetzt noch daran fest, dass der Begriff *ἀκμά* dem Gedankenzusammenhange angemessener sei. Er brachte dafür die Erklärung des Suidas: *ἀκμή, ὀξύτης, αὐτὴ ἡ ῥοπὴ τῆς τοῦ πράγματος ἐπιτάσεως* und einen (von Plutarch erwähnten) Ausspruch des Hippokrates bei, in dem gesagt werde, dass *τὰ σώματα προελθόντα μέχρι τῆς ἄκρας ἀκμῆς οὐχ ἕστηκεν ἀλλὰ ῥέπει καὶ ταλαντεύεται πρὸς τοὐναντίον* (Plut. qu. symp. 5, 7, 5). Natürlich sei *ἀκμή* ein relativer Begriff, und wie er in dem Ausdrucke des Hippokrates den höchsten Grad körperlicher Blüte oder Reife bezeichne, so bezeichne er an unserer Stelle den höchsten Grad dessen, wovon die Rede sei, nämlich der *τυραννίς* und des Tyrannen-

glücks; stets aber bezeichne er den höchsten Grad mit dem Nebenbegriffe der Gefahr des Umschwunges zum Schlechteren. Damit sei auch zugleich das Bedenken Schmalfeld's erledigt, welcher den Begriff ἀκμή nicht für ausreichend gehalten habe, sondern den Begriff des Gefahrvollen durch das Adjectivum αἰπoτάτην habe hineinbringen wollen, eine Conjectur, die im Vergleich mit den von ihm selbst vorgeschlagenen Aenderungen viel zu kühn sei.

Der Einwurf von Prof. Bonitz, die Doppelsinnigkeit des Ausdruckes τύραννος betreffend, führe ihn zur Bestreitung der gegnerischen Auffassungen der Tendenz des Chorgesanges im Ganzen. Vieles würde in dieser Hinsicht den Opponenten klarer geworden sein, wenn sie die Ausführung der Interpretation des zweiten Strophenpaares gehört hätten.

Da die Zeit nicht erlaube, dieselbe nachträglich mitzutheilen, so wolle er nur bemerklich machen, dass die von ihm angenommene Doppelsinnigkeit des Wortes τύραννος sehr weit verschieden sei von der Unklarheit, in welcher Schneidewin das Wort τύραννος gelassen habe, und die von Prof. Bonitz allerdings mit Recht gerügt worden sei. Τύραννος sei zwar ein an sich zweifacher Auffassung fähiges Wort, werde von Oedipus selbst in dieser Tragödie sowol im guten als im schlechten Sinne gebraucht, sei hier aber, was Schneidewin nicht habe zugestehen wollen, entschieden im schlechten Sinne gebraucht, und lasse gerade in diesem schlechten Sinne, nicht wegen jener Zweideutigkeit, sowol den Gedanken an Iokaste, wie an Oedipus zu. Im übrigen glaube er, die Annahme einer durchgängigen Doppelsinnigkeit des Chorgesanges in der Art, dass der Chor bei seinen Worten nur an Iokaste denke, während die Worte auch auf Oedipus passen, würde weniger auffällig erscheinen, wenn er sie auch an dem zweiten Strophenpaar näher hätte verdeutlichen können. Jedenfalls halte diese Ansicht die Mitte zwischen der Firnhaber's und Haase's. Mit Firnhaber anzunehmen, dass der Chor selbst wissentlich den Oedipus meine, sei unmöglich, weil der Chor noch später an die Unschuld des Oedipus glaube. Mit Haase aber anzunehmen, dass die Worte weder auf Iokaste noch auf Oedipus, sondern auf Alcibiades gehen, sei ein verzweifelter Ausweg, den man nur dann einschlagen dürfe, wenn es sich als völlig unmöglich erweise, den Chorgesang aus dem Zusammenhange der Tragödie heraus zu interpretieren. Die Meinung, dass Sophokles unter den νόμοι ὑψίποδες die bürgerlichen Gesetze verstehe, und dass diese mit den göttlichen Gesetzen identisch seien, sei unbegründet, da Sophokles auch sonst, namentlich in der Antigone v. 367, zwischen göttlichem und menschlichem Rechte unterscheide, und die einzelnen Ausdrücke wie die Idee der Tragödie dafür spreche, dass hier nur von den νόμοι ἄγραφοι, den göttlichen ewigen Sittengesetzen, die Rede sei. Es werde dies namentlich durch den Anfang und den Schluss des Chorgesanges bestätigt, die entschieden sich auf Religion und göttliches Recht, und nicht auf menschliche Satzungen beziehen; dagegen durchaus Nichts enthalten, was nöthige, sie auf Alcibiades zu deuten. Sei es nun hiernach von vorn herein nicht wahrscheinlich,

den Chorgesang auf Alcibiades als den Störer der Staatsordnung zu deuten, so müsse diese Ansicht um so mehr zurückgewiesen werden, da sich schwerlich alle Einzelnheiten des Gesanges unter dem Gesichtspuncte der Anspielung auf Alcibiades deuten liefsen, während gerade diejenigen Einzelnheiten, die Haase für seine Ansicht geltend mache, mindestens eben so gut auf Iokaste, beziehungsweise auf Oedipus, anwendbar seien, mit Ausnahme von *πάλαισμα λῦσαι*, das aber selbst in dem von Haase angenommenen Sinne nicht in den Gedankengang des ersten Strophenpaares passe. Endlich sei es doch willkürlich, eine Interpretation, die zu der weiteren Annahme einer zweiten Aufführung des Stückes mit theilweise verändertem Texte führe — wovon anderweit auch nicht das mindeste bekannt sei —, einer Interpretation vorzuziehen, die darauf ausgehe, den Chorgesang aus dem Zusammenhange der ganzen Tragödie zu erklären und in ihm die Kunst des die tragische Wirkung berechnenden Dichters nachzuweisen. Er halte also auch dieser Ansicht gegenüber an seiner Auffassung fest; er habe vornehmlich zeigen wollen, wie die Exegese sich freihalten müsse von dem Glauben an die Auctorität der überlieferten mitunter unbewiesenen Auffassungen, wie aber anderseits auch die Kritik sich binden müsse an die Verpflichtung, zu einer das Ganze wie das Einzelne im Zusammenhange erwägenden Interpretation zu führen und so im wahren Sinne das Zerstörte wieder aufzubauen. Er hoffe, dass durch seinen Vortrag, so wie durch die über denselben entstandene Discussion die Berechtigung und der Nutzen eines solchen exegetisch-kritischen Verfahrens klar geworden sein werde.

Dritte allgemeine Sitzung. 28. September.

Anfang der Sitzung: 11½ Uhr.

Präsident: Prof. Dr. **F. Miklosich.**

(Anfangs in dessen Stellvertretung Prof. Bonitz.)

Prof. Schenkl aus Innsbruck hielt folgenden Vortrag:

Cum in hoc celeberrimo virorum doctorum conventu dicendi potestas mihi data esset, ab eis, quae nobis sunt proposita, non alienum esse putavi Boethium, quem haud immerito dixerunt ultimum Romanorum, orationis meae facere argumentum. Profecto enim is, qui et re publica labente et literarum lumine obscurato, ut et patriam demersam efferret et intermissa instauraret literarum studia omnibus viribus contendit, qui pro veritate et patria mortem constanti obiit animo, qui libris diligenter et egregie compositis per mediam quam dicimus aetatem omnium literarum artiumque semina sparsit, dignus esse videtur, cuius memoria tali occasione oblata renovetur ac celebretur. Atque haec immortalia viri egregii merita, cum libros ab eo confectos lectitabam, facile me adduxerunt, ut in vitam eius diligentius ac subtilius inquirere constituerem; neque enim, etsi non pauci homines docti hanc quaestionem instituerant, res ad perfectionem absolutionemque perducta esse videbatur. Verum cum haec quaestio multo latius pateat, quam ut ei hoc tempore abunde possim satisfacere, de parte quadam, quae mihi gravissima esse videtur, quid sentiam proponam, de ceteris autem, si Deo visum fuerit, alio tempore uberius atque accuratius disseram.

Etenim media aetate nemo, quod sciam, quin Boethius christianam professus esset doctrinam, dubitavit omnesque eum, qui veras de rebus divinis sententias strenue defendisset, prosecuti sunt iusta veneratione [1]), quam tantam fuisse dicunt, ut Boethii corpus in aede, quae Ticini S. Petri honoris causa erat exstructa, positum magnifico ornaretur sepulcri monumento et ad Boethii memoriam instituta solemnia decimo quoque die ante calendas Novembres Ticini, Brixiae aliisque in locis celebrarentur [2]). Recentioribus vero temporibus exstiterunt, qui Boethium ex chri-

---

1) cf. Obbarii prolegg. ad libr. de cons. phil. Jenae 1843, p. 36 et 37, Acta Sanctorum vol. VI Maii, p. 49 sqq., Baronii annales vol VII, p. 99 sqq.

2) Ex iis, quae Paulus Diaconus (de gestis Langob. 6, 14, cf. 4, 17 ed. Froben. 1632), Mabillonius (iter ital. p. 221), Robolinus (Notizie eccl. vol. IV, part. I, p. 338), anonymus Ticinensis (apud Muratorium, R. J. S. vol. XI, col. 13) retulerunt, satis compertum habemus Luitprandum, Langobardorum regem, in ecclesiam Ticinensem, quam S. Petri in coelo aureo vocant, amplificatam magnisque

stianorum consortio exterminandum et paganis quos dicunt adnumerandum esse censerent. Quod quidem primus Arnoldus in libris, quos de rerum sacrarum historia

divitiis ornatam atque auctam S. Augustini, episcopi Hipponensis, aliorumque virorum sanctorum corpora ex Sardinia insula transtulisse et monachorum instituisse collegium, qui rem divinam facerent. Quod vero dicunt Boethii corpus, quod illa in aede conditum fuisset, ab eodem rege magnifico ornatum esse sepulcri monumento, vereor ne ullo nitatur haec sententia firmo argumento. Nam quid tribuendum videatur Barberini verbis (Critico-storica esposizione della vita di Severino Boezio Ticini 1782, p. 24), qui in ecclesiae, de qua supra commemoravimus, tabulario codicem vetustum se invenisse dixit, quo antiquum illud elogium (Anonym. Ticinens. l. c.; Allegranza de sepulcris christianis Mediolani 1773, p. 49) Luitprandi iussu in Boethii tumulo insculptum esse confirmaretur, neque tamen ipsa verba ex codice protulit, nemo non intelligit. Quid? quod sibi ipsi constare non videntur, qui hanc sequuntur sententiam, cum ab Othone III anno DCCCCXCVI denuo in sepulcro marmoreo condita esse dicunt ossa Boethii. Vix enim credibile est ducentis annis praeteritis monumentum illud magnificum a Luitprando rege exstructum temporum iniuria esse exesum. Quam ob rem nihil veri similius videtur, quam ut ab mera coniectura traxerit originem haec sententia; quod ut omnibus satis lucide appareat, ab re haud alienum esse puto afferre, quae Papenbrochius in actis sanctorum (vol. VI Maii, p. 52, c) disputavit: „Corpus (Boethii) *veri simile* est propter metum regis (Theoderici) humili primum ac fere ignota sepultura fuisse donatum, quoad usque exstincta Gothorum cum regno haeresi (? cf. Procop. bell. Goth. Venet. 1729, 4, a) et Langobardis fidem catholicam amplexis erigere caput religio pridem depressa potuit splendorem pristinum assecuta sub Luitprando rege. Hic cum Ticini S. Petro apostolo novum a fundamentis templum erexisset (?), quod ab inaurati fornicis decore placuit appellari S. Petri in coelo aureo, magnis impendiis illuc ex Sardinia intulit corpus S. Augustini, a quo nunc templo ipsi est nomen, idemque locupletavit aliis pluribus sanctorum pignoribus. In his *creditur* Severini Boethii corpus fuisse, sive is iam tunc colebatur ut sanctus, *de quo nihil mihi constare fateor*, sive debita tanto viro aestimatio ad hoc moverit regem. Huius etiam opus esse *creditur* tumba, in qua nunc corpus requiescere *putatur*." Simili modo quod Othonem imperatorem in magnifico monumento dicunt condidisse ossa Boethii, sola in coniectura eaque falsa positum esse quis non intelligat? Nam quin in carmine de Boethio, quod ad Gerbertum referunt (Burmanni anthol. lat. vol. I, p. 320; Hock, Gerbert oder Papst Sylvester II. Viennae 1847, p. 188), pontifex ille sapientissimus non de sepulcro Boethii honoris causa in ecclesia Ticinensi exstructo, sed de monumento in aedibus imperatoriis posito, quo ultimi Romanorum consecrare voluit memoriam imperator Romanorum, verba fecerit, neminem puto dubitaturum, qui ultimos perlegerit versus (cf. Baron. l. c. p. 101, e). Neque quo tempore Boethius in virorum sanctorum numerum sit relatus ac cultus, aliud quidquam certi constat, nisi quod anno MCCXXXVI Rodobaldus II, episcopus Ticinensis, cum sanctorum, quae in aedibus sacris Ticini asservantur, corpora enumerat, in ecclesia S. Petri conditum esse dicit corpus S. Severini, quem eundem esse ac Boethium disserte affirmat (Robolini Notizie eccl. vol. IV, part. 1, p. 338; cf. G. Bosisii Memoria intorno al luogo del supplizio di Severino Boezio Ticini 1855, p. 58; quem librum ut dono mihi mitteret auctor praeclare meritus, effecit F. Hocheggeri collegae optimi liberalitas, cuius beneficii maximas egregiis viris gratias ago). Quamvis igitur de prioribus temporibus res magna in dubitatione versetur, tamen quae inter scribendum in mentem mihi venit cogitatio silentio praetereunda non videtur. Etenim Beda Venerabilis cum in martyrologio (opp. vol. III, p. 419 Basileae 1563) de Ioanne papa verba facit eumque pro fide christiana vitam profudisse dicit, duos senatores praeclaros et consules, Symmachum et Boethium, a Theoderico rege occisos esse refert, sanctorum more eos esse cultos ne verbo quidem affirmat. Accedit quod in carmine, de quo supra commemoravimus, Gerbertus summis laudibus celebravit Boethii et doctrinam et patriae amorem, rem de qua quaerimus nullo verbo attigit. Quae cum ita sint, dubito an diligens antiquitatis investigator coniiciat Boethio anno demum millesimo vel millesimo centesimo eam quam sanctis praestare solemus venerationem esse tributam, cum iam multis annis ante opinionem percrebuisse satis constet, Boethium ob catholicae legis studium ab rege haeretico occisum esse. Quam rem in eis quae sequuntur tractabimus atque explicabimus.

composuit, suspicatus est [3]), postea Schlosserus, Handius, Obbarius aliique [4]) argumentis probare atque evincere studuerunt. Sed cum in tractanda hac quaestione ingenio indulgentes audaces quas fecerant coniecturas, quam quae nobis traditae sunt rerum vestigia sequi maluissent, Baurus et ante paucos annos Suttnerus [5]) adversariorum argumenta refutare et quae communis antea de Boethio fuerat sententiae veritatem probare contenderunt. Quae cum ita sint, verendum esse non ignoro, ne cui, ut est in proverbio, rem actam agere videar, si rem saepius ab viris doctis tractatam denuo in disceptationem quaestionemque vocaverim; nec me fugit quae res novitatis gratia careat, eam minus probari auditoribus. Verum non omnes difficultates horum virorum studiis remotas, sed haud paucas esse relictas ex eis, quae expositurus sum, vos ipsi intellegetis, quas expedire et res obscuras in veritatis lucem proferre operae pretium videtur.

Boethium christianae legi addictum fuisse pro certo affirmare nemo dubitaret, si probatum esset ad hunc referendos esse, qui vulgo sub eius nomine feruntur, libros theologicos „de trinitate, utrum pater et filius ac spiritus sanctus de divinitate substantialiter praedicentur, de persona et duabus naturis,“ quorum primum ad Symmachum socerum, reliquos ad Ioannem diaconum misisse dicitur [6]). Quos cum nostris temporibus omnes fere homines docti pro suppositiciis haberent [7]), Baurus et Suttnerus patrocinio suscepto a Boethio esse scriptos docere conati sunt; sed num iis contigerit, ut omnem ab his libris removerent suspicionem, ego quidem dubito. Et primum quidem quis erit cui mirum non videatur, horum librorum, quos magno momento ad controversias, quae temporibus illis erant de rebus dogmaticis, dirimendas atque ad vera et falsa diiudicanda fuisse dicunt, apud aequales Boethii non ullam factam esse mentionem. Neque Cassiodorius, qui Boethii doctrinam multis ex-

---

3) Arnold., Kirchen- und Ketzerhistorie, vol. II, lib. 6, cap. 1. Scaphusiae 1740.

4) Schlosser., Universalhist. Uebersicht der alten Welt, vol. III, pars 4, p. 243; Hand., Encycl. Ersch. et Gruber. vol. XI, p. 283 sqq.; Obbarii prolegg. p. 28 sqq; Hortig., Handbuch der Kirchengeschichte, vol. I, p. 265; Mark., onomast. eccles. edit. ab Wetzer et Welte vol. II, p. 69; H. Ritter. hist. phil. vol. VI, p. 582.

5) J. Baur., de Boethio christ. fidei assertore, Darmstadiae 1841; J. Suttner., Boethius der letzte Römer, Eichstadiae 1852; cf. Bernhardy., Grundriss der röm. Lit. ed. III, Brunsvigae 1857, p. 731.

6) De opusculo, cui inscribitur 'brevis fidei christ. complexio', pluribus verbis exponere supersedeo, cum neminem futurum esse existimem, qui sive libelli consilium sive sententias orationemque spectaverit, eum a Boethio censuerit esse profectum. Neque tamen silentio praetereundum videtur, quam ex Vallini, qui primus hunc libellum ex codicibus protulit, auctoritate dedimus inscriptionem, eam saepe numero in codicibus esse variatam, ita ut de fide christ. vel de fide cath. sit inscriptum libello (cf. Haenel catal. p. 409, 425), qua inscriptione Tritthemium quoque in Boethii operum indice usum esse video (de script. eccles. Coloniae 1546, p. 90: „de fide ad Ioannem diaconum“).

7) Viris doctis, quos supra (cf. not. 4) nominavimus, adde Dambergerum: Synchronist. Geschichte des Mittelalters, Kritikheft zum ersten Bande, p. 72: „Des Boethius Werke öfter gedruckt, schon zu Paris 1680 (?), enthalten unterschobene als: über die beiden Naturen in Christus, über die Trinität und das in viel späterer Zeit gefertigte Büchlein de disciplina scholarum“ (?); Bährium: die christlich-römische Theologie p. 423; Bernhardyum l. c. p. 731.

tulit laudibus et quos composuit ille libros de arte rhetorica et dialectica et arithmetica monachis magnopere commendavit [8]), ullo loco commemoravit haec scripta, neque Ennodius cum semel et saepius ei fuisset oblata occasio, de his libris verba fecit, quos tandem ab Alcuino Hincmaroque post trecentos fere annos laudatos et ad Boethium relatos esse reperio [9]). Adde quod non solum ii, de quibus supra commemoravimus, sed plures exstitisse videntur media aetate libri theologici, quibus inscriptum erat nomen Boethii. Perlustranti mihi librorum manu scriptorum indices occurrit Boethii libellus de incarnatione [10]), nec dubium videtur, quin qui accuratius catalogos quos vocant bibliothecarum excusserit, alios quoque eiusmodi libros in lucem sit prolaturus. Num autem quae in codicibus accurate adscripta reperiuntur nominibus et Boethii et eorum, ad quos misisse dicitur hos libros, efficiatur ad Boethium referenda esse opuscula theologica, ego quidem dubito, cum paucissimi adhuc codices diligentius collati sint neque quae prolatae sunt inscriptiones omni modo inter se consentiant [11]). Sed fingamus eadem omnibus in codicibus verba esse reperta, num igitur hoc argumentum satis firmum esse censebis, si reputaveris vel illa aetate haud raro libros fictos ad homines doctrina praecellentes relatos esse? [12]) Accedit quod librum theologicum, quem illis temporibus composuerit homo laicus, proferre non possumus [13]), quod vix putandum Boethium in obtrectatores usum esse

8) Cassiod. opp. Aureliae Allobrog. 1609, p. 1100, 1111, 1045.

9) Alcuini opp. edid. Froben. vol. I, p. 752, II, p. 256; Hincmar. Rhemens. edid. Sirmond. vol. I, p. 460, 474, 519, 521, II, 60.

10) Exstat teste Haenelio (catal. p. 232) in bibliotheca scholae medicae, quae in oppido Montis Pessuli hoc quoque tempore floret, codex pervetustus, qui praeter hunc libellum Symmachi epistolas et Boethii librum de trinitate complectitur et insignitus est nota H., 4.

11) Quem ad Symmachum socerum misisse dicitur Boethius, libellus de trinitate in nonnullis codicibus iisque optimae notae insignitus est hac inscriptione: „An. Manlii Severini Boethii ad S. Ioannem diaconum ecclesiae Romanae" (cf. Obbar. prolegg. p. 34, not. 30; Bedae opp. vol. VIII, p. 1089); in codice bibliothecae Middlehillianae inscribitur: „A. M. S. B. ad Ioannem diaconum Aquileiensem (cf. Haenel. p. 849).

12) Ne longior sim, ad Ioannis papae, quae vulgo fertur, epistolam vos reiiciam, quam subditiciam esse multis argumentis demonstravit Pagius (critic. in Bar. ann. vol. III, ann. 526). — Boethio media aetate libros quosdam suppositos esse constat. Qui exstat Boethii libellus: „Quo modo substantiae in eo quod sint bonae sint, cum non sint substantialia bona," ad Ioannem diaconum, ut aiunt, missus teste Obbario, qui librorum manu scriptorum, quos Anglicae continent bibliothecae, indices (vol. I, p. 94, 104) inspexit (p. 17, not. 38), ad Alanum referendus esse videtur. Liber de disciplina scholarium anno MCC ab homine quodam docto, quem Gallum fuisse apparet, conscriptus est, qui ut Boethii esse librum efficeret, et inscriptione satis accurata et prooemio eum instruxit (Obbar. p. 17; Tritth. l. c. „de disciplina scholarium ut aliqui volunt"). Ferebatur sub Boethii nomine saeculo decimo quinto, nisi Tritthemio fidem vis derogare, epistolarum liber ad diversos (Tritthem. l. c.: „alia quoque nonnulla scripsisse dicitur, sed ad notitiam meam non venerunt"). Ceterum et quae Maius (class. auct. III, p. 315; cf. Tritthem. l. c.; Siegebert. Gemblac. de vir. illustr. 37) et quae Bockius (Appendix Alfredi Magni historiae, quam scripsit Weissius Scaphusiae 1852, p. 6) ex codicibus protulerunt opuscula, ne suppositicia sint, verendum esse puto.

13) Suttner. p. 24: „Wie sehr sich damals die Senatoren mit theologischen Fragen beschäftigten, beweist der Brief des Priesters Trifolius an den Senator Faustus (geschrieben um 518)." Immo ex ipsa

iis conviciis, quibus horum librorum auctor in adversarios invehitur [14]); neque adduci possum, ut credam hominem laicum in libello ad sacerdotem misso de sacerdotum senatorumque, qui in consilio quodam aderant, ignorantia talem dixisse sententiam, qualem auctor libelli de persona et duabus naturis in prooemio tulit [15]). Deinde praetermittendum non esse videtur, dicendi genus, quo auctor horum librorum utitur, a Boethiano genere dicendi multum differre. Nam et ex singulis vocibus et ex tota verborum constructione dicendi genus his in libris corruptum et multis vitiis fractum esse quis non intelligat? Boethium vero, quamquam sermone puro, ab omni vitio remoto non utitur, aetatis suae scriptores dicendi genere longe antecellere non est quod pluribus exponam. Quod si prooemium libelli de trinitate, quem Boethius ad Symmachum misisse dicitur, cum prooemio librorum de arithmetica, quos ad socerum misit, contenderis, quin sermone multum inter se discrepare haec prooemia sis existimaturus non dubito [16]). Denique quae in libello de persona et duabus naturis occurrit terminorum quos vocant confusio, id quod verissime docuit Obbarius, tam absurda est, ut plane sit incredibile a Boethio, homine peracris iudicii, tale quidquam esse conflatum [17]). Quibus expositis num a Boethio profecti

---

epistola (cf. Labbei concil. vol. IV, p. 1510, patrolog. quam edidit Migneus vol. LXIII, p. 589) solis luce clarius apparet, illis temporibus senatores rerum divinarum scientia non floruisse.

14) Conferas velim cum his verbis, quae in prooemio libelli de trinitate occurrunt: „Quocunque igitur a vobis deieci oculos, partim ignava segnities, partim callidus livor occurrit, ut contumeliam videatur divinis tractatibus irrogare, qui talibus hominum *monstris* non agnoscenda haec potius, quam proculcanda proiecerit," plurimas quae Boethii scriptis continentur sententias, quibus invidiam ac pervicaviam obtrectatorum impugnat, velut comment. in Cic. Top. lib. II init., comm. mai. in Arist. libr. de interpr. lib. II init., lib. VI init., lib. de divis. init., de syllog. categ. lib. II init., cf. Stahr, Aristoteles bei den Römern Lipsiae 1854, p. 206.

15) cf. Boethii opp. edid. Migne II, 1339 A: „Hic *omnes* apertam esse differentiam nec quidquam in eo esse caliginis inconditum confusumque strepere, nec *ullus* in tanto tumultu, qui leviter attingeret quaestionem, nedum qui expediret, inventus est;" p. 1340, A: „Tuli aegerrime fateor compressusque *indoctorum grege* conticui metuens, ne iure viderer insanus, si sanus inter *furiosos* haberi contenderem," et paulo inferius: „Unde mihi maxime subiit admirari, quaenam haec *indoctorum* hominum esset audacia, qui inscientiae vitium praesumptionis atque *impudentiae* nube conantur obducere, cum non modo saepe id quod proponitur ignorent, verum in huiusmodi contentionibus *ne id quidem quod ipsi loquuntur* intelligant." Ceterum ne diutius circa hanc rem commorer, ad ea vos reiicio, quae Suttnerus p. 18 sqq. copiosius disseruit de consilii illius ratione ac tempore.

16) Non dubito quin in sententiam meam sis iturus, si integro atque aequo animo perlustraveris hos libellos. Sufficiat certe ut legendo percurras caput primum libelli de trinitate, quod abundat eiusmodi vitiis, vel prooemium libri de persona et duabus naturis, in quo saepius occurrunt insulsae sententiae velut: „Meditabar igitur dehinc omnes animo quaestiones nec *deglutiebam* quod acceperam, sed frequentis consilii iteratione *ruminabam*." Nec quidquam probant Brunonis (cf. Boethii opp. edid. Migne II, 1239), Glareani, Vallini aliorumque sententiae, qui ex ipsa sermonis elegantia orationisque munditie, quibus utatur horum librorum auctor, satis apparere dicunt ad Boethium referenda esse haec opuscula. Nam haud raro illa aetate, id quod verissime monuit Bernhardyus (l. c. p. 140), antiquae eruditionis studiosi et longe principes et mediocres scriptores iisdem celebrabant laudibus maximeque eos, quorum libros aut in lucem protulerant aut denuo ediderant.

17) Obbar. p. 32, Baur. p. 43, not. 69.

sint libri, de quibus agitur, ego quidem dubito; nec vero hic locus est, ut de tempore, quo compositi vel suppositi esse videantur, accuratius inquiramus, quam rem tractandam atque explicandam alteri committimus [18]).

Quod si Obbario fidem tribueremus dicenti eorum opinionem qui Boethium christianum habeant, solis inniti libris theologicis, res acta esset nec haberemus, cur pluribus rem persequeremur. Quid vero huic sententiae sit tribuendum, ex eis, quae expositurus sum, facile intelligetis, quibus probaturum me esse confido etiam nulla librorum theologicorum ratione habita posse absolvi hanc quaestionem. Sed priusquam ad rem explicandam progrediamur, eorum qui contra nos disputant, proferre oportet argumenta, quibus Boethium deorum cultui addictum fuisse evincere student. Dicunt enim neque ab aequalibus Boethii, qui legem christianam secuti essent, quas de rebus divinis amplexus esset sententias ullo loco expositum esse neque ex Boethii ipsius libris de ea re certe quidquam erui posse [19]). Quae cum vel ipsa aliquid offensionis habere debeant, multo maiorem etiam excitari suspicionem, si libros quos de philosophiae consolatione scripserit Boethius sententiasque, quas de deo rebusque divinis proposuerit in illis libris, reputaverimus; eas enim cum dogmatis christianis nullo modo consociari posse, sed ex Platonicae philosophiae fonte originem traxisse iam neminem fugere. Quae cum ab istis copiosius exposita sint, hoc loco summam tantum argumentorum proferendam, quae vero ad rem illustrandam addita esse videantur, oratione progrediente suo loco inserenda esse putamus.

Quod si ut singillatim attingamus unamquamque rem, qui nobis adversantur contendunt aequales Boethii, quibus sacris ille addictus fuisset, nullo loco exposuisse, hanc sententiam libris scriptorum eius aetatis non satis diligenter pervestigatis dixisse videntur. Etenim inter eos, qui et propinquitatis et amicitiae vinculis cum Boethio erant coniuncti, primum facile locum obtinet Magnus Felix Ennodius, episcopus Ticinensis, qui ea aetate propter morum sanctitatem, egregiam pro sacris operam praestitam, doctrinam denique singularem summa floruit auctoritate. Is in

18) Qui accuratius et Boethii scripta logica et quae ad eum vulgo referuntur opuscula theologica comparaverit, colliget eum, qui hos composuerit libros, nec ignarum fuisse Boethii commentariorum (Obbar. p. 33, Suttner. p. 25) et Aristotelis libris de arte logica, ex quibus sententias nonnullas ad verbum assumpsit, operam dedisse. Quae res haud scio an ulli ansam det ad coniiciendum, eo quo mortuus est Boethius saeculo composita esse haec opuscula theologica; nec quibus firmare possis hanc sententiam, desiderantur alia argumenta velut quae in libello de persona et duabus naturis (cap. III, p. 1343, D) de persona eiusque in tragoedia et comoedia usu pro illius aetatis doctrina non inepta exponuntur (cf. Gell. N. A. 5, 7) vel quae inter haec opuscula et alios eiusmodi libros illa aetate confectos intercedit similitudo (cf. Alcimi Aviti opp. edid. Sirmond. Parisiis 1643, p. 194; Maii Nova coll. class. auct. vol. III, p. 332). Quae si vera sunt, coniicias hos libros ab ignoto auctore confectos sive et ipsi erat nomen Boethio sive alius obtinuerat nomen, anno demum octingentesimo, cum ex occultis tenebris in lucem essent protracti, propter Aristotelis studium et apertam cum Boethii scriptis logicis similitudinem, quae prae se ferebant, ad Boethium relatos esse. Ceterum quid auctor praestiterit his opusculis quaeque inter eum et S. Augustinum intercedat ratio, exponit Kuhnius in dogmat. cath. vol. II, p. 549 sqq.

19) cf. Obbar. p. 33 sqq.

libello, qui inscribitur Paraenesis didascalica [20]), adolescentes christianos docturus, quorum magistrorum et doctrina et exemplo ad literas et virtutem instituerentur atque erudirentur, cum Festo, Symmacho, Agapeto aliisque, qui et doctrina inclaruerent et studio ardenti ac singulari fide verae legi christianae erant addicti, Boethium quoque nominavit. Mirum certe fuisset, si tantus vir in libello, quo christianae iuventuti optimarum artium et virtutum viam indicavit, christianorum adolescentium ducem et magistrum esse voluisset hominem paganum. Nec quemquam futurum existimo, qui si huius libelli epilogum opinione praeiudicata non ductus perlegerit et quae de Barbara, Stephana, quam splendidissimum catholicae lumen ecclesiae vocat Ennodius, aliisque dicta sunt [21]), animo lustraverit, aliter ac nos de ea re sentire possit. Qua re non est quod miremur, si quanti Boethium fecerit Ennodius, quantis laudibus extulerit eius et virtutem et doctrinam, ex ipsius epistolis intellexerimus, quarum sermo ut cognoscatur, locos quosdam significantes afferre haud ineptum esse videtur. Sic epistolam, quae est sexta in libro sexto hisce verbis finit Ennodius: „Domine mi, salutationis uberrimae servitia dependens quaeso ut memoriam proximitatis vos habere signent promulgata sine intermissione colloquia.“ In extrema parte epistolae, quae est quadragesima in libro octavo, haec adiungit: „Reliqua epistolae salutationis nuntio mancipavi, ut sicut apud nos valetudo in statione est, ita de culmine vestro coelestis faciat favor agnosci.“ Adde quod in epistola decima tertia libri septimi Deo gratias agit Ennodius, qui occultis itineribus de propinqui necessaria affectione commonuerit Boethium. Nec dubitat episcopus Ticinensis Boethium deprecari, ut quam in Mediolanensium civitate possideret domum sibi quo vellet genere concederet [22]). Ipsi videritis, viri doctissimi, num veri simile sit, illis temporibus hominem paganum tanta usum esse principis ecclesiae familiaritate. Praeter Ennodium Cassiodorium in epistolis, quas Theoderici regis nomine ad Boethium scripsit, multa de ingenio et doctrina eius nobis tradidisse notissimum est [23]). Quae cum non omnia eo quo intendimus deducere videantur, ceteris missis in eam epistolam, quae est quadragesima in libro secundo Variarum, breviter inquiramus. Etenim cum rex Francorum, ut a Theoderico rege citharoedus sibi mitteretur, flagitasset, Theodericus per epistolam a Cassiodorio scriptam artificis musici eligendi curam Boethio demandavit. Qua in epistola Cassiodorius postquam de artis musicae vi ac praestantia multa disputavit, haec addit: „Verum ut nos talia exemplo sapientis Ithaci transeamus, loquamur de illo lapso e coelo psalterio, quod vir toto orbe cantabilis ita modulatum pro animae sospitate composuit, ut ab his hymnis mentis vulnera sanentur et divinitatis singularis gratia conquiratur. En quod saeculum

---

20) Ennodii opp. edid. Migne (patrol. vol. LXIII) p. 249.
21) ibid. p. 249.
22) epist. VIII, 1, 30, 38, 40.
23) Cass. Var. I, 10, 82; II, 40.

miretur et credat, repulit Davidica lyra diabolum, sonus spiritibus imperavit et canente cithara in libertatem rediit, quem internus inimicus turpiter possidebat." Nec multo post ubi de harmonia coelesti, quam finxerant philosophi, locutus est, hisce utitur verbis: „Bene quidem arbitrati, si causam coelestis beatitudinis non in sonis, sed in creatore posuissent, ubi veraciter sine fine gaudium est, sine aliquo taedio manens semper aeternitas et conspectio divinitatis efficit, ut beatius nil esse possit." Denique ad finem epistolae dicit Boethium citharoedum eligendo facturum esse aliquid Orphei, cum dulci sono gentilium fera corda domuerit [24]). Talia ad hominem paganum scripsisse Cassiodorium quis crediderit?

Quae cum vel ipsa Boethium christianam esse secutum doctrinam ostendant, omnem certe dubitationem tollent ea, quae et de familia eius et de vitae conditione exponemus. Constat enim Boethium ortum esse ex antiquissima gente Aniciorum, qua in gente teste Hieronymo aut nullus aut rarus fuit, qui non meruisset consulatum [25]), sed longe maiori gloria ob ardens christianae religionis studium ornatam fuisse eam gentem et quosdam hac ex stirpe oriundos pro re christiana vel vitam profudisse accepimus [26]). Nec ab vero aberrarunt homines docti, cum coniecerunt eum praefectum praetorio, qui cum Aëtio Valentiniani iussu interfectus esset, avum [27]), eum senatorem, qui consulatu functus esset anno CCCCLXXXXVII, patrem [28]) fuisse Boethii. Quos ne homines paganos fuisse putemus, cum iam eis, quae de Aniciorum gente exposui, vetemur, multo magis hanc sententiam a veri similitudine abhorrere concedes, si reputaveris illis temporibus nullum quod sciamus hominem paganum munere publico functum esse, nisi forte Boethium, Symmachum, Festum vis paganis adnumerare. Fervido usus dicendi genere Ennodius in oratione, qua Symmachum papam contra eos, qui Laurentii favebant partibus, defendit, Romanos nobiles dixit reiecta omni prava superstitione sese penitus totosque dedisse christianae religioni [29]). Quid? quod in formulis magistratuum, quas libro sexto et septimo Variarum reposuit Cassiodorius, non solum loquendi formae velut: „Deo iuvante

---

24) cf. Prudent. contra Symm. lib. I procem. v. 1.

25) epist. ad Demetriadem. Claudianus in paneg. in Probini et Olybrii consulatum, v. 13:

.... Quemcunque requires
Hac de stirpe virum certum est de consule nasci.

cf. Vallini adnot. ad libros de cons. phil. Lugd Bat. 1656, p. 5, et, quae praefixa est huic editioni, P. Bertii praefationem.

26) Prudent. contra Symm. lib. I, v. 556 sqq.:

Quin et Olybriaci generisque et nominis heres
Adiectus fastis, palmata insignis abolla
Martyris ante fores Bruti submittere fasces
Ambit et Ausoniam Christo inclinare securim.

27) Cassiod. chron. p. 1364 (anno CCCCLV, v. Fast. cons. in Orell. Cic. opp. edit., vol. V, pars 1) Hagenbuch. de diptych. Brix. Turici 1748, p. 32.

28) Hagenbuch. p. 82, 102 sqq.; Pagi vol. III, ann. 510 (v. Fast. cons.).

29) Opp. p. 206, B; cf. Prudent. contra Symm. lib. I, v. 547 sqq.

vel auxiliante, Iovis summi dei ut putavere antiqui" usurpantur, sed etiam res ex historia sacra petitae, velut somnium Pharaonis enarrantur vel designantur [30]). Accedit quod illa aetate non raro princeps ecclesiae in rebus ecclesiasticis administrandis senatus et consilio et opera adiuvabatur. Quo igitur modo, ut tum erant tempora, homo paganus senatoriam adipisci potuerit dignitatem, equidem non video.

Boethius ipse in secundo librorum de consolatione philosophiae [31]) narrat se parente mortuo summorum virorum cura susceptum esse, quos Symmachum et Festum fuisse non sine veritatis specie coniecerunt Vallinus et Handius [32]). Quo minus vero, ut de Festo taceam, Obbarii sententiam secuti [33]) Symmachum adnumeremus paganis, obstant firmissima Ennodii et Alcimi Aviti testimonia [34]), ex quibus, ne longior sim, unum tamen idque certissimum afferam. Epistola enim quaedam ab Ennodio ad Symmachum missa hisce finitur verbis: „Vale in Christo nostro Romanae gentis nobilitas et me iam ut clientem et famulum pro morum et naturae luce dignare." Iam vero si Symmachi et Boethii nomina a Procopio coniunguntur iisque eaedem summae tribuuntur laudes [35]), si Boethius Rusticianam Symmachi filiam duxit uxorem [36]), cuius vitae et morum imaginem talem expressit et ipse maritus et Procopius, ut eam matronam christianam fuisse facile intelligas [37]), quid est, quod Boethium christianum habere dubitemus? Nec pluribus verbis exponam et legibus publicis et decretis canonicis vetitum fuisse ea aetate, ne inter christianos et paganos coniungerentur conubia [38]). Denique ut cumulus rei accedat, addam Boethium filiosque eius amplissimis perfunctos esse honoribus [39]). Quid opus est multis verbis? Nam acta ne agamus veteri vetamur proverbio.

At, dicet aliquis, si Boethius, ut tu doces, christianus fuit, qui factum est, ut in libris suis de doctrina christiana nullam usquam faceret mentionem. Boethium

30) Cass. Var. VI, 1, p. 379, 2 p. 382, 3 p. 384, 9 p. 405, 406 aliisque permultis locis.

31) lib. II, pros. 3. 32) Vallin. p. 3, Hand. l. c. 33) Obbar. p. 33.

34) Ennod. epist. VII, 25; Alcimi Aviti epist. 31. 35) Procop. de b. G. 3, d.

36) Fabulam de Elpide, Boethii uxore, inde natam esse bene vidit Obbarius (p. 13, not. 16), quod omnes fere explanatores librorum de cons. phil., quae occurrunt in libro II, pros. 3 verba: „cum tanto splendore socerorum" male interpretati sunt, quae iam Murmellius recte ad Symmachum eiusque uxorem retulit.

37) de cons. phil. lib. II, pros. 4; Procop. de b. G. 143, d καὶ τὴν οὐσίαν ἀεὶ τοῖς δεομένοις προτεινομένῃ.

38) cod. Theodos. lib. III, tit 4; concil. Chalcedon. act. XV, can. 14.

39) Boethius cum admodum iuvenis factus esset patricius (cf. Obbar. p. 10, not. 9), anno DX ad summam consulatus dignitatem evectus est (cf. Obbar. l. c. not. 10; Fast. Cons.). Quo gaudio affectus esset, cum filios iam pueros consules creatos vidisset, ipse exposuit in libro de cons. phil. (lib. II, pros. 4; cf. Obbar. not. 17, Fast. Cons. ann. DXXII). Magistrum denique officiorum declaratum esse Boethium cum inscriptiones, quae in codicibus nonnullis occurrunt (cf. Obbar. l. c. not. 10), tum anonymus Valesianus (cf. Ammiani Marc. hist. edit. ab Valesio Parisiis 1636, p. 741 sqq.; Muratori. R. J. S. vol. XXIV, p. 686 sqq.) diserte confirmant. Cui scriptori, qui sermone quidem barbaro, sed ad summam historiae fidem narravit res gestas Theoderici, ne cum Obbario (p. 11, not. 10) fidem denegemus, vetant Sartorii, Schlosseri Gibbonisque sententiae (Sartori, Versuch über die Regierung der Ostgothen, Hammoniae 1811, p. 352; Schlosser l. c. p. 81, 84 aliisque locis, Gibbon. hist. imp. Rom. vol. VII, p. 183 vers. germ.).

in libris, quibus artem logicam, rhetoricam, musicam, mathematicam illustravit, de rebus christianis verba non fecisse nemo certe mirabitur, qui reputaverit nullam ei de eis rebus dicendi oblatam esse occasionem. At nonne Cassiodorius in libris, quibus easdem explicavit artes, permultas ex sacris scripturis sumptas sententias imaginesque admiscuit orationi? Scio equidem, sed quid ista re opposita velis probare nescio. Nam Cassiodorius latius et diffusius dicit saepiusque ab eo, quod sibi proposuit, longius aberrat; Boethius strictim breviterque res tractat et constanter tenet propositum. Tum quod gravius esse videtur, Cassiodorius quos scripsit libros monachorum in usum composuit; quam ob rem ex veterum scriptis paucissima tantum, ex sacris scripturis omnia fere exempla et dicta sumpsisse videtur. Nec inepte dixeris Boethium omnibus viribus contendisse, ut philosophiae studia instauraret atque Ciceronem imitatus et Platonis et Aristotelis opera ad civium suorum cognitionem in patrium transferret sermonem, Cassiodorium id egisse ut cum in Italia vastae factae essent solitudines, in monasteriis et gentilium et christianorum auctorum scripta posteris conservaret librisque a se compositis monachos ad ascesin quam vocant literarumque institueret studia [40]).

Quibus expositis soli restant libri de consolatione philosophiae, de quibus paulo accuratius erit disputandum. Iam media aetate is, qui commentarium composuit in carmen illud notissimum Boethii, cuius initium est: „O qui perpetua mundum ratione gubernas“ [41]), sive Bruno Corbeiensis fuit sive alius [42]), se mirari dicit, quod non solum in illis versibus, sed etiam multis aliis locis huius operis reperiantur quaedam, quae catholicae repugnare videantur doctrinae. Et ita quidem pergit: „Quod tamen utcumque se habet, certum est eum in his libris nihil de doctrina ecclesiastica disputasse, sed tantum philosophorum et maxime Platonicorum dogmata legentibus aperire voluisse.“ Hanc sententiam, utpote quae sit verissima, a permultis viris doctis comprobatam esse invenio [43]), nec quidquam sententiis quorundam

40) Schlosser l. c. p. 190 sqq.

41) de cons. phil. lib. III, metr. 9.

42) cf. Boethii opp. edid. Migne tom. II, p. 1218, B, C, 1230 sqq. (Maii Auct. class. auct. vol. III, p. 332 sqq.).

43) v. Obbar. prolegg. p. 39 sqq.; Laur. Vallae praef. in libr. dialect. quosque paulo inferius (not. 55) nominavi homines doctos. — Cum media aetate omnes viri eruditi censuissent id egisse Boethium hoc libro, ut doctrinam christianam confirmaret argumentis a ratione petitis (cf. Hincmar. opp. vol. I, p. 211, II, 62; Siegebert. Gemblac. de vir. illustr. c. 37 aliosque) praeter Brunonem Ioannes quoque Soresberiensis in libro, cui inscribitur Polycraticus (lib. VII, cap. 15, Lugd. Bat. 1595, p. 396) bene intellexit, quae in Boethii opere prolatae essent, sententias in omnibus rebus cum dogmatis christianis non congruere. Quam rem ut explicaret, statuit Boethium his in libris, cum non solum hominibus christianis, sed etiam Iudaeis et paganis voluisset prodesse, doctrinam rerum divinarum a sola ratione profectam exposuisse. Nec dissentiunt ab eius sententia P. Callyus (praef. edit. in usum Delph. Parisiis 1680) et Heynius (cens. Boethii de cons. phil., opusc. VI, p. 151). De Alfredo Magno, qui non ad verbum transtulit Boethii opus in Anglicum sermonem, sed multis, quas ex doctrina christiana desumpsit, sententiis admixtis amplificavit, vide quae Schlosserus (l. c. p. 218 sqq.) et Weissius (Alfr. Magni hist. p. 271 sqq.) exposuerunt.

tribuendum esse puto, qui de hac sententia non disputasse, sed somniasse videntur. Quid enim dicam de Glareano, qui praestantissimum Boethii opus subditicium esse dixit [44]); quid de Petro Bertio, qui Boethium hoc opus non absolvisse, sed ex doctrina quoque christiana ea additurum fuisse putavit, quibus ad vitae aeternae contemplationem commoveretur animus humanus [45]), cui viro docto assensum esse Suttnerum miror [46]); quid de Gervasio, qui philosophiam redemptoris voluit esse imaginem? [47]) Quas sententias futiles ac commenticias, quae ne ullo quidem innitantur argumento, refutare operae pretium non videtur. Verum cum Boethii liber tantas attulerit difficultates viris doctis, ut alii diverticula flexionesque quaererent, alii ipso operis consilio quam dixissent sententiam probari persuasum haberent, necessarium esse puto de huius libri consilio quid sentiam proponere. Boethius ipse in prooemio, quod commentariorum, quos in Aristotelis libros de interpretatione composuit, libro secundo adiunxit [48]), sibi propositum fuisse ait, omnia Aristotelis opera, quaecunque in manus venissent, ex Graeco in Latinum convertere eaque omnia illustrare commentariis, absoluto autem illo opere simili modo Platonis transferre dialogos in linguam Latinam atque explicare. Tum oratione progrediente haec addit: „His peractis non contempserim Aristotelis Platonisque in unam quodam modo revocare concordiam et in his eos non, ut plerique, dissentire in omnibus, sed in plerisque, quae sunt in philosophia maxima, consentire demonstrem. Haec si vita otiumque supererit, cum multa operis huius utilitate nec non etiam laude contenderim.“ Ac profecto hoc consilium praesertim si temporum conditiones, quibus initum est, respexeris, omni laude videtur celebrandum. Illis enim temporibus philosophiae studia ita iacuisse accepimus, ut praeter quosdam Aristotelis libros, quibus artem explicavit logicam, exiles epitomae commentariique in scholis tractarentur. Qua de re optime dixisse videtur Boethius in prooemio, quod libello de syllogismis categoricis praeposuit [49]): „Sed qui ad hoc corpus lector accedit, ab eo primitus petitum velimus, ne in his, *quae nunquam alias attigerit*, statim auderet iudicare neve si quid in ludo

---

44) praef. edit. Basil. 1570, p. 2 (cf. patrol. Migneanae vol. LXIII, p. 538).

45) praef. edit. Lugd. Bat. 1623, p. 36.

46) p. 23.

47) Gervaise, Histoire de Boece part. II, p. 120, Parisiis 1715; cf. Schröckh, christl. Kirchengeschichte vol. XVI, p. 117 sqq.

48) Opp. vol. II, p. 433. — Quo ex fonte fluxerit consilium illud de Platonis Aristotelisque sententiis in concordiam quandam redigendis, ne incertus sis, adiiciam, quae Zellerus in hist. phil. Graecae (vol. III, pars 2, p. 699) optime exposuit: „Die Neuplatoniker suchen wol etwa zu zeigen, dass Aristoteles, Pythagoras, Parmenides, Empedokles und andere alte Philosophen mit Plato übereinstimmen, aber nicht in dem Sinne, als ob jeder von diesen nur ein einseitiges Princip hätte, das erst der Ergänzung durch andere, der Fortbildung zu einem höheren Princip bedürfte, sondern in dem entgegengesetzten, dass sie alle die wahre Philosophie haben und nur im Ausdruck von einander abweichen.“ Constat autem Proclum in scholis non solum Platonis, sed etiam Aristotelis explicasse opera et id egisse, ut amborum sententias quodam modo conciliaret; cf. Steinhart. Realencykl. vol. V, p. 1716, 1719.

49) Opp. vol. II, p. 793.

puerilium disciplinarum rudis adhuc et nondum firmus acceperit, id amplexandum atque etiam colendum putet; alia enim teneris atque imbuendis adhuc auribus accommodata, alia firma ac robustioribus doctrina mentibus reservatur. Qua re siquid est quod discrepet, ne statim obstrepat, sed ratione consulta, quidquid ipse sentiat, quid nos afferamus, veriore mentis acumine et subtiliore consideratione diiudicet. Idem namque eveniet, ut quae in primo statim studendi aditu didicerunt, perspecta penitus ac potius deprehensa contempnant. At si iam quisque suae sententiae defensor esse cupidus malit, si inquam malunt vindicare quam vertere, quae vulgatis semel studiis imbuerunt, nemo expetit, ut priora condemnent, sed ut maiora quaedam construant atque altiora coniungant." Quam exilis et ut ita dicam exsanguis, quam angustis terminis inclusa fuerit illius aetatis doctrina, ex philosophi ipsius verbis omnes certe cognoverint. Quae cum ita essent, haec spectavisse et ad haec rectis studiis contendisse videtur Boethius, ut intermissa instauraret philosophiae studia; neque vero invidia, qua persaepe vexabatur [50]), a proposito potuit deterreri. Profecto is, qui hoc sibi vitae voluit esse propositum, non solum ad animos excolendos, sed etiam ad mores formandos plurimum conferre persuasum habebat philosophiam, quam artem vitae recte dixisse Cicero videtur [51]). Quid igitur mirum, si Boethius, cum de summo culmine fortunae omnibus bonis spoliatus in carcerem esset deiectus nec ulla re nisi morte se liberatum iri persuasum haberet, librum composuit, quo eos, qui philosophiae studia essent amplexi, doceret, quod solatium ac perfugium rebus adversis praeberent illa studia. Mihi quidem dubium non videtur, quin Boethius eis, qui ipsius studia probavissent atque amplexati essent, hunc librum testamento ut ita dicam relinquere voluerit, ut cum duriori fortuna conflictantes eodem, quo ipse usus esset, erigerentur solatio. Quod cum praecipue egisse philosophum apertum sit, simul id spectavisse videtur, ut se ipsum et quam magistram secutus esset philosophiam contra inepta, quae finxerant homines perditi, defenderet crimina. Ipse narrat [52]) accusatores, quo certius eum, quem maiestatis reum fecerant, de alto dignitatis gradu praecipitarent, insuper sibi crimini dedisse, quod ut ad ampliores proveheretur honores, magicas coluisset artes. Hoc enim modo, quae apud Boethium occurrit [53]), vocem sacrilegii esse interpretandam satis probant quae mox sequuntur verba: „Nec conveniebat vilissimorum me spirituum praesidia captare,

---

50) de cons. phil. lib. I, pros. 4; cf. not. 14.

51) Animadvertas velim, quibus verbis in extremo libro usus sit auctor. Nam cum philosophia rationibus docuisset menti hominis esse liberam voluntatem, quam ob rem cuique rationem factorum omnium apud iudicem aeternum esse reddendam, hisce verbis ad virtutis studium exhortatur homines: „Aversamini igitur vitia, colite virtutes, ad rectas spes animum sublevate, humiles preces in excelsa porrigite; magna est vobis, si dissimulare non vultis, necessitas indicta probitatis, cum ante oculos agitis iudicis cuncta cernentis."

52) de cons. phil. lib. I, pros. 4.

53) ibid. — Ne ineptias somniat ipse Obbarius, qui sacrilegium eandem vim ac maiestatis crimen habere censeat, ceteros interpretes nugas agere dicat (p. 127).

quem tu in hanc excellentiam componebas, ut consimilem deo faceres. Praeterea penetral innocens domus, honestissimorum coetus amicorum, socer etiam sanctus et aeque ac tu ipsa reverendus, ab omni nos huius criminis suspicione defendunt. Sed o nefas! illi vero de te tanti criminis fidem capiunt atque hoc ipso videbimur affines fuisse maleficio, quod tuis imbuti disciplinis, tuis instituti moribus sumus." Iam vero quis non concedat, optime et se ipsum et magistram defendisse Boethium, qui hoc libro docuerit se omnibus miseriis pressum ac vexatum philosophando in eas res inquisivisse, quarum cognitio summum hominis bonum est. Nec quidquam eorum sententiae tribuendum esse apparet, qui vix credibile esse dicant [54]), hominem christianum eis temporibus, quibus veram christianorum philosophiam esse religionem utque ethnicorum doctrinam esse contempnendam omnes censerent, cum in vinculis teneretur, de deo rebusque divinis scripturum philosophiam, non religionem sibi delegisse magistram et ut hoc utar vocabulo, consolatricem. Quorum argumentorum alia vel eis, quae de huius libri consilio exposuimus, confutata sunt, alia nunc diluentur, si ostenderim, ab eis, qui contra nos disputant, res diversas temere esse confusas. Quamquam enim patres ecclesiastici religionem veram philosophiam dixerunt, quoniam religione sola veritatem ipsam contineri persuasum habebant, veterum tamen philosophiam contempnendam non esse, sed ex parte quadam percepisse vera existimabant. Quid? quod philosophiae studiis multis locis hanc vim tribuerunt, ut eis animi ad suscipiendam legem christianam praepararentur atque informarentur. Quae cum ita sint et quibus deditus erat Boethius studia Ennodius et Cassiodorius non improbaverint, sed summis cumulaverint laudibus, non est quod hoc libro offendamur, quem artissimo vinculo cum illis studiis cohaerere iam neminem fugerit.

Boethium nulli philosophorum disciplinae unice fuisse addictum, sed ex fontibus aliorum hausisse iudicio arbitrioque suo, quodcunque eum maxima movisset veritatis specie, non est quod pluribus exponam. Nam cum his in libris Platonis sententias maxima ex parte sequatur, quas Plotini, quem gravissimum appellat philosophum [55]), more interpretatur, et Aristotelis descriptiones passim in usum suum convertit et ex christianorum philosophorum libris unam et alteram libat sententiam [56]). Quae cum vel ipsa ei, qui Boethii sententias ad artis legem revocare velit, negotia debeant facessere, rem pluribus obstructam esse difficultatibus intelliges, si reputaveris etiam, quae prosa oratione composita sunt in his libris, haud raro oratione quadam poetica, imaginibus, translationibus esse ornata, quibus rebus aliqua obscuritas atque ambiguitas oriatur necesse est [57]). Accedit quod nec Boethius ipse philo-

---

54) Obbar. p. 35.

55) procem. libri de divis. vol. II, p. 876, D.

56) cf. Ritter. hist. phil. vol. VI, p. 585; Ephem. Bonn. vol. VI, pars. 2, p. 140 sqq.; Stahr. Aristoteles bei den Römern p. 203; Steinhart. Realencykl. vol. V, p. 1720; Staudenmaier. Ioannes Scotus Erigena Francof. ad M. 1834, vol. I, p. 294 sqq.

57) Referta sunt et imaginibus obscuris et translationibus audacissimis philosophorum, quos barbaro vocabulo vocant Neoplatonicos, opera. Qua de re ne plura exponam, ad ea te reiicio, quae de

sophiae instituere formam, sed nonnullas tantum explicare voluit quaestiones [58]). Denique ab prudentibus existimatoribus neglectum non esse velim, hos libros ab homine graviter commoto brevi ut videtur tempore confectos esse; quam ob rem si quae sibi repugnare videantur, aurificis statera examinanda non esse puto. Itaque qui de hoc opere rectum ferre velit iudicium, maximam adhibeat cautionem oportet, ne quid, si uni alterive sententiae multum tribuerit, in Boethium conferat, quod huic ne venerit quidem in mentem. Cuius rei quoniam Henricus Ritterus in historia philosophiae satis apta attulit exempla, supervacaneum videtur plura verba facere [59]). Cum igitur nihil obstet, quominus ab homine christiano hunc librum compositum esse putemus, ea nobis imposita esse videtur necessitas, ut demonstremus, re vera hoc opus esse profectum ab homine christianae doctrinae addicto. Ac quod ad hanc rem attinet, iam a Rittero animadversum est philosophiam, quam secum colloquentem induxit in dialogo Boethius, cuiusdam, quem se quoque excellentiorem esse ait, afferre sententiam, ita ut satis lucide appareat non dubitasse philosophum, quin divino instinctu afflatuque quaedam hominum animis infunderentur [60]). Accedit quod quibus multum tribuebant Plotinus eiusque disciplinae philosophi, fabulis antiquis omnem fidem denegat Boethius easque tantum imagines vel signa rerum esse arbitratur [61]). Denique non solum sententias, sed etiam imagines ex sacris scripturis sumptas passim his in libris orationi admiscuit auctor. Velut cum philosophiam faciat dicentem [62]): „Est igitur summum bonum, quod cuncta regit fortiter suaviterque disponit,“ quam sententiam ex libro Sapientiae desumptam [63]) saepissime laudaverunt patres ecclesiastici, Boethius se ipsum fingit hisce respondisse verbis: „Quam me non modo ea, quae conclusa est summa rationum, verum multo magis haec ipsa,

---

hac re Zellerus (vol. III, pars 2, p. 715 sqq.) optime disputavit. Verum ne ignores, quam proxime ad Plotinum ceterorumque, qui eius sunt disciplinae, philosophorum dictionem accedat Boethianum genus sermonis, locum quemdam breviter perstringam. Namque cum Boethius nonnullis locis eos, qui beatitudinem adepti sint, ipsos *deos* fieri contendat (cf. lib. III, pros. 10, 11 etc.), multis aliis locis homines philosophando summam consequi beatitudinem et deo *consimiles* vel *proximos* fieri dicit (lib. I, pros. 4 et saepius). Eadem obscura usus oratione Plotinus animum a corpore abstractum et illustratum lumine divino modo omnium rerum principium intueri, modo ipsum deum fieri efficere conatur (cf. Zeller. l. c. p. 822 sqq.).

58) Ritter l. c. p. 589.

59) Ritter l. c. p. 583.

60) Ritter l. c. p. 583. — Quae hoc loco (lib. IV, pros. 6) affertur sententia ex oraculis Chaldaicis ut videtur desumpta (Zeller. l. c. p. 918, not. 1; Steinhart. Realencykl. vol. V, p. 1719) in omnibus libris manu scriptis tam graviter exstat corrupta, ut verba graeca nullo modo erui possint (cf. Obbar. p. 153). Nec ullum adiumentum afferunt codices duo Vindobonenses (271, Endl. 373 saec. X, 242, Endl. 374 saec. XII), quorum alter verba graeca ita exhibet: *ΑΝΔΡΟϹΑΗΤΕΡΟΤΔΑΘΕΡΗϹΟΙΚΟΔΟ-ΜΗϹΑΝ*, alter hunc in modum corruptam profert sententiam: *ΑΝΛΡΟϹΔΗΙΡΟϹΔΑΤΜΑϹΑΗΙΤΗ ΡΗϹΟΤΚΟΔΟΜΗϹΑΝ*.

61) lib. III, pros. 12, metr. 12 et saepius. Ritter. p. 583: „Er behandelt die heidnische Mythologie wie eine Fabel.“

62) lib. III, pros. 12.

63) Sap. 8, 1; cf. Ritter. p. 582.

quibus uteris, verba delectant, ut tandem aliquando stultitiam magna lacerantem sui pudeat." Nec siquis eiusmodi sententias, ut: „Haec sunt enim, quae infructuosis affectuum spinis uberem fructibus rationis segetem necant" [64]), vel: „Huc omnes pariter venite capti, quos fallax ligat improbis catenis terrenas habitans libido mentes" [65]) animadverterit, fugere eum poterit, quas sacrae scripturae sententias sit imitatus Boethius. Sed de his satis metuoque ne nimium putetis.

Hoc unum mihi restare videtur, ut quae fuerit causa caedis Boethii, quo modo de eo sumptum sit supplicium, e rerum gestarum eruamus fontibus; hac enim quaestione absoluta facile intellexeris, qua ex re fluxerit opinio illa, quam media aetate omnes habuisse constat, Boethium pro re christiana vitam profudisse. Atque Boethius ipse, cum in libris de consolatione philosophiae fatum suum queritur, diserte dicit sibi crimini esse datum, quod libertatem rei publicae Romanae voluisset restituere senatorumque, qui maiestatis rei facti essent, defensor ac patronus exstitisset [66]); de religione nullo usquam loco mentionem facit. Nec dissentit is, qui historiam temporum a Constantini Chlori aetate usque ad Theoderici regis obitum composuit [67]), neque vero vitae, quae in codicibus quibusdam invenitur, auctor [68]) Mariusque Aventicensis [69]). Quamquam igitur nec ab aequalibus Boethii nec ab eis, qui proximo vixerunt saeculo, de ea re quidquam traditum est, sed trecentis fere annis post ab Adone [70]), Anastasio [71]) historiaeque miscellae auctore [72]), mentionem eius rei fac-

64) lib. I, pros. 1; cf. Luc. 8, 7.

65) lib. III, metr. 10; cf. Matth. 11, 28.

66) lib. I, pros. 4. — Neque Cassiodorius ullo loco, cum saepius collaudasset Boethium et magnificum appellasset virum, hanc rem attigit (cf. not. 8).

67) De anonymo Valesiano vide quae supra (not. 4) exposuimus.

68) Hanc vitam, de qua commemoravimus, a Mabillonio ex codice Laurentiano (cf. Bandini catal. vol. III, p. 166) in lucem protractam (Mus. ital. I, p. 219) denuo ex codice Gothano (II, n. 103) auctam edidit Obbarius (prolegg. p. 24). Exstat quoque in codicibus Vindobonensibus, quorum ante feci mentionem, sed non solum quod ad singulas voces, sed etiam quod ad totas attinet sententias, ab eis, quae edita sunt, ita discrepat, ut operae pretium videar facere, si discrepantias illas breviter notaverim. Atque in priore codice Vindobonensi quae exstat vita incipit his verbis: Iste Boethius consul fuit etc. (cf. Obbar. p. 25, lin. 4) et in eis quae sequuntur hanc profert lectionis varietatem: lin. 7 „voluit," 9 „aliquando," 10 „si quis ex sapientibus," 12 post verba: „sub regia potestate" haec subiunguntur: „Ad exilium autem in Bobium missus est civitatem non longe a Ravenna." Alter codex Vindobonensis totam quae codice Gothano continetur vitam complectitur et hanc exhibet scripturae discrepantiam: p. 24, lin. 19 „neci," 28 „repositus," 29 „prius," p. 25, lin. 1 „nobiliori," 2 „eum praecellit," 4 „Ratio eius exilii eiusque libri. Iste Boethius etc.; sub Theoderico, 9 „aliquando," 10 „si quis sapientium," 11 „Duobus tamen filiis eius in consulatu permanentibus sub regia potestate ad exilium missus in Bobium civitatem non longe a Ravenna." Quibus subiungitur carmen illud a Gerberto compositum (cf. not. 2). Ceterum cum eis, quae huius vitae auctor retulit, contendas velim quae de Boethii supplicio exposuit anonymus Mellicensis (de script. eccl. 15).

69) Mar. Avent. (ann. 532—596) chron. ad ann. 524.

70) Adonis (ann. 809—875) chron ad ann. 519: „Symmachum et Boethium consulares viros pro catholica pietate Theodericus occidit."

71) Anastasii (qui mortuus est ann. 886) hist. de vitis Rom. pont. Mogunt. 1602, p. 49.

72) Quid de historiae miscellae auctore, quam vulgo referunt ad Paulum Diaconum, statuendum

tam esse reperimus, tantum abest ut octavo demum saeculo exortam esse opinionem illam putemus, ut multo veri similius sit eam non ita multo post, cum Boethius esset interfectus, ex variis, qui tota Italia dissipati erant, sermonibus originem traxisse. Quae cum ita sint, num quamdam habeat veri speciem breviter inquiramus. Etenim qui illorum temporum legerit historiam, certe intelliget, nunquam fieri potuisse, ut Romani Gothique in unius populi corpus coalescerent [73]). Romani, qui etiam illis temporibus de instauranda imperii Romani gloria cogitabant, se Gothorum barbarorum ditioni esse subiectos aegre ferebant, quos prava Arianorum doctrina imbutos multo magis aspernabantur atque abhorrebunt. Et nisi Caesares, quorum imperio terrae ad orientem vergentes tenebantur, pravas saepius de rebus christianis sectati essent sententias, procul dubio Italis et faventibus et adiuvantibus Gothos ex Italia potuissent eiicere. Gothi vero, quamquam imbelles atque affeminatos despiciebant Italos, omnia tamen a Caesaribus metuentes omnem spem ponebant in armis. Cum igitur tot et tanta invidiae discordiaeque sparsa essent semina, fore ut fides ac concordia provenirent, vix erat sperandum. Nihilominus tamen per triginta fere annos et Theoderici et Italorum, quorum consiliis utebatur, sapientia omnibus pacis bonis floruit Italia. Verum cum Iustinus Caesar regnum auspicatus rixis de rebus sacris compositis Italorum animos conciliasset et notissimum illud contra Arianos reliquosque haereticos proposuisset edictum, ne quid obscure molirentur Itali veritus Theodericus magnopere sibi praecavendum esse existimabat [74]). Accidit forte iis temporibus, ut et Ravennae et Romae, cum rixae inter Iudaeos et Christianos essent exortae, concursu facto Iudaeorum incenderentur synagogae. Tantus autem fuit furor multitudinis, ut neque Petri episcopi neque Eutharici neque regis ipsius cohortationes audirentur [75]). Qua de re iratus rex tam graviter in eos, qui illas excitaverant turbas, consuluit, ut populi animi magis magisque incitarentur. Nec multo post regem nescio qua re inflammatum S. Stephani aediculam in suburbio prope Veronam sitam destruxisse et lege vetuisse tradunt, ne quibus armis nisi cultellis uterentur Romani [76]). Quae si animo perlustraveris, quin intelligas tantas tempestates non solum rei publicae, sed etiam religionis causa excitatas esse, non dubitamus. Cum ea esset rerum conditio, Cyprianus referendarius Albinum patricium maiestatis fecit reum, quod clandestinis consiliis cum Iustino Caesare de restituendo

---

sit, optime exponit Muratorius in praef. ad edit. huius libri R. J. S. vol. I, pars 1; ibid. p. 103, e: „Dum hi in itinere demorantur, Theodericus rabie suae iniquitatis stimulatus Symmachum exconsulem ac patricium et Boethium senatorem et exconsulem, catholicos visos, gladio trucidavit."

73) Sartorius l. c. p. 237; Manso, Geschichte des ostgoth. Reiches. Vratislaviae 1824, p. 296; Schlosser. l. c. p. 90.

74) Sartorius l. c. p. 132 sqq.; Manso l. c. p. 161 sqq.; Schlosser l. c. p. 90 sqq.; Damberger. vol. I, p. 113 sqq.; Gibbo. vol. VII, p. 375 sqq.

75) Anonym. Vales. apud Muratorium R. J. S. vol. XXIV, p. 640; Cass. Var. 4, 43.

76) Anonym. Vales. p. 640 (VIII), a.

egisset imperio Romano [77]). Qua re ita exacerbatum esse ferunt regis animum, ut id quod Boethius ipse dicit, avidus exitii communis maiestatis crimen in Albinum delatum ad cunctum senatus ordinem transferre moliretur [78]). Itaque cum Boethius, qui eo tempore magister erat officiorum, Albinum et senatum acriter ac multa cum libertate defendisset et ipse in coniurationis suspicionem esset vocatus, Cyprianus, ut odium saturaret et ab exilii poena vindicaret Opilionem fratrem, Basilium regis ministerio remotum aereque alieno obrutum Boethio accusatorem posuit, cui Opilionem fratrem et Gaudentium eiusdem generis homines adiunxit, quos ob multiplices fraudes rex in exilium migrare iusserat [79]). Non sine veri quadam specie conieceris Theodericum id sibi proposuisse, ut rem publicam administraret terroribus et quod de Boethio sumpsisset, supplicii exemplo ceteros a rerum novarum deterreret studiis; non clementia conciliandos sed rigore ac severitate atroces Italorum animos compescendos esse. Quod si rex senatus principi, qui de ipso bene meruisset, non pepercisset, fore ut in alios uteretur clementia, quem sperare posse? Nulla interposita mora rex Boethium Ticinum mittit, ut in custodia teneretur, ipse rem ad senatum refert, qui civem optimum inauditum atque indefensum regis iussu capitis condemnat, bona publicari iubet [80]). Nec multo post in agro Calventiano de Boethio cognoscunt, nullam vim acerrimorum praetermittunt tormentorum, virum denique egregium, cum criminis confessionem ab eo nullo modo potuissent extorquere, ultimis afficiunt suppliciis [81]). Eodem tempore, quo Boethius occisus est, rex Ioannem papam cum quatuor senatoribus Constantinopolin ad Iustinum Caesarem legatos iussit proficisci, quem monerent, ut nisi in Italia catholicis ademptas esse vellet aedes sacras, quas ipse ademisset Arianis aedes restitueret et quod proposuisset edictum abrogaret [82]). Iam vero cuique apparebit, cur de hac re copiosius exposuerim. Docemur enim, nisi fallor, his omnibus res quae ad rempublicam quaeque ad religionem pertinent, illis temporibus ita fuisse coniunctas et ut ita dicam conglutinatas, ut nullo modo potuerint disiungi. Atque hoc ex fonte sententiam illam, de qua supra commemoravimus, originem traxisse quis est qui non intelligat.

---

77) id. p. 640 (VIII), b; Boeth. de cons. phil. lib. I, pros. 4; de Albino et Cypriano vide quae Obbarius (p. 125) exposuit.

78) Boeth. de cons. phil. lib. I, pros. 4; cf. Gibbo. p. 383, not. c.

79) Anonym. Vales. p. 640 (VIII), c; Boeth. de cons. phil. lib. I, pros. 4; cf. Cass. Var VIII, 16, 17.

80) Boeth. de cons. phil. lib. I, pros. 4; Anonym. Vales. p. 640 (VIII). d.

81) Anonym. Vales p. 640 (VIII), d. De agro Calventiano, de quo historici certant et adhuc sub indice lis est, vide Muratorium Annali d'Italia ann. 524; Tiraboschium storia della Catt. ital. vol. III, lib. I, cap. 4; Bosisium l. c. p. 39 sqq. (August. Reale Ricordanza della vita e delle opere di Severino Boezio ed. II, Ticini 1852, p. 18 sqq).

82) Anonym. Vales. p 640 (VIII), d; Anastas. l. c. p. 49; auct. hist. misc. p. 103.

Nachdem der Vorsitzende in lateinischer Sprache die Versammlung zur Discussion des gehörten Vortrages aufgefordert hatte, entspann sich eine kurze ebenfalls lateinisch geführte Debatte.

Director Eckstein bemerkt, dass die Frage, ob Boethius Christ gewesen, von der Art sei, dass man nur zu wahrscheinlichen, nicht zu gewissen Resultaten gelangen könne. Den äusseren Argumenten, deren sich der Redner für seine Beweisführung bedient habe, könne er kein Gewicht beilegen; beachtenswerth seien nur die inneren Gründe. Mehr Wahrscheinlichkeit habe das, was Schenkl über die Absicht des Boethius gesagt habe bei Abfassung der Schrift *de consolatione philosophiae.*

Geh. Rath Brüggemann erklärt, dass er zwar für seine Person die Ansicht des Redners theile, dass Boethius Christ gewesen sei, dass jedoch die bisher beigebrachten Argumente noch weit entfernt seien, einen sicheren Beweis zu liefern. Eine vollständige Lösung der Frage lasse sich erst nach erschöpfendem Studium jener ganzen Zeit erwarten.

Prof. Haase erklärt, dass er die Schenkl'sche Beweisführung für nicht so resultatlos betrachten könne, wie sie Eckstein erscheine. Sei auch nicht alles ganz fest, so sei doch im Allgemeinen das gewonnene Resultat vollkommen glaublich, ja fast sicher. Nur auf einen Punkt wolle er aufmerksam machen, der eine nähere Beachtung verdiene, woher es nämlich komme, dass in den Werken so vieler Männer jener Periode, von denen es unzweifelhaft feststehe, dass sie Christen gewesen, wie z. B. in denen des Ausonius und Symmachus und selbst in denen des Bischofs Sidonius Apollinaris, doch keine Spur ihres Christenthums sich finde. Es frage sich also, ob der Grund dieser auffälligen Erscheinung darin zu suchen sei, dass sie von der Art der früheren Schriftsteller nicht haben abweichen wollen, oder ob ein anderes Motiv zu denken sei.

Prof. Schenkl dankt den betreffenden Herren für ihre Bemerkungen, und erklärt, dass er vor dem Drucke seinen Vortrag noch einer Revision unterziehen und die gemachten Einwendungen berücksichtigen wolle.

Prof. Dr. Leopold Schmidt aus Bonn hielt folgenden Vortrag:

Hochansehnliche Versammlung!

So mannigfach auch bei der gegenwärtigen Theilung der Arbeit in unserer Wissenschaft die Neigungen und die Studienkreise der Philologen aus einander gehen, so wird es doch wohl nicht leicht einen Freund und Kenner des Alterthums geben, der nicht einmal mit wärmerem Interesse bei dem herrlichen Dialoge Phädros des Dichterphilosophen Plato geweilt hätte, und darum darf ich hoffen ein Keinem der hier Anwesenden Gleichgiltiges zu berühren, wenn ich Ihre Aufmerksamkeit auf die erste in demselben enthaltene Rede über die Liebe, den sogenannten Erotikos, zu richten versuche, welcher von Phädros als ein Werk seines Lehrers Lysias mitgetheilt und höchlich gepriesen, darauf aber von Sokrates schonungslos kritisirt

und in seiner Schwäche blofsgelegt wird. Es ist in neuerer Zeit die Frage vielfach erörtert worden, ob dieses Schriftstück so wie es vorliegt aus der Feder des berühmten attischen Redners geflossen und von Plato nur als Beispiel der verkehrten zeitgenössischen Beredsamkeit aufgenommen ist oder ob Letzterer es vielmehr für die Zwecke des Dialogs frei gebildet und dabei die Manier des Lysias nachzuahmen gesucht hat. Keines von beiden sagt dem ersten Gefühle des flüchtigen Betrachters zu, der weder daran glauben mag, dass ein so inhaltloses und zugleich formell so unbeholfenes Produkt von dem mit Recht bewunderten Mitgliede des attischen Rednerkanons ausgegangen sei, noch daran, dass ein Meister mimischer Kunst wie Plato von der schriftstellerischen Art desselben ein anscheinend durchaus unähnliches Bild entworfen habe; und dennoch ist es, wie man gegenwärtig wohl allgemein einsieht, unmöglich zwischen der Scylla der einen und der Charybdis der anderen Annahme mit Hülfe einer vermittelnden Antwort hindurchzuschlüpfen. Die Sitte, schwer vereinbare Notizen über einen Schriftsteller oder Staatsmann des Alterthums durch das Aufstellen verschiedener Personen desselben Namens zu erklären, hat längst aufgehört beliebt zu sein, und mit ihr gehört die Meinung, dass der Lysias des Phädros ein anderer als der auch uns bekannte Redner sei, einer vergangenen Zeit der Philologie an, zumal da sie durch Vieles in dem Dialoge auf das unzweifelhafteste widerlegt wird; allein die in diesem Jahrhundert wohl aufgetauchte Vermuthung, es habe Plato eine vorhandene Rede des Lysias zur Karrikatur entstellt, damit er sie um so besser verspotten könne, ist um nichts haltbarer. Nicht genug, dass man damit dem Plato eine beispiellose Perfidie aufbürden muss, fast noch unbegreiflicher wäre es, dass Dionysios von Halikarnass, für uns der Vertreter der zahlreichen Bewunderer des Lysias unter den Griechen, einen so unwürdigen Angriff auf den hochverehrten Meister nicht gebührend zurückgewiesen hätte.

Auch ist zu einem solchen Auskunftsmittel zu greifen um so weniger Grund, da das zunächst Befremdende jener Rede bei einer näheren Betrachtung der Lebensgeschichte des Lysias verschwindet. Wir wissen, dass dieser seine wahre Bedeutung als Redner erst mit dem Zeitpunkte erlangte, in welchem das Schicksal seiner Familie, die Verfolgung und Hinrichtung seines unglücklichen Bruders Polemarchos durch die dreifsig Tyrannen, ihn zu gewaltiger Anstrengung fortriss und das Bewusstsein seiner Kraft in ihm erweckte, während er bis dahin wesentlich nur mit der Technik der rednerischen Kunst im Sinne ihrer ersten Begründer, der Sicilianer Korax und Tisias, sich beschäftigt hatte. Erst von diesem Zeitpunkte an also, dem zweiten Jahre der 94sten Olympiade oder dem Jahre 403 vor Christus, begann er jene rednerische Eigenthümlichkeit auszubilden, auf welcher seine Anerkennung im Alterthume wie in der neueren Zeit beruht; das im platonischen Phädros vorgeführte Gespräch aber wird augenscheinlich in eine frühere Periode, etwa in das Jahr 406 vor Christus, verlegt; tritt daher Lysias in demselben noch in seiner älteren Ma-

nier [1]) befangen auf, so ist das nur historische Genauigkeit. Allein damit drängt sich auch sogleich wieder die ursprüngliche Frage auf, ob hierbei eine freie Nachbildung von Seiten Plato's im Spiele sei oder ob derselbe ein jener Manier angehöriges Werk des Lysias aufgenommen habe, eine Frage, deren Lösung wir dann um nichts näher gerückt sind, wenn wir jetzt nur zwischen zwei gleich glaublichen Dingen zu entscheiden haben, während anfangs zwischen zwei gleich unglaublichen die Wahl gestellt schien. Und so haben sich denn auch für die eine so gut wie für die andere Möglichkeit beachtenswerthe Stimmen ausgesprochen, besonders seitdem im Jahre 1827 auf Anlass einer von der philosophischen Fakultät zu Breslau gestellten Preisaufgabe der Nachweis geliefert worden ist, dass der Erotikos im Phädros trotz der grofsen Verschiedenheit der Haltung und des Tones in manchen charakteristischen Dingen mit dem Stil und der Ausdrucksweise der erhaltenen lysianischen Reden übereinstimmt. Der Urheber dieses Nachweises, Eduard Hänisch [2]), hat darauf die Schlussfolgerung gebaut, dass auch jener von Lysias herrühre; dagegen haben zwei bewährte Kenner des Plato, Stallbaum [3]) und der zu früh verstorbene K. F. Hermann [4]), die von ihm festgestellte Prämisse zur Begründung der entgegengesetzten Behauptung benutzt, indem sie in der getreuen Wiedergabe lysianischer Stileigenthümlichkeiten vielmehr ein Merkmal der vollendeten Nachahmungskunst des Plato fanden. Da die Ausführungen, durch welche diese beiden Männer ihre Ansicht ferner zu stützen suchten, eine eingehende Widerlegung noch nicht gefunden haben, so hat es fast den Anschein, als ob dieselbe die augenblicklich allgemeinere sei; jedenfalls bedarf ein Widerspruch dagegen, wie ich ihn zu erheben nicht umhin kann, einer näheren Motivirung.

Zuvörderst glaube ich nämlich, dass bei einer Frage dieser Art die Stimme des gesammten Alterthums, welche den Erotikos für ein Werk des Lysias erklärte, für uns von gröfserem Gewichte sein muss, als Hermann und Stallbaum ihr zuerkennen wollen: denn dass dies wirklich ohne Ausnahme geschah, darauf führt uns neben den Aeufserungen einiger noch vorhandenen Schriftsteller ganz besonders das beredte Stillschweigen des Neuplatonikers Hermeias, der in seinem Commentar zum Phädros selbst jene Ansicht ausspricht ohne irgend eine Abweichung zu erwähnen, was er andernfalls gewiss nicht unterlassen hätte, da er alle an den Dialog sich anknüpfenden Controversen mit der grössten Genauigkeit aufzuzählen pflegt [5]). Nicht als ob wir bei einer zweifelhaften Autorschaft unser Urtheil unbedingt dem des Alterthums unterzuordnen hätten — fern sei es, dies behaupten zu wollen —; wohl

---

1) Wie sie vielleicht auch in der Rede *ὑπὲρ Νικίου* herrschte; vgl. das bei Dionysios von Halikarnass V, 483 fgg. *R* über dieselbe Angeführte.

2) *Lysiae Amatorius graece, lectionis varietate et commentario instruxit Ed. Haenisch. Lipsiae* 1827.

3) *Platonis opera omnia vol. IV, s. 1, p. LXI—LXIV.*

4) Abhandlungen und Beiträge S. 1—21.

5) Vgl. Hänisch p. 37.

aber müssen wir stets der Mittel der Kenntniss eingedenk sein, welche die alten Kritiker vor uns voraus hatten. In dem vorliegenden Falle nun gehört zu denen, welche die Rede dem Lysias zuschreiben, der gröfste Bewunderer und allem Anscheine nach auch der gröfste Kenner von Lysias Art und Bedeutung im Alterthume, Dionysios von Halikarnass, ein Mann, der in dieser Hinsicht um so mehr Zutrauen verdient, als er gewiss vollständiger als irgend ein Anderer die Gattungen der lysianischen Schriftstellerei und die Epochen der lysianischen Stilentwicklung in ihren Unterschieden übersah und für die Werke der früheren Periode Vergleichungspunkte hatte, die uns gänzlich abgehen. Und zwar bezeichnet er den Erotikos nicht etwa blos der Kürze halber vom Standpunkte des Dialogs aus als lysianisch, indem er nicht, wie er dann nothwendig hätte thun müssen, den Sokrates, sondern den Plato selbst als Bekämpfer und gewissermafsen Nebenbuhler des Redners nennt [6]). Allerdings hat K. F. Hermann seine Autorität durch Geltendmachung des Umstandes zu entkräften gesucht, dass er den Erotikos in der Hauptschrift über Lysias gar nicht bespricht und nur an zwei anderen Stellen [7]) seiner Erwähnung thut, an denen es ihm darauf ankommt seinen rhetorischen Standpunkt dem des Plato gegenüberzustellen; allein dieses Argument ist nur ein scheinbares. Denn Dionysios sagt an einer Stelle seiner Hauptschrift über Lysias [8]) ausdrücklich, dass er die Briefe — und zu diesen wurde der Erotikos gerechnet — und die übrigen nur zum Scherz verfassten [9]) Werke des Lysias von seiner oratorischen Beurtheilung mit Absicht ausschliefse, so dass der Mangel jeder weiteren Erwähnung hier nicht auffallen darf und sogar in der angeführten Aeufserung indirekt eine solche gefunden werden kann. Sicherlich aber würde er auch an jenen andern beiden Stellen eine dem Lysias zum Nachtheil gereichende Schrift nicht als ächt haben gelten lassen, wenn er Grund gehabt hätte sie für blos spielend ihm beigelegt zu halten [10]).

Die Klasse von Schriften indessen, zu welcher der Erotikos von den Alten gezählt wurde, hat Hermann zu einem weiteren Einwande Anlass gegeben. Man besafs, wie uns von mehreren Seiten berichtet wird, unter Lysias Namen eine Sammlung von Briefen, und unter diesen hatte auch der Erotikos seine Stelle gefunden: litterarisch aufbewahrte Briefe aus der klassischen Zeit des griechischen Alterthums kann man unter allen Umständen nur mit sehr zweifelndem Auge betrachten; folglich — so schloss der genannte Gelehrte weiter — erwächst auch gegen den lysianischen Ursprung unseres Erotikos ein dringender Verdachtsgrund aus der wenig zu-

---

6) *Epist. ad Pomp. p.* 754: *βουληθεὶς γὰρ ὁ ἀνὴρ ἐπιδείξασθαι τὴν αὐτοῦ δύναμιν — ἕτερον αὐτὸς ἐν τῷ Φαίδρῳ συνετάξατο λόγον, ἐρωτικὸν εἰς τὴν ὑπόθεσιν κ. τ. λ.*

7) *Ars rhetor. p.* 381. *Epist. ad Pomp. p.* 755.

8) V, 459 *R.*

9) *οὓς μετὰ παιδιᾶς ἔγραψεν.*

10) Man beachte zur Vergleichung, mit welcher Entschiedenheit Dionysios in der Schrift über Lysias p. 483 die Aechtheit der Rede *ὑπὲρ Νικίου* bekämpft, welche er für des Lysias unwürdig hält.

verlässigen Gesellschaft, in welche er gerathen ist. Nur Akrisie, nicht sichere historische Kunde konnte eine Anzahl sogenannter lysianischer Briefe zu einem Ganzen verbinden und zur Vervollständigung desselben ein bei Plato dem berühmten Redner beigelegtes Schriftstück benutzen, das allerdings manche Aehnlichkeit mit einem Briefe hatte, ohne doch wirklich ein solcher zu sein. Allein so richtig es ist, dass die unter dem Namen älterer griechischer Schriftsteller und zumal Redner auf uns gekommenen Briefe zum gröfsten Theile untergeschobene Machwerke sind, so wenig können doch diejenigen, welche das Alterthum dem Lysias zuschrieb, damit in Eine Kategorie gestellt und aus jenen ein Schluss auf diese gezogen werden. Die pseudo-platonischen, pseudo-demosthenischen, pseudo-äschineischen und andere Briefe dieser Art knüpfen meist an sonst bekannte historische Fakta an und beschäftigen sich wenigstens durchgängig mit der weiteren Ausmalung der Lebensgeschichte ihrer vermeintlichen Verfasser; dagegen waren die sogenannten lysianischen Briefe, dem erhaltenen Erotikos nach zu urtheilen, vielmehr ganz allgemein gehaltene Uebungsstücke für erdichtete Fälle und ohne Beziehung auf die persönlichen Verhältnisse des Redners, wie gerade die ältere Rhetorik sie liebte. Denn dass die übrigen unserem Erotikos ganz ähnlich gewesen, das lässt eine Notiz des Suidas erkennen, nach welcher unter den sieben Briefen des Lysias sechs Liebesbriefe waren und unter diesen fünf an Knaben. Daher irrten die Zusammensteller der Sammlung aller Wahrscheinlichkeit nach nicht sowohl darin, dass sie diese Erzeugnisse dem Lysias beilegten, als darin, dass sie ihnen den Namen von Briefen gaben, was auch Dionysios von Halikarnass andeutet, indem er sie mit umschreibendem Ausdruck als briefartige Reden, *λόγοι ἐπιστολικοί*, bezeichnet. Diese Unsicherheit in ihrer Benennung erklärt sich sehr einfach. Ihre Entstehung fiel in das Kindesalter der kunstmäfsigen griechischen Prosa, welches zu einer detaillirenden Unterscheidung der Gattungen noch keine Gelegenheit hatte, und Lysias selbst konnte sie um so unbedenklicher in Eine Kategorie mit anderen Reden bringen, als sie dem von der älteren Theorie aufgestellten Begriffe durchaus entsprachen, nach welchem die Beredtsamkeit eine Werkmeisterin der Ueberredung [11]) sein sollte. Spätere vermissten daran ein von ihnen für wesentlich gehaltenes Merkmal einer Rede, die Bestimmung für eine gröfsere Zahl von Hörern, und fanden ein nahe liegendes Auskunftsmittel darin, sie als Briefe anzusehen, besonders wenn aus dem Inhalte nicht deutlich hervorgieng, dass der Angeredete gegenwärtig gedacht wurde. Dass Dionysios und andere Schriftsteller neben den Briefen oder briefartigen Reden noch besondere *ἐρωτικοί* als eine eigene Abtheilung lysianischer Schriften aufzählen, darf hierin nicht irre machen und am wenigsten zu einem Verdächtigungsgrunde gegen die ersteren benutzt werden, da es sehr leicht sein kann, dass einzelne Liebesreden die Betrachtungsweise als Briefe unbedingt ausschlossen und darum bei der Classifikation von

---

11) *Πειθοῦς δημιουργός.*

den übrigen getrennt wurden. Der erwähnenswerthe Umstand aber, dass Harpokration [12]) gegen die Aechtheit des einen Briefes einen Zweifel ausspricht, beweist nicht gegen, sondern für die Annahme, dass man die der übrigen nicht ohne prüfende Erwägung gelten liess.

Somit geben die Gelehrten des Alterthums, welche den Erotikos als ein ächtes Produkt des Lysias anerkannten, uns keinen Anlass ihre Kritik als eine leichtfertige geringzuschätzen, und nur zwingende innere Gründe dürften uns bestimmen von ihnen abzuweichen. Es fragt sich, ob solche vorhanden sind. Die neueren Vertheidiger der entgegengesetzten Meinung berufen sich hauptsächlich auf die stehende Gewohnheit Plato's, den bei ihm auftretenden Personen selbsterfundene Reden in den Mund zu legen, und auf die hohe Meisterschaft, welche er in der Nachbildung von Ton und Charakter der jedesmal Darzustellenden bekundet; hätte er in dem vorliegenden Falle einen andern Weg eingeschlagen, so wäre das, behaupten sie, eine schwer zu erklärende Ausnahme. Allein hierauf lässt sich wohl mit Recht erwidern, dass die Einverleibung eines fremden Geistesproduktes in ein Schriftwerk überhaupt nur als Ausnahme Werth haben kann und häufiger gebraucht dem sie Anwendenden unausbleiblich den Vorwurf der Geistesarmuth zuziehen müsste, daher die Frage nur die sein kann, ob zu einer Ausnahme hier ein Anlass vorlag. Ein solcher aber war, meiner Ansicht nach, allerdings gegeben. Denn wo Plato sonst die Waffen seiner Polemik gegen die Vertreter verkehrter Richtungen wendet, da sind dies fast durchgängig solche, die mit ihrem ganzen Thun und Sein unter den Zeitgenossen hervortraten und daher seiner plastischen Ader einen reichen Stoff gewährten; dagegen hat er wohl nur dieses einzige Mal einen in stiller Verborgenheit wirkenden und seiner Persönlichkeit nach vielleicht wenig bekannten Schriftsteller zum Gegenstande seines Angriffs gemacht. Außerdem war bei einer Kritik der Beredtsamkeit, wie der Phädros sie enthält, die ungenügende Form der Darstellung ein viel wichtigeres Moment als sonst, so dass Plato auch dadurch sich bewogen fühlen konnte, die Fehler dieser Form an einem aus dem Leben gegriffenen Beispiele deutlich zu machen, welches dazu vorzugsweise geeignet schien. Demnach kommt es zur Entscheidung der aufgeworfenen Frage einzig darauf an, ob der Erotikos sich zu anderen Schriften des Lysias verhält wie eine geistreiche Nachbildung zu ihrem Originale, oder wie ein früheres Produkt zu späteren desselben Schriftstellers. Hierüber aber gibt die schon erwähnte Untersuchung des verstorbenen Hänisch genügenden Aufschluss, indem sie zeigt, dass der Erotikos mit den erhaltenen Gerichtsreden des Lysias, abgesehen von einigen wenig belangreichen rhetorischen Eigenthümlichkeiten, in dem häufigen Gebrauche vieler sprachlichen Wendungen übereinstimmt, namentlich in dem gewisser den Satz einleitender Partikeln [13]) und

12) s. v. *πεφοριῶσθαι* (vgl. *Oratores Attici rec. Baiterus et Sauppius II*, 210): *Λυσίας ἐν τῇ πρὸς Πολυκράτην κατ' Ἐμπέδου ἐπιστολῇ, εἰ γνήσιος, φησίν κ. τ. λ.*

13) So besonders *ἔτι δέ*, *τοίνυν*, *καὶ μὲν δή* und *καίτοι* mit angefügter Frage.

in dem mancher infinitivischen Construktionen [14]). Gerade eine solche Uebereinstimmung aber kann nur ein Merkmal der Identität des Schriftstellers, nicht ein Merkmal der Nachahmung sein, wenigstens nicht einer Nachahmung, wie sie sich dem Plato zutrauen lässt. Sowie der physische Mensch durch allen Wandel der Lebensalter hindurch gewisse Bewegungen und Geberden unverlierbar bewahrt, so klebt auch jedem Schriftsteller eine Vorliebe für einzelne Ausdrücke, einzelne Partikelverbindungen und Satzwendungen als unwillkürliche Gewohnheit an, wovon er nicht lässt, so sehr er auch im Laufe der Zeit die Vorbilder, die stilistischen Principien und den Kreis der sprachlichen Anschauungen verändert. Auf Aeufserlichkeiten solcher Art wird nur der geistlose Nachahmer sein Augenmerk richten, wie sich hier sogar an einem sehr nahe liegenden Beispiele zeigen lässt, indem der Verfasser desjenigen Erotikos, der mit grossem Unrecht den Namen des Demosthenes trägt, sich den Lysias vorherrschend darin zum Muster genommen hat, dass er möglichst oft ein *ἔτι δέ*, ein *τοίνυν* u. dgl. anbringt. Nimmermehr jedoch ist das die Weise des Plato. Wo dieser den hochtrabenden Ton eines Agathon, die selbstgefällige Unfehlbarkeit eines Protagoras, die pedantische Wortklauberei eines Prodikos, die kecke Laune eines Aristophanes zeichnet, da gibt er den in die Augen springenden Habitus dieser Männer mit einer für seine Zeitgenossen unverkennbaren und auch uns leicht sich aufdrängenden Wahrheit wieder, aber es fällt ihm offenbar nicht ein ihnen auch solche Sprachgewöhnungen abzulauschen, welche jedem andern als dem mikroskopisch bewaffneten Auge des Grammatikers sich entziehen und für den Gesammteindruck gar nicht mitbestimmend sind; vielmehr lässt er sie, wie jeder gute Dramatiker es thut, trotz aller Feinheit der Charakteristik doch wesentlich seine eigene Sprache mit ihrer graziösen Nachlässigkeit reden. Hätte er es daher unternommen, den Lysias in einen Dialog einzuführen, so würde er der Analogie wie der inneren Wahrscheinlichkeit nach das gerade Gegentheil von dem gethan haben, was die hier bekämpfte Annahme ihn thun lässt: er würde ein Bild von ihm entworfen haben, das durch seine allgemeine Aehnlichkeit den unbefangenen Leser überraschen musste, nicht ein solches, das durch Uebereinstimmung in einer Menge von unscheinbaren Zügen die vergleichende Thätigkeit des Kenners herausforderte. Darum würde er seine Nachbildung wohl schwerlich bis auf Dinge der angegebenen Art ausgedehnt haben; dagegen hätte er, sei es auch mit einem Anfluge von Spott, unzweifelhaft etwas von jener Leichtigkeit der Wortwahl und von jener Anschaulichkeit der Darstellung durchschimmern lassen, in welchen das Bewusstsein aller Zeiten das am meisten Charakteristische des lysianischen Stils gefunden hat und welche in dem Erotikos so ganz vermisst werden. Wenigstens wäre das Fehlen davon nur in dem Einen Falle erklärbar, dass der Phädros das erste oder eines der ersten Werke

14) So besonders häufig *ἄξιον* und *χρή* mit dem Infinitiv. Ueber einige andere im Erotikos sich wiederfindende Sprachgewöhnungen des Lysias vgl. Hänisch p. 34 und hier und da im Commentar.

des Plato wäre, entstanden während der letzten Jahre des peloponnesischen Krieges, als Lysias die ihm nachher eigenthümliche rednerische Art noch gar nicht entwickelt hatte, aber freilich auch kaum schon berühmt genug war um als Vertreter der Rhetorik überhaupt aufzutreten; allein diese Meinung, welche früher von bedeutenden Autoritäten aufrecht erhalten wurde, kann gegenwärtig wohl als allgemein aufgegeben gelten. Das hingegen muss bei genauerer Prüfung als schlechterdings unmöglich bezeichnet werden, dass Plato bei einer in viel späterer Zeit unternommenen Nachbildung des Lysias einzig die diesem selbst fremd gewordene Jugendmanier zu Grunde gelegt habe; denn nur die wenigsten Leser würden eine Schilderung erkannt haben, deren höhere poetische Wahrheit er einer kleinlichen Consequenz in der Wiedergabe der Zeit des Dialogs zum Opfer gebracht hätte. Wohl aber gewinnt man für Alles die ungezwungenste Erklärung, wenn man den Erotikos für ein wirkliches Erzeugniss der früheren Lebensepoche des Lysias hält. Nichts natürlicher, als dass bei dem wachsenden Rufe des Redners dessen ungestüme Verehrer auch seine vorher vielleicht wenig beachteten Jugendwerke hervorzogen und zum Gegenstande einer mafslosen Bewunderung machten. So gefasst sind die vernichtenden Angriffe Plato's in viel höherem Grade gegen diese gedankenlosen Anbeter als gegen den Meister gerichtet, von dem sogar an einer Stelle des Dialogs angedeutet wird, dass er mit ihren Lobsprüchen nicht durchaus einverstanden sein würde [15]): als ihr Repräsentant tritt Phädros auf, während Lysias ganz im Hintergrunde bleibt. Der Zweck aber, die zeitgenössische Rhetorik in ihrer Hohlheit blofszustellen, wird darum nicht weniger erreicht, weil dieselbe mehr in einem die schädlichen Wirkungen an sich offenbarenden Jünger als in einem persönlich unverächtlichen Lehrer verkörpert erscheint.

Nach Beendigung des Vortrags nimmt Prof. Vahlen aus Wien das Wort, nicht sowohl um den Inhalt des Vortrags zu bestreiten, als um einiges hinzuzufügen. Er weist namentlich auf drei Punkte hin. Erstens, die lysianische Rede im Phädrus sei nicht blos von ihrer rhetorischen Seite zu betrachten, sondern auch in Betreff ihres ethisch niedrigen Gehaltes. Zweitens auf die Zeugnisse der Alten über den lysianischen Ursprung sei nicht so grosses Gewicht zu legen, da dieselben oft nicht auf bestimmter Ueberlieferung beruhten, sondern nur auf Schlüssen aus Plato selbst. Dagegen verdienten drittens einige einzelne Züge in der Platonischen Darstellung Beachtung, welche deutlich Plato's Absicht bewiesen, die Autorschaft des Lysias aufser Zweifel zu setzen.

Prof. Schmidt: Meine Herren! Ich bin meinem verehrten Freunde Prof. Vahlen für die Ergänzung, welche er zu meinem Vortrage gegeben hat, sehr dankbar. Gewissermafsen hat er mir damit den Vorwurf gemacht, dass der von mir für die aufgestellte Thesis gelieferte Beweis nicht ganz so vollständig gewesen sei, wie er hätte sein können;

15) P. 235 a: *τοῦτο δὲ οὐδὲ αὐτὸν ᾤμην Λυσίαν οἴεσθαι ἱκανὸν εἶναι.*

doch habe ich mir diese Unvollständigkeit mit vollem Bewusstsein zu Schulden kommen lassen. Absichtlich habe ich mich auf diejenigen für meine Thesis sprechenden Argumente beschränkt, welche dem Hörer in einer allgemein gehaltenen Darlegung klar gemacht werden konnten, da sie zur Begründung ihrer unumstöfslichen Gewissheit völlig ausreichten; dagegen habe ich es vermieden auch auf solche einzugehen, welche, um verständlich zu sein, das Vorlegen, das Erklären und das vergleichende Prüfen einer Reihe von platonischen Stellen erheischt hätten. Hier konnte überdies der Interpretation einer einzelnen Stelle wieder eine andere an sich mögliche gegenübergestellt, es musste hauptsächlich an die unbefangene Gesammtauffassung appelliert werden, und darum konnte hier die volle Sicherheit des Beweises zu fehlen scheinen; sonst aber bin ich mit Prof. Vahlen über die von Plato selbst für eine richtige Betrachtungsweise des Erotikos gegebenen Winke durchaus einverstanden. Aufserdem möchte ich nur noch auf zwei von Prof. Vahlen berührte Punkte kurz zurückkommen. Erstens behauptet derselbe, die von mir angezogene Autorität der Alten sei ohne Gewicht, die Alten haben den Plato nur gelesen wie wir ihn lesen und daher den Erotikos in gutem Glauben als lysianisch hingenommen; allein ich kann dies, wie ich schon gesagt, namentlich in Hinsicht auf den Dionysios von Halikarnass nicht zugeben, jenen genauen Kenner des Lysias, der ja auch uns als eine Hauptquelle für diesen Redner dienen muss: ihm ist ein solches gedankenloses Hinnehmen unmöglich zuzutrauen. Der zweite Punkt betrifft den Gegenstand des Erotikos, hinsichtlich dessen ich mit Prof. Vahlen darin völlig übereinstimme, dass er ein für den Zweck Plato's keineswegs zufälliger ist. Ich habe es, weil es nicht zur Sache gehörte, vermieden, auf die vielbestrittene Frage nach dem Grundgedanken des Phädros gewissermafsen im Vorübergehen eine Antwort zu geben; allein um so weniger möchte ich die von mir vorher gebrauchten Worte so verstanden wissen als meinte ich, der Inhalt dieses Dialogs drehe sich einzig um den Gegensatz zwischen wahrer und falscher Rhetorik. Vielmehr ist, um meine Ansicht hier in der Kürze auszusprechen, für den Gesammtinhalt des Phädros das Liebesthema eben so wesentlich wie das Thema der Beredtsamkeit, aber nur scheinbar wird der Dialog durch sie in zwei heterogene Theile zerrissen: das einigende Band zwischen ihnen liegt in dem Begriffe der Seelenleitung, der *ψυχαγωγία*. Die gewöhnliche Beredtsamkeit wie die niedere Liebe sind nach Plato's Auffassung in gleicher Weise Ausartungen dieser; ihre Auflösung und Erfüllung sind die höhere Liebe und die philosophische Mittheilung. Von jener geht, wie er im Gastmahl schön ausführt, alle tiefere Einwirkung der Geister auf einander aus und in dieser vollendet sie sich: so bilden beide in untrennbarer Einheit jene wahre Seelenleitung, welche den Mittelpunkt unseres Dialogs ausmacht.

Zuletzt hielt Prof. A. W. Zumpt aus Berlin folgenden Vortrag:

In der römischen Geschichte sind die interessantesten Abschnitte diejenigen, in denen die Veränderungen der gesammten Staatsverfassung statt fanden, der Uebergang von der monarchischen Verfassung zur republikanischen und der ausgebildeten Demokratie zur kaiserlichen Regierung, in der das zerrüttete und in seinen Grundvesten erschütterte Reich zu neuer Blüthe gelangte und noch Jahrhunderte lang die civilisirte Welt umfasste. Von beiden Zeitabschnitten indessen ist eine nur sehr mangelhafte Ueberlieferung auf uns gekommen. Der Uebergang Roms von der Königsherrschaft zur Republik ist in Sagen gehüllt, aus denen zwar manches als geschichtlich hervortritt; über die näheren Umstände aber sind schwerlich mehr als Vermuthungen möglich oder Schlüsse aus dem, was später erwähnt wird, erlaubt. Wie löste sich die früher unumschränkte Macht der Könige allmählich auf? Wie giengen die einzelnen Attribute derselben auf die neuen republikanischen Beamten über? Welchen Einfluss übte dabei das Beispiel anderer Staaten, die nach Abschaffung der königlichen Macht republikanische Einrichtungen annahmen? Das sind Fragen, welche die Geschichtsforscher mannigfach beschäftigt haben und noch lange beschäftigen werden, ehe ein bestimmter Kern als gesichert sich ergibt. Auch der Uebergang Roms von der Republik zum Kaiserthum ist uns mangelhaft überliefert. Einzelne Parthien der früheren Kämpfe sind zwar durch gleichzeitige Zeugen und den Briefwechsel der dabei handelnden Personen selbst bis in sehr genaue Einzelheiten bekannt: aber von der Regierung August's, welcher die Monarchie, wenn nicht schuf, so doch befestigte und begründete, ist spärliche, lückenhafte und meist von viel später lebenden Schriftstellern herrührende Kunde auf uns gekommen. Es verlohnt sich daher wohl der Mühe, aus diesem Zeitabschnitte einen zwar an sich kleinen, aber nicht unwichtigen Punkt der Betrachtung zu unterwerfen.

Ich will über die tribunicische Gewalt der römischen Kaiser sprechen, einen viel behandelten Gegenstand. Die gründlichsten und gelehrtesten Untersuchungen sind darüber angestellt worden, an welchem Tage zuerst August dieselbe angenommen, an welchem die nachfolgenden Kaiser, und wie sie nach derselben die Jahre ihrer Regierung gezählt haben. Hierfür dürfte die Forschung im Ganzen abgeschlossen sein und kaum im Einzelnen eine spärliche Nachlese gewähren. Eine andere Frage ist, welche Befugnisse die Kaiser aus der tribunicischen Macht ableiteten, eine Frage, über die trotz vielfacher Arbeiten noch mannigfache und lehrreiche Untersuchungen gemacht werden könnten. Doch dies steht fest, die tribunicische Gewalt bildet den Gipfel der kaiserlichen Macht: sie ist das, was den Kaiser zum Monarchen des Reiches macht, was ihm die Hoheit und Majestät eines Herrschers verleiht. Auch diese Frage indessen will ich hier nicht besprechen, sondern nur die Anfänge der tribunicischen Gewalt der Kaiser in's Auge fassen. Wie ist sie entstanden? Das ist eine Frage, die, so viel ich weifs, noch von Niemandem behandelt worden ist und die dennoch alle Beachtung verdient. Die Tribunen Roms

waren mächtige, mehr vorwärts drängende als hemmende Beamten: aber sie waren nicht allgewaltig, weder die Gesammtheit derselben, noch viel weniger der Einzelne unter ihnen. Wie ist es gekommen, dass ihre Gewalt die Machtfülle der Kaiser vollendete, dass von ihr die Regierung derselben gezählt und benannt wurde?

Die Beantwortung dieser Frage wird durch die eigenthümliche Lage, welche das römische Reich in jener Zeit hatte, ein besonderes Interesse gewinnen. Bei uns, wo viele Staaten neben einander bestehen, an Macht einander gleich und mit gleichen Ansprüchen an Civilisation und politische Bildung, ist es möglich, dass bei einer Umgestaltung der Verfassung ein Muster von anderen Staaten hergenommen wird: wir haben in neuester und früherer Zeit mannigfache Versuche der Art gesehen. Auch bei Rom, als es das Königthum in die Republik umwandelte, war dies der Fall, wahrscheinlich in ausgedehnterem Maſse, als wir es denken, wenigstens als wir es durch Zeugnisse nachweisen können. Aber als die Republik in das Kaiserthum übergieng, stand Rom in der ganzen civilisirten Welt allein da: die Königreiche, die unter dem Schutze der Römer oder auſserhalb ihres Gebietes sich fanden, gehörten uncivilisirten und halb barbarischen Nationen an, deren Verhältnisse auf sich zu übertragen keinem Römer einfiel; die alten Zustände der grauen Vorzeit zurückzurufen war auch nicht möglich. Die Entwickelung also war damals eine freie, eine selbständige, eine durchaus nationale. Die Vermuthung ist aber auch dafür, dass sie eine allmähliche gewesen ist. In einem Staate, in dem bis dahin die Gewalt unter vielen, nur ein Jahr dauernden Beamten getheilt war, entsteht die höchste immer dauernde und Alles umfassende Gewalt des Monarchen nicht plötzlich: sie ist eine politische Erfindung, die eben so gut wie Erfindungen in andern Zweigen der menschlichen Thätigkeit, der Zeit zum Heranreifen bedarf.

Bietet so die Entstehung der tribunicischen Gewalt der römischen Kaiser an sich ein groſses, fast möchte ich sagen politisches Interesse dar, so ist die Untersuchung darüber formell lehrreich für die Geschichtsforschung. Denn die Widersprüche der Gewährsmänner unter einander sind dabei zahlreich und bedeutend. Man kann sie unmöglich kurz abfertigen mit der Rede, der eine hätte sich geirrt und falsch berichtet. Denn der direkten Unwahrheiten und Irrthümer gibt es überhaupt in der Ueberlieferung der alten Geschichte gar wenige: die Annahme derselben geht meist von der falschen Auffassung der Forscher aus, die durch eigene Irrthümer verführt am Ende keinen andern Ausweg sahen, als durch Anklage Anderer sich selber loszusprechen. Ueber die tribunicische Gewalt aber widersprechen einander die Autoren, auf deren Kenntnis und Wahrhaftigkeit überhaupt die Geschichte der römischen Kaiser beruht: sie widersprechen sich nicht nur unter einander, sondern ein und derselbe sagt an der einen Stelle etwas anderes, als scheinbar an einer andern. Hier also gilt es, wenn irgendwo, eine Auflösung zu finden, die keinen verletzt, eine Anschauung zu gewinnen, von der aus alle Zeugnisse erklärt und gerechtfertigt werden. Ich hoffe, dass auch in dieser Hinsicht die fol-

gende Betrachtung, mag sie gelungen oder misslungen erscheinen, Interesse gewähren wird.

Den Ausgangspunkt der Untersuchung mag eine Stelle von Tacitus (Annal. III, 56) bilden, wo von der tribunicischen Gewalt, die der Kaiser Tiberius seinem Sohne Drusus gab, gesprochen wird. Es heifst dort kurz, aber bestimmt: „Diesen Ausdruck für den Gipfel der Macht erfand Augustus, um nicht den Namen eines Königs oder Dictators anzunehmen und doch durch irgend eine Bezeichnung den Vorrang vor den übrigen Beamten zu haben" [1]). Die Schwierigkeit dieser Stelle wurde von den Auslegern nicht verkannt; sie steht scheinbar im geraden Widerspruche mit bestimmten, von den glaubwürdigsten Schriftstellern überlieferten Zeugnissen. Denn schon der Dictator Cäsar hat die tribunicische Gewalt gehabt. Dio Cassius (40, 20) zählt ausführlich die Ehren auf, die ihm, als die Nachricht von Pompejus' Ermordung nach Rom gekommen, von Senat und Volk in reichem Mafse ertheilt wurden; unter andern sagt er: „Die Gewalt der Volkstribunen auf Lebenszeit, so zu sagen, erhielt er" [2]). Cäsar lehnte von den Ehren, die ihm damals ertheilt wurden, manche ab; aber diese der tribunicischen Gewalt scheint er nach einer unbefangenen Erklärung der Worte Dio's angenommen zu haben. Indessen möge man auch diese Worte bezweifeln und einen Irrthum annehmen, noch einmal spricht Dio von der tribunicischen Gewalt Cäsar's zum Jahre 44 v. Chr., als dieser nach Besiegung aller Gegner lebenslänglicher Dictator und unangefochtener Herrscher Roms war (44, 5) [3]): „Man beschloss, er sollte alle Vorrechte der Volkstribunen geniefsen." Unzweifelhaft also hat schon der Dictator Cäsar die tribunicische Gewalt gehabt und Tacitus, der die Erfindung derselben dem Augustus zuschreibt, hätte sich geirrt: es müsste denn sein, dass man, um diesen zu retten, einen nochmaligen Fehler Dio's annähme und sich mit der äufserlich scheinbaren Redensart hälfe, Dio, weil er so viel später gelebt, verdiene weniger Glauben als Tacitus. Indessen gesetzt, Augustus hätte die tribunicische Gewalt zuerst erhalten, wann hat er sie bekommen? Durch die unzweifelhaftesten und sichersten Denkmäler und Zeugnisse, deren Zuverlässigkeit Niemand bestreiten kann, steht fest, dass Augustus seine tribunicische Gewalt, nach der er selber und Andere die Jahre seiner Regierung zu zählen pflegte, vom 27. Juli d. J. 23 v. Chr. datirte; an dem Tage also

---

1) Tacitus Annal. III, 56: *Id summi fastigii vocabulum Augustus repperit, ne regis aut dictatoris nomen adsumeret ac tamen appellatione aliqua cetera imperia praemineret.*

2) Ich setze die Stelle, auf die ich später noch zurückkommen werde, ausführlich im Zusammenhange her: *τήν τε ἐξουσίαν τῶν δημάρχων διὰ βίου, ὡς εἰπεῖν, προσέθετο· συγκαθέζεσθαί τε γὰρ ἐπὶ τῶν αὐτῶν βάθρων καὶ ἐς τἄλλα συνεξετάζεσθαι σφίσιν, ὃ μηδενὶ ἐξῆν, εὕρατο· αἵ τε γὰρ ἀρχαιρεσίαι πᾶσαι, πλὴν τῶν τοῦ πλήθους, ἐπ' αὐτῷ ἐγένοντο, καὶ διὰ τοῦτο ἐς τὴν παρουσίαν αὐτοῦ ἀναβληθεῖσαι ἐπ' ἐξόδῳ τοῦ ἔτους ἐτελέσθησαν.*

3) Die Worte Dio's lauten: *τά τε τοῖς δημάρχοις δεδομένα καρποῦσθαι, ὅπως, ἄν τις ἢ ἔργῳ ἢ λόγῳ αὐτὸν ὑβρίσῃ, ἱερός τε ᾖ καὶ ἐν τῷ ἄγει ἐνέχηται — ἐψηφίσαντο.*

muss er sie nothwendiger Weise erhalten haben. Und doch berichtet Dio (49, 15) [4]) schon zum Jahre 36 v. Chr. nach der Besiegung des Sex. Pompejus: „Damals aber beschloss man, es sollte ihm ein Haus vom Staate gegeben werden — ein Haus also bestimmte man ihm und ferner, er sollte weder durch Wort noch durch That beleidigt werden; wo nicht, so sollte derjenige, welcher so etwas gethan, in dieselben Strafen verfallen, welche bei einem Volkstribunen festgesetzt waren.“ Denn dies ist doch die tribunicische Gewalt. Bestätigt wird dieses Zeugnis Dio's durch Appian [5]), der zu demselben Jahre nach dem Kriege mit Sex. Pompejus erzählt: „Darüber priesen sie ihn und wählten ihn zum Volkstribunen auf Lebenszeit;“ ja er setzt sogar ausdrücklich hinzu, er habe diese Ehre angenommen. Also kein Zweifel kann sein, dass Augustus schon vor dem Actischen Kriege die tribunicische Gewalt hatte, und zwar auf Lebenszeit. Dennoch aber sagt Dio (51, 19) [6]) von Neuem zum Jahre 30 v. Chr. nach des M. Antonius' Besiegung und Tod: „man bestimmte, Cäsar sollte die Gewalt der Volkstribunen lebenslänglich haben,“ und zum dritten Male zum Jahre 23 v. Chr., als Augustus freiwillig sein elftes Consulat niedergelegt hatte, heifst es bei eben demselben (53, 32) [7]): „deswegen beschloss der Senat, er sollte Volkstribun für die Dauer seines Lebens sein.“

Was kann bei so vielfachen und bestimmten Zeugnissen, die unter einander im stärksten Widerspruche zu stehen scheinen, unsere Entscheidung sein? Hat Tacitus falsch berichtet über eine Sache, die überaus wichtig war und ihm bei auch nur geringer Nachforschung unmöglich entgehen konnte? Oder hat Dio sich geirrt, da er von der wiederholten Uebertragung der tribunicischen Gewalt, zuerst an Cäsar dann an Augustus, erzählte? Lipsius rechtfertigt Tacitus' Bericht. Der Dictator Cäsar, sagt er, habe von dem Namen eines Tribunen keinen öffentlichen Gebrauch gemacht. Augustus habe dies zuerst gethan und durch Datierung seiner Regierung nach der tribunicischen Gewalt dieser Glanz und Ansehen verliehen; deshalb dürfe man ihm wohl die Erfindung derselben zuschreiben — ein sehr zweifelhafter Ruhm für Augustus, wenn er blos den öffentlichen Gebrauch des Namens und den Glanz,

---

4) Die Stelle heisst: *τότε δὲ οἰκίαν τε αὐτῷ ἐκ τοῦ δημοσίου δοθῆναι ἔγνωσαν — τήν τε οὖν οἰκίαν αὐτῷ ἐψηφίσαντο καὶ τὸ μήτε λόγῳ μήτε ἔργῳ τι ὑβρίζεσθαι· εἰ δὲ μή, τοῖς αὐτοῖς τὸν τοιοῦτόν τι δράσαντα ἐνέχεσθαι, οἷσπερ ἐπὶ τῷ δημάρχῳ ἐτέτακτο. καὶ γὰρ ἐπὶ τῶν αὐτῶν βάθρων συγκαθέζεσθαι ἔλαβεν.*

5) Appian in bell. civ. V, 132 sagt: *'Εφ' οἷς αὐτὸν εὐφημοῦντες εἵλοντο δήμαρχον ἐς ἀεὶ, διηνεκεῖ ἄρα ἀρχῇ προτρέποντες τῆς προτέρας ἀποστῆναι· ὁ δὲ ἐδέξατο μὲν καὶ τήνδε.*

6) Die Worte Dio's lauten vollständig: (*ἐψηφίσαντο*) *τὸν Καίσαρα τήν τε ἐξουσίαν τὴν τῶν δημάρχων διὰ βίου ἔχειν καὶ τοῖς ἐπιβοωμένοις αὐτὸν καὶ ἐντὸς τοῦ πωμηρίου καὶ ἔξω μέχρι ὀγδόου ἡμισταδίου ἀμύνειν (ὃ μηδενὶ τῶν δημαρχούντων ἐξῆν) ἔκκλητόν τε δικάζειν καὶ ψῆφόν τινα αὐτοῦ ἐν πᾶσι τοῖς δικαστηρίοις ὥσπερ 'Αθηνᾶς φέρεσθαι.*

7) Auch diese Worte Dio's führe ich an: *καὶ διὰ τοῦτο ἡ γερουσία δήμαρχόν τε αὐτὸν διὰ βίου εἶναι ἐψηφίσατο καὶ χρηματίζειν αὐτῷ περὶ ἑνός τινος ὅτου ἂν ἐθελήσῃ καθ' ἑκάστην βουλήν, κἂν μὴ ὑπατεύσῃ, ἔδωκε.*

nicht die Sache selber erfand, und woher die wiederholten Erwähnungen Dio's über Augusts tribunicische Gewalt kommen, bleibt unerklärt. Andere meinen, Augustus habe die tribunicische Gewalt Anfangs entweder nicht angenommen oder doch vernachlässigt: erst mit dem Jahre 23, als er die alten republikanischen Aemter nicht mehr zu führen beschlossen, sei er auf die Wichtigkeit derselben aufmerksam geworden — eine Ansicht, die eben so sehr mit den Worten der Ueberlieferung wie mit der Sache selbst im Widerspruch steht.

Eine gesunde historische Kritik wird, denke ich, keines der angeführten Zeugnisse verwerfen, weder Irrthum noch Untreue von Schriftstellern, die sonst alles Vertrauen verdienen, annehmen, sondern eine Vereinigung versuchen. Zwei Bemerkungen, die ich schon oben angeführt, werden dabei zu Grunde gelegt werden müssen. Erstlich, die tribunicische Gewalt der Kaiser, lebenslänglich und die Machtfülle eines Monarchen darstellend, musste eine ganz andere sein als die, welche früher ein einzelner Volkstribun auf ein Jahr und neun Collegen gleichstehend, gehabt hatte. Zweitens, die kaiserliche Macht konnte sich nicht plötzlich vollständig ausgebildet erheben, sondern musste sich allmählich entwickeln. Darnach müsste die allgemeine Anschauung etwa folgende sein: Schon nach Besiegung von Cn. Pompejus erhielt der Dictator Cäsar die tribunicische Gewalt, aber sie wurde erweitert, als er alle Kriege mit seinen Gegnern beendet hatte. Augustus erhielt dann durch den ersten Beschluss des Senates und römischen Volkes nach Sex. Pompejus' Besiegung jene schon für Cäsar erweiterte tribunicische Gewalt; aber sie wurde durch zwei fernere Beschlüsse wiederum vergrößert, bis sie im Jahre 23 v. Chr. alle Hoheitsrechte eines Monarchen in dem Maße enthielt, dass sie zum Symbol der kaiserlichen Majestät erhoben werden konnte.

So würde Tacitus, der die Erfindung der tribunicischen Gewalt dem Augustus zuschreibt, mit der übrigen Ueberlieferung, die sie zuerst dem Dictator Cäsar, dann zu wiederholten Malen dem Augustus zuerkennen lässt, in vollkommenem Einklange stehen: jener versteht die Machtfülle der Gewalt, wie sie die späteren Kaiser besaßen, diese berichtet die Entwickelung derselben. Aber die Worte der Ueberlieferung sind hiermit noch nicht gerechtfertigt. Dio Cassius wäre ein gar elender Geschichtsschreiber, wenn er fünfmal blos die Verleihung der tribunicischen Gewalt erwähnte und seine Leser errathen ließe, dass nicht Wiederholung derselben Beschlüsse, sondern Erweiterung und Ausdehnung derselben gemeint sei. Wie undeutlich auch sein Bericht sein mag, er muss bei der Erwähnung eines jeden Beschlusses das Charakteristische desselben hinzusetzen und dieses wird die jedesmalige Erweiterung der tribunicischen Gewalt enthalten und die Stufen, welche dieselbe durchmachte, bezeichnen. Und nun finden wir wirklich, dass er dies thut: bei jedem Beschlusse, den er erwähnt, fügt er einige Befugnisse hinzu, die dem Kaiser beigelegt worden seien: diese Befugnisse werden die Merkmale sein, an denen wir das Wachsen der tribunicischen Gewalt der Kaiser erkennen.

Kehren wir also zum Dictator Cäsar und zu den Anfängen der tribunicischen Gewalt zurück. Zuerst erwähnt ihrer Dio unter den Ehren, die dem Dictator nach Pompejus' Tode, als sein Uebergewicht im Staate entschieden war, ertheilt wurden. Sein Bericht ist bestimmt und genau: „Er erhielt, sagt er, die Gewalt der Volkstribunen auf Lebenszeit, so zu sagen; denn er bekam das Recht, auf denselben Sesseln, wie sie, zu sitzen und in allem übrigen ihnen gleichgeachtet zu werden, was keinem Andern zustand." Welche Vorrechte und Befugnisse entsprangen aus diesem Volksbeschluss? Denn ein solcher war sicherlich darüber gefasst worden. Erstlich, Cäsar sollte auf denselben Sesseln, wie die Volkstribunen, sitzen dürfen. Es ist bekannt, dass die Amtssessel der Tribunen (*subsellia*) verschieden waren von den curulischen Sesseln der höchsten Beamten: sie werden geschildert als ähnlich denjenigen Stühlen, welche die geringeren Beamten hatten; wahrscheinlich indess war an ihnen irgend ein besonderes Abzeichen, als unterscheidendes Merkmal der heiligen und unverletzlichen Beamten der Plebs. Diese bedienten sich derselben im Senate, wo ihre Plätze, wie die der übrigen Beamten, abgesondert von denen der Senatoren waren, im Theater, in der Volksversammlung, kurz überall, wo sie in ihrer Amtsthätigkeit auftraten. Für Cäsar hatte dieses Recht im Uebrigen einen geringeren Werth. Er war ununterbrochen entweder Consul oder Dictator und hatte also bei allen öffentlichen Gelegenheiten den curulischen Sessel; aber im Theater, wo es nicht auf Machtentwickelung, sondern auf den äufsern Schein ankam, liebte er es doch, sich als Vertreter der römischen Plebs und volksthümlichen Beamten auf einem tribunicischen Amtssessel zu zeigen. Ausdrücklich wird dies erwähnt zum Jahre 44 v. Chr. Er hatte damals das Recht erhalten, zu jeder Zeit in dem Anzuge eines Triumphators zu erscheinen, und selbst wenn er kein curulisches Amt bekleidete, dennoch immer auf einem curulischen Sessel zu sitzen: ausgenommen wurden die Spiele; an ihnen sollte er auf einem tribunicischen Stuhle und unter den jedesmaligen Volkstribunen sitzen dürfen [8]). Die späteren Kaiser, die befestigt in ihrer Macht nur selten das Consulat selber bekleideten und den curulischen Sessel mieden, haben stets den tribunicischen Stuhl als am meisten volksthümliches Attribut ihrer erhabenen Stellung betrachtet. So lesen wir es von Augustus, der bei feierlicher Gelegenheit nebst seinem Schwiegersohn und Stiefsohn auf einem tribunicischen Stuhle safs; so von Claudius, der im Senate in der Regel seinen Platz zwischen den beiden Consuln, aber auch auf einem tribunicischen Stuhle, zu nehmen pflegte; so in noch viel späterer Zeit nicht blos von Pertinax, der Senat und Volk hoch schätzte, sondern auch von Caracalla, der nur die Soldaten ehrend, beide missachtete.

In den folgenden Worten, mit denen Dio die tribunicische Gewalt des Dictators Cäsar erläutert: „er sollte in allen übrigen Dingen den Tribunen gleich geachtet

8) Dio Cassius 44, 4.

werden," umfasst er alle Befugnisse derselben; denn ich sehe nicht ein, wie man diese so bestimmten Worte anders verstehen könnte. Cäsar hatte also fortan alle Rechte eines Volkstribunen: er konnte, nach der ältesten Befugnis derselben, jedem Bürger, der sich gekränkt glaubte, Hülfe bringen, er konnte jede öffentliche Verhandlung im Senate oder vor dem Volke durch sein Veto hindern, er konnte selber den Senat berufen und befragen, er konnte Volksversammlungen halten, kurz Alles, was einst die kühnsten und mächtigsten Volkstribunen gethan und gewagt hatten, stand fortan in seiner Macht. Endlich war seine eigene Person unverletzlich und wer ihm zu nahe trat, den härtesten Leibes- und Lebensstrafen verfallen: in ihm wurde die Hoheit der römischen Plebs selber verletzt und alle Gesetze wegen beleidigter Majestät fanden gegen den Uebelthäter folgerechte Anwendung. Das war eine sehr bedeutende Neuerung und Dio hatte ganz Recht hinzuzufügen, Niemanden habe Gleiches freigestanden. Die Gewalt der Consuln, Prätoren, Quästoren hatte schon das alte römische Staatsrecht von den Personen der Beamten selber abgelöst und auf diejenigen, welche nach Ablauf ihres Amtsjahres dieselbe Gewalt behalten sollten, ja vielfach auch auf Privatpersonen übertragen: jetzt geschah dasselbe mit dem wichtigsten, ganz eigentlich nur städtischen Amte und es wurde dadurch eine neue Persönlichkeit geschaffen, die blos an sich, ohne äufsern Schutz und Schirm, heilig und unantastbar war. Inzwischen glaube ich nicht, dass es Cäsar, als er den erwähnten Senats- und Volksbeschluss annahm oder veranlasste, auf diese Vorrechte besonders ankam. Für seine Macht im Staate war durch das Consulat und die Dictatur, die er bekleidete, auch durch specielle Volksbeschlüsse, die ihm das Recht über Krieg und Frieden und das höchste militärische Commando übertrugen, hinreichend gesorgt. Seine persönliche Sicherheit aber, erkannte er wohl, beruhte auf dem Heere: wer ihn persönlich angreifen wollte, den schreckte, wie es deutlich die Folge erwies, auch die besondere Heiligkeit, welche einen Volkstribunen umgab, nicht ab. Cäsar also bezweckte zunächst etwas Anderes und dies deutet auch Dio Cassius an, wenn er hinzufügt: „Denn alle Wahlen aufser denen der Plebs standen in seiner Gewalt." Es ist bekannt, dass nach römischem Staatsrecht bei der Wahl eines Dictators alle curulischen Beamten, Consuln, Prätoren und Aedilen, aufhörten: es stand in dem Belieben des Dictators, ob er sie, wenn sie schon gewählt waren, unter seinem Befehle benutzen, wenn sie noch nicht gewählt waren, ob er sie wählen lassen wollte oder nicht: er selber hatte die oberste und uneingeschränkte Gewalt. Deshalb hatte Cäsar zwei Jahre lang während seiner Dictatur keine curulischen Beamten erwählen, sondern ihre Geschäfte durch Präfecten, die von ihm abhängig waren, versehen lassen. Aber mit den Beamten der Plebs verhielt es sich anders: die schwersten Strafen und Verwünschungen waren in den alten Staatsgesetzen verhängt, wenn Jemand die Plebs ohne ihre Beamten liefse: sie waren also auch unter Cäsars Dictatur regelmäfsig erwählt worden. Ferner, wollte Cäsar trotz seiner uneingeschränkten Macht dennoch des Herkommens halber die curulischen Beamten wählen lassen,

so hielt er selber die Wahlversammlung und konnte dabei nach römischem Staatsrecht die Personen, welche er nicht wünschte, ausschliefsen; die Volkstribunen aber wurden unter dem Vorsitze der Volkstribunen gewählt. Von dieser Seite hatte der Dictator schon einige Opposition erfahren und besorgte weiteren Widerstand. Seitdem er aber selber die tribunicische Gewalt besafs, hatte er denselben nicht weiter zu fürchten. Er konnte nicht blos Alles, was ein Tribun ihm nicht Genehmes begann, hindern, sondern er konnte dem auch vorbeugen, indem er durch unmittelbaren Vorsitz bei der Wahl dieselbe auf ihm genehme Persönlichkeiten lenkte. Und hierauf beziehe ich, was Dio [9]) an einer andern Stelle, wo er die Machtbefugnisse Cäsars schildert, sagt, man hätte seiner Entscheidung die Wahlen, auch die der Plebs, anheim gegeben.

Dies also war die erste Stufe der tribunicischen Gewalt der Kaiser. Sie umfasste Rechte, welche das Uebergewicht im Staate während friedlicher Zustände sicherten, zumal da sie lebenslänglich war, während die Personen der Tribunen selbst jährlich wechselten. Dennoch ist sie später, auch beim Dictator Cäsar, noch bedeutend erweitert worden. Dio drückt sich darüber zum Jahre 44 v. Chr., wo Cäsar nach Niederwerfung seiner letzten Gegner die ganze Machtfülle eines Monarchen übertragen erhielt, folgendermafsen aus: „Man beschloss, er sollte die Vorrechte, die den Volkstribunen zukommen, geniefsen, auf dass, wer ihm in Wort oder That zu nahe getreten wäre, für geächtet und für einen Frevler gegen die Götter gelten sollte.“ Daher lässt dann derselbe Dio [10]) den M. Antonius in seiner berühmten Leichenrede auf Cäsar sprechen „von dem Manne, der heilig und unverletzlich sei,“ „den man, wie die Volkstribunen, für unantastbar erklärt hätte“ und Appian [11]) stimmt an mehreren Stellen mit seinen Ausdrücken überein. Man fragt mit Recht, weshalb es, um diese Unverletzlichkeit der Person festzustellen, noch eines zweiten, besonderen Beschlusses bedurfte. Sie lag unzweifelhaft schon in dem ersten vom Jahre 48 v. Chr. Wenn gleich Dio sie bei ihm nicht besonders anführt, so war sie doch in der tribunicischen Gewalt überhaupt enthalten. Hatte Cäsar das Recht, den Amtssessel der Tribunen zu gebrauchen, so musste er nothwendiger Weise auch die Unverletzlichkeit, die den auf jenem Sessel Sitzenden schützte, haben und es wäre nicht eine Ehre, sondern eine Schmach für den Dictator gewesen, wenn man sie, wie es in diesem Falle hätte geschehen müssen, ausdrücklich ausgenommen hätte. Es muss also eine Erweiterung der tribunicischen Gewalt Cäsar durch das zweite Gesetz übertragen worden sein und zwar eine Erweiterung, die mit der Unverletzlichkeit im Zusammenhange steht. Ich finde diese in zweierlei.

Erstlich die Gewalt der Tribunen und ihre Unverletzlichkeit galt nur für Rom selbst: aufserhalb wirkten sie nur in einzelnen Fällen, wo ihnen durch besondere

9) Dio Cassius Buch 43, Cap. 45.
10) Dio, Buch 44, Cap. 49.
11) S. Bürgerkriege 2, Cap. 106 und 108, auch Livius im Auszuge von Buch 116.

Gesetze gleichsam Commissionen gegeben waren; dann waren sie allerdings auch aufserhalb der Stadt heilig und unantastbar. Indessen dies waren Ausnahmen und Ausnahmen der älteren Zeit: die Regel beschränkte sie zu Cäsars Zeit gänzlich auf Rom. Dies konnte dem, der monarchische Ansprüche machte, nicht genügen. Zwar Macht genug hatte er in Italien und in allen Provinzen auch ohne die tribunicische Gewalt; aber es fehlte ihm dort die Heiligkeit der Person, die für Jeden, der ihm zu nahe trat, aufserordentlich die schwersten Strafen herbeiführte. Eine räumliche Erweiterung also, glaube ich, der tribunicischen Heiligkeit wurde damals Cäsar zuerkannt: seine Person sollte im ganzen römischen Reiche unverletzlich sein. Dass die späteren Kaiser sie in diesem Umfange besafsen, ist unzweifelhaft. Ein deutliches Beispiel wird schon unter Augustus berichtet. Tiberius, damals noch sein Stiefsohn, hatte die tribunicische Gewalt erhalten, als er in die freiwillige Verbannung nach Rhodus gieng. Dort lebte er im Uebrigen als Privatmann; aber als bei seinen Wanderungen durch die Schulen der Sophisten ihn Jemand geschimpft hatte, erschien er plötzlich mit seinen Amtsdienern als Tribun und liefs den Schuldigen in's Gefängnis werfen [12]). Das hätte in Rhodus ein anderer Tribun niemals thun können, auch nicht der Kaiser oder ein kaiserlicher Prinz, wenn nicht jene räumliche Ausdehnung der tribunicischen Heiligkeit statt gefunden hätte.

Indessen noch eine andere, intensive Vergröfserung, die später überall auf das Deutlichste hervortritt, fand, wie ich vermuthe, damals statt. Die Tribunen hatten keine Zwangsgewalt irgend einer Art, nur einfache Diener standen ihnen zu Gebote, um ihre Befehle zu vollziehen. Um ihnen also Schutz gegen Angriffe und Nachdruck bei ihren Amtshandlungen zu verleihen, hatte ihnen das uralte Gesetz die Unverletzlichkeit ihrer Person gegeben. Aber sie hatten diese Unverletzlichkeit eben nur für ihre Amtshandlungen, nur zum Schirm bei der Ausübung ihrer Befugnisse, nicht für Alles, was sie sonst in ihrem Privatleben thaten. In diesem waren sie, wie alle übrigen Bürger, den gewöhnlichen Gesetzen und Gerichten unterworfen. Daher lesen wir denn, dass ein Tribun wegen Schulden verklagt und sie zu bezahlen gezwungen wurde, nachdem er sich vergeblich bemüht hatte, sich durch die Heiligkeit seines Amtes zu decken, dass ein anderer auf gleiche Weise wegen Ehebruch belangt wurde, von noch einem andern, dass er bestraft wurde, weil er sich an dem Oberpriester thätlich vergangen hatte. Das Verfahren dabei war ganz so, wie es bei uns in einem ähnlichen Falle sein würde. Wer einen Tribunen wegen einer Privatsache belangen wollte, wandte sich an das Collegium der Tribunen: dieses entschied, ob es sich um eine Privat- oder Amtssache handle und verweigerte oder erlaubte die weitere Verfolgung — ein Verfahren, das bei einem uns ausführlicher überlieferten Falle deutlich zu Tage tritt [13]). Konnte dies Verhältnis fortbe-

12) Sueton im Leben des Tiberius Cap. 9.
13) Siehe Valerius Maximus 6, 5, 4.

stehen, als die Unverletzlichkeit und Heiligkeit des Monarchen an die tribunicische Gewalt geknüpft wurde? Sicherlich nicht. Einmal galt die ganze Person des Kaisers für öffentlich, nichts, was er that, bezog sich nicht auf den Staat: schon seine lebenslängliche Gewalt brachte dies mit sich und es wäre in der That unmöglich gewesen zu unterscheiden, was bei ihm Privat-, was öffentliche Thätigkeit war. Aber hätte man auch diese Unterscheidung versuchen wollen, so hätte man zugleich einen Richter darüber bestellen, einen Einzelnen oder ein Collegium über den Kaiser setzen und damit das monarchische Princip auf das Stärkste verletzen müssen. Die nothwendige Consequenz desselben war, dass das ganze Leben des Kaisers und alle Handlungen desselben für öffentliche Staatshandlungen erklärt und gleicher Weise unter die Heiligkeit der tribunicischen Gewalt gestellt wurden. Also, als der Kaiser Nero in jugendlichem Uebermuthe des Nachts durch die Strafsen Roms zog und mit den Begegnenden Händel begann, so machte sich, wer Gewalt mit Gewalt vertrieb und sich zur Wehre setzte, eben so der verletzten tribunicischen Heiligkeit schuldig, als wer den Kaiser im Senate oder mitten in einer wichtigen Amtshandlung beleidigt hätte. Es war Gnade von Nero, als er dies bei Vielen unbeachtet liefs, und er verstattete nur der Gerechtigkeit freien Lauf, als er einen Andern, der ihn erkannt und sich später entschuldigt hatte, zu sterben zwang [14]). Durch Interpretation der Worte des Gesetzes, welche die weiteste Ausdehnung gestatteten, gelangte man indessen zu noch anderer Auffassung der tribunicischen Unverletzlichkeit, wie sie vorher nie bei einem Volkstribunen statt gefunden hatte. Wem wäre es in alter Zeit eingefallen, nicht blos die Person des Tribunen für heilig und unverletzlich zu halten, sondern auch sein Haus, seine Kinder und alles, was ihm angehörte? Aber bei den Kaisern fasste man es so auf, und nicht blos die schlechten, die in frevelhaftem Uebermuthe sich über alle Gesetze erhaben dünkten, liefsen es zu, sondern auch die besten, z. B. Augustus, der, wie Tacitus [15]) allerdings missbilligend bemerkt, die Buhlen seiner Tochter Julia als Frevler gegen seine eigene Heiligkeit und Unverletzlichkeit gestraft hatte. Es lassen sich viele Beispiele der Art aus der römischen Kaisergeschichte anführen, besonders der früheren, die uns aus Tacitus' ausführlicher Schilderung genauer bekannt ist, und es wäre interessant zu verfolgen, wie weit man in der Auslegung des Gesetzes gieng, wie selbst ein Tiberius zu weite Ausdehnungen desselben, die ihm der Senat zumuthete, zurückwies und nur das, worüber kein Zweifel sein konnte, zuliefs; indessen das würde hier zu weit führen und es kommt uns nur darauf an, in wie fern beim Dictator Cäsar eine Vergröfserung der tribunicischen Gewalt statt gefunden hat, aus einander zu setzen.

Eine fernere Ausdehnung derselben konnte Cäsar nicht zu Theil werden, weil

---

14) S. Tacitus Annalen, Buch 13, Cap. 25.
15) In den Annalen 3, 24.

bald darauf sein Tod erfolgte: Augustus war es vorbehalten, die tribunicische Gewalt zum Abschluss zu bringen und als Mittelpunkt der kaiserlichen Macht seinen Nachfolgern zu überliefern. Zum ersten Male wurde sie ihm schon frühzeitig übertragen. Als er nach Sex. Pompejus' Bezwingung die Sicherheit Italiens und die Kornzufuhr Roms wieder hergestellt hatte, wünschte das Volk ihm seine Dankbarkeit zu bezeugen. Dio erzählt davon: „Man beschloss, es sollte ihm eine Staatswohnung gegeben werden und bestimmte, Niemand solle ihm durch Wort oder That zu nahe treten, oder, wer derartiges gethan hätte, in dieselbe Strafe verfallen, die bei einem Volkstribunen festgesetzt wäre; denn er bekam auch das Recht auf denselben Sesseln unter den Tribunen zu sitzen." Der Ausdruck ist etwas ungenau und schwankend, vermeidet auch fast geflissentlich den Namen der tribunicischen Gewalt. Und doch dürfte es kaum zu bezweifeln sein, dass dieselbe ihm ganz und gar, und zwar in dem Umfange, in dem der Dictator Cäsar sie zuletzt besessen hatte, übertragen worden ist. Dafür spricht die Sache selbst. War einmal die Erfindung gemacht, die tribunicische Gewalt von dem Amte und der Person der Tribunen abzulösen, so war es natürlicher, sie vollständig an Octavian zu übertragen, als ein einzelnes Vorrecht aus derselben herauszunehmen und ihm dies gegen Gebrauch und Sitte anzubieten: und ferner, hatte man einmal zu Cäsars Gunsten die tribunicische Unverletzlichkeit in der oben angegebenen Weise erweitert und verstärkt, so konnte man sie seinem Sohne und Nachfolger nicht wieder in beschränktem Maſse anbieten, zumal derselbe durch das Triumvirat in eben solcher Macht und Höhe dastand, wie sein Vater durch die Dictatur. Endlich was Dio andeutet, sagt Appian ausdrücklich, man hätte Octavian zum Volkstribunen auf Lebenszeit erwählt, indem man ihn durch ein immerwährendes Amt auffordern wollte, sein auſserordentliches Triumvirat niederzulegen. Also, Octavian hat damals die tribunicische Gewalt ganz in dem Umfange, wie Cäsar sie gehabt hatte, erhalten. Der ungenaue Ausdruck Dio's ist inzwischen zu entschuldigen, ja sogar von bestimmter Bedeutung. Er führt eben nur an, was für Octavian damals von praktischem Werthe war. Als Triumvir hatte er die ausgedehnteste Gewalt, zu schaffen und zu hindern, zu tödten und zu begnadigen, zu nehmen und zu geben: es konnte ihm nur daran liegen, bei öffentlichen Veranlassungen durch den tribunicischen Amtssessel als Vertreter der römischen Plebs zu erscheinen, und ferner, persönliche Heiligkeit und Unverletzlichkeit zu erhalten — beides Vorrechte, die Dio ja auch bei den Beschlüssen zu Cäsars Gunsten besonders namhaft gemacht hatte.

Die Stellung August's änderte sich, als er nach der Schlacht bei Actium ohne Nebenbuhler nach Rom zurückkehrte, und mit dieser Veränderung trat auch eine bemerkenswerthe Ausdehnung seiner tribunicischen Gewalt ein. Die Worte Dio's darüber sind: „Cäsar sollte die Gewalt der Volkstribunen auf Lebenszeit haben und sollte denen, die seine Hülfe anriefen, innerhalb des Weichbildes der Stadt und auſserhalb desselben bis zum ersten Meilensteine helfen können, was keinem der

Volkstribunen frei stand, und sollte als Appellationsrichter entscheiden und seine Stimme sollte bei allen Gerichten, wie das Steinchen der Minerva abgegeben werden.“ Das ist ein wichtiger und inhaltsschwerer Beschluss gewesen, der damals für Augustus gefasst wurde. Seine volle Bedeutung hat schwerlich irgend Jemand von denen, die ihn fassten, geahnt, aber wir können seine Wirkungen durch die ganze römische Geschichte bis auf unsere Zeit hin verfolgen. Unter vielen äufseren Ehrenbezeugungen, die auf leere Form und eitlen Prunk hinausliefen, gefasst, hat er allein die gröfste Wichtigkeit auf den materiellen Zustand aller Staaten gewonnen. Zuerst also, Augustus sollte denen, die seine Hülfe anriefen, helfen können und zwar innerhalb des Weichbildes und aufserhalb desselben bis zum ersten Meilensteine. Daraus haben viele Gelehrte den Schluss gezogen, die eigentlichen Volkstribunen hätten ihre Gewalt nur innerhalb des alten Weichbildes (*pomœrium*) ausüben dürfen: die Erweiterung für den Kaiser habe darin bestanden, dass man die Meile zunächst des Weichbildes zu seiner tribunicischen Gewalt hinzugefügt habe. Das ist schwerlich richtig und der Schluss aus Dio's Worten nicht begründet. Weder ist es glaublich, dass die Volkstribunen zu Augustus Zeit (denn nur von dieser kann hier die Rede sein) unmittelbar vor den Thoren Roms, aufserhalb deren eine Menge zur Gemeinde Roms gehöriger Bürger wohnte und sehr viele öffentliche Geschäfte vor sich giengen, keine Gewalt gehabt hätten, noch wahrscheinlich, dass die Erweiterung für den Kaiser in dem Umkreis einer Meile bestanden habe, einer Erweiterung, die an sich sehr unbedeutend war, und zu der überdem kein rechter Grund abzusehen ist. Denn, was nicht zu Rom gehörte, galt als Italien, und in Italien wie in allen Provinzen hatte der Kaiser das Recht des Helfens und der obersten richterlichen Entscheidung vermöge anderer Gewalten, die ihm übertragen waren: es kam nur darauf an, dieselbe Stellung, die er aufserhalb Roms schon hatte, ihm auch innerhalb desselben zu verschaffen. Also die Gewalt auch der Volkstribunen selber gieng bis zum ersten Meilensteine von der Stadt: das, was nach Dio's Worten keinem der wirklichen Tribunen frei stand, lag in der Art und Weise des Hülfebringens. Nicht mit einer räumlichen Ausdehnung, wie wir sie oben in Bezug auf die Unverletzlichkeit der Person des Kaisers nachgewiesen, haben wir es hier zu thun, sondern mit einer intensiven Vergröfserung. Das Veto eines einzelnen Volkstribunen, vermittelst dessen er einem Hülfesuchenden Beistand gewähren, öffentliche Verhandlungen hindern, auch gegen gerichtliches Einschreiten Einspruch thun konnte, war niemals ein absolutes, sondern wesentlich ein suspensives, und es gab verschiedene Mittel, durch die es, wenn auch mit Mühe und Zeitverlust, unwirksam gemacht werden konnte. Schwieriger war die Sache, wenn das Collegium der Tribunen einig war: dessen Einspruch war fast unmöglich zu überwinden; aber dennoch stand unzweifelhaft auch über ihm der souveräne Wille des gesammten Volkes, das ja die Tribunen eben nur als jeder Zeit bereite Vertreter von sich bestellt hatte. In diesem selben Verhältnis hatte bisher der Kaiser als Inhaber der tribunicischen Gewalt

gestanden, und mochte auch wegen seiner sonstigen Macht und seiner lebenslänglichen Würde als Tribun sein aufschiebendes Veto faktisch dieselbe Bedeutung wie ein absolutes haben, rechtlich stand er anders: er war, da die Macht der Volksversammlung vollständig gebrochen war, wenigstens an das Collegium der Tribunen gebunden. Dies wurde jetzt geändert; denn es stimmte nicht zu dem monarchischen Principe, nach dem man den Kaiser als die Spitze und die Einheit des Staates hinstellen und über alle Beamten erheben wollte. Es wurde ihm nicht die Macht eines einzelnen Tribunen, sondern die des gesammten Collegiums übertragen: aus dem aufschiebenden Veto wurde ein absolutes. Wer an ihn eine Petition richtete, dem konnte er unbedingt helfen; wie früherhin die Tribunen überall hatten hindernd und hemmend entgegen treten können, so konnte es jetzt der Kaiser thun, aber definitiv. Dabei blieb indessen die Gewalt der zehn, jährlich erwählten, Volkstribunen unberührt bestehen und es werden viele Fälle aus der Kaiserregierung berichtet, wo einzelne oder mehrere Tribunen nach alter Sitte einschritten; aber diese Fälle mussten seltener werden, da der Erfolg zweifelhaft war.

Zweitens, Augustus sollte als Appellationsrichter entscheiden: der Kaiser bildete fortan die höchste richterliche Instanz in Processen. Hätte er nur die Befugniss gehabt, welche früher ein einzelner Volkstribun besessen hatte, so hätte er sich mit dem Collegium der Tribunen in Verbindung setzen und mit ihm entscheiden müssen. Aber wir wissen, dass er allein in höchster Instanz urtheilte, unter dem Beirath derer, die er nach eigenem Ermessen berief; er bildete sogar, indem er den *praefectus urbi* als seinen Stellvertreter einsetzte, eine neue Instanz, von der wiederum an ihn selber appellirt werden konnte. Und mit diesem Rechte, das von der Gewalt der alten Tribunen so unendlich verschieden, und doch mit ihr verwandt und aus ihr hergeleitet ist, steht das dritte, was Dio erwähnt, in Verbindung: „Augustus' Stimme sollte in allen Gerichten wie das Steinchen der Athene abgegeben werden." Nämlich das Begnadigungsrecht ist es, um das es sich hier handelt, das bei Augustus zuerst das Attribut des Monarchen wurde und es seitdem als schönster und wohlthätigster Schmuck bei allen Fürsten geblieben ist. Wohlthätig war dieses Recht unzweifelhaft auch bei den Römern und half einem wesentlichen Mangel ihres Staatsrechtes ab. Denn in der Republik hatte es praktisch keine Begnadigung für Verurtheilte gegeben. Die Befugniss dazu lag sicherlich in den Händen der Volksversammlung, die Ausübung aber ist nie ohne eine allgemeine Erschütterung des gesammten Staates geschehen. Jetzt war eine stets erreichbare Persönlichkeit gefunden, die alle Ungleichheiten der menschlichen Gesetze ebnen konnte, und von wie grofsem Einflufs gerade diese Befugniss für die strenge Handhabung des Rechtes sowohl wie für die Hoheit der kaiserlichen Stellung sein musste, leuchtet ein. Die Ausdrücke Dio's sind nicht recht klar und haben zu Missverständnissen Anlass gegeben. Man nahm z. B. an, Augustus habe das Privilegium erhalten, in allen denjenigen Fällen, wo die Verurtheilung blos durch einfache Mehrheit erfolgt war,

seine eigene Stimme zu Gunsten des Angeklagten abzugeben und dadurch nun, weil jetzt Stimmengleichheit entstand, dessen Freisprechung zu bewirken [16]). Das wäre nicht ein Privilegium für den Kaiser, sondern vielmehr eine Abänderung in der Abstimmung der Gerichtshöfe gewesen. Zudem handelt es sich hier nicht blos um Schwurgerichte mit einer beschränkten Anzahl von Richtern, wo das Recht einer Stimme bedeutend gewesen wäre, sondern von allen Gerichten überhaupt, also z. B. auch vom Senate, sobald derselbe in den wichtigsten Processen als Gerichtshof auftrat. Sicherlich ist das Steinchen der Athene hier anders zu verstehen: es ist nicht die Stimme, die bei Stimmengleichheit die Entscheidung für die Freisprechung gibt, auch nicht die Stimme, die bei einfacher Stimmenmehrheit durch ihr Hinzutreten Stimmengleichheit und damit Freisprechung herbeiführt; sondern, wie grofs auch immer die verurtheilende Mehrheit gewesen war, die Stimme des Kaisers allein wog alle verurtheilenden auf und entschied für die Freisprechung, d. h. er hatte das Recht, die von den Richtern Verurtheilten zu begnadigen. Das ist das Steinchen der Athene, das der Kaiser hat, das deshalb, weil es nur für die Freisprechung gilt, mit dem der Athene in der Mythologie verglichen wird. Und war dies Privilegium etwa zu grofs? Gewiss nicht. Wir wissen bestimmt, dass die römischen Kaiser es besafsen, und sein Ursprung wird am zweckmäfsigsten an dasselbe Gesetz geknüpft, das den Kaiser zum höchsten Richter überhaupt ernannte; hatte er so grofse Macht, so folgte das Recht der Begnadigung gewissermafsen von selbst.

Augustus war nach diesen Erweiterungen seiner gesetzlichen Gewalt so sicher an dem ersten Platze des Staates, dass er freiwillig die Alles erdrückende Macht des Triumvirates niederlegte und in die alten republikanischen Bahnen, so weit es möglich war, einlenkte. Nur das Consulat bekleidete er ununterbrochen bis zum Jahre 23 v. Chr.; da legte er auch dieses nieder, mit dem Entschlusse, es sobald nicht wieder, und sicherlich nicht mehr für so lange Zeit hinter einander anzunehmen. Für diese Mäfsigung flossen Senat und Volk in Dankbarkeit über und die gröfsten Ehren aller Art wurden ihm erwiesen. Unter andern, sagt Dio an der oben angeführten Stelle, bestimmte der Senat, Augustus sollte Volkstribun auf Lebenszeit sein und das Recht haben, in jeder Senatssitzung, auch wenn er nicht Consul wäre, einen Gegenstand zur Sprache, zum Vortrage zu bringen. Von dem Tage dieses Beschlusses, dem 27. Juni, datirte Augustus seine tribunicische Gewalt und zählte die Jahre seiner Regierung; an ihm war also die Summe aller Rechte, welche dieselbe überhaupt verlieh, erreicht und später wurde sie nicht mehr erweitert. Um nun den Inhalt des damaligen Beschlusses zu verstehen, erwäge man erstens, dass

---

16) S. G. Geib, Römischer Criminalprozess S. 368. Ich weifs, dass die ganze hier vorgetragene Ansicht über das Begnadigungsrecht der Kaiser von der gewöhnlichen Meinung abweicht und ich bedaure, dass ich diesen Punkt meines Vortrages, der die wichtigsten Veränderungen im Rechtszustande des römischen Volkes berührt, nicht weiter ausführen kann. Hoffentlich jedoch empfiehlt sich die obige Darstellung durch sich selber.

Augustus eben das Consulat niedergelegt hatte. Wahrscheinlich also suchte man ihm, da er den äufsern Glanz desselben aufgegeben, die wirkliche Macht desselben gewissermafsen durch die neue Ehre zu ersetzen; auch Dio deutet dies an, indem er hinzusetzt, er sollte das Recht einer Relation in jeder Senatssitzung haben, auch wenn er nicht Consul wäre. Zwar die consularische Macht erhielt Augustus auch, indessen erst einige Zeit später, im Jahre 19 v. Chr. [17]); damals also suchte man die Gewalt eines Consuls auf andere Weise zu ersetzen. Zweitens, bestimmt wird gesagt, der Senat habe diese Ehre erwiesen, dieses Privilegium ertheilt; es war also etwas, was der Senat allein, auch ohne Volksbeschluss, verleihen konnte. Ich denke, es war die Initiative der Gesetzgebung, die Augustus damals unter dem Scheine einer Erweiterung seiner tribunicischen Gewalt erhielt. Die Volksversammlung bestand allerdings damals noch, ja der Form nach auch unter den späteren Kaisern; allein ihre Rechte waren wesentlich beschränkt. Was früher die Volkstribunen so oft gemissbraucht und zu den gewaltsamsten Mafsregeln angewendet hatten, das Recht, auch ohne Befragung des Senates Beschlüsse zu fassen und über die höchsten Angelegenheiten des Staates zu entscheiden, dies bestand nicht mehr. Vor die Volksversammlung kam nur, was vorher im Senate berathen und angenommen worden war. Somit war der ganze Schwerpunkt der Verwaltung und Gesetzgebung, wie es dem ursprünglichen Geiste der römischen Verfassung angemessen war, in den Senat verlegt. Nun hatten allerdings die Volkstribunen unbestritten das Recht, den Senat zu berufen und in ihm jede beliebige Sache zum Vortrag und zum Beschluss zu bringen; und zwar nicht blos in der Republik, sondern auch unter den Kaisern Jahrhunderte lang, so lange überhaupt Tribunen bestanden, und sie haben von diesem Rechte immer ab und zu Gebrauch gemacht. Indessen dasselbe war beschränkt einmal dadurch, dass der Consul, der die ordentlichen Senatssitzungen und meist auch die aufserordentlichen berief und leitete, zunächst seine eigenen Sachen zum Vortrage brachte; es hieng damit durchaus von seinem Belieben ab, ob und wie viel Zeit er für die Vorträge Anderer übrig lassen wollte. Eine besondere Senatssitzung aber zu veranlassen, war weitläuftig und hatte Schwierigkeiten anderer Art. Zweitens war der Tribun, wie überhaupt, so auch im Senate, an die Zustimmung seiner Collegen gebunden; das Collegium der Tribunen wirkte entscheidend, der einzelne nur bedingt. Ganz anders stand fortan der Kaiser. Er erhielt das Recht einer Relation in jeder Senatssitzung. Ob der ersten, wird nicht gesagt; aber ich glaube es, sicherlich einer solchen, dass Zeit zur Berathung und zum Beschlusse blieb. Damit waren alle Verhandlungen des Senates in seine Hand gegeben und, ohne von den andern Befugnissen seiner tribunicischen Gewalt Gebrauch zu machen, konnte er durch blofse Ausdehnung seines Vortrages alle missliebigen Verhandlungen abschneiden. Es war dies aber unzweifelhaft ein Privilegium, das der Senat allein ohne

---

17) S. Dio Cassius 54, 10.

Volksbeschluss verleihen konnte. Er brauchte nur, was in seinen Befugnissen stand, seine Geschäftsordnung in diesem Sinne zu ändern, so war damit eine materielle Erweiterung der kaiserlichen Stellung geschehen, die einen grofsen Theil der consularischen Macht, die Augustus freiwillig niedergelegt hatte, aufwog.

Ich denke, die Stufenfolge, in der die tribunicische Gewalt der Kaiser sich bildete, ist ersichtlich, des Tacitus Bemerkung gerechtfertigt, Dio's Erzählung in allen ihren Einzelheiten erklärt. Man gieng aus von der Gleichheit mit den üblichen republikanischen Beamten, indem man die Rechte des Tribunates, das der Herrscher seines patricischen Ursprungs halber nicht selbst bekleiden konnte, von der Person der jährlich wechselnden Tribunen ablöste und abgesondert auf Lebenszeit übertrug. Indem man dann das monarchische Princip zur Geltung brachte und consequent ausbildete, kam man dahin, das, was ursprünglich der Gleichheit Aller gedient, ja öfters sogar zur Herrschaft des Pöbels gemissbraucht worden war, zum Mittelpunkte einer schrankenlosen Alleinherrschaft zu machen. Denn es ist ersichtlich, wie sehr die tribunicische Gewalt des Kaisers Machtfülle vollendete und mit welchem Rechte sie von Augustus als Symbol seiner Hoheit aufgestellt wurde. Keine andere Gewalt verlieh ihm vollkommene, durch die Religion selber gebotene und durch die schwersten Strafen geschützte, Sicherheit seiner Person, keine andere die Befugniss, im Frieden Alles zu beginnen und Alles zu hindern.

Noch ein Punkt verdient bei der tribunicischen Gewalt der Kaiser Beachtung, so wenig derselbe auch durch Zeugnisse von Schriftstellern zur Klarheit gebracht werden kann. Ich stütze mich dabei indessen auf allgemeine politische Erwägungen, wie sie im römischen Reiche und Staatsrechte nicht weniger als heut zu Tage gelten. Die tribunicische Gewalt vollendete sich, wie angegeben, allmählich aus einzelnen Attributen; sie war allerdings in einer Person vereinigt, aber dennoch erinnerte man sich ihres allmählichen Entstehens und des Anfangs, den sie von den Volkstribunen selber genommen. Es wird berichtet, dass Augustus dieselbe später an seinen Schwiegersohn M. Agrippa, dann an Tiberius übertragen liefs, und so wurde es Sitte, dass der Kaiser seinen designirten Nachfolger mit der tribunicischen Gewalt auszeichnete. Es erhielt sie Drusus vom Kaiser Tiberius, Titus von Vespasian, Antoninus Pius von Hadrian, Commodus von Marc Aurel. War das jene Machtfülle der tribunicischen Gewalt, wie Augustus sie am 27. Juni 23 v. Chr. erhalten, dann selber geführt und seinen Nachfolgern hinterlassen hatte? Das scheint mir unmöglich. Das höchste Richteramt, das Begnadigungsrecht, ja selbst die Initiative in Verwaltung und Gesetzgebung kann unmöglich getheilt werden, selbst nicht unter Vater und Sohn, unter Vorgänger und Nachfolger; es wäre eine neue Instanz, ein Dualismus entstanden, welcher der monarchischen Einheit, die man suchte, entgegen war. Also alle jene eben genannten Thronerben erhielten eine geringere tribunicische Gewalt, als die Kaiser selbst besafsen, wohl nur die Gewalt der gewöhnlichen Volkstribunen nebst der Vergröfserung, die für die persönliche Unverletzlichkeit zuerst beim Dicta-

tor Cäsar bestimmt worden war. Nach diesem Vorgange gieng man noch weiter und löste die tribunicische Gewalt noch mehr auf. Augustus liefs, nach dem Ausdrucke von Dio Cassius [18]), seiner Gemahlin Livia und seiner Schwester Octavia die Heiligkeit und Unverletzlichkeit ihrer Person, ähnlich wie sie die Volkstribunen besafsen, ertheilen. Sicherlich erhielten sie dadurch kein einziges politisches Recht, nicht einmal in dem Umfange, wie es die gewöhnlichen Volkstribunen hatten; aber die Unverletzlichkeit der Person wurde ihnen in eben dem Grade, in eben den räumlichen Grenzen, und unter eben denselben Strafen für den Uebelthäter, wie beim Kaiser selbst, zugesprochen.

Der Vortrag des Prof. Zumpt konnte, da die für die Sitzung anberaumte Zeit bereits verflossen war, nicht zu Ende geführt werden; eben so konnten einige andere der Versammlung angetragenen (so von Dir. Dr. Schmalfeld in Eisleben über die angeblichen politischen Beziehungen in den Sophokleischen Tragödien; von Prof. Kreuser in Köln über homerische Kritik und über einen nothwendigen Fortschritt der Philologie; von Prof. Dr. Boller in Wien über die Beziehungen zwischen Iran und Turan; von Prof. Dr. Göbel in Wien über den dritten messenischen Krieg) nicht zur Ausführung kommen.

Zum Schlusse nahm der Präsident das Wort:

„Hochansehnliche Versammlung! Die Zeit unseres Zusammenseins ist zu Ende und die Stunde des Abschieds naht heran. Unsere verehrten Gäste werden sich nach allen Richtungen zerstreuen und wir wünschen von ganzer Seele, dass sie uns ein freundliches Andenken bewahren. Wir, die Zurückbleibenden, werden dieser wenigen Tage immer gedenken, als einer nicht nur fröhlich sondern auch nützlich hingebrachten Zeit, denn die vielfache Anregung, die wir Ihnen verdanken, wird, so hoffen wir, für Wissenschaft und Unterricht nicht verloren gehen. Empfangen Sie dafür unseren wärmsten Dank. Wir hoffen, dass die hier angeknüpfte Verbindung keine vorübergehende, sondern eine bleibende sein wird. Wir alle geben uns den Hoffnungen hin, die gestern von einem hochgestellten, gewiss von uns allen hochverehrten Manne ausgesprochen worden. Von dem immer steigenden Interesse, welches sich an Fragen des öffentlichen Unterrichtes in allen seinen Stufen in allen Kreisen knüpft, haben Sie sich selbst überzeugt. Der Empfang, der der Versammlung zu Theil geworden, gibt davon Zeugnis. Ich halte es für meine Pflicht hier öffentlich auszusprechen, dass ich in allen diese Versammlung betreffenden Angelegenheiten bei allen, ohne irgend eine Ausnahme, die gröfste Bereitwilligkeit gefunden habe; die dabei gemachten Erfahrungen sind meinem Herzen auch deswegen theuer, weil sich dabei der Charakter meiner Landsleute im schönsten Lichte gezeigt hat. Die höchsten Behörden des Staates und des kaiserlichen Hofes und die Commune Wiens, ihren allgemein verehrten Bürgermeister an der Spitze, haben mit ein-

18) Seine Worte, Buch 49, 38, sind: *τῇ δ' Ὀκταουσίᾳ τῇ τε Λιουΐᾳ — τὸ ἀδεὲς καὶ τὸ ἀνύβριστον ἐκ τοῦ ὁμοίου τοῖς δημάρχοις ἔχειν ἔδωκεν.*

ander gewetteifert, um Ihnen, meine hochverehrten Herren, einen Empfang zu bereiten, der würdig sei solcher Gäste und einer Regierung, die die Wissenschaft und ihre Vertreter ehrt, einer Regierung, die da weifs, dass Wissen Macht ist. Vor allem aber sei der Tribut unseres ehrfurchtsvollsten Dankes dargebracht Seiner Majestät unserem allergnädigsten Kaiser und Herrn. Allerhöchst dieselben haben nicht nur zu gestatten geruht, dass die Versammlung in dieser Haupt- und Residenzstadt zusammenkomme, sondern auch alles angeordnet, was derselben förderlich sein könnte. Es ist dies Ausfluss der Ueberzeugung unseres Kaisers, dass jeder wahre Fortschritt vom Unterricht ausgeht. Möge es unserem erhabenen Herrscher gegönnt sein, auch die reife Frucht des Samens zu sehen, der im ersten Decennium Allerhöchst seiner glorreichen Regierung gestreut worden, und möge einst der jüngste Sprosse seines erlauchten Hauses, dessen Geburt vor Kurzem von Millionen mit Jubel begrüfst worden, einst über ein Oesterreich herrschen, in allen Theilen blühend durch Kunst und Wissenschaft."

Zum Schlusse sprach Geheimrath Wiese aus Berlin die folgenden Worte der Erwiderung:

Unsere Verhandlungen sind beendigt und wir stehen im Begriff, uns wieder zu trennen. Was nehmen wir aus diesen Tagen der Vereinigung mit in die Heimat? Von dem uns zur Besprechung vorgelegten Stoff, von den angeregten Fragen ist in jeder der Abtheilungen Manches unerledigt geblieben; eben so ist im persönlichen Verkehr mit Vielen nur eine flüchtige Begegnung möglich gewesen, wo man einen tiefer gehenden Gedankenaustausch gewünscht hätte, mit Manchem nur ein Grufs und Händedruck, wo man gewiss war, dass man sich zu gegenseitiger Förderung Vieles mitzutheilen habe. Dennoch glaube ich nicht zu irren, wenn ich annehme, dass unser Scheiden von dem Gefühl wahrer Befriedigung begleitet ist. Woher diese dennoch? Daher, verehrte Herren und Freunde, dass wir den wesentlichen Zweck unserer Vereinigung hier wirklich erreicht haben. Welch eine Mannigfaltigkeit von ernster Thätigkeit, fruchtbaren Anregungen und frohem Genuss hat sich in diese wenigen Tage zusammengedrängt: und aus und über dem Allem ist das Bewusstsein einer geistigen Gemeinschaft lebendig geworden, die stärker ist, als was uns trennt, und aus der wir einen Trost über diese Trennungen zu schöpfen haben. Es ist die grofse Sache deutscher Wissenschaft, und der schwersten und edelsten Arbeit, der an der Geistesbildung des heranwachsenden Geschlechts, worin wir uns des köstlichen Gutes der Geistesgemeinschaft gewifs und froh geworden sind, und wofür wir uns zu fernerem Streben gestärkt haben.

Meine Herren! dass uns dies hier zu Theil geworden ist, verpflichtet uns vor Allem auch zu herzlichem Danke, dessen Organ für alle Diejenigen zu sein, welche als Gäste hieher gekommen sind, Sie mir gestatten wollen. Wir sagen unsern tiefgefühlten Dank für die hohe Theilnahme, durch welche unsere Versammlungen geehrt worden sind, und für die grofsartige Munificenz und Hospitalität, welche der

Verein in dieser schönen Stadt genossen hat; nicht minder danken wir der umsichtigen und unermüdeten Fürsorge, womit das verehrte Präsidium unsere Angelegenheiten vorbereitet und geleitet hat, und eben so den Herren Secretären für ihre Mühewaltung. Zu nicht geringem Danke haben uns auch die literarischen Gaben verpflichtet, die wir bei unserer Ankunft als eine Begrüſsung empfiengen, und unter denen die Proben wissenschaftlicher Thätigkeit des hiesigen philologischen Seminars uns ein besonders erfreuliches Zeichen sind, dass auch hier eine begabte Jugend verehrten Lehrern mit Muth und Ausdauer nacheifert. Meine Herren! ich zweifle nicht, dass für alles dies Gute, das uns hier zu Theil geworden ist und das wir nicht vergessen werden, das gleiche Dankgefühl unser aller Gemüther jetzt beim Scheiden bewegt: ich bitte Sie, zum Zeichen dieser Uebereinstimmung sich von Ihren Sitzen zu erheben. (Es geschieht).

Hierauf erklärte der Prof. Dr. Miklosich die achtzehnte Versammlung deutscher Philologen, Orientalisten und Schulmänner für geschlossen.

Verhandlungen der pädagogischen Section.

Thesen für die Verhandlungen der pädagogischen Section.

I.

In der Erziehung ist der rechte Idealismus zugleich der einzig rechte Realismus.

Eisleben, 27. Juli 1858. Dr. Franz Schmalfeld.

II.

Von den Schriften Platon's eignen sich zur Lectüre auf der obersten Stufe des Gymnasiums: „die Apologie des Sokrates, Kriton, Laches, Protagoras, Gorgias," zulässig sind „Euthyphron und Menexenus;" von den übrigen Platonischen Schriften ist keine zur Gymnasial-Lectüre geeignet.

Wien, 30. August 1858. H. Bonitz.

III.

A. Die Odyssee ist vor der Ilias zu lesen.

B. Abkürzungen (Epitomae) altclassischer Werke eignen sich nicht für den Schulgebrauch.

C. Ausgaben altclassischer Werke mit zweckmäfsigen Anmerkungen eignen sich mehr für die Schulen als blofse Textesausgaben.

D. Die Lectüre des Sophokles sollte füglich nicht gepflogen werden an Anstalten, wo nicht wenigstens täglich eine Stunde der griechischen Sprache gewidmet wird.

Wien, 6. September 1858. Dr. Anton Göbel.

IV.

A. Ist die alte und mittelhochdeutsche Sprache und Literatur an den Gymnasien beizubehalten oder nicht? Wenn in der jetzigen armen Form, so lieber nicht; wenn beizubehalten, so ist sie auszudehnen

1. auf eine gründlich durchdachte, und deswegen möglichst einfache und übersichtliche Grammatik;

2. auf ein reiches Lesebuch, bestehend aus Stücken, die nicht etwa der Sprachforschung dienen, sondern für die literarisch-humanistischen Zwecke geeignet sind; in denen namentlich auf die alten österreichischen Dichter Rücksicht zu nehmen wäre, als nebst den Nibelungen auf den trefflichen Walter v. der Vogelweide, Seifried Helbling, Peter Suchenwirth, Oswald von Wolkenstein u. s. w. bis Behaim von den Wienern herab.

Nur durch eine so reiche Auswahl, die dem Lehrer auf mehrere Jahre Abwechslung des Stoffes böte und selbst den Schüler zur Privatlectüre anreizte, liefse sich diesem Unterrichtszweige aufhelfen.

B. Sowohl im Lateinischen als Griechischen ist der bisherige Grundsatz festzuhalten, möglichst ganze Autoren oder doch ganze Werke derselben zu behandeln; aber neben diesen wären reiche Chrestomathien aus dem reichen geistigen Leben dieser Völker zu bieten. Die Auswahl aus Dichtern sowohl als Prosaisten böte sich den Kundigen leicht dar. Gestehen wir nur, dass die Beschränkung auf wenige Autoren, die man selbst wieder auf Excerpte reducirt hat, den Schülern den Gesichtskreis der alten Literatur gewaltig verengt, ich möchte sagen, verschliefst.

C. Ein besonderer Gegenstand der Besprechung wäre die Frage: Ist von Platon aufser den beiden Stücken: Kriton und Apologie, und einer zum Lebensende des Sokrates gehörenden Auswahl aus Phädon — in den Mittelschulen noch irgend ein anderer Dialog ganz zu lesen und zu interpretiren? oder sind Chrestomathien aus seinen übrigen Werken allein zweckmäfsig, Auszüge, in denen blofs die humanistischen Zwecke dieser Schulen, die Erfindung der Eingänge, die Feinheit in Gedanken und Ausdruck berücksichtiget werden?

Der Einsender behauptet einfach die Unzukömmlichkeit der Aufnahme ganzer Platonischer Gespräche in die Lesungen der Mittelschulen aus zwei Gründen:

1. wegen der eigenthümlichen, von unseren Begriffen und ihren Ausdrücken so verschiedenen philosophischen Terminologie;

2. wegen der zerschnittenen Frageform des Platonischen Sokrates, welche Form, für philosophische Discutirungen oder Begründungen passend, aber für unsere Darstellungsweise (sage man was man wolle), dann für unsere humanistischen Zwecke, endlich für das Alter unserer Schüler einförmig, ermüdend, labyrinthisch, den Gedankengang ewig zerstreuend ist.

D. Als eine förmliche Lücke in unserem humanistischen Unterrichte bezeichnet der Einsender dieses den Mangel eines gediegenen Lehrbuches über Stilistik, und glaubt auf die Abfassung und Einführung eines solchen dringen zu müssen. Nämlich an die im Untergymnasium geendigte Sprachlehre schliefst sich eng die Lehre über die allgemeinen Eigenschaften der Schrift- und Sprachwerke, ihre Tugenden und Fehler. Von da ist in der 7. und 8. Classe der Uebergang zur Behandlung der streng ästhetischen Begriffe des Schönen, Erhabenen, Tragischen, Komischen, Humoristischen, des Witzes und Scharfsinnes in Gedanken und im Ausdrucke.

Alles mit gründlicher Unterscheidung der Begriffe und einem reichen Vorrath an Beispielen.

E. Wir bedürfen ein Lesebuch über griechische und römische Literaturgeschichte und über die Schriftsteller, auf welches bei Behandlung der einzelnen Autoren zu verweisen ist, über Antiquitäten aus dem völkergeschichtlichen Stand-

puncte, über die Mythen, von woher sie eingeführt worden, welche Veränderungen sie und ihre Bedeutung erfahren haben?

F. Ich finde, dass der prosaische Theil unserer Lesebücher durch die bisherige Natur der Sache sehr mangelhaft ist, und durch Aufnahme gediegener Stücke und, Uebersetzungen aus Werken des Auslandes ergänzt werden muss.

Melk, 16. Sept. 1858. Theodor Mayer, Gymn. Dir.

V.

Das Prüfen der einzelnen Schüler im Laufe des Unterrichtes hat einen doppelten Zweck, und zwar zuerst und vorzüglich für die Gesammtheit der Schüler den Unterrichtsstoff durch die Wiederholung desselben in unmittelbarem Verkehre mit den Schülern nach Bedürfniss zu ergänzen, fasslicher und anschaulicher zu machen; den zweiten, sich zugleich von den Fähigkeiten der einzelnen Schüler zu überzeugen und auch individuell nach Bedürfnis auf sie einwirken und schliefslich ihre Leistungen beurtheilen zu können.

Die Richtigstellung dieses doppelten Zweckes gibt zum Theil die Richtschnur an für das Verfahren des Lehrers beim Unterrichte selbst, vorzugsweise aber für die Methode, welche beim Prüfen, d. h. bei der prüfenden Wiederholung des Lehrstoffes befolgt werden soll, und für die thätige Theilnahme des Lehrers dabei.

Die entgegengesetzte Auffassung des genannten Zweckes gefährdet den scientifischen und den moralischen Zweck des ganzen Unterrichtes.

Wien, 17. Sept. 1858. Dr. Alois Capellmann.

VI.

Dem Gedeihen des gesammten Lateinunterrichtes sind lateinische Sprechübungen von wesentlichem Nutzen. Diese Uebungen sind methodisch zu leiten, und zwar haben sie sich auf den unteren Stufen des Gymnasiums vornehmlich auf Memorieren von classischen Sentenzen, Stellen und kleineren Lesestücken zu beschränken; auf den mittleren Stufen hat Reproducieren der vorher genau erklärten Abschnitte der Classiker hinzuzutreten; auf den oberen Stufen endlich soll der Inhalt der sprachlich und sachlich interpretirten Lesestücke aus lateinischen und griechischen Classikern in freier lateinischer Rede wiedergegeben werden, und an solche Inhaltsangaben können sich bei geeignetem Stoffe lateinische Discussionen über Gedankengang und Form der betreffenden Abschnitte anschliefsen.

Lateinische Interpretationen der Classiker sind auch auf den obersten Stufen nur mit grofser Vorsicht anzuwenden, und lateinische Uebersetzungen griechischer Lesestücke in der Regel auf die leichteren Prosaiker zu beschränken.

In den Lehrer-Seminarien ist auf lateinische Interpretations- und Disputierübungen ein besonderes Gewicht zu legen.

Wien, 24. Sept. 1858. Franz Hochegger.

VII.

Nachdem bereits in drei Versammlungen der Philologen und Schulmänner Deutschlands, zu Jena 1846, zu Berlin 1850 und zu Altenburg 1854, die Beibehaltung der freien lateinischen Arbeiten beschlossen und in Bezug auf die Methode derselben in der letzten auch einige Andeutungen und Winke gegeben worden, erlaubt sich der Unterzeichnete, der Versammlung folgende, jene Andeutungen näher erläuternde Sätze zur Besprechung vorzuschlagen:

1. Die Uebungen in den freien lateinischen Arbeiten müssen aufser der allgemeinen Grundlage des gesammten Unterrichtes in dieser Sprache noch eine besondere Basis in der Anleitung zum Lateinisch-Denken erhalten.
2. Hierzu führt nicht das Uebertragen aus dem Deutschen ins Lateinische allein (am wenigsten, wenn dazu Stücke aus modernen deutschen Schriftstellern zu Grunde gelegt werden), auch nicht die blofse Lectüre an und für sich, sondern die Benützung derselben zum Lateinsprechen in der Art, dass gelesene Stücke, namentlich Ciceronianische, die für sich ein Ganzes ausmachen, sowohl in rhetorischer, als sprachlicher Hinsicht mit den Schülern lateinisch soweit durchgesprochen werden, dass sie von denselben formell und materiell ganz zu eigen gemacht werden können.
3. Auf dieser Basis sind dann jene Uebungen in gewissen Stufen (Reproduction, Amplification, Imitation [im engeren Sinne]) bis zum völlig freien lateinischen Aufsatze fortzuführen.

Wien, 25. Sept. 1858.

F l ö c k,
Oberlehrer am Gymn. zu Coblenz.

Erste Sitzung 25. September. Präsident: **Prof. Bonitz.**

Anfang der Sitzung: 12 Uhr.

P r ä s i d e n t: Indem ich die Berathungen der pädagogischen Section der 18. Versammlung deutscher Philologen, Schulmänner und Orientalisten eröffne, sage ich vor allem Dank für das ehrenvolle Vertrauen, welches mir durch die Berufung zum Vorsitz geworden ist und bitte um gütige Nachsicht bei Ausführung des mir ertheilten Auftrages.

Zur Discussion in dieser Versammlung sind mehrere Thesen eingesendet, welche Ihnen gedruckt vorliegen; eine erst später eingelieferte (VI) werde ich sodann vorlesen. Es wird angemessen sein, aus diesen Thesen zunächst diejenigen herauszuheben, welche zur Discussion insofern am geeignetsten sein könnten, als sie theils wirklich vorhandene Fragen des Unterrichtes berühren, theils durch ihre etwas speciellere Fassung einige Aussicht darauf geben, dass man durch die Discussion einer Entscheidung näher gebracht werde. Nach diesen Gesichtspuncten würde ich die

Thesis I nicht wagen zur Discussion zu empfehlen, weil zu besorgen ist, dass wir hiermit nur in Fragen über allgemeinste Principien kommen, ohne um einen Schritt weiter geführt zu werden. — Die Thesis II ist von mir selbst aufgestellt; es kann daher nicht meine Sache sein, sie zur Discussion zu empfehlen. Ich habe bei ihrer Aufstellung die Absicht gehabt, manches, was in der Praxis noch üblich ist, zu bestreiten, anderes wo möglich zu bestärken. — Von den Thesen (III), die Hr. Prof. A. Göbel zur Besprechung vorgelegt hat, würde ich an erster Stelle die unter *C* gesetzte zur Discussion gebracht wünschen, nämlich die Frage über das Verhältnis der Ausgaben mit Anmerkungen zu den bloſsen Textausgaben in ihrer Zweckmäſsigkeit für den Unterricht. Die unter *B* aufgestellte hat nur eine locale Bedeutung für Unterrichtsanstalten gerade Oesterreichs, ist also für eine Discussion in dieser Versammlung nicht geeignet. Aehnliches gilt von der unter *A* aufgestellten Thesis, die nur einen ganz einzelnen Punct des österreichischen Lehrplanes in's Auge fasst, während sie zugleich in Einklang tritt mit der sonst fast allgemeinen Praxis der griechischen Schullectüre. Nächst der Thesis *C* würde ich unter den von Hrn. Prof. Göbel vorgeschlagenen die unter *D* über Sophokles aufgestellte empfehlen, wenn nicht im nachfolgenden solche Gegenstände vorkämen, die durch ihre Wichtigkeit den Vorrang verdienten. — Kann man auch eine solche Wichtigkeit der zunächst (IV) unter *A* aufgestellten nicht abstreiten, so besorge ich doch, die Versammlung würde ungern einen Gegenstand nochmals aufnehmen, der sehr eingehend auf den vorhergehenden Versammlungen zur Berathung gekommen ist. Seitdem ist eine zu kurze Zeit verflossen, aus welcher erhebliche Erfahrungen zur Ergänzung oder Modification der damaligen Erörterungen nicht vorliegen können. Ich würde daher vorschlagen, diese Thesis zurückzuschieben. Bei der unter *B* aufgestellten Thesis scheint mehr das Interesse österreichischer Schulen, als der Gymnasien überhaupt in Betracht gezogen zu sein. Die unter *C* bezeichnete kommt von selbst zur Berathung, falls die Versammlung es billigt, dass die von mir aufgestellte discutiert werde; denn sie ist, als wenigstens theilweise ihr entgegengesetzt, Gegenstand einer und der nämlichen Erörterung. Für sehr erheblich möchte ich die unter *D* und *E* durch den geehrten Hrn. Antragsteller bezeichneten Gegenstände erachten. Durch die erstere dieser beiden Thesen ist das Verhältnis der theoretischen Stilistik zu den stilistischen Uebungen und zur Lectüre in Frage gestellt. Die schriftlichen Aufsätze und die Lectüre reichen nach der Ueberzeugung des Hrn. Antragstellers nicht aus, stilistische Belehrungen daran anzuknüpfen, sondern ein Lehrbuch und ein theoretischer Unterricht im Stile sei dringendes Bedürfnis. Eine Discussion dieser Frage scheint um so empfehlenswerther, als hierüber die Ueberzeugungen und die Lehrpraxis nicht bloſs in den österreichischen Schulen, sondern, wie manche Programme preuſsischer und anderer deutscher Gymnasien beweisen, auch anderwärts noch Schwankungen zeigen. Was die Thesis *E* betrifft, so sehen wir an Erscheinungen der Schulliteratur, dass fast ununterbrochen eine Menge von sogenannten Hilfsbüchern u. ä. dargeboten

wird, welche mehrere vom Gymnasialunterrichte zunächst ausgeschlossene Disciplinen, z. B. griechische, römische Literaturgeschichte, griechische, römische Antiquitäten doch in einer Auswahl oder in Compendien oder wie sonst der Lectüre der oberen Classen zuzuführen beabsichtigen. Eine Frage über die Angemessenheit solcher Hilfsbücher scheint ganz an der Zeit. Die unter *F* bezeichnete Thesis betrifft ein für Oesterreich abgefasstes und in Oesterreich übliches Lesebuch; schon der Gegenstand der Discussion dürfte einem grofsen Theile der Versammlung fremd sein. — Die Thesis V scheint den Unterschied und Gegensatz zwischen Vortragen und Unterrichten in eine bestimmte Fassung und Abgrenzung bringen zu wollen; gewiss eine ungemein wichtige Frage, aber ob es gerade bei ihr möglich sein wird, zu einem einigermafsen befriedigenden Resultate zu gelangen, scheint mir zweifelhaft. — Auf die grofse Wichtigkeit der unter VI aufgestellten Thesis (folgt deren Vorlesung), durch deren Discussion im wesentlichen die Thesis VII zugleich erörtert würde, ist es nicht nöthig, auch nur mit einem Worte hinzuweisen; ihre specielle Fassung lässt eine Verständigung über gewisse Mittel des lateinischen Unterrichtes hoffen.

Hiernach empfehle ich der geehrten Versammlung zur Discussion die Thesen II (worin eingeschlossen ist IV *C*), III *C*, IV *D* und *E*, VI (worin eingeschlossen ist VII), ohne durch die Folge meiner Aufzählung ein Präjudiz über die Reihenfolge in der Discussion geben zu wollen, und fordere auf, über die vorgeschlagene Auswahl das Wort zu ergreifen.

Dir. Teutsch aus Schäfsburg: Im Interesse des Gegenstandes, der mir nicht nur, wie der Hr. Vorstand sagte, für Oesterreich, sondern für das ganze Gebiet des erziehenden Unterrichtes sehr bedeutend zu sein scheint, bitte ich, es solle von den von Hrn. Prof. Göbel vorgeschlagenen Thesen die unter *B* aufgestellte unter die Reihe derer, die hier zur Discussion kommen, aufgenommen werden.

Präsident: Ich muss gegen diesen Vorschlag die vorhin bezeichneten Gründe nochmals geltend machen und möchte die Versammlung bitten, ohne weitere Discussion ihre Willensmeinung abzugeben, ob die fragliche Thesis zur Erörterung kommen soll oder nicht. Unverkennbar bezieht sich dieselbe ausdrücklich auf eine für die österreichischen Gymnasien getroffene Anordnung. Dass bei dieser Anordnung keineswegs ausschliefslich allgemeine pädagogische und wissenschaftliche Gründe in Betracht gekommen sind, sondern die Rücksicht auf die eigenthümlichen Verhältnisse der österreichischen Gymnasien ein entscheidendes Gewicht gehabt hat, ist in Aufsätzen der von mir redigierten Zeitschrift [1]) ausdrücklich dargelegt. Deshalb kann ich die fragliche Thesis nicht als geeigneten Gegenstand der Discussion betrachten für eine Versammlung, welche nur allgemein giltige wissenschaftliche und

---

1) Vgl. Zeitschr. f. d. öst. Gymn. 1854. S. 173—176.

pädagogische Gründe zur Geltung zu bringen sucht, aber nicht die eigenthümlichen Verhältnisse eines einzelnen Staates in Betracht zieht.

G. R. Brüggemann aus Berlin: Hochgeehrte Versammlung! Wir sind dem Hrn. Vorsitzenden dankbar, dass er die Versammlung in den Stand gesetzt hat, die einzelnen Thesen zu erwägen und zu einem Beschluss zu kommen. Die Gründe für und gegen sind gewiss von sehr groſser und weit gehender Bedeutung; eine Discussion über mehrere vom Hrn. Präsidenten ausgeschlossene Thesen würde uns auf ein so weites Gebiet führen, dass wir der Behandlung der Sache Eintrag thun würden. Anderseits sind wir den Herren, die die Versammlung mit Stoff versorgt haben, so viel Dank und Rücksicht schuldig, dass über jede einzelne Thesis der Wille der Versammlung vernommen werde und dass wir dann in der Reihenfolge zur Besprechung der einzelnen Gegenstände übergehen.

Der Vorsitzende richtet hiernach über jede einzelne Thesis an die Versammlung die Frage über Annahme zur Discussion oder Zurückweisung, und lässt nach Beendigung dieser Abstimmung eben so die Reihenfolge der Discussion durch die Versammlung entscheiden. Es werden auf diese Weise zur Verhandlung bestimmt: II (mit Einschluss von IV *C*), III *C*, IV *D* und *E*, VI (mit Einschluss von VII), und da die von Hrn. Hochegger aufgestellte Thesis für diese Sitzung noch nicht gedruckt vorlag, in der Abfolge: II, VI, III *C*, IV *D* und *E*.

Darauf nimmt der Vorsitzende das Wort, um die von ihm gestellte Thesis (II) zu begründen:

Discussionen über didaktische Gegenstände werden häufig sowol für die thätigen Theilnehmer an denselben als für das etwa bloſs zuhörende oder lesende Publicum dadurch ermüdend, dass zu einer Verständigung man deshalb nicht kommen kann, weil über die Gesichtspuncte selbst, von denen aus die Frage zu entscheiden ist, nicht Einigkeit und Klarheit besteht; der einzige Gewinn von derlei Discussionen ist oft nur, dass sich eben jene Unsicherheit über die Principien deutlich herausstellt. In den vorliegenden Worten hoffe ich eine solche Thesis aufgestellt zu haben, für welche die entscheidenden Principien schwerlich Gegenstand erheblicher Verschiedenheit der Ansichten sein können, so dass bei Gemeinsamkeit der Ausgangspuncte eine Annäherung an Entscheidung möglich sein wird; andererseits berührt meine Thesis mittelbar Puncte in der noch bestehenden [2]) Schulpraxis der Platonlectüre, denen ich nicht beistimmen kann. Es sei mir also erlaubt, die Gesichtspuncte, von denen die Auswahl der Schriften Platon's ausgehen muss, in Kürze darzulegen.

Zwei Gesichtspuncte scheinen mir von entscheidender Wichtigkeit zu sein. Erstens man darf nicht zur Lectüre solche Schriften Platon's wählen, die für den

---

2) Dies ist der Anlass, warum ich die bereits in der österr. Gymn.-Ztschr. 1855, S. 790 ff. von mir ausgesprochene und kurz begründete Ueberzeugung als Thesis der Versammlung vorgelegt habe.
H. Bonitz.

Gedankenkreis und die Bildungsstufe der Schüler noch nicht zugänglich sind; zweitens man hat solche Schriften Platon's zu wählen, durch welche die Hochachtung, in der Platon's Name durch Jahrtausende sich erhalten hat, wirklich in der lesenden Jugend begründet wird. Es versteht sich außerdem, dass jener Spruch von der verecundia, die der Jugend gebühre, bei der Auswahl zur Lectüre aus Platon eben so gilt, wie bei allen anderen Schriftstellern.

Erwägen wir nun weiter, was aus diesen Gesichtspuncten, über deren Giltigkeit schwerlich ein erheblicher Zweifel erhoben werden dürfte, folgt. Zunächst jener erste Grundsatz: Zugänglich und verständlich für die Bildungsstufe der Schüler in den oberen Classen müssen die Dialoge sein, die man zur Lectüre wählt. Daraus folgt, dass solche Dialoge, in denen die Platon eigenthümliche und ihn charakterisierende Lehre dargestellt ist, Dialoge, die nur durch die Einsicht in diese verständlich werden, von dem Gymnasium ausgeschlossen bleiben müssen. Ich sage: die dem Platon eigenthümliche Lehre. Es steht durch die Nachrichten des Aristoteles fest, dass das Unterscheidende der Platonischen Lehre von der Sokratischen Weise des Philosophirens darin liegt, dass für Platon die allgemeinen Begriffe eben als solche zugleich unbedingt real sind. In welche unlösbaren Schwierigkeiten, in welche Inconsequenzen eine solche Hypothese dann verwickelt, wenn von diesem Aufsteigen zu den höchsten Allgemeinbegriffen zurückgekehrt werden soll zur Erklärung des Wirklichen, kann mehr als ein Dialog Platon's genügend zeigen. Gewiss kann man es nun nicht als Aufgabe des Gymnasialunterrichtes betrachten, er solle den Versuch anstellen, dass sich die Schüler in jenen Zustand des Denkens lebhaft versetzen, in welchem das Erstaunen, die Bewunderung des logischen Allgemeinbegriffes so groſs war, dass er als solcher sogleich für ein ὄντως ὄν erklärt wurde, also der Begriff einer Zahl, δυάς, τριάς, darum, weil er Object eines bestimmten Erkennens ist, auch ein ὄν sein müsse. Dialoge also, welche nur durch die vollständige Versetzung in das Eigenthümliche der Platonischen Lehre verständlich werden, sind von der Gymnasiallectüre auszuschlieſsen. Mag es immerhin sein, dass in einem wohlgeleiteten philosophisch-propädeutischen Unterricht das Eigenthümliche der Platonischen Lehre eine Bedeutung für die Auffassung der Logik erhält; aber man kann unmöglich die Wirksamkeit eines groſsen Theiles des griechischen Unterrichtes davon abhängig machen, dass gerade ein ausgezeichneter Erfolg des philosophisch-propädeutischen Unterrichtes das Verständnis der dargebotenen Lectüre ermöglicht habe.

Anderseits soll die Lectüre Platonischer Dialoge wirklich die Achtung begründen, welche der geistigen und sittlichen Gröſse Platon's gebührt. Daraus wird für eine Auswahl zweierlei sich ergeben; erstens es können nur ganze Dialoge gelesen werden. Ein groſser Theil der eigenthümlichen Kunst Platonischer Composition liegt in dem innern Zusammenhang jedes einzelnen Dialoges, so dass dieser sich als ein wohl gegliedertes, in sich vollendetes Ganzes erkennen und auffassen lässt.

Es heifst der schriftstellerischen Bedeutung Platon's das Beste, es heifst ihr die Blüthe entreifsen, wenn man wagt, den Schülern, die Platon zuerst kennen lernen sollen, Platonische Dialoge zu zerbröckeln. Merklich anders ist das Verhältnis bei einem Geschichtschreiber; hier ist es viel eher möglich, eine einzelne Partie herauszuheben und durch blofse Erzählung des Zusammenhanges zu ergänzen; ja selbst bei der Form der Abhandlung wird der Eindruck auf den Lesenden nicht in dem Grade vom Lesen des Ganzen abhängen, wie bei jener eigenthümlichen Kunstform, welche von Niemand anderem in der Meisterschaft beherrscht ist, wie von Platon. Dialoge also, die man nicht ganz lesen kann, lese man gar nicht; es findet sich dessen, was sich unverkürzt lesen lässt, und was durch die Auffassung des Ganzen einen bedeutenden Eindruck macht, genug, um nicht ein solches Surrogat nöthig zu machen. — Zweitens ergibt sich aus diesem Grundsatze die Ausschliefsung solcher Dialoge, deren Platonischer Ursprung bestritten wird, und zwar hauptsächlich aus dem Grunde bestritten wird, weil man in diesen Dialogen die vollständige Kraft Platonischen Charakters, die Tiefe der Gedanken, die vollendete Kunst Platon's nicht erkennt oder nicht zu erkennen glaubt. Die Frage, ob die Anzweifelung berechtigt ist oder nicht, ist bei der Frage über die Auswahl eine vollkommen gleichgiltige. Es ist ganz einerlei, ob der Ion wirklich von Platon geschrieben ist oder nicht, ob Hipp. mai. unecht ist oder Hipp. min., da beide zugleich sich nicht füglich für echt halten lassen, oder ob beide unecht sind; denn was an diesen Dialogen die Gründe zu Zweifeln darbietet, das sind ja eben die Gründe, um derentwillen sie sich nicht eignen, dass der Schüler aus ihnen zuerst ein Bild Platon's bekomme; dies Bild wäre gewifs nicht das richtige. Ganz anders, wer schon Platon aus der Gesammtheit seiner übrigen Werke kennt; für diesen ist es möglich, entweder selbst in früheren Versuchen Platon wieder zu erkennen oder zu entscheiden, dass sie nicht Platon's Werk sind.

Endlich jener allgemeine Satz über die verecundia, welcher Unsittliches aus der Lectüre unbedingt auszuschliefsen befiehlt, würde bei einem Schriftsteller von solchem Adel des Geistes und Charakters, wie er Platon auszeichnet, kaum erheblich in Betracht kommen. Indess der sittliche Adel und die sittliche Reinheit auch Platon's trägt das Gepräge griechischer Anschauungsweise, und nach einer Seite hin zeigt sich eine wesentliche Differenz; eine grofse sittliche Verirrung wird manchmal nur schonend behandelt, manchmal erhält sie selbst eine Darstellung, die, so idealisirend sie auch sein mag, doch durch die Lebendigkeit der Farben und Glut der Darstellung zur Jugendlectüre sich nicht eignet. Dialoge Platon's, welche in der angedeuteten Beziehung zu Bedenken Anlass geben, sind von der Schullectüre unbedingt auszuschliefsen.

Summiren wir nun, was aus den allgemein dargelegten drei Grundsätzen sich im Einzelnen ergibt. Nach dem ersten müssen von der Gymnasiallectüre ausgeschlossen bleiben nicht blofs Theaet., Krat., Polit., Soph., Parm., Phileb., Rep.,

Tim., Legg., sondern eben so auch Phädrus, Symposion und der in den Gymnasien nach meiner Ueberzeugung zum Nachtheil des Interesses an griechischer Lectüre weit verbreitete Phädon [3]), von dem es nicht möglich ist, irgend einen Anfang des Verständnisses zu gewinnen, ohne das genaueste Eingehen in das schwierigste ja zum Theil überhaupt kaum entwirrbare Gebiet der Platonischen Philosophie. Durch den zweiten Gesichtspunct würden jene kleineren Dialoge entfernt, wie Alcibiades, Hippias I und II, Ion. Von dem dritten Gesichtspunct wäre nur etwa Gebrauch zu machen bei Dialogen wie Charmides, Lysis, Symposion, Phädrus. Die beiden letzten fallen schon aus einem andern Grunde, nämlich wegen der Schwierigkeit des Inhaltes, aufserhalb des Bereiches der Gymnasiallectüre. Dass der gleiche Grund in Wahrheit auch für den Charmides gilt, dürfte sich aus einem eigenthümlichen Vorgange in der Erklärung dieses Dialoges seit Schleiermacher erschliefsen lassen. Wenn im Charmides auf die *ἐπιστήμη ἐπιστήμης* in einer täuschenden Weise hingeführt wird, so hat eine Bemerkung Schleiermacher's über die Wichtigkeit dieses Gedankens dazu veranlasst, dass von ihm an bei allen Erklärern Platon's und Platonischer Schriften ausnahmslos dieser Gedanke als ein wichtiger Punct in der Platonischen Lehre vorkommt [4]). Zu meinem Erstaunen ist man in dieser Ansicht nicht irre geworden durch die seltsame Erscheinung, dass dieser wichtige Gedanke nicht nur in weiter keiner einzigen Stelle sonst bei Platon ausgesprochen wird, sondern überall das gerade Gegentheil, nämlich dass für *ἐπιστήμη* und *ἐπίστασθαι* ein anderer Gegenstand gar nicht denkbar sei als *ὄν*; von einem solchen sich in sich Spiegeln des Denkens ist vor der Aristotelischen Philosophie nicht die Rede. Dieser eigenthümliche Vorgang in der Erklärung des Charmides darf wohl als Symptom betrachtet werden von Schwierigkeiten, welche die Kräfte des Gymnasialschülers übersteigen. Beim Lysis wird die Zartheit des Ganzen da, wo noch eine langsamere Lectüre unvermeidlich ist, schwerlich den vollen Eindruck machen, sondern man wird mehr Anstofs nehmen an den langdauernden, wenigstens scheinbar sophistischen Erörterungen über die vielfache Bedeutung von *φίλος*, über die nicht zu voller Klarheit geführt zu werden scheint. Trotz des geringen Umfangs würde ich diese beiden Dialoge zu jenen rechnen, deren Schwierigkeit es nicht rathsam macht, sie im

---

3) Bei der mündlichen Begründung meiner Thesis vergafs ich, den Euthydemus und den Menon mit zu erwähnen, welche ich, wie schon der Wortlaut der Thesis zeigt, ebenfalls von der Schullectüre ausgeschlossen wünsche. Die Gründe gegen Euthydemus bedürfen keiner besonderen Darlegung, da dieser Dialog nicht leicht an Gymnasien gelesen wird. Menon wird allerdings manchmal an Gymnasien gelesen; doch dürfte sich meine Ueberzeugung, dass der zweite, der Platonischen Theorie des Erkennens und der Ideenlehre gewidmete Theil (c. 14—21) und der innere Zusammenhang desselben mit den übrigen Hauptgliedern des Dialogs den Schülern in der Regel nicht zu ausreichender Klarheit bringen lässt, schwerlich durch gegentheilige Erfahrungen entkräften lassen. Uebrigens hat, wie der Verlauf zeigt, keiner der Theilnehmer an der Discussion den Menon zur Sprache gebracht.

H. Bonitz.

4) Vergl. Bonitz, Platon. Studien. S. 53. Anm. 52.

Gymnasium zu lesen, obgleich diese Schwierigkeit der vorher bezeichneten nicht gleichgeordnet werden könnte.

Hiedurch kommen wir zur Beschränkung auf diejenigen Werke, die ich in meiner Thesis als allein angemessen glaubte bezeichnen zu sollen. Gegen die Lectüre der Apologie und des Kriton hat sich nie eine Stimme erhoben, es ist also auch nicht nöthig, jenes lebenswarme Bild von Sokrates ganzer Persönlichkeit oder jene Darstellung aus seinen letzten Lebenstagen zur Lectüre zu empfehlen. Es zeigt sich immer, dass diese Schriften, aufmerksam gelesen, ihres Eindruckes auf die Jugend nicht verfehlen. Protagoras ist durch seinen Inhalt den Schülern vollkommen zugänglich; es findet sich im Prot. schlechterdings keine Erörterung, die einen philosophischen oder philosophisch-historischen Unterricht als vorausgegangen erforderte. Die Discussionen bringen die gewöhnliche Unbestimmtheit und Unklarheit in der Auffassung allgemein üblicher Begriffe aus dem sittlichen Gebiete zur Evidenz. Die Schüler der Stufe, auf welcher Platonische Dialoge zur Lectüre kommen, können sich hieran wohl spiegeln; denn denjenigen Schlingen, in welche der Mitunterredner des Sokrates verfällt, würden sie alle, oder doch fast alle, ebenfalls verfallen. Und während nichts im Protagoras die Bildungsstufe der Schüler übersteigt, ist es leicht möglich, das Interesse während der Lectüre des gesammten lebensfrischen Dialogs zu bewahren, wenn man zu rechter Zeit die scharfe Gliederung des Ganzen bemerklich macht. — Das Gleiche gilt von dem Inhalte und Gange des Gorgias. In einer einzigen Partie könnte man eine erheblichere Schwierigkeit finden, in jener nämlich, wo durch die begriffliche Unterscheidung von ἡδύ und ἀγαθόν die wissenschaftliche Grundlegung zu den weiteren Folgerungen gewonnen wird. Indessen auch diese schwindet, sobald man sich aus dem Zusammenhange überzeugt, dass Platon hier ἡδύ in der speciellen Bedeutung des 'Begehrten' gebraucht. Der Gorgias ist nicht schwieriger als Protagoras, sondern nur umfangreicher, und daraus ergibt sich allerdings als Bedingung seiner Wahl zur Lectüre, dass schon eine gröſsere Leichtigkeit des Lesens erworben und hinlängliche Zeit verwendbar sei.

Diese Dialoge haben das Empfehlenswerthe, dass man aus ihnen einen wirklichen Eindruck des Platonischen Charakters erhält. Jeder derselben führt uns zugleich durch Darlegung der Sophistik, Kritik der Rhetorik, Kritik der Politik jener Zeit, zu den cultur-historisch wichtigsten Erscheinungen jener Periode, und dies in einer Weise, dass man zwar auch nicht vor Schülern genöthigt sein wird, alles, was Platon sagt, als unbedingten Ausdruck der Wahrheit hinzustellen, aber alles wohl darlegen kann als Ausdruck eines sittlich edlen Geistes, der die Erscheinungen seiner Zeit strenge richtet.

Lesbar sind allerdings Euthyphron und Menexenus; aber der Menexenus gehört seinem gröſseren Theile nach einer Literaturgattung an, die man nicht durch die Lectüre Platonischer Schriften vertreten sehen will, sondern für welche andere

Lectüre vorhanden ist; und bei Euthyphron ist das Missliche, dass über einen äusserst wichtigen Begriff, den der Frömmigkeit, Zweifel und Collisionsfälle vorgebracht werden, ohne dass sich aus dem Ganzen ein hinlänglich deutlich bezeichneter Weg der Lösung ergeben will. Zwar ist im Euthyphron ein Weg der Lösung vorhanden, aber er ist bei weitem nicht in der Klarheit bezeichnet, wie in dem zur Schullectüre von mir empfohlenen, vorher nicht weiter charakterisierten Laches. Soll aber ein Dialog von den Schülern mit Interesse gelesen werden, so muss es ihren eigenen Kräften möglich sein, aus den zerstreuten Fäden ein Gewebe wirklich zu gestalten; ist es nöthig, dass der Lehrer ihnen erst dieses Kunststück vormache, wie die Lösung eines Räthsels, auf welche Niemand von selbst verfallen wäre, so ist damit nicht mehr erreicht, als durch ein Spiel des Scharfsinnes und des Witzes, das im Augenblick des Zuhörens interessirt, und dann vergessen wird; dergleichen gehört nicht in die Schule.

Aus den zahlreichen Dialogen Platon's, zu deren Lectüre zu gewinnen mir viel wünschenswerther ist, als davon abzuhalten, kann ich demnach zur Schullectüre doch nur jene fünf geeignet, und die anderen beiden zulässig, aber nicht empfehlenswerth finden; ich habe mich in ausdrücklichen Gegensatz gestellt gegen Phädon. Die Vorliebe für Phädon als Schullectüre ist eine unleugbare Thatsache; man sehe buchhändlerische Ausweise nach, welche Hefte von commentierten Ausgaben und leider noch mehr, welche Bändchen jener beliebten Verbindung des Textes mit der Uebersetzung die meisten Auflagen erlebt haben, so wird man finden, dass an Gymnasien vorzugsweise häufig Phädon gelesen wird. Man wird aus der letzten Thatsache zugleich sehen, wie er gelesen wird; denn am verbreitetsten sind Verbindungen von Text und Uebersetzung. Diese grofse Zuneigung haben dem Phädon zwei Umstände erworben. Der eine verdient die vollste Anerkennung, nämlich am Anfang und Schluss des Phädon finden sich über das Lebensende des Sokrates Erzählungen von einer erhabenen Weihe; diese wünscht man in die Lectüre einzuführen. Diese Stellen sind jedoch von so geringem Umfang, übrigens solcher Leichtigkeit, dass es zu verwundern wäre, wenn man sie nicht lieber in die Chrestomathien aufnehmen sollte, die vor dem Lesen eines zusammenhängenden Schriftstellers doch einmal unentbehrlich sind. Zweitens ist der im Phädon behandelte Gegenstand unverkennbar ein Anlass seiner Bevorzugung für die Schullectüre; die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele gibt Berührungspuncte mit dem Inhalte des christlichen Glaubens. Aber gerade dieses Moment sollte vielmehr zu ernstlichen Erwägungen und Bedenken Anlass geben. Einmal ist es nicht richtig, dass im Phädon von der Unsterblichkeit der Seele gehandelt werde, sondern von deren Ewigkeit; dass die wesentliche Verschiedenheit dieser Platonischen Lehre von der christlichen gewöhnlich verwischt wird, ist der Einsicht nach beiden Seiten hin nicht förderlich. Ferner Platon's Beweise für seine Lehre beruhen ausschliefslich auf der Annahme der Ideen, und werden, ohne diese Voraussetzung, zu einem blofsen Gerede, das

kaum auf Wahrscheinlichkeit Anspruch hätte. So wenig wie die irrige Identification jener Platonischen Lehre mit der christlichen zu billigen ist, so wenig dürfte es empfehlenswerth sein, auch nur zu dem Scheine Anlass zu geben, als ob diese Lehre mit der Annahme der Platonischen Ideen in irgend einem Zusammenhange stehe. Das zweite also von den Momenten, welche dem Phädon diese Verbreitung in der Schule verschafft haben, hätte vielmehr zu Bedenken Anlass geben sollen. Aber abgesehen hiervon ist Phädon durch den früher bezeichneten Gesichtspunct der Schwierigkeit von der Schullectüre ausgeschlossen. Denn es ist nicht nur alles, was in ihm überhaupt Beweiskraft hat, auf die Ideenlehre basirt, sondern es kommen noch speciell darin Discussionen vor, und zwar in ganz untrennbarer Verbindung mit dem übrigen, über die misslichste Partie der Ideenlehre, die Relationsbegriffe, das Gröfsere, das Kleinere etc., Erörterungen, über die sehr viel Scharfsinniges bereits geschrieben, aber wie mir scheint Klarheit noch nicht erreicht, vielleicht auch nicht erreichbar ist. Einen Dialog nun, in dem solche Erörterungen einen untrennbaren Theil bilden, zur Lectüre den Schülern geben, soll das heifsen, man will diesen Theil herausreifsen, obgleich er für Platon nothwendig war, oder will man ihn unverstanden lassen, und entweder Langeweile hervorrufen oder die Meinung, er sei verstanden? Zu solch halbem Wissen darf der nicht rathen, der den Platonischen und Sokratischen Charakter achtet. Deshalb wünschte ich den Phädon nicht auf den Lectionsverzeichnissen der Gymnasien zu sehen, denn ich bin jedesmal besorgt, dass der Lehrer das eigene Interesse an dem Gegenstande verwechselt mit dem Interesse, das er in Schülern wecken soll; höre man doch, in welcher Weise an die Lectüre solcher Dialoge in späteren Jahren zurückgedacht wird.

Dies die Gründe meiner Auswahl; es würde mir erwünscht sein, wenn gerade zur Vertheidigung des Phädon, da hierin meine Ansicht einer verbreiteten Praxis entgegentritt, die etwa vorhandenen Gründe geltend gemacht würden.

Prof. Dr. Beer aus Wien: M. Hrn.! Ich bin praktischer Arzt, allein aus ganz besonderer Liebe für's Griechische habe ich mir erlaubt der Discussion beizuwohnen. Vollkommen einverstanden mit dem, was in Betreff der verecundia bemerkt ist, glaube ich bezüglich der Thesis selbst unterscheiden zu müssen, welchen Zweck man mit der Lectüre Platon's verbindet. Wenn es sich darum handelt, der Jugend ein klares Bild der philosophischen Ansicht Platon's beizubringen, und man sie dazu für reif hält, so dürfte die Lectüre der vorgeschlagenen Dialoge nicht hinreichen. Wenn man dagegen das Sprachliche und Formelle des Platon der Jugend an's Herz legen will, bin ich vollkommen einverstanden, dass diese Dialoge hinreichen, der Jugend einen klaren Begriff von der Lebendigkeit Platonischer Sprache und Rundung seiner Form zu geben. Allein es gibt ja auch einen dritten Zweck, und nach meiner Ueberzeugung einen Zweck, den man sehr im Auge behalten muss, nämlich es handelt sich ja auch darum, dass man die Jünglinge auch auf das Sachliche, nicht Philosophische aufmerksam mache, was sie für ihren künftigen Beruf aus

Platon benützen können. Für angehende Aerzte, denke ich, dürften einzelne Fragmente aus Timäus sehr nützlich werden; für den, der sich den Rechten widmet, glaube ich, dass ganze Capitel aus den Legg., der Rep. wichtig sind; eben so kommen in dieser einzelne selbst für Aerzte wichtige Stellen vor, die auf die Gymnastik der Griechen helles Licht werfen, und ich glaube, dass solche Stellen für die, welche sich diesem Fache widmen, von grofser Wichtigkeit sind. Die von dem Hrn. Vorsitzenden bezeichneten Schriften mögen vollkommen hinreichen, um von der Sprache und den formellen Gesichtspuncten Platon's der Jugend einen Begriff zu geben, aber nicht einverstanden bin ich, dass keine mehr für geeignet zur Schullectüre erklärt wurde; denn es wäre wünschenswerth, dass reiferen Jünglingen auch aus Legg. und Rep. jene Sachen an's Herz gelegt werden, die für ihren künftigen Beruf von grofsem Einfluss sind. Uebrigens muss ich mich genau anschliefsen an die vom Hrn. Präs. ausgesprochene Ansicht rücksichtlich des Phädon, weil ich als ehemaliger Erzieher erfahren habe, dass man diesen sehr leicht misverstehen kann.

Prof. Schmalfeld aus Eisleben: M. Hrn.! Ich glaube, es wird namentlich für Schulmänner nicht ganz uninteressant sein, wenn sie Erfahrungen hören, wie sie einer gemacht hat, der vielleicht nicht die ausgezeichnetsten Schüler zu unterrichten hatte, aber doch solche, die sich dann als wissenschaftlich thätige Männer erwiesen haben. Was meine Erfahrungen von den von Hrn. Prof. Bonitz verlangten Dialogen betrifft, so muss ich beistimmen, muss aber erklären, dass Gorgias nicht für alle Schüler passe. Was den Phädon betrifft, so sind meine Erfahrungen diese: Ich habe zweimal versucht, den Phädon zu lesen, ein paar Schüler schienen gefolgt zu sein; als ich fertig war, liefs ich den ganzen Gang des Dialoges angeben, was habe ich nun gehört? Nur meine eigenen Worte, gewiss zum deutlichen Beweise, dass diese Primaner nichts verstanden, sondern blofs receptiv sich verhalten hatten. Ich glaube dieser aus der Erfahrung geschöpfte Satz möchte wohl verdienen, hier ausgesprochen zu werden, um der Thesis des Hrn. Prof. Bonitz noch die Bestätigung der Erfahrung hinzufügen. Was den zweiten Vorschlag angeht, bruchstückweise auch aus anderen Dialogen etwas zu lesen, um künftigen Medicinern zu dienen, so ist erstlich zu sagen, dass das Gymnasium überhaupt nicht dazu da ist, um für bestimmte Berufsfächer eine bestimmte Vorbildung zu geben; zweitens aber, alles, was bruchstückweise gelehrt wird, das ist meine Erfahrung, bleibt Bruchstück, und am Ende nicht einmal das, es bleibt davon gar nichts übrig.

Dir. Benecke aus Elbing. Indem ich mich einverstanden erkläre mit der Ansicht des Hrn. Thesenstellers über die Auswahl der Dialoge, die für die Schule lesenswerth sind, eben so auch über die Gründe der Verwerfung der übrigen, glaube ich dagegen, dass sich im allgemeinen nicht feststellen lasse, ob man den einen oder den anderen lesen könne oder nicht. Es kommen subjective Gründe in Betracht. Wenn man eine kleinere Prima hat, so tritt in verschiedenen Jahrgängen ein sehr grofser Wechsel ein; man wird mit einem Jahrgang einen Dialog lesen können, mit

einem anderen nicht. Was insbesondere den Phädon betrifft, möchte ich auch eine Erfahrung mittheilen, die nicht in Uebereinstimmung steht mit dem, was Hr. Prof. Bonitz sowohl als der geehrte Hr. Vorredner darüber gesagt haben. Ich glaube, dass, wenn man Platonische Dialoge liest, nicht die Frage sein kann, zu welchem Zwecke man sie liest — sie müssen natürlich gelesen werden, um sie zum Verständnis zu bringen. Wenn dies geschehen soll, ist es unumgänglich nöthig, auf den philosophischen Inhalt einzugehen. Ich habe mich, obgleich ich ähnliche Verwerfungen wie die des Hrn. Prof. Bonitz öfter gehört habe, und aus der eigenen Schulzeit mich erinnerte, ihn nicht mit sonderlicher Erbauung gelesen zu haben, nicht abhalten lassen, eine Probe zu machen, und habe gefunden, dass die Schüler wohl Interesse für die Sache haben. Die Frage, die der Phädon behandelt, interessirt die Schüler für sich, und dies ist vielleicht auch mit der Grund, weshalb der Phädon zur Schullectüre besonders verwendet wird. Ich habe mich bemüht den Gedankengang und Zusammenhang fortwährend zur Klarheit zu bringen und die Untersuchungen nicht erst am Ende zusammenfassen, sondern von Stunde zu Stunde darzulegen und festzuhalten, und habe gefunden, dass die Schüler mit stetem Interesse gefolgt sind, und dass auch, wenn man von Schülern nicht mehr verlangt als sie leisten können, also wenn man kein vollständiges Verständnis Platon's von ihnen verlangt, die Schwierigkeiten zu heben sind. Ich habe selbst den Beweis zu geben gesucht, dass die Schüler wohl im Stande seien, den ganzen Phädon im Zusammenhang zu recapituliren. Freilich muss ich bemerken, dass ich nicht blofs dabei stehen geblieben bin, die Beweise, welche Platon für die Ewigkeit der Seele gibt, zum Verständnis zu bringen, sondern ich habe mich eingelassen, diese Beweise zu prüfen, wie ich glaube, dass dieses stets geschehen muss, ich habe nicht gesehen, dass die Hochachtung vor Platon wäre beeinträchtigt worden, weil, wenn die Schüler zur Kenntnis gelangen, dass die Beweise Platon's unzureichend sind, sie auch zu der Kenntnis kommen, dass überhaupt diese Frage nicht Gegenstand eines philosophischen Wissens, sondern des religiösen Glaubens ist. Ich habe nicht gesehen, dass die Hochachtung vor Platon wäre verkümmert worden, weil dieser Dialog, wie manche andere stets als Kunstwerk den Schülern achtbar bleiben wird, und weil die Jugendfrische, mit der Platon an die Untersuchung der philosophischen Probleme geht, besonders geeignet scheint, das philosophische Interesse auf eine der Jugend angemessene Weise zu erwecken.

G. R. Wiese aus Berlin. Der Lectüre Platon's begegnet bei den Schülern gewöhnlich ein sehr grofses Interesse. Der Name 'Platonische Ideenwelt,' diese Bezeichnung, wobei Idee sehr leicht mit Ideal verwechselt wird; bereitet in der Jugend Erwartungen vor, als ob sie in ein Heiligthum höherer Erkenntnis eingeführt würden. Man kann nicht sagen, dass dieser Erwartung ein Ertrag der Lectüre verhältnismäfsig entspricht. Das wird wohl allgemeine Erfahrung sein. Sie hat verschiedene Gründe; vorweg den, dass sehr häufig die Schüler für die Lectüre Platon's

nach ihrer speciellen Kenntnis nicht reif genug sind. Den Platon zu lesen, müssen die elementaren Vorbedingungen alle vorhanden sein. Aber ich glaube, es rührt auch noch von einem anderen Grunde her. Dass man sich bestimmte Zwecke setzen sollte bei der Lectüre eines solchen Schriftstellers, braucht nicht erst bewiesen zu werden, aber sie müssen recht deutlich erfasst werden. Sie können sehr verschieden sein. Platon soll den Schülern die Art des wahren Philosophirens zeigen im Gegensatz zu der Afterphilosophie der Sophisten. Der Hr. Vorsitzende hat diesen Gesichtspunct ganz wahr berücksichtigt, wenn er Prot., Gorg., Lach. nennt, — ich würde übrigens kein Bedenken tragen, den Hipp. min. hinzuzufügen. Eine Beschränkung muss überall, so auch nach diesem Gesichtspunct auf Schulen eintreten, man wird den Kratylus und Sophistes nicht lesen. Gewiss kommt es sehr auf die Generation der Schüler an; man kann Talenten füglich zumuthen, auch schwerere Dialoge durchzugehen, aber die sind selten und es gilt für einen Fehler, nur mit den talentvollen Schülern sich zu beschäftigen. Die Lehrer sind freilich dazu geneigt, aber 'den Armen wird das Evangelium gepredigt'; man soll die Beschränkung sich auferlegen, sich immer mit der gröſseren Mehrzahl, welches die Mittelmäſsigen sein werden, zu beschäftigen. Ein anderer Gesichtspunct ist, dass die jungen Leute Respect vor der Philosophie und Interesse an philosophischen Dingen empfangen. Das kann die Schule in ihnen erregen — Philosophie selbst zu lehren, dazu ist die Schule nicht der Ort — dazu sage ich, können diese Dialoge vortrefflich dienen. Es gibt aber noch einen anderen Gesichtspunct. Bekanntlich tritt Platon mit seiner Person ganz zurück, sondern gibt alle Ehre seinem Lehrer Sokrates, dessen Verherrlichung, wie es scheint, eines der Hauptziele ist, die er mit seiner ganzen Thätigkeit anstrebt. Sie wissen, meine Herren, dass eine der wichtigsten Fragen die ist, ob die Tugend lehrbar ist. Kein einziger Dialog bringt sie zum Abschluss, die Discussion schlieſst oft mit einem *non liquet*. In der Rep. kommt sehr deutlich eine Lösung dieses Problemes vor: die Tugend ist nicht lehrbar wie eine Wissenschaft, die Tugend ist nur lehrbar durch Tugend, wenn sie persönlich erscheint und durch die hinreiſsende Gewalt des persönlichen Lebens Liebe und dadurch den Trieb, dieselbe Bahn zu wandeln, sich eben so der Wahrheit und ihrer Erforschung hinzugeben, in der empfänglichen Seele erweckt, und dabei zeigt er deutlich auf den hin, den er eben zum Mittelpunct seiner philosophischen Erörterungen macht. Dieses ist ihm eine solche persönlich gewordene Erscheinung der Tugend, die persönlich gewordene Tugend. Aus solchen Gründen ist es auſserordentlich wichtig, die Dialoge darnach zu wählen, dass der Jugend, die so viele Empfänglichkeit für alles Persönliche hat, 'ein recht lebensvolles Bild von Sokrates gegeben wird. Dazu reichen die kleineren Dialoge gar nicht aus, die können eher etwas Ermüdendes haben. Ich glaube daher es ist nöthig, neben ganzen Dialogen auch ausgewählte Stücke zu lesen. Ich weiſs, was sich gegen Chrestomathien sagen lässt und bin kein Freund davon, sie bis in die oberen Classen fortzusetzen; wenn aber gesagt

wurde, die Stellen des Phädon über Sokrates sollten in den unteren Stufen gelesen werden, so scheint mir dieses verfrüht, dazu ist der Gegenstand viel zu wichtig, um ihn *in usum tironum* zu verwenden, sondern was sonst gelehrte Einleitungen thun, die in der That oft übel angebracht sind, wäre da an der Stelle, wenn ein lebendiges Bild einer solchen Persönlichkeit erzeugt werden soll. Dass ein Auszug aus solchen Dialogen, wie Phädon, der Sache Eintrag thue, kann ich nicht denken. Ich erinnere an das Buch von Ritter und Preller, das mit grofsem Nutzen auf Gymnasien gebraucht worden ist; das sind auch Auszüge, wo die Probestücke zuletzt ein ganzes Bild geben. Es kommt übrigens auch da auf das Geschick des Lehrers an. Es sollte der Anfang und Schluss aus Phädon herausgenommen werden, ich würde sogar kein Bedenken tragen, darein Züge aus dem Symposion einzuweben, damit es recht lebendig würde; dass beide Dialoge als ganze allerdings keineswegs sich zur Lectüre eignen, hierin bin ich vollständig mit Hrn. Prof. Bonitz einverstanden. Es ist bei Phädon häufig eine gewisse Täuschung; die Schüler lieben es, mit Sachen, die über ihren Horizont gehen, beschäftigt zu werden, und es ist nicht ohne weiters zu verwerfen, man zeigt die Schwierigkeit und reizt sie sich zu ihrer Ueberwindung würdig zu machen durch vermehrte Anstrengung. Aber ich habe nicht im Sinne, Bonitzens Gründe zu widerlegen, der Phädon eignet sich nicht für die Schule. Meine Meinung also ist, dass diese Dialoge für die Schule hinreichen. Der Ion ist so fein und für das jugendliche Gemüth durchaus nicht unangemessen, dass ich ihn nicht entfernen möchte. Man muss doch dem Lehrer Concessionen für seine persönlichen Neigungen machen, insofern sie mit der Hauptaufgabe der Schule nicht im Widerspruch stehen. Dann aber solche Partien, in denen die Persönlichkeit des Sokrates klar heraustritt, wobei ich Stellen aus Phädon und einigen anderen Dialogen Aufnahme wünschte.

Prof. Hochegger aus Pavia: Gegen das vom Hrn. Vorredner Gesagte erlaube ich mir in Bezug auf die Chrestomathie folgendes zu bemerken: Erstens glaube ich, dass ein vollständiges Bild des Sokrates aus solchen Bruchstücken sich unmöglich wird zusammensetzen lassen, die Bruchstücke werden immer nur zu kenntlich sein und die Fäden der Verbindung nicht leicht auffindbar. Zweitens können alle Puncte, die Platon über das Leben des Sokrates vorbringt, nur insofern in ihrer wahren Bedeutung gefasst werden, als sie in Bezug genommen werden zu dem genauen Gedankengang der Dialoge selbst; herausgerissen aus ihrem ursprünglichen Zusammenhang werden sie in ihrer Bedeutung beeinträchtigt; daher kann ich dem Vorschlage einer solchen Chrestomathie nicht beistimmen, und glaube, wenn man den Schülern eine Idee von Platonischer Philosophie, nicht ein philosophisches System geben will, dass wirklich die Beschränkung auf jene fünf Dialoge zweckmäfsig ist.

G. R. Brüggemann aus Berlin: Die erfreuliche Theilnahme an der Discussion dieser Thesis zeigt, dass wir auf einem sehr interessanten Gebiete des prakti-

schen Schullebens uns befinden. Platon ist sprachlich und inhaltlich zu bedeutend, als dass nicht jedes Gymnasium die Aufgabe hätte, seine Schüler einen Blick in ihn thun zu lassen. Mit den zwei Grundsätzen, die der Hr. Präsident ausgesprochen, erkläre ich mich einverstanden, ferner dass alle Dialoge auszuscheiden sind, welche die verecundia in unserem Sinne verletzen. Nicht zugänglich sind daher für unsere Schulen Phädr. Symp., eben so unzweifelhaft ist es, dass keine gelesen werden können, die in den Mittelpunct Platonischer Hauptprincipien führen. Es wird keinem verständigen Schulmann einfallen, Parm. Soph. Theaet. zu lesen. Diejenigen Dialoge, die unzweifelhaft zunächst als anwendbar zu betrachten sind, hat der Hr. Präsident nach seiner tiefen Kenntnis des Platon als zweckmäfsigste bezeichnet, Apol. Krit., er hat den Euthyphron als zulässig bezeichnet; für den möchte ich auch das Wort reden. Ich theile die Bedenken vollständig. Wir wissen ja alle, dass Euthyphron mit dem Begriffe der Frömmigkeit sich beschäftigt und schliefst ohne die Merkmale derselben anzugeben; aber der ganze formale Gang des Dialoges ist so leicht und fasslich und ein so prägnantes Bild der Sokratischen Disputirmethode, dass er formell sich ganz trefflich eignet; freilich müssen die Lücken ausgefüllt werden, das *ὅσιον* muss zum Verständnis kommen. Ich scheue aber nicht, je mehr die formale Gewalt und die ideale des Alterthums den Schülern Hochachtung einflöfst, den Blick auf das Christenthum zu lenken, und dazu bietet dieser Dialog die Anhaltspuncte, um zu zeigen, dass wir, wenn es sich um Feststellung dieses Begriffs handelt, andere Mittel haben, diesen zu bestimmen und in seiner Tiefe aufzufassen. Ich halte für ganz geeignet, mit Kriton den Euthyphron zu verbinden, damit die Gesichtspuncte hervorgehoben werden, die in den ganzen Gang des Sokratischen Lebens den Schülern den Zugang eröffnen. Prot. und Gorg. sind als zur Lectüre geeignet bezeichnet worden. Ich stimme bei, was das Verständnis betrifft, spreche aber bei Prot. aus wiederholten Erfahrungen. Mit dem gröfsten Interesse treten die Schüler ein in das Haus des Kallias, und das *πρόσωπον τηλαυγές*, mit dem es eröffnet wird, fesselt die Jünglinge; auch die Interpretation des bekannten Gedichtes erhöht ihre Aufmerksamkeit, aber sie sinkt bei der eigentlichen dialektischen Partie, obgleich der Inhalt vollständig zugänglich ist. Ich will mich damit nicht gegen die Lectüre des Prot. erklären, sondern habe nur andeuten wollen, was bei dem, was ich über Phädon sagen möchte, in den Vordergrund tritt. Phädon habe ich wiederholt mit Schülern gelesen, aber ich scheue mich nicht, das Bekenntnis auszusprechen, dass ich nie zufrieden gewesen bin. Es fehlte nicht an Theilnahme, nicht an Aufmerksamkeit, aber die Schwierigkeiten sind zu grofs, als dass man selbst geförderte Primaner in das volle Verständnis des Gedankenkreises einführen könnte. Macht Jemand, m. Hrn., von Ihnen den Versuch, so wird er ganz andere Primaner vor sich zu haben glauben, sobald die letzten Momente von Sokrates Tod eintreten. Nach diesen Erfahrungen kann auch ich mich nicht für Phädon aussprechen. Wenn er demungeachtet so häufig gelesen wird, so hat der Hr. Prä-

sident das Hauptmotiv mit Recht hervorgehoben: unsere eigene Theilnahme, die Freude des Erklärens, lassen uns auch die Theilnahme des Schülers erwarten. Wäre der mittlere Theil zum Verständnis zu bringen, so würde ich bezüglich der Ewigkeit der Seele eben so wenig Scheu tragen, wie bei Euthyphron, auch diesen Punct den Schülern zum Bewusstsein zu bringen, damit sie lernen, welch wahrheitsvollen Inhalt sie am Christenthum haben und mit welchem Resultate dieses dem Alterthume gegenüber dasteht. Uebrigens ist die Schulzeit so eng auch bei zweijährigem Cursus der Prima, dass, wenn die Dialoge Krit., Euth., Ap., Prot. gelesen werden, vollständig der Kreis erschöpft ist, und sind diese verstanden, jeder Schüler mit Vergnügen aus der Schule scheidet, um nun in den Hallen der Wissenschaft die Platonischen Studien fortzusetzen; und diese Liebe zu erwecken, dazu reichen jene Dialoge hin, und das bleibt unsere Aufgabe. (Allgemeiner Beifall.)

Prof. Schenkl aus Innsbruck: Wenn nach dem, was bereits gesagt worden ist, wir die Ansichten summiren, und eine eigene Ansicht dazu fügen, so ist es die, dass sich die Lectüre Platon's auf die bezeichneten Dialoge beschränken muss. Jedoch möchte ich dabei aufmerksam machen, dass Euthyphron, wie der Hr. Vorredner bemerkt hat, von grofser Bedeutung für die Lectüre ist. Im Euthyphron ist der entscheidende Bruch mit dem Heidenthum geschehen, an vielen Stellen ist eine Bresche in dasselbe geschossen, so dass eine Kluft geöffnet ist, die nimmer geschlossen werden kann. Wenn er nicht so formvollendet ist, wie der Laches — im Ganzen kam er mir etwas roher vor — wenn auch ein positives Resultat, wie im Laches, sich nicht erkennen lässt, so sind doch einzelne Züge gegeben. Den Menexenus möchte ich nicht anempfehlen; er ist sehr kalt und die Sprache gegenüber Isokrates ungerundet; dabei bleibt noch die grofse chronologische Schwierigkeit. Unbedingt möchte ich den Phädon nicht ausgeschlossen sehen. An unseren Gymnasien freilich fällt er weg; mit fünf griechischen Lehrstunden ist es unmöglich bis zum Verständnis desselben zu führen; hingegen an auswärtigen Gymnasien, wo die Stundenzahl für das Griechische gröfser, an kleineren Gymnasien eine geringere Schülerzahl ist, da möchte ich ihn nicht wegfallen lassen. Es ist richtig bemerkt worden, dass für das Christliche wir eine Brücke haben müssen, und es gilt ganz gewiss, dass im Gegensatz zu den übrigen Philosophemen er ein ganz erfreuliches Gegenbild bildet; wenigstens ist das Fortleben der Seele ausgesprochen und schliefst sich an den Gedanken einer Belohnung und Bestrafung. Das ist etwas, was ihn im ganzen Alterthum einzig hinstellt; daher ich ihn nicht ausgeschlossen, aber die Schwierigkeiten wohl in's Auge gefasst wünsche.

Präsident: Es sei mir erlaubt, da Niemand weiter das Wort begehrt hat, auf einige Puncte kurz zu entgegnen, namentlich solche, wo meine Aeufserungen eine andere Auffassung erfahren haben. Was ich über das Verhältnis zum christlichen Glauben und über Mangelhaftigkeit des Inhaltes zu Phädon und Euthyphron bemerkte, ist von einem der geehrten Hrn. Vorredner gegen meine Absicht aufge-

fasst worden. Nicht weil der Inhalt des Phädon mangelhaft und ungenügend ist im Vergleich mit dem des christlichen Glaubens, nicht in diesem Sinne, sondern weil gar leicht der Schein einer viel näheren Verwandtschaft entsteht, als sie wirklich vorhanden ist, dieses ist der Grund gewesen, warum ich abgesehen von der philosophischen Schwierigkeit und, wie ich trotz der die Haupthindernisse nicht treffenden Entgegnungen noch überzeugt bin, von der philosophischen Unausführbarkeit der Lectüre Bedenken hegte. Aehnlich beim Euthyphron; nicht weil die Auffassung des θεοφιλές und ὅσιον etwas Ungenügendes ist — denn das wäre nur der Einwand, der die classische Literatur überhaupt, Platon aber am wenigsten träfe — sondern weil die Form des Dialoges es viel weniger möglich macht, dass der Schüler aus eigener Kraft ihn verstehe, vielmehr die Nothwendigkeit gegeben ist, dass der Lehrer ihn auf jedem Schritt leite und an der Hand führe, dieses ist es, weshalb ich ihn zwar nicht ausschliefse, aber minder empfehlenswerth finde; nicht das unchristliche, d. h. der Mangel, gegenüber der Fülle des christlichen Glaubens, sondern der leicht täuschende Schein einer gröfseren Aehnlichkeit als sie wirklich besteht, war es, worauf ich Gewicht legte und die Aufmerksamkeit glaubte lenken zu sollen. — Ueber Hipp., Ion u. ä. und über die gewünschte gröfsere Freiheit in der Wahl besteht mit einem anderen Hrn. Vorredner gewiss kaum eine eigentliche Meinungsverschiedenheit; denn wenn man mit den Schülern mehr lesen kann, so ist es ja nicht ausgeschlossen, dass, nachdem schon die richtigen Grundzüge für ein Bild Platon's gewonnen sind, auch manches aufgetragen werde von geringerer Bedeutung. Ich gehe aber von der Voraussetzung aus, dass für mehr als zwei kleinere oder einen gröfseren und einen kleineren Dialog, höchstens zwei kleinere und einen gröfseren die der öffentlichen Schullectüre gewidmete Zeit nicht ausreicht. Unter der Voraussetzung solcher Beschränkung findet gewiss der Grundsatz Anwendung, dass für die Schule das Beste eben gut genug ist. Diesem Grundsatz gegenüber muss auch eine Neigung des Lehrers zu einem oder dem anderen Dialog nachstehen. Es gibt andere Mittel, seinem Interesse für Hipp. oder Ion zu genügen, als dass man durch ihn die Schüler in Platon einzuführen sucht. Mein Bedenken gegen solche Dialoge gründet sich also auf die Finanzen der Schulzeit, welche gebieten, dass man immer das Nothwendige vor dem vielleicht Angenehmen thue. — Was endlich Chrestomathien über das Leben des Sokrates betrifft (Unterbrechung durch die Frage eines bei der früheren Debatte nicht anwesenden Mitgliedes über die Zulassung des Menexenus), so gestehe ich ganz unverholen, dass ich mich nicht in der Lage befinde, darüber mit ja oder nein ganz bestimmt zu antworten; denn ob eine solche Zusammenfassung etwas Erhebliches zu leisten vermag, wird sich nur aus einem gemachten Versuch ersehen lassen. Die Schwierigkeiten eines solchen Versuches liegen nicht blofs darin, dass man Bruchstücke an einander zu reihen unternimmt, sondern dass man es auch innerhalb dieser Bruchstücke mit sehr verschiedenen Graden der Entfernung Platonischer Darstellung von der historischen Objectivität zu thun hat. Das Beispiel, das

der Hr. Vorredner gleichsam als einen bereits gemachten Versuch erwähnte, nämlich Ritter-Preller, würde mir nach dieser Seite hin nicht überzeugend sein. Ich brauche nicht zu sagen, wie hoch ich dieses Buch schätze als Hilfsmittel für Jemand, der in der Geschichte der älteren griechischen Philosophie für die Philosophen, deren Schriften wir nicht mehr haben, die Hauptstellen beisammen zu haben wünscht; für die Schriften von Platon und Aristoteles habe ich über dieses Buch gleich nach seinem Erscheinen dargelegt, dass es schwerlich eine Auswahl getroffen hat, die zu einer einigermafsen bestimmten Auffassung dieser Philosophen führen könnte. Da also dieses Beispiel mir nicht ausreicht, so wage ich nicht, früher über diesen Vorschlag zu urtheilen, als ein Versuch seiner Ausführung vorliegt [5]), könnte aber auch, wenn derselbe gelänge, diese Lectüre kaum zur eigentlichen Lectüre Platon's rechnen, und halte die Frage darüber als nebensächlich im Vergleich zu der behandelten Hauptfrage, in der sich mehr Einverständnis als Gegensatz scheint gefunden zu haben.

Auf die Frage des Vorsitzenden erklärt sich die Versammlung dahin, dass der Gegenstand der Thesis IV *C* durch die in der Discussion dahin zielenden Bemerkungen als bereits behandelt zu betrachten sei, und dass in der folgenden Sitzung sogleich die Thesis des Hrn. Prof. Hochegger zur Besprechung kommen solle.

Schluss der Sitzung 2½ Uhr.

Zweite Sitzung 27. September. Präsident: **Prof. Bonitz.**

Anfang der Sitzung: 12 Uhr.

Der Vorsitzende theilt mit, dass eine Reihe gedruckter Thesen, erst jetzt eingereicht von Dr. Georgens und Deinhardt, Vertretern der Heilpflege- und Erziehungsanstalt im Schlosse Liesing bei Wien, an die Mitglieder der Versammlung vertheilt sei, und bemerkt, dass der umfassende Stoff der bereits zur Discussion angenommenen Thesen eine Behandlung derselben nicht wahrscheinlich mache, und dass die Herren Thesensteller den Gegenstand demnächst in einer besonderen Schrift entwickeln werden. Hierauf erhält Prof. Hochegger das Wort zur Begründung seiner Thesis.

---

5) Zu der Apologie und zum Kriton pflegt und muss eine Einleitung gegeben werden, welche von der Person und dem Leben des Sokrates in mehr oder weniger Ausführlichkeit ein Bild zu geben sucht. Vielleicht liefse sich der vom Hrn. Geh. R. Wiese ausgesprochene Wunsch dadurch erfüllen, dass einer solchen Einleitung die fraglichen Stellen aus Platon eingereiht oder zu den im Texte der Einleitung kurz bezeichneten Zügen als Anhang längere Quellenstellen zur Lectüre der Schüler beigefügt würden. H. Bonitz.

Prof. Hochegger: Unter den Klagen, die man in jedem Jahre über die Gymnasien von ganz Deutschland am meisten hört, ist gewiss die über den immer sichtlicher werdenden Verfall des Latein, besonders in Bezug auf die Fertigkeit und Gewandtheit sich mündlich und schriftlich lateinisch auszudrücken, eine der bedeutendsten. Dieser Umstand hat mich veranlasst, meine Thesis der hochansehnlichen Versammlung vorzulegen. Es ist nämlich wichtig, auf alle Mittel hinzuweisen, die fähig sein können, dem Sinken der Gewandtheit im lateinischen Ausdruck kräftig entgegenzuwirken. Dass aber ein Sinken dieser Gewandtheit ganz gewiss vorhanden ist, wird nicht geleugnet werden können; denn nicht nur in der heutigen Versammlung wird darüber die Sprache sein, sondern auch in früheren Versammlungen wurde darauf mehrfach mit Entschiedenheit hingewiesen, und viele Regierungen fanden sich veranlasst, durch die Schulorgane auf diesen Mangel hinzuweisen. Als eines der Mittel, um dem Gedeihen des gesammten lateinischen Unterrichtes neuen Aufschwung zu geben, erachte ich nun Sprechübungen, muss aber gleich von vorneherein meine Aeufserung zugleich beschränken, nämlich Sprechübungen in sehr genauen Grenzen. Es kann nach meiner tiefsten Ueberzeugung durchaus nicht in Frage kommen, etwa das Gymnasium wieder zur ehemaligen lateinischen Schule umgestalten zu wollen. Ein derartiger Vorgang scheint durch den gesammten historischen Gang unserer europäischen Cultur unmöglich, und es würde nur zum Ruine der Bildung beitragen, wenn irgendwo dessen Ausführung versucht werden sollte. Der Grundsatz, dass das Gymnasium nicht lateinische Fachschule sei, sondern allgemeine höhere Bildung vermitteln soll, steht in ganz Europa fest. Es kann also demzufolge wohl auch davon nicht die Rede sein, alle Gegenstände oder auch nur einen gröfseren Theil derselben im Gymnasium lateinisch vortragen zu wollen; es kann nach meiner Ueberzeugung nicht einmal die Rede davon sein, die lateinische Sprache und Philologie selbst im Gymnasium durchaus lateinisch zu tradieren. Von den unteren Stufen ist dies begreiflich; aber es waren Viele und sind noch Manche, die wenigstens in den mittleren Classen den lateinischen Unterricht in lateinischer Sprache gelehrt wissen wollen, so dass eine lateinisch abgefasste Grammatik den Schülern gegeben, für die griechische Sprache das Medium des Verständnisses die lateinische bilden soll; dass ferner theilweise auch die Geschichte lateinisch vorgetragen und in den oberen Classen die lateinische Sprache bei der Interpretation angewendet werden soll u. a. m. Ich glaube, dass diese Vorschläge nicht zum Nutzen des lateinischen und griechischen Unterrichtes ausgeführt werden könnten. Es handelt sich doch vor Allem um genaues Erfassen des Sprachmaterials und Verwendung desselben: Schwierigkeiten genug; wenn den Schülern nun noch die zweite Schwierigkeit aufgebürdet werden soll, sich zu diesem Behufe eines Mediums zu bedienen, dessen sie noch nicht vollkommen mächtig sind, so kann von einem glücklichen Erfolge nicht leicht die Rede sein. Ich muss ferner darauf hinweisen, dass, wenn irgend welche Schuleinrichtung es versuchen wollte, auf ähnliche Weise dem Latein wieder

seine ehemalige Geltung zu erringen, oder darauf hin zu arbeiten, dass in der Schule selbst in der Regel lateinisch gesprochen werde, eine solche Einrichtung für die Bildung der Schüler und ihre Universitätsstudien keine besonders günstige sein würde. Es ist eine unleugbare Thatsache, dass auf den Universitäten lateinische Vorträge beinahe verschwunden sind; man kann sagen in allen Facultäten, selbst mit Inbegriff sehr vieler theologischer. Man gehe die Lectionscataloge der verschiedenen Universitäten durch und man wird sehr schwer auf lateinische Vorträge stofsen. Es ist dieses durch die Natur und den historischen Gang unserer ganzen Bildung derart bedingt, dass selbst die vorzüglichsten Werke über philologische Gegenstände in den Nationalsprachen verfasst werden. Ja man ist noch weiter gegangen, sogar jene Ausgaben der Classiker, die theils für Schüler theils für Männer veröffentlicht werden, die sich noch nach der Schule an den herrlichen Früchten classischer Cultur erquicken wollen, sind in der Regel mit deutschen Anmerkungen versehen. Ich habe nur an die Haupt-Sauppe'sche Sammlung zu erinnern und glaube,- dass in diesem Unternehmen ein bedeutsames Zeichen der Zeit zu erkennen ist. Also von einer Ausdehnung des Latein zu Uebungen im Sprechen in dieser Beziehung kann nicht die Rede sein. — Noch weniger, wenn nicht einmal die Gegenstände des Gymnasialunterrichtes selbst in lateinischer Sprache gelehrt werden können, kann ich von dem Gebrauch der lateinischen Sprache zu der gewöhnlichen Conversation einen gedeihlichen Erfolg erwarten, ich glaube schon deshalb, weil dazu die Grundlagen, die classischen wenigstens, im Gymnasium vollkommen fehlen. Es kann doch Niemandem einfallen, jene Schriftsteller im Gymnasium zu lesen, die den Stoff für derartige Uebungen zu geben geeignet sind. Ausgeschlossen müssen sein Petronius, Apulejus, Iuvenal, Martial, selbst Terentius und Plautus werden schwerlich allgemein zur Geltung kommen. Woher soll nun das Material genommen werden, um sich geläufig und elegant über die gewöhnlichen Dinge des alltäglichen Lebens auszudrücken? Es ist allerdings möglich, beinahe alle unserer Zeit eigenthümlichen Dinge gut lateinisch auszudrücken; man müsste aber eben nach den Werken greifen, die derlei bieten; ja man könnte sich nicht einmal auf die beispielsweise genannten Autoren beschränken; man müsste wohl auch noch nach dem codex Theod., dem ed. Diocl. greifen, wo eine reiche Auswahl von Ausdrücken für Kleidung, Küche, Keller etc. vorkommen. Es wird Niemandem einfallen, derlei im Gymnasium betreiben zu wollen; hat man aber keine classische oder wenigstens echt lateinische Grundlage zur Conversationssprache, so ist es sicher besser, die Sache gar nicht zu versuchen. Somit, wenn von Uebungen im lateinisch Sprechen am Gymnasium die Rede sein soll, so ist dieses nur in sehr beschränktem Sinne möglich. Ich glaube nämlich in folgender Weise: Es ist ein richtiger Grundsatz, dass eine Sprache durch Sprechen gelernt werden muss. Dieser Grundsatz, der bei neueren Sprachen durchaus angewendet wird, kann nicht ganz unrichtig sein beim Studium der alten. Früher sprechen, dann schreiben; wer richtig und mit einiger Gewandtheit zu sprechen fähig ist, wird

leicht fähig werden, seine richtig gesprochenen Gedanken auch richtig schriftlich wiederzugeben. Daher glaube ich, der Ausgangspunct beim lateinischen Sprachunterricht wie bei jedem andern sei vor Allem das Aneignen des Sprachschatzes der Worte; das richtige Vocabellernen in methodischer Weise. Auf dieses Memoriren ist nun vor allem das gröfste Gewicht zu legen. Ich erlaube mir beizufügen, dass bedeutende Männer schon seit lange diese Meinung vertreten, und dass die dazu geeigneten Schulbücher sich allmählich immer mehr Eingang verschaffen werden. Hand in Hand mit dieser mehr mechanischen Aneignung des Sprachmateriales hat die stufenweise fortschreitende Verwerthung desselben durch Satzbildung zu gehen. Es ist also das Verfahren, mündliche Uebungen in den Formen mit den Vocabeln derart anzustellen, dass man Sätze daraus bilden lässt, das einzig richtige. Daran schliefsen sich kleinere Stellen, kleinere Lesestücke in methodischer Folge, die memorirt und verwerthet werden müssen. Ich glaube, dass ein Lesebuch, das für die unteren Classen dauerhaften Bestand haben soll, reiches Material für die Schüler zu bieten hat, dass besonders classische Sentenzen, die sich dem Gemüth und Gedächtnis des Knaben für das ganze Leben eindrücken, in reicher Auswahl vorhanden sein müssen, dass diese genau zu memoriren und ohne Veränderung einzuprägen sind, ferner dass bedeutsame, dem Verständnis auch auf dieser Stufe zugängliche Stellen aus Prosaikern, ja auch aus Dichtern stufenweise immer mehr heranzuziehen seien, und dass man dann auf kleinere Historien, kleinere Fabeln etc. überzugehen habe; eine Auswahl derart würde unbedingt dem Gymnasium zu grofsem Vortheil gereichen. — Hat nun der Schüler so einen bedeutenden Schatz classischer Gedanken in classischer Form sich angeeignet (denn memorirt soll nichts werden, was nicht verdient bewahrt zu werden; also echt classische Stellen der Form und dem Inhalte nach), hat der Schüler sich eine Fertigkeit im Ausdruck dadurch erworben, indem er alltäglich genöthigt ist, diese Sätze wiederholt zu sprechen, hat der Lehrer die Gewandtheit, durch lateinische Fragen lateinische Antworten hervorzulocken, so wird jene Scheu, die allgemein zu finden ist, sich lateinisch auszudrücken, allmählich verschwinden. Es kommt sehr viel darauf an, erstens dass der Lehrer selbst überzeugt sei von dieser Methode, zweitens Lebendigkeit genug habe, um dieselbe Ueberzeugung auch in seinen Schülern zu erwecken. — In den mittleren Classen tritt nun die Lectüre der Classiker und zwar nicht in Bruchstücken ein, sondern ganze Werke von Classikern. Es ist nun gewiss die erste Forderung, dass die Schüler zu dem Verständnis dieser Werke geleitet werden, dass sie in der Uebersetzung sich mit ihrer Muttersprache an classischem Ausdrucke messen. Bei Wiederholungen aber, die doch nothwendig auch hier eintreten müssen, ist es ganz zweckmäfsig, den Inhalt der gelesenen Stücke von den Schülern in latein. Sprache wieder erzählen zu lassen. Hat der Lehrer dabei auch die Aufmerksamkeit durch eingestreute Fragen zu trennen, zu theilen, darauf hinzuarbeiten, dass nach und nach das Urtheil des Schülers sich bilde, dass er die in den Lesestücken vorkommenden

Phrasen selbständig zu verwerthen und umzukehren fähig wird, so ist auch hierdurch viel gewonnen. An solche Repetitionen können sich füglich Imitationen anschliefsen; in den schriftlichen Uebungen ist namentlich jener Sprachschatz zu verwerthen, den die Schüler in den mündlichen Uebungen sich bereits angeeignet haben. Es ist nicht gut, wenn die schriftlichen Uebungen nicht parallel gehen mit den mündlichen, wenn man den Schülern als Haus- oder Schulaufgaben deutsche Aufsätze vorlegt, die in keinem Zusammenhange stehen mit dem, was aus den Classikern gelesen wurde. Eben diese wechselseitige Unterstützung von Lectüre, mündlichen und schriftlichen Uebungen, kann allein dem Zwecke lebendiger Sprachaneignung förderlich sein; daher sind Uebungsbücher, wie wir sie entstehen sehen, für Nepos-, für Cäsarleser, ganz gewiss am Platze. Das Meiste hängt natürlich auch hier wieder vom Lehrer ab; kein Buch, sei es auch noch so gut, kann den lebendigen Eindruck der Rede des Lehrers ersetzen. Es wäre dann eine sehr schöne Uebung, wenn nach dem Schlusse der Lectüre längerer Abschnitte der Inhalt des Ganzen in lateinischer Sprache zusammengefasst, die Theile in lateinischer Sprache dargelegt würden. Von da aus kann übergegangen werden auf die Discussion einzelner Puncte, z. B. bei der Miloniana, wie die Enarratio zu dem ganzen Gang der Rede stehe, welche Differenzpuncte zwischen der Enarratio Cicero's und der Darstellung des Asconius bestehen. Aehnliche Versuche können ebenfalls bei anderen Autoren gemacht werden. So bieten die Dichter ein weites Feld dafür; z. B. nehmen wir einen Cyclus Horazischer Oden, etwa die sechs ersten des 3. Buches; den Gedankengang dieser sechs Oden der Reihenfolge nach durchzugehen, die Frage einzuweben, welche Vereinigungspuncte haben diese Oden oder haben sie keine, dies gibt die passendste Gelegenheit zu fruchtbringender lateinischer Sprechübung. Denn ähnliche Fragen können ganz gut in lateinischer Sprache behandelt werden, wenn natürlich vorher bei der mündlichen Interpretation der gesammte Gang dieser Lesestücke genau den Schülern dargelegt wurde. Auf diese Weise glaube ich, dass fort und fort auch das Ohr an die Sprache gewöhnt, und zugleich ein grofses Material für die schriftlichen Uebungen selbst gewonnen wird, so dass die Schüler der Krücke des Lexicons immer mehr enthoben werden. Es ist ohnedies didaktische und pädagogische Forderung, dass bei den schriftlichen Uebungen in den unteren und mittleren Stufen Grammatik und Lexicon nie zur Hand genommen werden dürfen, d. h. bei den Schulaufgaben; es soll nämlich nur der Sprachschatz verwendet werden, den der Schüler sich angeeignet hat. — Auf diese Weise glaube ich, dass das Lateinsprechen allein zweckmäfsig betrieben werden kann. Ueber dieses hinaus kann unser Gymnasium, wie es jetzt allgemein in Europa bestellt ist, nicht wohl gehen. Ich habe hinzugefügt, dass „lateinische Interpretationen auch auf den oberen Stufen des Gymnasiums zu beschränken sind." Ich glaube deshalb: wollte man irgend einen lateinischen Classiker ohne deutsche Interpretation gleich das erstemal lateinisch zu interpretiren anfangen, so würde man ganz gewiss auf ungemeine

Schwierigkeiten stofsen und nicht den gehofften Gewinn haben. Die erste Forderung bleibt stets diese, dass das Lesestück dem Schüler so vertraut werde, dass ihm kein überhaupt lösbarer Zweifel übrig bleibt. Durch das Medium der lateinischen Sprache aber kann man nicht immer sicher sein, dass der Schüler wirklich zum Verständnis gelangt sei, sondern häufig werden die Worte des Lehrers wiederholt ohne verstanden zu sein. Ferner fordert die Interpretation der Classiker einen gewissen Vorrath von technischen Ausdrücken, die wohl vorhanden sind, aber in jenen Werken, die am Gymnasium selten und dann nicht in hinreichender Ausdehnung gelesen werden können. Es ist nämlich schwer mit den Schülern sehr viel Rhetorisches, sei es von Cicero oder Quintilian, zu lesen; die Zeit dafür ist zu beschränkt. Es fehlt also auch hier, glaube ich, die Grundlage, so dass eigentliche lateinische Interpretation der Classiker nicht besonders gerathen sein dürfte. Eben so scheint es zu stehen mit den Uebersetzungen aus der griechischen in die latein. Sprache. Niemand wird verkennen, dass ein bedeutender Gewinn daraus erwächst, wenn man mit Auswahl derlei Uebungen vornimmt. Ausgeschlossen unbedingt sind die Dichter. Es wird Niemandem einfallen, Homer lateinisch übersetzen zu lassen, Sophokles noch weniger; es kann überhaupt nur von Prosaikern die Rede sein. Selbst bei diesen möchte es vielfach sehr schwer sein; ich erinnere an Thucydides, der hie und da gelesen wird. Man hat bei der Uebersetzung in die deutsche Sprache Mühe genug und die Reden müssen gewöhnlich übergangen werden. Es ist also die Lectüre des Thucydides an und für sich nicht anzurathen. Aber auch die Prosa der Erzählung ist nicht derart, dass sie lateinisch sich besonders leicht geben liefse, dasselbe ist wohl der Fall mit den meisten Dialogen Platon's. Die scharfsinnige, feine, dialektische Durchführung, die Menge Abstracta, die mit Leichtigkeit im Griechischen gebraucht werden, könnten selbst einen Cicero zur Verzweiflung bringen, so dass man ähnliche Dinge Schülern nicht zumuthen darf. Es beschränkt sich also die Auswahl meist auf einiges aus Xenophon, einige leichtere platonische Dialoge, Apol. Krit. u. a. m., ich verweise z. B. nur auf die Anmerkungen Seyffert's zu den Memorabilien. An diese Uebersetzungen können sich eben so gut wieder Disputationen anschliefsen, z. B. die Frage, welchen Begriff von Tugend legt Xenophon dem Sokrates in den Mem. in den Mund? u. a. Eines möchte ich dabei auch hier erinnern. Selbst bei den leichteren prosaischen Schriftstellern soll wenigstens eine deutsche Uebersetzung der lateinischen zur Seite gehen; es ist sonst nur zu leicht der Fall, dass Manches nicht vollständig Verstandene einfach nachgesagt wird.

Dagegen glaube ich, damit im Gymnasium derartige Uebungen fruchtbringend vorgenommen werden können, ist es vor allem Aufgabe der Lehrerseminarien, die Lehrer selbst zu solchen Uebungen heranzubilden. Bei den Lehrerseminarien natürlich fallen alle jene Bedenken weg, die im Gymnasium sich geltend machen. Es ist Pflicht der Seminarien, dafür sehr viel zu thun und der lateinischen Interpretation und latein. Uebersetzung griechischer Classiker ein viel gröfseres Feld einzuräumen,

als ihnen bisher eingeräumt worden ist. Auf diese Weise glaube ich, dass man auch begründeten Klagen mit gutem Erfolg entgegenarbeiten und jene Leichtigkeit und Gewandtheit im lateinischen Ausdruck erreichen kann, die auch unter den jetzigen Verhältnissen wünschenswerth ist.

Präsident: Ueber den vorliegenden Gegenstand werden, da er für den Unterricht und die Wissenschaft allgemeines Interesse hat, gewiss nicht wenige unter den geehrten Mitgliedern sich zu äufsern wünschen. Ich halte es für nothwendig, dass dabei, um nicht die Discussion ins Unbestimmte verlaufen zu lassen, zwei Hauptttheile des eben gehörten Vortrages bestimmt aus einander gehalten werden. Erstens hat Hr. Prof. Hochegger sich über die Stellung des Gymnasiums zu den früheren Einrichtungen einer lateinischen Schule und andererseits zu dem in der Zeit begründeten allgemeinen Zustand der Wissenschaften kurz ausgesprochen, offenbar von dem Gesichtspunct ausgehend, dass eine Mittelschule ihrem ganzen Charakter nach nicht etwas frei Construirbares, sondern etwas ausdrücklich durch den gesammten wissenschaftlichen Charakter der Zeit Gegebenes ist, und aus ihm nicht herausgerissen werden kann; er hat hiernach manche um Vieles weitergehende Gedanken und Wünsche in Betreff des latein. Unterrichtes sogleich aufser Frage gelassen, und sie nicht undeutlich als unerreichbar bezeichnet. Dies ist die eine Seite des Vortrages. Die zweite hat die Frage behandelt: welches sind die Mittel, durch deren Anwendung die im Lateinischen wünschenswerthe und erreichbare Gewandtheit des Schreibens und Sprechens wirklich wird erreicht werden. Ich schlage der verehrten Versammlung vor, dass zunächst dieser zweite Punct zur Sprache komme, der erste führt in die Gefahr eines unbestimmten Verlaufens. Dieser zweite Hauptttheil nun bietet folgende zwei Seiten der Discussion dar: erstens, ist gegen die vom Hrn. Prof. Hochegger vorgeschlagenen Mittel an irgend einer Stelle etwas einzuwenden? zweitens, ist aufser diesen noch anderes zu empfehlen? Hierüber also würde ich, wenn die verehrte Versammlung mit der vorgeschlagenen Fragetheilung und Anordnung einverstanden ist, die Discussion eröffnen.

Dir. Benecke: Ich bin mit der Fragetheilung vollkommen einverstanden, wünschte aber für die Sache geschieden; Latein sprechen und lateinische Interpretation, also: lateinisch reden und Methode derselben, und dann lateinische Interpretation der Classiker.

Präsident: Einverstanden. Also zunächst: Sind die von Hrn. Prof. Hochegger vorgeschlagenen Mittel zur Gewandtheit im Lateinsprechen irgendwie zu bestreiten oder an einer Stelle zu ergänzen und zu erweitern?

Dir. Schmalfeld. Ich muss zuerst mir die Frage erlauben, ob, wenn ich Folgendes erwähne, ich den geehrten Professor richtig verstanden habe. Wenn Jemand Quarta [6]) hat, hat er den Alcibiades von Nepos gelesen. Er fragt also: *Quis*

6) Zur Erklärung dieses Namens einer Gymnasialclasse so wie der im weiteren Verlauf erwähnten, möge für österreichische Leser folgende Bemerkung dienen. Die Classen werden an den Gymnasien

fuit Alcibiades? Der erste antwortete: *Alcibiades fuit Atheniensis.* Gut. Er frägt weiter: *Quibus rebus excelluit Alcibiades?* Nein, *excelluit* geht nicht, es muss *praestitit* heifsen. Er wird mir vielleicht antworten: *vel vitiis vel virtutibus.* Ich gehe weiter fort und komme nach Tertia, weil ich davon einige Erfahrungen habe. Wir haben gelesen das 1. Buch von Cæs. bell. civ. Nun frage ich: *Quae fuit causa, cur Caesar Rhenum transierit?* Der Schüler wird anfangen und sagen: *quia-quia.* Nun was denn *quia? Quia senatus decrevit, ut viderent consules, ne quid res publica detrimenti caperet.* Gut, sag ich, was heifst das? Er wird es nicht recht wissen und die Sache bleibt stecken. Er wird doch vielleicht fortfahren: *ut eadem esset potestas consulis, quae fuit aliquando dictatorum, ut consul esset cum imperio in ipsa urbe.* Also nun frage ich, ist dieses die Weise? Nun würde ich weiter fragen: *quis restitit Caesari in Italia?* Der Knabe wird antworten: *Domitianus.* Nun, Hr. Professor, meinen Sie es so? (allgemeines Gelächter).

Prof. Hochegger: Es versteht sich von selbst, dass die Art der Frage von dem Lehrer abhängt. Auf diese Weise auf keinen Fall.

Dir. Schmalfeld: Auf diese Weise nicht.

Präsident: Ich erlaube mir an etwas zu erinnern. Der geehrte Redner hat auf die Frage ablehnend geantwortet, weil die Frage dem Inhalt seines Vortrages nicht entspricht. Hr. Prof. Hochegger hat erklärt, er wolle vom Gelesenen auf dieser Stufe Reproductionen und Erzählung des Inhaltes; an diese Erzählung des Inhaltes würden sich Fragen anknüpfen. Der Eindruck des Lächerlichen, den die vorher vorgenommene Fragestellung unverkennbar machte, liegt insbesondere darin, dass man dem Schüler die Frage möglichst auf ein Wort stellt, das er zu sagen hat. Was Hr. Prof. Hochegger verlangt hat, ist folgendes: In der Classe, in welcher Cäsar gelesen wird, hat es der Schüler zu versuchen, einen kleineren Complex der Erzählung lateinisch dem Inhalte nach wieder zu geben. An diese Grundlage schliefst sich eine ganz andere Art von Fragen an, als wenn man eine historische Erzählung in eine Katechese verwandeln wollte. Insofern entspricht die Frage nicht dem von Hrn. Prof. Hochegger empfohlenen, sie ist Bestreitung des Vorgetragenen.

Dir. Schmalfeld: Nun meine ich, wenn auf diese Weise einzeln abgefragt ist, kann nun dieses dazu treten, dass nach zehn, zwanzig Capiteln der Hauptinhalt lateinisch vorgetragen wird mit einiger Beihilfe von Seite des Lehrers. Das erste

---

Preufsens und der meisten deutschen Länder von der obersten an gezählt: Prima, Secunda, Tertia, Quarta, Quinta, Sexta. Die durchschnittliche Einrichtung ist, dass bei neunjähriger Dauer der ganzen Gymnasialzeit die drei oberen Classen je einen zweijährigen, die drei unteren je einen einjährigen Cursus haben. (Es entspricht also die Quarta jener Gymnasien der dritten Classe der österreichischen Gymnasien.) Das Aufsteigen in die höheren Classen pflegt an den meisten Lehranstalten trotz des einjährigen und beziehungsweise zweijährigen Cursus der einzelnen Classen halbjährlich statt zu finden, so dass innerhalb jeder Classe ein Unterschied der früher und später in dieselbe Versetzten besteht. Hierauf ist in den Bemerkungen des Hrn. G. R. Wiese S. 153 Rücksicht genommen.

war Vorübung zu dem zweiten; denn es wird nicht gleich anfangs möglich sein, dass die Schüler dieses lateinisch sagen, wenn man nicht den Inhalt gleichsam katechetisch aus ihnen herauszubringen sucht.

Präsident: Es sei mir gestattet, das, was Sie gesagt haben, in bestimmten Gegensatz zu formuliren. Sie erklären: eine solche Recapitulation des Inhaltes, z. B. auf der Stufe, auf welcher Cäsar gelesen wird, ist nicht möglich, ihr hat voranzugehen jene Katechisation, durch die man die einzelnen Worte möglichst herausfrägt.

Prof. Hochegger: Ich glaube, dass bei befähigteren Schülern auch ohne ein solches Herausfragen der Inhalt längerer Abschnitte wieder zu bekommen ist; die Befähigung indes ist sehr ungleich; sollte der Schüler stocken, so hilft eben der Lehrer nach.

Präsident: Ich erlaube mir das Wort zu nehmen. Es handelt sich um eine Unterrichtspartie, die ich lange Zeit genug selbst geführt habe, so dass ich aus Erfahrung weifs, was erreichbar ist. Ein Reproduciren des Inhaltes erreicht man gewiss nicht, wenn man diese Reproduction eben einfach als Aufgabe stellt, z. B. wir haben zehn Capitel gelesen, das nächste Mal ist der Inhalt davon lateinisch anzugeben. So ist es allerdings nicht erreichbar, und da ist der Einwand vollkommen richtig. Aber der Lehrer, der den Cäsar liest, hat sicherlich grammatische Stunden, und hat Compositionen, wie man es hier nennt, oder Extemporalien schreiben zu lassen. Wenn er als Material für die grammatischen Stunden und für die Compositionen denselben Stoff verwendet, so wird dadurch möglich — ich spreche aus eigener Erfahrung — die mündliche Reproduction zu erreichen; nur darf sie eben nicht als Aufgabe gegeben sein, die man den Schülern blofs zur eigenen Arbeit gibt, sondern durch andere, mittelbar jener zu gute kommende Arbeiten muss geholfen werden. Die Hilfe, die Hr. Dr. Schmalfeld vorschlägt, ist mir aus Erfahrungen nicht bekannt, und ich hege Zweifel, ob sie sich durchweg so sehr empfehlen wird.

Dir. Schmalfeld: Ich habe noch zu bemerken, dass in der praktischen Ausführung sich manches anders macht. Ich erlaube mir noch folgendes hinzuzufügen: Die gröfste Schwierigkeit entsteht bei den ersten Anfängen des Lateinischschreibens. Da habe ich bei der geringen Praxis, die ich hier habe, folgendes als das beste Mittel gefunden. Ich muss aber wieder an die Katechese erinnern. Ich nehme ein ganz triviales Thema. Ich gebe z. B. *quaenam fuerunt merita Miltiadis in civitatem Atheniensium?* Wenn man diess Thema aufgibt und sagt: Nun setze dich hin und bearbeite das Thema; der arme Schüler ist in höchster Noth; mir ist das so gegangen in meiner Schulzeit und anderen eben so. Da gibt es ein Mittel, und das ist jene Katechese. Wenn ich sage: *quis fuit Miltiades?* wird der Schüler antworten: *Miltiades fuit Atheniensis, qui vicit apud Marathona. Quem vicit Miltiades apud Marathona?* u. s. f. Wenn ich diese einzelnen Puncte, die der Schüler weifs,

blofs in einzelnen Sätzen, in welcher Ordnung sie auch stehen, alle durch das Abfragen aus der ganzen Classe heraus hatte, so suchte ich die Disposition herauszubekommen dadurch, dass ich die Aufgabe zur nächsten Stunde stelle und sage: In der nächsten Stunde bringen Sie aus dem Material, das sie durchgenommen haben, die Disposition zu ihrer später zu liefernden Arbeit. Dabei kommen verschiedene Irrthümer vor, aber wenn man nächstens wieder fortfährt, fast alles lateinisch, dann wird die Arbeit leichter. Ich glaube durch dieses Verfahren, zunächst zum Zwecke des Lateinschreibens, habe ich das Lateinsprechen wesentlich gefördert.

Dir. Eckstein: Ich bin in der seltsamen Lage, dass ich dem Herrn Thesensteller fast überall beistimmen muss, anderseits aber mich freue, meinen Schmalfeld nach einer bestimmten Seite hin rechtfertigen zu können. Die Herren scheinen das Katechisiren nicht recht verstanden zu haben, aber der Schmalfeld ist nicht auf den Kopf gefallen, ich habe auch die Sache so gemacht aus dem Grunde, damit die Buben lateinisch hören, damit sie sich gewöhnen, Latein zu verstehen, damit sie Stoff haben. Variiren der einzelnen Sätze, Umgestalten in andere Perioden, aber immer mit anderen Ausdrücken, das ist so lächerlich nicht. Das erste scheint mir doch zu sein, dass die Knaben auch Latein hören lernen, und das geschieht auf diese Weise gewiss am besten. Dann möchte ich aber alles, was vom Memoriren gesagt ist, als eigentlich nicht zum Lateinsprechen gehörig, ausgeschieden wissen. Was der Herr Präsident gesagt hat, dem stimme ich vollkommen bei. Nun aber habe ich so einige kleine Ketzereien gefunden. Nämlich die Reproduction auf der mittleren Stufe scheint mir in Italien viel weiter gefördert zu sein, als in Deutschland. Ich glaube nicht, dass unsere Tertianer in gewisser selbständiger Weise einen längeren Abschnitt aus Cäsar zu reproduciren im Stande seien. Wenn sie das in Italien können, dann gratulire ich, Herr Professor. Ich glaube auch, dass das etwas zu viel verlangt ist, dass diese Knaben längere Abschnitte wiederzugeben noch nicht berufen und noch nicht befähigt sind. Das wird nur höchst selten sein; darauf wird man mit rechtem Nutzen erst in den oberen Classen eingehen können, und da stimme ich vollkommen bei. Die lateinischen Disputationen, die wir als jüngere Lehrer noch vielfach geleitet haben, haben wir zum Theil überwunden, gewiss mit Recht, denn da sind die meisten geistig nicht dabei, und wir müssen doch Uebungen haben, die eine volle Theilnahme erwecken. Deshalb bin ich seit Jahren darauf gekommen, gröfsere Abschnitte aus Schriftstellern, z. B. eine kleinere Ciceronische Rede, als Aufgabe zu stellen für lateinische Sprechübungen, den Gedankengang zu entwickeln, die vom Schriftsteller selbst gemachten Abschnitte herauszusuchen, in die Technik der Form selbst einzugehen. Das gibt einen fruchtbaren Stoff. Der Knabe hat es gelesen, hat es mit frischem Gedächtnis gelesen, um darüber reden zu können, ganz anders als er es sonst gelesen hätte. Dagegen glaube ich in anderer Beziehung widersprechen zu müssen. Ich glaube nämlich nicht, dass man von diesem Lateinsprechen sehr viel Nutzen für die latein. Compositionen zieht, ich meine nicht Com-

positionen bestimmter Texte, sondern freie Compositionen, und möchte von Ihnen erfahren, ob die freien latein. Aufgaben, die Sie Ihren italienischen Schülern gegeben, viel dadurch gewonnen haben. Es ist dies eine Gewissensfrage, aber antworten Sie mit einem ehrlichen ja oder nein!

Prof. Hochegger: Jedenfalls, je mehr diese Sprechübungen angewendet wurden.

Dir. Eckstein: Daran zweifle ich nicht, aber ob der Fortschritt so grofs war, das bezweifle ich. Ich berufe mich nämlich auf die Methode der Alten. Durch reden hat Niemand schreiben gelernt, aufser etwa irrthümlich schreiben, schreiben kann man nur lernen durch schreiben. Daher möchte ich auf diese Sprechübungen für die Compositionen nicht zu viel Gewicht legen.

Prof. Hochegger: Ich glaube, dass eine gewisse Leichtigkeit und Frische des Gedächtnisses für die Compositionen erreicht wird.

Dir. Eckstein: Ob dies das Latein lebendig macht, zweifle ich. Dass das Interesse geweckt wird, gebe ich zu; dass einer Lust bekommt, auch im Lateinschreiben mehr zu leisten, glaube ich; aber den unmittelbaren Einfluss, den glaube ich in Abrede stellen zu müssen, den mittelbaren gebe ich vollkommen zu.

Prof. Hochegger: Ich glaube wir sind in dieser Beziehung einig, denn ich habe den unmittelbaren Einfluss nicht unbedingt behauptet, sondern die Sprechübungen eben als Mittel neben andere Mittel hingestellt.

Prof. Dr. Reichel aus Wien: Ich habe mir, als Hr. Dr. Schmalfeld sprach, um das Wort zu bitten erlaubt, um eine Erklärung zu geben über das, was Hr. Prof. Hochegger und wir Alle unter Reproduction in den mittleren Classen verstehen. Es hat seitdem auch die Entgegnung des Herrn Dir. Eckstein eine solche nöthig gemacht. Unter Reproduction nach dem Lesen von einigen Capiteln Cäsars oder einer Biographie des Nepos verstehen wir nicht Aufgaben, wie *quae fuerint merita Miltiadis in civitatem Atheniensium*, sondern der Lehrer hat die Aufgabe, ein deutsches Stück selbst zu machen, wobei möglichst Bedacht genommen ist, in der Uebersetzung das gelesene Latein zu verwerthen. Wir verbieten dem Schüler dabei den Gebrauch von Wörterbüchern und setzen voraus, dass er das Gelesene sich eingeprägt hat. Durch diese Composition wird er auf das Gelesene zurückgeführt. Hr. Prof. Bonitz hatte zugesetzt, „was man Extemporalia nennt," das hätte darauf führen können, dass von freien latein. Aufgaben in Tertia nicht die Rede sein kann.

Regierungsrath Firnhaber aus Wiesbaden: Indem ich mich genau an die vom Hrn. Präsidenten verlangte Ordnung halte, erkläre ich zunächst, dass ich mich mit den von dem Herrn Thesensteller ausgesprochenen Gedanken fast durchweg in Uebereinstimmung befinde. Es ist dagegen nichts einzuwenden, höchstens aber Einiges zu vervollständigen. Zunächst aber ist mir vorgekommen, als ob die hier behandelte Frage über das Lateinsprechen eine Sache sei, die dem Herzen jedes Schulmannes nahe liegt, der mit Betrübnis gesehen, wie weit man zurück, statt vorwärts

gekommen ist. Ich will auf die Gründe nicht eingehen, weifs aber in der That nicht, wie bei der Beschränkung der Stunden und Anfüllung des Unterrichtes mit anderen Gegenständen es möglich werden soll, ein Ziel von einiger Ergiebigkeit zu erreichen. Dennoch muss es Aufgabe des Lehrers sein, dass er zu diesem zu gelangen suche, und ich muss meiner Erfahrung nach sagen, dass man aus solchen Sprechübungen einen Gewinn ziehen kann und wird für die latein. Compositionen und Aufgaben. Aber freilich setze ich dabei den Schlusssatz der Thesis voran: „in den Lehrerseminarien ist auf lateinische Interpretations- und Disputirübungen ein besonderes Gewicht zu legen" d. h. der Lehrer ist das Ganze, der Lehrer muss Kenntnisse haben und Kraft und Aufopferung. Dieses würde ich voransetzen und muss darauf aufmerksam machen, wie betrübend es ist, dass so häufig junge Lehrer selbst nicht so heimisch in diesem Gebiete sind, um den Unterricht selbst auf der untersten Stufe mit Sicherheit zu führen. Denn es scheint richtig: angefangen muss werden, auf der untersten Stufe, und es muss deshalb herbeigezogen werden das Memoriren von Vocabeln, Sentenzen etc. Es ist eine richtige Bemerkung, dass auf das Auswendiglernen von Vocabeln und auf das Abhören derselben grofser Werth zu legen ist, eine Aufgabe, die zwar schwierig ist, aber so nothwendig, dass darauf nicht oft genug hingewiesen werden kann.

Das Recitiren, das Hr. Director Eckstein hervorgehoben hat, ist von Wichtigkeit, und dieses möchte man hier vermissen, nämlich, dass in den mittleren Classen, nachdem das Pensum gehörig ist vorgenommen worden, die Schüler veranlasst werden ihr Exemplar zuzumachen. Der Lehrer muss dann zuerst selbst recitiren gegenüber den Schülern und dann sehen, ob die Schüler im Stande sind, durch das Ohr selbst auch wieder zum Verständnis zu kommen. Dies war mir ein Verfahren, das zum rechten Ziele geführt hat; es soll ja durch das Ohr eine Sprache kennen gelernt werden. In Uebereinstimmung mit dem Herrn Thesensteller halte ich ferner die wechselseitige Beziehung von Uebersetzung, Exegese und Composition, ferner die Beschränkung auf kleinere, immer fort zu behandelnde Kreise für wesentliche Momente; man suche z. B. aus der Miloniana seine Themata abzuleiten und auch für die Aufgaben zu freier schriftlicher Composition diesen Stoff nach allen Seiten durchzuarbeiten. Ich habe selbst in dieser Beziehung einen Beitrag geliefert, in meinen „Materialien zum Uebersetzen," in denen die Miloniana die Grundlage bildet. Natürlich muss der Lehrer sich mit allem Eifer der Sache hingeben, er muss den Stoff vollständig beherrschen, um auf jede Frage des Schülers zur Antwort gerüstet zu sein. Nun bin ich ferner der Ansicht, wenn ich mich daran halte, ob anderes noch zu empfehlen sei, dass man wieder zurückkehren möge, — vielleicht stehe ich allein — zum Gebrauch von Classikerausgaben mit latein. Noten; ich weifs wohl —

P r ä s i d e n t: Es gehört dieses in den zweiten Punct, den der latein. Interpretation; ich bitte also es bis dahin aufzuschieben.

G. R. W i e s e: Auch ich beginne mit der Erklärung, dass ich im Wesentlichen

mit allen Thesen des Hrn. Prof. Hochegger einverstanden bin, denke aber, unsere Versammlungen sind besonders wichtig dazu, dass gemachte Erfahrungen mitgetheilt werden. Nirgends wird so viel als empfehlenswerth vorgeschlagen, als auf dem pädagogischen Gebiet. Mancher kommt mit einem *εὕρηκα*, und es erweist sich doch als nichtig. Dann wird man ihn zu respectiren haben, wenn er sagen kann *πεποίηκα*, und wenn sich auch sein Vorschlag nicht gleich zur Nachahmung empfiehlt, so gibt er doch Anregung. Ich würde deshalb für sehr erwünscht halten, wenn aus der praktischen Erfahrung heraus die hier versammelten Schulmänner Mittheilungen machten, insofern sie das Ziel erreicht haben. Es gibt ja viele Wege, der Mittelpunct ist derselbe, der Radien sind viele. Ich möchte mir in Anerkenntnis dessen, dass die Vorschläge durchaus praktisch sind, doch auch eine kleine Ergänzung erlauben. Es heifst, es sollen auf den mittleren Stufen reproducirt werden „genau erklärte Abschnitte der Classiker.“ Ich habe in langjährigen Uebungen sehr befriedigende Resultate erzielt mit einer Art Reproduction, bei der eine genaue Erklärung nicht vorangegangen war. Ich habe diese Uebungen in Secunda und Prima folgendermafsen angestellt: Jeder Schüler musste in jedem Semester einen sogenannten freien Vortrag lateinisch halten. Die Freiheit ist übrigens nicht sehr grofs. Dabei unterschied ich zwei Stufen. Die erst in die Classe gekommen waren [7]), bekamen zu Anfang des Semesters jeder sein Thema, einen Gegenstand aus dem classischen Alterthum oder auch aus der späteren Latinität, um ihnen Gelegenheit zu geben, auch Schriftsteller, die sonst nicht gelesen werden, kennen zu lernen. So musste einer die Briefe des Plinius durchgehen; was dort und in griechischen Schriftstellern über den Tod des älteren Plinius steht, musste er zusammenstellen und darüber einen lateinischen Vortrag halten, mochte er ihn memorirt haben oder sich der Freiheit überlassen; oder über die Christenverfolgungen unter Trajan, wozu ich andere Data gab. Das thaten die Schüler mit grofsem Vergnügen. Es wurde durch den Schüler lateinisch vorgetragen, und die übrigen hatten die Aufgabe, streng aufzumerken, weil sie dann zur Mitthätigkeit herangezogen wurden. Aber nicht blofs Schriftsteller der classischen Zeit verwendete ich, sondern auch spätere, ja ich bin bis in die neueste Zeit herabgegangen, habe Muret, Facciolati, Ruhnkenius, Ernesti, Gesner, Hemsterhuis benützt. Diese schönen Biographien zu lesen, hat den Schülern, denen ich die Aufgabe stellte, Freude gemacht, und sie standen der Classe gegenüber als solchen, die dieses Buch nicht hatten, aber Interesse hatten, ein gutes Argument zu hören, in einem gewissen Ansehen. So angeleitet mussten sie sich des Ausdruckes bedienen, den sie vorfanden. Aus der neuesten Zeit benutzte ich u. a. Sachen von Schömann, wie die über den Pommerschen Herzog Bogislaus oder das schöne Programm von Lange in Pforta: *de severitate disciplinae Portensis.* Dann kamen oft andere und baten, ich möchte ihnen das Buch geben, es hätte sie in-

7) Vergleiche die Anmerkung zu Seite 148.

teressirt, sie möchten es auch lesen. Im zweiten Semester kamen die wirklich freien Vorträge, es wurde ein Thema besonders historischen Inhaltes gegeben, die Classe war in Abtheilungen getheilt, welche von den verschiedenen Seiten des Gegenstandes Rechenschaft zu geben hatten, die einen über die inventio etc. Dieses wechselte und sie waren sehr aufmerksam. Dann nahm ich selbst das Wort um Uebergangenes zu besprechen. Ich habe dieses nie bereut, sondern habe gute Folgen gesehen und die Wirkung auf das Lateinschreiben wurde dadurch ganz erheblich gesteigert. Wie gesagt, es ist eine Erfahrung, die ich habe mittheilen wollen, ich bescheide mich, dass es nicht allgemein empfehlenswerth sein mag, aber ich möchte Anregung geben, dass andere auch mittheilen, was sie auf diesem Gebiet gethan haben.

Director Schober aus Glogau: Ich bin zwar bange, gegen einen solchen Dialektiker mich zu erklären, wie Hr. Dir. Eckstein ist, aber doch muss ich erklären, dass man doch durch das Sprechen auf das Schreiben kann einwirken. Ich gebe den Schülern Anweisungen, wie sie zu verfahren haben, um die Aufgabe zu machen und knüpfe dabei an die Lectüre an. Es kam z. B. zur Frage, wie ist Cäsar zur Alleinherrschaft gelangt? Nun exponiren wir, der Gegenstand wird lateinisch durchgesprochen und dann gehen wir zur lateinischen Aufgabe. Ich habe wochentlich eine Stunde dem gewidmet, und glaube viel erreicht zu haben.

Geh. R. Brüggemann: Ich glaube allerdings mit meinem verehrten Collegen hier zur Seite (Wiese), dass es darauf ankommt, Erfahrungen mitzutheilen; über das Ziel sind wir einig, aber die Wege sind zu finden. Nach meinen Erfahrungen ist im Lateinsprechen wenig oder nichts zu erreichen, wenn man dieses erst von Secunda an würde eintreten lassen. Der Grund dazu muss schon in den unteren Stufen gelegt werden, von Sexta, Quinta, Quarta muss vorbereitet werden, dass die Schüler Fertigkeit erlangen im Auffassen des Gehörten und Muth, lateinische Worte zu gebrauchen. Das Lateinsprechen scheitert so häufig daran, dass die deutschen Gedanken sich nicht fügen wollen in den Gedankenausdruck des Lateinischen. Es wurde schon ein wichtiger Punct hervorgehoben, das Variiren von der untersten Stufe an; dazu kann der Lehrer schon in Sexta viel thun, wenn er die Schüler gewöhnt, nicht schriftlich, sondern mündlich, kleinere lateinische Sätze in alle Formen zu verwandeln, in die ein solcher Satz sich verwandeln lässt. Alles muss mündlich in der Stunde vorkommen und der Schüler sich so gewöhnen, dass eine Veränderung des Satzes ihn gar nicht mehr schreckt. Ich habe dabei zunächst im Auge die Bildung des Sprachgefühls, dass er gleich herausfindet, hier ist eine kleine Veränderung des Gedankens vorgenommen, dies macht diese Veränderung des Ausdrucks nothwendig. Wenn diese Uebungen mit Vocabelnlernen verbunden werden, so dass diese zu kleinen Sätzen zusammengestellt, das Bekannte reproducirt wird etc., so wird der Schüler schnell zur Production gebracht, an der er Freude hat. In Quarta und Tertia es dahin zu bringen, dass classische Stellen aus Prosaikern und Dichtern memorirt und durchaus behalten werden zur Reproduction von Form und Gedanken,

ist sehr wichtig. Denn das ist ein gesunder Kern, der in der Ruthardt'schen Methode gelegen hat, das Durcharbeiten von solchen kleineren Abschnitten. Das Reproduciren gröſserer Abschnitte wird kein fruchtbringendes Resultat geben. Es ist zu schwierig; lieber Verwandlung von *oratio directa* in *indirectam*, das wird Erfolg haben. Von Secunda an ist das Reproduciren das einzige Mittel, um zur Fertigkeit im schriftlichen und mündlichen Ausdruck zu gelangen. Ich schlieſse mich ganz dem vom Herrn Thesensteller Gesagten an. Ciceronische Reden passen hier vollkommen. Auch aus Livius lassen kürzere Erzählungen sich reproduciren, vielleicht noch besser, als es bei Cäsar möglich, dessen Periodenbau gröſsere Schwierigkeiten bietet. Was Prima betrifft, so sind von meinem verehrten Collegen fruchtbringende Uebungen mitgetheilt worden. Ich versuchte öfters, wenn die Tusculanen gelesen wurden, sie zu benützen, um den Gang der Disputation reproduciren zu lassen, und da habe ich keine Theilnahmslosigkeit wahrgenommen. Sobald ich sie bei einem Schüler wahrnahm, forderte ich ihn auf, nun in der Exposition oder Definition fortzufahren; und das waren sehr erfreuliche und lebendige Stunden. — Ueber die Interpretation, über Ausgaben mit Anmerkungen hätte ich manches zu sagen, aber der Herr Vorsitzende hat Silentium geboten.

Dir. Eckstein: Wir kommen ja in lauter Misverständnisse. Mein verehrter Chef hat die Disputationen so verstanden, als wenn ich diese Uebungen meinte, die er meinte und die ich auch anstelle. Nein, ich meinte jene alten Zopfdisputationen, die —

G. R. Brüggemann: Ich nehme dieses Misverständnis zurück.

Prof. Hochegger: Ich muss erwähnen, dass auch ich an derlei Disputationen durchaus nicht gedacht habe, sondern nur an die von Herrn Geh. R. Brüggemann angeführten, wie ja auch mein Beispiel zeigt.

Auf Anfrage des Vorsitzenden wird die Discussion über den ersten Punct durch die Versammlung für geschlossen erklärt, und die über den zweiten Punct, die Anwendung der lateinischen Sprache zur Interpretation, eröffnet.

Reg. R. Firnhaber: Wenn wir gedruckt lesen: „Lateinische Interpretationen der Classiker sind auch auf den obersten Stufen mit groſser Vorsicht anzuwenden," so wird dies, da eben hinzugesetzt ist „mit groſser Vorsicht," einer weitern Discussion entbehren können. Es ist gesagt, auch „auf den oberen Stufen," und wenn ich früher erinnerte, ich hätte gern Ausgaben mit lateinischen Noten, so ist das nicht so arg, wenn man die Sache genauer betrachtet. Ich glaube, dass selbst auf der obersten Stufe kein griechischer Schriftsteller soll lateinisch interpretirt werden, sondern höchstens bei der Repetition, wenn man sicher ist, dass die Schüler des Stoffes vollständig Meister sind, für die Uebersetzung und die Interpretation die lateinische Sprache kann angewendet werden. Dagegen bin ich der Ansicht, dass man manche lateinische Schriftsteller in Prima, vielleicht auch in Secunda sogleich würde lateinisch interpretiren können. Durch etwa zwanzig Jahre gelang es mir, Erfolge

zu erzielen, indem ich Schriftsteller wie Terentius im untersten Cursus einer zweijährigen Prima lateinisch interpretirte. Diese Erwähnung soll nur darauf hinweisen, dass, wie es überhaupt Sache des Lehrers ist, sich ganz und gar hinzugeben der eigenen Empfindung von dem Zustand seiner Schüler, so man auch hier die Entscheidung von dem sicheren Takte des Lehrers über den Zustand seiner Classe und selbst von dem speciellen Einflusse der Frequenz der Classen muss abhängen lassen. Nun möchte ich die Classiker gerne mit lateinischen Noten haben, nämlich ich möchte, dass der Schüler sich präparirte mit Hilfe dieses Mediums, dieses benützte ich als Mittel zur Erreichung des Zieles. Wir sehen ja doch bei einigen Ausgaben, dass das verrufene Notenlatein nicht gar so schlecht ist. So hatte wenigstens der Schüler eine Hilfe aus der Präparation für den lateinischen Unterricht; der Schüler war gezwungen, aus der Präparation sich lateinische Ausdrücke und Wendungen zu merken, z. B. bei dem Sophokles von Wunder und Hermann, während er jetzt z. B. bei dem Schneidewin'schen nicht dazu gezwungen ist. Ich meine, dass eben diese lateinischen Anmerkungen als Hilfsmittel der Präparation dienen sollen, nicht um den Schriftsteller lateinisch zu erklären.

Dir. Eckstein: Ich glaube dem geehrten Vorredner in dieser Beziehung ganz entgegentreten zu müssen. Die Ausgaben der Classiker mit lateinischen Noten sollen ein Hilfsmittel sein für das Verständnis und sollen bei der Präparation schon einen Gewinn geben. Der besteht darin, dass die Schüler schlechte lateinische Redensarten und eine schlechte lateinische Uebersetzung gewinnen, während sie in anderen Ausgaben eine gute deutsche haben. Es wird wenig Ausgaben geben, aus denen für die Latinität etwas gewonnen wird. Es kommt auf die Klarheit des Verständnisses an, und wir müssen darnach trachten, dass wir vom Schüler eine gute, geschmackvolle Uebersetzung erhalten. Das ist das Wichtigste, denn darin ist der Kern des Verständnisses. Erreichen wir das, was brauchen wir sechsbändige Commentare mit allen schönen Redensarten, die man vor dreifsig Jahren zur Bewunderung hinstellte? Eine tüchtige Uebersetzung! und da brauchen wir keine Noten. Ich glaube, dass einzelne von den Ausgaben, die mein verehrter Freund erwähnt hat, in dieser Beziehung keine Empfehlung verdienen. Der Wunder'sche Sophokles hat bei jeder etwas schwierigeren Stelle die lateinische Uebersetzung; was ist da der Gewinn für die Präparation? Ein paar Phrasen! Die Hermann'schen Ausgaben können wir nicht in die Hände der Schüler geben, die gehören in die Seminarien. Daher glaube ich, werden wir diese Frage abthun, da doch die Benützung von Ausgaben mit lateinischen Noten von problematischem Nutzen ist. Sind die Schüler faul, so blicken sie hinein, während der Lehrer fragt und lesen das ergötzlichste Zeug heraus; das ist amusant für die andern, aber ohne Nutzen. Ich meine, bleiben wir entweder bei den reinen Texten oder verurtheilen wir die deutschen Anmerkungen nicht! Aber wenn wir deutsch interpretiren, keine lateinischen Noten!

Präsident: Die Frage, ob lateinische oder deutsche Anmerkungen zu den

Classikern in der Schule vortheilhafter sind, ist vom geehrten Vorredner nach mehreren Puncten hin so beleuchtet worden, dass ich beistimmen muss. Ich füge noch eines hinzu. Man vergleiche über dieselbe Schrift desselben Schriftstellers eine Schulausgabe mit lateinischem Commentar, die recht geachtet ist, und eine mit deutschem, z. B. den Protagoras von Stallbaum und den von Sauppe. Man frage, welche Art der Commentirung setzt an den Verfasser des Commentars die höheren Anforderungen, und welche trägt mit minderem Aufwand von Mitteln mehr dazu bei, dass man genau und selbstthätig eindringe? Ich glaube, dass man bei keiner dieser zwei Fragen sich für die lateinischen Anmerkungen entscheiden kann. Es steht in drei Seiten lateinischer Anmerkungen, wie in jener Platonausgabe, die in leidlichen Phrasen sich hinziehen, bei weitem nicht so viel dem wissenschaftlichen Inhalt nach und wirkt nicht so anregend zum Nachdenken für den Schüler, als dort auf einer Seite. Man mag ferner versuchen, latein. Anmerkungen so knapp zu schreiben wie deutsche; es wird mislingen; man mag es versuchen, auf manche Wendungen im Gedanken und Ausdruck lateinisch hinzuweisen: man kann es, aber es fehlt dem Schüler das Gefühl dafür, und man erklärt ein Unverständliches durch ein zweites. Deshalb betrachte ich das jetzige Ueberwiegen der Ausgaben mit deutschen Anmerkungen als ein thatsächliches Ergebnis pädagogischer Erfahrungen, dem sich gar nicht widersprechen lässt und das seine guten Gründe hat.

Oberlehrer Flöck aus Coblenz: Das lateinische Interpretiren ist eine Unterart des Lateinsprechens. Ich glaube aber, dass man für das Lateinsprechen mit den Schülern folgende zwei Grundsätze festhalten muss, nämlich, dass das Lateinsprechen nur dann angewendet werden darf, wenn sowohl die Sachen dem Schüler bekannt sind, als auch die sprachüblichen Mittel. Daraus folgt nun unmittelbar, dass man das Lateinsprechen nicht dazu benützen darf, um den Schülern schwierige Stellen — denn darauf wird sich die Interpretation von Schriftstellern beschränken müssen — klar zu machen.

Reg. R. Firnhaber: Ich bemerke, dass nicht die Vergleichung der Ausgaben mit lateinischen und der mit deutschen Anmerkungen an sich in Frage ist, sondern nur in wiefern der Gebrauch von Ausgaben mit lateinischen Anmerkungen ein Hilfsmittel für das Lateinsprechen sein könne; als solches habe ich die latein. Anmerkungen angekündigt, als Ergänzung zu den in der Hochegger'schen Thesis bezeichneten Mitteln. Es wird mir niemals in den Sinn kommen, Plato nach lateinischen Ausgaben zu lesen; ich bin auch nicht der Ansicht, dass Thucydides zweckmäſsig mit latein. Commentar gelesen werde, obgleich ich sonst glaube, dass er seinem gröſsten Theile nach leichter lateinisch übersetzt wird als Xenophon. Davon ist nicht die Rede, aber das wird Niemand bestreiten, dass wenn wir Ausgaben mit präcis gefassten lateinischen Noten finden könnten, in denen die Fehler der früheren vermieden wären, ihr Gebrauch den Schülern eine Unterstützung für die Gewandtheit im Latein sein würde; hätten wir z. B. einen Horaz mit solchen präcisen Anmer-

kungen, so sollte dadurch keineswegs abgeschnitten werden, dass der Lehrer bei seinen Schülern auf Herstellung einer vollkommen treffenden deutschen Uebersetzung dringe. Es scheint also, meine Herren, dass ich misverstanden bin; aber in der Beschränkung, wie ich sie jetzt ausdrücklich bezeichnet, wird ein Misverständnis nicht mehr möglich sein. Im Anschluss an die Thesis des Hrn. Hochegger sehe ich in dem Gebrauche von Ausgaben mit lateinischen Noten ein besonderes Hilfsmittel für das Lateinsprechen, weil der Schüler hierdurch bei der Präparation genöthigt ist, lateinisch zu denken.

Hr. Wildauer: Ich glaube, es sei noch in Betracht zu ziehen, dass das Latein nicht Zweck des Unterrichtes, sondern nur Bildungsmittel ist. Es kann daher nicht Aufgabe des Unterrichtes sein, dass die Schüler zur gröſstmöglichen Fertigkeit gebracht werden, sondern es handelt sich darum, den Unterricht so zu gestalten, dass daraus der möglichst reiche Ertrag für allgemeine Bildung hervorgehe. Latein zur Interpretation zu verwenden, scheint ganz unzweckmäſsig. Es ist eine Versündigung am Genius der classischen Schriftsteller und eine Verschuldung gegen die Muttersprache. Ein griechischer Classiker wie Sophokles ist werth, zum innigsten Verständnis gebracht zu werden. Nun ist aber der einzige Weg, durch den man zu tieferem Verständnis kommt, eine treue Uebersetzung, die den Gedanken des griechischen Originals in seiner genauen Begrenzung nach dem Maſs seiner Tiefe möglichst treu wiedergibt. Das ist aber nur möglich in der Muttersprache, in welcher der Mensch im täglichen.....

Der Vorsitzende ersucht unter Hinweisung auf die schon weit vorgerückte Zeit den Redner um Beschränkung auf die noch nicht behandelten Puncte.

Hr. Wildauer: Ich bin gleich fertig, ich würde die deutsche Interpretation empfehlen, weil das Gymnasium den gesammten Bildungsstoff in der Muttersprache frei verwerthen soll. Gebundenheit an das classische Original führt zur Meisterschaft im freien Gebrauch der Muttersprache selbst und zur freien Verwerthung jedes Bildungsstoffes. Dazu ist die lateinische Sprache vorherrschend behaftet mit dem Charakter der Verständigkeit und wird nur dazu dienen, Verstand wieder zu wecken. Wenn wir aber classische Originale zu interpretiren haben, haben wir den Schüler nicht bloſs von Seite des Verstandes zu fassen, denn da fassen wir ihn an einer Handhabe, an der er sich am wenigsten festhalten lässt; der junge Mensch ist Phantasie, Gefühl und Streben. Es handelt sich darum, edle Gefühle zu beleben, die Phantasie zu bilden. Das aber gelingt nur durch das Medium der Muttersprache, die Jedermann durch den täglichen Verkehr geläufig ist, denn, wie Herder sagt, unsere Zustände und Gefühle, unsere gesammten Gedanken und unser wahres Wissen sprechen sich allein in der Muttersprache aus.

Die Anfrage des Vorsitzenden an die Versammlung, ob dieselbe die Discussion für geschlossen erkläre, ruft noch eine Frage des Dir. Eckstein hervor, über die Bedeutung der 'groſsen Vorsicht,' mit welcher Prof. Hochegger die lateinische

Interpretation auf der obersten Stufe zulassen wolle. Die vom Vorsitzenden ausgesprochene Vermuthung, dass diese 'grofse Vorsicht' vielleicht einem Ausschliefsen gleich komme, wird von Dir. Eckstein und Prof. Hochegger zurückgewiesen. Die Erklärung des Prof. Hochegger, dass die lateinische Interpretation nur 'in sehr engen Grenzen' zulässig sei, kann, weil die Zeit zum Schluss der Debatte nöthigt, nicht näher bestimmt werden. Die Versammlung beschliefst, mit Aufgeben dieses Punctes in der folgenden Sitzung die Thesen III *C*, IV *D* und *E* zu erörtern. Der Vorsitzende gibt zum Schlusse über den Katalog des k. k. Schulbücherverlages, von welchem Exemplare auf Anordnung Sr. Excellenz des Herrn Ministers für Cultus und Unterricht mitgetheilt werden, eine kurze Erklärung.

Schluss der Sitzung 2½ Uhr.

Dritte Sitzung 28. September. Präsident: Prof. Bonitz.

Anfang der Sitzung: 9 Uhr.

Nach Erledigung einiger geschäftlichen Dinge fordert der Vorsitzende den Prof. Göbel auf, zur Motivirung der Thesis III *C* das Wort zu ergreifen.

Prof. A. Göbel aus Wien: Meine Herren! Die Thatsache, dass in dem Urtheile über den Gebrauch von Ausgaben der alten Classiker grelle Widersprüche an den verschiedenen Anstalten bestehen, indem die einen Schulmänner nur einfache Textesausgaben zulassen, andere Ausgaben mit zweckmäfsigen Anmerkungen dringend empfehlen, liefsen wünschenswerth erscheinen, wenn diese Frage in der geehrten Versammlung, in der ein grofser Kreis der gelehrtesten und erfahrensten Schulmänner sich findet, zur Sprache käme. Ich kann mir nicht herausnehmen, einen längeren Vortrag über diesen Gegenstand zu halten, als wollte ich eine solche Versammlung belehren; mein Zweck war einfach, diese Frage in Anregung zu bringen, und ich folge nur dem bestehenden Brauche, wenn ich meine Behauptung durch Darlegung der Gründe näher zu beleuchten versuche. Es handelt sich zunächst um die Beantwortung der Frage: welche Ausgaben sind als zweckmäfsig anzusehen, welche nicht? Meiner Ansicht nach sind nur die Ausgaben mit Anmerkungen als zweckmäfsig anzusehen, in denen dem Schüler nichts weiter als die nöthige Nachhilfe gegeben wird, dass das Verständnis des Sinnes je nach der Stufe des Schülers erreicht werde. In ein inniges Verständnis des Classikers zu dringen ist ein Ding der Unmöglichkeit für die Schule; wer zwanzigmal die Odyssee gelesen hat, wird zum einundzwanzigsten Male etwas Neues finden und immer tiefer in den Sinn eindringen. Es ist also lediglich das zu erzielen, dass der Schüler auf dem Standpunct, auf dem er sich befindet, die nöthigen Aufschlüsse erhalte, und zwar so weit die

Mittel, die ihm zu Gebote stehen, lexicalischer, grammatischer, historischer Art, nicht ausreichen. Weiter gehen zu wollen, würde zu einer Reihe von Inconsequenzen führen. Mit dem nämlichen Recht, womit der eine Herausgeber die Schüler tiefer in die Grammatik einführen will, könnte der andere ihm ästhetische Belehrungen, ein dritter historische etc. bieten wollen, und so würden Commentare von unendlicher Ausdehnung entstehen. Gewiss verkenne ich nicht, welch unendlich hohen Werth z. B. die Anmerkungen Nägelsbach's zur Ilias haben; aber es wäre dies nicht eine Ausgabe nach der angedeuteten Feststellung für den Schulgebrauch. Die Ausgabe des Nepos von Bremi hat wesentlich das Studium der lateinischen Sprache gefördert, aber es wäre keine Ausgabe, wie ich sie für Schüler in Vorschlag bringen möchte; aber Ausgaben mit solchen Erklärungen, die den Schüler in den Stand setzen, zum Verständnis, wie es auf seiner Stufe gefordert wird, zu gelangen, so weit die ihm zu Gebote stehenden Mittel nicht ausreichen, so commentirte Ausgaben erachte ich für besser als bloſse Textesausgaben. Ich nehme den ersten Beweisgrund vom Lehrer selbst. Weiſs der Lehrer in der Hand seiner Schüler gute Commentare, so ist dies gleichsam eine Controle des Lehrers selbst. In ähnlicher Weise, wie der Lehrer ganz anders sich vorbereiten wird, wenn er tüchtige Schüler, als wenn er schlechte hat, wo die Versuchung nahe liegt, dass er sich gehen lasse, eben so wird der Lehrer, wenn er zweckmäſsige Commentare in den Händen der Schüler weiſs, darin noch einen besonderen Anlass haben, sich sorgfältig vorzubereiten und der Gewinn für die Schüler wird ein nicht geringer sein. Es wird der Lehrer zweitens weit mehr den Schülern beibringen können; es ist ihm die Erklärung theilweise schon vereinfacht und er wird mehr lesen können, als ohne derartige Erklärungen in den Händen der Schüler. Gewiss will ich damit nicht das flüchtige Lesen vertheidigen, allein ein allzu statarisches Lesen, wo der Text als bloſses Substrat zu grammatischen etc. Excursen verwendet wird, taugt eben so wenig. — Gehen wir weiter auf die Folgen, die der Schüler unmittelbar aus dem Gebrauche solcher Ausgaben entnimmt, so meine ich, wir trennen die Frage in zwei Fälle. Entweder gebraucht der Schüler Hilfsmittel, die man nicht gern in seinen Händen sieht, wohin besonders die Uebersetzungen gehören, oder er gebraucht sie nicht. Gebraucht der Schüler sie nicht, so wird er — geht es ja doch selbst dem gediegensten Philologen so, und um so mehr, je tiefer er eindringt — häufig dastehen, ohne vorwärts kommen zu können. Was ist da die Folge für den Schüler? Er quält sich ab und kommt zu keinem Ziele, zur klaren Einsicht der Stelle gewiss nicht, und doch ist es ein Hauptziel alles Unterrichtes, dass die geistige Klarheit gefördert werde. Er fühlt sich unbehaglich, verliert Lust und Liebe an der Sache; zur Privatlectüre wird er sich am allerwenigsten angezogen fühlen, wenn er nur den Text in Händen hat. Ich appellire an die Erfahrungen eines jeden aus seiner Studienzeit. Wer nicht gut commentirte Ausgaben erhielt, fühlte sich schwerlich zu Privatstudien hingezogen. Ganz die entgegengesetzten Folgen werden sich ergeben,

wenn der Schüler gute Ausgaben mit Commentar in den Händen hat; er wird eher zur Klarheit gelangen, diese Klarheit spornt ihn immer weiter, die Freude am Studium wird erhöht, das Privatstudium angeregt, kurz der Erfolg wird viel erfreulicher sein als sonst. Wie aber, wenn die Schüler nun zu Hilfsmitteln greifen, die man so gerne entfernt wünschte, besonders Uebersetzungen? Dann treten alle jene üblen Folgen ein, welche dieser Gebrauch nach sich zieht, und die grofse Mehrzahl der Schüler wird über kurz oder lang nothgedrungen dazu kommen, gar nicht mehr zu studiren oder aber zu solchen Hilfsmitteln die Zuflucht zu nehmen. Die traurigen Folgen moralischer Art brauche ich nur kurz anzudeuten; Trägheit, Flüchtigkeit, Leichtsinn steigert sich, die Wahrheitsliebe wird ertödtet, das flüchtige Studiren wird eine Ungründlichkeit auch in anderen Dingen hervorrufen; wenn ein solcher Schüler selbständig etwas thun soll, gelingt es nicht, er gewöhnt sich an Unsicherheit, an ein ewiges sich Helfenlassen von anderen. Und sehen wir auch auf die buchhändlerischen Erfahrungen eben bezüglich unserer Frage. Seit gut commentirte Ausgaben, besonders in der Haupt-Sauppe'schen Sammlung vorhanden sind, ist es eine bekannte Thatsache, dass der Vertrieb der Uebersetzungen, wie sie in gewissen Fabriken gemacht worden sind und gemacht werden, bedeutend abgenommen hat.

Man könnte nun verschiedene Einwürfe machen; ich verkenne das nicht; die wichtigsten wären etwa folgende: Die Aufmerksamkeit des Schülers in der Lehrstunde wird durch Anmerkungen unter dem Texte geschwächt. Ich glaube, dass dieses nur ein illusorischer Einwand ist. Wenn die Anmerkungen so beschaffen sind, wie ich andeutete, wenn sie kurz und einfach auf das hinführen, was der Schüler nicht wissen konnte, dann wird der Schüler zu Hause diese Anmerkungen sorgfältig angesehen haben und es nicht erst in der Schule thun; er wird sogar den Text aufmerksamer durchgearbeitet haben als sonst; es wird ein eigenes Interesse für ihn haben, zu hören, ob der Lehrer die Stelle auch so fasst, ob er eine entgegengesetzte Auffassung hat und welche Gründe dafür, so dass im Gegentheil die Aufmerksamkeit erhöht wird. Freilich, wenn man an Ausgaben dächte mit zwei Zeilen Text auf der Seite und sonst nur Anmerkungen, so würde jener Einwand berechtigt sein. — Man könnte ferner einwenden, es würde der Erklärung des Lehrers vorgegriffen. Allein der Lehrer hat ja eben nur die Aufgabe, dem Schüler die Sache nahe zu legen; ist dieses bereits theilweise anderweitig geschehen, desto besser, seine Aufgabe ist vereinfacht, und es ist ihm mehr Zeit gegönnt, noch allerlei andere, sehr wünschenswerthe Bemerkungen anzuschliefsen. — Man sagt auch öfters, es ist ganz unnöthig, Ausgaben mit Anmerkungen zu Grunde zu legen, denn es kann ja der Lehrer in der Stunde vorher das betreffende Capitel mit den Schülern durchgehen und sie auf wichtige Schwierigkeiten aufmerksam machen. Diesen Einwurf halte ich für noch weniger gerecht, als den früheren. Denn wie kann der Lehrer den Schüler auf Schwierigkeiten aufmerksam machen, wenn das betreffende Stück

dem Schüler noch ganz fremd ist. Es bliebe nur übrig, dass ihn der Lehrer durch näheres Hineinführen auf den Standpunct stellte, seine Bemerkungen verfolgen zu können. Damit hat er ihm aber den gröſsten Theil der Präparation vorweg genommen. — Dieses wären ungefähr die wichtigsten Einwendungen, die meiner Ansicht nach geltend gemacht werden können. Es sollte mir zur Freude gereichen, wenn erfahrenere Schulmänner ihre Ansichten, Gründe für oder wider vorbringen und wenn namentlich gediegene Schulmänner ihre Erfahrungen auf diesem Gebiete mittheilen wollten.

Der Vorsitzende schlägt vor, die Discussion der Thesis in der Art zu theilen, dass zuerst die zweckmäſsige Einrichtung von Schulausgaben mit Anmerkungen zur Erörterung kommen, sodann ihr Gebrauch mit dem der bloſsen Textausgaben in Vergleichung gestellt werden solle. Dem Vorschlage wird vom Dir. Eckstein und vom Prof. Schopf aus Wien widersprochen und der Gegenstand ungetheilt zur Discussion gestellt.

Dir. Schober: Wir haben dem Herrn Antragsteller allen Dank dafür zu zollen, dass er diese Frage erörtert hat, die so tief ins Leben der Schule eingreift. Aber ich glaube, wenn wir zum Ziel gelangen wollen, müssen wir darauf dringen, strenge zu scheiden zwischen öffentlicher und Privatlectüre, denn für jede von beiden ist das Streben des Lehrers ein verschiedenes; es müssen also auch die Hilfsmittel andere sein. Wir werden zugeben, dass es für die Schullectüre höchst wichtig ist, dass die Schüler an Selbstthätigkeit gewöhnt werden. Wollen wir ihnen deshalb die Hindernisse beseitigen? Keineswegs. Sie sollen auf eine Bahn mit Hindernissen geführt werden, an ihrer Ueberwindung ihren Geist stärken. Darum werden wir es vorziehen, ihnen reine Texte in die Hand zu geben. Denn mag die Schwierigkeit für den Schüler groſs sein, die Lösung harrt seiner am nächsten Tag; aber wir schaffen ihm Freude, wenn er in die Schule kömmt und dem Lehrer beweisen kann: ich habe das mit den einfachsten Hilfsmitteln gefunden; denn wenn er auch aus falschen Prämissen dennoch einen Schluss zieht, so beweist er, dass er mit Nachdenken gearbeitet hat. Diejenigen Herren unter den Anwesenden, die gleich mir ihre Sechzig im Rücken haben, werden sich erinnern, dass zu unserer Gymnasialzeit nichts dargeboten war, als eine tüchtige grammatische Vorbildung, eine reiche Phraseologie und das Wörterbuch. Da setzten wir uns hin und arbeiteten, dachten was dort die Commilitonen herausbringen mögen, und hatten die gröſste Freude, wenn der Lehrer sagte: du hast gearbeitet. So wurden wir an Selbstthätigkeit gewöhnt. Das ist gerade das Unglück unserer Jugend, dass ihr alle Wege zu leicht gemacht werden. Ein lebendiges Eindringen in den Autor, das war der Gewinn, den wir zogen. — Anders steht es, wenn wir fragen, was sollen wir bei der Privatlectüre machen? Ich habe es so eingerichtet, dass, wenn ein Semester hindurch eine Schrift eines Autors gelesen ist, damit der Kreis der Lectüre erweitert werde, dieser den Schülern zur Privatlectüre überlassen wird. Aber sie müssen in den mittleren Classen

monatlich, in den oberen vierteljährig Rechenschaft geben. Da empfehle ich die Haupt'sche Sammlung. Sie bietet zweckmäfsige Einleitungen, welche den Zusammenhang der Schriftsteller mit ihrer Zeit und dem vorher geleisteten darlegen, schöne Uebersichten des Inhalts geben, aber ich glaube sie gibt zu viel in den Anmerkungen. Denn was soll sie der Privatlectüre? Nicht die Schwierigkeiten beseitigen, der Schüler soll auch kämpfen, aber den Weg, wie er die Schwierigkeiten überwinden kann, soll die commentirte Ausgabe andeuten. Also während ich die Einleitungen dieser Sammlung im Ganzen billige, wünschte ich weniger Anmerkungen, am wenigsten Hinweisungen auf Grammatiken. Die Schüler lesen sie nicht nach, und sie machen die Ausgaben nur theurer. Diese Unterscheidung also halte ich für nöthig, und meine Ansicht geht dahin: kritische Texte für die Schule und commentirte Ausgaben für die Privatlectüre.

Dir. Eckstein: Erlauben Sie mir, meine Herren, dass ich über ein paar Incredibilia in der trefflichen Entwicklung des Herrn Thesenstellers mir Aufschluss erbitte. Das erste Incredibile ist eine Erfahrung, die meiner Erfahrung durchaus widerstreitet, dass seit der Verbreitung der Ausgaben mit Anmerkungen das Verlangen der Schüler nach wohlfeilen Uebersetzungen, die in Blättchen zerschnitten bequem in die Bücher gelegt werden können, gesunken wäre. Wer die Augen aufthut, wird Gelegenheit das Gegentheil zu beobachten in Hülle und Fülle haben; wer auf Convicten haust, wird, wenn er die Schränke der Schüler durchmustert, solche Uebersetzungen, die sich forterben, in Fülle finden, daher ist es mir ein Incredibile gewesen, dass die Lust nach Uebersetzungen geschwunden wäre. Ferner möchte ich etwas anderes in der Begründung doch nicht so hervorgehoben wissen, weil es auf uns ein sehr übles Licht werfen könnte. Hr. Prof. Göbel hat gemeint, wenn die Schüler Ausgaben mit Anmerkungen hätten, dann werden wir uns besser präpariren müssen. Nein, mein Herr, wenn wir erst ein solches Compelle brauchen, da möchten wir unseren Beruf lieber ganz aufgeben. Ich behaupte das Gegentheil: wenn die Schüler verschiedene Textausgaben haben, dann werden wir uns besser präpariren müssen, uns genau umzusehen haben, dass wir auf jede Leseart, auf jede Frage vorbereitet sind und ihnen sagen können: das passt nicht deshalb und deshalb! Es würde mir das nicht behagen als Grund gegen die Textausgaben. — Ja Hr. Prof. Göbel hat noch eine weitere Consequenz gezogen, die mir auch als ein Incredibile erschienen ist, nämlich, dass, wenn der Schüler Ausgaben mit Noten in den Händen hat, er den Lehrer besser controliren kann und darum die Aufmerksamkeit gespannt ist. Ich glaube, es fällt doch keinem Schüler ein, das Wissen des Lehrers zu controliren, und wenn er was immer für Anmerkungen hat, er wird doch dem Lehrer die gröfsere Einsicht zutrauen. — Ein anderes Incredibile war mir dieses, es schien als ob Hr. Prof. Göbel von der Voraussetzung ausgienge, dass die durch solche Ausgaben erleichterte Präparation dem Schüler schon das volle Ver-

ständnis geben könne, ja geben solle, damit dann der Lehrer desto schneller vorwärts zu kommen im Stande sei. Habe ich recht verstanden?

Prof. Göbel: Nein.

Dir. Eckstein: Dann will ich schweigen. Aber auf einen grofsen Unterschied hat schon Hr. Dir. Schober aufmerksam gemacht, Schul- und Privatlectüre, Classe und Haus. Ich glaube es müssen noch festgehalten werden die verschiedenen Stufen der Schüler selbst, Anfänger, mittlere, höchste Stufe. Auch da wird zu entscheiden sein, ob blofse Texte oder Ausgaben mit Anmerkungen den Vorzug verdienen. Ferner halte ich die Frage für ganz und gar nicht so bedeutend. Mir ist es völlig gleichgiltig, ob die Schüler Ausgaben mit oder ohne Anmerkungen haben, mir ist es völlig gleich, was sie für Texte haben, eben darum weil ich eine gewisse Freiheit und in Norddeutschland auch Rücksicht auf die Vermögensverhältnisse der Schüler haben will. Daher glaube ich, dass eine so hohe Bedeutung, als hier auf diese Frage gelegt wird, gar nicht darauf zu legen ist, und denke, dass aus der Verschiedenheit der Texte vielfache Anregung von Seite des Lehrers erreicht werden kann. — Mir scheint ferner, als ob der Hr. Antragsteller den Unterschied zwischen cursorischer und statarischer Lectüre festgehalten wissen wolle.

Prof. Göbel: Nein!

Dir. Eckstein: Da bin ich stille. Wir haben nur eine Lectüre, die dem Schüler das Verständnis des Textes öffnet; sind sie reif, so haben wir keine Schwierigkeiten zu heben, sind sie nicht tüchtig, so werden wir länger verweilen.

Schulrath Stieve aus Breslau: Mehreres von dem, worauf ich die Aufmerksamkeit richten wollte, ist bereits gesagt. Uebrigens will ich bekennen, dass ich zu denen gehöre, die Ausgaben ohne Text (Gelächter und Correctur), vielmehr ohne Anmerkungen wünschen. Ich würde mich geneigt finden lassen, auf Anmerkungen einzugehen, wenn der Hr. Thesensteller genau bestimmt hätte, was er unter Ausgaben mit 'zweckmäfsigen Anmerkungen' versteht. Darüber wird man so leicht nicht einig werden, und mit der Hinweisung darauf, dass sie erörtern sollen, was die Schüler nicht wissen, ist die Sache nicht abgethan. Ich glaube, dass man auch diese Bemerkungen entbehren kann. Wenn dem Schüler das gegeben werden soll, was er aus seinen Büchern nicht findet, da kann der Lehrer eintreten; nicht so, dass er die Lection früher durchgeht, sondern so, dass er auf die Stellen, für die es den Schülern an Mitteln gebricht, aufmerksam macht, und dem Schüler das an die Hand gibt, was er braucht. Dieses ist nothwendig um unendliche Zeit zu ersparen, welche die tüchtigsten Schüler bei der Präparation auf solche Stellen verwenden würden. Wenn das geschieht, ist es nicht nöthig, ihm einen Text mit Anmerkungen in die Hand zu geben. Uebrigens habe ich allerdings auch das gefunden, wovon Eckstein sprach: es kommt nicht darauf an, ob die Schüler Anmerkungen haben oder nicht. Es gilt hier wie so oft auf pädagogischem Gebiet: 'Eines schickt sich nicht für Alle.'

Je nachdem sie die Anmerkungen gut verarbeiten, mag man sie ihnen geben. Im Allgemeinen muss man sich dagegen erklären.

Prof. Daniel aus Halle: Hr. Dir. Schober bezeichnete mit Recht eine Abnahme der Freude an Selbstthätigkeit bei unserer Jugend als grofsen Schaden, und erklärte deshalb Ausgaben mit Anmerkungen für bedenklich. Ein nicht geringer Schaden liegt gewiss in der viel beklagten und viel beobachteten Thatsache, dass bei unserer Jugend wie in der ganzen Zeit ein rechter und zu billigender Sinn für Autorität abnimmt. Auch von hier aus dürften sich für die unterste und mittlere Stufe Gründe gegen die Anmerkungen erheben lassen. Meine Herren, Sie kennen alle jene alten, guten Geschichten von Schulmeistern, die selbst vor Königen nicht den kürzeren ziehen oder die zweite Stelle einnehmen wollten; sie haben erklärt: in der Schule ist der Schulmeister der erste und wenn selbst der König hineinkommt. In diesen Anekdoten liegt eine gute Lehre, die wir auch brauchen können. Ich glaube, dass, höchstens Prima ausgenommen, der Lehrer den Schüler nicht einführen darf in die Reihe der Interpreten, zwischen denen er zu wählen habe. Er muss für ihn vor der Hand die einzige Autorität bleiben und in dieser Unterwerfung allein kann er heranreifen zu einer höheren Bildungsstufe, wo ihn das nicht mehr irrt, dass der Lehrer nicht infallibel ist. So glaube ich auch, dass von diesem pädagogischen Gesichtspunct aus blofse Texte gewiss für die mittlere Stufe angezeigter sind. Ich brauche mich wohl nicht dagegen zu verwahren, als ob ich einem bramanenhaften Kastengeist das Wort geredet hätte.

Schulrath Czerkawski aus Lemberg: Die Ansicht des Herrn Thesenstellers würde sich wahrscheinlich einer besseren Aufnahme erfreuen, wenn die Begründung von einem anderen Gesichtspuncte ausgegangen wäre. Ich theile die Meinung meines geehrten Vorredners Eckstein, dass gegen die Begründung viel einzuwenden sei und glaube, dass die einseitige Begründung selbst der in der Thesis ausgesprochenen Wahrheit geschadet hat. Ich glaube nämlich, dass, wenn es sich darum handelt, ob ein oder das andere Buch, ein oder das andere Hilfsmittel beim Unterricht gebraucht werden soll oder kann, vor allem der pädagogische Gesichtspunct festgehalten werden muss. In dieser Beziehung erachte ich nun, dass der Gesichtspunct, den der Hr. Antragsteller festgehalten hat, nämlich der der Erleichterung des Studiums, welchem der Schüler zugeführt werden soll, kein pädagogischer und kein richtiger ist. Es kann nicht Aufgabe des erziehenden Unterrichtes sein, dem Schüler jede Arbeit zu erleichtern, ja ihn jeder Arbeit zu entheben, im Gegentheil muss der erziehende Unterricht darauf gerichtet sein, die Selbstthätigkeit anzufachen und zu erhöhen. Wenn daher die Entscheidung der Frage gegeben werden soll, ob blofse Texte oder Ausgaben mit Anmerkungen, so muss die Frage gelöst werden, ob die eine oder die andere Art von Ausgaben die Selbstthätigkeit in höherem Grade anzueifern und zu unterhalten fähig sei. Stellt man diese Frage, so wird man leicht zu jener Entscheidung kommen, welche die Thesis fordert. An sich betrachtet schei-

nen wohl Textausgaben so beschaffen zu sein, dass sie vor allem Selbstthätigkeit anregen, weil sie, so scheint es, dem Schüler durchaus kein Mittel an die Hand geben, um ihm die Arbeit, die wir voraussetzen und fordern, zu ersparen. In dieser Beziehung würde man für die Texte sich entscheiden, und ich bin selbst der Ansicht, dass Textausgaben allerdings vorzuziehen sind, wenn nicht Ausgaben mit zweckmäfsigen Anmerkungen vorhanden sind, d. h. solchen, welche die Selbstthätigkeit weit entfernt zu untergraben im Gegentheil anregen. Nun glaube ich aber, dass es gerade solche Anmerkungen geben könne, und dass, wenn diese Anmerkungen zweckmäfsig sind, dann solche Ausgaben weit über den blofsen Texten stehen. Allerdings wenn es sich blofs um ein halbweg leidliches Uebersetzen handelt, um ein oberflächliches Verstehen, so können wir mit Textausgaben immer ausreichen. Nun ist aber jedem Schulmanne bekannt, dass die Autoren in grammatischer, stilistischer und antiquarischer und überhaupt in aller Beziehung oft ganz neue und interessante Seiten darbieten, auf die der Schüler beim unmittelbaren Lesen nicht kommt. Findet er aber geeignete Hinweisungen auf diese oder jene Hilfsmittel, wird er veranlasst sie zu brauchen, so erschliefsen sich für ihn ganz neue Seiten des Verständnisses, das Interesse wird erhöht und er wird zu eigner Selbstthätigkeit angeregt und lernt den Schriftsteller lieben, und das, was der erziehende Unterricht beabsichtigt, ist erreicht. Ich habe gesagt, dass diese Anmerkungen grammatischer, stilistischer und antiquarischer Natur sein müssen, sie dürfen ihn aber nicht, wie der Hr. Antragsteller meinte, blofs über das, was er nicht wissen kann, einfach belehren, ihm blofs das einfach zuführen, was er nicht weifs. Im Gegentheil, jene Anmerkungen, glaube ich, werden den ersten Preis haben, welche an- und hindeutend sind. In dieser Beziehung würde ich der Ansicht des Hrn. Director Schober nicht beistimmen können, der erklärte, dass Hinweisungen auf Grammatiken zu nichts führen. Ich denke, es ist Aufgabe eines gut geleiteten Unterrichtes, den Schüler zu verhalten, dass er diese Hilfsmittel gebrauche, dass er nachschlage. Er wird sie freilich nicht gebrauchen, wenn er überzeugt ist, er werde keine Rechenschaft zu geben haben. Weifs er das, so wird er dazu greifen. — Aufserdem will ich noch auf einen Umstand aufmerksam machen. Wird nicht durch den Gebrauch commentirter Ausgaben der Schüler angeleitet, mit der Zeit gelehrte Hilfsmittel zu benützen und zu verwerthen? wird nicht dadurch erreicht, was wir zu erreichen streben, dass dem Schüler der Weg gezeigt ist, wie er einst Autoren selbst lesen, in den Sinn selbst eindringen soll? Man soll nicht erschrecken vor dem Gedanken, dass dieses nicht ganz gelingen wird; in der Schule wird nichts vollkommen gelingen, aber ein alter Weiser hat gesagt: Die Hälfte ist besser als das Ganze; dieses passt ganz auf den erziehenden Unterricht. Wenn wir das erreicht haben, dass dem Schüler die Bahn gezeigt ist, wie er zu dem höheren Ziele gelangen kann, so haben wir erreicht, was unsere Aufgabe ist.

Dir. Benecke: Das Gedeihen alles Unterrichts und eben so die Erklärung der

Classiker hängt davon ab, dass der Lehrer in innigen und lebendigen Wechselverkehr mit seinen Schülern tritt, dass er gegenwärtig ist in den Gemüthern der Schüler und von diesem Gesichtspunct aus operirt, dass er die eigentlichen Bedürfnisse des Schülers kennen lernt. Ich glaube, dass Ausgaben mit Anmerkungen diesen lebendigen Wechselverkehr nicht befördern, sondern hindern. Der Lehrer kann, wenn der Schüler durch die Anmerkungen über allerlei Schwierigkeit hinweggehoben ist, offenbar nicht wissen, ob er aus eigener Kraft oder durch fremde Hilfsmittel dazu gekommen ist, er lernt die Bedürfnisse des Schülers nicht kennen und kann sie nicht befriedigen. So würde sich die Sache verhalten, wenn die Anmerkungen fleifsig benützt würden. Ich habe aber diese Erfahrung nicht gemacht. Was die Anmerkungen den Schülern bieten, ist meistens nicht das, was sie suchen; sie fühlen sich von ihrem eigenen Bedürfnisse mehr abgelenkt und pflegen die Anmerkungen, wenn nicht stille zu übergehen, doch nicht sehr zu beachten. Das eigentliche Bedürfnis wird ihnen am ersten durch eine Uebersetzung befriedigt, und deshalb brauchen sie neben Ausgaben mit Anmerkungen die Uebersetzungen nach wie vor. Sie werden aber gewissermafsen dazu getrieben, wenn man verlangt, sie sollen so präparirt sein, dass sie das Pensum im Ganzen verstanden haben. Diese Forderung, glaube ich, geht über den Horizont der Schüler. Ich bin zufrieden, wenn sie geleistet haben, was sie leisten können und nicht blofs das, was sie wissen, ganz entschieden zeigen, sondern auch, was sie nicht wissen; denn dann ist das Bedürfnis der Schüler viel leichter zu befriedigen, als wenn es verhüllt ist.

Schulrath Enk v. d. Burg aus Wien: Nach allem, was wir gehört haben, glaube ich, dass die Verhandlung auf den Punct gekommen ist, den ein Vorredner bezeichnete, nämlich es könne die Frage, ob blofse Texte oder Ausgaben mit Anmerkungen, nicht von der getrennt werden, welche Anmerkungen zweckmäfsig sind. Es ist dieses schwer zu bezeichnen und ich erlaube mir noch einen Schritt weiter zu gehen: Um zu untersuchen, ob eine Ausgabe zweckmäfsig ist, müsste man jede einzelne untersuchen. Ich erlaube mir, um meiner Ansicht etwas concretere Form zu geben, auf eine zufällig mir bekannte hinzudeuten: die der Metamorphosen von Siebelis. Ich glaube, dass eine solche Ausgabe der Stufe, die bei uns die fünfte Classe einnimmt, vollkommen entspricht, weil sie nicht das Verständnis den Schülern so nahe legt, dass sie nichts mehr zu denken hätten, sondern ihnen zweckmäfsigerweise nur das Unentbehrliche gibt. Sie macht aufmerksam durch Fragen, und weist nicht auf Grammatiken, die nachzuschlagen weder Brauch der Schüler ist, noch ihnen füglich zugemuthet werden kann, sondern sie gibt, wenn eine grammatische Beziehung zu besprechen ist, kurz die Regel an, der Schüler kann nachschlagen, wenn er will. Sie macht durch kurze Fragen aufmerksam: hier ist etwas Ungewöhnliches, etwas im prosaischen Sprachgebrauch nicht Vorkommendes u. s. w. Dieses zu bemerken, wird dem Schüler interessant sein und den Vortrag des Lehrers unterstützen. — Nach dem Gesagten würde ich also mir nicht getrauen, im

Allgemeinen ein Urtheil über die Zweckmäfsigkeit zu fällen, sondern für jede einzelne und für jede Stufe die Frage besonders untersuchen.

Geh. R. Wiese: Meine Herren! Es ist über den Gegenstand Manches gesagt worden, dem ich mich von Herzen anschliefse. Ich will mit Uebergehung solcher Seiten der Sache, die mir zwar wichtig scheinen, aber schon berührt sind, auf einiges noch nicht Berührte aufmerksam machen. Wir haben alle die Erfahrung, dass im Allgemeinen nicht genug gelesen wird. Die Zeit reicht eben nicht aus, die Classen sind voll, und so muss das Pensum beschränkt werden. Was ist in einer Stunde alles zu thun! Ein gewissenhafter Lehrer darf Keinen übersehen, er muss den Schülern, er muss dem Gegenstande gerecht werden. Deshalb ist nichts mehr zu wünschen, als dass Alles entfernt wird, was die Erreichung des eigentlichen Zieles verhindert. Ich habe die Erfahrung, dass Lehrer, um solche Hindernisse eines freien Ganges auf das Ziel los zu beseitigen, von den Schülern verlangen, dass sämmtliche, und wären es 70, 80, dieselbe Ausgabe besitzen. Es besteht in Preufsen keinerlei Zwang, sondern ist jedem Lehrer überlassen, sich an eine Ausgabe — ich spreche zunächst von den mittleren und oberen Classen — zu halten, wie er will, und man hat keine Gründe, diese Freiheit für bedenklich zu finden. Es gilt eben auch da: *practica est multiplex*. Ich habe also die Erfahrung, dass Lehrer von allen Schülern die Anschaffung derselben Ausgabe verlangen; damit ist Zeit erspart, denn das kommt immer vor, dass die Schüler zum Theil aus guten, zum Theil aus frivolen Gründen fragen: in meinem Buche lese ich so, wie steht's damit? Damit geht viel Zeit verloren, und der methodische Gang, den der Lehrer sich vorgezeichnet hat, wird unterbrochen. Vor Allem sollen die Schüler aus der Schule die Gewöhnung an ein methodisches Verfahren mitnehmen. Dieses wird nicht erreicht, wenn der Lehrer stets gestört wird. — Noch weiter als diese gehen andere, die verlangen, die Schüler sollen überhaupt keine Ausgabe mit Anmerkungen haben, sondern reine Texte in derselben Ausgabe, z. B. der Teubner'schen, und ich kann nur sagen, dass damit wirklich mehr Zeit gewonnen wird, und bei einem Lehrer, der volle Selbständigkeit hat und sich nicht will stören lassen, der das will, was Dir. Benecke als Aufgabe bezeichnet, nämlich in nicht gestörten geistigen Verkehr mit seinen Schülern treten, wird in der That so mehr erreicht; und dieses bezeichne ich als wünschenswerth. Dabei sind jedoch immer im Auge zu behalten Persönlichkeiten und die Verhältnisse der Anstalten. Es gibt Primen mit wenigen Schülern, da kann man sich freier bewegen; aber diese sind selten, denn unsere Gymnasien sind in den oberen Classen meist überfüllt. Also mein Wunsch ist allerdings, dass in der Schule nichts vor dem Schüler liegt, als reine Texte; die Integrität des Autors wird ihm viel weniger verkümmert, er lernt ihn viel besser kennen, als wenn allerlei Zugaben da sind und die Einfachheit des Verhältnisses stören, die im Unterricht am gedeihlichsten ist. Dabei wird ein gewissenhafter Lehrer es nicht unterlassen, ihnen gut commentirte Ausgaben zu empfehlen, — ich komme hiermit auf

den Unterschied, der schon hat besprochen werden müssen. Jeder, der in Prima unterrichtet hat, wird wissen, dass sich in diesen Classen strebsame Schüler von reiferem Denken finden. Warum sollen diesen z. B. die Bentley'schen Anmerkungen zum Horaz vorenthalten werden? In der Classe jedoch würde ich sie nicht wünschen. Rücksicht auf den Kostenpunct ist allerdings auch zu nehmen. Man könnte nämlich sagen, dann wird sich jeder Schüler in der obersten Classe zwei Ausgaben anzuschaffen haben. Ja, ein Zwang wäre es nicht, und wir haben häufig die Einrichtung, dass empfehlenswerthe Ausgaben mit Anmerkungen in ziemlicher Zahl in den Schülerbibliotheken vorhanden sind. Uebrigens sind diese Ausgaben jetzt so leicht anzuschaffen, so wohlfeil, dass auch für die wenigsten dieses eine zu grofse Zumuthung ist, sich neben dem blofsen Texte noch etwas mehr anzuschaffen. Solche Ausgaben nun, die man empfehlen kann, sind in der That nicht häufig. Es ist schon besprochen, wie häufig den Schülern durch diese Anmerkungen die Selbstthätigkeit verkümmert wird. Ich habe darin bestimmte Erfahrungen; diejenigen Ausgaben sind die besten, die den Schriftsteller aus sich selbst zu erklären suchen, den Sprachgebrauch so behandeln, dass sie auf ähnliche Stellen derselben Schrift oder desselben Autors verweisen. Da ist es Sache des Lehrers, strenge zu sein und die Präparation gehörig zu controliren. Wir könnten die Frage, wie Uebersetzungen unschädlich zu machen sind, auch einmal behandeln. Es ist dieses ein Uebel, dem wir kaum gewachsen zu sein scheinen und gegen welches, wie gegen Misbrauch der Anmerkungen, strenge Controle der Lehrer das einzige Mittel ist. Die Hauptaufgabe ist eine gute Uebersetzung. Wird darauf gehörige Sorgfalt verwendet, so können die faulen Schüler sehr leicht ertappt werden; sie müssen nachweisen, warum sie den Ausdruck so oder so wählen. So kann man ihnen den Misbrauch verleiden und Freude zur Selbstthätigkeit wecken. Ausgaben also, wie die letzte Matthiä'sche der *Epistolae selectae* von Cicero, haben das Gute, dass der Herausgeber sich bemühte, Parallelstellen nur so zu wählen, dass Cicero aus sich selbst erklärt wird. Ich habe die Erfahrung, dass diese Ausgabe bei gehöriger Verwendung sehr gut wirkt. Jedoch gehören solche Ausgaben für das Haus, nicht für die Schule. Hat der Schüler in der Schule Anmerkungen vor sich, so liest er oft, wie gestern schon von Dir. Eckstein erwähnt wurde, das dümmste Zeug heraus, und was er findet, gibt er als Antwort. Wie viel kostet dann dieses Zeit in der Schule. Ein geschickter Lehrer kann dieses allerdings vermeiden, aber wir müssen auf das uns beschränken, was das Beste ist. Für die Schule also nichts als blofse Texte, und zwar wo möglich alle in derselben Ausgabe. Denn dass die Kritik nicht ausgeschlossen werden kann, versteht sich von selbst; dass sie aber so eingeschränkt werden muss, dass nur solche Lesearten beurtheilt werden, bei deren Verwerfung doch Belehrung herauskommt, versteht sich eben so von selbst. Ich würde es als einen grofsen Gewinn für die Förderung der Alterthumswissenschaft betrachten, wenn wir diese Hindernisse besei-

tigten; es wäre ein wesentlicher Fortschritt, in den Classen nichts als die reinen Texte zu gestatten.

Prorector Keller aus Ratibor: Indem ich, was das Princip betrifft, vollkommen einverstanden bin mit dem, was Schober und Benecke gesprochen haben, ferner den Nutzen, den ich den Anmerkungen nicht bestreite, nur dann anerkennen kann, wenn dieselbe commentirte Ausgabe von allen Schülern gebraucht wird, erlaube ich mir auf eine Erfahrung aufmerksam zu machen, die ich wohl nicht allein gemacht habe. Welche Schüler haben Ausgaben mit Anmerkungen? nicht die ärmeren und fleifsigen, sondern regelmäfsig die wohlhabenden und bequemen. Ich frage ferner, wozu haben sie dieselben gekauft? Schon ihrem Charakter nach nicht um sich zu belehren, sondern um sich die Arbeit zu erleichtern. Ich habe die Erfahrung gemacht, dass nicht blofs aufserhalb der Schule grofser Nachtheil entsteht, sondern auch in der Schule selbst; denn zu gleicher Zeit sind jene im Besitz der commentirten Ausgaben befindlichen Schüler die weniger aufmerksamen, dagegen werden alle, denen jene Unterstützung versagt ist, sich angezogen fühlen, sich dort Rathes zu erholen, und so wird durch diese Ungleichheit eine Theilung der Aufmerksamkeit und individuell ein Mangel an Selbstthätigkeit erzeugt. Hätten alle Schüler dieselbe commentirte Ausgabe in Händen, dann würde dieser Uebelstand gehoben werden; so lange dies nicht der Fall ist, werden wir uns entschieden an die blofsen Texte halten.

Director Klix aus Grofs-Glogau: Es ist auf den Unterschied der verschiedenen Stufen der Schüler aufmerksam gemacht worden; ich erlaube mir noch auf einen andern Unterschied hinzuweisen, auf den der verschiedenen Schriftsteller. Ich glaube, dass die Blüthe der Gymnasiallectüre immer in Homer und Horaz ruht, in diesen sollen die Schüler ganz heimisch werden. Recht in das Verständnis eingeführt wird aber nur, wer den Text ohne alle Anmerkungen liest. Alle meine Schüler haben für Horaz und Homer dieselbe Ausgabe ohne Anmerkungen, — ob sie zu Hause andere haben, ist mir gleichgiltig — ich würde mich schämen, wenn in den Händen meiner Schüler die Crusius'sche Ausgabe wäre. Dagegen gibt es andere Schriftsteller, bei deren Lectüre man der Anmerkungen kaum entrathen kann, dahin gehört Sophokles und mehrere Schriften von Cicero. Ich unterrichte seit sieben Jahren in den oberen Classen und habe es immer ohne Mühe durchgesetzt, dass alle Schüler dieselbe Ausgabe haben, im Sophokles die Schneidewin'sche, bei Cicero die der Reden von Halm, ebenso *de nat. deor.* von Schömann. Nun kann ich nicht fassen, wie mehrere Herren gesagt haben, die Arbeit werde durch die Anwendung solcher Ausgaben erleichtert; im Gegentheil verlange ich von allen Schülern, dass sie die Anmerkungen studiren. Der Wechselverkehr wird lebendiger, denn ich setze Dinge voraus, die ich beim Gebrauche der blofsen Textausgabe nicht voraussetzen dürfte, und indem ich diese in meine Fragen an die Schüler hineinziehe, finde ich, dass die Früchte bedeutender sind, als ohne dieses Mittel erreichbar wäre. Darum, wenn

es möglich ist, und dass es möglich ist, kann ich versichern, dass alle Schüler dieselbe Ausgabe haben, so wird es bei einigen Schriftstellern empfehlenswerth sein, Ausgaben mit Anmerkungen zu gebrauchen. Aufser dem angedeuteten Gebrauche der Anmerkungen bringen auch die Einleitungen in den genannten Ausgaben ihren Nutzen. So sind die musterhaften Einleitungen von Halm mir ein sehr wesentliches Mittel gewesen, die Schüler in das Historische einzuführen. Ich habe sie sogar zu stilistischen Uebungen benützt, und habe sowohl mit ihnen als der Schömann'schen Einleitung zu *nat. deor.* ganz überraschende Resultate erzielt, wie die Schüler dadurch veranlasst werden, das Gelesene in seinem ganzen Umfange nochmals durchzustudiren. Und so kann man noch Manches verbinden, um den Zweck der Lectüre möglichst vollständig zu erreichen.

Oberlehrer Flöck: Meine Herren! Es ist mehrfach der Satz ausgesprochen worden, dass es ganz einerlei sei, ob der Schüler Ausgaben mit Anmerkungen oder blofse Texte in den Händen habe. Ich möchte diesen Satz noch durch folgende Bemerkung begründen. Hat nämlich der Schüler die Noten nicht unter dem Texte, so verschafft er sich dieselben durch Speciallexica. Es gibt deren eine grofse Zahl, zu Nepos, Cäsar, Xenophon, Homer. In diesen Speciallexicis sind alle schwierigen Stellen und viele nicht schwierige mehr erklärt und übersetzt, als es dem Lehrer lieb sein muss. Könnten wir erreichen, dass der Schüler, der Ausgaben mit passenden Noten in Händen hat, sich weniger veranlasst fühlte, sich solche Speciallexica anzuschaffen, so wäre dieses eine weitere Empfehlung für die Ausgaben mit Anmerkungen.

Prof. Göbel: Die meisten der Entgegnungen, welche meine Begründung der aufgestellten Thesis erfahren hat, beruhen auf einem Misverständnis des Wortes „zweckmäfsig." Ich habe dieses Wort nur kurz erläutert. Wäre die Frage über die Bedeutung dieses Wortes näher erörtert worden, so würden wohl viele Entgegnungen verschwunden sein. Man hat gesagt, mein Streben schiene dahin zu gehen, durch die Anmerkungen dem Schüler die Arbeit zu erleichtern. Ausdrücklich sagte ich, sie sollten nur das geben, was dem Schüler nach den ihm zu Gebote stehenden Hilfsmitteln nicht zugänglich sein kann. Es versteht sich von selbst, dass zweckmäfsige Anmerkungen dem Schüler die Sache nicht ohne weiteres in den Mund legen dürfen, sondern ihn zum eigenen Nachdenken anregen müssen. Desgleichen, glaube ich, liegt in meinem Antrag geradezu schon, dass ich dieselbe Ausgabe in den Händen aller Schüler voraussetzte. Wie die Anmerkungen dann einzurichten sind, dass sie je nach der verschiedenen Stufe der Schüler und den verschiedenen Schriftstellern anderer Art sein müssen, liegt in der Bestimmung „zweckmäfsig," deren nähere Erörterung für die Discussion wünschenswerth gewesen wäre. — Ein paar einzelne Bemerkungen erlaube ich mir gegen Hrn. Dir. Eckstein. Ich habe nicht behauptet, dass die Eselsbrücken verschwunden sind; das weifs ich nur zu gut, dass noch sehr viele vorhanden sind; aber man kann doch von Buchhändlern erfahren, dass die

Verbreitung mancher Bändchen der Sauppe'schen Sammlung dem Vertriebe der entsprechenden Bändchen der Stuttgarter Uebersetzungen und der Engelmann'schen Ausgaben Abbruch gethan habe. Ferner was den kitzlichen Punct hinsichtlich der Controle der Lehrer durch die Schüler angeht, so ist nicht jeder Schulmann ein Eckstein. Es gibt Schulmänner, die zu Zeiten Ausgaben in Händen gehabt haben, ja selbst in der Schule, wo auf der einen Seite der Text, auf der anderen die deutsche Uebersetzung abgedruckt ist. — Im Uebrigen gestehe ich, aus dieser Discussion viel gelernt zu haben, und bin den Herren, die das Wort ergriffen haben, zu hohem Dank verpflichtet.

Einer Bemerkung des Dir. Eckstein, dass bei dem Forterben der Uebersetzungen eine Abnahme ihres buchhändlerischen Vertriebes noch nicht ein Beweis für die Abnahme ihres Gebrauches sei, entgegnet der Vorsitzende durch Anführung eines einzelnen Beispieles, wo bei einem der gelesensten Platonischen Dialoge gleichzeitig der bedeutende Absatz der Text-Uebersetzungs-Ausgaben sehr erheblich abgenommen und eine mit zweckmäfsigen Anmerkungen versehene sofort nach ihrem Erscheinen grofse Verbreitung gewonnen habe; man dürfe aus einem solchen Falle wohl schliefsen, dass gar manche Schüler denn doch die zweckmäfsige Unterstützung ihrer Präparation der verderblichen durch die Uebersetzung vorziehen, wenn ihnen eben die erstere zugänglich sei. Nachdem hierauf Dir. Eckstein dem Prof. Göbel dafür gedankt, dass er diese Frage zur Anregung gebracht habe, wird die Discussion über Thesis III *C* von der Versammlung für geschlossen erklärt.

Obgleich nach Beendigung dieser Discussion nicht mehr eine volle halbe Stunde für die Verhandlungen übrig war, beschloss die Versammlung, die von Hrn. Dir. Theodor Mayer aufgestellte Thesis IV *D* über Stilistik zur Erörterung zu bringen, und es wurde daher der Verfasser der Thesis aufgefördert, dieselbe in gedrängter Kürze zu begründen.

Dir. Th. Mayer aus Melk: Indem diese Thesis von einer grofsen Zahl der verehrten Anwesenden als der Erörterung würdig erachtet worden ist, erkenne ich eine Art von Billigung der ganzen Frage; und möchte sagen ein nicht ungegründetes Vorurtheil für eine bejahende Antwort; denn wäre sie rein verwerflich, so würde sie gar nicht zur Sprache gekommen sein. Ich habe nur kurz zu fassen, in welcher Beziehung ich meine Thesis aufgestellt habe. Wir in Oesterreich haben traurige Erfahrungen gemacht, wir sind noch zum guten Theil aus den Zeiten der *institutio ad eloquentiam*, wo wir alles lernten, was nicht *eloquentia* war und uns zur förmlichen Stummheit gebracht haben. Diese Zeit ist vorüber und wir bewegen uns in neuer Sphäre, die ich anerkenne, weshalb ich förmlich ausschliefse in der Stilistik die Beengung der schaffenden Geister in Regeln. Obgleich ich es zweckmäfsig finde, dass in Geschichte, Drama etc. gewisse wesentliche Erfordernisse beibehalten werden, so muss ich doch dem individuellen Geiste des Schriftstellers so ungeheuren freien Raum lassen, dass ich ihn nicht in Gesetze einschnüren kann. Es wird ihm jedoch

immer nöthig sein, davon Act zu nehmen. In der Geschichte wird es immer nöthig sein, alles in einem gewissen ruhig durchdachten, viel zusammendrängenden Stil zusammenzufassen, allein die Gesichtspuncte, von denen der Historiker etc. ausgeht, werden sich ewig nicht in Gesetze zwängen lassen, sondern jeder wird seinem Geiste, seiner Forschung etc. eine individuelle Rechnung tragen, und der Leser, Hörer, Beschauer wird diese schätzen. Von dieser Seite kann die Stilistik nicht behandelt werden. Meine Ansicht ist nun diese: Nachdem im sogenannten Untergymnasium die Lehre von der Sprache, die Sprachlehre im Allgemeinen beendigt sein muss, dass an sie gewisse Regeln des Ausdruckes, nicht der Sprache, sich anschliefsen, welcher Ausdruck nichts anderes hat als folgende Rücksichten: Erstens, welcher Ausdruck ist deutlich, welcher undeutlich zur Bezeichnung des Gedankens. Durch viele Beispiele zu erörtern. Zur Deutlichkeit des Ausdruckes trägt mit bei die Lehre vom eigentlichen Ausdruck, der *proprietas verborum*, wie wir sie früher nannten, nämlich jenem Ausdruck, der alle Synonyma, folglich alle mit Nebenbedeutungen verbundenen Worte ausschliefst und für jeden Gedanken den eigentlichen Ausdruck, der wirklich nur einer ist, zu wählen im Stande ist. Diese Wahl, dieses Studium ist für junge Leute von aufserordentlicher Wichtigkeit, und die Synonymik ist in einer Ausdehnung zu treiben, wie man sie bis jetzt gar nicht kannte. In dieser wird wirklich noch immer eine gewisse Anleitung zum Gebrauch der Präpositionen und Bindewörter nöthig sein, die von vielen Menschen und vielen Schriftstellern nicht genau beobachtet werden. Wenn ich vom eigentlichen Ausdruck gesprochen habe, gehe ich mit vieler Ruhe über, obgleich ich auf Widerspruch zu stofsen fürchte wegen der Trivialität, auf den uneigentlichen, der der tropische heifst, und hier behandle ich die abgedroschene Lehre von der Metapher, deren Tiefe einen Philosophen zu dem Geständnis gebracht hat, dass er das Ende der Metapher gar nicht zu fassen vermöge, so dass ich sagen kann, das Gebiet der Metapher stöfst an das Gebiet der Mystik an, die Eines für Alles und Alles für Eines setzt und Alles in solche Verbindung bringt, dass in derselben endlich Alles aufgeht. Von dieser Lehre des eigentlichen Ausdruckes würde ich unterscheiden und angemessen finden die Lehre vom angemessenen Ausdruck blofs in Bezug auf Sprache, von der Angemessenheit des Ausdruckes zur Sache und zur persönlichen Ansicht des Schriftstellers, abgesehen von solchen Beziehungen, die auf andere Felder gehören z. B. durch Courtoisie oder Klugheit. Hat man dieses Capitel vollendet, so kommt man auf die Lehre vom trockenen und blumenreichen Ausdruck, von dem kurzen Stil — wie wichtig sie ist, ist aus dem gestern behandelten Procemium des Tacitus ersichtlich — vom kurzen, gedankengedrängten oder weitläufigen Ausdruck, vom einfachen, verschlungenen Ausdruck und vom fehlerhaften Stil, wobei zu bemerken ist, dass ich nicht fehlerhaft finde, wenn der Schriftsteller den barocken Einfällen seiner Phantasie freien Raum lässt. Es kommt dann eine Lehre von verschiedener Natur, vom figurirten Ausdruck, die so leicht ist beseitigt worden durch die Be-

zeichnung: Frage, Antwort, Ausruf, was soll das sein? die Natur gibt es selbst. Und doch ist sie von alten Rhetoren, im Lateinischen von Cicero, im Griechischen von Dionysius aufserordentlich wichtig gefunden und mit aller Weitläufigkeit behandelt worden, und haben sich daraus Männer zu Rednern gebildet. Der figurirte Ausdruck gibt nichts als eine künstliche Wendung des Gedankens entfernt vom einfachen natürlichen Ausdruck, künstliche Wendung zu irgend einem Zwecke. Und wenn der künstliche Ausdruck auch nur studirt würde, um die Feinheiten eines oder des anderen Schriftstellers oder eines Menschen, der uns damit kommt, zu durchschauen, so wäre für die Klugheit des einzelnen viel gewonnen. Daran schliefsen sich ästhetische Begriffe vom Schönen und Erhabenen an etc., die gegenwärtig in keiner Theorie behandelt werden. — — (Vom Vorsitzenden an die bereits verflossene Zeit erinnert, bricht Dr. Mayer hier seinen Vortrag ab.) —

Prof. Schopf aus Wien: Wenn man die Stilistik wissenschaftlich behandeln will, ruht sie auf der Basis der Grammatik, der Logik, der Psychologie, der Aesthetik. Diese sind nicht vorhanden in den Mittelschulen, also gibt es auch keine Stilistik als Wissenschaft in den Mittelschulen. Aber die Schüler sollen zu einem ordentlichen Stile geleitet werden, sie sollen die Befähigung erhalten, Aufsätze zu schreiben. Das ist etwas ganz Praktisches und nichts Wissenschaftliches, obgleich mit der Wissenschaft in enger Beziehung. Die Grundlage hierzu muss eine gehörige Mustersammlung von geeigneten Aufsätzen sein, die etwas in sich Abgeschlossenes und in den Gedankenkreis der Jugend Passendes enthalten. Aber diese Sammlung muss anders beschaffen sein als die bisherigen, denn die meisten bisherigen bestehen in Sammlungen guter Aufsätze ohne einen die Auswahl und die Anordnung regelnden Gedanken. Diese Sammlung müsste systematisch sein, vom Leichteren zum Schwereren fortschreiten und nach und nach die verschiedenen Darstellungsformen dem Schüler vor die Augen führen. Allerdings wird auch dann, wenn eine derartige Sammlung vorhanden ist, der Lehrer mannigfache Bemerkungen dazu machen, er wird die Schüler noch mündlich auf das, was in den Aufsätzen zu finden ist, aufmerksam machen. Die Schüler sollen diese Bemerkungen sich einprägen, so dass sie daraus nach und nach ein Ganzes bekommen, was eine Uebersicht geben würde, die sich einer Theorie nähert. Aber wenn dieser stilistische Unterricht schon in den mittleren Classen beginnt, etwa in der vierten, fünften Classe, so wird man die Wahrnehmung machen können, dass die wenigsten Schüler die Fähigkeit haben, derartige Bemerkungen ordentlich niederzuschreiben und in ein Ganzes zu vereinigen. Wenn nun der Lehrer durch ein Büchlein ihnen dasjenige an die Hand geben kann, was er sonst auch mündlich erklärt, oder wenigstens Anhaltspuncte dazu, gleichsam ein Memoriale zum Lesebuch, so wird es nützlich sein. In diesem Sinne mag ich den Schulgebrauch einer Stilistik vertheidigen, als Memoriale zum Lesebuch, aber nur in diesem Sinn, in jedem anderen würde das Theoretisiren schädlich sein.

G. R. Brüggemann: Meine Herren! In Preufsen ist eine Sammlung deutscher Musterstücke erschienen für die oberen Classen, die in Bezug auf die Auswahl sehr viel Anerkennung gefunden hat. Beigefügt ist ein kurzer Abriss der Rhetorik, Poetik und Literaturgeschichte. Bei der ersten Anfrage, die an die Staatsbehörde gestellt wurde, über die Benützung des Buches, wurde von ihr die Erlaubnis zur Einführung ertheilt, jedoch dazugefügt, dass es keinem Lehrer gestattet sei, die Rhetorik, Poetik oder Literaturgeschichte systematisch vorzutragen. Ich spreche hier keineswegs als Organ einer Staatsbehörde und bitte, was ich zur Bestreitung dieser Thesis anführe, lediglich als meine Privatmeinung anzusehen, wie ich hier überhaupt keine andere Stellung habe, als jedes andere Mitglied der geehrten Versammlung. — Dass Begriffe und Erklärungen, wie der Hr. Antragsteller sie bezeichnete, dem Gymnasialunterricht nicht fremd bleiben können, bedarf keines Nachweises; was für eine Bildung wäre erreicht, wenn ein Primaner nicht wüsste, was eine Metapher etc. ist, was für ein Ziel, wenn er nicht einige Rechenschaft von eigentlichem und uneigentlichem Ausdruck geben könnte? Aber etwas ganz anderes ist die Frage, ob es mit in die Aufgabe des Gymnasiums gehört, dergleichen Disciplinen systematisch und als besondere Disciplinen abzuhandeln. Meine Herren! Lesen, verstehen, in sich aufnehmen, ist Haupterziehungsmittel im Gymnasium; eine Wissenschaft im Zusammenhang vorzutragen und Principien zu erklären, ist Aufgabe der Universität, und für sie sollen unsere Schüler fähig gemacht werden. Ich kann es nicht unterlassen, nochmals auf das hinzuweisen, was ich am Schlusse der vorjährigen Philologenversammlung gesagt habe: nicht gesättigte Schüler sollen wir entlassen, sondern Schüler mit Hunger und Durst nach Gerechtigkeit und Wissen; so viel soll gegeben werden, dass Eifer und Begierde sie erfüllt, wenn sie auf die Universität kommen. Ich will das Praktische noch näher erläutern. Alles was der Herr Antragsteller verlangt, ist Aufgabe von Sexta bis Prima, aber überall nach dem Standpunct der Classe. Vom uneigentlichen Ausdruck muss der Schüler etwas erfahren. Wenn in den Lesestücken der Quinta oder Quarta das Wort 'Trieb' vorkommt, warum sollte der Lehrer nicht dem Schüler vom Trieb im Mühlrad, im Thier, im Geist sprechen und ihn ahnen lassen, dass hier ein allgemeiner, aber verschieden gedachter Begriff vorliegt? Warum sollte nicht bei poetischen Stücken auf den poetischen Ausdruck hingewiesen werden, wenn anders diese Classen ihre Aufgabe erfüllen sollen. Kann man in Secunda und Prima vermeiden, auf die nothwendigen Eigenschaften eines guten Stiles Rücksicht zu nehmen? Es muss an jeder Stelle geschehen, die Anlass bietet, und aufsteigend die systematische Auffassung vorbereitet, aber nicht vollendet werden; denn dazu gehört Kenntnis der psychologischen und logischen Principien, ohne welche Stilistik und Rhetorik unmöglich sind. Ich kann nicht dafür stimmen, dass in den oberen Classen eine Mustersammlung, angelegt nach den Gesichtspuncten dieser systematischen Stilistik und Rhetorik, gebraucht werde. Die Mustersammlung muss dem Schüler das beste aus unserer

neueren deutschen Literatur vorführen, was durch Inhalt und Form und Darstellung als mustergiltig anzusehen ist, mag es für die Erklärung stilistischer, poetischer oder rhetorischer Regeln passen oder nicht. Deshalb, weil diese Stücke Musterstücke sind, werden sie Anlass bieten, auf die Erörterung der Regeln zu kommen, die zu erörtern sind. Gestatten Sie dem Lehrer die Freiheit, sich einen bestimmten Plan zu machen, bei Erklärung prosaischer Stücke diesen oder jenen Gesichtspunct hervorzuheben, gestatten Sie die Freiheit, aus poetischen Sammlungen die Stücke zu wählen, die sich an analoge griechische oder lateinische anschliefsen, um nothwendige Vergleichungen eintreten zu lassen, um auf die Begriffe poetischer Gattungen, auf die Unterschiede des Ausdruckes, auf die Gesetze metrischer Composition aufmerksam zu machen. — Die Zeit drängt; ich meine also: Alles, was der Hr. Antragsteller verlangt, soll berücksichtigt werden, nach dem verschiedenen Standpunct der Classen von Sexta bis Prima, aber wenn auch zur systematischen Auffassung vorbereitet wird, vollendet soll sie selbst in Prima nicht werden. Der Primaner soll wissen, dass es eine Stilistik, Poetik, Rhetorik gibt, die ihn weiter beschäftigen wird, wenn ihm in weitern Kreisen das, bei dem es sich um wissenschaftliche Grundlegung handelt, wird zugeführt werden. Ich fürchte, dass bei der kurzen Zeit, die für die vaterländische Literatur bestimmt ist, der Einwirkung auf Gemüth und Verstand der Schüler ein grofser Eintrag geschähe, wenn wir von diesen Lesestunden etwas abziehen und sie zur trockenen Darstellung einer systematischen Disciplin verwenden würden.

Dir. Eckstein (der früher das Wort verlangt hatte): Ich werde mich hüten, noch etwas hinzuzufügen. Ich wollte nur meine Verwunderung aussprechen, dass das als ein Fortschritt bezeichnet wird, was ich für einen entschiedenen Rückschritt halten müsste.

Präsident: Die Zeit setzt unseren Discussionen ein Ende, nicht die Sache selbst; denn wenn wir auch den eben vorliegenden Gegenstand als abgethan betrachten wollten, liegen uns noch andere Fragen vor, welche in Betrachtung zu ziehen die Versammlung beschlossen hatte. Aber die Zeit unserer Berathungen ist bereits verflossen. Ich hoffe, dass an die Besprechungen, welche wir in der kurzen Frist dieser drei Tage geführt haben, die verehrten Mitglieder der Versammlung gerne zurückdenken. Es hat sich über mehrere Fragen eine überwiegende Einigkeit gezeigt, und dies waren durchweg solche, deren Entscheidung von eingreifender Wichtigkeit für das praktische Schulleben ist. Wenn bei dem einen in der gestrigen Sitzung verhandelten Gegenstande, über die Mittel zur Förderung des Lateinsprechens, ein Principienstreit, zu dem ein möglicher Anlass vorlag, von der Versammlung selbst abgelehnt wurde, so geschah dieses gewiss nicht in Gleichgiltigkeit gegen die pädagogischen Principien des Gymnasialunterrichtes, sondern in der begründeten Ueberzeugung, dass eine Versammlung nicht der Ort ist, über Principien zur Verständigung zu führen, dass sie vielmehr der Ort ist, wichtige Erfahrungen auszu-

tauschen und dadurch gegenseitige Belehrung zu schaffen. Der verehrte Vorsitzende der 18. Philologenversammlung, mein werther College Hr. Prof. Miklosich, wies bei Eröffnung der Sitzungen auf die eigenthümlich günstige Lage hin, in welcher diese Versammlung von Schulmännern sich befinde, indem sie nicht genöthigt ist, die bejahende oder verneinende Beantwortung, zu der bei Discussion einer Frage gelangt ist, sogleich zur gebietenden Norm zu machen. Die Wahrheit dieser Bemerkung wird sich bei unserer heutigen Discussion über den Gebrauch bloſser Texte oder commentierter Ausgaben bestätigt haben; denn es zeigte sich, wie schwierig es ist, nach verschiedenen dabei einzuhaltenden Gesichtspuncten zu festen Abgrenzungen einer allgemeinen Norm zu gelangen. Indessen ist hiermit der Werth dieser Verhandlungen nur von der negativen Seite bezeichnet; ihre positive Bedeutung liegt jedenfalls in dem, was wir aus ihnen zu unserer eigenen weiteren Wirksamkeit hinzubringen. Man beruft sich im Schulleben und muss sich berufen auf die Erfahrungen, die man in der Lehrthätigkeit macht; aber man kann nicht mehr erfahren, als man versucht, und was man erfahre, hängt von der Weise ab, wie man versucht. Darum wird die Mittheilung thatsächlicher Erfahrungen von denkenden Schulmännern zu einer Anregung, auf die Mittel zu denken, welche zur Erreichung desselben Zieles führen können. Dass wir aus den in diesen Tagen gehaltenen Besprechungen solche Anregung reichlich in unsere weitere Lehrthätigkeit hinübernehmen, das ist meine feste Ueberzeugung, und ich drücke gewiss die Gesinnung der Versammlung aus, wenn ich sage, dass wir den Männern, die uns geeignete Gegenstände vorgelegt haben, zu Dank verpflichtet sind. Möchten sich viele von uns über ein Jahr im Norden Deutschlands wieder finden und dort fortsetzen, was hier begonnen ist. Indem ich die pädagogischen Verhandlungen unserer gegenwärtigen Versammlung schlieſse, habe ich den verehrten Mitgliedern nicht bloſs für das Vertrauen zu danken, welches mich mit dem Vorsitze betraute, sondern noch mehr dafür, dass die verehrte Versammlung selbst mir die Erfüllung des ehrenden Auftrages leicht gemacht hat. Denn indem ohne mein Zuthun die Discussion stets an der Sache selbst streng festhielt, ist es möglich geworden, über wichtige Fragen, wenn nicht überall zur Entscheidung, so doch zu klarer Darlegung der Gründe für und wider zu gelangen.

Schluss der Sitzung 11 1/4 Uhr.

Aus den Sitzungen der orientalischen Section der Philologen-Versammlung.

In der ersten Sitzung wurde die Versammlung, nachdem die Mitglieder ihre Namen behufs der Anfertigung eines Verzeichnisses eigenhändig niedergeschrieben hatten, von ihrem Präsidenten, Hrn. Hofrath Anton v. Hammer, mit einer entsprechenden Eröffnungsrede in der Hauptstadt des Oesterreichischen Kaiserstaates willkommen geheifsen, dessen Verdienste um Förderung des Studiums morgenländischer Sprachen eben wieder von den deutschen Orientalisten in ehrender Weise durch die Wahl der Stadt Wien zur diesjährigen Zusammenkunft anerkannt worden seien. Weiter erwähnte der Vorsitzende der Werke, die aus Anlass der gegenwärtigen Versammlung von hiesigen Professoren vorgelegt worden waren: Blüthenkranz aus Dschami's zweitem Diwan, von Prof. Wickerhauser den hochverehrten deutschen Gästen zur Begrüfsung dahier dargebracht; Notiz über die Wüstenaraber, in's Deutsche übersetzt etc. von Prof. Hafsan; über die Zeichen Hemse und die drei damit überschriebenen Buchstaben Elif, Waw und Ie der arabischen Schrift von Prof. Barb.

Ueber Antrag des Präsidenten wurden sodann Herr Prof. Wickerhauser zum Vice-Präsidenten, Hr. Hofsecretär Baron Buschmann und Hr. Hofconzipist Prof. Barb zu Secretären erwählt. Auch die Wahlen in die Commissionen der Rechnungsprüfung und für die Bestimmung des nächstjährigen Versammlungsortes wurden vorgenommen und mehrere Druckwerke (Flügel, 7. Band Hadschi Chalfa's; Barb, Abhandlung über die Orthographie des Hemse; Chalil Efendi durch Herrn Dr. Behrnauer, die Reise des Beiruter Arztes Selim Bostroe) für die Bibliothek der deutschen morgenländischen Gesellschaft vorgelegt.

Prof. Barb sprach über die Präteritalbildung des persischen Verbums und beantragte die Einleitung einer Discussion oder commissionellen Prüfung, ob die von ihm über diese Bildung aufgestellten Gesetze vom specifischen Standpuncte des organischen Baues der persischen Sprache Anspruch auf Giltigkeit haben können, dann in wie weit deren Giltigkeit vom Standpuncte der vergleichenden Sprachwissenschaft angefochten werden könnte und ob nicht vielmehr dieser Widerstreit zu vermitteln wäre? Die hieran sich knüpfende Discussion führte zu keinem entschei-

denden Resultate; die Professoren Barb und Boller werden ihre ausführlich motivirten Ansichten in der Zeitschrift veröffentlichen.

Prof. Anger übergab im Namen des Hofraths Stickel dessen Werk: das Etruskische durch Erklärung von Inschriften und Namen als semitische Sprache erwiesen.

In der zweiten Sitzung (27. September) wurde von Prof. Fleischer Braunschweig als die zum nächstjährigen Versammlungsort von der Commission bestimmte Stadt unter der Voraussetzung der dortigen staatsbehördlichen Zustimmung bezeichnet; eventuelle Hindernisse würden jedoch zur Wahl eines anderen Ortes führen, dessen Name seiner Zeit öffentlich bekannt gegeben werden sollte.

Als Vorstands-Mitglieder wurden die Herren Professoren Hoffmann und Brockhaus wieder, an die Stelle des Hrn. Prof. Wüstenfeld Hr. Hofrath v. Hammer, und zwar letzterer fast einstimmig erwählt.

Der Präsident eröffnet der Versammlung, dass von der durch V. v. Rosenzweig verfassten und sammt dem Originaltexte in der Herausgabe begriffenen metrischen Uebersetzung des gröſsten persischen Lyrikers Hafis, der erste Band in der kaiserl. Staatsdruckerei bereits vollendet vorliege, und dass der gelehrte Verfasser leider durch den Gebrauch einer Badekur gehindert sei, in der Versammlung zu erscheinen.

Es wurden sodann die Geschäfts-, Redactions- und Bibliotheks-Berichte gelesen und von Prof. Wüstenfeld der bis auf wenige Bogen abgedruckte zweite Band der Chronik von Mekka mit dem Antrage vorgelegt, es möge der Herausgabe des dritten Bandes das gröſsere Werk des Fasi zu Grunde gelegt werden. Der Antrag wurde angenommen.

Für die Bibliothek der morgenländischen Gesellschaft wurden mehrere Druckwerke vorgelegt: Suleyman-Namé, von Hrn. Dr. Behrnauer, und das medizinische Werk Abul-Mansur's von Hrn. Prof. Dr. Seligmann, der hierbei zugleich die literarhistorische und graphische Wichtigkeit dieses von ihm herausgegebenen Werkchens in ersterer Beziehung, namentlich wegen des zwischen der griechischen und indischen Medizin hervortretenden Zusammenhanges besprach.

Hr. Dr. Behrnauer sprach über das Sendschreiben des Ibn Seidun an Ibn Dschahwar von Cordova.

Hr. Prof. Fleischer meldete einen Gruſs des russischen Staatsrathes Dorn, theilte Geschäftliches mit und ersuchte, dass die in der Versammlung gehaltenen Vorträge baldigst an die Redaction der Zeitschrift eingesendet werden mögen.

Hr. Prof. Wüstenfeld sprach den allgemein gefühlten Wunsch aus, dass die Drucklegung des von Hrn. Prof. Flügel verfassten Kataloges der Handschriften der k. k. Hofbibliothek in Wien bei der k. k. Regierung befürwortet werden möge.

Hr. Prof. Flügel erklärte, er hege die freudige Hoffnung, diesen allseitigen Wunsch in Erfüllung gehen zu sehen.

In der dritten Sitzung (28. September) sprach Hr. Prof. Hafsan über das Bedürfnis einer praktischen Richtung im Unterrichte der vulgär-arabischen Sprache und über die von ihm beabsichtigte Herausgabe eines derlei arabisch-deutschen und deutsch-arabischen Wörterbuches.

Hr. Dr. Böttcher erbat sich Notizen für seine Sammlung unter dem Titel: *Bibliotheca semitica.*

Hr. Dr. Jellinek hielt einen Vortrag über die bei der vorjährigen Versammlung in Breslau beschlossene kritische Bearbeitung und Herausgabe der Aramäischen Versionen der Bibel (Targumim).

Hr. Dr. Rödiger besprach die bisherigen Ergebnisse dieser Aufgabe, wies auf die Schwierigkeiten der bezüglichen Vorarbeiten und die Varianten der Londoner Polyglotte hin und meinte, dass der Zweck nicht blos im Ganzen auf systematischem Wege, sondern auch partiell durch Einsendung von Aufsätzen, Notizen und Berichtigungen an die Redaction der Zeitschrift zur Aufnahme in dieselbe zu verfolgen wäre.

Im Hinblick hierauf erinnerte Hr. Prof. Anger, dass Hr. Dr. Levy in Breslau eine Vergleichung von 434 *variae lectiones* Luzzato's von Onkelos mit der complutensischen Ausgabe und einem vortrefflichen Manuscripte der Breslauer Magdalenen-Bibliothek besitze und diese Sammlung zu Gebote zu stellen erklärt habe.

Hr. Dr. Arnold stellte noch im Namen des Prof. Zacher Anfragen bezüglich einiger in der Literatur des Mittelalters vorkommenden Namen, wie Gral, Perzival, Benennungen der Planeten etc., ob nämlich hierüber nicht Aufschlüsse in der rabbinischen oder arabischen Literatur zu finden seien.

Der Hr. Präsident schloss diese dritte und letzte Sitzung mit herzlichen Abschiedsworten, die im Namen der ganzen Versammlung dankend von dem Herrn k. preufsischen geheimen Regierungsrathe Prof. Bernstein erwiedert wurden.

VERHANDLUNGEN

DER

NEUNZEHNTEN VERSAMMLUNG

DEUTSCHER PHILOLOGEN, SCHULMÄNNER

UND

ORIENTALISTEN

IN

BRAUNSCHWEIG

VOM 26. BIS 29. SEPTEMBER 1860.

MIT 2 LITHOGRAPHIERTEN ABBILDUNGEN.

LEIPZIG.

DRUCK UND VERLAG VON B. G. TEUBNER.

1861.

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig

aus den Jahren 1860 und 1861

auf den Gebieten der Philologie und Alterthumswissenschaft

und der

Literatur des Unterrichts.

Baumeister, Augustus, de Atie et Adrasto. Commentatio. 4. Geh. n. 6 Ngr.

Carmina, popularia, Graeciae recentioris. Edidit Arnoldus Passow. gr. 8. Geh. n. 4 Thlr. 20 Ngr.

Catonis, M., praeter librum de re rustica quae extant. Henricus Jordan recensuit et prolegomena scripsit. gr. 8. Geh. n. 1 Thlr. 20 Ngr.

Cholevius, L., Professor am Kneiphöf'schen Stadtgymnasium zu Königsberg i. Pr., **Dispositionen und Materialien zu deutschen Aufsätzen** über Themata für die beiden ersten Classen höherer Lehranstalten. 8. Geh. n. 24 Ngr.

Corssen, Wilhelm, die neuesten Enthüllungen über die Landesschule Pforta. Den alten Pförtnern gewidmet. 8. Geh. 5 Ngr.

Dietsch, Rudolf, Lehrbuch der Geschichte für die obern Classen der Gymnasien und zum Selbststudium. Zweite vollständig neu bearbeitete Auflage. Ersten Bandes 1. Abtheilung: Die Geschichte des Orients und Griechenlands. gr. 8. Geh. 1 Thlr.

——— ——— Ersten Bandes 2. Abtheilung: Die Geschichte der Römer und der mit ihnen in Beziehung getretenen Völker. gr. 8. Geh. 1⅓ Thlr.

——— **Grundriss der allgemeinen Geschichte** für die oberen Gymnasialclassen. Zweiter Theil. Dritte Auflage. 8. Geh. 12 Ngr.

——— **Abriss der Brandenburgisch-Preussischen Geschichte.** Mit 3 Karten. Beigabe zu des Verfassers Grundriss der allgemeinen Geschichte. Zweite durchgesehene Auflage. gr. 8. Geh. 12 Ngr.

Dronke, Gustav, die religiösen und sittlichen Vorstellungen des Aeschylos und Sophokles. Besonderer Abdruck aus dem vierten Supplementbande der Jahrbücher für classische Philologie. gr. 8. Geh. 24 Ngr.

Düntzer, H., die Interpolationen im eilften Buche der Ilias. Besonderer Abdruck aus dem dritten Supplementbande der Jahrbücher für classische Philologie. gr. 8. Geh. 8 Ngr.

Friedländer, Ludwig, zwei Homerische Wörterverzeichnisse. Besonderer Abdruck aus dem dritten Supplementbande der Jahrbücher für classische Philologie. gr. 8. Geh. 24 Ngr.

Fritzsche, Herm., zu Theokrit und Virgil. gr. 8. Geh. n. 8 Ngr.

Geoponicon in sermonem syriacum versorum quae supersunt. P. Lagardius edidit. Formis Teubnerianis exemplaria facta CL. gr. 8. n. 4 Thlr.

Grammatici Latini ex recensione Henrici Keilii. Vol. III. Fasc. 2: **Prisciani opera minora** ex rec. H. Keilii. gr. Lex.-8. Geh. n. 2 Thlr. 10 Ngr.

[**Grote, Georg,**] **Griechische Mythologie und Antiquitäten** nebst der Abhandlung über Homer und ausgewählten Abschnitten über die Chronologie, Litteratur, Kunst, Musik u. s. f. Uebersetzt aus Georg Grote's Griechischer Geschichte von Dr. Theodor Fischer. Vierter Band (Schluss). gr. 8. Geh. n. 3 Thlr.

Habenicht, Richard, Gymnasiallehrer in Zittau, **die Grundzüge der lateinischen Prosodie und Metrik** in gänzlich umgearbeiteter, berichtigter und vervollständigter Fassung kurz dargestellt und mit neu ausgewählten Beispielen erläutert. 8. Geh. 6 Ngr.

Hanovii, Friderici, in Theophrasti characteras symbolae criticae alterae. 4. Geh. 6 Ngr.

Horazens Satiren. Lateinisch und deutsch mit Erläuterungen von Dr. Ludwig Döderlein. gr. 8. Geh. n. 2 Thlr. 10 Ngr.

Huebner, Aemilius, de senatus populique Romani actis. Commentatio ex annal. philol. supplemento tertio seorsum expressa. gr. 8. Geh. n. 16 Ngr.

Hymni Homerici. Recensuit, apparatum criticum collegit, adnotationem cum suam tum selectam variorum subiunxit Augustus Baumeister. gr. 8. Geh. n. 2 Thlr. 12 Ngr.

Jahrbücher, neue, für Philologie und Pädagogik. Begründet von Mag. Joh. Christ. Jahn. Herausgegeben von R. Dietsch, Professor in Grimma, und A. Fleckeisen, Professor in Frankfurt a. M. 1860 und 1861. Jährlich 12 Hefte. Preis n. 9 Thlr.

——— **für classische Philologie.** (I. Abth. der neuen Jahrbücher für Philologie.) Herausgegeben von A. Fleckeisen. Dritter Supplementband 5. Heft n. 20 Ngr. 6. Heft n. 24 Ngr. Vierter Supplementband 1. Heft n. 24 Ngr.

Keil, H., Quaestiones grammaticae. gr. 8. Geh. n. 6 Ngr.

Kretzschmer, Julius, de A. Gellii fontibus. Part. I. **De auctoribus A. Gellii grammaticis.** Dissertatio inauguralis philologica. gr. 8. Geh. n. 16 Ngr.

Krüger, Gustavus, Theologumena Pausaniae. Dissertatio philologica. gr. 8. Geh. n. 6 Ngr.

Kurz, Heinrich, Leitfaden zur Geschichte der deutschen Literatur. gr. 8. Geh. n. 28 Ngr.

VERHANDLUNGEN

DER

NEUNZEHNTEN VERSAMMLUNG

DEUTSCHER PHILOLOGEN, SCHULMÄNNER

UND

ORIENTALISTEN

IN

BRAUNSCHWEIG

VOM 26. BIS 29. SEPTEMBER 1860.

MIT 2 LITHOGRAPHIERTEN ABBILDUNGEN.

LEIPZIG:

DRUCK UND VERLAG VON B. G. TEUBNER.

1861.

Inhalt.

I.

Bekanntmachung

die Versammlung deutscher Philologen, Schulmänner und Orientalisten betreffend.

Die Unterzeichneten, durch die vorjährige Versammlung deutscher Philologen, Schulmänner und Orientalisten zu Wien mit dem Auftrage beehrt, zu der neunzehnten im Sept. dieses Jahrs in Braunschweig zu haltenden Versammlung die erforderlichen Vorbereitungen zu treffen und die Leitung derselben zu übernehmen, glauben durch die gegenwärtigen Zeitverhältnisse vollkommen gerechtfertigt zu sein und nur im Interesse der gedachten Versammlung selbst, der eine möglichst grosse Betheiligung aus allen Gegenden des deutschen Vaterlandes wünschenswerth ist, zu handeln, wenn sie die Versammlung für dieses Jahr aussetzen. Das Präsidium der vorjährigen Versammlung hat sich um so mehr damit einverstanden erklärt, je mehr zu wünschen sei, 'dass die glücklich angeknüpfte Verbindung zwischen deutschen Schulmännern und Philologen ausserhalb und innerhalb Oesterreichs durch den Besuch der nächsten Versammlung fortgesetzt werde, wozu in diesem Jahre keine Aussicht sei.' Im speciellen Interesse derjenigen Männer, welche aus Oesterreich zu der Versammlung gehen möchten, wird daher auch von dieser Seite gewünscht, dass ihr Zusammentreten um ein Jahr verschoben werde. Indem wir uns gern der Hoffnung überlassen, dass die im vorigen Jahre zu Wien mit freudiger Theilnahme begrüsste 'Gemeinsamkeit wissenschaftlicher Bestrebungen in Deutschland und Oesterreich' durch die nachfolgenden Versammlungen immer mehr werde gefördert werden, und dass der Versammlung ferner kein Hindernis in den Weg treten wird, werden wir nicht ermangeln im nächsten Jahre dem uns gewordenen Auftrage zu entsprechen und rechtzeitig die Versammlung zu berufen.

Braunschweig und Wolfenbüttel, Anf. Juli 1859.

G. T. A. Krüger. J. Jeep.

II.

Bekanntmachung.

Mit höchster Genehmigung wird die im vorigen Jahre ausgesetzte neunzehnte Versammlung deutscher Philologen, Schulmänner und Orientalisten in den Tagen vom 26. bis 29. Sept. d. J. zu Braunschweig stattfinden. Indem die Unterzeichneten sich beehren, zu derselben hiermit ganz ergebenst einzuladen, erklären sie sich gern bereit, Anfragen und Wünsche, die sich auf die Theilnahme an der Versammlung beziehen, zu welcher nach § 4 der Statuten 'jeder

Philologe und Schulmann, welcher durch bestandene Prüfungen, durch ein öffentliches Amt oder durch litterarische Leistungen dem Vereine die nöthige Gewähr gibt, berechtigt ist,' entgegenzunehmen und zu erledigen. Zugleich bitten sie um vorläufige Anzeige der von einzelnen Theilnehmern beabsichtigten Vorträge.

Braunschweig und Wolfenbüttel, den 6. Juni 1860.

G. T. A. Krüger. J. Jeep.

III.

Tagesordnung.

Dienstag, den 25. September.

8 Uhr Abends. Begrüssung auf dem Altstadt-Rathhaussaale.

Mittwoch, den 26. September.

9 Uhr. Vorbereitende Sitzung (im Landschaftshause). Gesang der Liedertafel. Eröffnungsrede des Präsidenten. Bildung des Bureaus und der Sectionen.

12½ Uhr. Gabelfrühstück auf dem Altstadt-Rathhaussaale.

1½ Uhr. Fahrt nach Wolfenbüttel.

8 Uhr Abends. Gesellige Zusammenkunft auf dem bezeichneten Rathhaussaale.

Donnerstag, den 27. September.

8—10 Uhr. Sitzung der pädagogischen Section im Locale des grossen Clubs.

10—2 Uhr. Erste allgemeine Sitzung im grossen Saale des Landschaftshauses. Gleichzeitig Sitzung der Orientalisten im blauen Saale desselben Hauses.

2 Uhr. Mittagsmahl (à Couv. 25 Sgr.) im Altstadt-Rathhaussaale.

6½ Uhr. Festvorstellung im Herzogl. Theater (Lessing's Emilia Galotti). *

Freitag, den 28. September.

8—10 Uhr. Sitzung der pädagogischen Section.

10—2 Uhr. Zweite allgemeine Sitzung. Gleichzeitig Sitzung der Orientalisten.

2 Uhr. Mittagsessen.

5 Uhr. Schlusssitzung. Vorlesung des 'Königs Oedipus von Sophokles' in deutscher Bearbeitung durch Dir. Prof. *Gravenhorst* aus Bremen.

8 Uhr Abends. Gesellige Zusammenkunft. Beleuchtung des Marktes und des Rathhauses durch bengalische Flammen.

Sonnabend, den 29. September.

Fahrt nach Harzburg.

*) Wegen eines in der Nähe des Theaters ausgebrochenen Brandes muste diese Vorstellung auf den folgenden Tag verschoben werden. Die Festvorstellung wie die am 26. und 29. September veranstalteten Eisenbahnfahrten verdankte die Versammlung der Gnade Sr. Hoheit des Herzogs und des Hohen Herzogl. Staatsministerium.

IV.

Verzeichnis der Mitglieder nach den Heimatsländern geordnet.

(Die zu Ehrenmitgliedern ernannten Herren siehe in dem Protokoll über die vorbereitende Sitzung.)

Anhalt.

Bernburg: 1. Director und Professor Dr. Francke.
2. Professor Dr. Günther.
3. Professor A. Nicolai.

Dessau: 4. Schul- u. Consistorialrath Dr. Ritter.
5. Oberlehrer Dr. Schütze.

Köthen: 6. Schulrath und Director Kramer.

Zerbst: 7. Professor Dr. W. Corte.
8. Oberlehrer F. Kindscher.
9. Director Schulrath Dr. Sintenis.

Bayern.

Erlangen: 10. Hofrath, Professor und Studienrector Dr. Döderlein.
11. Professor Dr. Heinr. Keil.
12. Studienlehrer M. Lechner.

München: 13. v. Martini, k. russ. Staatsrath.

Würzburg: 14. Hofrath und Professor Dr. Urlichs.

Braunschweig.

Ahlum 15. Superintendent Schedel.

Blankenburg: 16. Oberlehrer Brökelmann.
17. Oberlehrer Dr. G. Lange.
18. Director Dr. Schütte.

Braunschweig: 19. Waisenhauslehrer Apel.
20. Professor Dr. W. Assmann.
21. Director des Realgymnasiums Dr. Berglein.
22. Oberlehrer Dr. H. Birnbaum.
23. Kreisrichter Bode.
24. Commissär Bolte.
25. Studiosus der Landwirthschaft Bolte.

Braunschweig: 26. Oberlehrer Dr. Fr. Brandes.
27. Professor Brandes.
28. Dr. iur. Dedekind, Hofrath und Professor am Colleg. Carol.
29. Referendar Dr. iur. Dedekind.
30. Oberlehrer Dr. H. Dürre.
31. Pastor F. Freist.
32. Dr. med. B. Franck, Director des heil-gymnastischen und orthopädischen Instituts.
33. Oberlehrer Dav. Giffhorn.
34. Lehrer H. Günther.
35. Obergerichtsadvocat Häusler.
36. Director Dr. Hartwig.
37. Oberlehrer F. von Heinemann.
38. Professor O. von Heinemann.
39. Oberlehrer Heller.
40. Hofrath Henneberg.
41. Bankier Hilzheimer.
42. Obergerichtsadvokat Hornig.
43. Waisenhauslehrer Jeimke.
44. Pastor Klügel.
45. Oberlehrer K. Koch.
46. Director Professor Dr. G. T. A. Krüger, Präsident der Versammlung.
47. Dr. phil. W. Kubel.
48. Professor Dr. W. Lachmann.
49. Schulinspector Lang.
50. Geheimer Rath Langerfeldt.
51. Hofbuchhändler Ed. Leibrock.
52. Dr. Lemcke.
53. Director Dr. Lüttge.
54. Collaborator R. Mack.
55. Stadtrath Dr. iur. Meier.
56. Cand. phil. O. Meier.

Braunschweig: 57. Dr. Heinr. Meyer.
58. Oberlehrer Dr. T. Müller.
59. Ordinarius H. Niemeyer.
60. Cand. theol. Fr. Niemeyer.
61. Pastor Oberhey.
62. Gymnasiallehrer A. Olfe.
63. Redacteur der Reichszeitung Dr. Otto.
64. Oberlehrer H. Peters.
65. Superintendent Fr. Pfeifer.
66. Cand. phil. Ritter.
67. Pastor Rossmann.
68. Gymnasiallehrer Rossmann.
69. Oberlehrer W. Sack.
70. Schulinspector Sattler.
71. Dr. phil. C. Schiller.
72. Hauptmann und Professor am Colleg. Carol. Schleiter.
73. Dr. E. Schrader.
74. Cand. theol. H. Schrader.
75. Waisenhauslehrer Skerl.
76. Oberlehrer C. Spengler.
77. Cand. phil. Ad. Steinmeyer.
78. Pastor W. Steinmeyer.
79. Cand. theol. R. Steinmeyer.
80. Referendar Stünkel.
81. Professor am Colleg. Carol. Dr. L. Ph. Sy.
82. Hof- und Domprediger Dr. theol. Thiele.
83. Cand. theol. W. Tunica.
84. Medicinalrath Dr. med. Uhde.
85. Buchhändler Ed. Vieweg.
86. Buchhändler Heinr. Vieweg.
87. Pastor A. Weber.
88. Professor am Colleg. Carol. G. C. F. Werner.
89. Pastor Witting.

Helmstedt: 90. Oberlehrer Th. Cunze.
91. Oberlehrer Dr. Daubertz.
92. Oberlehrer Dr. Hausdörffer.
93. Director Professor Dr. Hess.
94. Oberlehrer W. Knoch.
95. Oberlehrer Dr. Petri.

Holzminden: 96. Director Dauber.
97. Oberlehrer Dr. Lerdloff.
98. Collaborator Dr. Marx.
99. Oberlehrer Dr. Pätz.
100. Oberlehrer Dr. Schaumann.

Kattenstedt: 101. Pastor Münck.

Lesse: 102. Cand. theol. W. Kellner.

Sauingen: 103. Pastor Morich.

Seesen: 104. Lehrer Dr. Fels.
105. Lehrer Morich.

Wenden: 106. Pastor Nicolai.

Wolfenbüttel: 107. Probst und Superintendent Apfel.
108. Bibliothekar Dr. Bethmann.
109. Oberlehrer Aug. Cunze.
110. Cand. phil. Drewes.
111. Director Dr. Ph. Ehrenberg.
112. Cand. theol. W. Hille.
113. Director Professor J. Jeep, Vicepräsident der Versammlung.
114. Oberlehrer Dr. Jeep.
115. Oberlehrer H. Lungershausen.
116. Stud. phil. L. Poppendieck.
117. Oberlehrer Rosenbaum.
118. Oberlehrer Dr. Schäfer.

Bremen.

Bremen: 119. Gymnasialdirector Professor Gravenhorst.
120. Professor Dr. Hertzberg, Vorstand der Handelsschule.
121. Oberlehrer Dr. Pletzner.
122. Domprediger Schmelzkopf.
123. Dr. phil. Ad. Torstrick.

England.

Cambridge: 124. Collaborator Sidgwick.

London: 125. Studiosus Hedgman.
126. Privatlehrer H. Oberdieck.

Frankfurt.

Frankfurt a. M.: 127. Professsor Dr. Fleckeisen.

Frankreich.

Paris: 128. Professor Dr. J. Oppert.

Hamburg.

Hamburg: 129. Professor Dr. Chr. Petersen.
130. Professor Dr. Redslob.

Hannover.

Celle: 131. Director Brock.
132. Conrector Dr. Ebeling.
133. Collaborator Haage.
134. Oberlehrer J. Helms.
135. Subrector Langreuter.
136. Oberlehrer Nordtmeyer.

Clausthal: 137. Professor Dr. Muhlert.

Clausthal: 138. Collaborator Dr. Pertz.
139. Oberlehrer Dr. Schuster.
Emden: 140. Director Dr. Schweckendieck.
Göttingen: 141. Professor Dr. Theod. Benfey.
142. Professor Dr. Bertheau.
143. Professor Dr. E. Curtius.
144. Professor Dr. H. Ewald.
145. Gymnasiallehrer Fick.
146. Gymnasialdirector Dr. Geffers.
147. Collaborator Hentze.
148. Repetent H. Jeep.
149. Gymnasiallehrer Dr. Lattmann.
150. Professor Dr. E. v. Leutsch.
151. Conrector H. D. Müller.
152. Hofrath Professor Dr. Herm. Sauppe, der Z. Prorector der Universität.
153. Rector Schöning.
154. Cand. phil. Seeburg.
155. Professor Dr. Wüstenfeld.
Goslar: 156. Cand. phil. W. Himly.
Hannover: 157. Director Dr. Ahrens.
158. Oberlehrer Dr. Bruhns.
159. Schuldirector Dr. H. Dieckmann.
160. Rector Dr. R. Kühner.
161. Collaborator Mejer.
162. Collaborator Dr. A. Müller.
163. Lehrer Sander.
164. Schulrath C. Schmalfuss.
Hildesheim: 165. Conrector Hachmeister.
166. Oberlehrer Runge.
167. Conrector E. Ziel.
Ilfeld: 168. Conrector Hahmann.
Lingen: 169. Collaborator Dr. Aug. Francke.
Lüneburg: 170. Collaborator Dr. K. Abicht.
171. Director Hoffmann.
172. Conrector Dr. Lahmeyer.
173. Collaborator Dr. Sauvin.
174. Collaborator Steinmetz.

Hessen-Darmstadt.

Giessen: 175. Professor Dr. Ludw. Lange.

Holstein.

Altona: 176. Gymnasiallehrer Kirchhoff.
Glückstadt: 177. Collaborator Dr. Harries.

Kurhessen.

Cassel: 178. Gymnasiallehrer Dr. Gross.
Fulda: 179. Gymnasiallehrer Körber.
180. Gymnasiallehrer Dr. Ostermann.
Marburg: 181. Professor Dr. Cäsar.
182. Professor der Theologie Dr. theol. Henke.

Lübeck.

Lübeck: 183. Oberlehrer Dr. A. Baumeister.
184. Professor C. Prien.

Mecklenburg.

Güstrow: 185. Director Dr. Raspe.
Neustrelitz: 186. Schulrath Professor Dr. Eggert.
Parchim: 187. Director Dr. Lübker.
188. Oberlehrer Dr. A. Mommsen.
189. Oberlehrer Dr. W. Pfitzner.
Rostock: 190. Professor Dr. Fritzsche.

Nassau.

Wiesbaden: 191. Regierungsrath Dr. Firnhaber.

Oesterreich.

Wien: 192. Professor Dr. E. Hoffmann.
193. Dr. Leo Reinisch von der Universitätsbibliothek.

Preussen.

Aachen: 194. Oberlehrer Dr. J. Savelsberg.
Aschersleben: 195. Director der Realschule Dr. Hüser.
Berlin: 196. Dr. ph. Ascherson.
197. Professor Dr. Herrig.
198. Dr. ph. Krüger.
199. Professor Dr. Lepsius.
200. Rector Dr. Mahn.
201. Oberlehrer Dr. Fr. Dav. Müller.
202. Professor Dr. Petermann.
203. Professor Dr. Plötz.
204. Professor Dr. J. Richter.
205. Professor Dr. Weber.
Breslau: 206. Professor Dr. Haase.
207. Professor Dr. Rud. Westphal.
Cöln: 208. Professor und Bibliothekar Dr. Düntzer.
Cösfeld: 209. Gymnasiallehrer Esch.
210. Gymnasiallehrer Dr. theol. und phil. Teipel.
Crefeld: 211. Director Dr. A. Rein.
Danzig: 212. Oberl. Dr. Fr. Strehlke.
Dortmund: 213. Prorector Dr. Böhme.
214. Oberlehrer Schramm.
Eisleben: 215. Professor Gerhardt.

Elberfeld: 216. Gymnasiallehrer Dr. Crecelius.
217. Gymnasiallehrer Dr. Gid. Vogt.
Frankfurt a. d. O.: 218. Conrector Dr. Reinhardt.
Glogau: 219. Director des evang. Gymn. Dr. Klix.
Greifswald: 220. Professor Dr. Hertz.
221. Professor Dr. Susemihl.
Gütersloh: 222. Oberlehrer Dietlein.
Halberstadt: 223. Gymnasiallehrer Dr. W. Drenckmann.
224. Professor Dr. Rehdantz.
225. Gymnasialdir. Dr. Theod. Schmid.
226. Seminardirect. Steinberg.
227. Gymnasiallehrer Dr. H. Willmann.
Halle a. d. S.: 228. Oberlehrer und Docent Dr. Arnold.
229. Professor Dr. Bergk.
230. Professor Dr. Bernhardy.
231. Mathematiker C. Brinkmann.
232. Oberlehrer Dr. Dryander.
233. Director Dr. Eckstein.
234. Professor Dr. Haym.
235. Realschullehrer Hölzke.
236. Inspector Dr. Liebmann.
237. Oberlehrer Dr. Nasemann.
238. Professor Dr. Pott.
Hamm: 239. Gymnasiallehrer Schnelle.
240. Director Dr. Wendt.
Herford: 241. Gymnasiallehrer Dr. Faber.
242. Gymnasiallehrer Nieländer.
Kempen: 243. Director Dr. Schürmann.
Königsberg i. d. N.: 244. Oberlehrer Heyer.
245. Director Dr. Nauck.
Königsberg i. Pr.: 246. Director des Friedrichs-Collegiums Dr. Horkel.
247. Provinzial-Schulrath Dr. Schrader.
Landsberg a. d. W.: 248. Gymnasiallehrer Dr. Hudemann.
249. Oberlehrer A. Pfautsch.
Liegnitz: 250. Inspector Dr. F. Meister.
Luckau: 251. Quartus Dr. Lipsius.
Magdeburg: 252. Gymnasiallehrer Gerland.
253. Gymnasiallehrer F. Gloël.
254. Oberlehrer Dr. Götze.
255. Stadtschulrath Grubitz.

Magdeburg: 256. Provinzial-Schulrath Dr. Heiland.
257. Gymnasiallehrer Hildebrand.
258. Oberlehrer Dr. Ilberg.
259. Probst und Director Dr. G. W. Müller.
260. Gymnasiallehrer Dr. Ortmann.
261. Regierungsrath Dr. Schulz.
262. Director und Professor Wiggert.
Merseburg: 263. Gymnasiallehrer Dr. Gloël.
Minden: 264. Oberlehrer Haupt.
Mühlhausen: 265. Conrector Dr. Hasper.
Mülheim a. d. R.: 266. Oberlehrer Dr. Andresen.
Münster: 267. Gymnasialdirector Ferd. Schulz.
Neustettin: 268. Director Dr. Röder.
Quedlinburg: 269. Subrector Kallenbach.
Rastenburg: 270. Professor Dr. Kühnast.
Salzwedel: 271. Oberlehrer Dr. Hahn.
272. Gymnasiallehrer Henkel.
273. Gymnasiallehrer Dr. Steinhart.
Schulpforte: 274. Rector Dr. Peter.
275. Professor Dr. Steinhart.
Schwelm: 276. Reallehrer Guericke.
Siegen: 277. Realschullehrer Dr. Gerhard.
Stendal: 278. Gymnasiall. Ludw. Götze
279. Director Dr. Krahner.
280. Oberl. Dr. Schötensack.
Stettin: 281. Professor W. Langbein.
282. Provinzial-Schulrath Dr. Wehrmann.
Tilsit: 283. Prorector Dr. Düringer.
Torgau: 284. Professor Rothmann.
Wernigerode: 285. Rector Bachmann.
286. Lehrer Dr. Ebeling.
287. Oberl. Dr. Förstemann.
Wittenberg: 288. Oberlehrer Stier.
289. Gymnasiall. Dr. Wentrup.

Russland.

Dorpat: 290. Staatsrath Professor Dr. Mercklin.
Petersburg: 291. Mag. Philos. Lugebiel.
292. Professor A. Schiefner.

Sachsen (Königr.)

Dresden: 293. Geh. Kirchen- und Schulrath Dr. Gilbert.

Dresden: 294. Oberlehrer Dr. Helbig.
295. Rector a. D. Rüdiger.
Grimma: 296. Professor Dr. Rud. Dietsch.
297. Oberlehrer Dr. B. Dinter.
Leipzig: 298. Professor Dr. Anger.
299. Professor Dr. Brockhaus.
300. Professor Dr. Bursian.
301. Professor Dr. Fleischer.
302. Professor Dr. Wachsmuth.
Meissen: 303. Professor Oertel.
Plauen: 304. Director Professor Dr. Palm.
305. Gymnasiallehrer Dr. Schubart.

Sächsische Herzogthümer.

Altenburg: 306. Geh. Rath Dr. von der Gabelentz.
Eisenach: 307. Professor Dr. iur. W. Rein.
Weimar: 308. Professor Dr. Lothholz.
309. Gymnasiallehrer Dr. Meurer.
310. Hofrath und Oberbibliothekar Dr. Preller.
311. Gymnasiallehrer Dr. Schubart.

Schweiz.

Basel: 312. Professor Dr. Dor. Gerlach.
313. Dr. Merian.
314. Privatdocent Dr. Ed. Wölflin.
Bern: 315. Professor Sprenger.

Württemberg.

Maulbronn: 316. Ephorus des evangel. Seminar Dr. Bäumlein.
Rottweil: 317. Stadtpfarrer Dr. Wolff.

Das Verzeichnis von Freitag, dem 28. September, welches erst nach vollendetem Satz des obigen in die Hände des Herausgebers kam, enthält noch folgende Theilnehmer:

aus **Braunschweig:** Dr. phil. Sommer, Lehrer,
aus **Göttingen:** Oberschulinspector a. D. und Bibliotheks-Accessist E. Krüger,
Bibliothekar Dr. W. Müldener,
Carl Müller,
aus **Hannover:** Oberlehrer Dr. W. Wiedasch,
aus **Coblenz:** Gymnasiallehrer Dr. Schwerdt.

Die Zahl sämmtlicher in den officiellen Verzeichnissen aufgeführter Theilnehmer belief sich demnach auf 323.

Berichtigt wird, dass der unter Braunschweig Nr. 38 aufgeführte Prof. O. von Heinemann unter Bernburg zu setzen ist.

V.

Vorbereitende Sitzung.

Mittwoch den 26. September 1860, 9 Uhr Vormittags.

Nachdem die verehrliche Liedertafel die Versammlung durch Vortrag einer Stelle aus Schiller's Künstlern, componiert von *Felix Mendelssohn-Bartholdy*, begrüsst hatte, hielt der Präsident, Dir. Prof. Dr. *G. T. A. Krüger* folgende Eröffnungsrede:

Hochzuverehrende Herren!

Ein ganzes Jahr später, als auf der letzten Versammlung deutscher Philologen, Schulmänner und Orientalisten zu Wien beschlossen wurde, hat unsere Stadt die Ehre Sie in ihrer Mitte zu begrüssen. Die Verantwortlichkeit für diese Verspätung trifft zunächst das von Ihnen gewählte Präsidium, und so muss ich Ihnen gegenüber es als meine erste Pflicht ansehen, mich und den mir beigeordneten geehrten Amtsgenossen wegen unserer Säumnis zu rechtfertigen, oder wenn eine Rechtfertigung nicht gelingen sollte, wenigstens um Entschuldigung und um Nachsicht mit einer gewis verzeihlichen irrigen Ansicht zu bitten, welche es uns rathsam erscheinen liess, die auf das vorige Jahr bestimmte Versammlung auf das gegenwärtige Jahr zu verschieben.

Ihnen allen, meine Herren, ist es noch im frischen Andenken, was für Gefahren in der ersten Hälfte des vorigen Jahres, von dem verhängnisvollen Neujahrsgrusse an bis zu dem alle Welt überraschenden Friedensschlusse, unser deutsches Vaterland bedroheten, und was für ein Unheil innerhalb dieser Zeit über den Staat hereinbrach, der zuletzt in seiner Hauptstadt unsern Verein gastlich aufgenommen und sein Interesse an den Bestrebungen desselben durch eine zahlreiche Betheiligung seiner gelehrten Mitbürger an demselben an den Tag gelegt hatte. Eine Zeit, in welcher man überall, so weit die deutsche Zunge reicht, jeden Augenblick schien zu dem Schwerte greifen zu müssen, um die bedroheten Gränzen zu vertheidigen, war wahrlich nicht dazu geeignet Versammlungen, wie die unsrige, zu veranstalten. Indem wir diese Ansicht als eine hinreichend gerechtfertigte, wenigstens bei der Mehrzahl der Theilnehmer an derselben, glaubten voraussetzen zu dürfen, veröffentlichten wir in der Mitte des vorigen Sommers den Beschluss, die Versammlung für jenes Jahr auszusetzen, namentlich auch mit Rücksicht darauf, dass auf eine Betheiligung an derselben aus weiterer Ferne, und am wenigsten von dorther schien gerechnet werden zu dürfen, wo unserm Vereine zuletzt so freundlich die Bruderhand gereicht war. Unmittelbar darauf folgte freilich der Friedensschluss, der manchem vielleicht als ein Vorbote günstigerer Zeiten für das Zusammentreten unseres den Studien des Friedens gewidmeten Vereins noch in jenem Jahre erscheinen mochte. Allein

nahe genug lag auch die Erinnerung an das bekannte *timeo Danaos et dona ferentes:* eine Besorgnis, die sich ja auch nichts weniger als unbegründet erwiesen hat, wenn auch unser Vaterland von den Verwicklungen und Kriegen, zu denen jener Friedensschluss den Keim in sich trug, nicht unmittelbar berührt worden ist. Wir konnten es daher nicht für rathsam halten, den einmal gefassten und veröffentlichten Entschluss sofort wieder zu ändern und die Versammlung noch für jenes Jahr zu berufen, da noch immer gewitterschwangere Wolken genug über unserm Haupte schwebten, und die Gemüther zu der Zeit, wo der veränderte Entschluss hätte bekannt gemacht werden müssen, noch nicht die Ruhe wieder gewonnen haben konnten, deren unser Verein zu einem ungestörten gemüthlichen Zusammensein zu bedürfen schien. Durch eine solche Verschiebung unserer Zusammenkunft um ein Jahr ist unser Verein zwar um die Früchte gebracht, welche schon jenes Jahr ihm hätte tragen können. Desto reichere Früchte dürfen wir aber unstreitig für dieses Jahr von demselben erwarten, um so mehr, da die Hoffnung auf eine so zahlreiche Theilnahme, wie sie im vergangenen Jahre schwerlich zu erwarten gewesen sein würde, uns nicht getäuscht hat.

Ihrer Beurtheilung, meine Herren, muss ich es nun anheim stellen, ob Sie diese Gründe, welche uns zur Aussetzung der Versammlung im vorigen Jahre bestimmten, als triftig und stichhaltig anerkennen können und wollen, und ob wir vor Ihnen dieserhalb hinreichend gerechtfertigt dastehen. — Sollte dies indessen nicht der Fall sein, so hoffen wir doch auch von Seiten der strengern Beurtheiler unseres Verfahrens wenigstens einer nachsichtsvollen Entschuldigung gewis sein zu dürfen.

Schon zu verschiedenen Malen ist bei der Wahl des Versammlungsortes für unsern Verein die Aufmerksamkeit auf Braunschweig gerichtet gewesen; doch machten Gründe verschiedener Art diese Wahl bisher unmöglich. Dass dieses Mal, wo den Statuten des Vereins zufolge wieder eine Stadt des nördlichen Deutschlands für die Zusammenkunft desselben zu bestimmen war, die Wahl bei dieser meiner Vaterstadt stehen geblieben ist, das ist es, wofür ich nicht blos hocherfreut in meinem Namen Ihnen den aufrichtigsten Dank sage, sondern im Namen der gesamten Stadt und der hohen und höchsten Behörden, welche die Auszeichnung, die durch Ihre Anwesenheit unserer Stadt widerfährt, nach Gebühr zu schätzen wissen. — Braunschweigs Name darf sich wohl rühmen im Auslande einen guten Klang zu haben; dafür zeugt wenigstens der Umstand, dass es in den letzten Decennien schon oft der Versammlungsort für Vereine der verschiedensten Art gewesen ist, von denen, wie ich glaube ohne alle Anmassung behaupten zu dürfen, keiner von der hier genossenen Aufnahme ganz unbefriedigt von uns geschieden ist.

Darf ich mich aber auch auf das Zeugnis eines hochachtbaren Mannes berufen, der einst mit zu den Stiftern unsers Vereins gehörte, so erlauben Sie mir hier noch des Urtheils zu gedenken, welches einst *Jacob Grimm* in seiner Gedächtnisrede auf *Carl Lachmann* *) über dessen Geburtsstadt aussprach, indem er Braunschweig eine Stadt nannte, 'wo gute Sitte herkömmlich fortgepflanzt werde, eine Stadt, die lange Zeit in ganz Norddeutschland ihren alten Ruhm behauptet, die nicht wenig grosse Männer in sich gezeugt und genährt, und fast immer einen freien Sinn bewahrt habe'.

In dieser Vaterstadt unsers *Lachmann*, einer zugleich durch ihr Alter ehrwürdigen Stadt, welche im Begriff ist, im nächsten Jahre das Fest ihres tausendjährigen Bestehens zu

*) S. 3.

feiern, heisse ich daher Sie, verehrte Herren, herzlich willkommen, und wünsche dabei nichts mehr, als dass durch Ihren wenn auch nur kurzen Aufenthalt in derselben Ihnen Gelegenheit dargeboten werden möge, das so eben erwähnte Urtheil Jacob Grimms durch eigene Erfahrung bestätigt zu sehen.

Gross ist zwar der Abstand unserer Stadt von der Stadt, welche vor zwei Jahren Sie in Ihren Mauern gastlich aufnahm. Allein nicht der äussere Glanz einer Kaiserstadt ist es, welcher unsern Verein fesselt und anzieht. Auch kleinere Städte haben jederzeit seinen Wünschen und Bedürfnissen genügt, wenn nur ein herzlicher Empfang ihm gewährt wurde. Und dass es an Beweisen von diesem Ihnen hier nicht fehlen werde, dafür glaube ich mich verbürgen zu dürfen.

Indem Sie aber Braunschweig zu Ihrem Versammlungsorte wählten, und zugleich mir einen lieben Amtsgenossen aus Wolfenbüttel beiordneten, darf ich voraussetzen, dass Sie auch die Nähe des durch seine vor allem dem Philologen wichtigen litterarischen Schätze ausgezeichneten, uns so nahe verbundenen Wolfenbüttels mit ins Auge fassten, welches Ihnen für Manches, was Sie hier vielleicht vermissen, einen reichen Ersatz darzubieten im Stande ist; — die Nähe der Stadt, in welcher vor zweihundert Jahren ein hochgebildeter und gelehrter Fürst die Bibliothek gründete, die noch bis auf diesen Tag in weiter Ferne sich eines wohlverdienten Rufes erfreut, und gewiss schon manchem unter Ihnen für seine Studien nicht unerhebliche Hülfsmittel gewährte; — die Bibliothek, welche ausserdem einst den Mann zum Vorstande hatte, den unser Land in der letzten Periode seines Lebens mit Stolz den Seinen nennen konnte, und dessen von Meisterhand geschaffenes Standbild jetzt unserer Stadt zu einer ihrer Hauptzierden dient, *Gotthold Ephraim Lessing*.

So freudig ich indessen auch durch die nicht geahnte Wahl unseres Braunschweig zu dem Orte der gegenwärtigen Versammlung überrascht wurde, — eine Wahl, welche, auch wenn sie noch hätte abgelehnt werden können, nachdem sie ohne unser Wissen bereits definitiv getroffen war, von keiner Seite zurückgewiesen sein würde, — so kann und darf ich es Ihnen, hochverehrte Herren, doch nicht verbergen, wie sehr die auf mich gefallene Wahl zum ersten Vorstande und Leiter Ihrer Verhandlungen in derselben mich in Verlegenheit gesetzt hat. Mit Freuden habe ich mich zwar in Verbindung mit meinem verehrten Collegen den Geschäften unterzogen, welche die Vorbereitungen zu dieser Versammlung mit sich führen; denn ich würde mich selbst eines grossen Undankes gegen den Verein schuldig erkannt haben, dem ich selbst, so oft ich Gelegenheit hatte an seinen Versammlungen Theil zu nehmen, die genuss- und lehrreichsten Stunden verdankte, wenn ich irgend eine Mühwaltung, zu der mich meine Kenntnis der hiesigen Oertlichkeit und hiesiger Verhältnisse befähigte, hätte von mir weisen wollen. Allein je höher ich die Ehre zu schätzen weiss, welche Sie durch Ihre Wahl mir erwiesen haben, um so tiefer fühle ich, wie wenig ich in anderen Beziehungen den Erwartungen werde entsprechen können, zu denen Sie von dem, den Sie an diesen Platz gestellt haben, berechtigt sind. — Um der noch lebenden Ihnen allen wohlbekannten Meister vom Stuhle, die vor mir an dieser Stelle gestanden haben, nicht zu gedenken — ich soll also Ihnen gegenüber die Stelle einnehmen, die einst ein *Friedrich Jacobs*, ein *Gottfried Hermann*, ein *Karl Friedrich Hermann* und der nun auch heimgegangene *Friedrich Thiersch* zu vertreten gehabt haben. Ich selbst habe das Glück gehabt, diese Heroen der Wissenschaft in unseren Versammlungen von Angesicht zu schauen; und wenn ich jetzt sie und viele andere, unter deren Auspicien dieselben bis jetzt gehalten sind, mir vergegenwärtige, da sinkt mir

der Muth, und gern würde ich Sie bitten, noch jetzt zu dem, was weiter dem Präsidium in Ihrem Kreise obliegt, aus Ihrer Mitte einen geeigneteren und würdigeren zu wählen, wenn ich nicht fürchten müste, hiedurch gegen die Statuten des Vereins zu verstossen und unvorhergesehene Verlegenheiten zu bereiten. Wenn ich daher in das Unabänderliche mich füge, so kann dies nur geschehen im Vertrauen auf eine Nachsicht, die ich wenigstens durch das Bestreben, meinen Verpflichtungen nach besten Kräften nachzukommen, zu verdienen suchen werde, um die ich aber dessenohngeachtet auf das Dringendste zu bitten für meine erste Pflicht halte.

Noch ehe ich aber diese Bitte in specieller Beziehung auf den Vortrag an Sie richte, welchen Sie nach geschehener Begrüssung dem Herkommen gemäss an dieser Stelle von mir zu erwarten berechtigt sind, wie könnte ich es unterlassen den Gefühlen Worte zu geben, die sicherlich Sie alle, meine Herren, in diesem Augenblicke gleich mir bewegen, bei dem Gedanken, dass nun auch der Mann aus unserer Mitte geschieden ist, dem zunächst nebst unserm verehrten Freunde *Rost*, welchem leider durch unerwartet eingetretene Hindernisse die längst beabsichtigte Theilnahme an der gegenwärtigen Versammlung unmöglich gemacht ist, unser Verein sein Entstehen verdankt, und der, so oft die Umstände es ihm vergönnten, demselben seine thätigste Theilnahme zuwandte. Wir betrauern aber nicht blos den Verlust *Friedrich Thierschs*, welcher in dem verwichenen Jahre unsern Verein betroffen hat, sondern auch eines andern Mitgliedes, welches zuletzt in Erlangen in Gemeinschaft mit unserm hochverehrten *Döderlein* die Verhandlungen unserer Versammlung leitete, *Fr. Nägelsbachs*, des berühmten Philologen und Theologen, den schon im Anfange des vorigen Jahres der Tod noch in den Jahren männlicher Kraft aus unserer Mitte genommen hat. — Vielleicht nur wenigen unter Ihnen ist es bekannt oder aus eigener Erfahrung erinnerlich, dass beide zusammen gerade der ersten Versammlung des im Jahre 1837, in den glänzenden Tagen des hundertjährigen Jubiläums der Göttinger Universität gestifteten Vereins, zu Nürnberg im J. 1838 in verschiedener Weise vorstanden, *Thiersch* als Präsident, *Nägelsbach* als Schriftführer, welcher ausserdem, so wie Thiersch die Versammlung mit einer Ansprache eröffnet hatte, dieselbe mit einem Abschiedsworte schloss, in dem er zugleich seine anerkannte Meisterschaft in der Sprache beurkundete, welcher eines seiner wichtigsten philologischen Werke gewidmet ist. — Was dem einen wie dem andern unsere Wissenschaft in ihrem ganzen Umfange verdankt, ist zu bekannt, als dass es hier noch einer besondern Erwähnung bedürfte. Darf ich aber in éinem Worte den Eindruck zusammenfassen, den die persönliche Erscheinung des ersteren in unserm Vereine, so oft wir das Glück hatten ihn in unserer Mitte zu sehen, gewiss auf einen jeden von uns gemacht hat, so weiss ich kein passenderes dafür zu finden, als das Horazische Wort, welches der verewigte *Nägelsbach* in der eben erwähnten Schlussrede auf ihn anwandte, indem er hinwies auf die *mitis sapientia Thierschii, quae nostram societatem congregavit*,*) und als das Homerische *τοῦ ῥα ἀπὸ στόματος μέλιτος γλυκίων ῥέεν αὐδή*, welche wir zu bewundern hatten, so oft er unter uns als Redner auftrat: die Rede, welche nun auf immer auch für uns verstummt ist. Und was wäre zu kürzester Bezeichnung des ganzen Wesens des andern geeigneter, als das Zeugnis, welches sein verehrter Amtsgenosse bei der ihm gewidmeten Trauerfeier von ihm ablegte, indem er ihn bezeichnete als einen 'ganzen Mann, der sich frei

---

*) S. Verhandlungen der ersten Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Nürnberg 1838, S. 51.

von Selbstsucht wie irgend einer hielt, und mit aller Wärme des Gemüths und der Liebe, und dabei mit gleicher Festigkeit sein Leben in rein sittlichen Bestrebungen aufgehen liess'. *)

Doch nicht blos diese beiden Männer sind es, welche seit unserer letzten Versammlung der Tod unserm Vereine entrissen hat. Auch noch ein Mitstifter desselben, damals noch eine Zierde der Georgia Augusta, der jüngere von dem berühmten Brüderpaare, das in unzertrennlicher Gemeinschaft der Studien die Förderung deutscher Sprachkunde und Sprachwissenschaft zur Aufgabe seines Lebens gemacht hatte, *Wilhelm Grimm*, ist dahin geschieden; — und auch der Mann endlich ist nicht mehr, den die zu Göttingen versammelten Philologen, im Begriff unsern Verein zu gründen, an ihre Spitze beriefen, um in Otfried Müllers Hause unter seinen Auspicien die Statuten desselben festzustellen, *Alexander von Humboldt*, der Mann, dem (wie einst Fr. Jacobs in seiner Abschiedsrede **) vor der Versammlung zu Gotha sich aussprach) 'vor unzähligen andern Geist und Gemüth im reichsten Maasse, Wissenschaft im weitesten Umfange, Schärfe der Beobachtung, Tiefe der Forschung, und mit alle dem die Gabe der Rede, das *sapere* und *fari* verliehen war', 'diese Zierde deutschen Adels und deutscher Wissenschaft', für welche ihm vergönnt war bis zum höchsten Ziele des menschlichen Lebens ununterbrochen thätig zu sein.

Wohl geziemt es also unserm Vereine, dieser aller in der heutigen Versammlung zu gedenken, und in stiller Wehmuth ihren Manen den Tribut unserer Verehrung darzubringen. Darf ich hoffen, nur in Ihrem Sinne gehandelt zu haben, wenn ich gleich bei diesem ersten Zusammentritt unserer Versammlung dieses vierfachen schmerzlichen Verlustes gedachte, so bitte ich Sie, zum Zeichen Ihrer Zustimmung und zur Beurkundung Ihrer Gefühle bei der Erinnerung an denselben sich von Ihren Sitzen zu erheben.

Nachdem die Versammlung durch allgemeines Aufstehen ihre vollste Zustimmung zu erkennen gegeben hatte, fuhr der Redner fort:

Gedenke ich jetzt der manigfachen inhaltreichen und gelehrten Vorträge, mit welchen die Männer, die vor mir das von Ihrer Güte, meine Herren, jetzt mir übertragene Ehrenamt bekleideten, unsere Versammlungen eröffnet haben, und bemesse ich danach die Ansprüche, die Sie an dergleichen Vorträge zu machen gewohnt und berechtigt sind, so fühle ich aufs Neue, wie sehr ich Ihrer Nachsicht bedarf, indem ich Ihnen nichts darzubieten vermag, wodurch die Wissenschaft, der wir angehören, in irgend einer Weise gefördert würde, und was von dieser Seite Ihr Interesse in Anspruch nehmen könnte.

Indem ich aber zwar den angesehensten Vertretern philologischer Wissenschaft gegenüber stehe, erkenne ich doch zugleich in einer grossen Anzahl von Ihnen hochachtbare Amtsgenossen in dem Berufe, welcher der Vorbereitung auf diese Wissenschaft, sowie auf die höheren wissenschaftlichen Studien überhaupt gewidmet ist. Ich stehe als Schulmann hier auch vor Schulmännern, die neben der Pflege philologischer Wissenschaft, welche die Grundlage unseres Gymnasialunterrichts ausmacht, es als ihre Hauptaufgabe erkennen, als Lehrer und Erzieher, und im umfassendsten Sinne des Wortes als Bildner der ihnen anvertrauten Jugend thätig

---

*) Oeffentliche Reden mit einem Anhange pädagogischer und philologischer Beiträge von Dr. *Ludwig Döderlein.* Frankfurt a. M. und Erlangen 1860. S. 241.

**) S. Verhandl. deutscher Philologen und Schulmänner zu Gotha 1840, S. 117.

zu sein, um dieselben für die Studien empfänglich zu machen, welche sie einst unter der Leitung akademischer Lehrer zu betreiben bestimmt sind.

Ohne die logische Richtigkeit der Trichotomie bestreiten zu wollen, derzufolge unser Verein statutenmässig aus Philologen, Schulmännern und Orientalisten besteht, erlaube ich mir doch eine Dichotomie als ebenso richtig an die Stelle derselben zu setzen, oder eine andere Trichotomie, sofern auch solche Gelehrte im Fache der classischen oder orientalischen Philologie dem Vereine angehören, die ohne ein Lehramt auf Universitäten oder Schulen zu bekleiden, sich demselben angeschlossen haben. Abgesehen aber von diesen theilt sich die Gesamtheit unsers Vereins in solche, welche entweder ein akademisches Lehramt oder ein Schulamt verwalten, mit Ausnahme der wenigen, die in der seltenen, sei es günstigen oder ungünstigen Lage sind, beide Aemter mit einander zu verbinden. — Dem Lehramte gehört also die bei weitem grösste Mehrzahl der hier Versammelten an; und so mag es denn wohl mir als Schulmann gestattet sein, wenn ich von dem Amte, das eben mir als Lehrer obliegt, den Stoff zu den Betrachtungen hernehme, für welche ich mir Ihre geneigte Aufmerksamkeit auf einige Augenblicke erbitte.

Indem ich nämlich neben den Schulmännern, die unserm Vereine angehören, auch eine nicht geringe Anzahl akademischer Lehrer in dieser Versammlung erwarten durfte, richtete sich unwillkürlich mein Blick auf eine Betrachtung des Schulamts im Vergleich mit dem akademischen Lehramte; und wenn gleich nur das erste aus eigner langjähriger Erfahrung mir bekannt ist, so liegt doch auch das andere dem Schulmanne nicht so fern, dass es demselben nicht möglich sein sollte, von der Stellung und dem Berufe des akademischen Lehrers sich eine der Wirklichkeit entsprechende Vorstellung zu machen und bei einer Vergleichung beider von der Wahrheit sich nicht zu entfernen. — Gestatten Sie mir demnach bei dieser Betrachtung einige Augenblicke zu verweilen. Denn wenn auch ein *Nägelsbach* als akademischer Lehrer nach der Versicherung seines Freundes *Döderlein* *) zeitlebens das bleiben wollte, was er bis zu seiner vornehmern, von ihm aber keineswegs als höher betrachteten Thätigkeit geheissen hatte, ein Schulmeister, und wenn dieser selbst es erst kürzlich ausgesprochen hat, dass er die über vierzig Jahre bekleidete γυμνασιαρχία für seinen Hauptlebensberuf halte, ohne darüber die ihm zugewiesene akademische Thätigkeit zu vernachlässigen **), so muss ja wohl in dem Schulamte etwas liegen, was auch der Beachtung des akademischen Lehrers nicht unwerth ist.

Rede ich übrigens von dem Schulamte überhaupt ohne nähere Bestimmung, so bedarf es wohl kaum der Bemerkung, dass ich hier besonders das Schulamt des Gymnasiallehrers im Auge habe, welches durch die Studien, die es voraussetzt, in näherer oder entfernterer Beziehung zu dem akademischen Lehramte steht: während ich bei dem Blicke auf dieses letztere die akademischen Lehrer insgesammt, nicht bloss diejenigen ins Auge fasse, die etwa als Philologen den künftigen Gymnasiallehrer auf sein Lehramt vorzubereiten haben.

Die wissenschaftliche Vorbereitung also ist es, welche das Schulamt, von dem hier die Rede ist, und das akademische Lehramt mit einander gemein haben. Von einem gemeinschaftlichen Anfangspunkte gehen beide Aemter aus, und selten wird schon bei dem Beginn der akademischen Studien, wenn auch der Philologe bei denselben seine Bestimmung für das

---

*) A. a. O. S. 242.

**) A. a. O. im Vorworte.

Lehramt im Allgemeinen im Auge haben mag, mit Bestimmtheit im voraus das eine oder andere von beiden Lehrämtern als dasjenige bezeichnet werden können, worin er dereinst zu wirken berufen sein wird.

Sie alle wissen es ja, meine Herren, wie oft der Weg zu dem akademischen Lehramte, auch ohne dass es von vorn herein darauf abgesehen war, durch das Schulamt hindurch geführt hat. Um noch lebender nicht zu gedenken, brauche ich nur an bekannte Heroen unserer Wissenschaft zu erinnern, die von dem Schulkatheder auf den akademischen Lehrstuhl versetzt wurden. *Joh. Matth. Gesner*, *Fr. Aug. Wolf*, *Joh. Heinr. Voss*, *Carl Lachmann*, *Fr. Thiersch* waren eher Schulmänner als akademische Lehrer. Auch *Schneidewin* gehörte einst dem hiesigen Gymnasium als Lehrer an, und einen unserer noch lebenden berühmtesten Orientalisten, der die Hindeutung auf ihn an dieser Stelle mir erlauben möge, hatte ich vor Jahr und Tag die Ehre in Wolfenbüttel wenigstens auf kurze Zeit meinen Collegen zu nennen.

Kaum aber dürfte es bezweifelt werden, dass selbst dieses Hindurchgehen durch eine schulmännische Wirksamkeit ein nicht zu verachtender Gewinn für eine akademische Thätigkeit ist. Die Gelehrsamkeit aller dieser Männer konnte allerdings auf dem Felde akademischer Wirksamkeit reichere Früchte tragen, als in dem engern Kreise der Schule. Schwerlich aber wird man einem Gelehrten im übeln Sinne nachsagen, er sei zu gelehrt für die Schule, sobald er nur aus der Fülle seines Wissens jedesmal das hervorlangt, was der Sache und seinen Schülern am angemessensten ist. *) Im entgegengesetzten Falle würde freilich der Schule mehr mit einem Lehrer gedient sein, der zwar nicht heute erst lernen muss, was er morgen lehren soll, — dessen Wissen indes sich in engern Gränzen hält, so dass er weniger in Gefahr ist, über das Maass des für die Schule Geeigneten hinauszugehen und in das Gebiet akademischer Vorträge hinüberzuschweifen: — vorausgesetzt dass es ihm an den übrigen Eigenschaften nicht fehlt, durch welche, ausser einer genügenden wissenschaftlichen Bildung, die Befähigung zum Schulamte bedingt ist.

Einer genügenden, sage ich; dieses Genügende aber wird sich nach den Ansprüchen richten, welche auf den verschiedenen Stufen des Schulunterrichts an das Wissen und Können des Lehrers zu machen sind. Denn gleich in dieser Hinsicht unterscheidet sich der Beruf des akademischen Lehrers von dem des Schulmannes, dass, so schätzenswerth auch bei diesem ein Umfang und eine Tiefe des gelehrten Wissens ist, welche für den akademischen Lehrstuhl ausreichen würde, doch bei ihm ein solches Wissen nicht eine unerlässliche Bedingung ist, ohne welche eine erfolgreiche Wirksamkeit in seinem Berufe nicht Statt finden könnte.

Der Akademiker soll und muss in seinem Lehrfache auf der Höhe der Wissenschaft stehen. Je mehr er seine Wissenschaft in ihrem ganzen Umfange beherscht, desto mehr ist er befähigt, auch seine Zuhörer in das Innere ihres Heiligthums zu führen, welches dem Schüler noch nicht aufgethan werden kann. Und eben darum wird man bei den Anforderungen an den Schulmann auf den Besitz dieser Befähigung gern verzichten, sobald dieser nur

---

*) 'Es mag der Eitelkeit schmeicheln, wenn von einem Lehrer gesagt wird, er sei zu gelehrt für die Schule; besser und rühmlicher wird es sein, wenn er aus der Fülle seines Wissens jedesmal nur das hervorlangt, was der Sache und seinen Schülern am angemessensten ist.' *Fr. Jacobs* a. a. O. Seite 15.

nicht etwa sich selbst von vorn herein von der Verpflichtung zum unablässigen Weiterstreben in seiner Wissenschaft entbunden glaubt, und schon an dem, was er zum unmittelbaren Gebrauche für seinen Unterricht bedarf, genug zu haben glaubt. Denn um hier an ein beherzigungswerthes Wort von *Thomas Arnold*, den berühmten Rector von Rugby, zu erinnern: 'nur so lange ist jemand tüchtig zu lehren, als er selbst täglich lernt'. *)

Der akademische Lehrer ist es ferner, von dem man auch meistens, und mit Recht, eine litterarische Thätigkeit erwartet, durch welche er zur Erweiterung des Gebietes seiner Wissenschaft beitragen soll. Dem Schulmanne wird man es gern gestatten, wenn er sich darauf beschränkt, nur von den durch andere gemachten Fortschritten der Wissenschaft sich in Kenntniss zu erhalten, um das von andern gefundene, so weit es statthaft ist, für seinen Unterricht zu verwerthen. Bei dem allen wird es selbst dem akademischen Lehrer nicht zum Vorwurfe, vielmehr zum Lobe gereichen, wenn er eben sein Lehramt noch über seine litterarische Thätigkeit setzt, und bei seinen wissenschaftlichen Bestrebungen vor allem die zu seinen Füssen sitzenden Zuhörer ins Auge fasst, durch deren Belehrung mittelst des lebendigen Wortes er wenigstens ebenso viel Nutzen stiften kann, als durch die Schriften, welche den Ruhm seiner Gelehrsamkeit in der ganzen gelehrten Welt zu verbreiten bestimmt sind. Gestand doch selbst *Fr. Aug. Wolf*, dass er es nie als seine Aufgabe betrachtet habe, Schriftsteller zu sein, sondern dass er nur habe Lehrer sein wollen. **) Und was er als solcher bei seinen Schülern gewirkt, und wie hoch er in dieser Beziehung über andern akademischen Lehrern gestanden hat, das ist zu bekannt, als dass es vor Ihnen, meine Herren, einer besondern Erwähnung bedürfte.

Gern wollen wir Schulmeister also es andern überlassen, auf dem Felde litterarischer Thätigkeit vorzugsweise ihren Ruhm zu suchen. Unsere Lorbeeren wachsen auf einem andern Felde; unser Feld ist die Schule, und wenn es auch eine Quinta oder Sexta ist, in der wir den ersten Grund zu den höheren Studien legen, für welche unsere Schüler vorbereitet werden sollen. Denn kein Verständiger wird den tüchtigen Lehrer dieser Classe, der ganz das ist, was er sein soll, geringer achten als den Lehrer einer Prima, dessen Schüler von den Studierenden auf der Universität nur noch um einen Schritt entfernt sind. Zu beklagen aber ist der Lehrer, der die Sorge für seine Schule nur als sein Nebenwerk, und seine Studien an sich (nicht um der Schule willen) für die Hauptsache ansieht, so dass er vielleicht alle die Stunden für verloren achtet, die er nicht diesen, sondern nur seinen Schülern zu widmen verpflichtet ist.

'Habe innige Liebe,' sagt *Fr. Aug. Wolf* in dem Entwurfe einer allgemeinen Instruction für die gelehrten Schulen Deutschlands, — 'habe innige Liebe zu allen den Studien, die du treibst, und zu den Jünglingen, die deiner Bildung anvertraut sind; doch, wo Collisionen entstehen, die grössere Liebe zu den letztern.' ***)

Hierbei darf ich Sie auch wohl an ein Wort aus den pädagogischen Bekenntnissen eines

---

*) *Thomas Arnold.* Aus seinen Briefen und aus Nachrichten seiner Freunde geschildert. Frei nach dem Englischen des *A. P. Stanley*, m. Anm. von *Karl Heintz*. Potsdam 1847. S. 126.

**) Vorr. zu den Analecten. S. VII.

***) *Fr. Aug. Wolf* über Erziehung, Schule, Universität (Consilia scholastica). Aus Wolfs litt. Nachlasse zusammengestellt von *Wilh. Körte*. Quedlinburg und Leipzig 1835. S. 85. Wenn übrigens dort gedruckt steht: 'Habe einige Liebe usw.', so leidet es wohl keinen Zweifel, dass diese Lesart nur auf einem Druckfehler beruht.

Ihnen allen wohlbekannten Universitätslehrers und Gymnasiarchen erinnern, wo er sagt: *) 'Wen das Subject des Lernenden mehr interessiert als das Object des Lehrstoffes, der ist ein geborner Schulmann; wer das umgekehrte Interesse hegt, der eignet sich mehr zu einem akademischen Lehrer. Der letztere wird von seiner Classe heim eilen, um für seine rein wissenschaftlichen Bestrebungen nicht mehr Zeit zu verlieren, als seine Amtspflicht erheischt.' — 'Umgekehrt,' setzt eben derselbe hinzu, 'höre ich eine mir wohlbekannte Person, welche am Gymnasium und Universität zugleich zu lehren hat, und beiden Berufspflichten mit gleicher Liebe und Treue vorstehen möchte, wohl bisweilen klagen, dass sie auf dem akademischen Katheder sich von der grössern oder geringern Aufmerksamkeit und Theilnahme der Herren Zuhörer abhängiger fühle, als einem Universitätslehrer eigentlich zukomme, indem sie nicht vermöge, über dem Objecte die Subjecte zu vergessen oder zu ignorieren.'

Wenn aber Quintilian (II 9) sagt: *discipulos id unum moneo, ut praeceptores suos non minus quam ipsa studia ament, et parentes esse non quidem corporum sed mentium credant:* so lassen sich die Objecte und Subjecte dieses Satzes mit Fug und Recht auch umkehren, und der Spruch behält seine volle Wahrheit, wenn er so gefasst wird: *praeceptores moneo, ut discipulos suos non minus quam ipsa studia ament, et parentes esse discipulorum, non quidem corporum sed mentium credant.* Ja, der rechte Schulmann ist nur der, der ein väterliches Herz seinen Schülern entgegen bringt und der nicht seine Wissenschaft selbst höher schätzt, als die durch sie zu bildende Jugend. Denn 'nicht die Wissenschaft, sondern die durch die Wissenschaft zu bildende Seele ist das Ziel des Gymnasiums' **). Oder um dasselbe in einem Worte von *Thomas Arnold* kurz zusammen zu fassen: 'das Geschäft eines Lehrers, ebenso wohl wie das eines Pfarrers, ist die Seelsorge'. ***)

So bescheiden denn wir Schulmänner, wenn auch der eine oder andere von uns sich rühmen kann, in diesem oder jenem Zweige der Wissenschaft an Gelehrsamkeit es den akademischen Lehrern gleich zu thun, und jedem akademischen Lehrstuhle Ehre machen würde, — wir bescheiden uns gern, dass für unser Schulamt nicht ein solcher Umfang des gelehrten Wissens erforderlich ist, wie für den akademischen Beruf; und öfter befinden wir uns in der Lage, von den Männern der Wissenschaft, welche die akademischen Lehrstühle inne haben, lernen zu können und lernen zu müssen, als dies umgekehrt der Fall ist. — Der gelehrteste unter uns ist aber auch am häufigsten genöthigt, in seinem Unterrichte eine gewisse Resignation zu üben, indem er anscheinend das Beste von dem, was er weiss, seinen Schülern noch vorenthalten muss, und gerade in dem verständigen Maasshalten beim Unterrichte sein Lehrgeschick zu beweisen hat. Ausserdem befindet sich der Schulmann nicht selten in der ungünstigen Lage, nicht blos der Anregung, sondern auch der Mittel zu seiner wissenschaftlichen Fortbildung entbehren zu müssen, welche dem akademischen Lehrer schon durch seine äussere Stellung, zumal an einer mit grossartigen Hülfsmitteln für wissenschaftliche Studien aller Art ausgerüsteten Universität zu Gebote stehen.

Wenn wir aber in dieser Beziehung versucht sein könnten, nicht ohne einen gewissen Neid aus der niedern Sphäre des Schullebens auf die höhere des akademischen Lebens hin-

---

*) *Ludwig Döderlein*, Reden und Aufsätze. Erlangen 1842. S. 235.

**) *Heiland*, die Aufgabe des evangelischen Gymnasiums, S. 47, in der trefflichen Rede über Grundlagen, Mittel und Ziele der Gymnasialbildung.

***) A. a. O. S. 60.

zublicken, so bietet doch dem Schulmanne, der nicht blos mit dem Kopfe, sondern auch mit dem Herzen seinem Amte sich zugewandt hat, dieses Amt gar vieles dar, was der akademische Lehrer, so gern er es auch haben möchte, doch in seinem Amte meistens vergeblich suchen wird. Das Schulamt, meine ich, hat Freuden, die für das, was der Schulmann im Vergleich zu dem akademischen Lehrer entbehrt, und für das, was auf den ersten Blick vielleicht als eine weniger erfreuliche Seite dieses Amts in die Augen fällt, reichen Ersatz geben. Aber freilich nur der Schulmann wird diese Freuden geniessen können, den nicht blos das Interesse an den Gegenständen seines Unterrichts, sondern in gleichem Maasse, ja noch mehr als dieses die Liebe zu der Jugend selbst dem Schulamte zugeführt hat. Das ist ja ein Hauptunterschied zwischen dem akademischen Lehrer und dem Schulmann, dass, während jener sich vorzugsweise mit der wissenschaftlichen Ausbildung seiner Zuhörer zu beschäftigen hat, diesem nicht blos die Sorge für den Unterricht seiner Schüler, sondern, so weit dies möglich ist, auch für ihre Erziehung obliegt: zwei Aufgaben, die jeder ächte Schulmann als unzertrennlich von einander zu betrachten gewohnt ist. Entspringen aus dieser Verbindung für den Schulmann auch manche dem akademischen Lehrer fremde Sorgen und Mühen, so ist sie doch eben andererseits eine Quelle von Freuden, welche dem letztern ebenso fremd sind.

Doch auch schon die ganze Art des Unterrichts, welche die Schule als solche erfordert, hat für den Schulmann, den das vorhin erwähnte Wort eines Altmeisters auf dem Schulkatheder wie auf dem akademischen Lehrstuhle als den gebornen Schulmann charakterisierte, einen Reiz, den die akademische Lehrweise nicht haben würde.

Schon die von Alters her gebräuchliche Bezeichnung der Studierenden ihren Lehrern in den Collegien gegenüber als Zuhörer deutet darauf hin, dass von jenen zunächst nur Vorträge über die zu lehrende Wissenschaft erwartet werden. Dabei liegt ihnen keine weitere Sorge ob, als dass diese Vorträge den Anforderungen der Wissenschaft selbst entsprechen, so wie dem Grade der Vorbildung, welche sie bei ihren Zuhörern im Allgemeinen voraussetzen dürfen. Wie diese Vorträge von den einzelnen Zuhörern aufgefasst und zu einem geistigen Eigenthum gemacht und weiter verarbeitet werden, danach zu fragen sind sie wenigstens nicht verpflichtet; und niemals wird sich der das Wesen der akademischen Lehrweise gänzlich verkennende Vorschlag verwirklichen lassen, der vor einigen Decennien zu gleicher Zeit von zwei verschiedenen ganz von einander unabhängigen Reformern dieser Lehrweise*)

---

*) Theremin und Diesterweg. S. Dr. *Franz Theremin* über die deutschen Universitäten. Ein Gespräch. Berlin 1836, und Herr Dr. *Diesterweg* und die deutschen Universitäten. Eine Streitschrift von Dr. *Heinrich Leo*. Leipzig 1836, S. 120 ff. — Wir können es uns nicht versagen, hierbei an ein Wort *Schleiermachers* in seinen 'Gelegentlichen Gedanken über Universitäten im deutschen Sinne, nebst einem Anhange über eine neu zu errichtende im J. 1808' (W. W. I, 1 S. 574 u. ff.) zu erinnern, welches wir in der bei der vorjährigen Jubelfeier der Universität zu Berlin erschienenen an interessanten auf die Stellung und die Aufgabe der akademischen Lehrer überaus reichen Schrift von *Jürgen Bona Meyer* (Gedanken über eine zeitgemässe Entwicklung der deutschen Universitäten, Hamburg 1860) S. 74 wiederholt finden: 'Man sollte meinen, das Gespräch könne am besten das schlummernde Leben wecken und seine ersten Regungen hervorlocken, wie denn die bewunderungswürdige Kunst des Altertums in dieser Gattung noch jetzt dieselben Wirkungen äussert. Es mag auch so sein zwischen zweien, oder wo aus einer ganzen Menge einer als Repräsentant derselben mit Sicherheit kann aufgestellt werden, oder wenn einzelne die niedergeschriebenen trefflichen Werke dieser Art geniessen und gleichsam das dargestellte an sich wiederholend durchleben. Allein es muss wohl nicht so sein unter vielen und in

ausgieng, dass die Vorträge der akademischen Lehrer sich in sokratische Unterredungen mit ihren Zuhörern verwandeln sollten, damit dem Lehrer Gelegenheit dargeboten würde, sich von der Art der Auffassung des gelehrten zu überzeugen, und zugleich dem einen oder andern seiner Jünger je nach seiner Individualität Anregungen zu geben, welche der blos akroamatische Vortrag nicht darbieten könne.

Ein grosser Theil dieser Zuhörer ist ferner in jedem neuen Semester dem Docenten selbst neu, und nur der kleinere Theil derselben tritt ihm vielleicht durch persönliche Bekanntschaft näher und hat Gelegenheit auch ausserhalb der Vorlesungen Belehrungen zu empfangen. Insgemein bringen nur diejenigen Vorträge und die Leitung solcher Institute die Studierenden ihren jedesmaligen Lehrern näher, in denen es auf die Vorbereitung zu der Praxis des künftigen Berufs abgesehen ist. Die Theilnahme an denselben fällt für die Studierenden selbst aber in der Regel erst in die letzte Zeit ihrer Studien, und was bei solchen Vorträgen oder in solchen Instituten von Seiten der akademischen Lehrer für die Gesamtbildung ihrer Schüler geleistet werden kann, das greift doch aus nahe liegenden Gründen viel weniger tief in dieselbe ein, als was der tägliche Verkehr des Schulmanns in seinen Lehrstunden zu leisten vermag, wenn er in seinem Unterrichte überall das Bedürfnis des Lernenden gehörig ins Auge zu fassen und nach diesem seine ganze Lehrweise einzurichten versteht. Hiermit ist aber eben das bezeichnet, was einen Hauptunterschied zwischen der Stellung des akademischen Lehrers und des Schulmanns den Zuhörern und den Schülern gegenüber ausmacht, und wonach auch

der neueren Zeit, weil doch ohnerachtet so mancher erneuerten Versuche das Gespräch nie als allgemeine Lehrform auf dem wissenschaftlichen Gebiete aufgekommen ist, sondern die zusammenhängende Rede sich immer erhalten hat. Es ist auch leicht einzusehen, warum. Unsere Bildung ist weit individueller als die alte, das Gespräch wird daher gleich weit persönlicher, so dass kein einzelner im Namen aller als Mitredner aufgestellt werden kann und das Gespräch eine viel zu äusserliche nur verwirrende und störende Form sein würde. Aber der Kathedervortrag der Universität muss allerdings, weil er Ideen zuerst zum Bewustsein bringen soll, doch in dieser Hinsicht die Natur des alten Dialogs haben, wenn auch nicht seine äussere Form; er muss danach streben, einerseits das gemeinschaftliche Innere der Zuhörer, ihr Nichthaben sowohl als ihr bewustes Haben dessen, was sie erwerben sollen, andererseits das Innere des Lehrers, sein Haben dieser Idee und ihre Thätigkeit in ihm, recht klar ans Licht zu bringen. Zwei Elemente sind daher in dieser Art des Vortrags unentbehrlich und bilden sein eigentliches Wesen. Das eine möchte ich das populäre nennen, die Darlegung des muthmasslichen Zustands, in welchem sich die Zuhörer befinden, die Kunst sie auf das Dürftige in demselben hinzuweisen und den letzten Grund alles Nichtigen im Nichtwissen. Dies ist die wahre dialektische Kunst, und je strenger dialektisch, desto populärer. Das andere möchte ich das productive nennen. Der Lehrer muss alles, was er sagt, vor den Zuhörern entstehen lassen; er muss nicht erzählen was er weiss, sondern sein eigenes Erkennen, die That selbst, reproducieren, damit sie beständig nicht etwa nur Kenntnisse sammeln, sondern die Thätigkeit der Vernunft im Hervorbringen der Erkenntnis unmittelbar anschaun und anschauend nachbilden.‘ Ganz dieselben und ähnliche Gedanken, fährt der Verf. der vorhin erwähnten Schrift fort, haben später *Mayerhoff*, *Leo*, *Thiersch*, *Rosenkranz* und andere gegen *Theremins*, *Diesterwegs* und *Bischofs* Forderungen und gegen den Vorschlag des preussischen Cultusministeriums im Vormärz geltend gemacht. Auch *Savigny* (in seinem Aufsatz über Wesen und Werth der deutschen Universitäten, in *Rankes* histor.-polit. Zeitschrift Bd. 1, 1832. S. 575) entwickelt dieselben Ideen über die Güte des Kathedervortrags, warnt aber dabei zugleich vor dem Beurtheilen desselben nach seiner leicht bestechlichen [bestechenden] Aussenseite. Der wahre Grund der Wirksamkeit der Universitäten bestehe, sagt er, in der Anregung des wissenschaftlichen Denkens durch die Anschauung einer gleichartigen, aber bereits ausgebildeten Thätigkeit in dem Geiste des Lehrers. Und derjenige Lehrer werde diese Wirkung vorzugsweise hervorzubringen geschickt sein, in welchem das Geschäft der wissenschaftlichen Gedankenentwicklung am sichtbarsten hervorträte.

die Befähigung zum akademischen Docenten und zum Schulmann sich unterscheidet. Das lernende Subject ist es, welches der Schulmann bei allem, was er lehrt, speciell im Auge haben muss, und wenn er ganz das ist, was er sein soll, auch im Auge haben wird.

Ist aber nur unter besondern Umständen und in einzelnen Fällen dem akademischen Lehrer eine speciellere Kenntnis seiner Zuhörer möglich, so entgeht ihm auch bis auf wenige Ausnahmen die Gelegenheit, an den einzelnen die Früchte seiner Bemühungen zu beobachten, und er entbehrt damit der Freude, die dem Schulmanne, wenn nicht etwa das Misgeschick ihm eine ganz unbefähigte Generation von Schülern zugeführt haben sollte, gewis in jeder Lehrstunde zu Theil wird, wenigstens zu Theil werden kann: ich meine die Freude sich selbst davon zu überzeugen, dass er, wo nicht an allen, doch an einigen oder selbst an der Mehrzahl nicht ohne Erfolg gearbeitet hat. — Die der Schule eigentümliche Lehrweise selbst ist es, welche diese Möglichkeit herbeiführt. Die Schule darf und soll ja selbst auf der obersten Stufe durch die Art ihres Unterrichts nicht in das Gebiet der Universität hinüber greifen; auch wo der Schulunterricht der Natur des Lehrstoffs zufolge zunächst in Vorträgen bestehen muss, da darf sich derselbe doch nicht damit begnügen, bloss schwarz auf weiss nach Hause tragen zu lassen, was in irgend einer Lehrstunde von noch so fleissigen Zuhörern und Nachschreibern aufgezeichnet ist. Die Schule hat fortwährend Rechenschaft darüber zu fordern, wie das vorgetragene aufgefasst ist, und der Wechselverkehr der erotematischen Lehrart zwischen Lehrern und Lernenden, die sich jedenfalls auch auf den obern Stufen, geschweige denn auf den niedern, mit der akroamatischen verbinden muss, ist ja eben das Charakteristische des Schulunterrichts. In der richtigen Anwendung dieser Methode zeigt sich aber das wahre Lehrgeschick, welches allerdings dem einen mehr als dem andern von Natur verliehen ist, aber auch, wo die natürliche Anlage dazu vorhanden ist, doch erst in der Schule selbst durch fleissige Uebung erworben werden kann. In der That es wäre kein besonderer Ruhm ein guter Lehrer zu sein, wenn die rechte Lehrgabe schon mit der Gelehrsamkeit selbst gegeben wäre. Was einer als Lehrer zu leisten vermag, das lässt sich daher schwerlich jemals selbst durch die strengste wissenschaftliche Prüfung an den Tag bringen, und die glänzendsten Ergebnisse derselben geben noch keine Bürgschaft für ein erfolgreiches Wirken in der Schule.

Wir Schulmänner wissen ja alle aus hinreichender Erfahrung, wie wenig Interesse manchen Gegenständen des Unterrichts, mit denen wir namentlich in den unteren Classen Jahr aus Jahr ein uns zu beschäftigen haben, abgewonnen werden kann. Aber das was uns selbst uninteressant oder weniger interessant ist, ja selbst in Folge beständiger Wiederkehr langweilig erscheinen muss, so zu behandeln, dass die Theilnahme des Anfängers, dem das zu lernende noch neu ist, dafür geweckt wird, und durch allerlei Kunstgriffe der Methode es seiner Fassungskraft nahe zu bringen, das ist das Geheimnis, welches der Anfänger im Lehramte selbst erst den Meistern in diesem Fache abzulernen beflissen sein muss. — Dies ist es aber auch, was den Unterricht auf niederen Stufen oft schwieriger macht, als den Unterricht in höheren Classen, und darum wollen wir alle Ehre den Virtuosen in der Unterrichtskunst widerfahren lassen, die ohngeachtet ihrer wissenschaftlichen Befähigung zum Unterrichte auf den obersten Stufen doch nicht zu gelehrt sind, um sich auch der Fassungskraft der unmündigen und Schwächeren anzupassen, und wollen nicht vornehm auf sie als Elementarlehrer herabsehen. Mit Recht, glaube ich, werden wir, sofern nicht blos der Grad der Kenntnisse eines Lehrers abgeschätzt werden soll, das Urteil: er kann erst in den unteren Classen

unterrichten, in den Lobspruch verwandeln: er ist schon zu dem Unterrichte in den unteren Classen befähigt.

Hiermit treten wir freilich in Widerspruch mit der gewöhnlichen, oft freilich durch die Verhältnisse gebotenen Einrichtung, derzufolge den noch ungeübten und weniger erfahrenen Anfängern im Lehramt zunächst die unteren Classen zur Uebung ihrer Kunst angewiesen werden: als ob hier der Spruch gälte: *experimentum fiat in corpore vili.* Doch steht glücklicher Weise die Sache so schlimm nicht, als sie auf den ersten Blick scheinen könnte. Ein jeder von uns hat ja irgend einmal sein Lehrgeld geben müssen. Hat er denn auch als Anfänger bei den Anfängern in methodischer Hinsicht seine Missgriffe gemacht, so hat er als junger Lehrer vielleicht für dieselben vollen Ersatz gegeben, wenn er nur mit frischer jugendlicher Liebe den Kleinen entgegen kam und durch diese Liebe zu den lernenden Subjecten es sich leicht machte, sie selbst für seine Person und damit zugleich für die Objecte seines Unterrichts zu gewinnen. Gewis ist, der Anfänger im Lehramte, der vielleicht eben aus einem philologischen Seminar ausgetreten ist, überhaupt erst vor kurzem die akademischen Hörsäle verlassen oder akademische Preisfragen rühmlich gelöset hat, würde nach dem Maasse seiner Kenntnisse eher befähigt sein, vor Studierenden einen wissenschaftlichen Vortrag zu halten, als die Elemente der lateinischen Sprache den Sextanern einzuüben. Allein er würde ein sehr ungünstiges Vorurteil hinsichtlich seiner Befähigung zum Schulamt erwecken, wenn er wegen seines gelehrten Wissens sich zu vornehm dünkte, in die Classen hinabzusteigen, in denen er selbst einst den ersten Grund zu allen seinen gelehrten Studien zu legen genöthigt war.

Doch ich habe bis jetzt den Schulmann neben dem akademischen Docenten nur als Lehrer ins Auge gefasst, dem der Unterricht seiner Schüler anvertraut ist. Allein schon vorhin wurde angedeutet, „dass es für den ächten Lehrer zu den Unbegreiflichkeiten gehöre, wie die zwei Aufgaben, Unterricht und Erziehung, sich trennen lassen“,*) welche dem Lehrer unbestreitbar in gleichem Maasse obliegen, und wie eben dies die Seite ist, die dem Schulamt für den Lehrer, der an dem Subjecte des Lernenden in jeder Beziehung ein Interesse nimmt, einen Reiz giebt, dessen der akademische Beruf, auch wenn er die volle wissenschaftliche Befähigung für denselben besässe, für ihn entbehren würde.

Der akademische Docent hat ja, wie schon gesagt, insgemein die Studierenden nur als Zuhörer seiner Vorträge vor sich. Mag auch mancher von diesen, wenn er nicht mit der erforderlichen sittlichen Reife zur Universität entlassen sein sollte, der Erziehung noch so sehr bedürftig sein: die Akademie ist berechtigt, die Erziehung, deren der Schüler mehr oder weniger noch bedarf, als vollendet anzusehen; und wenn auch die akademische Obrigkeit auf das sittliche Verhalten der Studierenden ein wachsames Auge zu haben verpflichtet ist, so fällt doch für sie, und noch mehr für den einzelnen Docenten die Theilnahme an der sittlichen Ausbildung der Zuhörer weg, welche nur das Bedürfnis wissenschaftlicher Ausbildung ihm zugeführt hat.

Der gewöhnliche Sprachgebrauch nennt zwar auch die Schule nur eine Unterrichtsanstalt und unterscheidet sie als solche von Erziehungsanstalten im engeren Sinne des Worts; auch liegt es auf der Hand, dass das, was während der Schulzeit, die nur den kleinsten Theil des Tages in Anspruch nimmt, von dem Lehrer für die Erziehung seiner Schüler geschehen kann, gegen das, was das Haus und die ganze Umgebung des Schülers ausserhalb

*) Worte *Döderleins*, Reden und Aufsätze S. 135.

der Schule zu dem Gelingen oder Misslingen derselben beiträgt, von geringerem Gewichte ist. — Nur wo das Haus ebenso der Schule Helfer ist, als die Schule des Hauses Helferin sein soll, lässt sich von den Bemühungen der Schule um die Erziehung der ihr anvertrauten Jugend ein sicherer Erfolg erwarten. — Als Erziehungsanstalt aber wirkt die Schule auch ohne diesen Namen zu führen einerseits schon durch alle in den Unterrichtsgegenständen selbst liegenden ethischen und religiösen Elemente, sobald nur der Lehrer dieselben für die Bildung seiner Schüler in rechter Weise zu benutzen und fruchtbar zu machen versteht, andererseits aber durch ihre ganze innere Einrichtung und alle die Verpflichtungen, welche sie ihren Schülern auferlegt, ohne deren Erfüllung die Schule nicht bestehen kann und durch welche das Lernen in der Schule selbst zugleich zu einer sittlichen Uebung gemacht wird. Was ich meine, das bedarf vor Ihnen, meine Herren, keiner weiteren Ausführung. Dass aber unsere Schüler diesen Verpflichtungen wirklich nachkommen, dass der Geist des Gehorsams und des Fleisses, der Geist christlicher Zucht und Ordnung in unseren Schulen der herschende sei oder werde, das ist es, worüber wir Lehrer mit aller Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit zu wachen haben: und dieser Theil unseres Amtes legt uns Pflichten auf, deren Erfüllung oft mit grösseren Schwierigkeiten verknüpft ist, als der Unterricht selbst. Hier ist das Gebiet, auf welchem selbst die grösste Gelehrsamkeit nicht ausreicht; hier handelt es sich um pädagogische Einsicht und Erfahrung, welche Strenge und Milde in rechter Weise mit einander zu verbinden weiss, und so wie es bei der Behandlung des Lehrstoffs darauf ankommt, den Bedürfnissen der Individuen möglichst ihr Recht widerfahren zu lassen, so gilt es auch hier in der Behandlung der Einzelnen das Rechte zu treffen, um sie dahin zu führen, dass sie aus freier Liebe zu allem Guten das thun, was im entgegengesetzten Falle durch die Furcht vor Strafe von ihnen erzwungen werden könnte oder müste. Diese richtige Handhabung der Schulzucht, in welcher die Liebe stets der Gerechtigkeit und der Strenge das Gleichgewicht halten muss, ist unstreitig eine unserer wichtigsten und schwierigsten Aufgaben. Die Lösung derselben aber wird wiederum dem Lehrer am besten gelingen, 'den das Subject des Lernenden mehr interessiert, als das Object des Lehrstoffes.' Denn nur ein solcher wird eine ebenso grosse, ja vielleicht eine noch grössere Freude daran haben, wenn er einen einzelnen Schüler von sittlichen Verirrungen zurückgeführt hat, als wenn es ihm gelungen ist, einer ganzen Classe das richtige Verständnis irgend eines Lehrgegenstandes zu eröffnen.

Wo aber dem Schüler in dem täglichen Verkehr mit seinen Lehrern sich von selbst die Bemerkung aufdringt, dass nur sein Wohl in sittlicher wie in wissenschaftlicher Hinsicht es ist, welches der Lehrer unablässig im Auge hat, da muss sich von selbst bei der Mehrzahl der Schüler ein Verhältnis des Vertrauens und der Pietät gegen den Lehrer bilden, welches diesem über manche Schwierigkeiten hinweg hilft, die vielleicht einzelne ihm in den Weg legen: ein Verhältnis, welches, je fester es in der Schulzeit begründet wurde, desto länger sicherlich noch über diese Zeit hinaus dauert. Denn gewis ist es, dass, wenn irgend ein Schüler seinen ehemaligen Lehrern noch im höheren Alter ein liebevolles und dankbares Andenken bewahrt, dasselbe insgemein noch mehr aus der Erinnerung an dasjenige entspringt, was er ihrer liebe- und gemütvollen Behandlung als Erzieher, als an alles, was er ihrem Unterrichte als Lehrer verdankt. Nicht zu viel aber glaube ich zu behaupten oder der Erfahrung zu widersprechen, wenn ich bei einem Vergleiche des Schulamts mit dem akademischen Lehramt dieses als die Seite bezeichne, welche dasselbe vor dem letzteren voraus hat,

und welche ebenfalls den Schulmann für vieles, worin er hinter dem akademischen Lehrer zurücksteht, zu entschädigen im Stande ist.

Es ist allerdings ein herrliches Wort, welches der gegenwärtige Rector der Universität zu Berlin, der ehrwürdige *Böckh*, bei dem Antritte seines Rectorats gesprochen hat, indem er sich dahin erklärte, „dass er das Verhältnis der Lehrenden und der Lernenden an der Universität nicht als ein kaltes und gemütloses auffasse, dass vielmehr nach seiner Ansicht eine wechselseitige Zuneigung gegen einander eintreten müsse, welche auch die sicherste Grundlage des Verhältnisses der akademischen Obrigkeit zu den Studierenden sei."*) — Mit wie viel grösseren Schwierigkeiten aber eine solche gegenseitige Stellung der Lehrenden und Lernenden auf der Universität als auf der Schule verknüpft und wie viel seltener sie bei den ersteren zu finden sei, lehrt die Erfahrung.

Wie dürfte ich aber unerwähnt lassen, dass dieser Einfluss, den der Lehrer auf die Erziehung seiner Schüler haben soll, ganz besonders durch seine ganze Persönlichkeit bedingt ist, wenn er seinen Schülern nicht blos hinsichtlich seines Wissens, hinsichtlich seiner Gelehrsamkeit als ein Vorbild vor Augen steht, sondern auch hinsichtlich seines Charakters und seiner ganzen sittlichen Haltung in und ausser der Schule? — Nicht als ob ich meinte, dies sei von geringerer Bedeutung im Betreff des Verhältnisses eines akademischen Lehrers zu der studierenden Jugend überhaupt und namentlich zu seinen Zuhörern. Allein schwerlich ist es zu bestreiten, wenn der Fall eintritt, dass diese den Mann, dessen Gelehrsamkeit sie zu verdienter Bewunderung hinreisst, nicht auch in seinem Leben sich zum Muster nehmen können, — dass in diesem Falle dennoch der Schaden ungleich geringer ist, als wenn etwa der Lehrer einer Schule entweder in der Schule selbst es an den Tugenden fehlen lässt, zu denen seine Schüler zu erziehen er schon durch sein Amt verpflichtet ist, — oder wenn sein Leben ausserhalb der Schule nicht von Aergernis frei ist, so dass seine Schüler nur etwa an seine Worte, aber nicht an seine Werke gewiesen werden können, um diese sich zum Vorbilde ihrer Bildung zu nehmen.

Ja auch das Verhältnis der Lehrer zu einander in dem Lehrercollegium einer Schule, wenn es ganz so ist, wie es sein soll, ist hinsichtlich seines Einflusses auf die sittliche Bildung der Schüler von anderer Bedeutung, als dieses Verhältnis unter den akademischen Lehrern, welche nicht durch das Band einer solchen Gemeinschaft mit einander vereinigt sind, wie die Lehrer an derselben Schule. Zwar auch jene bilden eine Corporation, deren Zusammenwirken zu dem gemeinschaftlichen Zwecke nicht blos der wissenschaftlichen, sondern auch der sittlichen Bildung der studierenden Jugend von grösster Bedeutung ist. Allein das Band, welches sie zusammenhält, ist nie so eng und kann nicht so eng sein, wie die Verbindung unter den Lehrern einer Schulanstalt, sobald nur alle ihrer gemeinschaftlichen Aufgabe sich jederzeit bewust und von demselben Geiste der Treue und Liebe zu ihrem Berufe erfüllt sind. Dann aber werden die verschiedenen Gaben und Kräfte, die in ihnen vereinigt sind, allein nur auf das eine Ziel wissenschaftlicher Bildung und sittlicher Veredlung ihrer Schüler gerichtet sein, und wer das Glück hat einem solchen Vereine anzugehören, der wird dann mit Sicherheit darauf rechnen dürfen, in den Bemühungen des andern zur Lösung dieser Aufgabe stets eine Stütze seiner eigenen Bemühungen zu finden.

Doch es ziemt mir nicht, in Ihrem Kreise, meine Herren, bei einer weitern Ausführung

---

*) Nach den Mittheilungen in den Jahrb. f. Phil. u. Päd. 1860, Hft. 3. S. 153.

dieser noch von Niemand bezweifelten Thatsache zu verweilen. Schon zu lange habe ich Ihre gütige Aufmerksamkeit in Anspruch genommen zu Betrachtungen, durch die ich keinem unter Ihnen etwas neues zu sagen im Stande war. Halten Sie es einem in dem Amte, das jederzeit die Freude und das Glück seines Lebens gewesen ist, alt gewordenen und von seinem Ziele nicht allzuweit mehr entfernten Schulmanne zu gute, wenn er es gewagt hat, in diesen Betrachtungen sein Glaubensbekenntnis über das, worauf nach seiner Ueberzeugung die wahre Freudigkeit in der Führung dieses Amtes beruht, vor Ihnen auszusprechen. Dass unser Verein nicht blos die Förderung gelehrter philologischer Studien unter den zu ihm gehörenden Schulmännern sich zur Aufgabe gemacht hat, sondern eben diesen die Gelegenheit darbieten will, auch nach der pädagogischen und didaktischen Seite hin durch Verhandlungen über Fragen aus den verschiedensten Gebieten des Gymnasialunterrichts für die Schulpraxis einen Gewinn aus der Theilnahme an dem Vereine davon zu tragen, das ist ja deutlich genug durch das Bestehen einer pädagogischen Section in demselben anerkannt. Trügt mich nicht ein Blick in die mir bekannt gewordenen Verhandlungen des Vereins, so hat sich das Interesse für diese Section im Laufe der Jahre mehr und mehr gesteigert, und die in derselben gepflogenen Verhandlungen werden für die Theilnehmer nicht ohne Früchte geblieben sein. Dass es daran auch bei der diesjährigen Versammlung ebenso wenig fehlen werde, als an einem reichen Ertrage für die Förderung unserer Wissenschaft durch die Vorträge und Discussionen in den allgemeinen Versammlungen wie im freundschaftlichen Privatverkehr, zu dem das Zusammensein so vieler angesehener Vertreter der Wissenschaft die Veranlassung darbietet, das ist der Wunsch und die Hoffnung, mit der ich diese meine anspruchlosen Bemerkungen schliesse, und indem ich Ihnen, meine Herren, für die denselben geschenkte Aufmerksamkeit danke und sie nochmals Ihrer nachsichtsvollen Aufnahme empfehle, erkläre ich die neunzehnte Versammlung deutscher Philologen, Schulmänner und Orientalisten hierdurch für eröffnet.

Hierauf hielt der Oberbürgermeister der Stadt Braunschweig, *Caspari*, folgende Ansprache:

Gestatten Sie mir, meine hochgeehrtesten Herren, vor dem Beginne Ihrer Verhandlungen Sie auch im Namen der Stadt bei uns willkommen zu heissen.

Von den Fürsten aus dem Stamme der Welfen, welcher in den Braunschweigischen Landen seit Jahrhunderten segensreich geherscht hat, haben manche, durch eigene geistige Bildung ausgezeichnet, Interesse an den Wissenschaften und insbesondere für das classische Altertum im Lande zu verbreiten sich bemüht. Dafür zeugt die verhältnismässig grosse Anzahl von Gymnasien, welche wir besitzen und welche dieselben gestiftet oder doch erhalten haben; es zeugt dafür die Gründung der Universität zu Helmstädt und später des Collegii Carolini in hiesiger Stadt, so wie unsere von dem verehrten Herrn Vorredner bereits erwähnte berühmte Bibliothek zu Wolfenbüttel, und die Männer, welche an jenen Anstalten gewirkt haben und noch wirken, und von denen manche, wie ich wohl behaupten darf, zu den Zierden ihrer Wissenschaften zu zählen sind, haben sie in jenem Bestreben kräftig unterstützt.

Ihre Bemühungen sind aber auch, wie ich wohl sagen darf, nicht ohne Erfolg geblieben. Der Sinn für altclassische Bildung und damit auch für Geistescultur im Allgemeinen ist in unserm Lande und in unserer Stadt geweckt und selbst in den Zeiten des Materialismus lebendig erhalten, wie die nicht unbedeutende Zahl Braunschweigischer Schulmänner und Philologen

beweist, die in andern deutschen Staaten wirkt. Deshalb haben die Verhandlungen Ihres Vereins schon lange unser Interesse erregt, da wir überzeugt sind, dass das Streben einer Versammlung von Männern, welche durch Geist, Kenntnisse und Erfahrung in so wichtigen Zweigen der Wissenschaften glänzen, nicht fruchtlos sein kann.

Zu einer grossen Freude gereichte uns deshalb die Nachricht, dass unsere alte Stadt von Ihnen, hochgeehrte Herren, für Ihre neunzehnte Versammlung ausersehen sei. Die aufgeklärte, freisinnige Denkungsweise unseres verehrten Landesherrn und unserer Landesregierung sichert Ihnen für Ihre Verhandlungen volle Freiheit, ohne welche allerdings auf geistigem Gebiete eine Wirksamkeit undenkbar ist, und der bei so manchen ähnlichen Gelegenheiten bewährte gemütliche Sinn der Braunschweiger wird Ihnen, wie ich hoffe, Ihren Aufenthalt in unserer Stadt zu einem angenehmen und die Erinnerung daran zu einer erfreulichen machen.

In dieser freudigen Erwartung heisse ich Sie, meine hochgeehrtesten Herren, im Namen der Behörden dieser Stadt und der ganzen Stadt in unsern Mauern nochmals herzlich willkommen.

Die Versammlung bezeugte durch allgemeine Erhebung von den Sitzen ihren herzlichen Dank für die freundliche Gesinnung, mit der sie willkommen geheissen ward.

Der Vicepräsident Director *Jeep* aus Wolfenbüttel übernahm jetzt den Vorsitz, indem er folgende Worte an die Versammlung richtete:

Meine Herren!

Erlauben Sie mir, dass auch ich Sie willkommen heisse! Möge es Ihnen in dem Braunschweigischen Lande wohl gefallen und Gott, der alle unsere Anschläge, wenn sie Fortgang haben sollen, segnen muss, Ihnen für die Zwecke unseres Zusammenseins Kraft verleihen und dazu ein frisches und fröhliches Herz!

Sie haben mich meinem Freunde *Krüger*, dem für diese Versammlung gewählten Präsidenten, als Gehülfen beigegeben. Für das Vertraun, welches Sie mir dadurch bewiesen haben, sage ich Ihnen meinen verbindlichsten Dank. Nur fürchte ich, dass Sie in mir nicht den rechten Mann getroffen haben. Denn einerseits habe ich an den bisherigen Versammlungen der deutschen Philologen, Schulmänner und Orientalisten leider nicht Theil nehmen können, und kenne daher den üblichen Gang der Verhandlungen nur aus den darüber gedruckten Berichten, welche, wie gut sie auch abgefasst seien, doch immer nur ein schwaches Abbild der Wirklichkeit geben. Ausserdem kann ich, aus den Räumen des Schulhauses und dem gewohnten Kreise meiner Amtsgenossen und Schüler hervorgezogen, nicht ohne eine gewisse Scheu und Zaghaftigkeit vor dieser so grossen und ansehnlichen Versammlung auftreten. Deshalb bitte ich Sie, meine Herren, mit meinen Leistungen billige Nachsicht zu haben, und diese meine Bitte bei allem, was ich sage oder thue, im Sinne zu behalten. Dafür will ich Ihnen im einzelnen mit weiteren Entschuldigungen, die schliesslich doch wenig bessern, nicht zur Last fallen, sondern den mir gewordenen Auftrag, so gut als ich vermag, auszuführen versuchen.

Es wurde hierauf zur Bildung des Bureaus geschritten und nach dem Vorschlage des Präsidiums zu Schriftführern bestellt:

die Herren Professor Dr. *Dietsch* aus Grimma,
Oberlehrer *K. Koch* aus Braunschweig,
Conrector Dr. *Lahmeyer* aus Lüneburg,
Collaborator Dr. *Abicht* ebendaher,
Collaborator *Steinmetz* desgl.

Die genannten nahmen für das ihnen geschenkte Vertrauen dankend die auf sie gefallene Wahl an.

Nachdem hierauf der Schriftführer Prof. Dr. *Dietsch* die Statuten *) und die Mitglieder des Vereins verlesen hatte, theilte der Vicepräsident ein Begrüssungsschreiben des Herzoglichen Consistoriums mit und schlug dem Vereine vor, folgende Herren als Ehrenmitglieder zu den Versammlungen einzuladen:

---

*) **Nach der Berliner Fassung vom 3. October 1850.**

§. 1. Der Verein der deutschen Philologen, Schulmänner und Orientalisten hat den Zweck:

a. das Studium der Philologie in der Art zu fördern, dass es alle Theile derselben mit gleicher Genauigkeit und Gründlichkeit umfasst;

b. die Methode des höheren Unterrichts mehr und mehr bildend zu machen;

c. die Wissenschaft aus dem Streite der Schulen zu ziehen, und bei aller Verschiedenheit der Ansichten und Richtungen im Wesentlichen Uebereinstimmung, so wie gegenseitige Achtung der an demselben Werke mit Ernst und Talent Arbeitenden zu wahren;

d. grössere philologische Unternehmungen, welche vereinigte Kräfte in Anspruch nehmen, zu befördern.

§. 2. Zu diesem Zwecke versammelt sich derselbe jährlich einmal auf die Dauer von vier Tagen an einem vorher zu bestimmenden Orte.

§. 3. In diesen Versammlungen finden statt:

a. Mittheilungen und Besprechungen aller Art über neubegonnene und eingeleitete Unternehmungen und über neue Untersuchungen auf dem Gebiete der Philologie;

b. Berathungen über Arbeiten, welche zu unternehmen den Zwecken der Gesellschaft förderlich ist, und über die Mittel ihrer Ausführung;

c. zusammenhängende Vorträge und Besprechungen theils über den Inhalt dieser Vorträge, theils über ausgewählte Fragen und Aufgaben, welche einige Monate vor der Versammlung durch das erwählte Präsidium derselben bekannt gemacht werden;

d. Bestimmung des Ortes und des Vorstandes der nächsten Versammlung.

§. 4. Jeder Philologe und Schulmann, welcher durch bestandene Prüfungen, durch ein öffentliches Amt oder durch litterarische Leistungen dem Vereine die nöthige Gewähr gibt, ist zur Mitgliedschaft berechtigt.

§. 5. Der Verein hält dreierlei Versammlungen: 1) allgemeine philologische und 2) Sectionsversammlungen *a.* für die Behandlung pädagogisch-didaktischer Gegenstände und *b.* Sectionsversammlungen der Orientalisten.

§. 6. Dem Vereine steht ein Präsident und ein Vicepräsident vor (§. 3). Den Sectionsversammlungen bleibt die Wahl ihrer Vorstände überlassen.

§. 7. Dem für die nächstjährige Versammlung bestimmten Vorstande liegt es ob, für diese Versammlung die Genehmigung derjenigen Regierung nachzusuchen, in deren Gebiete die Versammlung Statt finden soll.

§. 8. Zur Bestreitung der Büreaukosten wird von den jedesmaligen Theilnehmern an einer Versammlung ein entsprechender Beitrag erhoben. †

† Obige Fassung der ersten sieben Paragraphen der Statuten gieng aus den Beschlüssen der eilften Versammlung zu Berlin (s. Verhandl. S. 105 ff.) hervor, durch welche die ursprünglichen zu Göttingen d. d. 20. Sept. 1837 festgestellten Statuten abgeändert wurden. §. 8 wurde in der fünfzehnten Versammlung zu Hamburg hinzugefügt.

die Mitglieder des Herzoglichen Staatsministeriums:
Geheim. Rath *von Geyso*, Exc.,
Geheim. Rath *Langerfeldt*,
Geheim. Rath *von Campe*;
die Mitglieder des Herzoglichen Consistoriums:
Staatsminister *Schulz*, Exc.,
Consistorialrath *von Strombeck*,
Consistorialrath Abt Dr. *Hille*,
Consistorialrath Abt Dr. *Ernesti*,
Obergerichtsrath *Rhamm*,
Consistorialrath *Hirsche*;
ferner Hofmarschall *von Münchhausen*,
Geh. Hofrath *Eigner*,
Generalsuperintendent *Hessenmüller*,
Oberbürgermeister *Caspari*,
Landsyndikus *Oestreich*.

Die Versammlung trat diesem Vorschlage einstimmig bei.

Der vorsitzende Vicepräsident fuhr fort:

Es ist zunächst die Commission zu ernennen, welche über die Wahl des Ortes und der Präsidenten der nächsten Versammlung zu berathen und Vorschläge zu thun hat. Es liegen aber auch noch einige Gegenstände vor, für die wir die Berathung durch eine Commission beantragen zu müssen glauben. Es hat nemlich erstens die Buchhandlung *B. G. Teubner* in Leipzig sich erboten den Verlag nicht allein der diesmaligen Verhandlungen, sondern auch aller künftigen zu übernehmen. *) Ferner haben wir aus den gemachten Erfahrungen einen Antrag an die Versammlung zu bringen. §. 3 litt. *c.* der Statuten heisst es: 'Es finden statt zusammenhängende Vorträge und Besprechungen theils über den Inhalt dieser Vorträge, theils über ausgewählte Fragen und Aufgaben, welche einige Monate vor der Versammlung durch das Präsidium bekannt gemacht werden.' Diese Bestimmung ist ebenso wenig von uns, als von den Präsidenten der früheren Versammlungen erfüllt. Wir haben zwar im Monat August d. J. ein Programm drucken lassen und dieses versandt. In demselben ist von manchem anderen die Rede: Vorträge aber die gehalten, Fragen die besprochen werden sollen, sind darin nicht genannt und konnten von uns nicht genannt werden, weil wir ungeachtet vieler Aufforderungen nur von dem Herrn Professor *Rehdantz* in Halberstadt vor Aufstellung des

*) Die Motivierung lautet in dem an den Präsidenten Dir. Prof. Dr. *Krüger* gerichteten Schreiben: 'Der Umstand, dass seither die Verhandlungen der Philologenversammlungen jedesmal in einem anderen Verlage erschienen sind, scheint mir der Verbreitung derselben wenig förderlich zu sein, da es schwer fällt den Jahrgang aufzufinden, in welchem ein Vortrag, wegen dessen hier und da ein Exemplar der früheren Verhandlungen gesucht wird, enthalten ist. Ich glaube, es würde in dieser Beziehung von wesentlichem Nutzen sein, wenn die Verhandlungen ein für allemal durch mich veröffentlicht würden, indem sie dann leichter zu finden sind und durch die Aufnahme in meinen philologischen Catalog mit specieller Inhaltsangabe auch dem Publicum immer von neuem wieder vorgeführt werden. Wollen Sie der diesjährigen Versammlung einen darauf bezüglichen Vorschlag machen, so wird es mir angenehm sein. Ich weiss zwar, dass irgend ein Gewinn für mich nicht zu erwarten ist, doch werde ich gern bereit sein, auch auf diese Weise mein Interesse für die philologische Wissenschaft zu bethätigen.'

Programms die feste Zusage eines Vortrags erhalten hatten. Es scheint also, wenn das jedesmalige Präsidium in Zukunft die Statuten nicht blos verlesen lassen, sondern sie auch wirklich ausführen soll, eine Einrichtung erforderlich zu sein, durch welche dies möglich gemacht wird. Das einfachste wäre nun freilich die Worte des §. 3 'welche einige Monate vor der Versammlung durch das erwählte Präsidium bekannt gemacht werden' zu streichen. Dazu können wir aber nicht rathen. Denn wir halten es für höchst wünschenswerth, ja für nothwendig, dass sowohl die zusammenhängenden Vorträge, als auch die zu besprechenden Thesen eine gewisse Zeit vor der Versammlung bekannt gemacht werden. Daher erlauben wir uns den Vorschlag zu machen, dass 1) für jede nächste Zusammenkunft oder auch für mehrere auf einander folgende vier Männer (zwei aus Süddeutschland, zwei aus Norddeutschland) erwählt werden, damit diese im Verein mit dem Präsidium für rechtzeitige Zusagen von Vorträgen und Thesen Sorge tragen; 2) es dem jedesmaligen Präsidium nicht nur erlaubt, sondern auch zur Pflicht gemacht werde, sich zu diesem Zwecke mit den kleineren Versammlungen von Philologen und Schulmännern (z. B. der mittelrheinischen und der in Oschersleben) in Verbindung zu setzen. Eine engere Verbindung der Versammlung der Philologen Deutschlands mit jenen kleineren Vereinen dürfte auch in anderer Hinsicht den Zwecken beider förderlich sein. Jedenfalls würde die grössere Versammlung dadurch eine nicht zu verschmähende Grundlage und die kleineren manigfache Anregung erhalten. Uebrigens sind wir weit davon entfernt diese unsere Anträge sofort zur Abstimmung bringen zu wollen: wir wünschen nur, dass die Versammlung eine Commission zur Berichterstattung über dieselben ernenne, und beantragen dass dies dieselbe sei, welche über den nächsten Versammlungsort zu berathen hat. Es gehören zu derselben ausser dem gegenwärtigen Präsidium die gewesenen Präsidenten und Vicepräsidenten der früheren Versammlungen, Hofrath Prof. Dr. *Döderlein* aus Erlangen, Director Dr. *Eckstein*, Prof. Dr. *Gerlach* aus Basel, Professor Dr. *Haase* aus Breslau. Zur wünschenswerthen Verstärkung schlagen wir die Herren Regierungsrath Dr. *Firnhaber* aus Wiesbaden und Professor Dr. *Fleckeisen* aus Frankfurt a. M. vor.

Die Versammlung trat diesen Anträgen allenthalben einstimmig bei.

Von Begrüssungsschriften waren eingegangen und bereits im Empfangsbureau den eintretenden Mitgliedern überreicht worden:

1) Die Primaner-Arbeiten gegen Ende des siebenzehnten und im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts. Ein Beitrag zur Geschichte des Martineums zu Braunschweig und des Gymnasialwesens überhaupt. Der neunzehnten Versammlung der Philologen, Schulmänner und Orientalisten im Namen des Gesammtgymnasiums zu Braunschweig gewidmet von Dr. *G. T. A. Krüger*, Director und Professor. Braunschweig, Druck von Gebr. Meyer. (38 S. 4.)

2) Germaniae philologis Brunsvigam congressis hac quasi tessera hospitali S. D. Gymnasium Guelferbytanum interprete *Justo Jeep*. Insunt aliquot loci ex Ciceronis orationibus in usum scholarum editis. Guelferbyti typis Bindseilianis. (15 S. 4.)

3) Geschichte des Schulwesens, besonders der lateinischen Stadtschule zu Helmstedt. Erste Abtheilung. Verfasst von *Wilhelm Knoch*, Oberlehrer. Zur Begrüssung der neunzehnten Versammlung der Philologen, Schulmänner und Orientalisten im Namen des Lehrercollegiums herausgegeben von Dr. *P. K. Hess*, Prof. u. Dir. des herzogl. Gymnasiums zu Helmstedt. Braunschweig, Druck von F. M. Meinecke. (66 S. 4.)

4) Der Freiherr vom Stein. Ein christlicher Staatsmann, geschildert von Dr. *Gustav Lange*. Der neunzehnten Versammlung der Philologen, Schulmänner und Orientalisten im Namen des Gymnasiums zu Blankenburg gewidmet vom Verf. Blankenburg, Druck der Hof-Buchdruckerei von W. Kircher. (42 S. 4.)

5) Philologis Germaniae per dies XXVI—XXIX m. Septembris Brunsvigae congregatis commentationem de Atye et Adrasto conscriptam offert *Augustus Baumeister*. Lipsiae impressum apud B. G. Teubner 1860. (16 S. 4.)

Nachdem hierauf noch zur Bildung der Sectionen aufgefordert und bemerkt worden war, dass Herr Prof. Dr. *Assmann* die Theilnehmer an der pädagogischen Section, Herr Generalsuperintendent Dr. *Hessenmüller* die Orientalisten in ihre Sitzungslocale führen würden, wurde die Sitzung geschlossen.

Bei der am Nachmittage nach Wolfenbüttel unternommenen Fahrt wurden den Besuchern des herzoglichen Archivs durch dessen Vorstand Archivrath *Schmidt* folgende höchst interessante altehrwürdige Urkunden vorgelegt:

A. Kaiserliche Urkunden.

1. König Ludwig nimmt das Stift Gandersheim in Schutz und ertheilt demselben, neben der Befreiung von der Gerichtsbarkeit der Grafen Bruno und Otto, das Recht der Wahl einer Aebtissin. a. 877. (Mit 1 aufgedrücktem Siegel.)
2. Ein zweites Exemplar der vorstehenden Urkunde. (Mit 1 Siegel.)
3. König Ludwig schenkt dem Stifte Gandersheim die Dörfer Tennisteti und Heriki. a. 877. (Mit aufgedrücktem Siegel.)
4. König Otto I. schenkt dem Kloster Helmstedt die Zehnten der Villen Helmonstedi, Bassallo, Sedorp, Sedorp und Uuormstedi. a. 952. (Mit aufgedr. Siegel.)
5. Kaisers Otto II. Ehepacten mit der griechischen Prinzessin Theophanu. a. 972. (Violettes Pergament mit Goldschnitt; ohne Siegel.)
6. Kaiser Otto II. schenkt der Aebtissin Gerbirg in Gandersheim das Prädium Bulceshuson. a. 973. (Mit aufgedr. Siegel.)
7. Kaiser Otto III. ertheilt dem Stifte Gandersheim, unter Verleihung des Königsbannes, das Recht, in Gandersheim Zoll zu erheben, Markt zu halten und eine Münze anzulegen. a. 990. (Mit aufgedr. Siegel.)
8. Kaiser Heinrich überlässt dem Stifte Gandersheim Darneburc, Badfeldun und Rediborun. a. 1008. (Mit aufgedr. Siegel.)
9. Kaiser Lothar bestätigt die Fundation des Klosters St. Egidii in Braunschweig. a. 1134. (Das Siegel ist beschädigt.)
10. Derselbe bestätigt die Schenkung der Villa Berbisleve an das Stift Walkenried. a. 1134. (Mit aufgedr. Siegel.)
11. König Konrad II. bestätigt dem Stifte Walkenried die tauschweise erworbene Hälfte des Reichsdorfes Hildeuuinesborne. a. 1140. (Mit dem sehr gut erhalt. Siegel.)
12. Kaiser Friederich I. ermächtigt das Stift Walkenried Reichsgüter zu erwerben. a. 1157. (Mit aufgedr. Siegel.)

13. Kaiser Otto IV. nimmt die Braunschweigischen Bürger in Schutz und befreit sie von allen Abgaben und Zöllen im Umfange des Reiches. a. 1199. (Das angehängt gewesene Siegel fehlt beinahe gänzlich.)
14. Desselben Schutzbrief für das Stift Walkenried. a. 1209. (Mit anh. Siegel.)
15. Desselben Testament. a. 1218. (Mit anh. Siegel.)
16. Kaisers Friedrich II. Schutzbrief für d. Stift Walkenried. a. 1215. (Mit anh. Siegel.)
17. König Heinrich VII. bestätigt dem Stifte Walkenried seine sämtlichen Privilegien. a. 1223. (Mit anh. Siegel.)
18. Königs Wilhelm Schutzbrief für das Kloster Marienberg. a. 1252. (Siegel ist beschäd.)
19. König Rudolf I. erneuert und bestätigt die von Friedrich II. zu Erhaltung des Landfriedens errichtete, ganz eingerückte Constitution. a. 1281. (Dieses in deutscher Sprache abgefasste Dokument hat der Professor Herrmann Conring, laut seines beiliegenden Briefes, dem Herzog August dem Jüngeren geschenkt. Das Siegel ist abgefallen.)
20. König Adolf bestätigt die Privilegien des Stifts Walkenried. a. 1295. (Mit anh. Siegel.)
21. König Albrecht I. nimmt das Kloster Marienthal in Schutz und bestätigt demselben verschiedene angekaufte Güter. a. 1302. (Mit einem Bruchstücke des Siegels.)
22. König Heinrich bestätigt die Privilegien des Stiftes Walkenried. a. 1309. (Mit anh. Siegel.)
23. König Ludwig desgleichen. a. 1323. (Mit anh. Siegel.)
24. Kaiser Karl IV. erneuert und bestätigt alle Freiheiten und Gerechtigkeiten des Klosters Riddagshausen. a. 1377. (Mit 1 Contrasigill.)
25. König Wentzlaw belehnt den Grafen Burkhard von Reinstein. a. 1385. (Das anh. Contrasigill ist beschädigt.)
26. Königs Sigismund Lehnbrief für die Aebtissin Agnes zu Gandersheim. a. 1417. (Mit dem anh. Siegel.)
27. Kaiser Friedrich III. ertheilt dem Herzoge Heinrich zu Braunschweig-Lüneburg das Recht, in Hessen einen neuen Zoll anzulegen. a. 1442. (Mit 1 schönen, wohl erhaltenen Contrasigill.)

B. Urkunden Braunschweigischer Herzöge.

28. Herzog Heinrich von Sachsen (der Löwe) schenkt dem Kloster Riddagshausen das Dorf Ritdageshusen und einige andere Güter. a. 1146. (Mit aufgedr. Reitersiegel.)
29. Derselbe beurkundet, dass Graf Liudolf von Peine das Gut Herwardessen dem Kloster Riddagshausen übergeben habe. a. 1160. (Siegel fehlt.)
30. Derselbe giebt dem Kloster Riddagshausen einige Güter in Lismoderothe, Ottenrothe, Herdenrothe, Winetorp und Quernhem. a. 1161. (Das anh. Reitersiegel ist beschädigt)
31. Derselbe schenkt in Gemeinschaft mit seinem Sohne (dem Pfalzgrafen) Heinrich dem Kloster Walkenried das Eigentum der demselben von den Ministerialen v. Medehem verkauften Güter zu Nore. a. 1191. (Mit dem wohlerhaltenen, aufgedr. Siegel, darstellend einen rechtsschreitenden Löwen mit der Umschrift: *Sigillum Henrici ducis.*)

32. Pfalzgraf Heinrich beurkundet, dass Friedrich v. Veltheim 3 Hufen in der Altenwiek zu Braunschweig dem Stifte St. Blasii daselbst verkauft habe. a. 1196. (Mit anh. Reitersiegel.)
33. Herzog Otto (das Kind) tauscht von dem Stifte St. Blasii den von den Bürgern Braunschweigs zu entrichtenden Zins von 30 *denarii piscinales* genannten *solidis* gegen Ländereien in Allenem und Sampleben ein. a. 1235. (Von den beiden Siegeln ist das zweite zerbrochen.)
34. Herzog Albert (der Grosse) bezeugt, dass die Brüder von Dalem dem Stifte St. Blasii die Advokatie über Güter in Schöppenstedt resigniert haben. a. 1260. (Mit 1 Siegel.)
35. Herzog Heinrich (der Wunderliche) ertheilt der Stadt Duderstadt das Braunschweigische Recht. a. 1279. (Die beiden angehängt gewesenen Siegel fehlen.)
36. Herzog Albert (*pinguis*) schenkt dem Rector des Altars St. Bartholomei in der Stiftskirche St. Blasii einen Hofplatz. a. 1295. (Mit anhängendem sehr schönem Siegel.)
37. Herzog Otto, Comtur zu Süpplingenburg, beurkundet den zwischen dem Hause Süpplingenburg und dem Kloster Marienthal wegen des Astbruches errichteten Vergleich. a. 1304. (Mit 2 Siegeln.)
38. Herzog Otto (der Milde) erlaubt dem Stifte St. Blasii in Braunschweig, die Stiftsgebäude zu erweitern. a. 1322. (Mit 3 Siegeln.)
39. Der Herzöge Magnus und Ernst Huldebrief für die Stadt Braunschweig. a. 1345. (Mit 2 Siegeln.)
40. Herzog Magnus (*torquatus*) befreiet das Kloster Riddagshausen von der Verpflichtung Jäger und Jagdhunde zu halten. a. 1369. (Mit 1 Siegel.)
41. Die Herzöge Bernd und Heinrich überweisen die Herschaft Braunschweig ihrem Bruder, dem Herzoge Friedrich. a. 1388. (Mit 2 Siegeln.)
42. Bündnis zwischen denselben Herzögen, den Landgrafen zu Thüringen, den Herzögen Friedrich und Otto zu Braunschweig und dem Landgrafen Hermann zu Hessen. a. 1402. (Mit 9 Siegeln.)
43. Verbündnis zu einem Landfrieden zwischen den Herzögen Bernd und Heinrich zu Braunschweig, dem Erzbischofe zu Mainz, dem Landgrafen zu Hessen und dem Herzoge Otto zu Braunschweig. a. 1405. (Mit 5 Siegeln.)
44. Bestätigung und Verbesserung des zwischen dem Erzbischofe von Magdeburg, den Bischöfen zu Halberstadt, Hildesheim, Merseburg und Minden und den Herzögen Bernd, Heinrich, Friedrich, Otto, Erich und Otto zu Braunschweig errichteten Landfriedens. a. 1410. (Mit 10 Siegeln.)
45. Erbverein zwischen den Herzögen Bernd und Heinrich. a. 1415. (Mit 34 Siegeln.)
46. Herzog Wilhelm ratificiert den wegen Theilung der Länder Braunschweig und Lüneburg von dem Landgrafen zu Hessen errichteten Vertrag. a. 1428. (Mit 1 Siegel.)
47. Erbvergleich zwischen den Herzögen Wilhelm, Wilhelm und Friedrich einer-, und Heinrich andererseits, wegen der ihnen von dem Herzoge Otto abgetretenen Göttingenschen Lande. a. 1442. (Mit 7 Siegeln.)
48. Die Herzöge Heinrich und Erich ratificieren die von ihrem Vater, dem Herzoge Wilhelm, gemachte Theilung. a. 1495. (Mit 12 Siegeln.)

48 *a*. Erbvertrag zwischen den Herzögen Heinrich dem Aelteren und Heinrich dem Jüngeren wegen des Landes Göttingen. a. 1511. (Mit 2 Siegeln.)

C. Urkunden von Päpsten, Concilien, Bischöfen und anderen Personen.

49. Des Papstes Eugen III. Protectorium für das Kloster Marienzell. a. 1147. (Mit der Bulle.)
50. Des Papstes Alexander III. Bestätigung des Güterbesitzes des Klosters St. Egidii in Braunschweig. a. 1179. (Mit der Bulle.)
51. Des Papstes Alexander IV. Verordnung, dass Niemand ohne seinen Specialbefehl von dem Stifte St. Blasii in Braunschweig Abgaben fordern solle. a. 1254. (Mit der Bulle.)
52. Des Papstes Clemens V. Bestätigung des von seinem Vorgänger dem Cistercienser-Orden verliehenen Privilegiums. a. 1309. (Mit der Bulle.)
53. Papst Innocenz VII. ertheilt den Archidiaconen zu Stockem das Recht, die ausserhalb der Stadt Braunschweig delinquierenden Geistlichen zu bestrafen. a. 1405. (Mit der Bulle.)
54. Papst Nicolaus V. erklärt den Rath der Stadt Lüneburg aller Aemter, Ehren und Güter verlustig, wenn er nicht seinem Processe gegen die an der Sülze zu Lüneburg berechtigten Stifter und Klöster entsage. a. 1453. (Mit der Bulle.)
55. Des Papstes Pius V. Breve, worin Herzog Heinrich d. J. zu Braunschweig und Lüneburg aufgefordert wird, Abgeordnete zum Tridentiner Concile zu schicken. a. 1560. (Mit dem Fischerringe.)
56. Der Decan des Stifts St. Crucis in Hildesheim, als Commissar des Concils zu Basel, ertheilt dem Probste Ludolf von Helen in Lüchow einen Indulgenzbrief. a. 1438. (Mit dem wächsernen Siegel des Concils.)
57. Das Concil zu Basel verleiht dem Vicar Volkmar von Anderten die Pfarre zu St. Fabian und St. Sebastian in Lutter. a. 1439. (Mit dem bleiernen Siegel des Concils.)
58. Urkundliche Erklärung, dass Bischof Branthago zu Halberstadt die Kirche St. Magni in Braunschweig geweiht und ihr die benannten Villen überwiesen habe. a. 1031. (Mit aufgedr. Siegel.)
59. Conrad, Bischof von Halberstadt, überträgt dem Kloster Riddagshausen Güter in Mascherode. a. 1208. (Mit bleierner Bulle.)
60. Bischof Volrad von Halberstadt bestätigt dem Kloster Marienthal verschiedene Güter. a. 1272. (Mit 3 Siegeln.)
61. Bischof Ludwig und Decan Gerhard zu Minden befreien die Brüder v. Ebinghehusen vom Kirchenbanne. a. 1344. (Die Urkunde ist durch ihre Kleinheit bemerkenswerth.)
62. Ablassbrief für die, welche das Kloster St. Ludgeri in Helmstedt an gewissen Tagen besuchen oder dasselbe beschenken. a. 1347. (Mit ausgemalten Initialen.)
63. Notarialsinstrument über einen Rechtsstreit zwischen den Minoriten in Braunschweig und den Capellanen zu St. Martini, St. Andreä und St. Petri daselbst. a. 1363 *XIV. m. April. usque ad diem XIII. m. Octobr.* (12 Ellen lange Urkunde.)
64. Herrmann v. Zuza schenkt der Aebtissin Bertradis zu Gandersheim das Patronatrecht an der Kapelle im Dorfe Zuza. a. 1377. (Mit vergoldeten Initialen.)

---

65. Diplomatarium des Stifts Steterburg mit dem *Chronicon Stederburgense.* (Pergamenthandschrift aus der ersten Hälfte des 14. Jahrh.)

Der grössere Theil der Besucher wandte sich aber der herzoglichen Bibliothek zu, wo sie von deren Vorstand, Dr. *Bethmann*, mit einer herzlichen Ansprache begrüsst wurden.*) Derselbe gedachte des Segens, welchen die Sammlung solcher Schätze, wie sie hier vereint seien, der Wissenschaft bringe, erinnerte an die Verdienste, welche sich die Gründer der Bibliothek und ihre früheren Vorstände, namentlich *Lessing*, um dieselbe erworben, und bezeichnete als seine freudige Hoffnung, dass der heutige Tag Vielen der Anlass zu einer umfänglichern Benützung der Bibliothek werden werde; denn auf dem Maasse und auf der Weise, wie sie benützt werden, beruhe der Werth der mit so vieler Mühe und grossen Kosten gesammelten Schätze. Er erwähnte darauf, wie er schon seit mehreren Jahren bemüht gewesen sei einen Verein der Bibliotheken zu Stande zu bringen, der die Benützung der auswärtigen erleichtere und dieselben doch vor Verlusten schütze; die Bibliotheken übernähmen die Entlehnung der Werke unter ihrer Garantie und überliessen sie unter den von ihnen gestellten reglementsmässigen Bedingungen zur Benützung des einzelnen Gelehrten; bereits seien viele Bibliotheken dem Vereine beigetreten und er hoffe, dass derselbe sich noch mehr ausbreiten werde, wozu die Anwesenden gewis nach ihren Kräften beitragen würden. Hierauf erläuterte derselbe die in der herlichen Rotunde auf dem grossen Tisch und in Glasschränken ringsumher ausgestellten Seltenheiten, namentlich die alten Handschriften.

---

*) Leider ist Hr. Bibliothekar Dr. *Bethmann* verhindert gewesen, die zugesagte und mehrmals erbetene Niederschrift seiner Ansprache einzusenden.

Verhandlungen der allgemeinen Sitzungen.

VI.

Erste allgemeine Sitzung.

Donnerstag den 27. September 1860, 10 Uhr Vormittags.

Der Vorsitzende, Director Professor Dr. *Krüger*, setzte zunächst die Tagesordnung dahin fest:

1) Vortrag des Director Dr. *Eckstein* aus Halle zum Gedächtnis von *Friedr. von Thiersch*.

2) Vortrag des Prof. Dr. *Petersen* aus Hamburg über die älteste Poësie der Griechen als gemeinsame Quelle Homers und Hesiods.

3) Vortrag des Gymnasiallehrers Dr. *Kirchhoff* aus Altona über die phonischen Figuren.

4) Vortrag des Hofraths und Prof. Dr. *Urlichs* aus Würzburg über das Nereidenmonument von Xanthos.

Director Dr. *Eckstein:*

Die Ankündigung des Herrn Präsidenten von dem Inhalte meines Vortrags dürfte in Ihnen, verehrte Anwesende, Erwartungen erwecken, denen ich zu entsprechen keineswegs gesonnen noch im Stande bin. Wie dürfte ich es wagen einen Mann, wie *Fr. von Thiersch*, in seinen umfassenden Bestrebungen und grossen Erfolgen zu würdigen und zu beurteilen, hier in diesem Kreise, in welchem wir den *princeps discipulorum* desselben, den ehrwürdigen *Döderlein*, zu begrüssen die hohe Freude haben. Das muss die Aufgabe dankbarer Schüler, näher stehender Freunde, ebenbürtiger Fachgenossen sein. Wohl aber geziemt's sich hier in Braunschweig, das *Thiersch* bereits 1842 zum Versammlungsorte vorgeschlagen hat und wo wir in dem Jahre seines Todes tagen, kurz an das zu erinnern, was unser Verein dem verewigten Meister dankt.

In Thüringen, der Geburtsstätte vieler ausgezeichneter Philologen, geboren, in Naumburg und der Schulpforta, an der sein Herz mit frischer Jugendliebe hing, vorbereitet, in Leipzig und Göttingen gebildet, fand er die Stätte einflussreichster und gesegnetster Wirksamkeit in Bayern, wohin er bereits im März 1809 berufen war. Seine Thätigkeit beschränkte sich nicht auf das neue engere Vaterland; in der Zeit der Befreiungskriege betheiligte er sich bei den militärischen Uebungen der Studierenden in München, im Jahre 1814 stiftete er mit dem edlen *Kapodistrias* die Hetäria der Musenfreunde in Wien, an die sich später die politische Hetäria anschloss, und die sittliche, wissenschaftliche und politische Hebung der Hellenen, die Befreiung Griechenlands von dem türkischen Joche ward eine Aufgabe seines Lebens, die er, der edelste unter den Philhellenen, durch Wort und That zu erfüllen eifrigst bemüht war.

Neben dem Lehramte, in dem er die meisten Gymnasiallehrer Bayerns als Schüler gehabt hat, ruhte die litterarische Thätigkeit nicht; die griechische Grammatik hat seit 1812 durch vier Auflagen in ihrem reformierenden Streben wesentliche Verbesserungen und Erweiterungen erhalten; die kunstvolle Uebertragung Pindars wurde im Jahre 1820 *Jahn*, dem Turnmeister, gewidmet und schmerzlich beklagt, dass eine kampfgeübte und ruhmbegierige Jugend unsern Festen fehle; für die archäologischen Studien gaben die Reisen in Italien (1826), die Epochen der bildenden Kunst (1829), eine Menge akademischer Abhandlungen neue Gesichtspunkte und gründliche Aufschlüsse, und das allgemeine Gebiet der Aesthetik haben die 1846 erschienenen Vorlesungen allen Gebildeten erschlossen. Kritik und Erklärung der alten Schrift- und Kunstwerke übte er mit gleicher Meisterschaft.

Noch weiter greift sein Wirken für das gelehrte Schulwesen. Wie er theoretisch in der Schrift 'über gelehrte Schulen mit besonderer Berücksichtigung auf Bayern' dem Realismus gegenüber die classischen Studien mit gutem Erfolge vertreten hatte, so konnte er auch praktisch in der einflussreichen Stellung, welche die Gunst des Königs und das Vertrauen der Regierung ihm gewährte, in dem 1829 erschienenen Unterrichtsplan für die bayrischen Gymnasien und Lateinischen Schulen seine Grundsätze organisatorisch zur Geltung bringen. Als im Jahre 1835 die drei Bände über den gegenwärtigen Zustand des öffentlichen Unterrichts in den westlichen Staaten von Deutschland, in Holland, Frankreich und Belgien erschienen, da begann ein neuer Kampf. Rasche, auch wohl harte Urteile über Einrichtungen und Personen gaben Aergernis; Staatsbehörden und Einzelne sahen sich zur Rechtfertigung genöthigt, aber der Kern des Streites lag wieder für ihn in dem Kampfe für den Humanismus.

Und in diese Zeit fielen 1837 die glänzenden Tage der hundertjährigen Jubelfeier der *Georgia Augusta*; es galt, bei dem Feste einer Universität, die zuerst den Alterthumsstudien in Deutschland den Weg gezeigt hatte, die classische Jugendbildung zu befestigen, eine Einigung über die höchsten Interessen derselben herbeizuführen und in dem Sinne der edelsten Humanität allgemein anregend und ermunternd zu wirken. Dazu sollte unser Verein wirken, dessen Begründung *Thiersch*, der Professor, mit unserm *Rost*, dem Schulmanne, und wenn ich nicht irre, mit *Ritschl* auf der Reise von Gotha nach Göttingen erwogen und hier unter den Auspicien *Alexanders von Humboldt* und unter der Mitwirkung der zu der Festfeier versammelten Philologen die ersten Statuten festgestellt hat. So ist unser Verein wesentlich eine Schöpfung von *Thiersch*, er hat ihm, wie einem lieben Kinde, die hingebendste Aufopferung bewiesen. Bei der ersten Versammlung in Nürnberg (1838) übertrug man ihm einstimmig die Leitung der Verhandlungen, in Mannheim (1839) war er Vicepräsident, in Gotha (1840), Bonn (1841), Kassel (1843) und Dresden (1844) betheiligte er sich lebhaft an den Verhandlungen. Wenn nun unangenehme Vorfälle, deren störende Erinnerung nicht aufgefrischt werden soll, ihn veranlassten, sich längere Zeit von dem Vereine fernzuhalten, so konnte er doch 1851 der Einladung seines Freundes *Döderlein* und dem Drängen der Freunde nicht widerstehen und gern erinnere ich mich der frohen Stimmung, die uns in seinem gastlichen Hause ergriff, als er erklärte, 'ich werde bestimmt nach Erlangen kommen'. Freudig wurde sein Wiedererscheinen begrüsst und die Abfassung einer Adresse beantragt, wobei der Altmeister *Böckh* blos einwarf, dass dies längst hätte geschehen müssen, und in beredten Worten von dem nun auch schon heimgegangenen *Nägelsbach* übergeben. Seitdem ist er nur noch in Stuttgart (1856) gewesen, wohin ihn die besondere Vorliebe für das württembergische höhere Schulwesen und seinen wackeren Lehrerstand gezogen hatte. Als nach den schönen Tagen seines

funfzigjährigen Jubiläums am 18. Juni 1858, welches das gesammte gelehrte Deutschland gefeiert hatte, die körperlichen Kräfte zu schwinden begannen und auch das Gedächtnis die alten Dienste ferner nicht leisten wollte und die geistige Frische erlahmte, da habe ich kurz vor der Wiener Versammlung den edeln Greis noch einmal zu sprechen die Freude gehabt und aus seinem Munde noch einmal vernommen, wie sein Herz an unserem Vereine hieng und mit welchen Hoffnungen er die Vereinigung mit den österreichischen Fachgenossen begrüsste.

So viel über seine äusserliche Theilnahme an unserem, an seinem Vereine; wie viel weiter ging seine wissenschaftliche Betheiligung! In Mannheim hat er einen Vortrag über das Verhältnis und das gemeinsame Interesse der humanistischen und industriellen Bildung unserer Zeit gehalten; in Gotha seine Ansichten über einen allgemeinen Schulplan und über die Parallelgrammatik entwickelt; in Kassel über den dritten Chorgesang der Antigone gesprochen; in Dresden weitaussehende Pläne über wissenschaftliche Militärerziehung gegeben und in Gegenwart der königlichen Familie über die Aufführung von dramatischen Werken der Griechen und Römer auf den neuen Theatern geredet. Am Abend desselben Tages wurde die Antigone auf dem Dresdener Hoftheater in seltener Vollendung aufgeführt; dem Enthusiasmus der Zuschauer setzte *Lachmann* mit feiner Ironie die Bemerkung entgegen, dass es sich für einen loyalen Staatsbürger und guten Christen — es war im Jahre 1844 — kaum gezieme, an dem Schicksale der griechischen Heldenjungfrau solchen Antheil zu nehmen. In den weiten Räumen des Kaffeehauses auf der Terrasse vereinigte sich am Abend die Versammlung zu heiterer Geselligkeit. Wie sehr neben dem *συμφιλολογεῖν* auch das *convivium* und selbst das *συμπόσιον*, freilich in Sokratischer Beschränkung, zu den Zwecken unseres Vereins gehöre, sollte *Thiersch* an jenem Abend bewähren. Den griechischen Fes auf dem Kopfe, fröhlich gestimmt, sammelte er um den Meister *Godofredus* einen kleineren Kreis; Freund *Rost* bereitete kunstfertig das edle Getränk und bei dem Glase sassen wir; ebenso mit ernsten Untersuchungen über das eben gesehene Stück und die griechische Bühne überhaupt, wie mit heiterm Scherz wechselnd, bis nach Mitternacht und folgten freudig erregt der Aufforderung von *Thiersch*, *Hermann* nach seiner Wohnung das Geleit zu geben. Die lebhafteste Unterhaltung dauerte auch auf der Strasse fort; wir führten zur grossen Verwunderung, jedoch unbehelligt von den durch ihre Behörde vortrefflich instruierten Nachtwächtern, diesen Plan aus. Doch verzeihen Sie, meine Herren, diese vielleicht ungehörige Abschweifung.

Wie bei solchen Vorträgen *Thiersch* 'süsser als Honig' die Rede von der Zunge floss, so zeigte sich die seltene Gabe der Beredsamkeit auch bei der Debatte, für die ihn überdies sein reiches, stets präsentes Wissen ganz besonders befähigte. Gleichviel ob eine geschichtliche oder pädagogische, eine philologische oder archäologische Frage zur Erörterung vorlag, immer konnte er auf dieselbe eingehen und wuste mit feinem Sinn und Geschmack Treffendes zu bemerken, mit Wohlwollen und Milde Schroffes zu beseitigen und mit seltener Klarheit seine Gedanken zu entwickeln. Immer hörte man ihn gern, auch wenn man seine Ansicht nicht billigen konnte.

Dies Talent werden wir nicht mehr in unserer Mitte bewundern; er ist am 25. Februar in einem tiefen Schlummer schmerzlos entschlafen. Ihn dürfen wir glücklich preisen, weil er in einem thatenreichen Leben auch das schöne Gelingen edelster Bestrebungen geschaut hat, die Mitwelt ihn allgemein als den Vater der philologischen Studien in Bayern, als den *praeceptor* nicht blos *Bavariae*, sondern, wie den Magister *Philippus*, auf dessen Vorbild er, der selbst Theologie studiert und seinen protestantischen Glauben bei der berüchtigten Kniebeugungs-

5*

frage (1844) entschieden vertheidigt hatte, die deutschen Philologen gern verwies, als *praeceptor Germaniae* anerkannt hat. An uns wird es sein das schönste Vermächtnis, das der deutsche Mann uns in diesem Vereine hinterlassen hat, festzuhalten und das von ihm hier begonnene Werk fortzuführen. Sprache und Wissenschaft ist das festeste Band der Volkseinheit und so möge denn unser Verein zu deutscher Einigkeit und Einheit auch an seinem Theile beitragen.

Aber nicht blos das Wort des Dankes gebührt den Verdiensten *Thiersch's* um diese deutschen Philologen-Versammlungen; ich erlaube mir an die Versammlung einen Antrag zu stellen, auch durch ein sichtbares Zeichen unsere Dankbarkeit zu bethätigen. Den grossen Meistern der Wissenschaft sind im Auftrage unseres Vereins durch einen trefflichen Künstler in Gotha Medaillen gewidmet, welche deren wohlgetroffene Bildnisse zieren. Wir besitzen dergleichen bereits von *F. A. Wolf*, *Niebuhr*, *Fr. Jacobs* und *K. O. Müller;* bei der Dresdener Versammlung ist auf *G. Hermanns* Anregung eine Medaille auf *Reiz* geprägt. Lassen Sie uns beschliessen in gleicher Weise die Verdienste von *Fr. Thiersch* zu ehren.

Die Versammlung erhob sich einstimmig für den zuletzt gestellten Antrag.

Prof. Dr. *Chr. Petersen* aus Hamburg hielt darauf folgenden Vortrag:

Die älteste Poesie der Griechen als gemeinsame Quelle Homers und Hesiods.

Um von vorne herein die Besorgnis fern zu halten, dass ein so reichhaltiges Thema mehr Zeit in Anspruch nehme, als einem einzelnen Vortrage gestattet werden kann, schicke ich die Bemerkung voraus, dass ich weder eine eingehende Schilderung noch eine umfassende Beweisführung beabsichtige, sondern versuchen werde, meine Ansicht, welche wie jede Lösung dieser Aufgabe eine Hypothese bleiben wird, in wenigen aber klaren Umrissen darzustellen. Es mag bedenklich scheinen, eine schon grosse Zahl von Hypothesen noch zu vermehren. Und doch denke ich, wenn es in die Hunderte geht, kommt es auf eine mehr oder minder nicht an. Auch möchte meine Ansicht kaum neu zu nennen sein: denn ich will es versuchen verschiedene Ansichten über verschiedene Dinge mit einander in Beziehung und dadurch, wenn auch in modificierter Gestalt, wie ich natürlich hoffen muss, ins richtige Licht zu setzen. Wenn ich dabei an die Ergebnisse anderer Wissenschaften anknüpfe, so wird die classische Philologie dieselben, wenn auch nicht prüfen können, doch hypothetisch und als Analogie anwenden dürfen auf Fragen, die sie auf eigenem Gebiet nicht hat erledigen können.

In der Untersuchung über den Ursprung der Homerischen und Hesiodeischen Gedichte kommen uns nicht, wie bei unsern grossen mittelalterlichen Epopöen ältere und gleichzeitige Chroniken und Geschichtschreiber zu Hülfe. Bisher sind wir nur auf die Gedichte selbst, die Bruchstücke der Lyriker und einige spätere Berichte angewiesen und bei letzteren ist es oft zweifelhaft, was Ueberlieferung und was blosse Vermutung Späterer ist. Die Forschungen der letzten Jahre scheinen mir neue Stützpunkte zu gewähren in der vergleichenden Litteraturgeschichte und in der vergleichenden Mythologie. Bei jener denke ich an die Zurückführung des deutschen Epos auf seine historischen und mythischen Elemente. Diese eröffnet uns einen Blick in die ältesten religiösen Vorstellungen der Indo-Germanischen oder Arischen Völker, zu denen bekanntlich auch die Griechen gehörten. Gestützt auf die Ergebnisse der vergleichenden Sprachkunde haben die Sanscritphilologen eine Ansicht begründet, die immer mehr Anerkennung gewinnt, dass die Mythologie und die mit ihr eng verbundene

Poesie dieser sprachlich verwandten Völker hervorgegangen ist aus der Auffassung der Natur unter dem Bilde menschlicher Verhältnisse. In den Ergebnissen der vergleichenden Mythologie finde ich einen Stützpunkt der Homerischen und Hesiodeischen Fragen, in so fern ich es für nachweisbar halte, dass dieselben nicht ohne eine klare und bestimmte Vorstellung vom Ursprunge und von der Entwickelung der Mythen vollständig beantwortet werden können. Auf Erklärung unserer heimischen Mythologie hat *Wilhelm Mannhardt* diese Ergebnisse angewandt in seinen Germanischen Mythen Berlin 1858. Für Erforschung der Griechischen Religion in ihrer ältesten Gestalt sind dieselben ausgebeutet von *Alfr. Maury: Histoire des Religions de la Grèce antique. Tome I. Paris 1857.* In gleichem Umfange berücksichtigt beide Völker *J. G. v. Hahn* in seinen mythologischen Parallelen, Jena 1859 und *F. L. W. Schwartz*: der Ursprung der Mythologie, dargestellt an Griechischer und Deutscher Sage, Berlin 1860. Mögen die Erklärungen im einzelnen auch noch so sehr von einander abweichen und darum noch weiterer Untersuchung bedürfen, im Ganzen bestätigen sie das von *P. W. Forchhammer* (*Hellenica.* Berlin 1837) für die Griechische Mythologie geltend gemachte Princip, jedoch nur in der Beschränkung, in der ich dasselbe aufgefasst habe (Allg. Hallische Literztg. 1839 Ergänzungsbl. Nr. 66—71), wie auch *Preller* im ersten Theil seiner Griechischen Mythologie. Leipzig 1854, (Theogonie und Götter) dasselbe anerkannt und durchgeführt hat. *Forchhammer* hat ganz kürzlich seine Ansicht, ohne die von *Preller* und mir geforderte Beschränkung oder Modification anzuerkennen, vertheidigt im *Philologos* Bd. XVI. H. 3. S. 385 f. (der Ursprung der Mythen).

In der mythischen Auffassung der Natur thut sich ein Hauptunterschied kund, welcher der Sprachverwandtschaft entspricht. Die Semitischen Völker finden den Mittelpunkt des Naturlebens in den grösseren Gestirnen, der Sonne, dem Monde, den Planeten, die Arier in der Atmosphäre, ein Unterschied, der offenbar seinen Grund hat in der klimatischen Verschiedenheit der von beiden Völkerfamilien bewohnten Länder.

Die Griechen brachten ihre Weltanschauung, nach der das Leben ihrer Götter in den Erscheinungen der Atmosphäre und deren Einfluss auf die Erde sich bewegt, aus dem Ursitz der Arischen Völker mit in die später von ihnen bewohnten Länder, wo sich dieselbe nach der Eigentümlichkeit der neuen Wohnsitze eigentümlich gestalten und im gleichen Maass mehr von den Ansichten der verwandten Völker entfernen muste.

Scheint nun die Mythologie, wie sie uns schon in den ältesten Gedichten der Griechen entgegentritt, eine ganz andere, indem die mythischen Gestalten ein so rein menschliches Wesen angenommen haben, dass die Naturbedeutung auf den ersten Blick gar nicht mehr zu erkennen ist, so muss eine geraume Zeit der Entwickelung und Umgestaltung dazwischen liegen. Es wird gestattet sein, nach dem herkömmlichen Gebrauch jene Urzeit die Pelasgische, die spätere historische Zeit nach der Dorischen Wanderung die Hellenische zu nennen. Wie ist nun in dem zwischen beiden anzunehmenden Zeitraum die bezeichnete Umwandlung vor sich gegangen? oder wie ist die Naturbedeutung der Mythen verloren gegangen? Aus dem Wesen der Griechischen Mythologie und den historisch bekannten Verhältnissen des Volks ergibt sich mit einer gewissen Nothwendigkeit, dass in dieser Zwischenzeit drei Perioden der Entwickelung zu unterscheiden sind. Auf die Einwanderung muss eine Zeit gefolgt sein, in der die Griechen nach den durch die sich kreuzenden Gebirgszüge gebildeten zahlreichen Thälern in eben so viele Völkerschaften sich theilten, die in Sprache, Religion und Sitten auseinander giengen. Diese Zeit der individuellen Entwickelung kann der Bedeutung des Namens

nach, wenn er auch später eine engere Beschränkung erhielt, die Aeolische Periode genannt werden. Diese Zeit ist es, der die Griechische Mythologie ihren Reichtum verdankt, indem sie sich in jeder Völkerschaft nach der Beschaffenheit des Wohnsitzes eigentümlich gestaltete, so dass eine Gottheit zu mehreren ward, indem z. B. Zeus Gemalin in einigen Gegenden den älteren Namen Dione behielt, in andern Hera, in andern Latona genannt wurde, in andern die Pallas Athene sich von ihr absonderte, die bei späterem Austausch der Vorstellungen alle für verschiedene Göttinnen anerkannt wurden. Dazu kam, dass in jeder Landschaft Berge, Quellen, Flüsse und anders gestaltete atmosphärische Erscheinungen zu eben so vielen Heroen und Heroinen wurden. In dieser Richtung ist die Griechische Mythologie von *K. O. Müller*, *E. Gerhard* und *Hnr. Dietr. Müller* erforscht. Dabei kommt allerdings die Frage in Betracht, ob in Hellas vor den Griechen ein Volk verschiedenen Stammes gewohnt habe, welcher Völkerfamilie dasselbe angehörte, und welchen Einfluss dasselbe auf die Griechen geübt habe. So schwer es sein wird die erste Frage zu verneinen, so wird doch gestattet sein, hier davon abzusehen, mit der Voraussetzung, dass solcher Einfluss nicht überwiegend war. Dasselbe mag von dem früheren Einfluss auswärtiger Völker gelten, obgleich derselbe stärker gewesen zu sein scheint.

Mit Nothwendigkeit folgt aus der Beschaffenheit der Griechischen Mythologie, dass später eine Zeit eingetreten sei, in der die Mythen der verschiedenen Landschaften ausgetauscht, mit einander verschmolzen, ja zu einem Ganzen vereinigt wurden. Dazu können Wanderungen, Verkehr und Unterwerfung des einen Volks durch das andere beigetragen haben. Doch genügt dies alles nicht, um die Erscheinung zu erklären, dass alle Götter und Heroen wirklich zu einer Art System, wie in der Theogonie und Genealogie vorliegt, vereinigt sind. Dazu genügte kaum die Oberherschaft eines Stammes, obgleich dieselbe eine solche Verschmelzung sehr erleichtern muste. Dazu war vielmehr das geistige Uebergewicht einer Völkerschaft erforderlich, welche die Mythen der verwandten Stämme als gleichberechtigt anerkannte und in sich aufnahm. Diese Gestaltung der so verschmolzenen Mythen zu einem Ganzen durch eine ältere, d. h. vorhomerische Poesie ist die Aufgabe dieses Vortrages. Die Ueberlieferung der Griechen kennt eine solche alte Poesie und schreibt sie den Thrakern zu, die aber nicht, wie Viele annehmen, Barbaren gewesen sein können, sondern Griechen gewesen sein müssen. *Curtius* hat in seiner Griechischen Geschichte wahrscheinlich gemacht, dass in älterer Zeit der Ionische Stamm ein Uebergewicht, eine Art Oberherschaft gehabt hat, wie nach den Homerischen Gedichten später die Achäer. Das erkennen wir an, ohne aber die Annahme von einer Wanderung der Ioner von Kleinasien über das Aegäische Meer zuzugeben. Das Ergebnis unserer Untersuchung, dass das Uebergewicht des Ionischen Stammes mit jener Blüte der Thrakischen Poesie zusammenfällt, vorausnehmend, erlauben wir uns, diese Periode die Thrakisch-Ionische zu nennen.

Aber es bedarf noch der Erklärung, wie die Mythen ihre Naturbedeutung verloren und ein so ganz historisches Ansehen angenommen haben. Diese Veränderung ist auch bei den stammverwandten Völkern vor sich gegangen. Unsere deutsche Mythologie liegt uns in dieser Umwandlung in den Epopöen des Mittelalters vor, und eine ähnliche Umgestaltung hat dieselbe in den Sagen und Märchen erfahren, die sich bis auf unsere Tage im Munde des Volks erhalten haben. Doch haben diese letzteren die mythologische Gestalt oft reiner bewahrt, als die epische Verarbeitung. Die Indische Mythologie dagegen, wie die nordische, können wir in allen Stufen dieser Umwandlung verfolgen, so dass sie eine Anwendung auf die Griechische

gestattet. In der eben bezeichneten Thrakisch-Ionischen Periode kann diese Umwandlung, wenn auch begonnen, doch nicht beendigt sein; denn die Theogonie, die als Haupterzeugnis derselben bezeichnet werden kann, beweist, dass zur Zeit ihres Ursprungs die Naturbedeutung noch im Bewustsein lebte. Wir werden demnach auf die Zeit der Achäischen Herschaft hingewiesen, in der mit der Entstehung des eigentlichen Epos die theogonische Poesie in den Hintergrund treten muste. Deshalb haben wir diese Achäische Periode als die Zeit des Ueberganges noch nicht zur Hellenischen gerechnet. Von dieser Umwandlung, welche die Naturbedeutung nicht kennt oder nicht kennen will, die zunächst eine Folge war von dem Geschmack, den kriegerische Fürsten und Völker an Thaten, besonders an Kriegen und Seezügen fanden, hat sich noch ein mythologischer Ausdruck in der Sage von der Blindheit der epischen Sänger erhalten, die sich schon bei *Homer* findet, *Il.* II 594:

— dort, wo die Musen
Findend den Thrakier Thamyris einst des Gesanges beraubten,
Der aus Oechalia kam vom Eurytos; dann sich vermessend
Prahlt' er laut, zu singen ein Lied, und sängen auch selber
Gegen ihn die Musen, des Aegiserschütterers Töchter.
Doch die Zürnenden straften mit Blindheit jenen und nahmen
Ihm den holden Gesang und die Kunst der tönenden Harfe.

Die Blindheit, die sich am Demodokos, am Homer selbst und noch später am Stesichoros wiederholt, scheint eben bei den früheren die Nichtkenntnis der Naturbedeutung der Mythen oder das Absehen von derselben, beim Stesichoros dagegen die Unkenntnis der mystischen Anwendung zu bedeuten. Die Beraubung des Gesanges mag den Uebergang des eigentlichen Gesanges zur Lyra in den declamatorischen Vortrag des Epos ausdrücken sollen.

In dieser Achäischen Zeit mischte sich historische Ueberlieferung ein und ward so mit dem Mythos verschmolzen, dass es immer schwer, oft unmöglich ist, diesen epischen Heroenmythos in seine mythischen und historischen Bestandtheile zu zerlegen.

Während der Wanderungen und Kriege, durch welche die Achäische Herschaft untergieng, änderten die meisten Griechischen Staaten ihre Bewohner, und die verschiedenen Stämme wurden vielfach durch einander geworfen und gemischt. Mit Veränderung der Zustände muste unter so lange dauernden Kämpfen auch die Poesie leiden und ging an den meisten Orten gänzlich unter. In Ionien, das am frühesten zur Ruhe kam, erblühte aus den Trümmern derselben die Homerische, in Böotien die Hesiodeische Poesie.

Blicken wir wiederholend auf die bisherige Betrachtung zurück, so fällt die Entstehung der Homerischen und Hesiodeischen Gedichte in den Anfang der Hellenischen Zeit, welcher eine lange Zeit der Entwickelung vorhergieng, in der wir wieder mehrere Perioden unterscheiden, nämlich die Pelasgische, in welcher die Griechen nach Abtrennung von andern Arischen Völkern noch in der ursprünglichen Einheit verharrten, die Aeolische, die Zeit der Spaltung in zahlreiche Völkerschaften, die Thrakisch-Ionische, in der diese Völkerschaften unter Oberherschaft des Ionischen Stammes zum Bewustsein ihrer Verwandtschaft gelangten und diese in der Thrakischen Poesie ihren Ausdruck fand, und die Achäische, in der die Herschaft der Achäer der Poesie die geschichtliche Richtung gab und den Uebergang zum Hellenentum machte.

Um die Homerischen und Hesiodeischen Gedichte für Erforschung dieser früheren Zustände benutzen zu können, muss Zeit und Ort ihres Ursprungs vorher festgestellt sein. Bei

der fast unübersehbaren Manigfaltigkeit der Ansichten und der Unmöglichkeit, eine derselben in wenig Minuten fester zu begründen, muss ich mich begnügen, die meinige in kurzen Worten auszusprechen und bitten, sie als Hypothese gelten zu lassen, die eben in der Beziehung zu den Folgerungen und in der Combination mit andern Hypothesen eine Prüfung zu bestehen haben und darin vielleicht sich bewähren wird. Ich bin der Ansicht, dass im Anfang des zehnten Jahrhunderts v. C. die Ilias von einem ausgezeichneten Dichtertalent aus älteren Liedern zusammengesetzt und zu dem Ganzen, wie wir es besitzen, ergänzt ist, die Odyssee aber nach älteren Liedern und Sagen von demselben oder einem gleichzeitigen, gleich talentvollen Dichter im Geiste seiner Zeit wie aus einem Guss gedichtet ist, beide jedoch später einzelne Interpolationen erlitten haben, ungefähr wie *G. W. Nitzsch* in seinen früheren Schriften, besonders aber in dem Artikel 'Odyssee' in der Hallischen Encyclopädie ausgeführt hat.

Hesiods Theogonie halte ich aus älteren Bruchstücken verschiedener Dichter, wenn auch nicht planlos, doch ziemlich unorganisch zusammengesetzt, wie *G. F. Schömann* nachgewiesen hat (*De compositione Theogoniae. Gryphisw.* 1857. Opusc. II. p. 475. bes. p. 502. *De interpolationibus Theogoniae.* Gr. 1848 u. 49. Opusc. II. p. 424. bes. p. 450.), nicht aber erst, wie er auch nachzuweisen sucht, zu Pisistratus Zeit von einem frechen Betrüger, sondern vom Hesiodos selbst. Auch sie enthält, wie sie uns vorliegt, spätere Einschiebsel und Zusätze, aber wenn auch etwas mehr als *Schömann*, doch weniger als *Göttling* annimmt. Die Werke und Tage halte ich für ein mehr selbstständiges Werk desselben Hesiodos, in das er aber ebenfalls ältere Bruchstücke zum Theil von grösserem Umfange aufgenommen hat (*Schömann:* de aetatibus generis humani. Gr. 1842. Opusc. II. p. 305, bes. p. 317). Auch dies Gedicht enthält, wie es vorliegt, nicht nur Einschiebsel, sondern ist am Ende sogar umgearbeitet (*Chr. Petersen:* über die Geburtstagsfeier bei den Griechen. Jahrbücher für class. Philologie Suppl. II. S. 339).

Aber nicht blos über den Ursprung der Homerischen und Hesiodeischen Gedichte, sondern auch über deren Verhältnis zu einander muss man eine klare Vorstellung haben, um aus ihnen Schlüsse zu ziehen über die frühere Zeit.

Nehmen wir Hesiods Angaben über seine Lebensverhältnisse als beglaubigt an, so tritt uns die Frage entgegen, und man darf derselben nicht ausweichen: Hat Hesiods Vater, als er aus dem Aeolischen Kyme in Askra einwanderte (Op. 634), die Homerischen Gedichte gekannt und, wenigstens einen grossen Theil, mitgebracht und seinem Sohne mitgetheilt? Da sich davon in Hesiods Gedichten keine Andeutung findet, die Abweichung von Homer in gar vielen Vorstellungen dagegen spricht, die Uebereinstimmung in Sprache, Mythologie und selbst das Vorkommen derselben Verse eine andere Erklärung zulässt, die ganze Geschichte der Homerischen Poesie, auch nach den sonst so weit auseinander gehenden Ansichten der neuen Kritiker dem widerspricht, so muss man diese Frage mit Nein beantworten.

Hat Hesiod von der Homerischen Poesie keine Kenntnis gehabt, so kann er dasjenige, worin er mit ihr übereinstimmt, nicht ihr verdanken, sondern es muss einer gemeinsamen Quelle entstammen. Der epische Dialekt kann dann nicht erst, wie *Curtius* anzunehmen scheint (Gr. Gesch. I. S. 111), in Smyrna aus Mischung des Aeolischen und Ionischen Dialekts entstanden, sondern muss in älteren Gesängen aus der früheren Heimat herübergebracht sein. Aus derselben Quelle muss Hesiod mit seiner Sprache auch den Hexameter und die gemeinsame Grundlage seiner Mythologie entlehnt haben. Ueber diese Quelle belehrt er uns aber selbst deutlich genug. Denn wenn er erzählt, dass er als armer, ungebildeter

Hirte am Helikon von den Musen zu seiner Poesie begeistert sei, so kann das nichts anders heissen, als dass er dort verbunden mit dem Musendienst ältere Poesie vorfand, die er sich aneignete und zu grösseren Ganzen vereinigte (ὁμηρεῦσαι), und nach deren Muster er selbst dichtete. Es ist aber längst aus den seine Theogonie einleitenden Musenhymnen entnommen, dass der Musendienst vom Olympos nach dem Helikon gekommen sei, dass also am Olympos der Sitz einer früheren Poesie zu suchen sei, auf die Homer eben so klar und bestimmt hinweist, indem auch er die Musen die Olympischen nennt, das Land am Fuss des Olympos mit dem Namem Pierien bezeichnet, aus dem nach Hesiod der Gesang stammt und von dem bei ihm die Musen auch die Pierischen heissen, und indem Homer wie Hesiod den beschneiten Berg Olympos zum Wohnsitz der Götter macht. Die eben dort wohnenden Pierer oder Thraker — man kann das Volk zum Unterschiede von den späteren gleichnamigen Barbaren die Pierischen Thraker nennen — waren also das Volk, von dem die älteste Poesie der Griechen im sogenannten epischen Dialekt ausgieng.

Diese Ansicht kann keineswegs auf Neuheit Anspruch machen, sie ist längst und wiederholt von *K. O. Müller* Orchomenos S. 381 u. f., Prolegomena zur Mythologie S. 218 u. f. und Gesch. der Griech. Litteratur I. S. 43 u. 142 ausgesprochen; *Fr. Thiersch*, *G. Hermann*, *K. Ferd. Ranke* und *B. Thiersch* haben ähnliche Ansichten aufgestellt, aber von den wenigsten Kritikern sind die in Betracht kommenden Fragen in ihrem Zusammenhange unter einander und mit der Entwicklung der Religion genügend erörtert und daher auch nicht in ihrer Bedeutung für die Geschichte der Homerischen und Hesiodeischen Poesie gehörig gewürdigt worden.

Es kann nicht die Aufgabe meines auf wenige Minuten beschränkten Vortrags sein, aus dem, was Homer und Hesiod übereinstimmendes haben, ein zusammenhangendes Bild von dem Wesen und dem Umfang jener Pierisch-Thrakischen Poesie zu entwerfen, noch weniger die daraus sich ergebenden Folgerungen auszuführen. (Vergl. *Fr. Thiersch* über die Gedichte des Hesiodos usw. in den Denkschriften der Münchner Akademie 1813; *M. Isler* quaestionum Hesiodiarum specimen. Berolini 1830. p. 23; *Schoemann* Opusc. II. bes. 2. comparatio theogoniae Hes. cum Homero.) Doch wird es gestattet sein in Gestalt von Thesen einige Hauptergebnisse zusammenzustellen, die nicht nur einander durch die innere Uebereinstimmung stützen, sondern auch dann einen Beweis für ihre Richtigkeit liefern, wenn sie die Verhältnisse und Zustände Griechenlands, die uns in der historischen Zeit entgegentreten, am besten und vollständigsten erklären.

1) Die Pierischen Thraker gehörten dem Ionischen Stamme an, wie der gleiche Dialekt im Homer, Hesiod, der Orphischen Theogonie und als herkömmliche Sprache der Orakel beweist.

2) Die Verbreitung ihrer Poesie erklärt sich aus der Herschaft des Ionischen Stammes, mit der die Blüte ihrer Poesie zusammenfällt.

3) Die Beimischung Aeolischer Sprachformen im epischen Dialekt erklärt sich aus der Verbreitung dieser Poesie auch über die Aeolischen Stämme und aus der Rückwirkung derselben bei der Aufnahme ihrer Mythen in die Pierisch-Thrakische Poesie.

4) Die Pierischen Thraker sind Erfinder des Hexameters, indem sie zwei kürzere Verse der älteren Zeit von je drei mit Längen verbundenen Hebungen, in denen schon der dakty-

lische Rhythmus vorwaltete, wie von *Th. Bergk* (über das älteste Versmaas der Griechen, Freiburg 1854) nachgewiesen ist, zu einem Verse verbanden.

5) Diese Poesie hieng eng zusammen mit dem Dienst der Musen, so wie dem des Apollon, der bei den Pierischen Thrakern zuerst von Zeus abgesondert und zu einer selbständigen Gottheit erhoben ist. Die mythischen Hyperboreer und Lykier, auf die in der Ueberlieferung sein Ursprung zurückgeführt ward, sind, wenn nicht rein mythische Völker, eben diese Pierischen Thraker.

6) In die Zeit der Ionischen Herschaft und der Blüte der Pierisch-Thrakischen Poesie fällt auch die Besitznahme des Delphischen Orakels durch Apollon.

7) Dieser Poesie verdankt die Theogonie in ihren verschiedenen Systemen ihren Ursprung, indem der Widerspruch der reich entwickelten Mythen bei der Freiheit der Dichter es nicht zu einem allgemein anerkannten System kommen liess, weshalb nicht nur dasjenige, worin Homer und Hesiod übereinstimmen, sondern auch manches, worin sie abweichen, wie z. B. die Anfänge der Theogonie, aus älterer Zeit stammt.

8) Die Pierisch-Thrakische Poesie beschränkte sich aber keineswegs auf die Theogonie, sondern bearbeitete auch die Stammsagen, d. h. die religiösen Ueberlieferungen aller Griechischen Völker, zu denen sich dieselbe verbreitete. Diese Poesien bilden den Kern nicht nur der Ilias und Odyssee, der Hesiodeischen Theogonie, wie der Werke und Tage, sondern auch der kyklischen und anderer dem Hesiodos zugeschriebenen Gedichte, namentlich des Katalogs und der Eöen.

9) Zur Zeit der Achäerherschaft ist der physische Sinn der Mythen zurückgedrängt und grössten Theils verloren gegangen, dagegen historische Elemente in grösserem Umfange zugemischt, wie bei den Deutschen seit der Völkerwanderung, und dadurch die epische Poesie entstanden, die nach der Griechischen Völkerwanderung in Ionien und Böotien neu erblühte.

10) Demnach können in einem Mythos zweierlei historische Elemente stecken, aus der Zeit des Ursprungs und aus der Zeit der epischen Gestaltung oder Umdichtung.

11) Vom mythischen Kern der Ilias ist der Aeakidenmythos Ionischen Ursprungs, aber schon in Thessalien auf die Achäer übergegangen, der Pelopiden-(Atriden-)mythos Achäischen Ursprungs.

12) Der mythische Kern der Odyssee reicht bis in die Pelasgische Urzeit zurück, und die verschiedenen Gestalten, die derselbe in der Aeolischen Zeit angenommen hat, sind später zu einem Ganzen verschmolzen.

13) Mit der ursprünglichen Gestalt der Mythen erhielt sich hie und da auch der ursprüngliche physische Sinn in der Tempelsage, weshalb oft die erst in spätern Schriftstellern überlieferten Formen der Mythen in Verbindung mit Festgebräuchen die Grundelemente für die Erklärung der Mythen bilden.

14) Aus Pierien stammt auch der Kern der Orphischen Theogonie, in die aber fremde Elemente aufgenommen wurden, als ein Theil der Pierischen Thraker, an den Pangaeos und Rhodope versetzt, mit benachbarten Völkern verschmolzen und deren Mythen annahmen. In dieser neuen Gestalt verbreitete sich die Orphische Theogonie über Lesbos nach Hellas, so wie nach Phrygien und von da mit neuen Zusätzen erweitert in wieder anderer Gestalt auch nach Hellas.

15) Diejenigen, welche in Thrakien am Pangäos und in Phrygien die Griechische Theogonie erweiterten, waren sich noch der physischen Bedeutung bewust, welche sich hier auch in den Mysterien erhalten hat.

16) Onomakritos und die andern Freunde des Peisistratos haben die Orphische Theogonie in ähnlicher Weise redigiert, wie die Homerischen und Hesiodeischen Gedichte, d. h. als redliche Männer mit gewissenhafter Beachtung der Ueberlieferung, nicht selbst gemacht, nicht einmal interpoliert. Grade die Anklage und Strafe des Onomakritos wegen einer Interpolation beweist, dass ihn sonst kein Vorwurf trifft. Die Einschiebung einzelner Verse in den Homer aus politischen Gründen werden dem Solon und Peisistratos zur Last gelegt. Die Angaben, welche Onomakritos und andre Pythagoreer zu Verfassern der Orphischen Theogonie machen, beruhen nicht auf Ueberlieferung, sondern sind nur Ansichten späterer Kritiker, was in Beziehung auf die Orphische Theogonie auch ziemlich allgemein anerkannt ist. (Vergl. *Chr. Petersen* der delphische Festcyclus. Hamburg 1853. S. 24 u. N. 42.) Damit soll nicht in Abrede gestellt werden, dass andre Gedichte, die Orpheus' Namen tragen, erst zu Peisistratos Zeit entstanden sind.

Diese Thesen, welche zusammen mit den im Vortrage über Homer, Hesiod und die Entwickelung der Religion ausgesprochenen Ansichten ein Ganzes bilden, stehen und fallen grossen Theils mit einander. Es soll in ihnen der Beweis geliefert werden, dass die Fragen über den Ursprung der Homerischen und Hesiodeischen Gedichte nicht genügend beantwortet werden können, ohne dass die Entwickelung der Religion und des Mythos mit in Betracht gezogen wird. Ob es mir gelungen ist, die wichtigsten Momente, welche hier von Bedeutung sind, scharf genug zu bestimmen und in den richtigen Zusammenhang zu setzen, darf vielleicht einer weiteren Prüfung empfohlen werden. Der Gegenstand ist viel zu schwierig und zu umfassend, um hier nach allen Seiten in mündlichem Austausch der Gedanken gründlich erwogen zu werden. Wenn indes der Vorstand glaubt, es sei nicht ungeeignet, die eine oder andre Frage zu besprechen, so weit es ohne den gelehrten Apparat zur Hand zu haben, möglich ist, so soll es mir sehr erwünscht sein. Einwendungen und Bedenken zu vernehmen. Dazu möchte sich am meisten der Hauptsatz eignen, den ich durchzuführen gesucht habe, dass Poesie und Mythos sich mit einander entwickelt haben, dass also die Geschichte der Poesie, und dazu gehört die Homerische wie die Hesiodeische Frage, nicht ohne Rücksicht auf die Entwickelung des Mythos behandelt werden dürfe. Dieser Zusammenhang ist es, der mich bestimmt, die Ausbildung der Homerischen Gedichte nicht erst in die Zeit zwischen der Dorischen Wanderung und Peisistratos zu setzen. Sonst müsten sich Spuren der religiösen Entwickelung dieser Zeit finden, die wir aus den Bruchstücken der Kykliker und Lyriker kennen. Davon aber ist ausser den Interpolationen des 11. Buchs der Odyssee keine einzige Spur und selbst diese gehören nicht erst den Pythagoreern am Hofe des Peisistratos, sondern einer viel frühern Zeit an, wie aus dem, was ich in den Schriften über das Zwölfgöttersystem und über den Delphischen Festcyclus dargethan zu haben glaube, sich ergeben wird.

Da sich auf die Frage des Präsidenten Niemand zum Worte meldete, so stattete jener dem Redner den Dank für den gehaltenen Vortrag ab und gab dem Gymnasiallehrer Dr. *Kirchhoff* aus Altona das Wort zu dem Vortrage, zu welchem vorher folgende gedruckte Vorlage an die Mitglieder vertheilt worden war:

Horat. Carm. IV. 10.

O crudelis adhuc	**et Veneris**	**muneribus potens**
Insperata tuae	**cum veniet**	**pluma superbiae,**
Et quae nunc humeris	**involitant**	**deciderint comae,**
Nunc et qui color est	**puniceae**	**flore prior rosae,**
Mutatus, Ligurine,	**in faciem**	**verterit hispidam;**
Dicens, heu quotiens	**te speculo**	**videris alterum:**
Quae mens est hodie	**cur eadem**	**non puero fuit?**
Vel cur his animis	**incolumes**	**non redeunt genae?**

THEOGNIS.

Bergk Poet. lyr. pag. 403.

Ἀ Δειλὴ πενίη, Τί-μένεις Προλιποῦσα πάρ' ἄλλον
Ἄνδρ' Ἰέναι, μὴ δή μ' Οὐκ Ἐθέλοντα φίλει·
Ἄλλ Ἴθι καὶ δόμον ἄλλον Ἐπ-Οίχεο, μηδὲ μεθ' ἡμέων
Αἰεὶ Δυστήνου Τοῦδε Βίου μέτεχε.

ibid. pag. 406.

FουδΕνα Θησαυρὸν Παισὶν Καταθήσῃ Ἀμείνω
Αἰδοῦς, Ἤ τ' Αγαθοῖς Ἀνδράσι, Κύρν', Ἕπεται.

TYRTÆUS ibid. pag. 316.

ἁ φιλοχρηματία σπάρταν ὀλεῖ, ἄλλο δὲ Fοὐδέν.

SOLON ibid. pag. 342.

οὐδὲ μάκαρ Fοὐδεὶς πέλεται βροτός, ἀλλὰ πονηροὶ
πάντες, ὅσους θνητοὺς ἠέλιος καθορᾷ.

Zwei Choranfänge aus der Antigone.

Πολλὰ τὰ δεινὰ, κοὐδὲν ἈΝ-Θρώπου δεινότερον πέλεΙ·
Τοῦτο καὶ πολιοῦ πέρΑΝ Πόντου χειμερίῳ νότωΙ

Ἔρως ἀνίΚατε μάχαν,
Ἔρως, ὃς ἐν Κτήμασι πίπτεις,

Die Parodos der Antigone mit den dazu gehörenden Trimetern.

Ἰσμήνη.

Ἀλλ' οὖν προμηνύσῃς γε τοῦτο μηδενὶ
τοὔργον, κρυφῇ δὲ κεῦθε· σὺν δ' αὔτως ἐγώ.

'Αντιγόνη.

Οἴμοι, καταύδα· πολλὸν ἐχθίων ἔσει
σιγῶσ', ἐὰν μὴ πᾶσι κηρύξῃς τάδε.

'Ισμήνη.

θερμὴν ἐπὶ ψυχροῖσι καρδίαν ἔχεις.

'Αντιγόνη.

'Αλλ' οἶδ' ἀρέσκουσ' οἷς μάλισθ' ἁδεῖν με χρή.

'Ισμήνη.

εἰ καὶ δυνήσῃ γ'· ἀλλ' ἀμηχάνων ἐρᾷς.

'Αντιγόνη.

Οὐκοῦν, ὅταν δὴ μὴ σθένω, πεπαύσομαι.

'Ισμήνη.

ἀρχὴν δὲ θηρᾶν οὐ πρέπει τἀμήχανα.

'Αντιγόνη.

εἰ ταῦτα λέξεις, ἐχθαρεῖ μὲν ἐξ ἐμοῦ,
ἐχθρὰ δὲ τῷ θανόντι προςκείσῃ δίκῃ.

'Αλλ' ἔα με καὶ τὴν ἐξ ἐμοῦ δυςβουλίαν
παθεῖν τὸ δεινὸν τοῦτο. πείσομαι γὰρ οὐ
τοσοῦτον οὐδὲν, ὥςτε μὴ οὐ καλῶς θανεῖν.

'Ισμήνη.

'Αλλ, εἰ δοκεῖ σοι, στεῖχε· τοῦτο δ' ἴσθ', ὅτι
Ανους μὲν ἔρχῃ, τοῖς φίλοις δ' ὀρθῶς φίλη.

ΧΟΡΟΣ.

Στροφὴ α'.

ΑκτὶΣ 'ΑεΛΙου, τὸ Κάλ-Λιστον 'ΕπταΠύλΩΙ
ΦανὲΝ
ΘήβΑΙ ΤῶΝ προΤέρων ΦάοΣ,
'ΕΦάνθης Ποτ', ὦ χρυσέας 'Αμέρας βλέφαρον,
Διρκαίων ὑπὲρ ῥεέθρων μολοῦσα,
Τὸν λεύκΑσπιν ΝύκΤ' ἀγρόθεν Φῶτα
Βάντα ΠανΣαγίᾳ
Φυγάδα πρόδρομον ὀξυτόρῳ
ΚινήΣασΑ ΧαλίνωΙ·

'Αντιστροφὴ α'.

ΣτάΣ Δ' ὑπὲρ Μελάθρων Φονί-Αισιν 'Αμφι-
ΧανὼΝ ΚύκλΩΙ
ΛόγχαιΣ 'ΕπτάΠυλοΝ ΣτόμΑ,
"ΕΒα, πρίν Ποθ' ἁμετέρων Αἱμάτων γένυσιν
Πλησθῆναί τε καὶ στεφάνωμα πύργων
ΠευκάFενθ' ἥΦαιστον 'Ελεῖν· Τοῖος 'Αμφὶ
Νῶτ' Ετάθη
Πάταγος ἄρεος, ἀντιπάλῳ
ΔυςΧείρωμΑ ΔράκοντΙ.

Σύστημα α'.

῞ΟΝ ἐφ' ἡμετέρΑΙ	Γᾷ ΠολυνείκηΣ
Ἀρθεὶ Σ νεικέωΝ	Ἐξ ἈμφιλόγωΝ
Κοινῆς λαίαΣ,	Ὀξέα κλάζωΝ,
Αἰετὸς ὣς γᾶΝ	Εἰς ὑπερέπτΑ
Λευκῆς χιόνοΣ	Πτέρυγι στεγανόΣ,
Λεὼν ἀργείωΝ	Πολλῶν μεθ' ὅπλωΝ

Ξύν Θ' ἱπποΚόμοιΣ ΚορύθεσσιΝ.

Στροφὴ β'.

Ἀντίτυπ Α δ' ἐπὶ γΑΙ πέσε ΤανταλωθεὶΣ
ΠυρφόροΣ, ὃς τότε μαινομένΑΙ ξὺν ὉρμΑΙ

βακχεύων ἐπέπνει
ῥιπαῖς ἐχθίστων ἀνέμων.
εἶχε δ' ἄλλα τὰ μέν,

Αλλα δ' ἐπ' ἄλλοις ἐπενώμα Στυφελίζων
ΜέγαΣ ῎ΑρηΣ ΔεξιΟΧειροΣ

Σύστημα β'.

ἑπτΑ λοχαγοὶ	γὰρ ἐφ' ἑπτὰ ΠύλαιΣ
ταχθέντεΣ ἴσοι	πρὸς ἴσους ῎ΕλιποΝ
ζηνὶ τροπαίῳ	πάγχαλκα τέλη,
πλὴν τοῖν στυγεροῖν,	ὢ πατρὸς ἑνὸς
μητρός τε μιᾶς	φύντε καθ' αὑτοῖν
δικρατεῖς λόγχας	στήσαντ' ἔχετον
ΚοινΟΤ ΘανάτΟΤ	ΜέροΣ ῎ΑμφΩ.

Ἀντισύστημα α'.

ζεὺς γὰρ μεγάλης	γλώσσης ΚόμπουΣ
ὑπερεχθαίρει,	καί σφας ἘσιδὼΝ
πολλῷ ῥεύματι	προςνισσομένους
χρυσοῦ, καναχῆς,	ὑπεροπτίας,
παλτῷ ῥιπτεῖ	πυρὶ βαλβίδων
ἐπ' ἄκρων ὁρμῶντ'	ἤδη νίκην
Τυφῶ Γε ΤύπουΣ	Τ' ἀλαλάξαι.

Ἀντιστροφὴ β'.

ἈλλΑ γὰρ Ἁ μεγαλώνυμος ἦλθε ΝίκΑ
ΤΑΙ πολυαρμάτῳ ἀντιχαρεῖσΑ ΘήβΑΙ,

ἐκ μὲν δὴ πολέμων
τῶν νῦν θέσθε λησμοσύναν,
θεῶν δὲ ναοὺς χοροῖς

Παννυχίοις πάντας ἐπέλθωμεν, ὁ Θήβας
Δ' ἐλελίΧθων ΒάκχιοΣ ῎ΑρχοΙ.

Ἀντισύστημα β'.

Ἀλλ' ὅδε γὰρ δὴ	βασιλεὺς ΧώραΣ,
Κρέων ὁ μενοικέως,	Ἐπιστὰς ῎ΑρχωΝ
Νεωστὶ νεοχμὸς,	Νεαραῖσι θεῶν
Ἐπὶ συντυχίαις	Χωρεῖ, τίνα δὴ
μῆτιν ἐρέσσων,	ὅτι σύγκλητον
τήνδε γερόντων	προὔθετο λέσχην

Κοινῷ ΚηρύγΜατΙ ΠέμψαΣ.

Κρέων.

Ἄνδρες, τὰ μὲν δὴ πόλεος ἀσφαλῶς θεοί
πολλῷ σάλῳ σείσαντες ὤρθωσαν πάλιν·

Der Vortragende begann:

Hochgeehrteste Versammlung!

Haben ältere Männer, die vor mir an dieser Stelle standen, sich rechtfertigen zu sollen geglaubt, so geziemt um so mehr dem jüngeren, der zum ersten Mal vor dieser Versammlung auftritt, ein kurzes Wort der Rechtfertigung und Entschuldigung. Sie, meine Herren, die ich unsere Führer nennen darf, sind ja gewohnt und berufen, dem unvollkommenen neben dem gereiften Ihre Aufmerksamkeit eine Weile zu schenken, und trotz aller Mängel in dem dargebotenen doch den Kern der Wahrheit zu erkennen, der weiterer Entwicklung fähig ist. Sie selber haben neue Bahnen gefunden, und soll die Jugend Ihnen nicht strebend nachfolgen? Selbst der Irtum führt ja der Wahrheit näher denn er zeigt, welchen Weg man nicht ein-

zuschlagen hat. Im Vertrauen denn hierauf trage ich ein weniges von einer Sache vor, die mich seit sechs Jahren beschäftigt hat, und worin leider mancher Fehltritt von mir gethan ist, aber — das ist meine Ueberzeugung — ich doch im ganzen in der richtigen Richtung gegangen bin, zu einem reichen, schönen Lande hin, dessen grosse Ernte einzusammeln es vieler und kenntnissreicherer Kräfte, als die meine ist, bedarf. Ich gehe zur Sache.

Ich habe einen Vortrag über phonische Figuren angekündigt und muss diesen Ausdruck zunächst erklären. *Ὁμοιόφωνον* heisst der Gleichklang, der Reim; *ὁμοιόαρκτον*, wenn die Anlaute, *ὁμοιοτέλευτον*, wenn die Auslaute ähnlich sind. Ich lasse das erste Glied des zusammengesetzten Wortes weg und verstehe unter phonischen Figuren, phonischen Schematen bestimmte symmetrische Stellungen der An- und Auslaute, kurz gesagt Reimfiguren. Man wirft ein, dass der Reim im Griechischen und Lateinischen immer auf die Flexionssilben würde gefallen und also eintönig geworden sein. Ganz richtig, wenn man von unserem modernen Endreime ausgeht, und diesen massenhaften Reim als den einzigen ansieht, oder doch ganz vorwiegend an diesen denkt. Aber gibt es nicht auch einen Reim der Anlaute, einen Anreim? und kann man den Endreim nicht auf einen oder zwei Auslaute beschränken, so dass man eine grössere Zahl der reimenden Laute nur seltner und mit dem Zweck irgend einer Auszeichnung gebraucht? Dann fällt die Eintönigkeit weg. Und um sogleich die Sache auszusprechen, der griechische Reim bestand nicht in der Wiederkehr derselben Laute, sondern derselben Lautclassen an bestimmten Stellen. Wie in der Edda die Vocale als solche reimen, so thun es im Griechischen und bei Horaz die Labiale, die Dentale, die Gutturale; so gehört unter den Vocalen z. B. *α* und *αι*, *ο* und *ω* und *ου* zusammen; so können Vocale, Nasale, Muten als solche gegeneinander stehen. Ob die Griechen das haben hören können? Ich denke doch, wer *muta* mit *liquida* in der Position von *muta* mit *spirans* hat unterscheiden können — und wer von uns fühlt das nach? — der hat auch Dentale von Labialen durchs Gehör, ja recht eigentlich durch das Gefühl im Munde unterscheiden können.

Nun ist ferner bekannt genug, dass die Alten vielfältig zu Anfang allitteriert und auch gleiche Ausgänge gesucht haben. Ist denn das nur zufällig geschehen und wie es der Geist im einzelnen Fall eingab, oder sind dafür bestimmte Gesetze vorhanden? Ich denke letzteres. Denn die Griechen, und als ihre Nachahmer die Römer, haben jeden Kunststoff behandelt und in die schärfsten Formen gebracht, und diesen allein hätten sie liegen lassen? Und warum? denn gekannt haben sie ihn; das zeigen ja eben jene *ὁμοιόαρκτα* und *ὁμοιοτέλευτα*, auf welche man längst aufmerksam geworden ist, Haben sie ihn aber nach bestimmten Gesetzen geordnet, nach welchen dann? Gewiss nach denselben, wornach sie das übrige in der Dichtkunst ordneten. Demselben Gesetze des Rhythmus unterwarf der Dramatiker die Quantität des Lauts in der Metrik, die Höhe des Lauts in der Musik, die Form der Gebehrde in der Orchestik, und eben dies einheitliche, dies *componere totum* ist das Charakteristikum der antiken Dramatik, unbeschadet dass neben den einheitlichen Gesetzen jede der dadurch verbundenen Künste in dem so entstehenden Ganzen auch noch ihre eigentümlichen Formen ausbildet und ihre besonderen Wege geht. So muss es also auch mit der Phonik gewesen sein, wenn nicht ein schreiender Misklang in das ganze Kunstwerk kommen soll, und meine Thesis ist nun die, dass den metrischen Schematen, in denen die Quantität des Lauts aufs schärfste geordnet ist, phonische Schemata der Laute nach ihrer Qualität entsprechen, aber so, dass gerade die letzteren das *componere totum* zur Hauptaufgabe haben und sich anschliessend an die metrischen diese zugleich entwickeln und in höhern Gruppen ordnen. Anders bei uns. Eine

Strophe von so und so viel gleichen, aber mit Hebung und Senkung abwechselnd endenden Versen wird zwar auch durch entsprechende Endreime gegliedert, und als Ganzes abgerundet; wenn dann aber mehrere gleiche Strophen in einem Liede sich folgen, so geht zwar in guten Gedichten eine schöne Gliederung des Gedankens durch dieselben mit einem gewissen geordneten Gegensatz der Strophen, aber die Form drückt das nicht aus, und es könnten eben so gut noch Strophen hinzukommen, als weggelassen werden, ohne dass man es aus der Form merken könnte und diese irgend einen Schaden litte. Es ist also da kein Organismus vorhanden, und der grosse Vorzug der Alten ist, dass sie die Composition des Gedankens, dieses so wichtige Moment, auch ausdrückten. Und das ist ja eben Künstlers Art, dass er dem geistigen Ideal die vollendetste sinnliche Form gibt. Meine Herren! Es fällt mir nicht ein, Ihnen den Genuss der Poesie zerstören, Ihnen einen Horaz und Theognis, oder gar einen Sophokles zerpflücken, Ihnen die herliche Blume zerreissen zu wollen. Aber betrachten muss man doch das einzelne. Und so verhält es sich denn, um bei einer einfachen Form zunächst stehen zu bleiben, so, dass derselbe Gedanke, der die Wahl der Strophe für ein melisches Lied bestimmte, so dass die Hauptgliederungen des Gedankens sich in denen der Strophe ausdrücken, derselbe sich auch im ganzen Melos auslebt; und so ist das Melos die Entwicklung der Strophe, ja in einfachsten Fällen des Monostichons. Es ist damit, wie in der gothischen Baukunst, wo aus dem Spitzbogen, dem das gleichseitige Dreieck zu Grunde liegt, und einigen wenigen anderen mathematischen Formen alle Formen und Verhältnisse, ja selbst die Hauptregeln der Construction entspringen.

Ehe ich nun dieses zunächst an der horazischen Ode zeige, nur noch die kurze Bemerkung, dass ich, um dem Auge zu Hülfe zu kommen, gewisse Schemata derselben mit fetten Buchstaben bezeichnet habe, und dass in den Stücken aus Theognis und Sophokles derselbe Zweck durch die grossen Buchstaben hat erreicht werden sollen, während alles übrige klein gedruckt ist. Indessen sind es nicht alle Schemata der durchcomponierten Lieder, sondern nur ausgewählte, die ich so angedeutet habe.

Ich gehe nun zu der Ode Carm. IV, 10, in welcher ein Monostichon entwickelt ist. Dasselbe besteht aus einer Tripodie, einer Dipodie und einer Tripodie, zusammen aus acht Füssen. So beginnen die 8 Verse mit 3 Vocalen *O*, *I*, *E*, in den Worten *O*, *Insperata*, *Et*, 2 Nasalen *N* und *M* in den Worten *Nunc*, *Mutatus*, drei Muten nämlich einer von jeder der 3 Classen *D*, *Q*, *V* in den Worten *Dices*, *Quae*, *Vel*. Dieses Schema ist noch mehrmals vorhanden und ich habe auch die Stellung von 6 zu 2 Versen bezeichnet; in dieser sind die ersten und letzten Worte des schliessenden Distichons *Quae fuit — Vel genae*, die also mit dem Chiasmus von Guttural Labial, Labial Guttural anlauten, wärend die anderen 6 Verse keine solche chiastische Stellung haben. Der Inhalt des Distichons sind die wichtigen Worte des Ligurinus, wärend in den 6 Versen diese vorbereitet und begründet werden. Es kann nun ferner die Dipodie einmal mit der vorderen und einmal mit der hinteren Tripodie zusammengenommen werden, und so entstehn die *numeri* 5 zu 3 oder 3 zu 5. In dem ersteren Verhältnis bilden dem Gedanken nach 5 Verse den Vordersatz, 3 den Nachsatz; es ist zu Anfang der Dipodien bezeichnet. Die Schlussdipodien des Pentastichons und des Tristichons schliessen mit dem Anlaut *i* in den Worten *in* und *incolumes;* das Pentastichon fügt dazu die nähere hemiolische Gliederung 3 zu 2 durch die hinzutretenden labial anlautenden Glieder — *volitant* und *faciem*. Eine solche Auflösung eines Worts, wie *involitant*, in seine beiden Theile mit Rücksicht auf das phonische Schema nenne ich die phonische Chorisis, das Gegentheil, die Verknüpfung von Worten zu einem mit

Bezug auf das phonische Schema die phonische Enklisis und Proklisis. Die drei Dipodieen des Tristichons sind nun aber in einer Weise an die vorderen drei Tripodieen desselben angeschlossen, wie es in dem Pentastichon nicht der Fall ist. Die ersten beiden Reihen beginnen dental mit *D* und *T* in *Diceš* und *te*, die zweiten guttural mit *Q* und *c* in *Quae* und *cur*, die dritten labial mit *V* und *i* in *Vel* und *incolumes*. Aber wie so labial? *i* ist doch nicht etwa labial? Es hängt das mit der Aussprache des lateinischen *V* und mit dem Griechischen zusammen und ich habe diese Classificierung in einer Menge von Fällen gefunden. Das Digamma ist bekanntlich nach Quintilian *medius quidam V et I litterae sonus*, und Kaiser Claudius wollte das consonantische *V* durch das Zeichen des auf den Kopf gestellten Digammas vom vocalischen *U* unterscheiden, wie er auch für den Mittelton von *i* und *u* das Zeichen des griechischen Spiritus asper einführen wollte, eine für die phonische Auffassung des letzteren, worüber nachher ein Wort, höchst bedeutsame Thatsache. Durch jenen Umstand ist nun ein Anknüpfungspunkt für die Verknüpfung von *v* mit *i* gegeben und ich darf auch noch das geltend machen, dass gewisse Dinge mitunter in früheren Zeiten wohl begründet entstehen, die sich dann festsetzen und selbst bei veränderten Umständen behaupten, z. B. bei anders gewordener Aussprache die alte Schreibart. Dieses Schema 5 zu 3 ist nun aber auch noch durch Ausreime bezeichnet und zwar an den fünf Dipodieen und den fünf hinteren Tripodieen des Pentastichons, welche beide hemiolisch mit einander verknüpft sind, nämlich für den Arithmos 3 durch *Veneris* zu *potens* mit *s* und *s* in der Thesis und durch *veniet volitant* zu *superbiae comae* mit *t t* und *ae ae* in der Arsis und dann für den Arithmos 2 durch *puniceae rosae*, *faciem hispidam* mit *ae ae* und *m m*. Im Grossen aber ist dann wieder der Arithmos 3 die Arsis, der Arithmos 2 die Thesis. Es sind also die fünf ersten Dipodieen durch Auslaute mit den fünf ersten hinteren Tripodieen, die 3 letzten Dipodieen durch Anlaute mit den 3 letzten vorderen Tripodieen verknüpft: also in umgekehrter Ordnung, einer sehr häufigen Weise. — Ausser diesem epiditritischen Schema von 5 zu 3 ist aber auch noch das andere von 3 zu 5 vorhanden; und in diesem Gegensatz ist jedesmal die Dreizahl als die phonische Thesis, die Fünfzahl als die phonische Arsis anzusehen, welche Namen ich allgemein gebrauche. Das Verhältnis 3 zu 5 nun hat an den hinteren Tripodieen zuerst in dem Arithmos 3 die labiale Arsis *muneribus pluma* und die Thesis mit einem isolierten dentalen Anlaut *deciderint;* dann in dem Arithmos 5 hemiolisch erst die 3 Labialen von *flore*, *verterit*, *videris*, dann die zwei Nasale von *non non*. Dazu aber treten an den Schlüssen der 3 und 5 vorderen Tripodieen und der 3 und 5 hinteren Pentapodieen in den Schlussversen des Tristichons und Pentastichons die Ausreime *humeris comae* zu *animis genae*. — Die Hauptstellung ist nun aber offenbar die von 5 zu 3, welche dem Gedankenverhältnis der Sätze folgt, während die von 3 zu 5 mehr nur phonisch ist. — Schliesslich habe ich noch ein Schema bezeichnet, worin die 8 Verse in zwei Tetrastiche geordnet, also die Proportionen der drei Reihen des asklepiadeischen Verses einem fremden Genus unterworfen sind, ähnlich wie z. B. päonische Monopodieen durch Rhythmopöie zur isischen Dipodie vereinigt werden. So haben hier die 4 ersten Verse die Verknüpfung der Ausreime in den hinteren Pentapodieen *Veneris potens*, dann *veniet volitant* und *superbiae comae*, zuletzt *puniceae rosae*, also gleiche Stellung der Auslaute in den 2 äusseren Gliedern und wiederum gleiche in den 2 mittleren. 'Aber,' wird man sagen, 'diese selben Laute wurden ja erst, unter Hinzunahme von *faciem hispidam*, hemiolisch in einem Pentastichon geordnet! So kann man denn wohl ordnen, wie man eben will, und so ist eben Alles möglich.' Gewis nicht; man versuche es nur, und es wird nicht gehen. Und es ist doch auch sonst

möglich und ganz in der Ordnung, verschiedene Theilungsgründe auf einen concreten Gegenstand anzuwenden; warum denn nicht auch in der Phonik? Nur müssen beide Ordnungen vollständig und klar sein. Und so tritt denn hier in dem zweiten Tetrastichon an den Tripodieen das amöbäische Schema *e*, *s*, *e*, *s*, von *Ligurine*, *quotiens*, *hodie*, *animis* hinzu, so dass im Ganzen in umgekehrter Folge im ersten Tetrastrichon die Ausreime an den hinteren Pentapodieen, im zweiten an den vorderen Tripodieen stehen. Für die Lesart *Ligurine* aber spricht nun ausser dem Schema auch der Gedanke, erstens durch die Concinnität, indem dann die drei Vordersätze mit drei intransitiven Verben sich entsprechen, namentlich aber dem *verterit* = sich verkehrt hat, vergangen ist, nicht mehr ist, das *Nunc qui color est*, wie dem *nunc involitant* das *deciderint* gegenübersteht, zweitens durch die Natürlichkeit, indem es doch auffällt, dass der Name eines Angeredeten gar nicht im Vocativ, sondern nur im Accusativ vorkommt.

Aber ich verlasse den Horaz und gehe zu zwei kurzen Beispielen aus Theognis über. Das erste steht *Bergk Poet. Lyr.* pag. 403 v. 351—354.:

Ἆ δειλὴ πενίη, τί μένεις προλιποῦσα παρ' ἄλλον
ἄνδρ' ἰέναι; μὴ δή μ' οὐκ ἐθέλοντα φίλει·
ἀλλ' ἴθι καὶ δόμον ἄλλον ἐποίχεο, μηδὲ μεθ' ἡμέων
αἰεὶ δυστήνου τοῦδε βίου μέτεχε.

Hier ist die Anfangsstellung der 4 ersten Worte Ἆ ἄνδρ' ἀλλ' αἰεὶ sehr deutlich und es schliesst sich daran sofort in den zweiten der Chiasmus δειλὴ ἰέναι ἴθι δυστήνου. Noch ein zweites Beispiel, *ib.* pag. 406 v. 409, 410, habe ich hinzugefügt, um auf das Digamma und den Spiritus hinzuweisen;

Οὐδένα θησαυρὸν παισὶν καταθήσῃ ἀμείνω
αἰδοῦς, ἥτ' ἀγαθοῖς ἀνδράσι, Κύρν', ἕπεται.

Was nämlich das Digamma von οὐδένα betrifft, so folgt es aus dem Hiatus in dem Vers des Tyrtäus, *ib.* pag. 316:

Ἆ φιλοχρηματία Σπάρταν ὀλεῖ, ἄλλο δὲ οὐδέν,

und aus der Position in dem Distichon des Solon, *ib.* pag. 342:

Οὐδὲ μάκαρ οὐδεὶς πέλεται βροτός, ἀλλὰ πονηροὶ
πάντες, ὅσους θνητοὺς ἠέλιος καθορᾷ.

Dadurch erhalten wir in dem Distichon des Theognis das Schema der Labiale vorn und nach der Cäsur in Fουδένα παισὶν und αἰδοῦς ἀνδράσι. An den Schlüssen aber der Tripodieen steht chiastisch θησαυρὸν ἀμείνω ἀγαθοῖς ἕπεται, indem der Spiritus asper des mit *sequi* verwandten Worts dental gefärbt war. Es ist nämlich meine Ueberzeugung, wofür ich viele phonische Schemata habe, dass der Spiritus, je nach der Entstehung desselben aus der gutturalen, dentalen, labialen Spirans, mit einer entsprechenden Färbung gesprochen wurde, und dass eben die Dichter, wie im Lateinischen ähnliches für die Wortformen stattfindet, hierin conservativ gewirkt haben.

Ich gehe sodann zum Sophokles. Vorerst habe ich ein paar Choranfänge abdrucken lassen. So ist in dem ersten Stasimon

Πολλὰ τὰ δεινά, κοὐδὲν ἀν-θρώπου δεινότερον πέλει·
τοῦτο καὶ, πολιοῦ πέραν πόντου χειμερίῳ νότῳ

Das chiastische Schema der Anlaute Π θ τ π in Πολλὰ, -θρώπου, τοῦτο πόντου wird sofort deutlich, wie auch das parallele der Auslaute αν αν und ι ι in ἀν- πέραν und πέλει νότῳ. Eine solche

Verknüpfung der Anfänge nenne ich im Anschluss an den Pindarischen Ausdruck πλέκειν ποικίλους ὕμνους eine Anaploke, die der Schlüsse etwa Kataploke. Ebenso deutlich ist in dem dritten Stasimon

Ἔρως ἀνίκατε μάχαν,
Ἔρως ὃς ἐν κτήμασι πίπτεις

die parallele Anaploke Ἔρως Ἔρως und -κατε κτήμασι, indem die Silben νι und ἐν mit τονή zu lesen sind, und mit -κατε und κτήμασι die zweiten Doppelzahlen der Arsen beginnen.

Ausführlicher habe ich nun die Parodos der Antigone mit den dazu gehörenden Trimetern abdrucken lassen, indessen doch auch hierin nur einige Schemata hervorgehoben. Im Allgemeinen mache ich hier sogleich auf das Gesetz aufmerksam, welches auch in der horazischen Ode sich fand, dass das Schema durch eine entsprechende Anzahl von Lauten ausgedrückt wird, z. B. ein diplasiches metrisches Verhältnis durch ein solches phonisches. Was den Text betrifft, so habe ich ihn nicht verändert, sondern die Lesarten des Laurentianus beibehalten und nur in die Lücken und an anerkannt falschen Stellen conjiciert. Diese Conjecturen sind an der Hand der phonischen Schemata und in Uebereinstimmung mit dem Scholiasten gefunden.

Der feurige Sonnenstrahl schiesst in den Himmel hinauf und sich ausdehnend, über dem Teumessus rechts, erscheint ringsum das schönste Licht und verweilt so eine Zeit lang; dann steigt die Sonne selbst plötzlich hervor und die halbe Scheibe, das Augenlicht des goldenen Tages, liegt über dem sanftgebogenen Höhenrücken, ich habe selbst ähnliches im Siebengebirge gesehen; dann scheint der Strahl in das obere Dirkethal hinein, das minder tief als das schroffere des Ismenos ist, und wandelt abwärts auf der heiligen Welle, μολοῦσα, kommt zum Tenerischen ἀγρός und sieht ihn leer vom Feinde, der πανσαγία, mit Sack und Pack, nächtlicher Weile leise abgezogen ist, und trifft ihn schon ferner und treibt ihn durch seinen Blick in aufgelöste Flucht mit scharfschallendem Zügel, ὀξυτόρῳ, so dass ich die Flucht nicht bloss sehe, sondern auch höre und zwei Sinne zugleich erregt werden und mit der Helle des Tags sein lautes Geräusch sich verbindet. So haben wir wahrlich einen schönen, anschaulichen Fortschritt des Gedankens, und sehr mit Unrecht würde Sophokles getadelt, wenn man ihm eine blosse Häufung der Schilderung als Ausdruck des vollen Gefühls der Freude Schuld geben wollte. Er hat die feinsten Nuancen des Sonnenaufgangs gezeichnet, und alle sind metrisch ausgedrückt, worauf ich jetzt nicht eingehen kann. Conjiciert nun habe ich ἀγρόθεν. Metrisch zunächst respondiert sonst alles in den Strophen und der Scholiast erklärt, dass ausdrücklich in Ἀκτίς die zweite Silbe kurz sei und es vocativisch sein könne. Nun aber hat die mit -πιν in λεύκασπιν respondierende Stelle der Antistrophe den langen Vocal *H* in Ἥφαιστον und es ist somit ein Position bildendes Wort hinter λεύκασπιν nöthig. Ein solches ist weder Ἀργόθεν, noch ein Adjectivum von Ἄργος. Kann aber Ἀργόθεν nicht an erster Stelle stehen, so kann es das an der zweiten noch weniger, denn der kyklische Daktylus fordert da einen βραχέος βραχύτερος, während Ἀργ- ein δίσημος ist. Somit ist Ἀργόθεν überhaupt unmöglich. Welche Conjectur ist nun aber einfacher als ἀγρόθεν, eine blosse Umstellung von γ und ρ? Und das fordert der Sinn. Denn das Argiverheer ist ja in eben dieser Nacht abgezogen, wie Ismene sagt, v. 15, 16:

φροῦδός ἐστιν Ἀργείων στρατὸς ἐν νυκτὶ τῇ νῦν

und davon sollte der Chor ganz schweigen? während er eben sagt: ποτ', endlich bist du erschienen, und zwar: o Tag der Befreiung? Der Gedanke darf gar nicht fehlen, und auch nicht bloss in Strophe α' würde dann eine Lücke mitten im schönsten Gedankenfortschritt sein, son-

dern auch die Anspielung in dem gegensätzlichen *παννυχίοις* in Antistrophe *β'* verlöre ihre Beziehung. So auch entspricht dem *βάντα* dann in der Antistrophe *α'* das *ἔβα* in gleichem Sinne. Zwar kommt nun *ἀγρόθεν* nur in der Bedeutung: 'vom *ἀγρός* her' vor, nicht in der 'vom *ἀγρός* weg'; aber für *θεν* im Allgemeinen vergleiche man *ἐμέθεν* und das Xenophonteische *ἐντεῦθεν ἐλαύνει* und bei Aeschylus *τἀντεῦθεν μελέσθω*. Der Chor machte dieses etwa durch eine Handbewegung klar. Ferner metrisch haben wir nun die malerischeste Steigerung des langsamen Abziehens in den irrationalen Thesen von *τὸν λεύκασπιν*, des schnelleren Schreitens in den rationalen von *φῶτα βάντα*, der aufgelösten Flucht in den aufgelösten Arsen von *φυγάδα πρόδρομον*. Was nun aber das *νύκτ'* betrifft, so wollte ich eigentlich ein adjectivisches Wort, das bei Hesiod in der Bedeutung von leise vorkommt, nämlich *νοῦθος*, welches nach Lobeck auch die Bedeutung von dunkel als Nebenform von *νυθός*, einer Glosse des Hesychios, hat. Aber ich habe es noch nicht gewagt, da letzteres bezweifelt wird und der Gegenstand des Dunkeln zu *λεύκασπιν* verloren geht, wenn Lobecks Ansicht falsch wäre, während freilich der zu *ὀξυτόρῳ* bleibt. Dieses *λεύκασπιν* aber spielt ebenso auf *Ἄργος* vermittelst *ἀργός* = schimmernd an, wie das *πρόδρομον* auf den Adrastos, den nichtentlaufenden. Zu Anfang des Systems *α'* habe ich nun die Lesart *ὃν Πολυνείκης* beibehalten, welche mit der Strophe das chiastische Schema der Auslaute *ς ν ν ς* in *'Ακτὶς φανὲν ὃν Πολυνείκης* giebt, ebenso wie die Strophe *β'* mit dem System *β'* das parallele *'Αντίτυπα ἑπτὰ* und *ταγταλωθεὶς πύλαις*; beide Schemata aber bestehen nur, wenn man die Lesarten des Laurentianus beibehält. Diese Verknüpfung von Strophe und System könnte man miktisch nennen. Ebenso sind in den zweiten Versen durch Auslaute erst die Strophen *α'* und *β'* chiastisch durch *Θήβᾳ φάος πυρφόρος ὁρμᾷ*, also *αι, ος, ος, αι*, dann die Systeme *α'* und *β'* parallel durch *ἀρθεὶς ταχθέντες, ἀμφιλόγων ἔλιπον*, also *ς ς* und *ν ν* verknüpft. Dies könnte man katharisch nennen. Das *ὃν* nun in System *α'* ziehe ich zu *ὑπερέπτα* = über welches der Adler hinflog, aber nicht *inspiciendi causa*, sondern als *οἰωνός* den Weg zeigend, über ihn hin und ihm voraus ins Land hinein. Auf diesem ist er aufgeflogen, und *ἐπὶ cum dativo* zeigt eine nähere Beziehung an, sich dadurch von *ἐπὶ cum genetivo* unterscheidend, wie Krüger angibt; von dem Hader, den *νεικέων*, was auf das *-νείκης* und als Plural auf das *Πολυ-* anspielt, von den *ἀμφιλόγων* das *ἀμφ-* deutet auf die zwei Brüder hin. Aber nun fehlt das Object; was umreden denn die *νείκη*, was ist das Object der *νείκη*? Natürlich Beute, denn von einem Adler und seinem Bruder ist die Rede, und so trifft auch den Eteokles ein leiser Tadel; und der Hader ist ungerecht, weil die Beute beiden gehört, das ist der drastische Gegensatz. So conjiciere ich *κοινῆς λαίας*, vergl. System *β'* das *κοινοῦ θανάτου μέρος ἄμφω*, und die Form *λαίας* spielt auf den *Λάϊος* an, von dem sie herrührt, und auf den *λαός*, in welchem sie besteht. Ebendahin aber führt auch das chiastische phonische Schema, worin zu *ὃν γᾷ ὀξέα* ein Guttural fehlt, den *κοινῆς* gibt, und so ist nun das Schema: *ὃν γᾷ κοινῆς ὀξέα*, also *ο γ κ ο*. Sodann hat nun der Scholiast die Worte: *Τὸ ἑξῆς· αἰετὸς ὥς, ὡς ἀετός*. Also las er *ὥς*, und man darf dieses Wort nicht streichen. Die Bücher aber haben *αἰετὸς εἰς γᾶν ὥς*. Hätte nun der Scholiast eine solche Stellung als Hyperbaton erklären wollen, so hätte er gewis gesagt: *Τὸ ἑξῆς· αἰετὸς εἰς γᾶν ὥς, ὡς ἀετός*. Die Versetzung der beiden Wörter ist aber bei ihrer Aehnlichkeit leicht, und was die Nachstellung von *εἰς* anbelangt, so ist das Homerisch und unsere Parodos, die so manches eigenthümliche enthält, knüpft gerade in solchem mehrfältig an Homer an. Ich lese also *αἰετὸς ὥς γᾶν εἰς ὑπερέπτα* und so habe ich nun auch das parallele Schema *ἀρθεὶς ἐξ αἰετὸς εἰς* von selbst gegeben. Dieser Adler nun kam mit Argiverschwinge; denn

unnatürlicherweise ist Polyneikes, der ein Drachensohn ist, zum Adler geworden; aufgeflogen auf thebäischem Boden kommt er nun dem Feinde voran ins Vaterland wie in Feindesland geflogen. Nun können aber die Worte *πολλῶν μεθ' ὅπλων ξύν θ' ἱπποκόμοις κορύθεσσιν* nicht mehr auf den Polyneikes gehen und es fehlt auch der schematische Anlaut zu *λευκῆς*. Der Scholiast aber erklärt *ὅντινα στρατὸν Ἀργείων* und was liegt da näher, als die Conjectur *λεὼν Ἀργείων*? Hier hat auch das *Ἀργείων* eine viel drastischere Bedeutung, als oben das *Ἀργόθεν* hätte; denn eben das feindliche Heer und der Thebaner Polyneikes werden verknüpft, und es ist der feindliche *λεώς*, den er heranführt, um die *λαία* des thebanischen *λαός* zu gewinnen. Das aber ist ächt Sophokleisch, so erst zuletzt das Schlagwort selbst zu geben, nachdem es wohl vorbereitet ist. Man vergleiche nur sofort in diesem System das *ἀρθείς* und *ὀξέα κλάζων* vor dem *αἰετός*. Das parallele Schema aber ist nun *λευκῆς λεὼν* und *πτέρυγι πολλῶν*. Den 2 mal 7 Dipodieen des Systems entspricht das Schema der 2 mal 7 Anlaute *ὃν γᾶ* zu *κοινῆς ὀξέα*, und *ἀρθεὶς ἐξ* zu *αἰετὸς εἰς*, und *λευκῆς λεὼν* wie *πτέρυγι πολλῶν*, und *ξύν* zu *κορύθεσσιν*. Sodann fährt der Dichter mit dem *Στάς* fort, welches der *φὼς βάς* ist; denn das abgezogene Heer, nicht der Polyneikes ist für das Gefühl der befreiten die Hauptsache, und der Satz von *ὅν* bis *στεγανός* soll eben moralisch dieses Heer als verhängnisvoll geführt darstellen; auch passt das *ἔβα* nicht auf einen Adler; denn ein solcher fliegt weg und geht nicht, und Polyneikes entfloh ja auch gar nicht, sondern fiel im Kampfe. Oder wäre hier trotz alles früheren der *στρατός* ein *αἰετός*? Aber was ist das für ein Bild, dass ein Adler mit dem Schnabel einen siebenthorigen Mund umgähnt, und das *κύκλῳ*? Es ist eben der argivische Drakon, die Hydra, die auf dem Schild des Adrastos ist, welche die Stadt umringelt, vor jedem der Thore einen ihrer Köpfe. Ich lese *φονίαισιν*. Ich weiss sehr wohl, dass die Silbe *νι* sonst kurz ist. Aber die Parodos hat auch hierin eigentümliches. Erlauben Sie mir einen hölzernen Vergleich. Wenn man ein Brett in die Höhe stellt, so fällt es um; nimmt man aber zwei, so können sie zusammen stehn. So aber folgt im Antisystema *α'* noch das *ὑπερoπτίας*. Ja noch mehr; im Antisystema *β'* ist die durch das *νεωστὶ καινός* des Scholiasten gegebene und gerade in dieser Stellung gegebene einfachste Conjectur *νεωστὶ νεοχμός*, und auch da müssen wir für das Jota vor dem *ν* ungewöhnliches annehmen. Dahin ist auch das *Ἀντίτυπα* zu ziehen. So bleibe ich denn bei *φονίαισιν*, wogegen auch die Erklärung des Scholiasten *τῶν φόνων ἐρώσαις* nicht spricht, denn *φονίαισιν* heisst ebensowohl mordlustig als *φονώσαισιν*. Nun komme ich aber wieder auf das phonische Schema. Denn jetzt haben die drei glykonischen Kola die enantiotaktischen phonischen Schemata der Anfänge *Ἀκτὶς ἀελίου*, *-λιστον ἑπτα-* in der Arsis und *Θήβᾳ τῶν* in der Thesis zu *Στὰς δ' ὑπέρ* in der Thesis und *-αισιν ἀμφι-*, *λόγχαις ἑπτα-* in der Arsis also *α α*, *λ ε* zu *Θ τ*, wie *Στ δ* zu *α α*, *λ ε*. Nur die Lesart des Codex aber gibt das phonische Schema und wird wieder dadurch geschützt. Ebenso am Schluss das *ἀντιπάλῳ δυςχείρωμα δράκοντι*, dessen Auslaute mit der Strophe respondieren. Es ist der feindliche Drache, wie denn auf dem Schild des Adrast bei Euripides die lernäische Hydra ist, der nun zuletzt genannt wird, nachdem dies ebenso wie beim *αἰετός* und *λεὼς Ἀργείων* erst vorbereitet war. Um seine weiten Rücken her schiesst jäh die eigentliche Drachensaat, der thebäische *πάταγος Ἄρεος*, aus dem Boden hervor, aus der Stadt hinausstürzend, fortdrängend, verfolgend, wie denn eben der thebäische Drache ein Sohn des Ares war, was der Scholiast nicht umsonst sagt. Es liegt etwas Moralisches in diesem *ἀντιπάλῳ*, und es ist eine Litotes in dem Gedanken, dass der entgegenringende, mühsam sich wehrende Drache an den rechten Drachen die Hand zu legen, den rechten siegreich anzutasten schwer fand.

Hier erinnerte der Vorsitzende den Redner, dass die Zeit nicht ausreiche um das Ganze zu Ende zu bringen, und forderte darauf diejenigen Herren, welche eine Einwendung machen wollten, auf das Wort zu nehmen.

Gymnasialdirector Dr. *Lübker* von Parchim warf die Frage auf, ob der Redner noch beabsichtige, allgemeine Ergebnisse und prinzipielle Regeln nach Maassgabe der von ihm gemachten Beobachtungen aufzustellen. Nur dann würde sich eigentlich erst mit einiger Sicherheit über die Richtigkeit solcher phonischer Gesetze urtheilen lassen. Dabei würde es dann aber freilich unerlässlich sein, dass sie erstlich auf einer weit grösseren Anzahl von Beobachtungen und einer Menge einzelner Stellen begründet würden, an denen dieselben Wahrnehmungen ohne Zwang zu machen seien; dass aber fürs andere der Text an solchen Stellen von allen Aenderungen und Umgestaltungen völlig frei sei. Er könne wenigstens seines Theils so lange seine Zustimmung zu weiteren Folgerungen nicht geben, als er schon aus anderen Gründen sich ausser Stande befinde, den von dem geehrten Vortragenden in den Text aufgenommenen Aenderungen seinen Beifall zu schenken. Er wolle beispielsweise nur hervorheben, dass er in dem Chorgesange der Antigone das Einschiebsel *νύκτ' ἀγρόθεν* zwischen *τὸν λεύκασπιν* und *φῶτα, βάντα* aus Gründen des Inhalts nicht billigen könne: er vermisse dann den Gegensatz des in voller Rüstung herangezogenen und nun in eiliger Flucht wieder davonstürmenden Heeres, auf den ihm nach Wortlaut und Zusammenhang viel anzukommen scheine, abgesehen von der Frage, ob einzelnes, wie *νύκτα* und *βάντα*, ohne Zwang nach griechischem Idiom in der von ihm beabsichtigten Weise gefasst werden könne. Ebenso müsse er die Zulässigkeit des Ausdrucks *κοινῆς λαίας* in dem 1. Systema in diesem Zusammenhange bezweifeln; denn eine Beute könne doch das den Brüdern rechtmässig vererbte Königsthum unmöglich genannt, noch auch da, wo mit den unmittelbar voraufgehenden Worten *νεικέων ἐξ ἀμφιλόγων* der Streit hervorgehoben werde, diese Beute als eine gemeinsame bezeichnet werden. Wenn aber der Redner bloss seiner Theorie zu Liebe *λαίας* schreibe, so könne er sich der Besorgnis nicht erwehren, dass hier in der ganzen Richtung eine grosse Gefahr verborgen sei, aus dem vereinzelten und selbst kleinlichen ein ganzes System aufzubauen, das unmöglich auf solchem Boden einen festen Halt gewinnen könne. Auch in der vom Redner benutzten Horazischen Ode (IV 10.) werde nach seiner (des Opponenten) Ansicht dem Dichter durch die Aenderung *mutatus, Ligurine, in faciem verterit hispidam*, eine sprachliche Incorrectheit aufgenöthigt; denn der *mutatus color* könne nicht füglich selbst sich (*vertere* in intransitivem Sinne), wohl aber den Lig. (*Ligurinum*, und *vertere* im transit. Sinne) in eine andere Gestalt verwandeln. — Jedenfalls sei der dringende Wunsch zu wiederholen, dass Theorieen dieser Art auf einen weit grösseren Umfang von Wahrnehmungen und auf keine einzige, nicht anderweitig genugsam empfohlene Conjectur gestützt werden möchten.

Oberlehrer Dr. *A. Mommsen* aus Parchim äusserte sich folgendermassen:

'Zugegeben dass es mit den phonischen Figuren seine Richtigkeit hat, ist von anderem abgesehn mir besonders aufgefallen dass der geehrte Redner Anlaut und Auslaut ganz gleichstellt. Allerdings kann der Anlaut im Griechischen auch neben metrischer Form Eindruck machen. Anlautende Allitteration ist gar nicht selten im Hesiod und auch von Göttling*) nach-

*) Ed. II pag. XXXIII, wo sich Wortanlaute, selten auch in der Wortmitte Silbenanlaute als allitterierend verzeichnet finden, aber keine Auslaute, so viel ich sehe.

gewiesen. Für des Redners Hypothese war aber auch der Nachweis vorlautender Allitteration nöthig, um auf die Belege jeder der beiden Arten für sich allein, als drittes eine künstliche Combination aller beiden zugleich, d. h. seine Hypothese, mit einigem Scheine folgen lassen zu können. Sollte aber nun wirklich dieser Nachweis allitterierenden Auslautes möglich sein? Nach des Redners Hypothese würde eine so einfache Verbindung wie τὸν τῆς παιδὸς ἀδελφόν eine chiastische Klangfigur sein von der Form *N Σ Σ N* und leicht könnte man noch mehr solche Lautchiasmen an einander reihen mit Accusativen und Genetiven! Nun sind aber *Σ* und *N* so überaus gewöhnliche Auslaute im Griechischen, dass die Verbindung dieser Consonanten kaum einigen Eindruck machen konnte, wie ihn eine Kunstform machen soll. Sollte es, was sehr zweifelhaft ist, einmal gelingen auslautende Allitterationen fürs Griechische in einigem Umfange nachzuweisen, so würde dennoch der Auslaut nicht auf gleiche Stufe treten mit dem Anlaut. Die griechische Sprache bietet eine nur kleine Zahl von Auslauten, welche unter dem Gebote der Syntax stehn. An Manigfaltigkeit also sowol wie an Fügsamkeit sie zur Kunstform zu benutzen, würden die Auslaute den Anlauten offenbar nachstehn und die Gleichsetzung beider in des Redners Hypothese ist das, was mich am auffälligsten berührt hat.'

Herr *Kirchhoff* erwiderte den beiden Herren mit folgenden Worten:

Gegen meine Ausführungen ist besonders auch das geltend gemacht worden, dass ich auf Conjecturen Schlüsse baute. Indessen werde ich doch nicht so thöricht sein, auf meine Conjecturen objective Wahrheit gründen zu wollen. Aber was ich will, ist dieses. Jedesmal ist das phonische Schema im Grossen fertig bis auf die vorhandene einzelne Lücke des Textes; ist das nicht auffallend? Und ich habe ja eben sonst den *codex* in vielen Fällen phonisch und inhaltlich geschützt, wo Andere conjicieren. Conjiciert habe ich noch im Antisystem Τυφῶ γε τύπους τ' ἀλαλάξαι, was heissen soll: erstrebte schon Sieg und zündende Donnerschläge des Typhos gegen den Zeus anzujauchzen; nämlich die Donnerschläge seines Vaters; denn Typhos ist der Vater der lernäischen Hydra. Auch der Scholiast giebt Typhos. Und das ἐπιστὰς ἄρχων ʼνεωστί ist ein Gedanke, den ähnlich schon Böckh hat. Ich habe ihn nur inhaltlich und phonisch bestimmter gefasst.

Was einzelnes betrifft, so ist die Länge von πιν in λεύκασπιν eben nöthig, weil sonst die metrische Malerei zerstört wird, und weil sonst alles respondiert. Und wenn gesagt ist, dass in der Horazischen Ode bei der Lesart *Ligurine* das *Mutatus verterit* einen Pleonasmus des Gedankens gebe, so bleibt ein solcher auch wenn man *verterit* transitiv nimmt. Es steht aber *Nunc* und *est* gegenüber *Mutatus* und *verterit*, also *est* gegenüber *verterit*, was doch für die intransitive Fassung spricht.

Bedenken hat auch erregt, dass ich Anlaut und Auslaut beide gleich zu stellen schiene; ich thue dieses nicht, es mag aber die Kürze meiner Exposition diesen Schein erweckt haben. Vielmehr räume ich dem Anlaut die Hauptstelle ein, räume ein dass etwas wie eine Melodie und eine Begleitung da sein müsse. So wäre z. B. in der Horazischen Ode das Schema 5 zu 3 Melodie, und das Schema 3 zu 5 Begleitung. Dass ich aber Anlaut und Auslaut beide berücksichtige, hat seine mitbeweisende Analogie in den bekannten rhetorischen Figuren. Ob man nun diese phonischen Schemata musikalisch habe hören können? Ich vergleiche eine Beethovensche Symphonie. Was hören wir von ihr sinnlich? Nur den Ton, den Accord, der eben erschallt und den, der noch im Ohre zittert und sich mit ihm mischt. Aber das Architektonische in der Musik, was die Musiker so hoch schätzen, eben das was das Kunstwerk aus-

macht, das Zusammenfassen der Takte, der Perioden u. s. w. in einen rhythmischen Organismus der ertönenden Gefühle, das ist Sache der Erinnerung, des Geistes, der mit seinem Ohr das zeitlich getrennte verbindet und zugleich in sich gegenwärtig hat. Dazu aber gehört ein vorheriges gründliches Studium des Generalbasses und ein wiederholtes des Tonstücks. So auch ist es mit den phonischen Schematen; sie wollen studiert sein, und wie das erste Hören Genuss giebt, so auch das spätere durch Studium vermittelte; ob einen höheren oder geringeren, das ist individuell. Aber ein Ganzes wird das antike Gedicht sinnlich besonders durch die phonischen Schemata, wie denn z. B. unsere Parodos mit den Trimetern phonisch verknüpft ist. Doch ich muss schliessen, da die Zeit drängt.

Da Niemand weiter das Wort ergriff, so sollte auf Vorschlag des Präsidiums erst nach einer Pause die Sitzung wieder aufgenommen werden. Da indes die Zeit zu weit vorgerückt war, sehr viele von den Anwesenden sich entfernt hatten und Hofrath Prof. Dr. *Urlichs* sich dahin erklärte, dass er seinen Vortrag lieber am folgenden Tage halten werde, so wurde die Sitzung geschlossen.

Zweite allgemeine Sitzung.

Freitag den 28. September 1860, 10 Uhr Vormittags.

Der am heutigen Tage den Vorsitz führende Vicepräsident *J. Jeep* theilte zunächst der Versammlung das Eingehen folgender Ehrengaben von ihren Herren Verfassern mit:

1) *Eduard Gerhard:* über die Metallspiegel der Etruscer. Zweiter Theil. Aus den Abhandlungen der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin im J. 1859. Berlin 1860. 4.

2) *Sack:* Geschichte der Schulen zu Braunschweig. Erste Abtheilung: bis zur Reformation. Braunschweig. Schwetschke und Sohn 1860. 8.

Nach dem üblichen Gebrauch wurden diese Geschenke der Bibliothek des Versammlungsorts (hier der des Gymnasiums) übergeben.

Prof. Dr. *E. Curtius* aus Göttingen erhielt hierauf das Wort, um in der Kürze einen Antrag zu stellen. Er erklärt, es handle sich um die Vollendung der Sammlung von *K. O. Müllers* kleinen Schriften. Der dritte Theil sei noch nicht erschienen und dem Erscheinen wollten sich wesentliche Hindernisse in den Weg stellen; dass aber das Werk nicht unvollendet bleibe, fordere die Wissenschaft, die dadurch einen grossen Gewinn und eine wahrhafte Bereicherung der Litteratur einbüssen würde; es sei dies aber auch eine Sache der Pietät gegen *K. O. Müller*, der für unsere Wissenschaft so grosse Opfer gebracht habe, zumal der sterbende Mann selbst den Wunsch ausgesprochen habe, dass seine kleinen Schriften gesammelt und herausgegeben werden möchten; er beantrage daher 1) dem Verleger gegenüber auszusprechen, wie es ein dringender Wunsch der Versammlung sei, dass auch der dritte Theil zu Stande komme, 2) aber

diesen Wunsch dadurch zur That zu machen, dass ein Subscriptionsbogen herumgereicht werde für diejenigen, welche noch nicht subscribiert hätten, zur Einzeichnung ihrer Namen.

Die Versammlung nahm auf die Anfrage des Vorsitzenden diesen Antrag ohne Debatte an.

Hierauf erhält Director Dr. *Eckstein* das Wort, um im Namen der Commission Bericht zu erstatten, und spricht:

Ich bin beauftragt über das Ergebnis der Beratungen zu berichten, welche das von Ihnen bestimmte Comité über die Wahl des nächsten Versammlungsortes und über die von dem Herrn Vicepräsidenten gemachten Vorschläge gepflogen hat. Es ist nun einmal die Eigenthümlichkeit solcher Wanderversammlungen, dass ihre Mitglieder, wenn sie kaum ausgepackt haben, an das *vasa colligere* zu denken und das nächste Reiseziel zu bestimmen verpflichtet sind. Die allgemeine Richtung, nach welcher wir unsere Schritte zu lenken haben, ist bereits in der vorgestrigen Sitzung angedeutet. Es sind fast nur Römerstädte in Vorschlag gebracht worden, in denen Germanen über die Caesaren einst die Oberhand gewonnen haben: *Augusta Vindelicorum*, *Augusta Treverorum*, das goldene Mainz, Wiesbaden und Frankfurt am Main; jede Stadt mit besonderen, den Zwecken des Vereins ganz besonders zusagenden Vorzügen. Inzwischen schwankte die Wahl nur zwischen Wiesbaden und Frankfurt, zumal jene Stadt einen sehr eifrigen und beredten Vertreter in dem Comité hatte, das sich nach reiflicher Erwägung aller geltend gemachten Momente für Frankfurt am Main entschieden hat. Diese Stadt ist am leichtesten von allen westlichen Theilen Deutschlands zu erreichen; Rheinland und Westfalen, die Hessen und Nassau, Baden und Württemberg, auch die Schweizer Freunde, Thüringen, Sachsen und Bayern finden keine Schwierigkeit. Wird diese Wahl genehmigt, so erlaubt sich das Comité zugleich für die Geschäftsführung jener Versammlung den Director Dr. *Classen* und den Professor Dr. *Fleckeisen* in Vorschlag zu bringen, die mit den Einrichtungen des Vereins durch vieljährige Theilnahme längst vertraut sind.

Auf die Frage des Vorsitzenden erklärte sich die Versammlung mit den Vorschlägen einstimmig einverstanden und Prof. Dr. *Fleckeisen* erhob sich um den Anwesenden seinen Dank auszusprechen und sich zugleich in seines Collegen Director Dr. *Classen* Namen zur Annahme des Amtes bereit zu erklären. Sodann fügte er die Versicherung bei, dass die Versammlung auch *senatui populoque Francofurtensi* willkommen sein werde.

Hierauf fuhr *Eckstein* fort:

In Betreff des Vorschlags den Druck der Verhandlungen künftig der Teubner'schen Buchhandlung in Leipzig zu übertragen ist das Comité der Ansicht, zwar das Anerbieten der um unsere Wissenschaft hochverdienten Handlung dankbar anzuerkennen und ihr den Druck der diesjährigen Verhandlungen zu überlassen, will aber den Präsidenten späterer Versammlungen nicht durch einen allgemeinen Beschluss die Hände binden, zumal sich bis jetzt an den Versammlungsorten immer Buchhändler gefunden haben, die zur Uebernahme des Verlags bereit gewesen sind.

Nachdem die Versammlung ihre Zustimmung zu erkennen gegeben, setzte der Redner den dritten Punkt mit folgenden Worten auseinander:

Der Herr Vicepräsident hat aber auch ferner auf eine Abänderung des Paragraphen der Statuten hingewiesen, welcher rechtzeitige Veröffentlichung der Gegenstände der Verhandlung verlangt. Welche Schwierigkeiten sich dieser Forderung entgegenstellen, weiss Jeder, der einmal

mit der Leitung der Geschäfte betraut gewesen ist. Es bleibt in der Regel einem glücklichen Zufall überlassen, ob eine genügende Zahl von Vorträgen vorhanden ist. Von den zur Abhülfe vorgeschlagenen Mitteln erachtet das Comité den einen, welcher eine Verbindung mit den bereits bestehenden Local-Vereinen, z. B. am Mittelrhein, in Oschersleben, Kösen u. s. w. verlangt, nicht grade gut zu heissen. Es würde ein Eingriff in die Rechte dieser freien Vereinigungen sein und deshalb muss es denselben überlassen bleiben sich selbst mit dem Präsidium in Verbindung zu setzen, wenn sie Vorschläge für den Gesamt-Verein zu machen gesonnen sind. Dagegen ist der andere Vorschlag der Beachtung werth. Wenn es darauf ankommt wissenschaftliche Fragen zur Erörterung zu bringen, die gerade in dem Augenblicke besondere Wichtigkeit haben, so sind zunächst die Vertreter der Wissenschaft berufen selbstthätig einzugreifen und mitzuwirken. Hier, wo eine so grosse Zahl akademischer Lehrer versammelt ist, dürfen wir Schulmänner, die wir nur durch sie werden und sind, wohl die Bitte aussprechen, dass sie vor allen sich geneigt finden lassen durch Vorträge zur Förderung der uns allen gemeinsamen Interessen beizutragen. Deshalb hat auch das Comité eine Anzahl von Männern aus den verschiedensten Gegenden Deutschlands bestimmt, mit denen das Präsidium sich über die Vorträge in Verbindung setzen und die in ihren Kreisen für Beschaffung derselben thätig sein sollen. Es sind dies aus der Zahl der Professoren *Bonitz* in Wien, *Haase* in Breslau, *Hertz* in Greifswald, *Döderlein* in Erlangen, *Gerlach* in Basel und aus der Zahl der Schulmänner Ephorus *v. Bäumlein* und der Berichterstatter. Diese Wahl ist natürlich nur für das nächste Jahr getroffen und das Comité empfiehlt Ihnen die Genehmigung derselben in der Hoffnung, dass der gewünschte Erfolg nicht ausbleiben werde.

Auch zu diesen Anträgen gab die Versammlung ohne Debatte ihre Genehmigung.

Zu dem nun folgenden Vortrag des Director Dr. *Rein* aus Crefeld über die römischen Phalerä waren im Geschäftszimmer der Versammlung die Funde ausgelegt. Auf sie beziehen sich die Nummern im folgenden. Wir geben aber hier nach einer von dem Herrn Vortragenden mitgetheilten Photographie eine Abbildung des Juppiter-Ammons-Kopfes Nr. 3.



Der Vortragende sprach sich folgendermassen aus:

Unfern von einander wurden im Jahre 1858 am Preussischen Niederrheine zwei so interessante archäologische Funde gemacht, wie solche seit Jahrzehnten nicht vorgekommen waren. Im Februar wurde die vielfach gedeutete Bronzestatue bei Xanten, und im November zwischen Crefeld und Mörs eine Anzahl meist gut erhaltener Phaleren mit Bruchstücken ihres Behälters gefunden, jene im jetzigen Strombett, diese in dem eines der zahlreichen ehemaligen Arme des unteren Rheinlaufs.

In den Stellen der alten Autoren, welche den Namen 'phalerae' enthalten, bezieht sich derselbe bald auf eine aus Etrurien nach Rom verpflanzte Gattung kriegerischer Ehrenzeichen, bald auf andere Schmuckgegenstände, welche bei Griechen und Römern, wie bei Asiatischen und Keltischen Völkern für Menschen und Thiere gebräuchlich waren. Was den mit demselben Namen benannten, doch gewis sehr verschiedenartigen Gegenständen gemeinsam und eigenthümlich gewesen sein muss, ist lange unklare und unsichere Vermuthung gewesen, und erst durch die neuesten Untersuchungen Italienischer Archäologen und *de Longpérier's* darin gefunden und nachgewiesen worden, dass alle als phalerae bezeichneten Schmuckgegenstände an Bändern, Gurten oder Riemen befestigt waren. Auch auf den Bildern mehrerer Grabsteine römischer Krieger — von denen die in den Museen zu Mainz und Wiesbaden befindlichen jenen Gelehrten noch unbekannt waren — sind die Phaleren an einem Tragapparat befestigt, welcher aus sich kreuzenden Längen-, Quer- und zuweilen auch schräglaufenden Gurten bestehend und auf den Schultern festgehalten, die Brust bis zum Gürtel überspannt. Die Zahl der an den Kreuzungsstellen angebrachten Phaleren ist immer eine ungleiche, doch nicht über 9, und nicht unter 5, welche wie stets auf den Münzen im Quincunx stehn. Auf diesen sind sie nur durch runde Erhöhungen angedeutet, auf den Steinbildern dagegen als Medaillons mit Reliefbildern oder als gleich grosse Scheiben mit wülstigen Kreisen ausgeführt. Mit jenen stimmen die gefundenen Originale so vollständig in allen Beziehungen überein, dass jeder Zweifel an der Identität unmöglich ist, auch zeigen sie die Weise der Befestigung auf dem Tragapparat, indem auf der Rückseite 3 kupferne aufrechtstehende Ringe angebracht sind, welche in entsprechende Oeffnungen der Gurte eingesteckt wurden.

Die Oberfläche dieser Originalmedaillons ist Silberblech, welches, nicht stärker als gewöhnliches Notenpapier, zu 3 bis 4 Centimeter hohen und mit Pech gefüllten Köpfen oder Brustbildern getrieben und durch Umbiegung des etwa 2 Centimeter überstehenden Randes auf runden und dünnen Kupferplatten von 11 Centimeter Durchmesser befestigt ist. Der hierdurch entstehende Schein einer grossen und werthvollen Silbermasse hat wahrscheinlich bei frühern gleichen Funden zu ungeschickter Untersuchung und Zerstörung verführt, wie sie diesem ebenfalls zugedacht und bereits begonnen war, als noch rechtzeitig Einhalt gethan und mit Ausnahme des bis auf einige werthvolle und wichtige Bruchstücke von den Findern zerstörten Behälters alles schon zerstreute wieder zusammengebracht werden konnte. Auch stimmt jener durch theilweise Vergoldung erhöhte Schein mit dem, was von den alten Schriftstellern über den Glanz der phalerae gesagt ist, und mit dem Sprachgebrauch überein, welcher mit dem Worte phalerae und seinen Ableitungen äusserlichen Schmuck und prunkhaften Schein bezeichnete.

Die Reliefbilder scheinen von keiner speciellen symbolischen Bedeutung, sondern Nachbildungen beliebter Meisterwerke gewesen zu sein; theilweise sind sie die auf allen Stücken der

Rüstung wiederkehrenden Darstellungen, wie der Kopf der Medusa (1) und des Löwen (2). Zu diesen kommt ein, wie 1, prachtvoller Kopf des Jupiter Ammon (3) und der fragmentierte des Silen (4). Vier Brustbilder bilden zwei Paare einander zugekehrter Pendants, welche ohne Zweifel an den Aussenseiten der mit drei Medaillons besetzen Quergurte angebracht waren. Das eine Paar (5 u. 6) zeigt zwei verschiedene Brustbilder des jugendlichen Bacchus oder bacchischer Genien, das zweite Paar ein männliches und ein weibliches Brustbild (7 u. 8) von idealer Bildung und Schönheit, jenes mit Blättern und Blüten des Epheu, dieses mit einem Lorbeerkranze im vollen und wallenden Haar. Halbmondförmig, doch im Durchmesser und in der Stellung der 3 Ringe auf der Rückseite den übrigen Medaillons gleich ist das Bild einer Doppelsphinx (5), welches an gleiche und ähnliche auf Etrurischen Bau- und anderen Kunstwerken der Symmetrie wegen angebrachte Gebilde erinnert. Den bedeutenden Kunstwerth mehrerer und den nicht geringen aller Medaillons bezeugen die von Lindenschmit in Mainz angefertigten und dem Verein vorgelegten, die Originale in Form und Farbe treu wiedergebenden Abgüsse. Dasselbe gilt von den Kupferplatten, welche der im 32. Band der Römischen Annali abgedruckten Abhandlung des Vortragenden über die phalerae beigegeben sind. Auf die in dieser enthaltene Besprechung jetzt nur angedeuteter Fragen und Untersuchungen verweisend erwähnte der Redner, dass die Bemerkung des Zonaras über die Anbringung des Namens der Decorierten auf den ihnen verliehnen *coronis* ebenso auf die Phaleren anwendbar erscheine. Denn auf dem männlichen Brustbilde (7) findet sich an der Seite der Name *T. FLAVI. FESTI* und auf dem mit einem getriebnen Eichenkranz umgebenen silbernen Ueberzug des runden Behälterdeckels derselbe ebenfalls in punktierter Schrift, während wiederum in dieser der Name des Künstlers *MEDAMI* auf der Rückseite der Kupferplatten zwischen den Ringen angebracht ist.

Der Fundort dieses werthvollen und nach verschiedenen Seiten hin interessanten *Unicums* ist das sumpfige, bei Dammbrüchen noch jetzt sich füllende Bett eines zwischen *Gelduba* und *Asciburgium*, den Dörfern Gelb und Asberg, nordwestlich abgezweigten Rheinarms, auf dessen höher ansteigendem Nordrand der Vortragende schon früher die Stätte des Römischen Stationsortes *Calona* angenommen hatte. Zu den frühern Gründen, welche nicht blos in nicht zu verachtenden Traditionen der Umwohner, sondern in Mauerresten, Gräbern, Gefässen und zwei nach *Asciburgium* und der dem Rhein nah und parallel laufenden grösseren römischen Heerstrasse gerichteten Steinstrassen enthalten waren, hat eine wiederholte Untersuchung des Bodens neue Zeugnisse für jene Annahme gewährt. Diese bestehen in ferneren Mauerresten und Grabstätten, zahlreichen Ziegeln mit dem Stempel *M. VALSANI. OF(ficina)*, Römischen Gefässen, einem interessanten Steinbild und einem alten Kiesdamm, welcher die Anhöhe des Castells mit dem Südufer des alten Rheinarms verband, und an dessen Seite die Phaleren bei einer etwas tieferen Umgrabung des morastigen Bodens gefunden wurden. Dass sie in diesen — vielleicht bei einem aus dem angegriffenen Castell über jenen Kiesdamm genommenen Rückzug — um sie nicht in die Hände des Feindes gerathen, oder sich nicht durch die Bürde behindern zu lassen, von den Fliehenden absichtlich weggeworfen worden, oder durch das Ausgleiten eines Trägers oder Lastthiers gefallen sind, ist zwar nicht unwahrscheinlich, doch immerhin eine blosse Vermuthung.

Der Vorsitzende sprach dem Redner mit lebhaftester Zustimmung der Versammlung den Dank für den so eben gehörten Vortrag aus.

Herr Hofrath Prof. Dr. *Urlichs* aus Würzburg hielt folgenden Vortrag über das Nereidenmonument von Xanthos (Siehe die Abbildungen):

Die Schätze des britischen Museums vermehren sich bekanntlich in einem so riesenmässigen Verhältnis, dass auch der regste Eifer der dortigen Altertumsfreunde weder in Beziehung auf eine würdige Aufstellung noch in vollständigen und getreuen Publikationen mit dem Anwachs des Materials gleichen Schritt halten kann. Die jüngsten Ergebnisse der Ausgrabungen von Knidos und Halikarnass, welche die glänzende Regierung des Mausolos und der Artemisia, sowie die Arbeiten der berühmtesten gleichzeitigen Künstler wiederzugeben versprechen, haben die um weniges älteren Funde in Lycien schon fast in den Schatten gestellt, und da diese nur in wenigen Gypsabgüssen, auch in Abbildungen noch nicht vollständig in Deutschland bekannt geworden sind, muss ich auf die Hülfe verzichten, welche der Anblick der Werke selbst meinen erläuternden Bemerkungen gewähren würde. Ja ich müste fürchten, dass sie alles Interesses bei denjenigen wenigstens entbehren, welche nicht die Originale oder Abgüsse gesehn haben, wäre nicht das Interesse des Fundes selbst ein so überwiegendes, dass schon das erste Gerücht die Aufmerksamkeit der philologischen Welt aufs äusserste spannen, jede erneuerte Besprechung dieselbe steigern muste. Wir sehen es auf einmal vor uns, jenes nicht griechische aber den Griechen verwandte Volk, das einen mächtigen Einfluss auf die Entwicklung der griechischen Religion und Mythologie übte, in den ältesten Zeiten, wie wir aus Homer wissen, ihnen ganz nahe stand und seiner geschlossenen Verfassung, seiner Freiheitsliebe und des aufopfernden Heldenmuths wegen, womit es die Unabhängigkeit seiner Grenzen vertheidigte, von dem Nachbar Herodotos wie von den Spätern mit sichtlichem Antheil betrachtet wurde; wir sehen seine Bauten, seine Kunstwerke, seine inschriftlichen Denkmäler. Aber während diese letztern noch eine stumme Sprache reden und wenige Eigennamen und Formen ausgenommen unsere Wissbegier noch nicht befriedigt haben (hoffentlich werden Lassens letzte Arbeiten den Schlüssel liefern), sprechen die Kunstwerke desto deutlicher und überzeugender dafür, dass Griechenland die Schuld für alte Kulturkeime mit Zinsen bezahlt und dass die griechische Kunst die asiatischen Elemente gänzlich überwunden hatte. Die alten Beziehungen zwischen beiden Ländern sind bekannt. Aus Lycien kamen die Baumeister kyklopischer Mauern, der lykisch-phönikische Löwe begegnet uns in Mycenä, Bellerophon geht dahin, des lycischen Apollon Mutter ist unsere liebe Frau (Lade) von Lycien. Aber mit dem Uebergewicht der Lyder in Vorderasien hört Lycien auf die Geberin zu sein, und seitdem die griechische Kunst auf den Inseln erblühte, verbreitete sie sich auch in dem lycischen Binnenlande, welches die Samier, welches die kretischen Meister berühren musten. Das aber gibt den Denkmälern der Hauptstadt Xanthos für die griechische Kulturgeschichte ihren hohen Werth, dass wir in ihnen Originalarbeiten des aufblühenden und des vollreifen griechischen Genius erblicken, die dem in Athen uns entgegentretenden Höhepunkt seiner Entfaltung vorausgehn oder folgen. Von der höchsten Wichtigkeit ist es also, ihren Inhalt und die Zeit ihrer Verfertigung genauer zu bestimmen. Für das älteste, das sogenannte Harpyien-Denkmal aus Xanthos, ist dies durch Curtius, Welcker u. a. in befriedigender Weise geschehn; den tiefen religiösen Inhalt hat der erste, die wunderbare Mischung von altertümlicher Herbigkeit und weicher Anmut des Stils Welcker dargestellt, die Zeit der Verfertigung dürfen wir wohl kurz vor der Eroberung der Stadt durch die Perser (Ol. 58, 3) ansetzen. Das zweite der ausgezeichneten Denkmäler aber, das sogenannte Nereiden-Monument, ist zwar oft und gründlich behandelt worden, indes über die Zeit und den Gegenstand der Skulptur gehn die Mei-

nungen noch so weit auseinander, dass ein neuer Versuch dieselben zu bestimmen nicht überflüssig sein dürfte.

Der Zustand dieses Denkmals ist, wie ich voraussetze, bekannt. Neben einem hohen, 33′ langen, 22′ englischen Masses breiten Unterbau, der in seinen Ruinen in der Nähe der Agora erhalten ist, fand Sir Charles Fellows in nächster Nähe eine hinreichende Zahl ionisches Säulen-Gebälk und Giebel-Stücke, um daraus ein zierliches Heroon zu reconstruieren, das sich auf jenem Untersatze in gleicher Höhe erhob (s. Abbild. Nr. I.), und die ebenfalls unmittelbar daneben zerstreuten Skulpturen in und an demselben zu vertheilen. Wenn auch einiges in dieser Restauration, wovon die Abbildungen bei Lloyd*) und Fellows**) einen Begriff geben mögen, unsicher, anderes verfehlt erscheint, im Ganzen ist sie in der von dem Architekten Falkener***) gegebenen Verbesserung meines Erachtens unwidersprechlich. Danach zeigen sich mehrere verschiedene Reihen von Bildwerken. Die beiden halb erhaltenen Giebelfelder stellen in Hochrelief auf der einen Seite zwei thronende Gottheiten Zeus und Hera dar, jenen zwischen Pallas und Apollon, diese zwischen Hebe und einer undeutlichen Figur, etwa Hephästos, denen sich als kurotrophischen Göttern in abnehmender Grösse Jünglinge und Mädchen nahen, auf der andern einen Kampf zwischen Hopliten, von denen der eine bereits gefallen ist, und Reitern, wenigstens ist der Vorderfuss eines andringenden Pferdes erkenntlich. Zwischen den sehr weit abstehenden Säulen des Peristyls haben sich 2) aller Wahrscheinlichkeit nach die 10 weiblichen beinahe lebensgrossen Gewandstatuen befunden, die, in der lebhaftesten Bewegung nach verschiedenen Seiten gewendet, einen Reichtum von Motiven, eine Kühnheit der Bewegung, eine Schönheit der Formen zeigen, wie sie nur in der Niobide des Museo Chiaramonti und in den Resten des Mausoleums in gleicher Art wiederkehren. Zweifelhafter sind die 6—7 kleineren Statuenbruchstücke unterzubringen, die Fellows auf die Akroterien, Falkener ebenfalls in die Intercolumnien stellt, sowie 4 im Ansprung lauernde Löwen, die vermutlich vor der Cella Wacht hielten; endlich werden zwei kleinere Friese, die eine Jagd, Ueberbringung von Geschenken, ein Mahl und Opfer darstellen, von den englischen Gelehrten an einen Fries über den Säulen und an einen andern über der Cella gesetzt, aber von deutschen ausdrücklich oder stillschweigend von dem Denkmale getrennt†). Dagegen gehören 3) ohne Zweifel zu demselben zwei wie die Statuen aus feinem parischem Marmor ausgeführte Friese von 3′ 4″ resp. 1′ 3″ Höhe, welche in noch erkenntliche Vertiefungen eingelassen waren, der höhere nicht weit vom Fusse des Sockels über der ein wenig vorspringenden Basis, der niedrigere an dessen oberem Ende unmittelbar unter der Krönung. Von diesen stellt der grössere mit grosser Treue und Lebendigkeit eine heftig wogende Schlacht dar: Hopliten, Lanzenträger, Bogenschützen, Reiter; die Entscheidung ist nicht ersichtlich. Die zweite und dritte Scene desselben Kriegs führt uns endlich der kleinere Fries (s. Abbild. Nr. II.) in vier den Seiten des Gebäudes entsprechenden Reihen von Bildwerken vor. Auf der breitern Nordostseite wird

*) Xanthian marbles: the Nereid monument; an historical and mythological essay. By William Watkiss Lloyd. London, Pickering. 1845. 109 S. 8.

**) Account of the Ionic trophy monument excavated at Xanthus. By Sir Charles Fellows. London, Murray. 1848. 29 S. 8.

***) On the Ionic heroum at Xanthus, now in the British museum. By Edward Falkener in The museum of classical antiquities. London, Parker. 1851. Vol. I. pag. 256—284. Nach dieser sind die beigegebenen Abbildungen genommen.

†) Welcker zu Müllers Handbuch S. 130. Overbeck Gesch. der griech. Plastik II S. 109 f. Die von letzterem geäusserten Bedenken über die übrigen Skulpturen theile ich nicht.

eine entscheidende Schlacht geschlagen, an der gegenüberstehenden Südwestseite rückt das siegreiche Heer gegen die wol besetzte Festung an. Während die Frauen, wie in den Sieben vor Theben, die Gefahr ihrer Stadt beklagen, setzen sich an der einen Seite einige Bewaffnete den Feinden entgegen. Auf der schmalen Nordwestseite setzen die Belagerer Sturmleitern bei einem Hauptthor an, während auf der andern Seite Gefangene abgeführt werden. Aber zur Einnahme mit stürmender Hand kommt es nicht, sondern zu einer auf der Südostseite dargestellten Capitulation. Die Felsenstadt ist fast verlassen; neben ihr sitzt vor seinen Gewappneten ein Feldherr in asiatischer Tracht, die hohe Kidaris auf seinem Haupte. Hinter ihm hält ein Diener den Sonnenschirm über ihn als Zeichen seiner Würde. Der Fürst oder Satrap empfängt die Huldigung zweier bärtigen Männer, die in langem losem Gewande redend vor ihm stehen.

Wir haben also in diesen verschiedenen Werken eine vollendete geschichtliche Thatsache vor uns: in den Giebelfeldern vor allem Dankopfer an die huldreichen Gottheiten des siegreichen Landes, dann den Kampf selbst in ausdrucksvollen Gruppen, als das Motiv zu jener Dankerstattung in gleiche Höhe gerückt; ferner die Begebenheit selbst in jener hochidealischen Weise, welche wir als das eigenste Merkmal der griechischen Kunst verehren, durch übermenschliche Zeugen dargestellt, welche in die Interessen der Menschenwelt theilnehmend eingreifen, wie die auf den Plinthen abgebildeten Fische, Seekrebse, Muscheln, Seevögel andeuten, N e r e i d e n, die in ihrem eiligen Lauf die verschiedenen Schwankungen ihres Elementes versinnlichen*). Zu dieser idealen Hauptdarstellung verhalten sich die beiden der reellen Geschichte entnommenen Friese wie Anmerkungen zum Text — eine Composition, welche höchst wahrscheinlich u. a. auch an dem Mausoleum zu Halikarnass vorkam. Es ist also erklärlich, dass jene Skulpturen der Friese einen etwas andern, trockener deutlichen Stil zeigen, und es genügt die idealschöne Behandlung der Gewänder um darzuthun, dass sie vielleicht von einem geringern Künstler, aber nicht von einer geringern Kunstschule herrühren. Wie der Marmor derselbe, so sind die Friese zwar weniger vollkommen als die Statuen, aber doch mit ihnen gleicher Art und Zeit, nicht anders als wie der Fries von Budrun den neulich ausgegrabenen Rundwerken des Mausoleums nachsteht.

Es handelt sich nun für uns vor allem darum, wie jene Anmerkungen zu lesen und zu deuten sind. In England herscht noch immer die Meinung vor, dass in ihnen die Einnahme von Xanthos durch den Feldherrn des Cyrus Harpagos Ol. 58, 3 vorgestellt wird, und man hat verschiedene Versuche gemacht, um das Alter dieses Ereignisses mit dem kühnen und freien Stil der Bildwerke in Einklang zu bringen. Bald meint man (so Falkener), dass die Kunst in Lycien mehr als ein Jahrhundert der Entwicklung in Griechenland vorausgeeilt sei, als ob die von der Mutterinsel Kreta ausgegangenen Künstler Dipönos und Skyllis einen unendlich steifern

*) Diese Benennung hat zuerst meines Wissens Lloyd gegeben. Der Versuch Gibsons mus. of class. antiq. I. p. 141 die angeführten Attribute mit den Münzen griechischer Städte und Inseln an der kleinasiatischen Küste zusammenzubringen, ist nicht gelungen. Denn abgesehen davon, dass die Schlange als Zeichen von Milet, die Taube als das von Knidos durch die Münzen wenig oder gar nicht empfohlen wird, und eigentlich nur der Seekrebs von Kos völlig dem betreffenden Emblem einer Statue entspricht (die Taube ist an einer andern Statue nicht einmal sicher), gewinnen wir keineswegs, auch wenn die Uebereinstimmung grösser wäre, einen geschichtlichen Umstand, wie ihn Gibson will, dass die Städte dargestellt seien, welche mit Harpagus gegen Xanthos gezogen seien. Denn von den dorischen Orten wie Kos wissen wir nicht, ob sie Harpagus begleiteten, und von Phocäa dürfen wir das Gegentheil vermuthen, da doch auch die Zurückkehrenden (Herod. I 165) zum Feldzuge zu spät kamen. Endlich ist die fast taumelnde Bewegung jener Figuren mit dem Begriff fest gegründeter Städte unvereinbar.

Stil nach Griechenland gebracht hätten, als in dem von Kreta kolonisierten lycischen Festland gleichzeitig blühte. Bald — und das ist die verständigere Ansicht — vermutet man, dass ein Nachkomme jenes Siegers später zu Ehren desselben das Gebäude aufgeführt oder mit jenen Arbeiten verziert habe, entweder um Ol. 71, indem man den bei Herodot VII 28 u. 30 erwähnten Befehlshaber mit dem alten Harpagos in Verbindung setzt*) oder 1 — 1½ Jahrhundert später**). Indes ist es gar nicht wahrscheinlich, dass ein so freiheitmuthiges Volk wie die Lycier sich ein Denkmal seiner Demüthigung auch dann noch hätte gefallen lassen, als dessen Vernichtung oder Abänderung kein Hindernis im Wege stand, d. h. nach dem Fall des persichen Reichs***). Diesem Einwurf begegnet Lloyd p. 19 durch die Hypothese, die Lycier hätten nach Cimons Siege am Eurymedon, woran sie Theil genommen hätten, sich bewogen gefühlt, von der Beute ein Denkmal der heroischen Aufopferung ihrer Vorfahren zu errichten. Aber auch diese äusserst gewagte Annahme (denn wir wissen nichts von den Lyciern am Eurymedon) wird durch den von Welcker (a. a. O.) hervorgehobenen Umstand ausgeschlossen, dass die Darstellung beider Friese der Erzählung, welche Herodot I 176 vom Untergange der Stadt gibt, in allen Punkten widerspricht. Während die Xanthier ihre Weiber und Kinder verbrannten und selbst vor der Stadt bis auf wenige kämpfend umkamen, sehen wir hier die Besiegten in ruhiger Ergebung in das Unvermeidliche, nicht den Sieg der Freiheit im Tode, sondern den Triumph des Satrapen über seine unterwürfigen Gegner. Viel scheinbarer ist Welckers eigene Vermuthung, welche die sogenannte Friedenssäule, die einst auf dem Markte von Xanthos stand, zur Erklärung benutzt. Dort werden in einem griechischen Epigramm, das von jüngerer lycischer Schrift umgeben ist, die Thaten eines Sohnes von Harpagos gepriesen. Dasselbe lautet nach Franzens Herstellung†):

Ἐ]ξ οὗτ' Εὐρώπην [Ἀ]σίας δίχα πόν[το]ς ἔνε[ιμεν,
ο]ὐδείς πω Λυκίων στήλην το[ι]άνδ' ἀνέθηκ[ε]ν
δώ]δεκα θεοῖς ἀγορᾶς ἐν καθαρῷ τεμένει,
νεικ]έων καὶ πολέμου μνῆμα τόδ' ἀθάν[α]τον·
5 *Χέρσ]ις δ' Ἁρπάγο[υ] υἱὸς ἀριστεύσας τάδ[ε] π[ά]ντων*
χε]ρσὶ πάλην Λυκίων τῶν τότ' ἐν ἡλικίᾳ.
πο]λλὰς δ' ἀκροπόλεις σ[ὺ]ν Ἀθηναίᾳ πτολιπόρ[θῳ
π]έρσας συγγενέσιν δῶκε μέρος βασιλέας.
ὧν χ]άριν ἀθάνατό[ν] οἱ ἀπεμν[ή]σα[ντ]ο δικαίαν.
10 *ἑπτὰ δ' ὁπλίτας κτεῖνεν ἐν ἡμέρᾳ [Ἀρ]κάδας [ἄ]ν[δρ]ας.*
Ζηνὶ δ' ἔπε[ι]τ[α] τρ[ο]παῖ' ἀ[π]ὸ τῶν[δ' ἔστ]η[σ]εν ἁπάν[τ]ων,
καλλίστοις δ' ἔργοις κα[τὰ] κα[ὶ] γένος ἐστεφάνωσε[ν.

v. 4 Bergk *νικέων*. v. 5 Martin *ἔκτισ' ὅδ'*. v. 9 Martin *ἀθανάτοισιν*, Bergk *ἀθάνατοί οἱ*.

Richtig verlegt Welcker die Verfertigung des Denkmals aus stilistischen Gründen in das 4. Jahrh. n. Chr. Aber die historische Combination, wonach jene Thaten in dem Kriege des Euagoras vorgefallen sein sollen, welcher Ol. 98, 2 zur See und sechs Jahre später in Cypern von den Persern geschlagen wurde, entbehrt der Begründung. Wir wissen nichts von einer

*) Leake, Transactions of the R. society of literature II 1 p. 260.
**) Head, classical museum II p. 230.
***) Ummauerten ja doch wenigstens die Rhodier das Denkmal der Artemisia. Vitruv. II 8, 15.
†) Arch. Zeitung 1844 Nr. 17, vergl. Bergk ebd. 1847 Beil. Nr. 3.

Eroberung vieler Burgen in Cypern und gar nichts von einer Betheiligung des persischen Commissärs in Xanthos oder der Lycier an dem Kriege gegen Euagoras, vielmehr ist es wahrscheinlich, dass sie so gut wie die Pisidier, Kilikier und die Karier unter Hekatomnos ihn unterstützten oder wenigstens mit ihm sympathisierten. Es ist auch nicht das geringste von der Uebergabe einer cyprischen Stadt an den Statthalter von Lycien, der in dem Friese als die Hauptperson erscheint, bekannt, eben so wenig in der Inschrift von auswärtigen Eroberungen die Rede, und an der ganzen Hypothese nur die hübsche Vermutung an sich gefällig, dass die Nereiden durch eine Seeschlacht aufgestört worden seien, die aber wieder in dem Friese nicht abgebildet wird.

Gegenüber diesen Vermutungen haben wir von folgenden Gesichtspunkten auszugehn:

1) Die in den Friesen dargestellte, in den Statuen und in den Giebelfeldern verherrlichte That ist ein Krieg der Lycier selbst unter der Anführung eines Mannes gewesen, der nach seinem Kostüm entweder als Perser oder, wenn auch ein einheimischer Fürst, als persischer Satrap zu betrachten ist, wie die kleinen Könige von Karien und Kilikien.

2) Dieser Krieg muss ein solcher gewesen sein, dass er als ein nationaler desjenigen Volkes gelten konnte, dessen Götter wir in dem Giebelfelde, sowie auf dem alten Harpyienmonumente erkennen.

3) Er muss ebenfalls des Kostüms wegen vor Alexanders Herschaft geführt worden sein und eine Schlacht im Felde, eine vor den Thoren einer belagerten Stadt und deren Uebergabe enthalten haben.

4) Diese Stadt muss auf oder an einer Höhe nahe bei der See gelegen haben, welche durch die Nereiden und deren Attribute angedeutet wird. Denn wenn Welcker meint, diese seien auf der Flucht begriffen, entweder durch eine Seeschlacht aufgestört, oder durch einen Landsieg, welcher die Unterliegenden nötigte sich in die Schiffe zu werfen, so vergisst er die dritte Möglichkeit, dass sie durch den Kampf an das Land gelockt waren, um den Sieg in der Nähe zu sehen.*)

Die beiden ersten Gesichtspunkte schliessen die sonst mögliche Beziehung des Denkmals auf den König Mausolos von Karien aus, welcher Lycien um Ol. 105—6 unterwarf. Dagegen passen alle genau auf den einzigen Krieg der Lycier, von dem wir vorher wissen, den erfolgreichen Widerstand gegen die Athener im peloponnesischen Kriege (Thucydides II 69) ausgenommen, dem wieder die beiden letzten Momente widersprechen. Theopompos hatte in seinem 12. Buche (fr. 111 aus Photius cod. 176) die Geschichte des Euagoras zusammen mit dem ägyptischen Aufstande dargestellt, dessen Ende in die folgenden Bücher fiel. Am Ende des Buchs sprach er vom Bündnisse des Aegypters Akoris mit den Pisidiern und darauf von einem Kriege der Lycier gegen Telmissos. *Καὶ ὡς Λύκιοι πρὸς Τελμισσεῖς ἡγουμένου αὐτοὺς τοῦ σφῶν βασιλέως Περικλέους ἐπολέμησαν, καὶ οὐκ ἀνῆκαν πολεμοῦντες, ἕως αὐτοὺς τειχήρεις ποιήσαντες καθ' ὁμολογίαν παρεστήσαντο.***) Da Akoris Ol. 100, 1, Nektanebus aber, dessen ebenfalls Erwähnung geschah, von Ol. 100, 4 bis gegen Ol. 105, 1 herschte, endlich im 13. Buche ohne Zweifel der Aufenthalt des Agesilaos und Chabrias bei Tachos Ol. 104, 3. 4 erzählt wurde, (Fr. 117—119) so ist der lycische Krieg in jenen Zeitraum zu setzen und zwar wol in die erste Hälfte, vor der Erstarkung der karischen Macht unter Mausolos, etwa Ol. 102.

*) So waren sie bei Kardamyle ans Land gestiegen, um Pyrrhos, Achilleus Sohn, zu sehen, als er nach Sparta gieng, Hermione zu heirathen. Pausan. III 26, 5.

**) Die Stelle wird von Franz angeführt, von Bergk mit dem Epigramm in Verbindung gebracht.

Das Gebiet von Telmissus schwankte zwischen Lycien und Karien. Von ersterem theils durch ein hohes Gebirge, den Antikragos*), getrennt, gehörte es meistens zu Karien und wird daher vorzugsweise karisch genannt. Deshalb trennten es auch die Römer, als sie das kleinasiatische Reich des Antiochos vertheilten, von Lycien und gaben es dem Könige Eumenes. Erst nach dem Ende des pergamenischen Reiches wurde es wieder zu Lycien geschlagen und mit diesem frei. Dennoch nennt es noch Cicero de divinat. I 41 eine karische Stadt. Diesen Landstrich zu erwerben, war für die Lycier eine eben so wichtige Angelegenheit, und die wirkliche Eroberung eine eben so glorreiche That, wie z. B. die von Smyrna für die Jonier, von Oropos für Athen, des Veltlin für die Schweiz. Sie erreichten ihren Zweck, wie eben angeführt ist, vor dem Ende des ägyptischen Aufstandes zwischen jenem Kriege gegen Euagoras, welchen der karische Fürst Hekatomnos heimlich unterstützte, und dem Abfalle der Satrapen Ol. 104, mit denen Mausolos anfänglich verbunden war, vermuthlich etwa Ol. 101, von Kalyanda aus, indem sie von dem Thal des Xanthos in das des Glaukos niederstiegen und den Antikragos umgiengen, so dass Reiterei mit Vortheil ins Gefecht kam. Eine Reihe von Bergfestungen mögen sie vorher genommen haben. Es scheint, dass die Karier die südöstliche Landschaft, welche zur Zeit der Perserkriege ihnen gehörte,**) nachher sich selbst überliessen, die Lycier aber dieselbe eroberten und, dem Laufe der Flüsse Telmissos und Glaukos folgend, das Meer zu gewinnen suchten. Ihre Führer in diesem schweren, aber ruhmreichen Kriege waren Könige aus einem persisch-medischen Geschlechte des Harpagos, daher nannten sie sich nach ihren Vätern,***) während die Lycier den mütterlichen Namen führten†), und wahrscheinlich gehörte der Satrap Pägara, dessen Grab in Kalyanda Fellows rühmt, zu diesem Geschlechte, eben so der im Epigramm gepriesene Sohn des Harpagos, dessen Thaten in der lycischen Inschrift ausführlicher erzählt sein mögen. Er hat viele Burgen (in jenem Landstrich) erobert, vielleicht auch arkadische Reisläufer erschlagen, endlich seinen Verwandten einen Theil seiner Herschaft gegönnt, vermuthlich als Theil- und Lehns-Fürsten, wie die Königin Ada zu Alexanders Zeit in Karien regierte. Dies war höchst wahrscheinlich eben jener König, den Theopomp mit einem hellenisierten Namen Perikles nannte, welcher jene Eroberungen durch die Einnahme von Telmissos krönte. Als persischer Satrap und Perser der Herkunft nach, trug er sein nationales Kostüm, aber wie der König Mausolos hatte er griechische Kunst und Sprache bereitwillig aufgenommen.

Die plastischen Darstellungen seines Denkmals können wir trefflich in Theopomps Worte übersetzen. Der Krieg war hartnäckig (*οὐκ ἀνῆκαν*). Zuerst leisten die Telmissier im offenen Felde Widerstand — der untere Fries. Dann werden sie nach einem letzten Kampfe in die Stadt zurückgetrieben (*τειχήρεις*), und da schon die Leitern angelegt sind, ergeben sie sich durch Capitulation (*καθ' ὁμολογίαν*) — der obere Fries. Beide Völker werden durch den Unterschied der Kleidung und der Waffen bezeichnet, die Schwerbewaffneten mögen zum Theil Griechen sein, Bogenschützen sind die Kinder des Pandaros selbst; die theilweise mit Löwenfellen bedeckten Reiter bestehen aus Lyciern und Persern, der Anführer zeichnet sich durch die persische Kidaris aus. Der obere Fries endlich charakterisiert die Lage von Telmissus

*) F. Schönborn, mus. of class. antiq. II p. 161 ff.

**) Einen König von Kalynda Damasithymos, dessen Vater den auch in Lycien vorkommenden Namen Kandaules trug, erwähnt Herodot VII 98 und VIII 87.

***) Z. B. Kyberniskos, Sohn des Sikas bei Herodot VII 98 im Heere des Xerxes.

†) Herodot I 171.

durch Andeutung eines Felsen; die Nereiden der Intercolumnien hatten im glaukischen Meerbusen, der die Stadt bespült, ihre behagliche Wohnung. Aufgeschreckt durch das Getöse des Kampfes eilten sie herbei, um die Ursache des Lärms zu erfahren, und bestätigen dadurch die Glorie des Sieges.

Diese letzteren Statuen sind so meisterhaft, wie ausser athenischen Künstlern den in Asien nicht beschäftigten Lysippos ausgenommen, zwischen Ol. 103—5 (denn das Gebäude mag immerhin einige Jahre nach dem Siege fertig geworden sein) niemand zu arbeiten verstand: sie sind ohne Zweifel von Athen, mit dem, wie mit Griechenland überhaupt, Lycien in einem lebhaften Verkehre stand, geliefert worden. Den Künstler aber, aus dessen Werkstatt sie hervorgegangen sind, bezeichnet seine unverkennbare Geistesverwandtschaft mit Skopas, dem Euripides der Skulptur, noch deutlicher ein grosses Werk, welches die Hafenstadt von Xanthos, Patara, zierte, Apollo und Zeus nebst Löwen*), dem lycischen Thiere, das uns wie Zeus auch in dem xanthischen Denkmal begegnet. Diese Gruppe arbeitete Bryaxis aus Athen, Skopas Genoss am Mausoleum**), der für Artemisia in Rhodos***) beschäftigt war, vielleicht noch vor Mausolos Herschaft in Knidos†). Warum sollen wir die Vermuthung zurückweisen, dass er auch jene Statuen in der eine Meile entfernten, an demselben Flusse gelegenen Hauptstadt verfertigte, deren Hafen eben Patara war? Ist dem so, so haben wir in Bryaxis Jugendwerke††) eine feste Zwischenstufe zwischen dem Ende des peloponnesischen Kriegs und dem Mausoleum (Ol. 107 8) gewonnen, und wir werden nicht dieses für das Muster von Xanthos, sondern jenes bescheidene Denkmal für ein Muster des Weltwunders halten.

Auf die Frage, ob Jemand das Wort ergreifen wolle, erhebt sich Staatsrath Professor Dr. *Mercklin* aus Dorpat:

Da er so eben in London gewesen, so wolle er aus seiner Anschauung von dem besprochenen Momument einige Angaben machen, die ihm Beachtung zu verdienen schienen: 1) Nicht allein die Basis habe zwei Reliefstreifen, sondern auch die Cella einen solchen, der eine Opferhandlung mit Hirschen, Stieren und Ziegen darstelle. 2) Das Relief an der östlichen Giebelwand erscheine niedriger und sei nur zur Hälfte erhalten. Zu beachten sei, dass auch auf ihm, wie auf der Basis, der Gegensatz zwischen Reiterei und Fussvolk deutlich dargestellt sei. 3) Der westliche Theil sei in London so aufgestellt, dass er nicht recht sichtbar sei; dennoch zeige sich eine wesentliche Verschiedenheit in dem Stile der verschiedenen Theile.

*) Clemens Alexandr. Protr. p. 30 C.

**) Plin. XXXVI 31.

***) Vitruv. II 8, vergl. Plin. XXXIV 42.

†) Plin. XXXVI 22. Die Statuen von Knidos scheinen, wie die Aphrodite des Praxiteles, noch während der Freiheit der Stadt entstanden zu sein.

††) Das Alter des Bryaxis bestimmt sich besonders durch die Arbeiten am Mausoleum, das Ol. 107, 2 begonnen wurde, und durch die Gleichzeitigkeit mit Leochares, der um Ol. 103—4 νέος καὶ ἀγαθὸς δημιουργός heisst (Ps. Plato Brief 13 p. 361 A). Wie dieser noch zu Ende von Alexanders Regierung um Ol. 114 thätig war (Plut. Alex. 40), so kann auch Bryaxis, wenn er etwa Ol. 102—3 berühmt wurde, noch um Ol. 115 eine Statue des Feldherrn Seleukos verfertigt haben. Denn dass Seleukos schon König gewesen sei, wie Brunn Gesch. d. gr. K. I S. 383 (er nahm den Titel nicht Ol. 117, 1, sondern 118, 3 an) meint, sagt Plin. XXXIV 73 nicht. Wenn Bryaxis 20 Jahre alt war, als er die Kunst zu treiben anfieng, und Ol. 102 etwa 25 Jahre zählte, so war er Ol. 115 69 Jahre alt. Es ist also sogar noch möglich, dass die Statue des Seleukos, die Pausanias I, 16 in Athen gesehen zu haben scheint, erst später verfertigt wurde.

Ἐντεῦθεν ἐξελαύνει διὰ τῆς Βαβυλωνίας σταθμοὺς τρεῖς παρασάγγας δώδεκα. ἐν δὲ τῷ τρίτῳ σταθμῷ Κῦρος ἐξέτασιν ποιεῖται τῶν Ἑλλήνων καὶ τῶν βαρβάρων ἐν τῷ πεδίῳ περὶ μέσας νύκτας· ἐδόκει γὰρ εἰς τὴν ἐπιοῦσαν ἕω ἥξειν βασιλέα σὺν τῷ στρατεύματι μαχούμενον· καὶ ἐκέλευε Κλέαρχον μὲν τοῦ δεξιοῦ κέρως ἡγεῖσθαι, Μένωνα δὲ τὸν Θετταλὸν τοῦ εὐωνύμου, αὐτὸς δὲ τοὺς ἑαυτοῦ διέταξε. μετὰ δὲ τὴν ἐξέτασιν ἅμα τῇ ἐπιούσῃ ἡμέρᾳ ἥκοντες αὐτόμολοι παρὰ μεγάλου βασιλέως ἀπήγγελλον Κύρῳ περὶ τῆς βασιλέως στρατιᾶς. Κῦρος δὲ συγκαλέσας τοὺς στρατηγοὺς καὶ λοχαγοὺς τῶν Ἑλλήνων συνεβουλεύετό τε πῶς ἂν τὴν μάχην ποιοῖτο καὶ αὐτὸς παρῄνει θαρρύνων τοιάδε. ὦ ἄνδρες Ἕλληνες, οὐκ ἀνθρώπων ἀπορῶν βαρβάρων συμμάχους ὑμᾶς ἄγω, ἀλλὰ νομίζων ἀμείνους καὶ κρείττους πολλῶν βαρβάρων ὑμᾶς εἶναι, διὰ τοῦτο προσέλαβον. ὅπως οὖν ἔσεσθε ἄνδρες ἄξιοι τῆς ἐλευθερίας ἧς κέκτησθε καὶ ἧς ὑμᾶς ἐγὼ εὐδαιμονίζω. εὖ γὰρ ἴστε ὅτι τὴν ἐλευθερίαν ἑλοίμην ἂν ἀνθ᾽ ὧν ἔχω πάντων καὶ ἄλλων πολλαπλασίων. ὅπως δὲ καὶ εἰδῆτε εἰς οἷον ἔρχεσθε ἀγῶνα, ὑμᾶς εἰδὼς διδάξω. τὸ μὲν γὰρ πλῆθος πολὺ καὶ κραυγῇ πολλῇ ἐπίασιν· ἂν δὲ ταῦτα ἀνάσχησθε, τἆλλα καὶ αἰσχυνεῖσθαί μοι δοκῶ οἵους ἡμῖν γνώσεσθε τοὺς ἐν τῇ χώρᾳ ὄντας ἀνθρώπους. ὑμῶν δὲ ἀνδρῶν ὄντων καὶ εὐτόλμων γενομένων, ἐγὼ ὑμῶν τὸν μὲν οἴκαδε βουλόμενον ἀπιέναι τοῖς οἴκοι ζηλωτὸν ποιήσω ἀπελθεῖν, πολλοὺς δὲ οἶμαι ποιήσειν τὰ παρ᾽ ἐμοὶ ἑλέσθαι ἀντὶ τῶν οἴκοι. ἐνταῦθα Γαυλίτης παρὼν φυγὰς Σάμιος, πιστὸς δὲ Κύρῳ, εἶπε· Καὶ μήν, ὦ Κῦρε, λέγουσί τινες ὅτι πολλὰ ὑπισχνεῖ νῦν διὰ τὸ ἐν τοιούτῳ εἶναι τοῦ κινδύνου προσιόντος. ἂν δὲ εὖ γένηταί τι, οὐ μεμνήσεσθαί σέ φασιν· ἔνιοι δὲ οὐδ᾽ εἰ μεμνῇό τε καὶ

Der letzte Giebel weiche von der Vollkommenheit in der Darstellung der weiblichen Figuren wesentlich ab und nähere sich dem äginetischen Stile. Man könne wol drei Perioden des Kunststils an dem Denkmale unterscheiden. Noch bemerke er, dass sich auch Löcher an demselben befänden, welche offenbar zum Anbringen von Metallschmuck gedient.

Nachdem dem Vortragenden, so wie Herrn Professor *Mercklin* der gebührende Dank abgestattet war, trat eine Pause ein, nach welcher bei Wiederaufnahme der Sitzung Bibliothekar Dr. *Bethmann* aus Wolfenbüttel das Wort erhielt, um die der Versammlung vorgelegte griechische Schriftprobe von B. G. Teubner in Leipzig zu besprechen*).

Der Redner legte zuerst unter sorgfältiger Anführung von Nachweisen dar, wie im Mittelalter in noch höherem Masse als die lateinische Schrift die griechische ganz von ihrem ursprünglichen Charakter abgekommen sei und zuletzt eine so verschnörkelte und undeutliche Form angenommen habe, dass der allerdings paradox klingende Satz: wenn die Buchdruckerkunst nicht erfunden worden wäre, würde die Menschheit das Schreiben verlernt haben, auch für sie auf vollster Wahrheit beruhe; habe nun aber auch die Buchdruckerkunst eine gefälligere und lesbarere Schrift hergestellt, so sei doch auch wieder der Fehler begangen worden, dass man die Typen in dem Geschmack der letzten Jahrhunderte, nicht in den ursprünglichen Charakteren, wie sie sich auf den Inschriften und in den ältesten Codicibus finden, entsprechender Form gebildet habe; es seien aber die Schriftzüge, deren sich ein Volk bedient habe, ein historisches Zeugnis seines Charakters und dürften demnach in den Reproductionen seiner Litteratur nicht leichthin verändert werden; es gehen ferner durch eine solche Veränderung dem Bewustsein des Lesenden viele Anschauungen verloren, wie man denn z. B. um die Entstehung einer Corruptel zu erweisen meist auf die ältesten Schriftformen zurückgehen müsse; es sei endlich in den bis jetzt gebrauchten griechisehen Schriften die herliche Einfachheit der ursprünglichen zu vermissen und sei daher das Erlernen in vieler Hinsicht erschwert; er beschränke sich aber für jetzt auf drei kurze Anträge: 1) die Versammlung solle erklären, dass die griechischen Typen einer Verbesserung und einer Zurückführung auf den ursprünglichen Charakter dringend bedürften, 2) der Teubner'schen Buchdruckerei ihren Dank aussprechen für den von ihr vorgelegten, den wissenschaftlichen Anforderungen so entsprechenden Versuch, 3) die Aufforderung stellen, dass die Sache in Zeitschriften, namentlich den Jahn'schen Jahrbüchern, einer weiteren Erörterung unterzogen werde.

Nachdem die Debatte eröffnet worden war, beantragte zunächst Director Dr. *Eckstein* die dritte These ohne weiteres anzunehmen, über die beiden anderen Thesen aber zur Tagesordnung überzugehen, da einmal zu denselben eine eingehendere technische Erörterung nöthig sei, sodann aber doch auch den Buchhändlern und Buchdruckern überlassen werden müsse, die Sache in die Hand zu nehmen.

Ephorus *Bäumlein* erkennt die Nothwendigkeit einer Verbesserung der griechischen Schriftzüge an, gesteht aber von der vorliegenden Probe ein, das sie seinen Augen zu dünn sei und er sie bei Abend nicht werde lesen können.

*) Herr Biliothekar Dr. *Bethmann* hat uns auch für diesen seinen Vortrag eine schriftliche Mittheilung nicht zugehn lassen und mussten wir uns daher auf obige, aus augenblicklichen Niederschriften und der Erinnerung zusammengestellte Skizze beschränken. — Wegen der nebengedruckten Probe bemerken wir, dass noch nicht alle Zeichen geschnitten waren und die Incorrectheiten diesem Umstand allein zuzuschreiben sind.

Auch Director *Hofmann* aus Lüneburg wünscht die Schrift fetter.

Professor Dr. *Fleckeisen* aus Frankfurt a. M.: Da er mit der Sache bekannt sei, so wolle er einige Erläuterungen geben; der Urheber der Typen sei *A. Nauck* in Königsberg, er selbst habe in Frankfurt a. M. den Schnitt geleitet und beaufsichtigt und über den Charakter und die einzelnen Zeichen mit Geheim. Rath Dr. *Ritschl* in Bonn correspondiert; die Buchhandlung wünsche nur die Ansicht der Versammlung über die Typen zu vernehmen; der Schnitt von *A. May* sei beinahe vollendet und wenn auch durch Abschleifen eine grössere Fettigkeit zu geben möglich sein werde, so könne doch weiter nichts geändert werden.

Professor *von Leutsch* aus Göttingen beantragt um so mehr die Annahme von *Ecksteins* Vorschlag, da nach dem eben Gehörten die Sache ja eine fertige sei.

Auf die Frage des Präsidenten nahm, nachdem Dr. *Bethmann* erklärt hatte, er habe nur anregen wollen, die Versammlung *Ecksteins* Vorschlag an und forderte demnach der Vorsitzende diejenigen, welche ihre Meinung über die Schriftproben abgeben wollten, auf dies in den Jahn'schen Jahrbüchern zu thun.

Director Dr. *Lübker* aus Parchim hielt folgenden Vortrag über die charakteristischen Unterschiede des Euripides von Sophokles:

Verehrte Versammlung!

Vielleicht hat gegenwärtig keine der mancherlei grossen und umfassenden Fragen, die auf dem Gebiete der alten Litteratur aufgeworfen werden können, eine so eingreifende, praktische Bedeutung als die nach ihrem künstlerischen Gehalte sowohl als ihrem ethischen Charakter. Diese Frage ist neuerdings auch von gewichtigen Stimmen bei mehr als einem der antiken Meister in Rede und Dichtung aufgeworfen und beantwortet worden. Freilich sind die Antworten unter einander oft abweichend gewesen und es bedarf daher sehr eines festen Massstabes, nach welchem das Urteil zu fällen ist; aber jedenfalls muss dabei der strenge Ernst sittlicher Gesinnung in den Vordergrund treten. Von dieser Seite her haben die grossen Alten wieder eine neue Bedeutung und grössere Aufmerksamkeit in weiteren Kreisen bekommen; je mehr aber die ganze gebildete Welt den Anspruch macht, auf die im klassischen Altertum liegenden Geistesschätze keinerlei Verzicht zu leisten, desto mehr wird auch Sorge zu tragen sein, dass die Jugend nach einsichtsvollster Wahl in das schönste Besitztum ihres Geistes hier eingeführt werde. Soll das Gebiet aber, in welches diese unsere höher strebende Jugend einzuführen ist, auf welchem sie heimisch und lebendig werden soll, dafür sich eignen, so muss es ein innerlich lebendiges, ein gehörig verbundenes, ein organisches Ganzes sein, und es ist daher eine fortgesetzte Prüfung notwendig, damit aus der reichen Fülle des ganzen Stoffs das in sich Vollendetste, das für die Jugend Angemessenste, das für die Gewinnung eines Ganzen Geeignetste gewählt werde.

Unter den Meistern hellenischer Dichtung steht Sophokles wol von eben so unzweifelhaftem als Euripides von manigfach bestrittenem Werte da. Soll der zum Studium der Wissenschaften reifende Schüler mit seinem ganzen Homer vertraut und in die plastisch reiche Welt desselben eingeführt sein, so darf doch auch wenigstens ein kleinerer Cyklus aus der tragischen Litteratur nicht fehlen; und je grösser hier die Auswahl ist, desto strenger und behutsamer muss sie sein, damit auch hier ein volles Stück antiken Lebens, wenn auch in engerem Rahmen, uns entgegentrete. Für den Sophokles steht die Sache einfacher und leich-

ter, für den Euripides aber um so schwerer, als fort und fort sich über ihn rein entgegengesetzte Stimmen eben so strengen Tadels, als begeisternder Bewunderung vernehmen lassen. Es wird daher nöthig sein, einen festen und bestimmt abgegrenzten Gesichtspunkt für die Beurtheilung zu gewinnen und mit möglichster Unbefangenheit die Verschiedenheiten beider zu prüfen. Nachdem Welcker mit so grosser Kunde den Stoff, der zur Beurtheilung vorliegt, geprüft und mit tiefem Blicke gesichtet, Bernhardy aber nach allen Seiten hin die Abschätzung des Euripideischen Geistes und Wesens mit eindringender Schärfe durchgeführt hatte, ist dessen ungeachtet neuerdings wieder von einem Manne, der auch ursprünglich von der Philologie ausgegangen ist, dann aber sich auf den verschiedensten Gebieten des Lebens und der Wissenschaft bewegt hat, von Bunsen, in seinem 'Gott in der Geschichte' (4. Buch) eine in weiten Kreisen vernommene Stimme gehört worden, die dem Euripides neben dem Sophokles kaum noch negativ einen Platz lässt. Er findet es schwer zu entscheiden, was bei Euripides grösser sei, die Entartung des Gottesbewustseins oder der Verfall der höheren Kunst; er bezeichnet den Untergang der tragischen Idee als die Ursache des äussern Verfalls: er nennt die Tragödie des Euripides eine zum Theil vorsätzliche, freche und heuchlerische Parodie des frühern Gottesbewustseins: was bei ihm noch den Schein von religiöser Anschauung trage, sei Rhetorik, Schellengeklingel seichter Redensarten: er kenne kein tragisches Schicksal und glaube an eine sittliche Weltordnung gerade so wenig, als an die Götter des Volksdienstes. — Wäre dem also, dann dürften wir freilich nicht ohne schwere Versündigung unsere Jugend in ein einziges Stück desselben einführen.

Wir werden uns aber wol bald überzeugen, dass bei einer solchen Würdigung des Dichters der strenge historische Massstab nicht zu Grunde gelegt ist, ohne den insbesondere ein Dichter des Altertums niemals zu seinem Rechte gelangen kann. Eine abstrakte, vom absoluten Standpunkte aus angelegte Beurteilung führt uns aber weder in den Dichter, noch in das Verständnis seiner Zeit hinein, die beide so nothwendig zusammengehören. Auch Thukydides hat eine gleiche Zeitrichtung durchgemacht, nur dass der Historiker sich objectiver ihr gegenüber stellen konnte, als der dramatische Dichter. Des Euripides Leben ist, wie schon Bernhardy treffend bemerkt hat, ein Bruchstück aus der geistigen Geschichte der Ochlokratie. Darum bedarf es auch bei ihm einer genaueren Sichtung, um mit Deutlichkeit von einander scheiden zu können, was er als eigene Ueberzeugung oder als Reflex seiner Zeit und ihres eigenthümlichen Volksbewustseins ausspricht, ja wenn es bei der mangelhaften Erkenntnis der chronologischen Aufeinanderfolge seiner Dramen möglich wäre, was einer frühern und was einer spätern Zeit in der Entwicklung des Dichters angehört.

Da die Entartung des Gottesbewustseins ausdrücklich neben dem Verfalle der höheren Kunst als grosse Schäden beim Euripides hingestellt worden sind, wird es geraten sein, auf den religiös-sittlichen Standpunkt des Dichters, namentlich im Verhältnis zu seinem grossen Vorgänger zuerst einzugehn. Wenn es unbestritten ist, dass sein um ein halbes Menschenalter älterer Zeitgenosse Sophokles den alten Glauben, bisweilen selbst im entschiedenen Kampfe mit dem daran rüttelnden Zeitgeiste, in lauterer und frommer Weise festgehalten hat, so werden wir eben so wenig leugnen können, dass Euripides mitten in die gewaltige Gährung und den auflösenden Process des Glaubens, der Sitte und des Lebens seiner Zeit persönlich mit seinem Geiste, bei übrigens unbescholtenem Sittenwandel, hineingeraten ist, nicht etwa nur seine Helden sich darin hat spiegeln lassen. Im Allgemeinen ist bereits über die Theologie, Ethik und Eschatologie der Euripideischen Auffassung von dem edeln, in unserem Kreise so schmerz-

lich vermissten Nägelsbach das Wesentliche in seiner nachhomerischen Theologie bemerkt worden. Daraus geht hervor, dass auch von dem Euripides die Grundlagen griechischer Sittlichkeit durchaus anerkannt und geehrt werden, dass er sich aber nicht scheut, die göttlichen Weltordnungen anzugreifen, die Sünden der Götter nackt darzulegen, deren sie der Ueberlieferung zufolge schuldig sind, mit der Ueberlieferung, der geglaubten Grundlage der Religion, selbst vollständig zu brechen, endlich den Göttern die wesentlichsten Eigenschaften ihrer Gottheit auf sittlichem Gebiete abzusprechen, ja sogar zuletzt bis zu einer Leugnung des Daseins der Götter fortzuschreiten. — Ich möchte mich am liebsten berichtigend und ergänzend zu diesen Ergebnissen der Nägelsbachschen Forschung verhalten und wesentlich nur diejenigen Punkte und Stellen berücksichtigen, die dort nicht berührt sind, und die der gewissenhafte Verfasser wie ich weiss dass es sein lebendiges Verlangen war, so gern berücksichtigt hätte, wenn ihm ein längeres Verweilen in diesen Forschungen gegönnt gewesen wäre.

Man muss in der That wohl unterscheiden und beherzigen, dass Euripides nicht in den eigentlichen religiösen Grundgedanken, wo er oft mit dem Sophokles in tiefer Uebereinstimmung sich befindet, sondern vielmehr in der herkömmlichen Volksauffassung und in den dichterischen und philosophischen Ideen die Grundlage seiner oft so bitteren Polemik findet. Räumen wir ihm die sittlichen Grundideen ein, so können auch die damit auf das engste verbundenen religiösen eigentlich nicht auf schwächerer Grundlage ruhen; und sie thun es in der That auch nicht. Aber die volkstümliche Form greift er an; ja, es scheint sich in der damaligen Zeit schon das Bewustsein ausgebildet zu haben, dass verschiedene Epochen der Götterwelt durch die Gedanken der Menschen und die Auffassung des Volks hindurchgegangen sind, dass aber die Accommodation an die menschlichen Schwächen, die sich die Gottheiten gefallen lassen müssen, das Wesen derselben immer tiefer herabgezogen hat. Die taurische Iphigeneia ergeht sich in harten Worten gegen die Göttin Artemis, die alle, welche Mord begangen oder Leichen berührt, fern von ihrem Altare verbanne und doch menschenmörderische Opfer liebe; sie hält *ἑστιάματα* der Götter beim Tantalos für ein Märchen, die Menschen dichteten ihre eigenen Sünden der Gottheit an, mit dem bestimmt hinzugefügten Bewustsein des Unterschiedes von den wahren Göttern: *οὐδένα γὰρ οἶμαι δαιμόνων εἶναι κακόν.* Dabei scheint sie ausdrücklich ein älteres Göttergeschlecht dem jüngeren vorzuziehen; Leto, meint sie, hätte so etwas nicht gethan. Wenn aber in der Götterwelt das Treiben der Menschenwelt sich spiegelt, so muss ja dort so gut wie hier eine stete Abnahme stattfinden, denn der Glaube an die fortwährende Entartung spricht sich bei ihm eben so stark, wie in dem bekannten horazischen Spruche aus: *ἕνα γὰρ ἐν πολλοῖς ἴσως εὕροις ἄν, ὅστις ἐστὶ μὴ χείρων πατρός* (Heracl. 327 f.). Darum erscheint auch alles dasjenige, was mit dem herschenden Göttercultus in Verbindung steht, in demselben Charakter fortschreitenden Verderbnisses. Die Orakel werden wiederholt auf das heftigste angegriffen, nicht blos ihre Richtigkeit und Zuverlässigkeit in Zweifel gezogen, sondern ihnen auch geradezu eine irreleitende und verführerische Macht beigelegt. Dies hängt nun allerdings mit dem diabolischen, zur Sünde verführenden Elemente zusammen, das ja schon nach frühester hellenischer Vorstellung in die Gottheit hinein gesetzt ward. In diesem Sinne wird im Orestes alle Schuld für die *ἔχθιστα θεόθεν ἔργματα* auf den Phoibos geschoben: er habe ungerechter Weise Ungerechtes ertönen lassen, als er am Dreifuss der Themis den Mord der Mutter für keinen Mord erklärt und durch diese seine Erklärung sie aufgeopfert habe (159 ff. 184 ff.). Und es steigert sich solcher Vorwurf unter der Last der Noth und in der Bitterkeit der Empfindung zu der schweren An-

klage im Munde des Menelaos, Apollo sei unwissend in Recht und Pflicht, ἀμαθέστερος τοῦ καλοῦ καὶ τῆς δίκης (409.), und der herben Forderung des Orestes: Apollon, der, den Mittelpunkt der Erde bewohnend, die weisen Sprüche sendet, den wir in Allem, was er gebietet, folgen, der ist der Urheber, ihn haltet für den Frevler und tödet ihn, er hat gesündigt, nicht ich (584 ff.). Und nicht anders sehen wir ihn in der taurischen Iphigenie in dieser Beziehung auftreten, wenn seine durch das Unglück verbitterte Stimmung ihn sagen lässt: 'Apoll, der Seher, hat mich belogen, er schämt sich seiner früheren Offenbarungen und hat mich deshalb so weit als möglich entfernt.' Es ist also auch kein Wunder, wenn diese nach Massgabe menschlicher Schwäche den Orakelsprüchen beigelegte Absichtlichkeit und Befangenheit zu dem Mistrauen in ihre Wahrheit führt, wie es sich in der Aeusserung ausspricht: die Götter, auch die weise genannten, sind unzuverlässiger noch, als flüchtige Traumgestalten.

Und dennoch weiss der Dichter des Phoibos uralten Orakelsitz, χαλαιὸν χρηστήριον, das ὀμφαλὸν γῆς θεσπιῳδόν (Med. 662 f.), wiederum wol zu würdigen, da es dem Aigeus in Bezug auf seine Kinderlosigkeit einen Spruch ertheilt hat, der weiser ist, als menschlicher Verstand fassen kann. Fast scheint es, als ob auch hier eine ältere und eine jüngere Zeit unterschieden werden solle. In den zugänglichen und unzugänglichen alten Göttersprüchen (βέβηλα καὶ κεκρυμμένα λόγια παλαιά Heracl. 404 f.) scheinen die ewigen Wahrheiten und Grundgesetze, gewissermassen die Offenbarungen des Rechts und der Pflicht, die aus reiner Himmelshöhe in die Menschenbrust hinabgesenkt sind, wie die ἄγραπτα κἀσφαλῆ θεῶν νόμιμα des Sophokles, bezeichnet zu sein. Dahin gehört unter andern das übereinstimmend in jenen Göttersprüchen ausgeprägte Verlangen, dass in schwerer Calamität ein Opfer aus edlem Stamme erforderlich sei, und der Dichter ist mit unverkennbarer Vorliebe dieser Forderung in verschiedenen Dramen nachgegangen — ich erinnere an die Makaria in den Herakliden, die Iphigeneia in der aulischen Iphigenie, an Kreons Sohn Menoikeus in den Phoinissen, an die Alkestis in dem gleichnamigen Stücke — wobei er jedoch das feste Bewustsein hat, dass dieses Opfer aus einem völlig freiwilligen Entschlusse hervorgegangen sein müsse, wie denn Makaria sich ausdrücklich der blos zufälligen Entscheidung durch das Loos widersetzt.

Es besteht für den Dichter also wol ein Unterschied zwischen den durch menschliche Klugheit entzifferten und den durch das eigene Bewustsein und die sittliche Selbstbestimmung vermittelten Weissagungen und Göttersprüchen. Und eben damit hängt es denn auch wol zusammen, wenn er die herkömmliche **Mantik**, die allmählich zu einem bestimmten Gewerbe herabgesunken war, mit den härtesten Anklagen verwirft. Das aber ist nichts dem Euripides eigenes, sondern hat er vollkommen mit dem Sophokles gemein, der auch die ganze Zunft der Seher als im Dienste des Eigennutzes und trügerischer Gewinnsucht stehend bezeichnen lässt. Es muste die Sache also wol ihren betrübenden realen Hindergrund in der Entartung der Mantik zu jener Zeit haben, in welcher leichtsinnige und habsüchtige Einwanderer mit bösen Einflüssen hinzugekommen waren. Aber das ist der wesentliche Unterschied zwischen beiden Dichtern: Sophokles legt solche Aeusserungen, weil sie ihre relative Berechtigung haben, darum auch nicht blos auf pathologische Zustände der aufgeregten Theilnehmer der Handlung oder auf künstlerische Motive zurückgeführt werden können, wol den einzelnen Personen in den Mund, dagegen aber tritt dasjenige, was an tiefer Macht und Wahrheit dahinter verborgen ist, in der Entwicklung der Handlung und der Gewalt der Thatsachen, oft in erschütternder Weise, wie im Oedipus und der Antigone, nur um so siegreicher und überzeugender hervor, während beim Euripides entweder die Folgen überhaupt nicht zur Bestä-

tigung dienen, oder die Gewalt der Göttersprüche mindestens durch das wesentliche Hülfsmittel menschlicher Klugheit oder List geschwächt und herabgesetzt wird. Euripides geht überhaupt einen Schritt weiter: er verwirft offenbar die Möglichkeit einer Inspiration von Menschen durch die überlieferten Götter und erklärt darum jede Ausübung der ἔμπυρος τέχνη für eine Thorheit; denn durch schlimme Mittheilung werde der Befrager zum Feinde gemacht, durch unwahre werde gegen die Götter gesündigt; Phoibos allein, meint Teiresias hier (Phoen. 957 ff.), sollte den Menschen weissagen, der niemanden zu fürchten habe. Offenbar wird beides, das Treiben der Manteis und der Werth der Terata, in einen ursachlichen Zusammenhang gebracht: jenes ist nichtswürdig und voll Lügen; nichts gescheites liege aber auch in der Flammenglut und dem Flügelrauschen, es sei einfältig, wenn Menschen von Vögeln Nutzen hoffen (Hel. 743 ff.).

Es ist aber Euripides gerade über diesem Conflickte zwischen ursprünglich Richtigem und menschlich Verderbtem, den er vor sich sah, sich auch des Gegensatzes bewust geworden, der zwischen einer berechtigten Unterscheidung des Kerns göttlicher Wahrheit von seiner mangelhaften menschlichen Hülle und einem leichtsinnigen Verwerfen alles und jedes religiösen Glaubensgehaltes gegeben ist. Wir sehen in der taurischen Iphigenie diesen Gegensatz auf das bestimmteste ausgeprägt in dem Gebete des gottesfürchtigen Hirten an die Meeresgötter und die Dioskuren und dem gesetzlos kecken Freigeiste (μάταιος, ἀνομίᾳ θρασύς, der damit zugleich die Grundlagen aller Sittlichkeit zertritt), der über solche Gebete lacht und in den beiden Griechen, Orest und Pylades, keine göttlichen Erscheinungen, sondern einfach schiffbrüchige Seeleute sehen will, die aus Furcht vor der hier üblichen Sitte des Fremden-Opfers in eine Höhle geschlüpft sind.

Es hat der Dichter diesen Gegensatz, den wir auch als den Standpunkt der Neologie oder des Rationalismus im Verhältnis zu dem hergebrachten Glauben und langbestandener Satzung bezeichnen können, auch noch in anderer Weise und auf anderm Gebiete geltend gemacht. Als im 'Orestes' Tyndareus und Menelaos über die durch Orest vollzogne Blutrache an der Mutter streiten, kämpft die Macht und Ordnung des Gesetzes (νόμοι) wider das Ergebnis der Weisheit (485 ff.). Die Subjectivität des Beliebens kann vor der heiligen Ordnung des Rechts und der Sitte nicht bestehn: den Blutschuldigen trifft Verbannung, nicht Tod (505 ff. vgl. Diomedes Urtheil, 892); wieder zu morden ist thierisch und blutdürstig, Länder und Städte zerstörend, darum liegt auch die Strafe in dem gottgesandten Wahnsinn des Mörders. Umgekehrt denkt Orest an die Götter grade indem er den an der Mutter vollzognen Mord vertheidigt; denn wenn er stillschweigend der Mutter Thun gutheissen wollte, würde der Todte ihn voll Hass den Erinyen weihn (574 f.). Ja, er meint noch weiter gehn und der Mutter Mord im Interesse der bürgerlichen Wolfahrt für notwendig erklären zu können, sonst würde die Frechheit der Frauen gar zu gross geworden sein (559 ff.).

Der anderweitig von dem Dichter bekämpfte Standpunkt der Sophistik bemächtigt sich hier seiner selbst, indem er Orestes in seiner Vertheidigung sogar bis zur Straftheorie der Abschreckung hinuntersteigen lässt. Man weiss oft nicht, ob er die Sophistik in ihrem Rechte will gelten oder sie sich selbst mit ihren Argumenten widerlegen und zerstören lassen. Ein solcher Weg mus aber nothwendig, nachdem er alles Hergebrachte und Ueberlieferte seiner scharf zersetzenden Kritik unterworfen hat, zum Zweifel werden und in eine skeptische Betrachtung aller Dinge übergehn. Wiederum muss diese das praktische Ergebnis einer eudämonistischen Sinnes- und Lebensweise haben, wie dieses im unmittelbaren Zusammen-

hange mit einander der Chor im Hippolyt (1100 ff.) offenbart: Der Gedanke an die Götter, sagt er, hebt, wenn er in meinen Sinn dringt, mächtig meine Trauer; wenn ich aber meinen Geist in die Ahnung vertiefe, werde ich irre und zweifle bei dem, was ich sehe in den Schicksalen der Menschen und ihren Thaten; denn eins wechselt immer um das andere, und das viel umherschweifende, irtumsvolle Dasein der Menschen ändert sich stets. Darum wünscht auch der Chor von den Göttern das Glück eines gesegneten Looses und eines von Schmerzen ungetrübten Herzens, keinen übermässigen und keinen falschen Ruhm, sondern behaglichen Wechsel der Tage.

Auf nichts aber wendet sich dieser Zweifel so leicht und so stark als auf das Dasein der Götter; und die ernste, bewegte Frage darnach, die man so oft ertönen hört in seinen Dichtungen, gibt doch ein unbestreitbares Zeugnis von dem gewissenhaften Eifer, womit er hinter all der überlieferten Theorie von Göttern und Dämonen eine höhere Macht sucht, die auch an dem Leben und Ergehn der Menschen sich nicht unbezeugt lässt. Als der hellenische Herold Talthybios die Hekabe (in dem gleichnamigen Stücke 484 ff.) im Staube von Gewändern umhüllt daliegen sieht, ruft er aus: O Zeus, soll ich denken, dass du auf Menschen blickst, oder dass umsonst und nichtig wir diesen falschen Wahn hegen, dass ein Göttergeschlecht sei, und dass der Zufall Alles bei den Sterblichen lenke? Auch die Hekabe ruft in ihrem Schmerze aus (Troad. 1271 f.): Wozu rufe ich die Götter an, sie haben auch zuvor nicht auf unser Rufen gehört? Selbst der höchste der Götter, der Kronide, den man als Hort und Stammvater anrufen darf (Troad. 1279 f.), ist müssig und unthätig und sieht ruhig dem Misgeschick der vom Geschlechte seines Dardanos bewohnten Stadt zu. Diese Vorstellung von der Parteilichkeit und Ungerechtigkeit der Götter geht aber nicht so weit, dass sie nicht wiederum anderweitig als Handhaber der Gerechtigkeit und als Fürsorger der Menschen bis in die kleinsten Angelegenheiten hinein auftreten sollten; aber freilich hebt es bisweilen den Glauben an die Existenz der Götter ganz auf. Von allem liegen die Beweise bei unserm Dichter vor.

Die Macht der Götter zeigt sich grade darin vornemlich, dass ihr Gesetz herscht; denn durch das Gesetz erkennen wir die Götter und unterscheiden das Gerechte vom Ungerechten (Hecub. 782 ff.); sie hassen das Böse und strafen besonders den Uebermut und die Hoffart (Androm. 987 f. Heracl. 388, vergl. 906 ff.). Bei ihrer Handhabung der Gerechtigkeit in der Menschenwelt aber müssen ihnen diejenigen hauptsächlich dienen, die zu Herschern bestimmt sind; sie sind also ihre Stellvertreter und das von ihnen geforderte Recht und Gesetz ist ein göttliches. Dieses kann aber nicht bestehn, wofern nicht die unverbrüchliche Ordnung herscht, und zwar sowol für den Einzelnen, wie für ganze Staaten, dass der Böse Böses leide, der Gute aber glücklich sei (Hec. 886 ff.). Darum bildet sich auch das bestimmte Bewustsein, dass, wenn keine Vergeltung mehr eintritt für die Entheiligung der Gastfreundschaft und für die Entweihung der Tempel, auch unter den Menschen überhaupt keine Gerechtigkeit mehr walten kann (786 ff.). In diesem Sinne verspricht ein Fürst wie Agamemnon seine Hülfe zur Rache um der Götter und um des Rechts willen (835 f.). Je stärker aber dieser Grundsatz festgehalten wurde, desto leichter konnte er zur Verzweiflung und zum Unglauben führen. Denn wenn vom Diagoras erzählt wird, dass er, anfangs ein frommer, ganz in dem religiösen Erbe seiner Vorfahren wohnender Mann, plötzlich durch die Erfahrung von einer von den Göttern ungestraft gebliebenen schweren Schuld in einen Gottesleugner umgewandelt worden sei: so kann man nach der in der damaligen Zeit herschenden Theodicee es wol begreifen, wenn Euripides mit vielen seiner Zeitgenossen an der moralischen Weltord-

nung einmal irre geworden ist und dass er gern eine genügendere Ausgleichung über diese Welt hinausgerückt hätte, wenn seine eschatologischen Vorstellungen dafür ausgereicht hätten. Der Dichter legt den Abgeschiedenen zwar kein Leben, aber unsterblichen Sinn bei (*ὁ νοῦς τῶν κατθανόντων ζῇ μὲν οὒ, γνώμην δ' ἔχει ἀθάνατον, εἰς ἀθάνατον αἰθέρ' ἐμπεσών*, Hel. 1012 ff.); aber obgleich er dort etwas ahnt, was besser ist als das diesseitige Leben, so birgt doch Finsternis umhüllend es hinter Wolken; wir hegen eine falsche Liebe zu dem, was auf Erden uns umglänzt, weil wir das andere Leben nicht kennen und nicht aufweisen können, was unter der Erde ist (Hipp. 190 ff.).

Der Gedanke an eine göttliche Vorsehung ist zwar vorhanden und bricht in einzelnen Stellen sehr lebendig durch; wo sie aber grade am hellsten zu wirken scheint, kann sie sich von andern Mängeln, die den Göttern ankleben, nicht frei erhalten. Als Odysseus den Hektor, dessen Lagerstätte ihm Dolon verrathen hat, nicht auf derselben findet, spricht er: Ihn rettet, wer von den Göttern ihn glücklich macht; wir aber können vom Glücke nichts ertrotzen (Rhes. 573 f.). Hier ist also das lebendige Bewustsein von einer providentia specialissima, aber sie ruht nicht in dem allgemeinen Wesen der Götter, auch nicht in ihrer Gerechtigkeit oder Liebe, sondern ist vielmehr ein Ausfluss der parteiischen Theilnahme und Zuneigung der einzelnen Götter für oder wider einzelne Menschen.

Das Ergebnis dieser zu stets neuen Zweifeln und Fragen sich forttreibenden Vorstellungen ist keineswegs eine Leugnung des göttlichen Wesens überhaupt, sondern höchstens eine Bestreitung der durch die Dichter gemachten oder überlieferten Götterbilder. Vielmehr zieht sich eine allgemeine Frömmigkeit, ein Bewustsein des: Nichts ohne Gott, fast durch alle Charaktere und Situationen hindurch. In unzähligen Fällen spricht sich dieses Gefühl der Abhängigkeit und des Vertrauens in schöner Weise aus. Der Sterbliche ordnet seine liebsten Angelegenheiten, sorgt für das Wohl seiner Kinder *οὐκ ἀφροντίστως σὺν θεοῖς*, und weiss, dass auch in aller weiteren Fürsorge ein wohlwollender Gott ihm beistehn werde (Med. 902 ff.). Insbesondere wird der Schutz der Landesgottheit hochgehalten, die *θεοὶ ἐγχώριοι* haben offenbar eine grosse Bedeutung; jeder betet, namentlich in entscheidender Lage, gern zu den heimatlichen Göttern; so Polyneikes vor seinem Zweikampfe mit dem Bruder als nunmehriger argivischer Bürger zur Hera, Eteokles zur goldbeschildeten Pallas, der Chor in den Herakliden zur Pallas Athene. Ja es schwebt bisweilen eine segnende göttliche Macht in Folge solcher Gebete über dem Menschen, deren Wirkung sogar in einem Wunder sich kundgibt, das wenigstens die Weiseren zu erkennen vermögen, wenn es auch dem Urteil der Menge entgeht. Als in den 'Herakliden' bei der gegen den Eurystheus zum Schutze der Herakleskinder unternommenen Abwehr der Feind schon zur Flucht gewandt ist, tritt Jolaos auf den Wagen des Hyllos, um den Eurystheus zu verfolgen. Da erscheinen, als er das pallenische Gebiet der Pallas erreicht hat, auf sein an Zeus und Hebe gerichtetes Gebet zwei Sterne, die sich niedersenken auf das Rossgespann und den Wagen in Dunkel hüllen. Dies sind nach dem Urteile der Weiseren Herakles und Hebe. Die Erscheinung verschafft ihm den erbetenen Sieg. Er nimmt den Eurystheus gefangen und bringt ihn als herliche Beute zurück.

Wol aber folgt aus jenem skeptischen Wesen und Treiben die Ueberzeugung, dass die Gottheit nicht zu erkennen, ihr Wesen nicht zu ergründen sei (Hel. 1135 ff.). Und an einer andern Stelle in demselben Drama sagt er, noch näher auf den pragmatischen Zusammenhang eingehend: Was Gott sei und nicht sei, und was dazwischen in der Mitte liege (so dass es also weder als göttliche Fügung, noch als reiner Zufall betrachtet werden könne), wer

könnte das wol, auch mit noch so tiefer Forschung ergründet zu haben behaupten, wenn er sieht, wie die Angelegenheiten der Sterblichen bald hierhin und bald dorthin in nie geahnten widersprechenden Schickungen stürzen.

Ist aber so die Gottheit auch zu einer dunkeln oder verborgenen Macht geworden, so wird sie dennoch geehrt und das Gebet nur um so mehr an sie gerichtet. Die Hekabe hebt (Troad. 877 ff.) dieses gradezu im Gebete selbst hervor: O du, der du die Erde trägst und auf der Erde deinen Sitz hast, wer du auch immer sein magst, schwer zu begreifender Zeus, magst du nun eine Gewalt der Natur oder ein Verstandeswerk der Menschen sein, dich bete ich an, denn du führest, auf geräuschloser Bahn wandelnd, alles Menschliche mit Gerechtigkeit. Das persönliche Wesen der Gottheit muste allmählich dem Dichter entschwinden; je mehr sich ihm das Substrat seines religiösen Sinnens nur eben als ein solches zu erkennen gab, desto unpersönlicher, unlebendiger, starrer und unbeugsamer muste es sich gestalten. Die unbildliche Verehrung dieses Wesens aber mochte ihm wol grade als das Vollkommnere erscheinen. Ein schärferes Bekenntnis dieser Art entwickelt er in der Alkestis, wo der Chor (968 ff.) so recht seine Ansicht darzulegen scheint: Obgleich ich mich zu Liedern und himmlischen Dingen emporgeschwungen und mit vielen Gedanken mich befasst habe, fand ich doch nichts Stärkeres als die Notwendigkeit (ἀνάγκη); kein Heilmittel in den thrakischen Tafeln, die der orphische Spruch beschrieben, noch in allen Heilmitteln für leidenvolle Sterbliche, welche Phoibos den Asklepiossöhnen verlieh. Diese Göttin allein kommt zu keinem Altar noch Bildnis, achtet auf kein Opfer. Auch was Zeus gewährt, das vollendet er nur mit ihr; sie bezwingt selbst den Stahl der Chalyber gewaltsam und hat in ihrem starrsinnigen Wollen kein Erbarmen. Diese Göttin erfasst Alles mit den unentfliehbaren Fesseln ihrer Arme.

So erscheint es denn allerdings wol als eine unbegründete und ungerechte Beschuldigung, dass Alles, was beim Euripides von religiöser Vorstellung noch vorhanden sei, nur als eine Parodie des frühern Gottesbewustseins gelten könne und in die Rhetorik seichter Redensarten sich auflöse. Auch selbst das möchte ich nicht unterschreiben, dass es bei ihm zuletzt noch zu einer wirklichen Leugnung der Existenz der Götter komme. Denn nachdem einmal ein unaufhaltsamer Riss durch das ganze öffentliche Leben, religiöse Denken und sittliche Treiben seiner Zeit hindurchgegangen war, konnte für ihn und seine meisten Zeitgenossen, wenn er nicht Muth und Kraft zu einer vielleicht fruchtlosen Reaction in sich fühlte, nur eine allegorische Benutzung der überlieferten religiösen Formen von Bedeutung und Erfolg sein, und eine solche hat der Dichter allerdings auch in ausnehmendem Masse geübt. Zugleich haben wir aber an den Bakchen, der muthmasslich letzten Schöpfung des Dichters, einen deutlichen Beweis, wie ein natürlicher Mangel an Befriedigung auf solchem Wege ihn doch am Ende wieder in die Anerkennung einer sinnvollen und ehrwürdigen Tradition zurücktrieb. Freilich war die Bahn der reflectierenden Theologie und damit der Auflösung des alten Götterglaubens einmal betreten und die religiöse Volksvorstellung kehrte in der spätern Zeit, in welcher die Liebe zu den Dichtungen des Euripides in mächtigem Wachstum begriffen war, wol gern auf diesen Standpunkt zurück, über den sie auch das ganze Altertum hindurch nicht wesentlich hinausgekommen ist.

Wenn aber aus dieser religiösen Stellung weiter die Nicht-Anerkennung einer sittlichen Weltordnung beim Euripides gefolgert worden ist, so muss allerdings zugegeben werden, dass in der Schärfe, in welcher namentlich in der Antigone des Sophokles die Unterordnung menschlicher Satzungen unter die ewigen Hüter und heiligen Forderungen der Pietät,

oder in der Verklärung, in welcher die durch innere Busse des Dulders gesühnte Schuld in seinem Oidipus auf Kolonos erscheint, jene sittlichen Erscheinungen und Lebensprozesse nicht hervortreten. Zwar hängt auch bei Euripides das ganze sittliche Thun des Menschen wie eine endlose Kette von Schuld und Strafe zusammen; aber die Beziehung der Schuld zu der menschlichen Freiheit und Selbstbestimmung und der eigentümliche Charakter der Strafe als neuer Verschuldung tritt bei ihm lange nicht in dem Masse wie bei seinem Vorgänger hervor. Der Bruder-Zweikampf und Wechselmord der Oidipussöhne ist eine Folge des väterlichen Fluchs, der schlimme Ausgang aber kommt noch besonders von dem Sphinx-Räthsel her, und Oidipus kann seinerseits erklären, er habe den auf ihm ruhenden Fluch vom Vater bekommen und seinen Kindern gegeben (Phoen. 1358. 1613.). Aber die tiefere Auffassung, wie sie in dem freilich schwierigen und bestrittenen Worte des Oidipus beim Sophokles ausgeprägt liegt: *ἤνεγκον κακότατ᾽ ἄκων, τούτων δ᾽ αὐθαίρετον οὐδέν*, geht dem Euripides ab. Ebenso kann Sophokles wol im einzelnen Falle, wie beim Oidipus, das Zeugnis bestehn lassen, dass er *θεῶν ἀγόντων* in Schuld und Verderben gerathen sei, ohne dieses zu einer allgemeinen Ursache menschlicher Sündhaftigkeit zu erheben. Während aber derselbe die allgemeine Wahrheit: *ἀνθρώποισι γὰρ τοῖς πᾶσιν κοινόν ἐστιν τοὐξαμαρτάνειν* (Antig. 977 f.), ohne die Ursache göttlicher Verführung ausspricht, fügt Euripides diese hinzu: *ἀνθρώποισι δὲ θεῶν διδόντων εἰκὸς ἐξαμαρτάνειν*, und bestätigt diesen allgemeinen Grundsatz durch viele Ausführungen im Einzelnen.

Eine solche Auffassung des Cardinalpunkts der sittlichen Zurechnung muss natürlich das ganze Leben in einem ganz andern Lichte erscheinen lassen und seinen Werth sowol den höhern Gütern, als dem Tode gegenüber verändern. Ueber den Tod hinaus geht freilich die Betrachtung überhaupt nur in geringem Masse; es ist der Zustand der Empfindungs- und Bewustlosigkeit, wie er vor und nach dem Leben gedacht wird. Aber ein grosser Unterschied liegt darin, was für ein sittliches Gefühl den Menschen Angesichts des Todes belebt, und die Elektra des Sophokles hat eine weit klarere und edlere Auffassung von einem rühmlichen Tode, als Euripides sie dem Wagenlenker des Rhesos (Rhes. 750 ff.) wenigstens in den Mund legt, der einen rühmlichen Tod, wenn er nun einmal sein muss, zwar bitter für den Sterbenden, aber doch für die Ueberlebenden Stolz und Ruhm darin findet. Im Grunde ist dies dieselbe dumpfe Bewustlosigkeit, die sich in dem Streite der Andromache und der Hekabe (Troad. 632 ff.) kund gibt, ob der Tod oder das jammervolle Leben vorzuziehn sei; jene meint, der Tod sei nichts, aber in dem Leben sei doch noch Hoffnung enthalten, diese dagegen wiederholt auf das bestimmteste ihre Ueberzeugung, dass das Nichtgeborensein dem Tode gleich sei (*τὸ μὴ γενέσθαι τῷ θανεῖν ἴσον λέγω*). Diese Bewustlosigkeit gilt so sehr oftmals als ein grosses Glück, dass sie selbst als ein Trost in der Raserei erscheinen kann (*ἀλλὰ κρατεῖ μὴ γινώσκοντ᾽ ἀπολέσθαι*, Hipp. 248 f.). Kein Wunder, wenn unter solchen Auffassungen jene leichtsinnige und genusssüchtige Lebensansicht sich bildet, die ein Eigentum namentlich der Lyriker geblieben und auch auf die römischen Dichter übergegangen ist. Dieselbe lässt der Dichter den Herakles (Alcest. 794 ff.) mit naiver Offenheit dem Diener gegenüber im Hause des Admet vertreten: Alle Menschen müssen sterben, und kein Sterblicher weiss, ob er den morgenden Tag noch erleben wird; wie die Fügung des Geschicks ausschlägt, ist ungewis, es ist nicht zu lehren, nicht durch List ausfindig zu machen. Darum sei fröhlich und trinke, und rechne das heutige Leben als dein, das übrige dem Geschick überlassend. Von einer höher strebenden, über das Irdische sich erhebenden Richtung ist hiebei so wenig

die Rede, dass vielmehr grade umgekehrt der Mensch irdisch denken soll: ὄντας δὲ θνητοὺς θνητὰ καὶ φρονεῖν χρεών 811), den Mürrischen und Stirnrunzelern sei das Leben kein Leben, sondern eine Last.

Der Dichter befindet sich nicht im rechten Einklange mit der Welt und seiner Zeit. Wenn er gegen die gesamte Weise des Altertums fern von der Oeffentlichkeit in stiller Einsamkeit für sich, trotz aller so nahen und unmittelbaren Berührung mit der Wirklichkeit durch seine Bühnenstücke, lebte, so weiss man nicht, ob dies mehr die Folge oder die Ursache von dem bezeichneten Zwiespalte gewesen ist. Genug, er greift die Verkehrtheit der Welt oft mit scharfen Waffen an. Sie hat kein richtiges Urteil, sagt er (Med. 216 ff.); wer für sich leben will, gilt ihr für stolz; wer Musse sucht, für ruhmlos und leichtsinnig. Die Welt hasst, noch ehe sie das Innere eines Menschen erkannt, beim ersten Anblick schon, auch ohne noch Leid erfahren zu haben. Eben dadurch wird nach seiner Ansicht ein Zwiespalt, eine innere Zerrissenheit in der Welt erzeugt, die an mehr als einem Stücke zu erkennen ist. Die Welt ist nicht, wie sie sein soll, die Menschen sind nicht mehr wie ehemals, es dreht sich Alles um und verkehrt sich in das Gegentheil, selbst die Treue der Götter besteht nicht mehr (das. 413 ff.). So bringt er auch hier die Götter in die nächste Beziehung zu der Menschenwelt, weil sie uns ein Reflex von dieser sind. —

Fassen wir die Hauptpunkte zusammen, so muss jedenfalls bestimmt anerkannt werden, dass Euripides sich von den substantiellen Grundlagen, auf welchen die antike Tragödie ruhte, mit bewuster Absicht losgelöst und entfernt hat. War er an seinem Theile bemüht, dem überlieferten Götterkultus im vermeintlichen Interesse der religiösen Ideen selbst entgegenzutreten, so konnte er auch nicht in einem unbefangenen Verhältnisse zu der ursprünglichen Entstehung und fortwährenden Haltung des attischen Dramas verbleiben. Jener künstlerische Wettkampf, den das religiöse Volksfest forderte, auf welchem die ganze Bühnendarstellung beruhte, muste für ihn eine völlig andere Bedeutung gewinnen. Vielleicht unbewust, jedenfalls notwendig, ist er so ein ganz anderer Dichter geworden, der seine Kämpfe um Sitte, Lebensanschauung, Götterglauben u. s. f. von dem volkstümlichen Boden hinweg auf ein freieres, rein geistiges Gebiet übertragen muste. Was bis dahin ein Volksdrama war, hat Euripides zu einem Kunstdrama umgeschaffen, und es ist gar nicht zu verwundern, wenn das selbst von den substantiellen Grundlagen seines sittlich-bürgerlichen Lebens losgerissene Volk, ohne es zu wissen, der neuen Kunstschöpfung bisweilen grössern Beifall zollte. Auf der neuen Bahn steht Euripides als ein grosser Meister, und eben dadurch als der wahrhaftige und eigentliche Repräsentant jener dichterischen Kunstschöpfung da, die wir im Wesentlichen noch gegenwärtig an dem modernen Drama haben. Die hervorragende Bedeutung, die er dadurch gewinnt, behält er auch dann noch, wenn bei genauerer Lesung und Prüfung seiner Dramen die Folgen jener von ihm bewirkten Ablösung des antiken Dramas von seiner festen, tief im Volksleben wurzelnden Basis, so wie von allen daran sich knüpfenden Eigentümlichkeiten, immer deutlicher sich an den Tag legen. Diese Abweigungen machen sich aber vorzugsweise in folgenden drei unverkennbaren Haupterscheinungen geltend:

1) in der Breite und Ausführlichkeit der psychologischen Zeichnungen, die ein besonderes Wohlgefallen an dem Gegenstande, besonders in seiner pathologischen Mannigfaltigkeit, verräth und allerdings mit vielfachen subjectiven Ausschreitungen, vorzüglich in den Schilderungen der Frauen, verbunden sind;

2) in der oftmaligen Störung und entschiedenen Benachtheiligung, welche die feste Zeich-

nung der Charaktere durch die dialektische Durchführung moralischer Argumentationen und oft weniger durch die That als durch Worte ausgekämpfter sittlicher Conflicte erleidet;

3) in der loseren Stellung des Chors zu der übrigen Handlung der einzelnen Dramen, wodurch derselbe von seiner ursprünglichen in dem Leben und in der Geschichte des Volks begründeten Stellung völlig entfernt wird.

Grade diese Seiten sind es zugleich, die seine Uebereinstimmung mit dem modernen Drama hervorrufen und befördern. Euripides wird daher fort und fort für diese Seite der Litteratur als eine ursprüngliche, klare Quelle zu betrachten und daher auch für unsere Jugend neben dem Sophokles wenigstens in seinen vorzüglicheren Productionen unentbehrlich sein, wenn derselben ein wirkliches Verständnis bereitet werden soll. So wenig nun aber auch die eigentümlichen Schönheiten mancher anderer Euripideischer Dramen verkannt werden dürfen, so möchten doch nach einem unmassgeblichen Erachten, wenn dabei alle in Betracht zu ziehenden Umstände erwogen werden, folgende Stücke am meisten zu empfehlen sein: Bacchae, Helena, Jon, Medea, Phoenissae, Troades. —

Verehrte Versammlung! Wir leben in einer Zeit, wo eine gewaltige Zerklüftung in allen Gebieten des öffentlichen Lebens, selbst in den heiligsten Interessen eine unselige Zerrissenheit der Gemüther herscht, deren unheilvolle Wirkung auf die Jugend von schwerem Gewichte ist, weil sie den Muth und die Begeisterung hemmt, die Kraft und das Feuer der Seele lähmt und erstickt. Die Schule vermag das nicht zu beseitigen oder zu unterdrücken, denn das Leben ist stärker als die Schule. Aber eins können wir thun: wir können unserer Jugend aus dem schönsten und kräftigsten Leben der antiken Welt ein, wenn auch immer nur kleines, doch volles, in sich zusammenhängendes, organisch verbundenes Stück vorzuführen uns bemühn. Nehmen Sie dazu auch dieses als ein geringfügiges Scherflein freundlichst an!

Es meldete sich Niemand zum Worte; zu allgemeinem Bedauern aber war die Zeit bereits zu weit vorgeschritten, als dass der noch angekündigte Vortrag des Professor Dr. *Westphal* aus Breslau über die Interpolationen in Aeschylos Agamemnon hätte gehalten werden können.

Schluss der Sitzung.

Dritte allgemeine Sitzung.

Freitag den 28. September 1860, 5 Uhr Nachmittags.

In dieser auch von Damen zahlreich besuchten Sitzung las Dir. *Gravenhorst* aus Bremen seine deutsche Bearbeitung von Sophokles König Oedipus.

Nachdem er dem Vortragenden den Dank der Versammlung ausgesprochen, hielt Vicepräsident Dir. *Jeep* folgende Schlussrede:

Im Jahre 1837 sass in Göttingen in den Tagen des Jubelfestes der Universität eine Zahl einsichtsvoller Philologen und Schulmänner in traulichem Gespräche beisammen. Für ihre Wissenschaft begeistert besprachen sie sich über das Ziel, welches ihr gesteckt sei, und über

die Mittel es zu erreichen und den Geist, der in ihnen selbst lebte, in immer weiteren und weiteren Kreisen zu verbreiten. Da lieh einer — der verewigte *Friedrich Thiersch* — dem, was Aller Gemüther bewegte, das rechte, zündende Wort. „Wohl, sprach er, lasst uns einen Verein aller Philologen und Schulmänner Deutschlands gründen, der alljährlich zusammentritt und mit erneuten Kräften das anbahnt und schafft, was wir einzeln zu wirken nicht im Stande sind." Gesagt, gethan: der Verein wurde beschlossen, ausgeschrieben, ins Leben gerufen. Inzwischen ist er zu Jahren gekommen, sind auf anderen Gebieten — es würde mir schwer werden zu sagen wie viele — ähnliche Vereine zusammengetreten. Die grosse Zahl dieser, das Alter des unsrigen mag immerhin an das Wort des Dichters erinnern:

Φύλλα τὰ μέν τ' ἄνεμος χαμάδις χέει, ἄλλα δέ θ' ὕλη
Τηλεθόωσα φύει:

schrecken darf und kann es uns nicht. So lange der Verein, wie er es ausgesprochen hat, den Geist der Humanität, welcher die klassische Litteratur belebt, im Lichte der christlichen Offenbarung auffasst, beides von einander durchdrungen vermittelst der Schule in das Leben einzuführen trachtet und so die Pflege der wahren, ächten Menschlichkeit zu seiner Aufgabe macht, so lange hat er in dieser Aufgabe ein unvergängliches Leben. Denn da die Werke der Griechen und Römer Jahrhunderte hindurch leuchtende Sterne gewesen sind, welche von Geschlecht auf Geschlecht die in der Kunst und Wissenschaft einzuschlagenden Wege bezeichneten, und noch heute die zur Linken oder Rechten in Geschmacklosigkeit abirrenden auf die rechte Bahn zurückrufen, und da das Christentum eine Kraft ist, alle die selig zu machen, welche es in sich aufnehmen, und dies sein wird bis an das Ende der Tage, so braucht auch der Verein, der für beides eintritt und durch beides das Leben der Menschen zu verherlichen und zu heiligen strebt, für sein Bestehn nicht zu fürchten. Darum halten wir an ihm fest und schliessen wir die diesjährige Versammlung, wie es einst der unvergessliche *Nägelsbach* that, mit den Worten: So Gott will und wir leben, werden wir uns im nächsten Jahre in Frankfurt wieder sehen!

Liebe Herren und Freunde, behüte Sie Gott!

Im Namen der Versammlung ergriff Prof. Dr *Haase* aus Breslau das Wort:

Schneller als wir wünschten ist die Stunde der Trennung gekommen. Unsere Arbeiten haben ihr Ende erreicht, wenn auch nicht die Freuden, welche uns die liebenswürdige Gastfreundlichkeit bereitet, die unsere Versammlung in Braunschweig gefunden hat. Wir alle werden die angenehmste Erinnerung an diese 19. Versammlung der deutschen Philologen, Schulmänner und Orientalisten mitnehmen. Gleich bei ihrem Beginn wurden wir in anmutiger Weise harmonisch begrüsst durch die Freundlichkeit des hiesigen Gesangsvereins und dieser Gruss ward zu einer schönen Vorbedeutung für den ganzen Verlauf der Versammlung, deren Harmonie durch nichts eine Störung erlitt. Wohlwollen und Freundlichkeit ward uns von vielen Seiten erwiesen und dafür sprechen wir unsern herzlichen Dank aus, insonderheit dem edlen deutschen Fürsten, dessen erleuchtetes Wohlwollen dieses Land beglückt und auch dieser Versammlung durch ihr bereitete hohe Genüsse einen Beweis seines Interesses für die Wissenschaft gegeben hat: der hohen Regierung, welche das Zusammenkommen der Versammlung so wesentlich gefördert und ihr ein so herliches Sitzungslokal, die Räume der Landesvertreter, eingeräumt hat: dem Rathe der Stadt Braunschweig, welcher den altehrwürdigen Rathhaussaal unserer Versammlung zu ihren geselligen Zusammenkünften öffnete und uns die

schönen Baulichkeiten in glänzender Beleuchtung vor Augen stellte: der Eisenbahndirection und ihren Beamten, welche mit Freundlichkeit uns die Fahrt nach Wolffenbüttel gewährte und uns noch morgen nach dem herlichen Harzburg führen will: den geehrten geschlossenen Gesellschaften der Stadt, deren Güte ein schönes Lokal den Sektionsversammlungen und den Zutritt in ihre Kreise uns allen gestattete. Insbesondere aber gebührt unser Dank unsern beiden würdigen Präsidenten und den Mitgliedern des Sekretariats, welche mit liebenswürdiger Fürsorge, Hingebung und Umsicht alle die mannigfaltigen Mühen und Arbeiten auf sich genommen haben, die zu einer so glücklich durchgeführten Leitung der Versammlung erforderlich waren. Indem ich noch diesen Dank auf alle ausdehne, welche uns Freundlichkeit erwiesen haben und das geehrte Präsidium ersuche, denselben an die Personen zu überbringen, fordere ich die Versammlung auf den Dank, welchen wir unseren beiden Herren Präsidenten schuldig sind, in einem dreifachen Hoch auszudrücken.

Nachdem die gesamte Versammlung freudig in dieses Hoch eingestimmt hatte, trennte sie sich mit dem Wunsche auf ein frohes Wiedersehn.

Verhandlungen der pädagogischen Sektion.

VII.

Vorbereitende Sitzung.

Mittwoch den 26. September 1860.

Dem Programme gemäss begaben sich nach dem Schlusse der vorbereitenden allgemeinen Versammlung diejenigen Mitglieder, welche sich an den pädagogischen Verhandlungen zu betheiligen wünschten, in das zu diesem Zwecke zur Verfügung gestellte Lokal des grossen Klubs.

Der zum Präsidenten vorgeschlagene Professor Dr *Assmann* aus Braunschweig suchte die Wahl anfangs von sich abzulenken, erklärte dann aber nach wiederholter Aufforderung sich bereit das Amt zu übernehmen, erbat sich aber den Ephorus Dr *Bäumlein* aus Maulbronn zum Vicepräsidenten, der sich ebenfalls zur Unterstützung des Vorsitzenden nach Kräften bereit erklärte.

Das Schriftführeramt übernahmen die für die allgemeinen Sitzungen gewählten Sekretäre*).

Als Stoff zu den Verhandlungen lagen vorläufig nur drei von Professor Dr *Dietsch* zu Grimma aufgestellte Thesen vor, welche bereits gedruckt waren. Da aber nun eine Reihe von neuen Thesen von verschiedenen Seiten angemeldet wurden, so entstand die Frage, in welcher Reihenfolge die einzelnen Thesen zur Besprechung kommen sollten. Nachdem hierüber verschiedene Ansichten geäussert waren, ohne dass man zu einem Resultate gelangen konnte, beschloss man, nach der Sitte früherer Versammlungen erst sämtliche Thesen drucken zu lassen und darnach in der nächsten Sitzung die Ordnung festzusetzen.

Darauf schloss der Präsident die vorbereitende Sitzung.

A.

Thesen.

I. *Kühnast:* Wenn man dem lateinischen Sprachunterricht im Gymnasium als Hauptzweck die formale Bildung der Schüler zuweist, so ist damit der Anspruch auf Bevorzugung den er hat, dem Griechischen gegenüber nicht gerechtfertigt, und selbst dem Französischen gegenüber nicht stark genug begründet, denselben Hauptzweck und eine nicht minder gründliche Behandlung der letztgenannten Sprachen vorausgesetzt.

---

*) Die Protokolle sind den Herren Conr. Dr. *Lahmeyer* und Collaborator Dr. *Abicht* und *Steinmetz* aus Lüneburg zu danken.

11*

Der Ausdruck 'formale Bildung' ist hier in dem Sinne genommen, in welchem er nach dem Vorgange von *Fr. Thiersch* gewöhnlich gebraucht wird.

II. *Rehdantz:* Das laute Lesen und Recitieren der Klassiker.

III. *Ostermann:* Die lateinischen Vocabularien für die unteren Klassen der Gymnasien müssen in engster Verbindung stehn mit entsprechenden Uebungsbüchern und müssen ihr Material den Autoren entnehmen, welche von den meisten Gymnasien in der Quarta und Tertia gelesen werden, dem Cornelius Nepos und Julius Cäsar.

IV. *Lechner:* 1. Unterricht im Turnen sollen wirkliche Gymnasiallehrer ertheilen.
2. Studierenden der Philologie und Schulamtscandidaten soll Gelegenheit geboten werden, sich für denselben die nötige Vorbildung zu erwerben.
3. Die Methode soll die von *Adolf Spiesz* begründete sein.
4. Als Ziel des Unterrichts soll wie bei den humanistischen Studien zunächst allgemeine formale Bildung gelten.
5. Zur Theilnahme sollen alle Schüler verpflichtet sein, welche nicht durch Gebrechen oder Krankheiten abgehalten sind.

V. *Assmann:* Es ist die Ueberzeugung auszusprechen:
1. dass unsere Jugend nur durch rationelle Turnübungen zu einem kräftigen Geschlechte herangebildet werden könne,
2. und dass eines der notwendigsten Mittel für diesen Zweck die Errichtung von Turnhäusern sei.

VI. *Lattmann:* 1. Die Einheitlichkeit des Gymnasium beruht hauptsächlich auf einer gleichartigen Ausbildung des Lehrerstandes.
2. Es ist zunächst zu wünschen, dass alle (studierten) Gymnasiallehrer eine gleichartige humane Grundbildung durch ihre akademischen Studien gewinnen und dass erst zu dieser Grundlage ihrer Ausbildung das besondere Fachstudium (Mathematik und Naturwissenschaften, neuere Sprachen, Theologie, gelehrte Philologie) hinzugefügt werde.
3. Es ist zu wünschen, dass die philologischen Universitätslehrer einen grossen Theil ihres Unterrichts so gestalten, dass er den allgemeinen humanistischen Studien dient, und dass gleichfalls die akademischen Lehrer der Philosophie, Theologie und Naturwissenschaften durch einen entsprechenden, insbesondere für die Bildung des Lehrerstandes berechneten Unterricht Gelegenheit bieten, jene humanistische Grundlage zu einer allgemeineren humanen Bildung zu erweitern.

B.

Thesen, aufgestellt von Professor Dr Dietsch in Grimma.

I.

1. Der Geschichtsunterricht des Gymnasiums kann nur dann befriedigende Resultate gewähren, wenn er sich dem Wesen des Ganzen möglichst vollständig einordnet und sich darnach gestaltet.
2. Er hat sein Ziel nicht sowohl in einem ausgebreiteten Wissen, als in Weckung des Sinns und Uebung des Geistes für Auffassung geschichtlicher Thatsachen zu suchen und auf das,

was sich der Schüler selbst erarbeitet, einen höhern Werth zu legen, als auf das blos gedächtnismässig aufgenommene.

3. Sind die sicher stehenden Resultate der historischen Forschung natürlich von ihm nicht auszuschliessen, so hat er doch vorzugsweise seine Aufgabe in der Kenntnis des überlieferten zu suchen, um so mehr als ohne diese das wissenschaftliche Studium, auf welches das Gymnasium vorzubereiten hat, der Grundlage ermangelt.
4. Er hat *a*) nicht Universalgeschichte, sondern die Geschichte der drei Hauptvölker: Griechen, Römer und Deutsche, zu lehren, wobei natürlich die in ihnen enthaltenen oder zu ihnen in Beziehung stehenden universalgeschichtlichen Momente nicht übergangen werden dürfen und können;
   b) nicht Kulturgeschichte, wol aber eine Heraushebung und Zusammenfassung der aus dem eignen den Litteraturen zugewandten Studium des Schülers zu gewinnenden Anschauungen zu bieten;
   c) zur denkenden Betrachtung, namentlich des in den Thatsachen und Handlungen objectiv erkennbar gegebenen Zusammenhangs und der daraus hervorspringenden allgemeinen Wahrheiten anzuleiten, wodurch die religiöse und sittliche Bildung, zu welcher der Geschichtsunterricht vorzugsweise mitzuwirken hat, einen sicherern Grund gewinnt, als durch Vorträge.
5. Auf der obersten Stufe hat der Geschichtsunterricht vorzugsweise die alte Geschichte zum Gegenstande zu nehmen. Eine wünschenswerthe vertiefende und erweiternde Repetition der mittlern und neuern Geschichte wird dadurch nicht ausgeschlossen.
6. Auf dieser Stufe hat der Unterricht *a*) das von dem Schüler bereits in den alten Geschichtsschreibern gelesene zu befestigen und zusammenzuordnen,
   b) durch Aufweisung von Gesichtspunkten zu fernerer Lectüre anzuregen und vorzubereiten,
   c) aus bezeichneten Quellen selbstthätige Aneignung zu fordern. (Wie weit dies mit der deutschen Litteratur möglich, ergibt sich von selbst.)

   Aber auch schon auf der mittlern Stufe sind die Schüler sowol beim Unterricht als insbesondere bei den früher gehabte Abschnitte umfassenden Repetitionen anzuhalten
   a) das bei ihrer Lectüre gewonnene in ihre geschichtlichen Kenntnisse einzuordnen und
   b) sich durch Lectüre genauere Kenntnis wichtiger Personen und Begebenheiten zu verschaffen.

II.

Es dürfte fruchtbar sein von wissenschaftlichem und pädagogischem Standpunkte aus die Frage zu erörtern, wie viel und was die lateinische Schulgrammatik von den Resultaten der Sprachforschung aufzunehmen habe.

III.

Interesse erregend würde eine Aussprache und Mittheilungen darüber sein, was die Gymnasien von einem Schulgesetze erwarten und was sie nicht wünschen können.

Erste Sitzung.

Donnerstag den 27. September 1860, 8 Uhr Morgens.

Der Präsident Prof. Dr *Assmann* eröffnete die Sitzung mit einer warmen Danksagung für die so zahlreiche Betheiligung der deutschen Philologen an den pädagogischen Besprechungen. Um derselben willen gelte es auch als schönstes Ergebnis eine echt deutsche That zu erzielen, durch welche sich die Liebe für das deutsche Vaterland beweise. Das sei es, worauf er vor allem hinweisen wolle, nachdem er auch durch einen Freund in brieflicher Mittheilung daran erinnert worden sei, und er hoffe, die Versammlung werde mit ihm darin übereinstimmen, dass bei der Beratung diejenigen Fragen, welche sich auf das deutsche Volk und dessen Kräftigung beziehen, in den Vordergrund zu stellen seien. Um nun Zeit raubende Erörterungen über die Festsetzung der Tagesordnung zu ersparen, erlaube er sich ohne weiteres eine Reihenfolge der zu beratenden Thesen vorzuschlagen; Erschöpfung des Gegenstandes sei dabei freilich nicht möglich, allein schon die Anregung bringe Gewinn, doch sei dabei Aufregung zu vermeiden, welche man dem Süden und dem heissblutigen Oriente überlassen wolle. In Verfolgung des vorher ausgesprochenen leitenden Gedankens schlage er also unter Vorbehalt der Billigung durch die Versammlung vor, dass zunächst

1) die Thesen des Studienlehrers *Lechner* aus Erlangen (A IV) und im Anschluss daran seine eigenen (A V) zur Beratung kommen sollen, dann

2) die von Prof. Dr. *Rehdantz* aus Halberstadt (A II).

3) die über den Geschichtsunterricht von Prof. Dr. *Dietsch* (B I),

4) die von Prof. *Kühnast* aus Rastenburg (A I),

5) die vom Gymnasiallehrer Dr. *Ostermann* aus Fulda (A III),

6) die von Dr. *Luttmann* aus Göttingen (A VI).

Endlich sei noch eine Anfrage von Director *Gravenhorst* aus Bremen angemeldet, ob und mit welchem Erfolge Unterricht in der Stenographie auf Gymnasien eingeführt sei.

Die Maiorität der Versammlung entscheidet sich dem Antrage des Präsidenten gemäss dafür, dass zuerst die beiden Turnthesen und zwar zuerst die *Assmannsche* (A V) als die allgemeinere discutiert werden sollen.

Präsident *Assmann:* der erste Theil seines Antrags werde nur kurze Zeit in Anspruch nehmen, da sich für denselben die Versammlung durch Annahme seiner Voranstellung schon ausgesprochen zu haben scheine; doch halte er es für ausserordentlich wichtig, wenn die hier versammelten Philologen und Schulmänner, unter denen sich auch Vorsteher von Töchteranstalten fänden, laut ihre allgemeine Ueberzeugung kund gäben, dass die männliche, wie weibliche Jugend, höhere und niedere Schulen nur durch rationelle Turnübungen (was darunter zu verstehen sei, werde der anwesende Mediciner Dr *Frank* in eingehendem Vortrage auseinandersetzen) zu einem kräftigen Geschlechte herangebildet werden könne; der laute Ausdruck dieser Ueberzeugung könne in den weitesten Kreisen, bei Regierungen und Gemeinden, wahrhaft anregend, ja begeisternd wirken.

Sein zweiter Antrag betreffe die Errichtung von Turnhäusern, die sowol im Sommer bei regnerischem Wetter, in Folge dessen z. B. wie durch providentielle Fügung

gerade im vergangenen Sommer über die Hälfte der Turntage ausgefallen sei, als auch namentlich im Winter geradezu unentbehrlich seien; wäre erst ein Haus da, so würden die Behörden auch für weitere Mittel sorgen; erst mit der Errichtung von Turnhäusern gewinne das Turnen einen festern Gehalt und könne auf die Dauer gedeihen.

Consistorialrath *Hirsche* aus Braunschweig: es werde ratsam sein, zunächst nur den ersten allgemeinen Theil des Assmann'schen Antrags als allgemeine Ueberzeugung der Versammlung anzunehmen, da sich bei Erwägung der Specialitäten sofort Meinungsverschiedenheiten zu ergeben pflegten.

Dafür spricht sich auch Studienlehrer *Lechner* aus Erlangen aus.

Dr. med. *Frank* aus Braunschweig: Er wolle vom ärztlichen Standpunkte aus den Assmann'schen Antrag unterstützen; die jetzige Zeit sei in zu hohem Masse mit ihren Bestrebungen nur auf geistige Ausbildung gerichtet, darunter leide aber je mehr und mehr die körperliche. Daher habe sich besonders in den letzten Decennien eine Erschlaffung des Muskel- und Nervensystems herausgestellt: überall treffe man hypochondrische Männer und hysterische Frauen; Blutarmut und Bleichsucht seien ein Fluch der Civilisation. Die Beobachtung der Militärpflichtigen beweise diese Mängel: so wiesen die Listen in Braunschweig unter 144 Militärpflichtigen nur 16 Diensttüchtige nach. Ferner leide darunter die Charakterfestigkeit; Geisteskrankheiten und Selbstmorde nähmen überhand. Dem müsse Einhalt geschehen und dies sei nur möglich durch eine naturgemässe Jugenderziehung. Das beste Mittel dazu sei die Gymnastik, darauf weise uns das klassische Altertum hin. Die Schönheit der Körperformen bei den Griechen sei eine Folge der von ihnen so thätig betriebenen Gymnastik gewesen; durch sie haben die Griechen eine ideale Vollkommenheit erreicht, wie sie für alle Zeiten unübertroffen dastehe; darum müsten sie uns auch zum Muster dienen. Platon sage: „übertriebene Körperbildung mache unbändig, übertriebene Geistesbildung verweichliche." Nur die richtige Verbindung beider Seiten der Erziehung mache stark und tüchtig; nur durch sie könne Vollkommenheit erreicht werden. Dazu reiche aber die jetzige Weise der gymnastischen Uebungen nicht aus, ein rationeller Turnunterricht sei notwendig und das Turnen müsse in den Lehrplan der Schulen aufgenommen werden. Spreche man von rationellem Unterricht, so sei an die jetzigen beiden Hauptmethoden zu denken: 1) die schwedische Methode nach *Ling*, die jetzt in Berlin in der königlichen Centralturnanstalt von *Rothstein* vertreten werde, 2) das *Spiesz*'sche System, dessen thätigster Verfechter gegenwärtig *Kloss* in Dresden sei. Beide Systeme stritten jetzt freilich noch, aber trotz der zwischen ihnen herschenden Polemik lasse sich eine Verschmelzung beider erzielen; eine solche werde bereits angebahnt, indem beide Methoden von einander aufnähmen, und die Ausgleichung des Streites scheine demnach nicht mehr so fern. Zur Ausgleichung der Nachtheile, welche das viele und lange Sitzen bringe, lasse sich schon *Schreber's* Zimmergymnastik trefflich benutzen und die darin bezeichneten Uebungen könnten von jedem Lehrer leicht beaufsichtigt werden. Den zweiten Theil von *Assmanns* These, die Errichtung von Turnhäusern betreffend, wolle er jetzt nicht weiter besprechen, sondern nur darauf hinweisen, dass ein geschlossener Raum jedesfalls notwendig sei, einmal damit die Turnübungen nicht durch das Wetter gehindert würden, sodann weil jedesfalls beide Geschlechter, auch die weibliche Jugend, am Turnunterrichte Theil nehmen müssen.

Ephorus *Bäumlein:* Die Versammlung möge ohne weitere Discussion den lauten Ausdruck der Beistimmung zu dem allgemeinen Theil des *Assmann'schen* Antrags geben.

Lechner: Er müsse den Antrag stellen: die Frage über das Turnen der weiblichen Jugend von den Verhandlungen auszuschliessen; es sei hier eine Versammlung von Gymnasiallehrern, die zunächst auf die ihrer Leitung anvertrauten Schulen gewiesen sei. Allerdings gehe seine Ansicht auch dahin, dass das andere Geschlecht sich am Turnen betheiligen müsse, aber die Frage über das Wie? lasse sich hier doch nicht eingehender behandeln. Was den zweiten Theil der These von *Assmann* betreffe, so werde die Sache am besten bei Nr. 3 seiner Thesen zur Besprechung kommen.

Regierungsrath Dr. *Firnhaber* aus Wiesbaden: Er könne sich mit dem blossen Aussprechen der zustimmenden Ueberzeugung nicht begnügen; diese theilten wol alle und am lebhaftesten die Schulbehörden selbst; aber sie müsten den bestehenden Verhältnissen Rechnung tragen und ihnen werde das am willkommensten sein, wenn man die Mittel und Wege der Ausführung berate, und die Frage nach dem Wie? beantworte.

Conrector *Hasper* aus Mühlhausen: Er müsse sich dagegen aussprechen, dass nach dem Wortlaut von *Assmanns* These unsere Jugend nur durch rationellen Turnunterricht zu einem kräftigen Geschlechte herangebildet werden könne; das Turnen sei dazu allerdings ein vortreffliches Mittel; so weit sei er damit vollkommen einverstanden; doch vor allem sei zur Erreichung jenes Zweckes das Wort Gottes nötig, in welches die Jugend immer tiefer und fester eingeführt werden müsse, damit sie zu einem starken und tüchtigen Geschlechte heranreife.

Assmann bemerkte gegen den Vorredner, dass dies eine natürliche Voraussetzung sei und sein Ausdruck nur nicht die Bedeutung habe, das religiöse Princip auszuschliessen.

Hirsche: Entschieden müsse er darauf bestehn, dass gegen *Lechners* Ansicht auch das weibliche Geschlecht berücksichtigt werde, da es sich hier nicht um eine kleine, sondern um eine grosse That für das deutsche Volk handle und die Mädchen auch zum deutschen Volke gehörten. Auch genüge die Ueberzeugung auszusprechen nicht; die sei wol da, aber die Gesinnung müsse auch effectuiert werden: Die Gymnasien seien zum grossen Theile Gemeindeanstalten und die Volksschulen geradezu Gemeindeschulen; die Förderung der Wehrkraft aber sei Sache des Staats: daher solle auch vorzugsweise der Staat aus seinen Mitteln zur Hebung des Turnwesens beisteuern; deshalb wünsche er den Antrag angenommen: es ist Sache des Staats aus eignen Mitteln für die Errichtung von Turnanstalten zu sorgen; die Schule aber solle ihrerseits durch Beschränkung der häuslichen Aufgaben und eine zweckmässige Auswahl derselben der Förderung des Zweckes entgegenkommen.

Der Vicepräsident der allgemeinen Sitzung Director *Jeep* aus Wolfenbüttel: um nicht tiefer und tiefer in die Phrase sich zu verlieren, müsse man auf das eingehn, was *Bäumlein* vorgeschlagen, und den ersten allgemeinen Theil der *Assmann'schen* Thesen zur Abstimmung bringen.

Realschuldirector Dr. *Hüser* aus Aschersleben: zur Beruhigung von *Hasper* bemerke er, dass das nur in der These natürlich nicht bedeute, dass man die Menschen durch das Turnen selig machen könne, sondern nur so viel sei als nicht ohne.

Der Präsident *Assmann* änderte darauf die Fassung seiner These dahin:

Es ist die Ueberzeugung der Versammlung, dass unsere Jugend nicht ohne rationelle Turnübungen zu einem kräftigen Geschlecht herangebildet werden könne.

Rector Dr *Peter* beantragte den Schluss der allgemeinen Debatte und nachdem dieser Antrag mit entschiedener Maiorität angenommen worden war, stellte der Präsident die Frage

an die Versammlung, ob sie die in seiner veränderten These enthaltene Ueberzeugung öffentlich durch Erhebung von den Sitzen kundgeben wolle. Das Resultat theilte er mit den Worten mit, dass sich die ganze Versammlung wie éin Mann erhoben habe.

Die Verhandlung wandte sich nun zu den *Lechner'schen* Thesen (A IV) und *Lechner* spricht zur Motivierung seines ersten Satzes: 'Unterricht im Turnen sollen wirkliche Gymnasiallehrer ertheilen' folgendes: Er sei bei der Stellung seiner Sätze einzig und allein von der Absicht geleitet worden, Besprechungen über die rechte Art und Weise des Turnens anzuregen, und dies scheine ihm die That zu sein, deren es für das deutsche Vaterland bedürfe. Damit aber der Unterricht im Gymnasium — denn dies habe er allein im Auge gehabt — recht gedeihe, erachte er als das erste Erfordernis, dass die Gymnasiallehrer selbst sich desselben annähmen. Er wolle damit nichts sagen zur Herabsetzung der gewis recht achtungswerten Männer, welche zur Zeit vielfach als Turnlehrer von Profession in Thätigkeit seien — pensionierte Corporale u. dgl., bei deren Unterricht die ganze Theilnahme der Gymnasiallehrer höchstens darin bestehe, dass einer die Aufsicht führe und wärend der Uebungen in der Nähe spazieren gehe. Es sei doch gewis offenbar, dass ein Lehrer, welcher ausserdem noch wissenschaftlichen Unterricht ertheile, auch den Turnunterricht am besten geben werde; denn er werde, da ihn die Schüler sonst schon achten und lieben gelernt, bei dem Turnunterricht mehr Respect entgegengebracht erhalten; in Anerkennung davon habe man an manchen Orten dem Turnlehrer, um ihm einen grösseren Einfluss bei den Schülern zu verschaffen, einige Stunden in den Realfächern übertragen; doch genüge dies noch kaum. Aus seiner eigenen Erfahrung könne er bestätigen, wie die Ertheilung des Turnunterrichts dem wirklichen Gymnasiallehrer die reichste Gelegenheit biete seine Pflicht im Punkte der Erziehung zu thun; denn auf dem Turnplatze erschliesse sich ihm der ganze Charakter seines Schülers oft viel klarer als in der Lehrstunde, und dies gestatte ihm eine weit eingreifendere Wirksamkeit als Erzieher. Ja die ganze Methode des wissenschaftlichen Unterrichts könne von dem Turnunterricht Vortheil ziehen, indem der, welcher diesen ertheile, zu den Schülern in ein andres Verhältnis trete. Wie er dies aus eigner Erfahrung wisse, so sei es ihm auch von vielen Seiten bestätigt worden. Er bitte nun diejenigen, welche in Betreff seines ersten Satzes weitere Beiträge und Erläuterungen zu geben oder Gegenbemerkungen zu machen hätten, dies zu thun.

Bäumlein: Wenn er auch in der Sache mit Lechner vollkommen einverstanden sei, so beantrage er doch in Hinsicht auf die Schwierigkeiten, welche der Durchführung allenthalben entgegenstünden, die Modification: wenn möglich durch wirkliche Gymnasiallehrer.

Director Dr. *Eckstein*: sein Freund Bäumlein mache doch zu sehr den Sicherheitscommissarius; der Sinn sei, 'es sei wünschenswert, es sei in Aussicht zu nehmen'; Bäumlein, der das treffliche Buch über die griechischen Modi geschrieben, würde den Optativ mit *ἂν* gesetzt haben.

Firnhaber: es bestehe bei ihm der Zweifel, ob der Ausdruck 'wirkliche Gymnasiallehrer' bedeuten solle: 'Turnlehrer mit dem Range von Gymnasiallehrern' oder 'jeder Gymnasiallehrer soll seine Fähigkeit zum Turnunterricht' nachweisen. In Bezug darauf möchte er doch eine radactionelle Aenderung empfehlen. Ferner aber sei seine Ansicht, als erste Bedingung zum Gedeihen der Sache müsse festgehalten werden: 'der Turnunterricht soll obligatorisch sein und in die gewöhnliche Unterrichtszeit aufgenommen werden'.

Lechner: es thue ihm leid, dass sein Ausdruck nicht völlig verstanden worden sei; er habe 'durch wirkliche Gymnasiallehrer' nur sagen wollen, dass der Turnlehrer ein zum Lehrercollegium gehöriger, auch in andern Lehrfächern unterrichtender Lehrer sein solle, nicht aber wie oft ein Corporal oder ein Unterofficier. Mit Bäumlein könne er dem Sinne nach nur übereinstimmen, doch habe bereits Eckstein bemerklich gemacht, dass der Ausdruck einer weiteren Erklärung oder Aenderung nicht bedürfe. Er habe bei Stellung des Antrags ganz besonders die Verhältnisse seines Vaterlands Bayern vor Augen gehabt; dort klagten die Directoren über die Schwierigkeit unter den jüngeren Lehrern, wenn sie auch körperlich frisch und rüstig genug wären, Bereitwilligkeit und Fähigkeit zur Ertheilung des Turnunterrichts zu finden; es müsse von den Gymnasiallehrern erkannt werden, dass sie der Schule wesentlich dienen, wenn sie auch den Turnunterricht mit übernehmen, und dringe diese Erkenntnis ein, so würden auch mehr sich dazu vorbereiten. Er habe nun geglaubt, dass eben in dieser Hinsicht auf das jüngere Geschlecht der Gymnasiallehrer ein heilsamer Einfluss werde ausgeübt werden, wenn die Versammlung ihre Uebereinstimmung mit seinem Antrage ausspreche.

Da sich niemand weiter zum Worte meldete, so wurde die Frage auf Annahme der These 1 gestellt, und erfolgte diese einstimmig.

Lechner gieng darauf zur Motivierung seines zweiten Satzes über: Studierenden der Philologie und Schulamtscandidaten soll Gelegenheit geboten werden, sich für denselben die nötige Vorbildung zu erwerben. Für alle Unterrichtsfächer würden von jedem, der an einer öffentlichen Lehranstalt unterrichten wolle, Zeugnisse und Beweise über die gewonnene Vorbildung und Befähigung verlangt; auch für den Turnunterricht sei dies notwendig. Denn gerade bei dem Turnlehrer sei die mangelnde Vorbildung sehr schädlich, zumal da es bei Leitung des Turnens auf die Befolgung medicinischer Grundsätze ankomme. Nun handle es sich darum, wie und wo die Vorbildung von den künftigen Gymnasiallehrern gewonnen werden könne und solle. Seiner Ueberzeugung nach müsse die Vorbildung stattfinden entweder wärend der Universitätszeit oder wärend der ersten Gymnasialpraxis. Die Notwendigkeit von Turnlehrerbildungsanstalten sei längst anerkannt; in Preussen und Sachsen bestehn bereits solche und eine gleiche werde demnächst in Württemberg ins Leben treten. Freilich könne dabei die Absicht nicht dahin gehen, dass der Lehrer ein Turnkünstler werden solle, aber ein Sachverständiger müsse er werden und die Methodik des Turnens genau kennen. Dazu sei erforderlich ausser den praktischen Uebungen: 1) anatomisch-physiologische Kenntnis und 2) Kenntnis der Geschichte des Turnwesens. Auf alles dies werde denn in den Turnlehrerbildungsanstalten zu Berlin und Dresden das gebürende Gewicht gelegt. Indes könne man doch eine Schwierigkeit nicht übersehn, die mit dem Bestehn so grosser Centralturnanstalten verbunden sei. Wo fänden die Studierenden neben ihren anderen Studien die Zeit, um an einem so ausgedehnten Turncursus Theil zu nehmen? Nach dem Beginne der eignen Gymnasialpraxis könne die Theilnahme nur in sehr kurzen und getrennten Zeiträumen stattfinden. Seine Ansicht sei, dass im Anschlusse an die philologischen Seminare auf den Universitäten etwas geschehn solle, und dass hier mit geringen Mitteln schon das notwendige erreicht werden könne, dafür wolle er das Beispiel von Erlangen anführen. Auf Verfügung des Cultus- und Unterrichtsministeriums sei hier mit dem philologischen Seminar unter der Aufsicht von dessen Vorstand, dem Herrn Hofrath Professor Dr *Döderlein*, ein Turncusus verbunden; die Theilnahme an demselben sei für die Studierenden ganz freiwillig; er selbst und der Prosector der Universität ertheilen den Unterricht; der letztere halte wärend des Winter-

semesters Vorlesungen über das allgemeinste der Anatomie und Physiologie in ihrer Anwendung auf das Turnen und mit sorgfältiger Rücksichtsnahme auf die verschiedenen Altersklassen der Menschen; daran schliesse er selbst eine kurze Geschichte des Turnwesens von den Zeiten des klassischen Altertums an; im Sommersemester würden praktische Uebungen vorgenommen. Eine derartige Einrichtung sei durchaus nicht kostspielig, entziehe die Studierenden nicht ihren wissenschaftlichen Beschäftigungen und werde, wenn sie allgemeiner nachgeahmt werde, die Möglichkeit beschaffen, die Turnlehrer unter den Gymnasiallehrern selbst zu finden.

Präsident *Assmann:* Er gedenke hier des von Consistorialrath Hirsche (s. o. S. 88) gestellten Urantrags und frage deshalb, ob der Sinn des Satzes sein solle: 'soll vom Staate Gelegenheit geboten werden' oder nur 'soll auf den Universitäten Gelegenheit geboten werden?'

Lechner: da in den verschiedenen Ländern die Verhältnisse verschieden seien und darnach die Einrichtungen bemessen werden müsten, so habe er ganz absichtlich seiner Thesis die allgemeinste Fassung gegeben.

Hirsche: Er komme hier auf seinen Antrag zurück; denn in der That es werde lange dauern, ehe das Turnen etwas allgemeines werde, wenn die Kosten von den Gemeinden oder der dafür sich interessierenden beschafft werden sollten. Der Staat müsse die Kosten bestreiten, da er ja in politischer Beziehung den Nutzen davon ziehe, und die Sache müsse schnell ins Leben gerufen werden. Der Hinblick auf die gegenwärtigen politischen Gefahren unseres Vaterlandes sei es ja doch gewesen, der diese Thesen vor allen andern auf die Tagesordnung gebracht habe [Viele Stimmen: Nein! Nein!]. Es müsse der Staat eintreten, der Gemeinde dürften daraus keine Kosten erwachsen.

Die Debatte wurde hier geendet und der zweite Satz der Thesen in der ihm von Lechner gegebnen Fassung einstimmig angenommen. Die Discussion gieng zu 3. der Lechner'schen Thesen über: Die Methode soll die von Adolf Spiesz sein.

Lechner: Wie es gegenwärtig stehe, könne die Frage nach der Methode des Turnunterrichts nur die sein, ob nach der Methode von *Spiesz* oder nach der von *Ling* geturnt werden solle. Nun sei eben so sehr die Vortrefflichkeit der schwedischen Schule und der von Ling begründeten Turnmethode für Heilgymnastik anzuerkennen, wie dass für den pädagogischen Zweck die Methode von Spiesz den Vorzug verdiene. Bekanntlich befolge *Rothstein* in der von ihm geleiteten Berliner Centralturnanstalt zu Berlin die Ling'sche Methode, allein selbs Schüler von diesem hätten ihm (dem Redner) versichert, dass sie nach ihren Erfahrungen für die pädagogische Gymnastik unbedingt der Spiesz'schen Methode den Vorrang einräumen müsten.

Jeep: Es werde wol das geratenste sein, wenn man die Frage über die beiden gegen einander polemisierenden Methoden gänzlich fallen lasse, da wol die wenigsten der Anwesenden davon ein klares Bild und ein begründetes Urteil hätten.

Propst Director Dr *Müller* aus Magdeburg: Eine kleine Aenderung in der Fassung der Thesis werde wol die Controverse beseitigen; man solle aussprechen, dass beim Turnunterricht die Spiesz'sche Methode berücksichtigt werden müsse. Uebrigens dränge sich ihm auch der Wunsch auf, dass die Versammlung ausspreche, wie jeder Gymnasiallehrer sein Interesse an dem Turnunterrichte dadurch an den Tag zu legen habe, dass er oft auf dem Turnplatz erscheine und an den Uebungen leitend und beaufsichtigend mit Theil nehme; dann werde sich auch über den Werth der Methoden ein sicheres Urteil bei einer grössern Anzahl bilden.

Eckstein: Er schliesse sich zum Theil an Jeep an; denn es sei freilich zu beklagen, dass so gar wenige die Sache kennten. Aber die anwesenden Sachverständigen könnten durch Aussprechen ihrer Ansichten anregend und belehrend wirken, eine Abstimmung sei ja nicht nötig. In der Sache erkläre er sich durchaus mit Lechner einverstanden und hege den Wunsch, dass die Methode von Spiesz und dessen Schriften bald bekannter werden möchten; er habe zuerst bei der Philologenversammlung in Basel das Spiesz'sche Turnen gesehen und dann Spiesz Schriften mit höchster Befriedigung gelesen, aber leider selbst manche Turnlehrer scheuten diese Mühe.

Hirsche: Wer einmal das Spiesz'sche Turnen gesehen habe, dem sei der Eindruck unvergesslich; auf technische Discussionen einzugehen sei ja gar nicht notwendig; die pädagogische Seite der Spiesz'schen Methode sei jedesfalls von der höchsten Bedeutung und diese müsse daher auch in der These vor allem betont werden.

Director Dr. *Wendt* aus Hamm: Er finde eine Seite des Turnunterrichts bisher ganz übergangen: die Verbindung des Turnwesens mit militärischen Uebungen; daher beantrage er den Zusatz: Zugleich ist eine feste Verbindung mit der militärischen Ausbildung der Jugend anzustreben. Die Discussion über den Antrag wurde auf die Debatte über Punkt 4 verschoben.

Lechner: Schon das erscheine ihm als ein gewonnener Fortschritt, dass die Erinnerung an die Spiesz'sche Methode aufgefrischt und angeregt werde und dadurch manche Lehrer Anregung erhielten, sich persönlich Anschauung von derselben zu verschaffen. Man möge nur zu Männern, wie *Kluge* und *Kawerau* in Berlin, *Wassmannsdorf* in Heidelberg und *Kloss* in Dresden gehen, um selbst zu sehen, und man werde sich von den pädagogischen Vorzügen überzeugen. Wie sehr die Ueberzeugung Raum gewinne, werde dadurch bewiesen, dass neuerdings von Württemberg eine Anzahl junger Lehrer nach Dresden gesandt worden sei, um unter Kloss Leitung sich für den Turnunterricht auszubilden. Auch das Studium der Spiesz'schen Schriften könne, wo die eigene Anschauung noch fehle, zur Ueberzeugung davon leiten. Hier aber auf die Specialitäten einzugehn dürfte wol zu weit führen.

Dr. med. *Frank:* Er verkenne die Bedeutung und das Verdienst von Spiesz durchaus nicht, könne aber auch nicht unterlassen auszusprechen, wie ja auch das anatomisch-physiologische System im Unterrichte Berücksichtigungen verdiene; die beiden Systeme würden nur durch die Polemik ihrer beiderseitigen Vertreter auseinandergehalten, ohne diese würden sie sich leicht und völlig vereinen.

Lechner: Auch Spiesz berücksichtige die Heilgymnastik und das anatomisch-physiologische Princip sei durchaus nicht eine ausschliessliche Eigentümlichkeit der Lingschen Methode.

Frank: Allerdings sei aber festzuhalten, dass was das Spiesz'sche System vom anatomisch-physiologischen Princip habe, erst durch die Schüler von Spiesz, wie namentlich von Kloss, aufgenommen worden sei; man solle dies nur offen eingestehen und die leidige Polemik unterlassen.

Der Präsident las hier einen vom Oberlehrer Dr *Kindscher* aus Dessau eingereichten Antrag vor: Die Versammlung geht unbeschadet der Anerkennung des allgemeinen Urteils über die Methode von Spiesz über den dritten Satz der Lechner'schen These zur Tagesordnung über. Da die Frage, ob die Debatte geschlossen und über den eben gehörten Antrag sofort abgestimmt werden solle, Bejahung fand, so wurde auf ihn die Frage gestellt und er mit Stimmenmehrheit zum Beschluss erhoben.

Lechner machte nun darauf aufmerksam, dass hier der Ort sei, über den zweiten Satz

der Assmann'schen Thesen (V 2) zu discutieren und sprach zugleich sein Einverständnis über die Notwendigkeit von Turnhäusern, ja deren Unentbehrlichkeit für den Winter aus.

Präsident *Assmann:* Eine Verordnung des preussischen Ministeriums vom 7. Febr. 1844 enthalte unter Nr. 4 folgendes: 'Ueberall und hauptsächlich in den grösseren Städten ist darauf Bedacht zu nehmen, dass jedes Gymnasium und jede höhere Bürgerschule auch eine besondere und für die Jugend der betreffenden Schule bestimmte Turnanstalt und somit jede der eben gedachten Unterrichtsanstalten ihr gedecktes und geschlossenes Turnhaus für die Uebungen im Winter und bei sonst ungünstiger Witterung und ihren eigenen Turnplatz im Freien erhalte'. Wie kräftig sei hier den Turnhäusern das Wort geredet, und das schon vor 16 Jahren! Aber die Zeit sei verstrichen und indes wenig oder nichts geschehn. Die Errichtung von Turnhäusern sei eines der notwendigsten Mittel, wenn das nationelle Turnen allgemein werden und dadurch ein starkes kräftiges Geschlecht dem Vaterlande erwachsen solle. Die Versammlung werde einen mächtigen Einfluss üben, wenn sie ihre Stimme laut dahin abgebe.

Da niemand das Wort begehrte, wurde zur Abstimmung geschritten und der Satz einstimmig angenommen.

Lechner erhielt darauf das Wort zur Motivierung seines vierten Satzes: Als Ziel des Unterrichts soll wie bei den humanistischen Studien zunächst allgemeine formale Bildung gelten. Dieser Satz sei ausdrücklich gerichtet gegen eine Einseitigkeit, die heutzutage dem Turnen auf den Gymnasien wesentlich schade, nemlich gegen die allzustarke Betonung der Wehrhaftmachung. Zweck alles Turnunterrichts sei: die im menschlichen Leibe liegenden Kräfte zu einer allgemeinen harmonischen Ausbildung zu bringen. Das Gymnasium bilde ja auch in geistiger Beziehung nicht für einen speciellen Beruf vor, sondern für allgemeine menschliche Bildung. Nicht die künftigen Theologen, Juristen, Mediciner u. s. w. habe der Gymnasialunterricht im Auge, sondern die allseitige Ausbildung aller geistigen Kräfte der Schüler ohne Rücksicht auf ihren künftigen speciellen Beruf. Auch die Griechen hätten bei ihrer Gymnastik nicht einen bestimmten Beruf vor Augen gehabt, sondern die Ausbildung des Leibes zur Schönheit und Kraft. Werde zu unserer Gymnasialbildung ein auf den gleichen Zweck berechnetes Turnen hinzutreten, dann erst werde jener vollendeten Harmonie in der Ausbildung des Geistes und des Körpers zugestrebt, durch welche die Griechen noch heute als unerreichte Muster für uns dastehn. Uebrigens werde allerdings durch ein Turnen, wie er es befürworte, die Jugend kräftiger und tüchtiger und dadurch zugleich auch wehrhafter gegen den Feind des Vaterlandes; aber desshalb sei diese Rücksicht nicht hier in den Vordergrund zu stellen, unser Gymnasialturnen solle darum nicht ein Wehrturnen sein.

Wendt: Im allgemeinen sei er allerdings mit dem Vorredner einverstanden, doch müsse seiner Ueberzeugung nach die Wehrhaftmachung mehr betont werden. Juristen, Theologen u. s. w. seien nur einzelne, aber alle Männer seien Bürger des Staats und sollten als solche auch Soldaten sein. Indem man also die Wehrhaftmachung betone, habe man nicht einen speciellen, sondern einen allgemeinen Beruf aller im Auge. Unser Vaterland brauche ein zahlreiches, kräftiges und geübtes Heer, und dazu sei erforderlich, dass man die Jugend frühzeitig in den Waffen übe und in ihr den militärischen Geist nähre.

Eckstein: Er wisse nicht, ob der Redner bei uns die Einführung von etwas ähnlichem bezwecke, wie die schweizerischen Kadetteninstitute seien. Als *Wendt* hierauf mit Ja geantwortet, fuhr er fort: So viel gutes sich auch von jenem Institute sagen lassen möge, so halte er doch

seine Einführung bei uns für nicht geeignet und müsse noch mehr darauf bestehen, dass die militärische Seite bei der Frage vom Turnen ganz bei Seite gelassen werde, da damit seine pädagogische Bedeutung ganz alteriert werde.

Propst Dir. Dr. *Müller* aus Magdeburg: Um die verschiedenen Ansichten mit einander zu einen, stelle er den Antrag, der Thesis die Worte beizufügen: 'auch Förderung der Wehrhaftigkeit'.

Lechner macht darauf aufmerksam, dass er in seiner Thesis mit Absicht das Wörtchen 'zunächst' gesetzt habe, um eben damit anzudeuten, dass anderes nicht ausgeschlossen sei; das Turnen sei schon an und für sich eine tüchtige Vorschule der militärischen Ausbildung.

Als der Präsident *Assmann* hier fragte, ob er zur Abstimmung über den vierten Satz vorschreiten solle, erklärte Prof. Dr. *Kühnast* aus Rastenburg: Er habe noch das Amendement zu stellen, die Worte 'wie bei den humanistischen Studien' zu streichen, da dieselben Meinungsverschiedenheiten, wegen des formalen Princips, hervorzurufen geeignet seien.

Lechner: Die Worte sollten nur zur Erläuterung dienen, um das von ihm dem Turnen gestellte Ziel zu veranschaulichen und zugleich zu begründen; namentlich habe er damit dem vorbeugen wollen, dass das Turnen, wie wol hier und da geschehen sei, in blosses Exerzieren ausarte.

Da sich niemand weiter zum Worte meldete, wurde zur Abstimmung geschritten und auf die Frage des Präsidenten der Satz IV 4 einstimmig angenommen.

Die Verhandlung wandte sich zu IV 5: Zur Theilnahme sollen alle Schüler verpflichtet sein, welche nicht durch Gebrechen oder Krankheiten abgehalten sind.

Lechner: Nach allem dem, was bereits gesprochen worden sei, könne kein Zweifel darüber obwalten, dass das Turnen, solle es seinen Zweck erreichen, obligatorisch sein müsse. Aber dies sei weder an allen Schulen noch in allen Ländern, z. B. in Bayern, der Fall. Die Versammlung werde hier einen heilsamen Einfluss ausüben, wenn sie sich für seinen Satz erkläre, und er glaube, es könne dies ohne längere Debatte einfach durch Abstimmung geschehen.

Nachdem von mehreren Seiten kurz bestätigt worden war, dass noch an vielen Orten das Turnen facultativ sei, wurde der Satz einstimmig angenommen.

Präsident *Assmann* forderte hierauf den Director Dr Wendt aus Hamm auf, seinen früher eingebrachten Antrag: Dass eine feste Verbindung des Turnens mit der militärischen Ausbildung der Jugend anzustreben sei, zu motivieren.

Wendt: Das Turnen habe eine doppelte Seite, eine pädagogische und eine politische, und die letztere werde von den Lehrern weniger betont, als recht sei. Sie müsten sich daran erinnern, dass sie zuerst Bürger und dann Erzieher der Jugend seien. Obgleich er die Spiesz'sche Methode an sich als ganz vortrefflich anerkenne, so müsse er doch auf die Thatsache aufmerksam machen, dass das Turnen vielfach in Einübung von Kunststücken ausarte, und hauptsächlich daran laboriere, dass das praktische und ideale Ziel der Jugend nicht zum Bewustsein komme. Das ideale Ziel sei die Wehrhaftigkeit des Mannes, sei die Kraft zur Verteidigung des Vaterlandes. Wir müsten hier von der Schweiz lernen; von sklavischer Nachahmung von deren Kadetteninstituten könne natürlich keine Rede sein, nur darauf komme es an, dass das Princip angenommen werde.

Professor *Langbein* aus Stettin: Seit länger als fünfzehn Jahren leite er an seiner Anstalt den Turnunterricht und habe seit dieser Zeit immer mit dem Turnen militärische Uebungen

verbunden und den besten Erfolg gehabt. Er habe die Erfahrung allgemein gemacht, dass bei den Schülern der oberen Klassen die Theilnahme für die Uebungen nach der Spiesz'schen Methode lauer werde, dagegen für dieselben militärische Uebungen ganz angemessen seien; die Altersklassen bis zu vierzehn und fünfzehn Jahren bewiesen für die ersteren Uebungen noch das vollste Interesse, dann aber schwinde es allmählich.

Hasper: wenn er auch den Satz von Wendt, dass wir zuerst Bürger und dann Erzieher seien, gut heisse, so müsse er doch erinnern, dass wir hier als Gymnasiallehrer versammelt seien, und als solche nur die pädagogische Seite des Gegenstandes ins Auge zu fassen haben.

Lechner: Gegen Wendt habe er zu bemerken, worauf er schon vorher hingewiesen, dass die Spiesz'sche Methode zugleich den militärischen Uebungen vorarbeite, worüber er sich auf das Zeugnis sogar militärischer Schriftsteller berufen könne. Ferner sei es gerade ein Verdienst von Spiesz, dass er die turnerischen Gaukelstücke aus dem Unterricht verbannt und ein ideales Ziel gestellt habe, welches in allseitiger Kräftigung und Uebung im freien Gebrauch der Glieder und Leibeskräfte die Wehrhaftigkeit mit enthalte. Was die Bemerkung von Langbein über die geringere Theilnahme der oberen Klassen anlange, so sei es ja bekannt, dass Spiesz keineswegs das Riegenturnen unter selbstgewählten Vorturnern in Jahn-Eiseln'scher Weise verbanne und dies demnach in Anwendung zu bringen nicht unerlaubt und unrätlich sei. Endlich werde jeder, der in der Schule Erfahrung habe, bezeugen können, dass die Frei- und Ordnungsübungen auch von erwachsenen Schülern, selbst von Primanern mit grösstem Interesse betrieben würden.

Hirsche: Er müsse die Bemerkung Lechners, dass die Spiesz'sche Methode ein bedeutendes militärisches Element enthalte, bestätigen. Wolle man specifisch-militärische Uebungen aufnehmen, so sei das vor zehn Jahren erschienene Büchlein von Langbein ein trefflicher Handweiser. Jedesfalls seien die militärischen Frei- und Ordnungsübungen aufzunehmen.

Wendt: Er scheue sich nicht auszusprechen, wie es ihm nötig scheine, auch den Gebrauch der Schiesswaffen die Jugend zu lehren [Viele Stimmen: Nein! Nein!]. Nun, wenn man sich über Specialitäten nicht einigen werde, so wolle er doch das allgemeine, die Verbindung des Turnens mit militärischen Uebungen, festhalten.

Hüser: Ueber das Verhältniss des Bürgers und des Erziehers sei hier nicht zu streiten; den allgemeinen Bemerkungen Wendts stimme er bei, müsse aber betonen, dass die militärischen Uebungen nicht nur eine politische, sondern auch eine pädagogische Bedeutung hätten: der Knabe lerne Gehorsam. Kommen nun zu diesem pädagogischen Gewinne noch der politische Vortheil dazu, warum wolle man ihn von der Hand weisen? Dass das Interesse für das Turnen in den obern Klassen erkalte, sei nicht wegzuleugnen; der Grund dieser Unlust liege aber nicht im System, sondern in den bei den Schülern der oberen Klassen dominierenden anderen Interessen, welche von dem Gedanken an das Maturitätsexamen u. dgl. zu sehr in Anspruch genommen würden.

Oberlehrer Dr. *Nasemann* aus Halle: Das von Wendt hervorgehobene ideale Ziel sei durch die ganze übrige Bildung der Jugend zu erstreben; denn die Wehrhaftigkeit beruhe wesentlich auf der Gesinnung. Der politische Gesichtspunkt in jenes Bemerkungen scheine ihm mit Recht zurückgewiesen zu sein. Dass übrigens die Vorbildung für den militärischen Beruf nicht eine lange Vorbereitung bedürfe, sondern eine rasche Einschulung möglich sei, beweise der einjährige freiwillige Dienst in Preussen.

Präsident *Assmann:* Da niemand weiter das Wort begehrt habe, so wolle er noch auf

ein Wort von Luther aufmerksam machen (Ausgabe von Walch XXII 2289): 'Zu geschweigen, dass uns Deutschen zu dieser Zeit wesentlich hoch von Nöten ist, zum Heer und Streit tüchtig und allezeit bereit zu sein; denn es sollen ja unsere Jungen Land und Leute vertheidigen und Kriegsleute sein'. — In solcher Zeit ständen wir auch jetzt und militärische Bildung des Volks thue not. Er müsse sich für seine Person für Wendts Antrag aussprechen und bringe diesen zur Abstimmung.

Die Abstimmung lieferte, obgleich die Secretäre sorgfältigst zählten, dennoch ein zweifelhaftes Resultat. Subconrector Dr *Lattmann* aus Göttingen erklärte, er habe gegen den Antrag gestimmt, weil derselbe schon in Lechners Satz 4 mit enthalten sei. Der Präsident *Assmann* warnte zwar davor, dergleichen Rücksichten bei der Stimmgebung obwalten zu lassen, allein auch die wiederholte Abstimmung ergab keine entschiedene Ueberzeugung der Versammlung für Wendts Antrag.

Da der Vicepräsident der Gesammtversammlung Dir. *Jeep* daran mahnte, die Versammlung bald zu schliessen, damit der um 10 Uhr anberaumten allgemeinen Sitzung kein Abbruch geschehe, so beschloss man über die noch vorliegenden Anträge einfach abzustimmen.

Der Antrag vom Propst Dr *Müller* aus Magdeburg: 'Der Staat soll sich der Sache des Turnens annehmen' wurde ohne weiteres angenommen und ebenso der zweite desselben: 'Jeder Gymnasiallehrer solle thätig sein Interesse für das Turnen an den Tag legen'.

Es lag ein noch weiter gehender Antrag von *Hirsche* vor: 'Die Versammlung spricht ihre Ueberzeugung dahin aus, dass vor allem der Staat die Kosten der Einrichtung des Turnunterrichts in unseren Schulen zu übernehmen habe, indem nur so das Turnen rasch und sicher in alle Schulen unsres Vaterlandes eingeführt werden könne'.

Eckstein: Der eben gehörte Antrag greife zu weit in die Interessen des Staats und der Gemeinden ein, als dass man auf diese Frage in der Versammlung eingehen könne. Er sei deshalb durchaus gegen eine Abstimmung.

Hüser: Auch er sei dagegen; denn wenn man auch den Antrag annehme, so werde der Staat doch keinen Pfennig hergeben.

Peter: Es kämen allerdings bei dem Antrage sehr schwierige Fragen in Betracht, z. B. die, ob der Staat die Volksschulen auf seinen Etat übernehmen solle; deshalb beantrage er über denselben zur Tagesordnung überzugehn.

Die Versammlung erhob diesen Antrag Peters zum Beschluss und nachdem dieselbe noch wegen der Zeit sich dahin erklärt hatte, über die fernere Tagesordnung erst in der nächsten Versammlung Beschluss fassen zu wollen, wurde die erste Sitzung der pädagogischen Section kurz nach 10 Uhr geschlossen.

Zweite Sitzung der pädagogischen Section.

Freitag den 28. September 1860, 8 Uhr Vormittags.

Nachdem der Präsident Prof. Dr. *Assmann* die Sitzung eröffnet und gegen den Vorschlag, in der Reihenfolge der Thesen, wie sie am gestrigen Tage festgesetzt worden sei, so weit fortzufahren, als es die Zeit gestatten werde, kein Einwand sich erhoben hatte, erhielt Prof. Dr. *Rehdantz* aus Halberstadt zur Begründung seines Antrags: Das laute Lesen und Recitieren der Klassiker, das Wort und hielt folgenden Vortrag:

Hochgeehrte Versammlung!

Sie haben sehr gewichtigen und tief eingreifenden Thesen principieller Natur eine Frage vorangestellt von sehr beschränktem Umfang und fast beschämender Einfachheit, die aber auch nach kurzer Besprechung einen schnellen Abschluss finden wird.

Laut gelesen wird der eben vorliegende Text auf den Universitäten, so viel ich weiss, gar nicht, in den Gymnasien der Regel nach unmittelbar vor der Uebersetzung. Dieses Lesen, ein in frühester Zeit unter anderen Verhältnissen naturgemäss aufgekommner und trotz der vielfach umgewandelten Methode gewohnheitsmässig beibehaltener Brauch, sollte in den oberen Klassen, wo er unnütz Zeit kostet, unnötig die Energie der Auffassungskraft bricht, der Leichtfertigkeit und Faulheit Vorschub thut und an unschöne Resultate gewöhnt, abgestellt und ein anderes lautes Lesen eingeführt werden, wie es im Charakter der alten Sprachen begründet und im Interesse der lernenden Jugend, unseres Unterrichts und gesammten Studiums liegt.

Das laute Lesen ist eine Forderung, welche aus dem Charakter der alten Sprachen viel mehr, als aus dem der neuen, mit Notwendigkeit hervorgeht. Von ihrer Kindheit darf ich schweigen; aber wo hätte ein Leser Homers sich nicht freudig in das Morgenroth getaucht, welches auf ihrer Wiege ruht! Dann aber herangewachsen auf dem Markt des Lebens haben sie jene deutliche und scharfe Bezeichnungsart gewonnen, welche uns noch heute nötigt, ebensowohl bei Entdeckungen auf dem Felde der Mechanik, wie bei Begriffsentwicklungen auf dem Gebiete der Wissenschaft, immer wieder auf sie zurückzugreifen. In dem Gedränge realer und thatkräftiger Leidenschaften haben sie die gewaltige Energie und Schlagfertigkeit ihrer Satzformen und Bildungen entwickelt, derartig dass ihr Sprechen und Reden ein beständig Ringen mit Geist und Seele des Hörers ist und der Mangel eben hievon über die Latinistik unserer Jugend jene allbekannte unermessliche Nüchternheit breitet. Aber auch der Energie hat die wunderbare Kunstbefähigung des hellenischen Volkes ein Mass gesetzt und zwischen Inhalt und Form ein Gleichmass geschaffen, so herlich dass der ganze Kreis von Gedanken und Empfindungen, den die antike Welt durchlaufen hat, niemals wieder einen gleich wahren und schönen Ausdruck finden wird.

Erwägt man nun, dass dieser Charakter eines sinnlich deutlichen, lebendigen und schönen Stils aus der Fast unbeschränkten Oeffentlichkeit des antiken Lebens sich entwickelt hatte und bereits vollständig ausgebildet war, so muste die jetzt erst eintretende Schriftsprache natürlich ein Abbild der mündlichen Rede werden, eben darum — wie mir scheinen will — ein notwendig Correctiv für unsere Sprache, bei welcher weniger naturgemäss aus der entwickelten

Schriftsprache die gebildete mündliche Rede sich nachträglich herausbildet. Es ist aber auch klar, dass alle aus der mündlichen in die Schriftsprache übergegangenen Vorzüge am leichtesten und sichersten mit den Sinnen, vornemlich dem Ohr aufgefasst werden, und unnötig, vor Sprachkundigen auf eine Reihe von Erscheinungen mehr als hinzudeuten, welche hierin ihre Erklärung finden, und allein durch ausdrucksvolles Lesen ohne die Krücken unserer abstrahierenden Grammatik unmittelbar in das Verständnis fallen. Genug, dass die alten Autoren mehr gehört als gelesen zu werden selber verlangten.

Aber nicht bloss Gerechtigkeit gegen die Autoren und die Rücksicht auf den Charakter ihrer Sprache fordert ein lautes Lesen, sondern nicht weniger das Interesse des Unterrichts und der lernenden Jugend. Es ist mir oft seltsam erschienen, wie mit unverdrossener und gewissenhafter Mühe wir die einzelnen Bausteine, die Wörter und ihre Formen, bearbeiten, ihre Zusammenkittung in Redensarten analysieren, das Fach- und Zimmerwerk der Constructionen und Satzbildungen mathematisch genau aufführen, um endlich das, was Meister, Gesell und Lehrling am meisten erfreuen und befriedigen würde, die Krone des Gebäudes, das laute und ausdrucksvolle Lesen, zu vergessen. Es darf doch nicht alles unfertig bleiben in unserem Unterricht, und jeder von uns kennt die Seligkeit, ein auch noch so kleines Ganze zu schaffen. Mit éiner Szene aus Sophocles, éiner Ode von Horaz, éinem Prooemium und Epilog Ciceros, éinem Enthymem aus Demosthenes und Tacitus, welche der Schüler gut lesen gelernt hat, ist ihm eine dauernde Freude geschaffen, und ein anhänglicher Freund der klassischen Studien oft für die Lebenszeit gewonnen. Wir brauchen aber Freunde; denn obschon wir fest überzeugt sind, dass die keusche Naturwahrheit des antiken Stils gegen die mass- und haltungslosen Ausschreitungen der neuern Litteratur ein starkes Gegengewicht bildet — die ganze grosse gebildete Welt wird erst dann lebendigen Antheil nehmen, wenn sie begriffen hat, dass auf jener Wahrheit zugleich der feinste und edelste Geschmack ruht. Dass nun auf den Geschmack der Jugend — freilich eine Eigenschaft, die in unserer officiellen Schulsprache keinen Ausdruck gefunden hat, obschon sie im Leben von entscheidendem Einfluss ist, — das schöne Lesen vollendeter Stilmuster unmittelbar veredelnd einwirkt, dafür reicht es aus, ohne allen wissenschaftlichen Beweis, auf die Analogie schön vorgetragener Tragödien hinzuweisen. In unserem Falle wird die Wirkung eindringlicher sein, weil bei unserem philologischen Verfahren vorher die einzelnen Elemente erläutert und erkannt sind.

Aber noch höher als die Wirkung auf den Geschmack stelle ich ein sittliches Ergebnis des lauten Lesens. Für Männer mag der Geist jener Sprachen genügen, aber die Seele der Jugend will mit hineingezogen sein. Wir alle kennen das Wesen des Jünglingsalters, wie es seine eigensten und tiefsten Empfindungen scheu verbirgt, oft absichtlich verleugnet: wir kennen seine Stellung zum Lehrer, zur Schulzucht und zur wissenschaftlichen Arbeit, und keiner von uns wird in Abrede stellen, dass wir allen Grund haben, auch das schwächste Band anzuziehen, welches über das gesetzliche, um nicht zu sagen polizeiliche Verhältnis hinaus eine innerliche sittliche Verbindung zwischen Lehrer und Schüler befestigt. Zu direkter Einwirkung auf die Seele der Jugend werden wir nicht in jedem Augenblicke schreiten wollen, noch dürfen; aber unvermerkt werden in der Brust des Jünglings die gebundenen Empfindungen sich lösen, so oft er das tiefe und wahre formvollendete Pathos der Klassiker treu wiederzugeben alle Kraft der eigenen Seele anspannt; und die Sympathie der Begeisterung weckt verhältnismässig leicht und schnell das Vertrauen, die schönste Frucht der Treue in unserem Lehrerberuf. Gewis ist, dass mehr als einmal leichtsinnige Schüler durch die Freude an ausdrucksvollem

Lesen für den Ernst der Arbeit gewonnen sind. Allerdings entspringt hieraus eine Forderung, dass womöglich nur solche Schriften gelesen werden, in welchen edle Charaktere mit Wahrhaftigkeit ein hohes Ziel verfolgen. Manche vielgelesene Rede Ciceros z. B. würde vor diesem Gesichtspunkt nicht bestehen können.

Ich schliesse hiemit meine Bemerkungen. Denn die Methode, in welcher jene Lese- und Recitierübungen anzustellen sind, wird sich dem denkenden Lehrer leicht ergeben. — Zwei Einwürfe erwarte ich. Der eine: Mangel an Zeit, gleicht sich aus, wenn das herkömmliche Lesen vor der Uebersetzung aufhört, das von mir geforderte aber nach der Uebersetzung und Erklärung auf ausgewählte Stellen beschränkt bleibt. Der andere: Mangel an physischer Befähigung, hat beschränkte Gültigkeit; aber man erwäge, dass keineswegs eine ganz besondere Fertigkeit bezweckt wird, und dass jedes gesunde Herz von dem ehrlich-lebendigen, wenn auch nicht schönen Ausdruck eines wahren Pathos ergriffen wird. Die Anstrengung ist gerade gross genug, um pädagogisch brauchbar zu sein. Nicht erwarte ich den Einwurf absoluter Geschmacksunfähigkeit. Darum kann ich nur bitten, den Versuch zu machen, und würde gern — klänge es nicht eben hier anmassend — darauf hindeuten: In der Paedagogik sind allemal grössere Bewegungen durch die einfachsten Hebel hervorgebracht.

Der Präsident dankte dem Redner für die ausführliche Motivierung und fragt an, ob eine Discussion der Sache gewünscht werde; er selbst habe allerdings, wie gewis viele in der Versammlung, einen grössern Umfang der Sache vorausgesetzt, als ihn der Herr Antragsteller derselben gegeben; er halte die durch den Vortrag gegebene Anregung der Sache für genügend und sei deshalb gegen eine weitere Discussion, zumal da die Zeit dränge.

Die Maiorität der Versammlung trat der Ansicht des Präsidenten bei.

Da nun derselbe weiter gieng zur Frage, welche Thesen zunächst vorgenommen werden sollten, so ersuchte er, weil viele in der Versammlung erklärten, von den Dietschischen Thesen (B. I) keine Kenntnis zu haben, Prof. *Dietsch*, dieselben im Zusammenhang vorzulesen, was ohne weiteres geschah.

Der Präsident stellte die Frage, ob die vorgelesenen Thesen in ihrem Zusammenhang zur Verhandlung kommen sollten, oder nur ein Theil; durch das letztere könne man vielleicht noch Zeit gewinnen, die in der Reihenfolge darnach gestellte Thesis von Prof. Dr. *Kühnast* einer Besprechung zu unterziehen.

Prof. Dr. *Kühnast* aus Rastenburg: Nach dem, was Löbell, Peter und Campe über den Geschichtsunterricht geschrieben, sei das von Dr. Dietsch aufgestellte weitaus das bedeutendste; er stimme für die Discussion namentlich der ersten Thesis, da dieselbe von höchstem und tiefeingreifendem Interesse sei.

Subconrector Dr. *Schuster* stellte den Antrag: Dass die Versammlung wegen der Ausdehnung der Dietschischen Thesen sofort auf Nr. 5 derselben eingehen möge, und wurde dieser Antrag durch Stimmenmehrheit angenommen.

Dietsch zur Motivierung: M. H. Als ich auf Ersuchen des Präsidiums, ehe noch ein anderer Gegenstand zur Discussion vorlag, meine Thesen stellte, liess ich mich von der Ansicht leiten, wie die pädagogische Section keineswegs bestimmt sei allgemein massgebende und bindende Beschlüsse zu fassen, sondern nur zur gegenseitigen Anregung und Belehrung durch den Austausch von Ueberzeugungen und Erfahrungen. Da ich in einem Aufsatze in der von meinem Freunde *Schmid* herausgegebenen pädagogischen Encyklopädie (Bd. II. S. 775 ff.) meine

Ansichten über den Geschichtsunterricht entwickelt habe, so würde ich diese Thesen nicht gestellt haben, wenn mich nicht der Rath einiger Freunde und der Wunsch belehrt zu werden dazu bestimmt hätte. Ich habe nur fünf Hauptsätze herausgegriffen, die aber unter sich im engsten Zusammenhange stehen; indes habe ich nichts dagegen, wenn nur Punkt 5 discutiert wird, da dies ohne ein Zurückgehn auf die vorausgestellten Sätze nicht geschehen kann. In dem bezeichneten Aufsatze gieng ich darauf aus den Unterschied festzustellen, den der Geschichtsunterricht im Gymnasium von dem in jeder andern Schulanstalt, Realschule, Bürgerschule, Volksschule haben müsse. Denn dies erschien mir als eine der wichtigsten Aufgaben der Pädagogik, jeden Unterrichtsgegenstand mit dem Wesen jeder Anstalt in möglichste Harmonie zu setzen. Indem ich nun dem Wesen des Gymnasiums entsprechend den Zweck des Geschichtsunterrichts darein setzen muste, dass die Kraft des Schülers für Auffassung und Aneignung historischer Thatsachen geübt und sein Sinn dafür geweckt werde und an die Stelle des blossen Hinnehmens von gegebenem die eigne Arbeit trete, und indem ich die Notwendigkeit erkannte, eben so das, was das Gymnasium in seinem sonstigen Unterricht für die Geschichte biete, in dem Unterrichte über diese zusammenfassend zu benutzen, andererseits aber auch wieder in diesem dasjenige zur vollen Geltung zu bringen, was für jenen eine Stütze und Hülfe bilde, kam ich consequenterweise zu der im fünften Satze aufgestellten Forderung. Sie ist nicht neu; *Peter* und *Campe* haben sie schon längst aufgestellt und wenn auch nicht in vielen, so ist sie doch in einigen Gymnasien praktisch durchgeführt worden, so dass bereits Erfahrungen darüber vorliegen. Der Hauptgrund dafür ist einfach folgender: Da das Studium der alten Sprachen den Kern und Mittelpunkt des Gymnasiums bildet und dieses erst in der Prima seinen Abschluss findet, so kann die vorher als von dem Wesen des Gymnasiums gefordert bezeichnete Methode, die Erwerbung eigener Anschauung aus den Quellen, einmal nur an der alten Geschichte und sodann nur in Prima in ausgedehnterem Masse zur Anwendung kommen, und wird demnach jene den Hauptgegenstand des Geschichtsunterrichts in dieser Klasse bilden müssen. Da aber einerseits Festhalten und Auffrischung des bereits gewonnenen eine stete Pflicht der Schule ist und andererseits es gilt auch die von dem Schüler sonst, namentlich aus der deutschen Litteratur, gewonnenen Kenntnisse und Anschauungen zu verwerthen, so habe ich eine vervollständigende und vertiefende Repetition der mittleren und neueren Geschichte dem Cursus der Prima hinzugefügt. Ich weiss recht wol, m. H., dass dieser mein Satz vielfachen Widerspruch erfahren wird und kenne auch den Einwurf, den man gegen meine Ansicht hauptsächlich erheben wird, dass die mittlere und neuere Geschichte in einem mit den Forderungen der Zeit nicht in Einklang stehenden Masse beeinträchtigt werde, und der Geschichtsunterricht des Gymnasiums keinen rechten Abschluss finde. Allein, wie dem Lehrer durch die Rücksicht auf das zu bildende Subject eine Resignation rücksichtlich des zu lehrenden Objects und seiner Methode geboten ist, so hat auch das Gymnasium als Ganzes eine Resignation zu üben: es darf nicht alles zu einem völligen Abschluss führen wollen, es muss manches der Universität überlassen. Es ist eine wolbegründete Klage, welche viele Universitätslehrer und auch *Wiese* erhoben haben, dass die Studierenden ein so geringes Interesse für die Geschichte bewiesen, um so mehr berechtigt, als ja erst bei der Erweiterung des Gesichtskreises und der Kenntnis in den Specialwissenschaften diejenige Geschichtsbildung zu erlangen ist, die jeder in seinem Berufe, vielleicht nicht als Beamter, aber als mit an die Spitze der Geistesbildung des Volkes gestellter Mann notwendig hat. Es mögen viele Ursachen zu dieser beklagenswerthen, aber constatierten Erscheinung beitragen, aber eine sehr wesent-

liche ist der Dünkel, dass die jungen Leute glauben, schon auf dem Gymnasium die Geschichte völlig kennen gelernt zu haben. Nun, meine Herren, erkennen wir an, die tiefere Kenntnis der mittleren und neueren Geschichte nicht weiter geben zu können, als es mit den Mitteln des Gymnasiums möglich ist, erwecken wir aber in der uns anvertrauten Jugend den lebendigen Trieb, sie zu studieren, und geben wir ihr die nötige Vorbereitung dazu! Je gründlicher der Schüler die einfache politische Verhältnisse und fester ausgeprägte Volkscharaktere bietende alte Geschichte auf dem Gymnasium durch von ihm selbst gewonnene Anschauung und eigenes denkendes Durchdringen kennen gelernt hat, um so besser vorbereitet für das tiefere Studium der Geschichte wird er auf die Universität gehen. Durch eine solche Beschränkung, die zugleich ein lebendiges statt eines toden Wissens, eine allseitige Uebersicht und Verarbeitung statt einer zusammenhanglosen Anhäufung unverstandener Thatsachen bietet, werden wir mehr geschichtliche Bildung unseren Schüler mit geben. Zwar glaube ich schwerlich, dass über den Inhalt meines Satzes eine Einigung hier erzielt werden wird, aber ich werde recht dankbar sein, die Ansichten anderer kennen zu lernen.

Der Präsident *Assmann* bittet den Herrn Vicepräsidenten das Präsidium zu übernehmen, da er sich selbst bei der Debatte zu betheiligen wünsche. Dieser, Ephorus Dr. *Bäumlein*, entspricht bereitwillig der gestellten Bitte und fordert besonders diejenigen Herren, welche mit der Sache vertraut seien, auf ihre Erfahrungen und Ansichten mitzutheilen, damit man, was am meisten wünschenswerth sei, Kenntnis von den in verschiedenen Ländern gemachten Erfahrungen gewinne.

Rector Dr. *Peter* aus Schulpforte: er sei in vieler Hinsicht mit seinem lieben Freunde Dietsch einverstanden, doch möchte er den von diesem aufgestellten Satz dahin limitieren, dass in Prima griechische und römische Geschichte zu lehren sei, ohne die mittlere und neuere auszuschliessen. Seine Hauptdifferenz von Dietsch sei, dass er den Unterricht in Prima als einen vollständigen Cursus von mehr weltgeschichtlichem Standpunkte aus ertheilt wissen wolle, wobei dann die mittlere und neuere Geschichte einen gleichen Raum, wie die alte, erheische. Die Zeit reiche dazu vollkommen hin. Bei einem zweijährigen Cursus in Prima genüge ein Jahr für die griechische und römische Geschichte und eins für die mittlere und neuere. Freilich setze er voraus, dass die alte Geschichte schon einmal in einem früheren Stadium durchgemacht sei: eine Einrichtung die man ja wol als allgemein annehmen könne. Darauf lege er wesentliches Gewicht, dass der geschichtliche Cursus mindestens zweimal durchlaufen werde. Demgemäss habe er den Unterricht in Schulpforte so eingerichtet, dass in den beiden Tertien (je von einem Jahre) griechische und römische, in den beiden Secunden (auch je von einem Jahre) mittlere und neuere Geschichte gelehrt werde; in Prima sodann behandle er selbst die alte, mittlere und neuere Geschichte von einem mehr welthistorischen Gesichtspunkte aus. Was die Methode anlange, so mache er unfruchtbare Partien rasch ab, um bei fruchtbarern länger zu verweilen. Es sei ihm übrigens sehr erwünscht, dass der Gegenstand hier in Anregung gebracht worden sei. Der Geschichtsunterricht müsse durchaus gehoben werden. Da er selbst länger als zwei Decennien Geschichtsunterricht gegeben und sich selbst wenig dabei genügt habe, so halte er sich wol für berechtigt, seine Ueberzeugung darüber auszusprechen. Bildung des geschichtlichen Urteils und Entwicklung des geschichtlichen Sinnes sei das Hauptziel alles geschichtlichen Unterrichts, dieses Ziel aber sei nur auf dem Gebiete der alten Geschichte zu erreichen. Was hier gewonnen werde, sei ein bleibender Gewinn für das ganze Leben. Habe der Schüler ein lebendiges Bild der Ge-

schichte der Staaten des Altertums in sich aufgenommen, so entwickle sich daraus von selbst das Interesse für die Geschichte späterer Zeiten — und der so vorbereitete Schüler werde auf der Universität diese Studien fortsetzen.

Assmann: Der Antragsteller habe bemerkt, dass eine Einigung über die aufgeworfene Frage hier schwerlich erzielt werden werde; dies sei aber auch nicht notwendig, die Anregung und der Austausch der Ideen werde Nutzen genug stiften. Die Thesen von Dietsch bildeten zwar ein zusammenhangendes System, doch könne auch derjenige, welcher mit dem Principe einverstanden sei, dennoch die Consequenz, welche in Nr. 5 daraus gezogen werde, nicht begründet finden. Die Individualität des Lehrers greife hier mehr oder weniger entscheidend ein. Gegen den letzten Vorredner, *Peter*, bemerke er zunächst, dass Interesse und Sinn für Geschichte nicht durch das eindringende Studium der alten Geschichte allein geweckt werde, sondern auch durch neuere Geschichte, wenn sie gut behandelt werde; ja seiner Ansicht nach genüge hierfür die objective Betrachtung der alten Geschichte überhaupt nicht, sondern es müssen die politische Betrachtung und die Rücksicht auf die Gegenwart dazu treten. Den Thesen von Dietsch liege ein Princip zu Grunde, welches er vollständig billige: dass der Schulunterricht anregen, der Schüler dagegen arbeiten müsse. Dem stehe aber freilich die Ordnung vieler Schulen entgegen, weil sie keine freie Bewegung den Schülern gestatte; das Mass der häusslichen Arbeiten sei zu gross und trete einer selbständigen Entwicklung des Schülers hemmend entgegen. Er sei daher auch mit dem zweiten Theile der Dietschischen Thesen einverstanden: dass im geschichtlichen Unterricht nicht sowol ein ausgebreitetes Wissen erzielt, als vielmehr Sinn und Urteil für geschichtliches Verständnis geweckt werden müsse. Trotz dieser vollkommenen Uebereinstimmung mit dem Princip, welches sich in den Dietschischen Thesen offenbare, stehe er, vielleicht in Folge seiner individuellen Richtung, in Bezug auf Nr. 5 auf dem entgegengesetzten Standpunkt. Er verkenne durchaus nicht die Wichtigkeit der alten Geschichte; ihm komme es aber — abgesehen von der Weckung geschichtlichen Sinnes — hauptsächlich darauf an, dass der Schüler eine klare Uebersicht erhalte; das könne und müsse aber in der alten Geschichte schon in den früheren Klassen geschehen, damit der Schüler sich das Material aneigne und dieses ihm auf der obersten Stufe zu Gebote stehe. Er ertheile (am Katharineum in Braunschweig) in Prima den Geschichtsunterricht, nehme da aber nur neuere und mittlere Geschichte, wobei er allerdings nie versäume, eine Repetition der alten Geschichte vorauszuschicken und deren Bedeutung für die Neuzeit darzustellen; etwaige Lücken müsten sodann durch Privatstudium ergänzt werden; dagegen habe er in Ober-Prima zwei Stunden für Antiquitäten angesetzt; da werde dann die alte Geschichte noch einmal von einem neuen Gesichtspunkte aus betrachtet, ohne dass das ganze Gerüste der Thatsachen von neuem wieder aufgebaut werden müste. Eine nicht zu übersehende Hauptsache sei ferner, dass auf einem wolgeordneten Gymnasium der klassische Unterricht so eingerichtet sein müsse, dass er den geschichtlichen Unterricht ergänze; der betreffende Lehrer müsse die Schüler auf das hinweisen, was sie zu Hause zur Erweiterung ihrer historischen Kenntnisse zu lesen hätten, diese Lectüre beaufsichtigen und so beständig auf die Schüler einwirken. Sei es nicht Studium der alten Geschichte, den Homer durchzuarbeiten, oder, wie schon *Heyne* ausgesprochen habe, 'den Livius cursorisch zu lesen?' Es sei aber wol noch eine andere Seite ins Auge zu fassen. Er (der Redner) vertrete in seinem Gymnasium gewissermassen das moderne Element: Deutsch, Geographie, Geschichte. In diese Fächer eine Einheit zu bringen, betrachte er als seine nächste Aufgabe. Der Schüler müsse auf die Bedürfnisse der Gegenwart hingewiesen werden.

Darauf könne zunächst der **deutsche** Unterricht einwirken, schon durch die zweckmässige Wahl der Themata für die Ausarbeitungen, — dann aber auch der **geographische** Unterricht, der zu wenig in den Gymnasien berücksichtigt werde. Er könne mit dem preussischen Schulplane darin durchaus nicht einverstanden sein, dass der geographische Unterricht von Prima ganz ausgeschlossen werde. *K. Ritter* habe doch nicht umsonst gewirkt, nicht umsonst die Geographie zu einer Wissenschaft erhoben. Eine rechte Würdigung des deutschen Landes und Volkes könne der Schüler erst in Unter-Prima gewinnen, durch einen solchen Unterricht aber werde der praktische Sinn in ihm geweckt, was doch gewis eine Notwendigkeit sei. Dafür aber sei dann auch **neuere Geschichte** in der Prima von grösster Wichtigkeit. Ferner habe Dietsch in seinen Thesen unter 4 c ausgesprochen, dass der Schüler zur denkenden Betrachtung der Geschichte angeleitet werden müsse. Wie sei dies aber in Bezug auf die Verhältnisse der mittleren und neueren Zeit durchzuführen, ehe der Schüler in Prima, ja in Ober-Prima eingetreten sei? Ein wenigstens zweimaliger Cursus werde dabei natürlich vorausgesetzt. Zum Schluss müsse er noch den Vorwurf berühren, der den Gymnasien in Bezug auf das Geschichtsstudium gemacht worden sei, dass nämlich bei den Studierenden kein Sinn und kein Interesse für die Fortsetzung desselben sich finde. Wenn man diese Erscheinung, wie von mehreren Seiten geschehen, daher ableite, dass auf der Schule schon alles gelehrt sei, so treffe die so verbreitete Ansicht auch die von ihm befolgte Methode. Derselben aber könne er geradezu die an seinen Schülern gemachten Erfahrungen entgegenstellen. Von denselben hätten viele auf den Universitäten das Geschichtsstudium mit Interesse fortgesetzt und ihm oft versichert, dass sie eben auf der Schule die Lust gewonnen hätten, mehr zu hören und zu lernen. Er könne dies nicht anders ansehn, denn als das Resultat der Gesammtübersicht, welche sie durch den Unterricht des Gymnasiums empfangen hätten.

Director Dr. *Lübker* aus Parchim: Er ehre die Gründe des Vorredners, müsse aber bemerken, dass sie mehr individueller Natur seien. Nicht alle Gymnasien seien in der günstigen Lage, fortwärend in Prima zwei Stunden für Antiquitäten übrig zu haben. Er sei durchaus für gänzliche Aufrechterhaltung der Dietschischen These, auch ohne die von *Peter* vorgeschlagene Beschränkung. Denn es werde doch nur selten gelingen, im zweiten Jahre der Prima die mittlere und neuere Geschichte durchzunehmen, da das Material zu gross sei. Wolle man dabei geltend machen, dass die deutsche Geschichte allein in den Vordergrund zu treten habe, so sei unter voller Anerkennung der Richtigkeit dieses Grundsatzes doch zu erinnern, wie dies oft gar nicht möglich sei, ohne auf die Geschichte von Frankreich, England u. s. w. einzugehen. Abgesehen von diesen mehr äusserlichen Gegengründen müsse er zweitens geltend machen: Der Kern der ganzen Frage liege in Nr. 1 der Dietschischen Thesen: **Der Geschichtsunterricht des Gymnasiums kann nur dann befriedigende Resultate gewähren, wenn er sich dem Wesen des Ganzen möglichst vollständig einordnet und sich darnach gestaltet.** Stimme man damit überein, so sehe er nichts anderes möglich, als auch Punkt 5 anzunehmen. Es könne der Jugend nichts so adäquates gegeben werden, und nichts woraus sie die socialen und politischen Verhältnisse der Neuzeit klarer erkennen und auffassen lerne, als gewisse Partien der alten Geschichte, wie z. B. die römischen Bürgerkriege, oder die Zustände Athens wie sie uns Thukydides geschildert. Könne man daraus am besten auch für unsere Zeit lernen, so trete nun in Prima der Vortheil hinzu, dass man die grossen Alten selbst reden lassen und den Geschichtsunterricht in eine fruchtbare Verbindung mit der klassischen Lectüre setzen könne. Noch einen dritten nicht zu über-

sehenden Gesichtspunkt, der für die vorliegende Thesis spreche, wolle er zum Schluss anführen. Nicht bloss Uebung des Geistes und Weckung des geschichtlichen Sinnes sei das Ziel des Geschichtsunterrichts auf dem Gymnasium; es komme auch ganz besonders darauf an, dass der Schüler ein anschauliches und lebendiges Bild von geschichtlichen Entwicklungen gewinne. Dies sei nur in einem begränzten Rahmen, nur durch eigene Arbeit des Schülers und daher nur im Altertum möglich.

Firnhaber: Man gebe ungern etwas Liebes und Erprobtes auf, ihm würde es aber so gehen, wenn er die Thesis in dem Umfange, wie sie aufgestellt sei, annehmen solle. Er habe selbst zwanzig Jahre mit Lust in der Geschichte unterrichtet und dann später manche dahin einschlagenden organisatorischen Verordnungen erlassen. Dass in drei wöchentlichen Stunden bei einem zweijährigen Cursus der Prima hauptsächlich alte Geschichte getrieben werde, damit könne er sich nicht einverstanden erklären. Das würde eine sehr ausführliche und ausgedehnte Behandlung der alten Geschichte werden und diese könne nur der Lehrer der klassischen Sprachen ertheilen. Dies könne einmal nicht immer erreicht werden und es müste sodann ein sehr bedeutender Lehrer sein, der die Schüler durch so lange Zeit zu fesseln vermöge. Ehe er daher weiter eingehe, müsse er *Dietsch* ersuchen sich darüber zu erklären, wie er sich die Einrichtung des geschichtlichen Unterrichts überhaupt denke und wie viele Zeit er für die Vertiefung und Erweiterung der übrigen Geschichtskenntnisse neben der alten Geschichte in Anspruch nehme.

Dietsch: Ich entspreche dem Wunsch des geehrten Redners um so lieber, als mir dadurch Gelegenheit wird, das, was ich bei meinen Thesen in Voraussetzung meines Aufsatzes in der Encyklopädie unberücksichtigt gelassen, nachzuholen. Es ist, wenn man von der Organisation eines Unterrichts spricht und diesen mit den gesamten Institutionen der Schule in Einklang zu setzen sucht, eine nicht zu überwindende Schwierigkeit, den verschiedenen Einrichtungen in den verschiedenen Ländern Deutschlands, die meist auf zwingenden äusseren und lokalen Verhältnissen beruhen, Rechnung zu tragen. Es bleibt meist eben nichts anderes übrig, als das Ziel zu bezeichnen und die Bedingungen zu seiner Erreichung festzustellen, dann aber die Möglichkeit anderer Einrichtungen und Ordnungen anzudeuten. Dies habe ich in dem genannten Aufsatze befolgt, im allgemeinen aber d i e Einrichtung zu Grunde gelegt, welche die meisten der evangelischen Gymnasiums Deutschlands, die preussischen, haben, und um so mehr, als mir bei derselben der Stufengang der natürlichen Entwicklung des Geistes am besten beobachtet schien. Demnach nahm ich drei Stufen des geschichtlichen Unterrichts an. Die erste umfasst die Sexta, Quinta und Quarta, einen dreijährigen Cursus (10es—13es Jahr), in dem es sich besonders um lebendige Einprägung der wichtigsten Thaten handelt; die zweite ist in Tertia und Secunda enthalten (4j. Cursus; 14es—17es J.), in welchem eine zusammenhangende Uebersicht über die Thatsachen der gesamten Geschichte (Tertia: griechische und römische Geschichte, Secunda: mittlere und neuere) zu erstreben ist. Als dritte Stufe habe ich dann Prima angesetzt. Ich muss gestehen, dass ich bei der Methode, welche ich bei der alten Geschichte hier für notwendig halte, bei der Verbindung mit Lectüre in den Geschichtsschreibern und eigener Arbeit der Schüler, eher den Einwand erwartet hätte, die Zeit (3 Stunden) sei zu kurz bemessen, um noch eine vervollständigende und vertiefende Repetition der mittleren und neueren Geschichte anzuschliessen. Wenn *Assmann* in der Oberprima neben zwei Stunden neuerer Geschichte noch zwei Stunden Antiquitäten habe, so sind vier Stunden vorhanden, und meiner Ansicht nach findet eine zu grosse Zersplitterung der Zeit und der Kraft für den

Schüler statt. Gegen Peters Vorschlag ein Jahr der griechischen und römischen Geschichte, eins der mittlern und neuern zuzuweisen, habe ich einzuwenden, dass dann für beide Theile die Zeit zu kurz gemessen erscheint, weniger für das, was ich in Betreff der mittlern und neuern Zeit, als für jenes, was ich für die alte Geschichte in Prima verlange. Ich gebe indes gern zu, dass ein geeigneter Lehrer auch in diesem Falle etwas Tüchtiges leisten könne; und zwar ein Lehrer der klassischen Sprachen oder der Klassenlehrer der Prima braucht es nicht gerade zu sein, wol aber muss er philologisch tüchtig gebildet und mit dem Gange und den Ergebnissen des klassischen Unterrichts vertraut sein: eine Forderung, die man mehr oder weniger an jeden in den oberen Klassen der Gymnasien unterrichtenden Lehrer zu stellen hat. Ich verlange nur eine Vervollständigung und Vertiefung dessen, was der Schüler aus Secunda mitgebracht hat, durch Repetitionen aus verschiedenen und neuen Gesichtspunkten und halte dafür nicht ein ganzes Jahr für notwendig; darüber aber, ob der Lehrer ein volles Halbjahr oder nur einige Monate hinter einander darauf verwenden, oder ob er die Repetition in getrennten Zeiträumen eintreten lassen will, lässt sich meinem Dafürhalten nach keine Vorschrift ertheilen, es muss dies dem gewissenhaften Ermessen des Lehrers überlassen bleiben. Nur das eine bemerke ich noch, wie ich es gerade auch als eine Aufgabe des Lehrers erkenne, das für Kenntnis der mittlern und neuern Zeit in Secunda bereits gewonnene zur klarern Beleuchtung des Altertums zu benützen und umgekehrt aus diesem erleuchtende Strahlen auf jene fallen zu lassen.

Vicepräsident *Bäumlein* spricht in Anschluss an das, was der Antragsteller gesprochen den Wunsch aus, dass doch vor allem die Praxis in verschiednen Ländern durch Mittheilungen dargelegt werde; die Discussion der Thesis werde sonst kein Resultat ergeben; die Versammlung sei ja auch nicht da, Beschlüsse zu fassen, sondern nur eine Reihe von Erfahrungen auszusprechen und auszutauschen.

Firnhaber: Er bitte um Entschuldigung; er stehe noch in der Mitte seiner Auseinandersetzung, zu deren Fortsetzung er nur die Antwort von *Dietsch* erst habe abwarten müssen. Wer die These und das von Dietsch über dieselbe geäusserte annehme, müsse verlangen, dass derselbe Lehrer wenigstens auch in Secunda den Geschichtsunterricht ertheile; er solle vertiefen und die Kenntnisse erweitern und müsse deshalb den vorhergegangenen Cursus genau kennen und dies werde immer dahin führen, dass er denselben selbst müsse vorgetragen haben. Auch komme er dann doch darauf zurück, dass derselbe doch mindestens einen Theil des klassischen Unterrichts in der Prima in Händen haben müsse. Dies alles aber könne kein Lehrer bewältigen, es heisse das zu viel von éinem verlangen. Doch spreche gegen die Thesis auch noch ein anderes wichtiges Ziel des Gymnasialunterrichts. Der Abiturient solle eine deutsche Gesinnung auf die Universität mitnehmen. Die deutsche Geschichte, der Entwicklungsgang unserer Nation müsse ihm klar sein, und dies dürfe er nicht nur aus Büchern und aus dem Vortrage des Lehrers aufgenommen haben, es müsse sein wol errungenes, wol erworbenes Eigentum sein.

Conrector *Ziel* aus Hildesheim: Dem Wunsche des Herrn Vorsitzenden entsprechend, wolle er Praxis und Erfahrungen aus Hannover mittheilen, wo er an mehreren Gymnasien geschichtlichen Unterricht ertheilt habe. Da habe er stets in Tertia mittlere und neuere, in Secunda alte, in Prima mittlere und neuere Geschichte behandelt, doch durch Erfahrungen notwendig befunden, die alte Geschichte in der obersten Klasse nicht liegen zu lassen und deshalb zuletzt in Prima zwei Stunden auf die mittlere und neuere, eine auf die alte Geschichte

verwendet. Die Resultate seien zufriedenstellend gewesen. Dem entsprechend möchte er den Dietschischen Satz geradezu umkehren: In Prima soll vorzugsweise mittlere und neuere Geschichte gelehrt werden, ohne dass die alte Geschichte ausgeschlossen werde. Eher würde er mit dem Antragsteller sich einverstanden erklären können, wenn derselbe auf dem Gymnasium überhaupt nur alte Geschichte haben wollte, mit gänzlichem Ausschluss der deutschen und neueren überhaupt, wie ähnliches in den englischen Schulen der Fall sei.

Dietsch: Nach den von mir aufgestellten Principien kann ich mich in keiner Weise dazu verstehen.

Ziel: Da das also nicht gewollt sei, so müsse er sich gegen die Thesis erklären; die alte Geschichte sei klar, licht, übersichtlich und eigne sich vorzugsweise für das jüngere Alter, dagegen sei das Verständnis der mittlern und neuern Geschichte nur einem gereifteren Alter zugänglich. Er stelle daher gegen den Dietschischen Satz seine vorher erwähnte Ansicht als Gegenantrag.

Provinzialschulrath Dr *Schrader* aus Königsberg: Die Frage werde sich erst beantworten lassen, wenn man den Zweck des geschichtlichen Unterrichts in Betracht zieht. Es genüge nicht, wenn man ausspreche, dass der Unterricht den geschichtlichen Sinn bilden solle, sondern man müsse sich über die Mittel und Wege verständigen, wie dieses Ziel zu erreichen sei. Er verstehe nicht, wie ein dreijähriger Cursus aufzufassen sei*), sondern müsse einen vierjährigen aufstellen. Nach seiner Ansicht komme Secunda die alte Geschichte zu, ein Jahr orientalische und griechische, ein zweites römische, der Prima das übrige, nämlich ein Jahr mittlere, eins neuere Geschichte. Die anregende Kraft des biographischen Elements sei auch für die obersten Stufen nicht in Abrede zu stellen, aber man dürfe über dem Idealen das Notwendige nicht vergessen. Alte Geschichte könne in Prima allerdings tiefer und eingehender gelehrt werden als in Secunda; aber es sei nicht unmöglich, schon in der zuletzt genannten Klasse das Verständnis der Thatsachen zu erzielen, auch die Kenntnis der Verfassungen und der Gesetze, welche das gesamte antike Leben geregelt habe. So könne, um nur eins der wichtigsten Momente hervorzuheben, die Entwicklung der athenischen Verfassung von Solon bis 404 und der römischen von 510—30 auch schon in der Secunda gegeben und verstanden werden, das letztere um so mehr, da ja hier auch Ciceronische Reden gelesen würden, also dem Geschichtsunterrichte noch andere adminiculierende Mittel zu Hülfe kämen. Allerdings könne in Secunda auch deutsche Geschichte gelehrt und die Thatsachen von einem energischen Lehrer eingeprägt werden, aber das wichtigste, die Entstehung des deutschen Reichs aus dem Gegensatze der Hermunduren und der nördlichen Stämme, die Entwicklung der deutschen Reichsverfassung von den ältesten Zeiten bis zum Verfall, aus welchem die einzelnen Territorien hervorgegangen, könne in Secunda unmöglich zum Verständnis gebracht werden; das könne erst in Prima geschehen. Ohne solches Verständnis werde aber der Schüler doch keine Liebe zur deutschen Geschichte gewinnen, den besten Stachel zur weitern Betreibung. Für die von ihm vorgeschlagne Anordnung spreche aber noch ein andres Moment. Es sei doch jedenfalls notwendig, dass massvolle Mittheilungen aus den Quellen statt

---

*) So ergeben die Worte in vollständiger Uebereinstimmung die Niederschriften der Secretäre. Da bisher niemand von einem 3jährigen Cursus gesprochen hatte, so ist ein Versehen oder ein Versprechen des geehrten Redners zu vermuten. Dietsch.

finden. Da könnten nun wol für Secunda Herodot, Livius, Tacitus u. s. w. theilweise im Originale, theilweise in fliessenden Uebersetzungen zu Hülfe genommen und dies in Prima fortgesetzt werden; aber geeignete Abschnitte aus Paulus Diaconus, Gregor von Tours u. s. w. könnten nicht in Secunda bei der Betrachtung benützt werden, das könne erst in Prima geschehen und ganz besonders, je mehr man der Neuzeit nahe; erst in Prima könne dies ein fruchtbringender Hebel des Geschichtsunterrichts werden. Aus diesen Gründen könne er Nr. 5 der Thesen von Dietsch nicht billigen. Abgesehn von den notwendigen Repetitionen verlange er für Prima neuere Geschichte, nicht alte.

Der vorsitzende Vicepräsident *Bäumlein:* Es sei wol die Frage aufzuwerfen, ob noch eine weitere Discussion nothwendig sei, und mindestens müsse er, wenn eine solche beliebt werde, den Wunsch aussprechen, dass sich die Redner auf Mittheilung neuer Ansichten beschränken möchten. Da sein und gewis vieler Wunsch noch eine kurze Besprechung der These von *Kühnast* sei, so trage er darauf an, von einer weiteren Discussion der Dietschischen Thesis abzusehn und bringe dies zur Abstimmung.

Da das Resultat der Abstimmung ein zweifelhaftes war, so entschied sich das Präsidium für die Fortsetzung der Discussion.

Müller (aus Magdeburg): In der von ihm geleiteten Anstalt werde in den unteren Klassen nur Geographie gelehrt, darauf in Ober-Quarta vaterländische (preussische) Geschichte. Dann komme in Tertia ein Cursus der ganzen Geschichte, hierauf bei einem zweiten Cursus in Secunda alte, in Prima mittlere und neue Geschichte. Da in Secunda viel Geschichtliches gelesen werde (Herodot, Livius, Sallustius), so würden die Schüler hier hinlänglich auf die Quellen der alten Geschichte hingewiesen. In Secunda den Schülern die staatlichen Verhältnisse der Neuzeit anschaulich zu machen, sei viel schwerer. Für die alte Geschichte sei es in Prima hinreichend, bei der Lectüre der alten Klassiker immer wieder auf die Geschichte zurückzuweisen und auf deren Vervollständigung hinzuarbeiten, daneben auch die Schüler öfter zur Nachlesung einzelner historischer Partien anzuhalten. Gegen den in der Thesis gemachten Vorschlag müsse er schon deshalb sein, weil nach ihm die in Prima einrückenden Schüler noch gar keine ausführliche Geschichte der alten Zeit gehabt haben; aus welchem Bereiche solle dann also in den ersten sechs Wochen der Stoff zu den Ausarbeitungen genommen werden? Er sei durchaus für die Behandlung der neuen Geschichte in Prima, die gerade dort von grosser Wichtigkeit sei; denn hier erst könne die Jugend mit Gewinn auf die Gegenwart hingewiesen werden, erst hier könne man auf ihren praktischen Sinn einwirken. Der Sinn für Geschichte könne durch nichts besser erweckt und gestärkt werden, als gerade durch neuere Geschichte. Dass durch deren Behandlung in Prima, wie vorher geäussert worden sei, auf der Universität das geschichtliche Interesse erkaltet sei, widerspreche durchaus seinen langjährigen Erfahrungen.

Peter: Wegen der Kürze der zugemessenen Zeit sei er geneigt etwas schroff zu sprechen. Vor allem thue allerdings für den Geschichtsunterricht in den oberen Klassen ein tüchtiger und für sein Fach begeisterter Lehrer not. Er sei mit *Assmann* und *Schrader* in vielen Einzelnheiten einverstanden, aber nicht in den von ihnen gezogenen Folgerungen. Er erkenne das moderne Element vollkommen in seiner Berechtigung an, mehr als Dietsch dies zu thun scheine. So brauche z. B. nach seiner Ansicht der Lehrer, wenn er ein einsichtiger Mann sei, die französische Revolution, so gefährlich dieser Boden sei, nicht intakt zu lassen. Aber ihm komme vor allem darauf an, dass die alte Geschichte, Griechen- und Römertum, ange-

schaut werde im Lichte der Gegenwart, dass die alte Geschichte dargestellt werde als ein Theil der Weltgeschichte und in ihrer Bedeutung für dieselbe, nicht als ein abgeschlossenes Ganzes, welche Bedeutung des griechischen Volks politische, wissenschaftliche, künstlerische Entwicklung für die gesamte Welt habe, dann eben so wieder das Römertum und wie dieses nach seinem Untergang und der Regenerierung durch das Christentum noch jetzt Grundlagen für das Leben bilde. Das lasse sich erst in Prima zur Klarheit bringen und auf solche Erkenntnis des Zusammenhangs hinzuwirken, darauf sei sein Streben in dieser Klasse gerichtet. Wenn darauf hingewiesen worden sei, dass die alte Geschichte in Secunda nicht entbehrt werden könne, so spreche dies Argument gerade für ihn; denn würde sie erst in dieser Klasse gelehrt, so habe der Schüler von derselben für seine Lectüre nur sehr wenig Nutzen, er erhalte sie ja erst nach und nach während des Verlaufs zweier Jahre. Dagegen habe er sie nach der anderen Weise schon in Tertia gehabt und bringe den Gewinn nach der Secunda mit herüber. Allerdings seien aber die Repetitionen über das in Tertia gehabte in dieser Klasse von grösster Wichtigkeit, und dann könne in Prima wie es in der Thesis heisse, 'die Vertiefung und Erweiterung' eintreten.

Assmann: Auch er lege, wie Peter, grosses Gewicht auf die Repetitionen und wiederhole in Prima allemal zuerst die alte Geschichte, ehe er zur neuen übergehe. Gleichwol kehre er den Satz Nr. 5 in den Dietschischen Thesen um. Auch er wolle alte Geschichte in Prima behandelt wissen, nur nicht vorzugsweise, und die individuelle Ueberzeugung, welche ihm von verschiedenen Seiten zum Vorwurf gemacht worden sei, habe denn doch mehrere Vertreter in der Versammlung gefunden. Unmöglich könne die alte Geschichte allein den Cursus der Prima ausfüllen, wenigstens sollte sie es nicht, da ja schon in den unteren Klassen im Geschichtsunterricht eine Uebersicht derselben gegeben worden sei. Seiner Ueberzeugung nach sei dem Primaner auch das moderne Element nahe zu bringen. Zur Erweiterung der Kenntnis von der Geschichte des Altertums werde es sich sehr empfehlen, wenn bei der Lectüre der klassischen Schriftsteller mit der grammatischen auch die geschichtliche Erklärung verbunden, wenn mit éinem Worte, auf die reale und historische Seite der Erklärung mehr Gewicht gelegt werde, als dies gewöhnlich geschehe; die grammatische und sprachliche Auslegung haben auch ihre Grenzen.

Director Dr *Hoffmann* aus Lüneburg: Was Peter zur Unterstützung seiner Ansicht herbeigezogen habe, dass das Lehren der alten Geschichte in Secunda dem Schüler für seine Lectüre wenig Gewinn bringen werde, würde erst recht gegen alte Geschichte in Prima sprechen, da dann hier auf der obersten Stufe der Schüler erst successive das erhalten würde, was er viel notwendiger, als in der Secunda für den Unterricht in den alten Sprachen gebrauche. Nach der Ansicht von Peter solle der Primaner noch mit dem Haus halten, was er in der Tertia erhalten, während nach der anderen Methode doch schon ein zweimaliger Cursus in Quarta und Secunda voraufgegangen sei. Ihm scheine es notwendig, die Einheit der beiden oberen Klassen festzuhalten. In diesen wünsche auch er vor allem eine Vertiefung ins Altertum, aber diese müsse besonders von der linguistischen Seite aus erfolgen. Die Geschichte solle dagegen vom Altertum in die neuere Zeit hinüberführen und das Spätere als das Resultat des Frühern ansehn lehren; geschehe dies, so würden junge Leute, die von den Schulen abgehn, auch ein Verständnis für unsere Zeit mitbringen. Vor 20—30 Jahren, wo man wenig für mittlere und neuere Geschichte gethan, seien dagegen die Abgegangenen regelmässig mit unseren staatlichen Verhältnissen unzufrieden und in Konflikt gewesen, weil sie sie nur

nach dem Altertum bemessen hätten, welches doch nicht den richtigen Massstab abgebe. Dazu komme, dass ein volles und bildendes Verständnis des Mittelalters in Secunda nicht verschlossen werden könne; das sei eine Welt für sich, wärend alte und neuere Geschichte auffallend auf denselben Principien beruhten. Wer nun das Mittelalter in Prima nicht lehren wolle, weise die Schüler auf die Universität an. Die Universitäten ständen aber jetzt besonders beim Detailstudium, und kaum möchte noch Universalgeschichte des Mittelalters gelehrt werden. Somit müsse der Prima der Theorie nach mittlere und neuere Geschichte zufallen. Ein guter Lehrer aber werde dabei in schlagenden Fällen auch auf ähnliche Erscheinungen des Altertums gern eingehn, und ein solcher könne auch allenfalls alte Geschichte in Prima lehren und durch geeignetes Hinweisen auf entsprechende Fälle der Neuzeit das Verständnis der letztern auch durch alte Geschichte genügend vorbereiten. Denn die Bestrebungen und Leidenschaften der Menschen seien zu allen Zeiten im wesentlichen sich gleich und uuter der römischen Toga wie unter dem griechischen Gewande dieselben gewesen.

Lattmann beantragte den Zusatz zu Satz 5: jedoch ist auf die Individualität des Lehrers Rücksicht zu nehmen. Nachdem aber der vorsitzende Vicepräsident in Uebereinstimmung mit *Dietsch* erklärt hatte, dass der Zusatz selbstverständlich sei und aus der Debatte bereits klar hervorgegangen, trat die Versammlung dieser Ansicht bei und wurde demnach der Antrag zurückgezogen.

Da sich kein weiterer Redner angemeldet hatte, sprach der Thesensteller *Dietsch* folgendes Schlusswort:

Ich habe, m. H., wenig gesprochen, wol weniger als man es von dem Thesensteller erwarten konnte. Ich habe dies gethan um möglichst Vielen Zeit zu gewähren ihre Ansichten auszusprechen und um von ihnen zu lernen. Ich danke herzlichst denen, die dies entweder zur Vertheidigung meiner Ansicht gethan oder zur Widerlegung, und ertheile die Versicherung dass mir das hier Gehörte stets von grossem Interesse bleiben und von mir beachtet werden wird. Die Zeit verbietet mir auf die gegen meine Ansicht erhobenen Gründe einzugehn und ich kann es wol um so leichter unterlassen, als, was ich im Geschichtsunterricht erstrebe, vorliegt in meinen geschichtlichen Lehrbüchern, die eine mir selbst unerwartet günstige Aufnahme gefunden haben, und in dem beim Beginne erwähnten Aufsatze der pädagogischen Encyklopädie, den ich irtümlich und vielleicht etwas unbescheiden für bekannter gehalten habe, als es sich hier herausgestellt. Im allgemeinen freue ich mich, dass mein Princip, die eigene Arbeit der Schüler im Geschichtsunterricht zu einer Hauptsache zu machen, allgemeine Beistimmung, wenigstens keinen Widerspruch gefunden hat und dass auch die Gegner meines fünften Satzes die Notwendigkeit anerkannt haben, der alten Geschichte in Prima eine ausgedehntere Berücksichtigung zu schenken, während bisher an vielen Orten dieselbe da als eine völlig abgethane Sache betrachtet wurde und nur die Furcht vor dem Maturitätsexamen die Schüler zu einer Repetition trieb. Ich nehme, meine Herren, die frohe Ueberzeugung von hier hinweg, dass die von mir angeregte Discussion für den Geschichtsunterricht, dem ich die beste Kraft meines Lebens gewidmet habe und den ich für eins der wichtigsten Bildungsmittel des Gymnasiums ansehe, nicht ohne Nutzen sein und ihm neue Freunde erwerben werde. Möge denn ein Jeder von uns diesem Gegenstande seine Aufmerksamkeit zuwenden, mögen wir alle trotz divergierender Ansichten, dennoch in éinem Geiste Bausteine herbeischaffen, damit der Bau ein grosser, herlicher und auf den solidesten Grundlagen beruhender werde. [Mehrseitiges Bravo.]

Realschuldirector Dr *Hüser* trägt auf Abstimmung über Nr. 5 der Thesen an. Obgleich *Dietsch* eine solche für unzulässig erklärt, weil die Discussion keineswegs eine zu Ende geführte sei, und der Präsident Prof. Dr. *Assmann*, der jetzt den Vorsitz wieder übernommen hat, sich dieser Erklärung mit der Bemerkung anschliesst: eine Abstimmung werde nicht den Erfolg haben, dass sie jemanden von seiner Ansicht abbringe; es sei viel besser dass man den Streit dem litterarischen Kampfplatz überlasse, auf dem Dietsch und er sich bei aller Divergenz doch mit gegenseitiger herzlicher Achtung und Liebe bewegen würden, zeigt sich doch in der Versammlung der Wunsch nach Abstimmung, wobei von mehrern Seiten die Aeusserung laut wird, dass ja eine solche keinen bindenden Beschluss gebe, sondern nur zeige, welchen Anklang die Ansichten bis jetzt in der Versammlung gefunden.

Bäumlein: Da viele Ansichten vermittelnder Art seien, so müsse die Abstimmung sich auch auf diese erstrecken und dies sei bei der Kürze der noch übrigen Zeit kaum möglich.

Ziel: Er erinnere daran, dass er vorhin einen Gegenantrag gestellt habe, über den doch auch abzustimmen sein werde.

Schrader: Wenn eine Abstimmung statt finden solle, so möge man sich dabei einfach an die von Dietsch aufgestellte Thesis halten; sonst sei gar nicht zu Ende zu kommen.

Peter stellt einen Unterantrag dahin: dass dem Modernen mehr einzuräumen sei, als es von Dietsch geschehen.

Hoffmann: Die Abstimmung über die Frage werde gewis interessant sein. Dann möge aber auch eine solche vorgenommen werden von denen, welche in den oberen Klassen selbst Geschichte gelehrt hätten. [Viele Stimmen: Nein! Nein!]

Präsident *Assmann:* Alle die Bedenken und Einwände wegen der Abstimmung werden sich heben, wenn man das eine festhält, wie in dem Dietschischen Satze nur ausgesprochen sei, dass in Prima die alte Geschichte vorzugsweise zum Gegenstande des Unterrichts dienen solle. Da würden denn auch alle, welche eine gleiche Berücksichtigung der neueren Geschichte wünschen, dagegen zu stimmen haben. Er stelle demnach die Frage einfach auf den Wortlaut des Dietschischen Satzes ohne irgend welche Zusätze und Modificationen und bitte diejenigen, welche für denselben seien, die Hand zu erheben.

Als die Stimmen gezählt wurden, fand sich für den Satz nur eine Minorität.

Da nun aber die Gegenprobe verlangt und vorgenommen wurde, ergab die Stimmenzählung auch gegen den Satz keine Majorität.

Von mehrern Seiten wurde darauf hingewiesen, wie das zweifelhafte Ergebnis jedenfalls daher rühre, dass sich manche der Stimmabgabe gänzlich enthalten wollten, und deshalb begehrt die Abstimmung zu wiederholen und die Zahlen bei beiden Fragen genau zu constatieren, da man daraus das Verhältnis ersehen werde; der Präsident *Assmann* erklärte sich aber dahin, dass die zweifache Minorität auch dadurch entstanden sein könne, dass die zweite Frage nicht hinlänglich verstanden worden, und forderte deshalb zur Wiederholung der Gegenprobe diejenigen Herren, welche bei der ersten Frage die Hand nicht erhoben hätten, auf, dies nun bei der zweiten zu thun und es ergab sich so gegen den Satz eine Majorität.

Der Vorsitzende Prof. Dr. *Assmann* ersuchte die Versammlung, noch der Kühnast'schen These ein halbes Stündchen zu widmen und den Beginn der allgemeinen Sitzung bis dahin zu verschieben. Der Vicepräsident der allgemeinen Versammlung jedoch, Dir. *Jeep*, sprach sich dagegen aus, indem er erklärte, dass die Zeit schon mehr als verstrichen

sei, ein Abbruch aber für die allgemeine Sitzung durch eine Specialsection gegen die Statuten und die bisher bei den Versammlungen eingehaltene Ordnung sei.

Der Vorsitzende sprach deshalb der Versammlung seinen Dank für das Vertrauen, das sie ihm geschenkt, und die nachsichtige Unterstützung, die sie ihm bei seiner Leitung gewährt, aus, wozu er ein herzliches Lebewohl mit der Hoffnung auf ein baldiges Wiedersehn hinzufügt.

Bäumlein sprach den Dank der Versammlung gegen den Präsidenten aus für die Einsicht, mit welcher derselbe die Verhandlungen geleitet habe, worauf dieser bemerklich machte, dass gerade der schwierigste Theil der Debatte von dem Herrn Vicepräsidenten geleitet worden sei*).

Schluss der Sitzung.

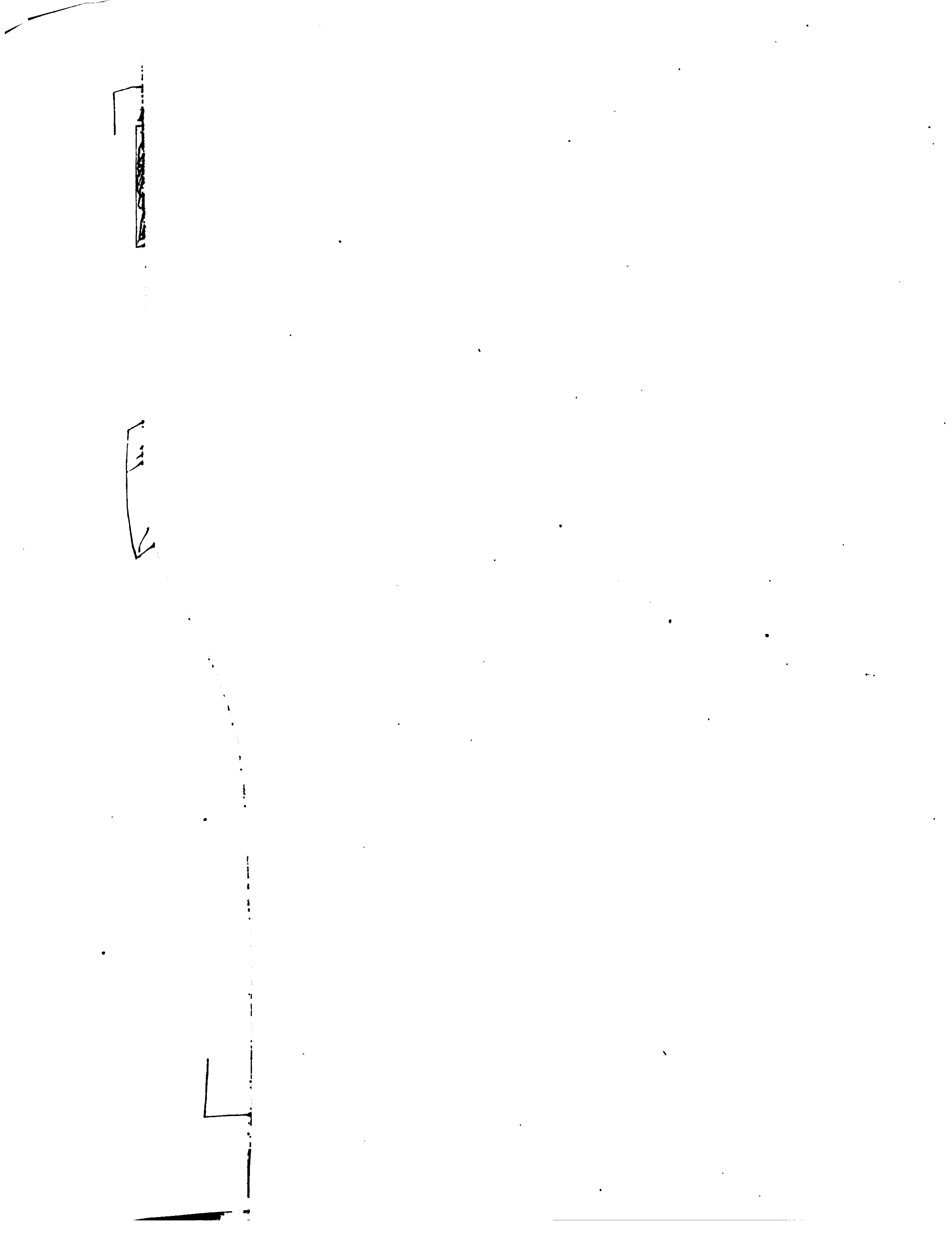
Obgleich es nicht alle diejenigen enthält, welche sich an den Verhandlungen betheiligten — denn die Zahl der Anwesenden betrug gegen 150 —, so geben wir hier doch das Verzeichnis derer, welche sich als Theilnehmer an der pädagogischen Section eingezeichnet hatten:

1. Professor Assmann aus Braunschweig.
2. Ephorus Bäumlein aus Maulbronn.
3. Gymnasialdirector Dr. Palm aus Plauen.
4. Oberlehrer G. Stier aus Wittenberg.
5. Dr. Wentrup aus Wittenberg.
6. Director Dr. Hüser aus Aschersleben.
7. Gymnasiallehrer Hildebrandt aus Magdeburg.
8. Professor Dr. Dietsch aus Grimma.
9. Professor Langbein aus Stettin.
10. Dr. Pfitzner aus Parchim.
11. Professor Schleiter aus Braunschweig.
12. Professor Dr. Muhlert aus Clausthal.
13. Provinzial-Schulrath Dr. Heiland aus Magdeburg.
14. Oberlehrer Pfautsch aus Landsberg a/W.
15. Dr. Liebmann, Oberlehrer.
16. Dr. Vogt aus Elberfeld.
17. Dr. Crecelius aus Elberfeld.
18. Dr. Schnelle aus Hamm.
19. Direktor Dr. Schürmann aus Kempen.
20. Gymnasiallehrer Dr. Ostermann aus Fulda.
21. Dr. theol. Müller, Propst und Director des Klostergymnasiums in Magdeburg.
22. J. Helmes Oberlehrer aus Celle.
23. Rector Dr. Rüdiger aus Dresden.
24. Conrector Dr. Hasper aus Mühlhausen i. Th.
25. Gymnasiallehrer Gloël aus Magdeburg.
26. Gymnasiallehrer Dr. Gloël aus Merseburg.
27. Dr. Gilbert, Geh. Kirchen- und Schulrath aus Dresden.
28. Dr. Ebeling, Conrector aus Celle.
29. Collaborator Haage aus Celle.
30. Dr. A. Schütze, Oberlehrer aus Dessau.
31. Dr. Ed. Schütte, Director aus Blankenburg.
32. K. G. Helbig aus Dresden.
33. Dr. W. Schrader, Provinzialschulrath aus Königsberg.
34. Dr. P. K. Hess, Prof. und Dir. zu Helmstedt.
35. Dr. F. Gross, Gymnasiallehrer aus Cassel
36. Dr. Örtel, Professor aus Meissen.
37. Professor Dr. Haase aus Breslau.
38. Dr. R. Kühner aus Hannover.
39. Koch aus Braunschweig.
40. Dr. Wendt aus Hamm.
41. Dr. Abicht aus Lüneburg.
42. Lechner aus Erlangen.
43. Dr. Fr. Strehlke aus Danzig.
44. Conrector Hachmeister aus Hildesheim.
45. J. Lattmann, Dr. aus Göttingen.
46. G. Lahmeyer aus Lüneburg.
47. L. Lange aus Giessen.

*) Da im Drange der Zeit dies vergessen wurde, so glaubt der Herausgeber der Verhandlungen im Sinne der Versammlung zu handeln, wenn hier den Schriftführern für die überaus anstrengende und mühevolle Führung der Protokolle öffentlich Dank gesagt wird. Dietsch.

48. Dr. Klix aus Glogau.
49. C. A. Pertz, Gymnasiallehrer aus Clausthal.
50. Dr. Alb. Müller, Collaborator aus Hannover.
51. Dr. Götze, Oberlehrer aus Magdeburg.
52. Dr. Sauvin, Collaborator aus Lüneburg.
53. Dr. Lübker aus Parchim.
54. Dr. C. G. Firnhaber, Regierungsrath aus Wiesbaden.
55. Rehdantz, Professor aus Halberstadt.
56. Dr. Dieckmann aus Hannover.
57. Professor C. Prien aus Lübeck.
58. F. Kindscher aus Zerbst.
59. K. A. J. Hoffmann, Director aus Lüneburg.
60. K. Steinmetz aus Lüneburg.
61. Dr. med. Frank aus Braunschweig.
62. E. Ziel aus Hildesheim.
63. Ahrens, Director aus Hannover.
64. Schweckendieck, Director aus Emden.
65. Dr. Schuster aus Clausthal.
66. Geffers, Director aus Göttingen.
67. Brock, Director aus Celle.
68. Schöning aus Göttingen.
69. Nordtmeyer aus Celle.
70. Langreuter aus Celle.
71. H. D. Müller, Conrector aus Göttingen.
72. Kühnast, Professor aus Rastenburg.
73. Runge, Oberlehrer aus Hildesheim.
74. Gravenhorst, Director aus Bremen.
75. Mejer aus Hannover.
76. Franke aus Lingen.
77. Peter, Rector aus Schulpforte.
78. Eckstein, Rector aus Halle.
79. Dr. Nasemann, Oberlehrer aus Halle.

Der Bericht über die Sitzungen der Orientalisten findet sich in der Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft.



Lugebil, Karl, **über das wesen und die historische bedeutung des ostrakismos in Athen.** Besonderer abdruck aus dem vierten supplementbande der jahrbücher für classische philologie. gr. 8. Geh. n. 12 Ngr.

Mercklin, Ludwig, **die Citiermethode und Quellenbenutzung des A. Gellius** in den Noctes Atticae. Besonderer Abdruck aus den Supplementen der Jahrbücher für classische Philologie. gr. 8. Geh. n. 16 Ngr.

Ostermann, Dr. **Chr.,** Gymnasiallehrer in Fulda, **lateinisches Vocabularium** für Anfänger, grammatisch, sachlich und etymologisch geordnet in Verbindung mit entsprechenden Uebungsbüchern zum Uebersetzen aus dem Lateinischen ins Deutsche und aus dem Deutschen ins Lateinische. Erste Abtheilung: Für Sexta. 8. Cartonnirt Preis 3 Ngr.

——— ——— Zweite Abtheilung: Für Quinta. 8. Cart. 3 Ngr.

——— ——— Dritte Abtheilung: Für Quarta. 8. Cart. 4½ Ngr.

——— ——— Vierte Abtheilung: Für Tertia. 8. Cart. 5 Ngr.

——— **Uebungsbuch** zum **Uebersetzen** aus dem Lateinischen ins Deutsche und aus dem Deutschen ins Lateinische im Anschluß an ein grammatisch, sachlich und etymologisch geordnetes Vocabularium. Erste Abtheilung: Für Sexta. Geh. Preis 7½ Ngr.

——— ——— Zweite Abtheilung: Für Quinta. 8. Geh. 9 Ngr.

——— ——— Dritte Abtheilung: Für Quarta. 8. Geh. 7½ Ngr.

Peter, Hermannus, **Historia critica scriptorum historiae Augustae.** Commentatio philologica. gr. 8. Geh. n. 12 Ngr.

Piderit, K. W., **zur Kritik und Exegese von Ciceros Brutus.** 4. Geh. n. 8 Ngr.

Reallexikon des classischen Alterthums für Gymnasien. Im Vereine mit mehreren Schulmännern herausgegeben von Dr. Friedrich Lübker, Director des Gymnasiums in Parchim. Zweite durchgängig verbesserte Auflage. Mit zahlreichen Abbildungen. gr. Lex.-8. Geh. 3 Thlr. 10 Ngr.

Schick, Aug. Herm., Prof. zu Bayreuth, **hebräisches Uebungsbuch** mit einem Vocabularium zum Gebrauch auf Gymnasien und zum Selbstunterricht. Eine Zugabe zu Nägelsbach's hebräischer Grammatik. I. Theil: Die Formenlehre. gr. 8. Geh. 7½ Ngr.

Stoll, H. W., Professor am Gymnasium zu Weilburg, **Handbuch der Religion und Mythologie** der Griechen und Römer. Für Gymnasien bearbeitet. Mit 32 Abbildungen. Vierte verbesserte Auflage. 8. Geh. 1 Thlr.

Suetoni, C., **Tranquilli praeter Caesarum libros reliquiae** edidit Augustus Reifferscheid. Inest vita Terenti a Friderico Ritschelio emendata atque enarrata. gr. 8. Geh. n. 4 Thlr. 20 Ngr.

Susemihl, Dr. **Franz,** **die genetische Entwickelung der Platonischen Philosophie** einleitend dargestellt. Zweiten Theiles zweite Hälfte (Schluss). gr. 8. Geh. 2 Thlr. — Das nun vollständige Werk kostet 7 Thlr.

Testamentum, novum, **graece** ad fidem potissimum codicis Vaticani B recensuit, varias lectiones codicis B, textus recepti, editionum Griesbachii Lachmanni Tischendorfii integras adiecit Philippus Buttmann. Editio altera emendata. 8. Geh. 18 Ngr.; Velinpapier 1 Thlr.

Titi Bostreni **contra Manichaeos libri quatuor** syriace Paulus Antonius de Lagarde edidit. gr. 8. Geh. n. 6 Thlr.

Vahleni, Ioannis, **analectorum Nonianorum libri duo.** gr. 8. Geh. n. 12 Ngr.

Vergili, P., Maronis **opera** recensuit Otto Ribbeck. Vol. II. Et s. t.: P. Vergili Maronis Aeneidos libri I—VI. n. 2 Thlr. 20 Ngr.

Wachsmuth, Curtius, **de Cratete Mallota** disputavit adiectis eius reliquiis. gr. 8. Geh. 6 Ngr.

Westphal, Rudolph, **die Fragmente und die Lehrsätze der griechischen Rhythmiker.** Supplement zur griechischen Rhythmik von Aug. Rossbach. gr. 8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wieseler, Friedrich, **der Apollon Stroganoff und der Apollon vom Belvedere.** Eine archäologische Abhandlung. gr. 8. Geh. 24 Ngr.

Bibliotheca scriptorum Graecorum et Romanorum Teubneriana.

Aeschinis **orationes.** Iterum edidit Fridericus Franke. 8. Geh. 7½ Ngr.; Velinpapier 12 Ngr.

Catulli, Valerii, **Veronensis liber.** Recognovit Augustus Rossbach. Editio secunda. 8. Geh. 4½ Ngr.; Velinpapier 7½ Ngr.

Dionysi Halicarnasensis **antiquitatum Romanarum quae supersunt** recensuit Adolphus Kiessling. Vol. I. 8. Geh. 24 Ngr.; Velinpapier 1 Thlr. 6 Ngr.

Iliadis **carmina XVI.** Scholarum in usum restituta edidit Arminius Koechly. 8. Geh. 1 Thlr.

Isaei **orationes** cum aliquot deperditarum fragmentis. Edidit Carolus Scheibe. 8. Geh. 12 Ngr.; Velinpapier 15 Ngr.

Livi, Titi, **ab urbe condita libri.** Iterum recognovit Wilh. Weissenborn. Pars I. Lib. I—VI. 8. Geh. 9 Ngr.; Velinpapier 15 Ngr.

Dieser neuen Bearbeitung des Livius ist eine 9 Bogen starke Einleitung **de vita et scriptis** ohne Preiserhöhung beigefügt. Der zweite Band (Lib. VII—XXIII) erscheint demnächst.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

VERHANDLUNGEN

DER

ZWANZIGSTEN VERSAMMLUNG

DEUTSCHER PHILOLOGEN UND SCHULMÄNNER

IN

FRANKFURT AM MAIN

VOM 24. BIS 27. SEPTEMBER 1861.

MIT 1 KARTE.

LEIPZIG.
DRUCK UND VERLAG VON B. G. TEUBNER.
1863.

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig

aus den Jahren 1862 und 1863

auf den Gebieten der Philologie und Alterthumswissenschaft

und der

Literatur des Unterrichts.

Aeschyli tragoediae recensitae et cum commentariis instructae. Vol. I. Sect. I. A. u. d. T.: **Aeschyli Agamemno** primum edidit Rudolfus Henricus Klausen. Editio altera quam curavit Robertus Enger. [XVIII und 313 S.] gr. 8. 1863. geh. 1 Thlr. 7½ Ngr.
Zur Bibliotheca Graeca cur. Jacobs et Rost.

Aristophanis Nubes. Edidit illustravit praefatus est Wilh. Sigm. Teuffel, litt. antiqq. in academia Tubingensi P. P. O. Editio auctior et parabilior. [196 S.] gr. 8. 1863. geh. 12 Ngr.
Zur Bibliotheca Graeca cur. Jacobs et Rost.

Ascherson, Ferdinand, Umrisse der **Gliederung des griechischen Drama.** Besonderer Abdruck aus dem vierten Supplementbande d. Jahrbücher f. class. Philologie. [32 S.] gr. 8. 1862. geh. n. 8 Ngr.

Aviani fabulae XXXXII ad Theodosium ex recensione et cum instrumento critico Guilelmi Froehner. [XII u. 84 S.] gr. 12. 1862. geh. n. 12 Ngr.

Barbieux, H., Professor am Herzogl. Nass. Gymnasium zu Hadamar, **le livre des demoiselles.** Ein französisches Lesebuch für Mädchenschulen mit einem vollständigen Wörterbuche. In zwei Cursen. Zweite verbesserte Auflage. gr. 8. 1861. geh. 1 Thlr.
Einzeln: I. Curs [VI u. 79 S.] 7½ Ngr., II. Curs [VI u. 307 S.] 22½ Ngr.

Baumstark, Dr. Anton, Professor der Philologie etc. in Freiburg, **zur Neugestaltung des badischen Schulwesens.** [60 S.] gr. 8. 1862. geh. n. 10 Ngr.
Separatabdruck aus den neuen Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik.

Becker, Paul, über eine Sammlung **unedierter Henkelinschriften** aus dem südlichen Russland. Besonderer Abdruck aus dem vierten Supplementbande der Jahrbücher für classische Philologie. [50 S.] gr. 8. 1862. geh. n. 10 Ngr.

Benndorf, Otto, de anthologiae Graecae epigrammatis quae ad artes spectant. [79 S.] gr. 8. 1862. geh. n. 16 Ngr.

Benseler, Dr. **Gustav Eduard, Griechisch-Deutsches Schulwörterbuch** zu Homer, Herodot, Aeschylus, Sophokles, Euripides, Thukydides, Xenophon, Platon, Lysias, Isokrates, Demosthenes, Plutarch, Arrian, Lukian, Theokrit, Bion, Moschos und dem Neuen Testamente, soweit sie in Schulen gelesen werden. Zweite verbesserte Auflage. [VI u. 816 S.] gr. Lex.-8. 1862. geh. 2 Thlr.

Brunn, Heinrich, die Philostratischen Gemälde gegen K. Friederichs vertheidigt. Besonderer Abdruck aus dem vierten Supplementbande der Jahrbücher für classische Philologie. [130 S.] gr. 8. 1861. geh. n. 24 Ngr.

Bursian, Conrad, Geographie von Griechenland. Erster Band. Das nördliche Griechenland. Mit 7 lithographierten Tafeln (in 4.). [VIII u. 384 S.] gr. 8. 1862. n. 2 Thlr.

Caesaris, C. Iulii, commentarii **de bello Gallico.** Für Schüler zum öffentlichen und Privatgebrauch herausgegeben von Dr. Albert Doberenz, Director des Gymnasiums zu Hildburghausen. Dritte verbesserte Auflage. Mit einer (lith. u. color.) Karte von Gallien (in gr. 4.), einer Einleitung und einem geographischen, grammatischen und Wort-Register. [XV u. 310 S.] gr. 8. 1862. geh. 20 Ngr.
Zur Sammlung von Schulausgaben mit deutschen Anmerkungen.

Cholevius, L., Professor am Kneiphöf'schen Stadtgymnasium zu Königsberg i. Pr., **Dispositionen und Materialien zu deutschen Aufsätzen** über Themata für die beiden ersten Klassen höherer Lehranstalten. Erstes Bändchen. Zweite Auflage. [XXIV u. 208 S.] 8. 1862. geh. n. 24 Ngr.

——— ——— Zweites Bändchen. [XVI u. 308 S.] 8. 1862. geh. 1 Thlr. 6 Ngr.

Ciceronis, M. Tullii, de amicitia liber qui inscribitur **Laelius.** Für den Schulgebrauch erklärt von Gustav Lahmeyer. [VII u. 54 S.] gr. 8. 1862. geh. 6 Ngr.
Zur Sammlung von Schulausgaben mit deutschen Anmerkungen.

——— **Brutus** de claris oratoribus. Für den Schulgebrauch erklärt von Dr. Karl Wilh. Piderit, Director des Gymnasiums zu Hanau. [IV u. 282 S.] gr. 8. 1862. geh. 22½ Ngr.
Zur Sammlung von Schulausgaben mit deutschen Anmerkungen.

——— **de oratore.** Für den Schulgebrauch erklärt von Dr. Karl Wilh. Piderit, Director des Gymnasiums zu Hanau. Zweite verbesserte Auflage. [LVI u. 398 S.] gr. 8. 1862. geh. 1 Thlr. 6 Ngr.
Zur Sammlung von Schulausgaben mit deutschen Anmerkungen.

Curtius, Georg, Grundzüge der griechischen Etymologie. Zweiter (Schluss-) Theil. [XVI u. 399 S.] gr. 8. 1862. geh. n. 2 Thlr. 20 Ngr.
I. Theil, 1858, n. 2 Thlr. 20 Ngr.

——— **Philologie und Sprachwissenschaft.** Antrittsvorlesung gehalten zu Leipzig am 30. April 1862. [24 S.] gr. 8. 1862. geh. 6 Ngr.

Deimling, Dr. **Karl Wilhelm,** Lehrer am Lyceum in Mannheim, **die Leleger.** Eine ethnographische Abhandlung. [XII u. 244 S.] gr. 8. 1862. geh. n. 1 Thlr. 20 Ngr.

Demosthenis orationes contra Aeschinem de corona et de falsa legatione cum argumentis Graece et Latine. Recensuit cum apparatu critico copiosissimo edidit Dr. I. Th. Voemelius. [XXVIII u. 742 S.] gr. 8. 1862. geh. n. 5 Thlr. 10 Ngr.

Dietsch, Rudolf, Grundrisz der allgemeinen Geschichte für die oberen Gymnasialklassen. 3 Teile. 3. u. 4. von neuem durchgesehene Auflage. gr. 8. 1862. geh. 1 Thlr. 6 Ngr.
Einzeln jeder Theil à 12 Ngr.

VERHANDLUNGEN

DER

ZWANZIGSTEN VERSAMMLUNG

DEUTSCHER PHILOLOGEN UND SCHULMÄNNER

IN

FRANKFURT AM MAIN

VOM 24. BIS 27. SEPTEMBER 1861.

LEIPZIG.
DRUCK UND VERLAG VON B. G. TEUBNER.
1863.

Inhalt.

I.

Ursprüngliche und revidierte Statuten

des Vereins deutscher Philologen, Schulmänner und Orientalisten.

A. Nach der Göttinger Fassung vom 20. September 1837.

§ 1.

Die Unterzeichneten vereinigen sich zu einer philologischen Gesellschaft, welche zum Zwecke hat:

a) das Studium der Philologie in der Art zu befördern, dass es die Sprachen (Grammatik, Kritik, Metrik) und die Sachen (den in den schriftlichen und artistischen Denkmälern niedergelegten Inhalt) mit gleicher Genauigkeit und Gründlichkeit umfasst,

b) die Methode des Unterrichts mehr und mehr bildend und fruchtbringend zu machen, sowie den doctrinellen Widerstreit der Systeme und Richtungen auf den verschiedenen Stufen des öffentlichen Unterrichts nach Möglichkeit auszugleichen,

c) die Wissenschaft aus dem Streite der Schulen zu ziehen, und bei aller Verschiedenheit der Ansichten und Richtungen im Wesentlichen Uebereinstimmung, sowie gegenseitige Achtung der an demselben Werke mit Ernst und Talent Arbeitenden zu wahren,

d) grössere philologische Unternehmungen, welche die vereinigten Kräfte oder die Hülfe einer grössern Anzahl in Anspruch nehmen, zu befördern.

§ 2.

Zu diesem Zwecke achten sie für nöthig:

a) sich gegenseitig durch Rath und Mittheilung nach Möglichkeit zu unterstützen,

b) in einem schon bestehenden oder neuzubegründenden philologischen Journale Anzeigen und Beurtheilungen neu erschienener Schriften und Abhandlungen in dem oben bezeichneten Sinne niederzulegen,

c) in ihren umfassenderen Arbeiten nach denselben Grundsätzen zu verfahren, und sie unter ihren Freunden nach Möglichkeit zu verbreiten,

d) sich an bestimmten Orten und in noch zu bestimmenden ein- oder zweijährigen Zeiträumen zu gegenseitigen Besprechungen und Mittheilungen zu vereinigen.

§ 3.

In jenen Versammlungen finden statt:

a) Mittheilungen aller Art über neubegonnene und eingeleitete Unternehmungen und über neue Untersuchungen auf dem Gebiete der Philologie,

b) Berathungen über Arbeiten, welche zu unternehmen den Zwecken der Gesellschaft förderlich ist, und über die Mittel ihrer Ausführung,

c) conversatorische Behandlung schwieriger Punkte im Gebiete der Philologie und der Methodik des Unterrichts,

d) zusammenhängende Vorträge, jedoch nur über Gegenstände, über welche die Gesellschaft die Ansicht eines ihrer Mitglieder zu hören im voraus beschlossen, oder welche der jeweilige Vorstand genehmigt hat,

e) Berathungen über den Ort, die Zeit und den Vorstand der nächsten Vereinigung und über die Punkte, welche in ihr etwa zur besondern Berathung gebracht werden sollten.

§ 4.

Ein jeder Philolog kann der Gesellschaft als Mitglied beitreten, welcher dem Staate, dem er angehört, die nöthige Gewähr seiner Kenntnisse und Gesinnungen dadurch gibt, dass er an Gymnasien oder Universitäten lehrt, oder gelehrt hat, oder in einem andern öffentlichen Amte steht.

Auch Schulmänner, welche die übrigen Zweige des höhern öffentlichen Unterrichts, als Mathematik, Physik, Geschichte und Geographie besorgen, sind eingeladen, an den Versammlungen Theil zu nehmen. Sie vertreten dort die von ihnen gelehrten Gegenstände.

Die Mitglieder des Vereins der Schulmänner des nördlichen Deutschlands sind eingeladen, sich auch dieser Vereinigung anzuschliessen.

§ 5.

Kein dem Vereine Beigetretener ist zu irgend einer Dauer seines Beitritts noch zu irgend einer Leistung für die Gesellschaft verpflichtet. Jede Theilnahme ist eine freiwillige.

§ 6.

Dem für den nächsten Zusammentritt bestimmten Vorstande liegt jedes Mal ob, für diesen Zusammentritt die Genehmigung derjenigen deutschen Regierung zu suchen, in deren Gebiete die Versammlung stattfinden soll.

§ 7.

Für die erste Zusammenkunft wird Nürnberg und der Michaelistag des Jahres 1838 bestimmt.*)

---

*) Unterzeichnet waren diese Statuten von folgenden Männern, die also recht eigentlich als die Gründer des Vereins anzusehen sind: Dr. F. Thiersch, Mitglied des obersten Schul- und Kirchenraths des Königreichs Bayern (†) — F. Kohlrausch, Kön. Hannoverscher Ober-Schulrath — K. O. Müller, Hofrath und Professor in Göttingen (†) — K. Lachmann, ord. Professor der Philologie in Berlin (†) — Jacob Grimm, Hofrath und ord. Professor der Philologie in Göttingen — M. H. E. Meier, ord. Professor der Philologie in Halle (†) — Ernst von Leutsch, ausserordentlicher Professor in Göttingen — Aug. Fr. Pott, ausserord. Professor zu Halle — Theodor Bergk zu Halle — Prof. Emperius zu Braunschweig (†) — F. Ranke, Gymnasial-Director zu Göttingen — F. G. Welcker, Professor in Bonn — F. W. Schneidewin, Professor in Göttingen (†) — Dr. Julius Cäsar, Privatdocent zu Marburg — Dr. Ahrens zu Ilfeld — Conrector Dr. Geffers zu Göttingen — Dr. Aug. Bernh. Krische, Privatdocent in Göttingen (†) — Dr. Karl Grotefend zu Hannover — Dr. Theodor Benfey, Privatdocent zu Göttingen — Dr. Bode, Pri-

B. Nach der Berliner Fassung vom 3. October 1850.

§ 1.

Der Verein der deutschen Philologen, Schulmänner und Orientalisten hat den Zweck:

a) das Studium der Philologie in der Art zu fördern, dass es alle Theile derselben mit gleicher Genauigkeit und Gründlichkeit umfasst;

b) die Methode des höhern Unterrichts mehr und mehr bildend zu machen;

c) die Wissenschaft aus dem Streite der Schulen zu ziehen, und bei aller Verschiedenheit der Ansichten und Richtungen im Wesentlichen Uebereinstimmung, so wie gegenseitige Achtung der an demselben Werke mit Ernst und Talent Arbeitenden zu wahren;

d) grössere philologische Unternehmungen, welche vereinigte Kräfte in Anspruch nehmen, zu befördern.

§ 2.

Zu diesem Zwecke versammelt sich derselbe jährlich einmal auf die Dauer von vier Tagen an einem vorher zu bestimmenden Orte.

§ 3.

In diesen Versammlungen finden statt:

a) Mittheilungen und Besprechungen aller Art über neubegonnene und eingeleitete Unternehmungen und über neue Untersuchungen auf dem Gebiete der Philologie;

b) Berathungen über Arbeiten, welche zu unternehmen den Zwecken der Gesellschaft förderlich ist, und über die Mittel ihrer Ausführung;

c) zusammenhängende Vorträge und Besprechungen theils über den Inhalt dieser Vorträge, theils über ausgewählte Fragen und Aufgaben, welche einige Monate vor der Versammlung durch das erwählte Präsidium derselben bekannt gemacht werden;

d) Bestimmung des Ortes und des Vorstandes der nächsten Versammlung.

§ 4.

Jeder Philologe und Schulmann, welcher durch bestandene Prüfungen, durch ein öffentliches Amt oder durch litterarische Leistungen dem Vereine die nöthige Gewähr gibt, ist zur Mitgliedschaft berechtigt.

§ 5.

Der Verein hält dreierlei Versammlungen: 1) allgemeine philologische und 2) Sectionsversammlungen *a*) für die Behandlung pädagogisch-didaktischer Gegenstände und *b*) Sectionsversammlungen der Orientalisten.

---

vatdocent zu Göttingen (†) — F. C. Dahlmann in Göttingen (†) — Wilhelm Grimm in Göttingen (†) — H. Ewald in Göttingen — Professor Dr. Ritschl zu Breslau — Hofrath Göttling zu Jena — Professor Dr. Rost zu Gotha — Director Dr. Grotefend zu Hannover (†). — Also von 27 Männern nach Verlauf von nahezu einem Vierteljahrhundert eilf gestorben. Möge es den überlebenden sechzehn beschieden sein, noch recht lange im Sinne der am 20. September 1837 von ihnen unterschriebenen Statuten zu wirken!

[4. Juni 1862.]

§ 6.

Dem Vereine steht ein Präsident und ein Vicepräsident vor (§ 3). Den Sectionsversammlungen bleibt die Wahl ihrer Vorstände überlassen.

§ 7.

Dem für die nächstjährige Versammlung bestimmten Vorstande liegt es ob, für diese Versammlung die Genehmigung derjenigen Regierung nachzusuchen, in deren Gebiete die Versammlung statt finden soll.

§ 8.

Zur Bestreitung der Büreaukosten wird von den jedesmaligen Theilnehmern an einer Versammlung ein entsprechender Beitrag erhoben.*)

---

*) Dieser § 8 ist in der fünfzehnten Versammlung zu Hamburg 1855 hinzugefügt worden.

II.

Bekanntmachung.

Mit hoher Genehmigung wird die zwanzigste Versammlung deutscher Philologen, Schulmänner und Orientalisten in den Tagen vom 24. bis 27. September d. J. dahier stattfinden, wozu die Unterzeichneten jeden statutarisch Berechtigten hierdurch ergebenst einladen. Zugleich erklären sie sich bereit, Anfragen und Wünsche, welche die Theilnahme an der Versammlung betreffen, entgegenzunehmen und nach Möglichkeit zu erledigen.

Frankfurt am Main, den 29. Juni 1861.

Dr. J. Classen. Dr. A. Fleckeisen.

Zwanzigste Versammlung
deutscher Philologen, Schulmänner und Orientalisten.

Diejenigen in Frankfurt wohnhaften Herren, welche auf den Grund des § 4 der Statuten des Vereins, welcher lautet:

> 'Jeder Philologe und Schulmann, welcher durch bestandene Prüfungen, durch ein öffentliches Amt oder durch litterarische Leistungen dem Vereine die nöthige Gewähr gibt, ist zur Mitgliedschaft berechtigt'

als Mitglieder an der Versammlung, welche vom 24. bis 27. September hieselbst gehalten wird, Theil zu nehmen wünschen, werden ersucht, **am Samstag den 21. September**, Nachmittags zwischen 2 und 6 Uhr in dem Empfangsbüreau (Paulsplatz 7) gegen Entrichtung des statutenmässigen Beitrags von 1 fl. 45 kr. die Mitgliedskarte und das Programm in Empfang zu nehmen.

Für die auswärtigen Mitglieder ist das Büreau Montag den 23. September von 2 Uhr Nachmittags bis 10 Uhr Abends und alle folgenden Tage von 8—12 und von 2—5 Uhr geöffnet.

Zuhörerkarten, welche beim Eintritt in den Kaisersaal vorzuzeigen und für alle Sitzungen gültig sind, werden im Empfangsbüreau von Samstag dem 21. September an täglich von 8—12 Uhr ausgegeben.

Am 16. September 1861.

Das Präsidium der Versammlung: Dr. J. Classen. Dr. A. Fleckeisen.

III.

Programm

für die zwanzigste Versammlung deutscher Philologen, Schulmänner und Orientalisten.

Die Versammlung wird vom 24. bis zum 27. September d. J. in Frankfurt am Main gehalten. Die allgemeinen Sitzungen, so wie die Sitzungen der pädagogischen Section finden im Kaisersaale des Römers, die Sitzungen der orientalistischen Section im Sitzungssaale des Gesetzgebenden Körpers (im Hause Limpurg neben dem Römer) statt.

Das Empfangsbüreau befindet sich im Sitzungszimmer des Evangelisch-Lutherischen Gemeindevorstandes (Paulsplatz 7): es ist Montag den 23. September von 2 Uhr Nachmittags bis 10 Uhr Abends und alle folgenden Tage von 8 bis 12 und von 2 bis 5 Uhr geöffnet. Es werden daselbst die Mitgliedskarten gegen Entrichtung des statutenmässigen Beitrags von 1 fl. 45 kr., so wie die dem Vereine gewidmeten Schriften ausgehändigt.

Die Mitgliedskarte berechtigt zum unentgeltlichen Besuch des Bürger-Vereins (Grosse Eschenheimerstrasse 74), des Kunst-Vereins (im Junghof) und des Zoologischen Gartens (Bockenheimer Chaussee 12). Die Stadt-Bibliothek (Schöne Aussicht 2), die Gemälde-Gallerie des Städelschen Instituts (Neue Mainzerstrasse 35), die naturhistorischen Sammlungen der Senckenbergschen Gesellschaft (Bleichstrasse 59), das von Bethmannsche Museum (Friedberger Anlage 20) und das Antiquariat des Herrn Joseph Baer (Rossmarkt 18) sind ausser den gewöhnlichen Stunden den Mitgliedern täglich von 3 Uhr an geöffnet.

Eintrittskarten zu den Sitzungen für Nichtmitglieder sind täglich im Empfangsbüreau von 8 bis 12 Uhr zu erhalten.

Tagesordnung.

Montag, den 23. September. Von 7 Uhr Abends an: Begrüssung und gesellige Zusammenkunft im Saale der Harmonie (Grosse Bockenheimerstrasse 9).

Dienstag, den 24. September. 9 Uhr: Erste allgemeine Sitzung. Eröffnungsrede des Präsidenten. Bildung der Sectionen. Vorbereitende Geschäfte. Erster wissenschaft-

licher Vortrag. 2 Uhr: Gemeinschaftliches Mittagsmahl im Saale der Harmonie (Preis des Couverts 1 fl. ohne Wein). $6^1/_2$ Uhr: Festvorstellung im Stadttheater.

Mittwoch, den 25. September. 8 bis 10 Uhr: Sectionssitzungen. $10^1/_2$ bis $1^1/_2$ Uhr: Zweite allgemeine Sitzung. 4 Uhr: Festmahl im Saale der Harmonie.

Donnerstag, den 26. September. 8 bis 10 Uhr: Sectionssitzungen. 10 bis 12 Uhr: Dritte allgemeine Sitzung. $12^1/_2$ Uhr: Gemeinschaftliches Mittagsmahl in der Neuen Anlage, Hanauer Landstrasse 26 (Preis des Couverts 1 fl. ohne Wein). 2 Uhr: Fahrt auf der Eisenbahn nach Aschaffenburg zur Besichtigung des Pompejanums Sr. Majestät des Königs Ludwig von Bayern.

Freitag, den 27. September. 8 bis 10 Uhr: Sectionssitzungen. $10^1/_2$ bis 1 Uhr: Vierte allgemeine und Schlusssitzung. 2 Uhr: Gemeinschaftliches Mittagsmahl im Saale der Harmonie (Preis des Couverts 1 fl.).

An jedem Abende finden im Saale der Harmonie gesellige Zusammenkünfte von 7 Uhr an statt.

Nachfolgende Vorträge waren bis zur Feststellung des Programms dem Präsidium angemeldet worden:

I. Für die allgemeinen Sitzungen:

von Herrn Director Dr. Ahrens in Hannover: über Herakles den Rinderdieb und Hundswürger.
„ „ Professor Dr. Bachofen in Basel: über die Lykier.
„ „ Professor Dr. Forchhammer in Kiel: über das mythische und geographische Wissen des Aeschylus.
„ „ Subrector Dr. Keck in Plön: über einen Chorgesang aus Aeschylus Agamemnon.
„ „ Professor Dr. Linker in Krakau: über Spuren der Bekanntschaft mit Sallustius Historien bei Horatius.
„ „ Privatdocenten Dr. Leo Meyer in Göttingen: über die sogenannten unpersönlichen Zeitwörter.
„ „ Privatdocenten Dr. Emil Müller in Leipzig: über das älteste römisch-karthagische Bündnis.
„ „ Professor Dr. Stark in Heidelberg: über die Epochen der griechischen Religionsgeschichte.
„ „ Professor Dr. Tischendorf in Leipzig: über die Sinaitische Bibelhandschrift in paläographischer Rücksicht.
„ „ Hofrath Professor Dr. Urlichs in Würzburg: über die dramatischen Motive der alten Kunst.

2. Für die pädagogische Section:

von Herrn Professor Dr. Rudolf von Raumer in Erlangen: über die Behandlung des Altdeutschen auf Gymnasien und über die Heranbildung der dazu nöthigen Lehrkräfte.

„ „ Professor Dr. Bursian in Tübingen: Vorschläge zur Einigung über die Aussprache des Griechischen auf deutschen Gymnasien und Universitäten.

„ Professor Dr. Fleckeisen in Frankfurt a. M.: über die lateinische Rechtschreibung.

IV.

Verzeichnis der Mitglieder.

Durch ein * sind diejenigen Herren aus Frankfurt und der nächsten Umgebung gekennzeichnet, welche auf die Bitte des Präsidiums zu einem Comité zusammengetreten waren, um jenes in den Vorbereitungen für die Versammlung, namentlich für die den Gästen zu bietenden geselligen Unterhaltungen auf die dankenswertheste Weise zu unterstützen.

1. Dr. C. Abicht aus Lüneburg.
2. Oberlehrer Dr. Andresen aus Mühlheim an der Ruhr.
3. Oberlehrer und Docent Dr. F. A. Arnold aus Halle.
4. Professor Dr. Arnold aus Basel.
5. Dr. Ferd. Ascherson aus Berlin.
6. Dr. Jacob Auerbach in Frankfurt.
7. Gymnasial-Assistent Dr. G. Autenrieth aus Erlangen.
8. Dr. J. Bachofen aus Basel.
9. Buchhändler Joseph Baer in Frankfurt.
10. Geh. Hofrath Professor Dr. Chr. Bähr aus Heidelberg.
11. Professor Dr. K. Bartsch aus Rostock.
12. Pfarrer Basse in Frankfurt.
13. Oberlehrer Dr. A. Baumeister aus Lübeck.
14. Dr. Baur, Hauptpastor zu St. Jacobi in Hamburg.
15. Lehramtscand. Ed. Bechtold aus Darmstadt.
16. Gymnasiallehrer Dr. Adelbert Becker aus Saarbrücken.
17. Consistorialrath Pfarrer Dr. C. Becker in Frankfurt.
18. *Professor Dr. J. Becker in Frankfurt.
19. Gymnasiallehrer Dr. Th. Becker aus Darmstadt.
20. Hofrath und Lyceumsdirector Behaghel aus Mannheim.
21. Director Carl Bender aus Weinheim.
22. Professor Dr. Theodor Benfey aus Göttingen.
23. Professor E. Bernhardt aus Wiesbaden.
24. *Senator F. Bernus in Frankfurt.
25. Dr. F. Bialloblotzky aus Göttingen.
26. Cand. theol. Bickel aus Marburg, Mitglied der DMG.
27. Gymnasiallehrer W. Biehl aus Salzburg.
28. Gymnasialdirector Prof. Bigge aus Köln.
29. Dr. Anton Birlinger, Germanist aus München.
30. Gymnasiallehrer Dr. Blümmer aus Büdingen.
31. Gymnasialdirector Prof. Bone aus Mainz.
32. Gymnasialdirector Dr. Bossler aus Darmstadt.
33. Cand. philol. Karl Bossler aus Darmstadt.

34. Professor Dr. Hermann Brockhaus aus Leipzig.
35. Geh. Oberregierungsrath Dr. Brüggemann aus Berlin.
36. Professor Dr. F. Bücheler aus Freiburg im Breisgau.
37. Gymnasiallehrer Dr. Buchenau aus Marburg.
38. Dr. Alex. Büchner, professeur d'allemand au collége de Valenciennes.
39. Oberlehrer Buerbaum aus Coesfeld.
40. Professor Dr. C. Bursian aus Tübingen.
41. Professor Dr. Julius Cäsar aus Marburg.
42. Professor Caspers aus Recklinghausen.
43. *Professor Dr. H. Cassian in Frankfurt.
44. Professor Dr. W. Christ aus München.
45. *Gymnasialdirector Prof. Dr. J. Classen in Frankfurt, Präsident der Versammlung.
46. Dr. Coch, Pfarrer und Director der höheren Bürgerschule in Bockenheim.
47. Gymnasiallehrer Dr. Collmann aus Marburg.
48. Gymnasiallehrer Dr. Cramer aus Emmerich.
49. Gymnasiallehrer Dr. W. Crecelius aus Elberfeld.
50. *Dr. Theodor Creizenach in Frankfurt.
51. Professor Dr. C. Cuntz aus Wiesbaden.
52. Seminardirector Curtmann aus Friedberg.
53. Pfarrer Deichler in Frankfurt.
54. Gymnasiallehrer Dr. Hermann Deiters aus Bonn.
55. E. Deutsch, Custos am British Museum, aus London.
56. *Dr. Lorenz Diefenbach in Bornheim bei Frankfurt.
57. Professor Dr. Dietrich aus Marburg.
58. Director Prof. Dr. R. Dietsch aus Plauen.
59. Hofrath und Professor Dr. Döderlein aus Erlangen.
60. Gymnasiallehrer Dr. H. Dölp aus Giessen.
61. Gymnasiallehrer Donner aus Fulda.
62. Studienlehrer J. Dreykorn aus Zweibrücken.
63. Oberlehrer Dr. Dryander aus Halle.
64. Bibliothekar Professor Dr. H. Düntzer aus Köln.
65. *Professor Dr. Anton Eberz in Frankfurt.
66. Oberlehrer Dr. G. Eckertz aus Köln.
67. Gymnasialdirector Dr. F. A. Eckstein aus Halle, Präsident der pädagogischen Section.
68. Studienlehrer Emmert aus Speyer.
69. Professor Dr. Enderlein aus Schweinfurt.
70. Louis Engel, Litterat in Frankfurt.
71. *Professor August Ernst in Frankfurt.
72. Gymnasiallehrer Esch aus Coesfeld.
73. *Dr. juris Euler in Frankfurt.
74. Professor Dr. Fickler aus Mannheim.

75. F. Ficus, Institutsvorsteher in Frankfurt.
76. Professor Lic. theol. Finger in Frankfurt.
77. Dr. F. A. Finger, Oberlehrer der mittleren Bürgerschule in Frankfurt.
78. Regierungsrath Dr. C. G. Firnhaber aus Wiesbaden.
79. Oberlehrer F. Fischer aus Duisburg.
80. Professor und Conrector J. Fischer aus Speyer.
81. *Professor Dr. A. Fleckeisen in Frankfurt, Vicepräsident der Versammlung.
82. Professor Dr. H. L. Fleischer aus Leipzig.
83. Professor Dr. Forchhammer aus Kiel.
84. Schulrath Dr. Foss aus Altenburg.
85. Gymnasiallehrer Dr. A. Franke aus Lingen a. d. Ems.
86. Oberlehrer J. Freudenberg aus Bonn.
87. Oberlehrer Dr. Otto Frick aus Wesel.
88. Studienlehrer Dr. Friedlein aus Erlangen.
89. Gymnasiallehrer Dr. Fritsch aus Trier.
90. Dr. Karl Fritsch, Lehrer an der Musterschule in Frankfurt.
91. Gymnasiallehrer Dr. Fürstenau aus Hanau.
92. Jos. Gantrelle, inspecteur de l'enseignement moyen, aus Brüssel.
93. Gymnasiallehrer Dr. K. Gaquoin aus Darmstadt.
94. Professor G. Gebhardt aus Hof.
95. L. Geiger in Frankfurt.
96. Gymnasialdirector Dr. Geist aus Giessen.
97. Collaborator H. Gercke aus Northeim.
98. Geheimerrath Professor Dr. E. Gerhard aus Berlin.
99. Dr. Oskar Gerhard, Lehrer an der Realschule in Siegen.
100. Professor Dr. Fr. Dor. Gerlach aus Basel.
101. Professor Dr. Gildemeister aus Bonn.
102. Oberlehrer Goldenberg aus Saarbrücken.
103. Gymnasiallehrer Dr. Gross aus Cassel.
104. Archivsecretär Dr. C. L. Grotefend aus Hannover.
105. *Professor F. Gutermann in Frankfurt.
106. Gymnasiallehrer Hofrath F. Haas aus Darmstadt.
107. Professor Dr. H. Habich aus Gotha.
108. Gymnasiallehrer Hahn aus Fulda.
109. Gymnasiallehrer Dr. Hainebach aus Giessen.
110. Professor und Oberbibliothekar Dr. Karl Halm aus München.
111. Studienlehrer Hartwig aus Nürnberg.
112. Dr. G. Hassel, Institutsvorsteher in Frankfurt.
113. Professor Dr. K. D. Hassler aus Ulm.

114. Professor E. Hausdörffer aus Eutin.
115. *Professor Hechtel in Frankfurt.
116. Gymnasialrector Dr. Heerwagen aus Nürnberg.
117. Professor Dr. Heimsoeth aus Bonn.
118. Consistorialrath und Professor Dr. th. Henke aus Marburg.
119. Gymnasialdirector Professor Dr. W. Herbst aus Köln.
120. *Lyceumsdirector Hofrath F. K. Hertlein aus Wertheim.
121. Schulinspector Dr. Herwig aus Hanau.
122. Gymnasialdirector Professor Dr. Hess aus Helmstedt.
123. Dr. M. Hirsch in Frankfurt.
124. Dr. C. Hofmann aus Heidelberg.
125. Dr. H. Hohagen, Institutsvorsteher in Frankfurt.
126. Professor Dr. Wilhelm Ludwig Holland aus Tübingen.
127. Dr. juris F. Hornfeck in Frankfurt.
128. Gymnasiallehrer Dr. A. Hüffel aus Darmstadt.
129. Dr. Eugen Huhn in Frankfurt.
130. Geh. Kirchenrath und Professor Dr. Hundeshagen aus Heidelberg.
131. R. Jäger, Lehrer an der Musterschule in Frankfurt.
132. Professor Dr. L. von Jan aus Schweinfurt.
133. *Professor Dr. Joh. Janssen in Frankfurt.
134. *Dr. Th. Jekel in Frankfurt.
135. Dr. Jochem, Pfarrer und Institutsvorsteher in Ruppertsburg.
136. Professor Dr. Bernhard Jülg aus Krakau.
137. Dr. C. W. Jungé, Institutsvorsteher in Frankfurt.
138. Privatdocent Dr. Ferdinand Justi aus Marburg.
139. *Pfarrer Dr. L. Kalb in Frankfurt.
140. Professor J. Kayser aus Darmstadt.
141. Professor Dr. L. Kayser aus Heidelberg.
142. Subrector Dr. Heinrich Keck aus Plön.
143. Ernst Kelchner, Bibliotheksbeamter in Frankfurt.
144. Professor Dr. Kern aus Coburg.
145. Gymnasialdirector Dr. Kiesel aus Düsseldorf.
146. Raphael Kirchheim in Frankfurt, Mitglied der DMG.
147. Dr. H. J. Kirschbaum in Frankfurt.
148. Gymnasiallehrer J. Klaiber aus Stuttgart.
149. Professor K. Klein aus Mainz.
150. Dr. J. Klein aus Bonn.
151. Professor Dr. Hermann Köchly aus Zürich.
152. Dr. J. Ph. König, Senior des Predigerministeriums und Consistorialrath in Frankfurt.
153. *Buchhändler C. Königer in Frankfurt.
154. Gymnasiallehrer Körber aus Fulda.
155. Institutsvorsteher Dr. Kortegarn aus Bonn.
156. Professor Dr. C. Köstlin aus Tübingen.
157. Professor C. Krafft aus Maulbronn.
158. Universitätsbibliothekar Dr. L. Krehl aus Leipzig.
159. *Professor Dr. G. L. Kriegk in Frankfurt.
160. Dr. C. Kühner, Director der Musterschule in Frankfurt.
161. Gymnasiallehrer Kunkel aus Bensheim.
162. Institutsvorsteher Dr. Künkler aus Biebrich am Rhein.
163. Repetent G. Lamparter aus Tübingen.
164. Dr. Julius Landsberger, grossherz. hessischer Landesrabbiner in Darmstadt.
165. Oberlehrer Dr. Gustav Lange aus Blankenburg am Harz.
166. Professor Dr. Ludwig Lange aus Giessen.
167. Oberkirchenrath Laubis, Mitglied des Oberstudienraths in Carlsruhe.
168. Dr. ph. und Lic. th. J. Le Beau aus Heidelberg.
169. Dr. Bernhard Lehmann in Frankfurt.
170. *A. Lentz, Lehrer an der Musterschule in Frankfurt.
171. Professor Dr. R. Lepsius aus Berlin.
172. Professor Dr. Ernst von Leutsch aus Göttingen.
173. J. Lieblein, cand. mag. aus Christiania.
174. Cabinetsrath Dr. von Liliencron aus Meiningen.
175. Collaborator J. Lindenborn aus Halle.
176. Cand. theol. Ed. Lindenborn, Lehrer an der Stadtschule in Kirn an der Nahe.
177. Gymnasiallehrer Dr. Lindenkohl aus Cassel.
178. Professor Dr. Gustav Linker aus Krakau.
179. Gymnasiallehrer Dr. Lipke aus Wesel.
180. Institutsvorsteher Dr. Lips aus Giessen.
181. *Dr. K. F. Löning in Frankfurt.
182. Gymnasialdirector W. Lorenz aus Wetzlar.
183. Pfarrer Lorenz aus Preungesheim.
184. Gymnasiallehrer Dr. Lotz aus Fulda.
185. Gymnasiallehrer Dr. Lucius aus Darmstadt.
186. Professor Dr. H. Lüdecking aus Wiesbaden.
187. Oberlehrer S. Mardner in Frankfurt.
188. Reallehrer Dr. Ludwig Mathes aus Offenbach.
189. Cand. theol. Eduard Mauch aus Tübingen.

190. Oberlehrer Ph. Maué in Frankfurt.
191. Lehramtscand. Dr. Th. Maurer aus Darmstadt.
192. Gymnasialdirector Dr. Menn aus Neuss.
193. Dr. J. J. Merian aus Basel.
194. Gymnasiallehrer J. Merkel aus Freiburg im Breisgau.
195. Dr. Heinrich Meyer aus Zürich.
196. Privatdocent Dr. Leo Meyer aus Göttingen.
197. Professor Dr. Theodor Möbius aus Leipzig.
198. Missionar Dr. H. Fr. Mögling aus Ostindien.
199. Realschuldirigent Dr. Möller aus Biedenkopf.
200. Gymnasiallehrer Dr. Albert Müller aus Hannover.
201. Privatdocent Dr. Emil Müller aus Leipzig.
202. Dr. Friedrich Müller, Beamter der kais. Hofbibliothek in Wien.
203. Gymnasialdirector Dr. F. Münscher aus Marburg.
204. Gymnasiallehrer Dr. F. Münscher aus Guben.
205. R. Nentwig, Redacteur in Frankfurt.
206. W. Nolte, Lehrer an der höheren Gewerbeschule in Frankfurt.
207. *Dr. Ludwig Oelsner in Frankfurt.
208. Dr. Wilhelm Oncken aus Heidelberg.
209. Dr. Karl Oppel in Frankfurt.
210. Professor Dr. Julius Oppert aus Paris.
211. Gymnasiallehrer Dr. Ostermann aus Fulda.
212. Conrector F. Otto aus Wiesbaden.
213. *Senator Dr. von Oven in Frankfurt.
214. Gymnasialrector Dr. Pahl aus Tübingen.
215. Dr. F. Paldamus, Director der höheren Bürgerschule in Frankfurt.
216. Bibliothekar Dr. W. Pertsch aus Gotha.
217. Gymnasiallehrer A. Pertz aus Clausthal.
218. Inspector G. Pfleiderer aus Kornthal.
219. Gymnasialdirector Dr. K. W. Piderit aus Hanau.
220. Professor Dr. Plötz aus Charlottenburg.
221. Oberlehrer Dr. Poppe in Frankfurt.
222. Professor Dr. A. F. Pott aus Halle.
223. Gymnasiallehrer Dr. Preime aus Cassel.
224. Professor Dr. Carl Prien aus Lübeck.
225. Director Prinz aus Lüttich.
226. Professor Dr. Rudolf von Raumer aus Erlangen.
227. Professor Dr. G. M. Redslob aus Hamburg.
228. Professor Dr. Karl August Regel aus Gotha.
229. Privatdocent Dr. August Reifferscheid aus Bonn.
230. Dr. Anton Rein, Director der Realschule in Crefeld.
231. Professor Dr. Wilhelm Rein aus Eisenach.
232. *Dr. juris Max. Reinganum in Frankfurt.
233. Privatdocent Dr. Reinisch aus Wien.
234. Gymnasialdirector Dr. Reisacker aus Trier.
235. Dr. Eduard Reuss, Professor der Theologie in Strassburg.
236. Professor Rheinhard aus Stuttgart.
237. Conrector Albert Rhode aus Brandenburg.
238. Professor Dr. Otto Ribbeck aus Basel.
239. Dr. Max Rieger aus Darmstadt.
240. Schul- und Consistorialrath Ritter aus Dessau.
241. Professor G. D. Röder in Frankfurt.
242. Dr. E. Roer aus Braunschweig.
243. Director Roeren aus Bedburg.
244. Pfarrer Philipp Heinrich Roos in Frankfurt.
245. Geheimer Oberschulrath Dr. Rost aus Gotha.
246. *Dr. Franz Roth in Frankfurt.
247. Professor Dr. Rudolph Roth aus Tübingen.
248. Gymnasiallehrer Rothfuchs aus Marburg.
249. Professor Dr. J. Rubino aus Marburg.
250. Dr. Christian Rumpf aus Giessen.
251. Gymnasiallehrer Dr. Heinrich Rumpf aus Giessen.
252. Institutsvorsteher W. Ruoff in Frankfurt.
253. Buchhändler J. Rütten in Frankfurt.
254. Oberlehrer Dr. Saal aus Köln.
255. Hofrath Professor J. Samtschewsky aus Kieff.
256. Oberlehrer Dr. J. Savelsberg aus Aachen.
257. Subrector Dr. Christian Schad aus Kitzingen.
258. Professor Dr. Arnold Schaefer aus Greifswald.
259. Dr. Schaumann, Director der Realschule in Offenbach.
260. Institutsvorsteher L. Scheib in Frankfurt.
261. Gymnasiallehrer Dr. Schell aus Ofen.
262. Professor Dr. Schenk aus Friedrichsdorf.
263. Gymnasiallehrer Dr. Scherer aus Coesfeld.
264. Gymnasiallehrer Dr. Schimmelpfeng aus Marburg.
265. *Dr. juris Schlemmer in Frankfurt.
266. Gymnasialrector K. A. Schmid aus Stuttgart.
267. Professor Dr. Leopold Schmidt aus Bonn.
268. *Professor Dr. W. H. Schmidt in Frankfurt.
269. Gymnasialdirector Dr. H. L. Schmitt aus Weilburg.
270. Lyceallehrer Dr. J. C. Schmitt aus Mannheim.
271. Oberlehrer Schmitz aus Saarbrücken.
272. Professor Dr. Otto Schneider aus Gotha.
273. Dr. Emil Scholderer in Frankfurt.
274. Geheimerrath Professor Dr. Schömann aus Greifswald.

275. *Buchhändler Carl Schömann in Frankfurt.
276. Lyceumsdirector J. Schraut in Rastatt.
277. Gymnasialdirector Dr. Ferd. Schultz aus Münster.
278. Gymnasialdirector Dr. Schürmann aus Kempen.
279. Privatdocent Dr. Ludwig Schwabe aus Giessen.
280. W. Seibt, Lehrer an der höheren Bürgerschule in Frankfurt.
281. *Advocat Dr. Siebert in Frankfurt.
282. Dr. Leo Silberstein in Frankfurt.
283. Studienlehrer Dr. J. Simon aus Edenkoben.
284. Institutsvorsteher Ph. J. Simon in Frankfurt.
285. Professor Dr. Soldan aus Giessen.
286. Gymnasiallehrer Spangenberg aus Hanau.
287. *Dr. juris Otto Speyer in Frankfurt.
288. Professor August Spiess aus Wiesbaden.
289. Professor Sprenger aus Bern.
290. Professor Dr. th. J. J. Stähelin aus Basel.
291. Professor Dr. K. B. Stark aus Heidelberg.
292. Gymnasiallehrer Steger aus Salzburg.
293. Dr. Leopold Stein, Rabbiner in Frankfurt.
294. *Pfarrer Dr. th. G. E. Steitz in Frankfurt, Präsident der orientalistischen Section.
295. *Dr. August Steitz in Frankfurt.
296. Oberlehrer Dr. S. Stern in Frankfurt.
297. *Dr. med. F. J. Stiebel in Frankfurt.
298. Professor H. W. Stoll aus Weilburg.
299. Gymnasiallehrer Dr. Study aus Coburg.
300. Gymnasiallehrer Dr. R. Suchier aus Hanau.
301. Dr. Supf, Lehrer an der Musterschule in Frankfurt.
302. George C. Swayen aus Oxford.
303. A. Tendlau, Lehrer in Frankfurt.
304. Professor Dr. W. S. Teuffel aus Tübingen.
305. Institutsvorsteher Thudichum aus Rödelheim.
306. Gymnasiallehrer Dr. L. Tillmanns aus Cleve.
307. Rector und Professor M. Trieb aus Amberg.
308. Dr. Ernst Trumpp, Missionar aus Ostindien.
309. Gymnasiallehrer Dr. Uhrig aus Worms.
310. Privatdocent Dr. Franz Umpfenbach aus Giessen.
311. Hofrath und Professor Dr. Urlichs aus Würzburg.
312. Gymnasiallehrer Dr. Adolph von Velsen aus Saarbrücken.
313. Rector G. J. Vennigerholz aus Northeim.
314. Professor Dr. Wilhelm Vischer aus Basel.
315. Gymnasiallehrer Dr. Vogel aus Mainz.
316. Dr. Vogel, Lehrer an der Handelsschule in Offenbach.
317. Dr. th. J. Th. Vömel in Frankfurt.
318. Professor Dr. Wilhelm Wackernagel aus Basel.
319. Pfarrer Chr. Wagner aus Praunheim.
320. Dr. Karl Wagner in Frankfurt.
321. Dr. Chr. Fr. von Walther, Collegienrath, Professor und Oberbibliothekar aus St. Petersburg.
322. *Professor H. Wedewer in Frankfurt.
323. Schulrath Dr. Weidemann aus Meiningen.
324. Professor Dr. Weigand aus Giessen.
325. Professor Weigand aus Würzburg.
326. Gymnasiallehrer Dr. F. Weinkauff aus Köln.
327. *Dr. Heinrich Weismann, Lehrer an der Musterschule in Frankfurt.
328. *Professor J. Weismann in Frankfurt.
329. Gymnasiallehrer Dr. Karl Weismann aus Fulda.
330. Gymnasialdirector Dr. Wendt aus Hamm.
331. Gymnasiallehrer Dr. Wentrup aus Wittenberg.
332. Gymnasialdirector Dr. Wesener aus Fulda.
333. Geh. Oberregierungsrath Dr. Wiese aus Berlin.
334. Cand. philol. C. Wilmanns aus Bremen.
335. Buchhändler Chr. Winter in Frankfurt.
336. Gymnasiallehrer Dr. August Wintterlin aus Stuttgart.
337. Stadtpfarrer Dr. Wolff aus Rottweil.
338. Professor Dr. Wüstenfeld aus Göttingen.
339. Oberlehrer Zacharoft aus Tiflis.
340. Professor Dr. Eduard Zeller aus Marburg.
341. Collaborator Zickendrath aus Wiesbaden.
342. Buchhändler Heinrich Zimmer in Frankfurt.
343. Gymnasiallehrer Dr. G. Zimmermann aus Basel.
344. *Dr. Hermann Zirndorfer in Frankfurt.

Protokolle der allgemeinen Sitzungen.

Erste allgemeine Sitzung.

Die Versammlung wurde Dienstag den 24. September 1861 Morgens 9 Uhr in dem Kaisersaale des Römers von dem Präsidenten, Gymnasialdirector Dr. Classen, mit folgender Rede eröffnet:

Hochansehnliche Versammlung!
Hochgeehrte Herren, liebe Berufs- und Amtsgenossen!

Mit herzlicher Freude und frohen Hoffnungen heissen wir Sie, die Sie sich für einige Tage des ernsten und heitern Zusammenlebens im Geiste und für die Zwecke unsrer Wissenschaft aus allen Theilen des Vaterlandes vereinigt haben, in dieser Stadt von gutem deutschem Klange willkommen, heissen Sie mit gehobnem Gefühle willkommen in diesem altehrwürdigen Saale, von dessen würdig geschmückten Wänden ein Jahrtausend unsrer Geschichte auf uns herabblickt. Ja, möge die inhaltreiche Vergangenheit des Ortes, an welchem wir uns heute versammelt finden, von guter Vorbedeutung sein für den Gehalt und den nachwirkenden Erfolg der Berathungen, welche wir in diesen Tagen hier zu pflegen gedenken!

Viele von Ihnen, verehrte Herren, werden auch schon vor dieser Stunde gern einmal sinnend an dieser denkwürdigen Stätte unsrer Geschichte verweilt und sich erhebende und trübe Bilder der Vergangenheit an der Seele vorübergeführt haben. Aber auch denjenigen von Ihnen, die heute zum ersten Male den Kaisersaal in unserm Römer betreten, war er nicht mehr ein ganz fremder Raum: Sie haben ihn zuweilen im Geiste durchwandelt an der Hand des Dichters, den wir heute mit zwiefachem Rechte den unsern nennen, wenn er uns in jenen nie veraltenden Erinnerungen aus seiner Knabenzeit durch die Gänge und Gemächer des Römers hindurchführt, und uns die Kaiserkrönung bis zu dem glänzenden Festmahle, wie es vor nun bald hundert Jahren[1]) in diesem Saale gehalten wurde, als Gegenwärtige mit erleben lässt.[2]) 'Irre ich mich, oder wurden nicht, als Sie die 'gewölbähnlichen Hallen'[3]) durchschritten, als Sie die 'dreimal gebrochene Treppe'[4]) mit ihrem kunstvollen Eisengeländer heranstiegen, als Ihre Blicke auf die allegorischen Gemälde über Ihnen und zu Ihrer Seite fielen, die Bilder, welche Goethe's Meisterhand zum bleibenden Besitz unsrer Nation entworfen hat, in Ihrer Seele lebendig? Werden Sie es meiner persönlichen Neigung

1) den 3. April 1764. Werke (Octavausgabe von 1827—34) 24, 315.
2) W. 24, 326 ff.
3) W. 24, 25.
4) W. 24, 321.

freundlich zu Gute halten, wenn ich, dem in den acht Jahren, welche ich nunmehr in Frankfurt zu leben und zu wirken berufen bin, wohl nicht ein Tag vorübergegangen ist ohne einen Gedanken an Goethe und das was er uns gewesen ist, wenn ich mir gestatte, das dankbare Andenken an ihn auch in diese Stunde hineinzutragen, und eine bedeutende Seite seines Wesens und Wirkens zum Gegenstande derjenigen Betrachtungen zu machen, mit welchen ich die Ehre habe die zwanzigste Versammlung deutscher Philologen, Schulmänner und Orientalisten zu eröffnen?

Auf einen Vortheil darf ich jedenfalls bei der Wahl meines Gegenstandes rechnen, dass, was meine Ausführung vielfach wird vermissen lassen, die Allen gemeinsame liebevolle Theilnahme für den Mann, dem meine Worte gewidmet sind, ersetzen werde. Denn Gott sei Dank! so weit sind wir in Deutschland nach langer Herschaft unklarer oder übelwollender Vorurtheile gelangt, dass, wer unter uns mit Bewusstsein an dem edlen Gute deutscher Bildung Antheil nimmt, mit stets wachsender Verehrung und Dankbarkeit erkennt, dass wir den Durchbruch ihres eigenthümlichsten Gehaltes und Werthes Niemanden mehr schuldig sind als Goethe. Haben wir mit Recht vor wenig Jahren im freudigen Einklang der ganzen Nation das Erinnerungsfest des edlen Dichters gefeiert, der durch seine unvergänglichen Geisteswerke in das Gesamtleben unsres Volkes am tiefsten eingegriffen und ihm die Richtung auf die höchsten und reinsten Ziele gegeben hat, so ist es das Ausserordentliche, in diesem Grade wohl in keiner andern Litteratur wieder aufzuweisende an seinem grossen Freunde, dass er, ausser den lieblichen und erhabnen Schöpfungen seiner Poesie, an allen Geistesbestrebungen, welche seine Zeit befreiend und belebend durchdrangen, den innerlichsten und unmittelbarsten Antheil nahm, und selbstthätig und fördernd in sie eingriff, ja dass Alles, was in Kunst und Wissenschaft sich befruchtend und neugestaltend regte, von seinem mächtigen Geiste erkannt und aufgefasst, in manigfacher Form in seinen dichterischen Werken einen entsprechenden Ausdruck fand.

Alle von ihm selbst uns hinterlassenen Aufzeichnungen über seinen Lebensgang beweisen, mit wie bewundernswürdigem Ernst und Eifer er ununterbrochen bemüht war, die von allen Seiten auf ihn zudringenden Stralen der Erkenntnis in seinem Innern zu sammeln, und sein eignes Wesen und Alles, was in Wort und Schrift von ihm ausgieng, davon zu durchleuchten. Mit gleicher Liebe war er den beiden Hauptrichtungen menschlicher Forschung, der Wissenschaft des Geistes und der Natur, zugewandt, und nie entschwand ihm das tiefe Bewusstsein, dass nur aus der treuen Pflege beider sich die höchste menschliche Bildung auferbaut. Wenn je unter uns ein ungemässigter Eifer einen feindlichen Gegensatz zwischen den historischen und den physischen Wissenschaften hat hervorrufen wollen, Goethe's Name, sein hehres Vorbild soll uns immerdar das Symbol sein, das alle Kräfte zum einträchtigen Zusammenwirken für die éine, grosse Wissenschaft der Wahrheit zusammenhält, die allein des deutschen Volkes würdig ist.

Liegt auch der Antheil, welchen Goethe an der Förderung mehrerer Zweige der Naturwissenschaft genommen, in seinen Schriften offenkundiger zu Tage, und ist derselbe selbst durch den Widerspruch, den er hervorgerufen, zu allgemeinerer Kunde gelangt: so ist es schon an sich nicht zu bezweifeln, dass dem Dichter, welcher alle Schwingungen und Regungen der Menschenseele belauscht und im Worte wiedergegeben hat wie kein anderer, der Mensch und seine Geschicke in Vergangenheit und Gegenwart stets der wichtigste Gegenstand seiner theilnehmenden Betrachtung geblieben ist; es ist aber auch von grössestem Interesse, die

Zeugnisse dieses lebendigen und thätig eingreifenden Antheils durch den langen Zeitraum seines Lebens und Wirkens zu verfolgen. So gestatten Sie auch mir, hochverehrte Anwesende, die eine Seite desselben, welche den Zwecken unsrer Versammlung am nächsten liegt, in dieser Stunde hervorzuheben, und Goethe's Verhältnis zur classischen Philologie und Alterthumswissenschaft in gedrängter Uebersicht Ihnen vor die Seele zu rufen. Fürchten Sie nicht, meine Herren, dass ich etwa den eitlen Versuch machen werde, durch den erkünstelten Beweis, dass Goethe als thätiger Mitarbeiter und Genosse den philologischen Studien angehört habe, diesen selbst durch den Glanz seines Namens einen erhöheten Ruhm zu bereiten: meine Absicht ist nur, aus dem Gange seiner Lebensentwicklung und vor allem aus dem Zeugnis seiner eignen Worte den Nachweis zu liefern, dass seine eigne Geistesbildung zum guten Theil auf der Grundlage classischer Studien beruht, dass die Anerkennung ihres hohen Werthes ihn durchs Leben begleitet, und dass er den vertrauten Verkehr mit allem, was aus dieser Quelle stammt, mit liebevoller Theilnahme bis in seine spätesten Lebenstage unterhalten hat.

Wir wissen aus Goethe's eignen Mittheilungen, dass er als Knabe nie einer öffentlichen Schule anvertraut war, und dass der einzige Unterricht, welchen er von dem alten Rector Albrecht empfieng, dessen 'originelle Figur'[5]) er uns mit den lebendigsten Zügen gezeichnet hat, sich nicht auf die classischen Sprachen, sondern, nach einer wunderlichen Grille, auf das Hebräische bezog: in unsrer nächsten Nähe lag 'das treppen- und winkelhafte Local' des alten Barfüsserklosters, der damalige Sitz des Gymnasiums, dessen lange, dunkle Gänge der Knabe 'mit schaurigem Behagen' zu durchstreichen liebte, wenn er Abends 6 Uhr zur hebräischen Stunde gieng. Dass er aber auch im Lateinischen wie im Griechischen nach dem Stande der damals gebräuchlichen Hülfsmittel einen verständigen und förderlichen Unterricht empfieng, davon besitzen wir in dem von ihm selbst mit jugendlicher Hand 'labores juveniles' überschriebenen Hefte seiner Knabenarbeiten, das durch einen glücklichen Umstand in den Besitz unsrer Stadtbibliothek gelangt und in seinen merkwürdigsten Theilen von unserm Dr. Heinrich Weismann bekannt gemacht ist[6]), das urkundlichste Zeugnis, welches Verehrer Goethe's nicht ohne Rührung betrachten werden. In beiden Sprachen war es nach des Vaters wohlbedachter Methode auf Beschleunigung des fertigen Verständnisses und der praktischen Verwendung ab gesehen. Indes muss das Griechische, das er als zehnjähriger Knabe mit klarer sichrer Handschrift, und nicht ohne Accente, geschrieben hat, und worin er etwas später, wie er uns versichert[7]), das neue Testament 'ganz bequem las, weil die Evangelien und Episteln Sonntags nach der Kirche recitirt, übersetzt und einigermassen erklärt werden mussten', doch bald zurückgetreten sein. Denn er berichtet ein andres Mal[8]), dass seine Kenntnis desselben sich nicht über das neue Testament hinaus erstreckt habe; dass er dagegen das Lateinische mit Leichtigkeit las, und sich früh in der poetischen wie in der Prosalitteratur fleissig und nach vielen Seiten umsah. Man darf bei seinem spätern eifrigen Verkehr mit der griechischen Litteratur, sowohl bei der Beschäftigung mit wissenschaftlichen Werken wie bei der Lectüre

---

5) W. 24, 198 ff.

6) Aus Goethe's Knabenzeit 1757—59. Mittheilungen aus einem Original-Manuscript der Frankfurter Stadtbibliothek. Erläutert und herausgegeben von Dr. H. Weismann. Frankfurt bei Sauerländer 1846.

7) W. 24, 197.

8) W. 25, 39.

Homers und der Tragiker, der er sich namentlich in Rom und auf Sicilien mit Begeisterung hingab, zur richtigen Beurtheilung nicht vergessen, dass er sie stets durch die Vermittlung lateinischer oder deutscher Uebersetzungen las.[8*] Ein schöpferischer Geist, wie der seinige, vermochte auch durch die abgeschwächte Form, so weit es möglich ist, die ursprüngliche Schönheit in sich wieder hervorzurufen. Aber er selbst hat doch immer in dieser vermittelten Aneignung der griechischen Litteratur einen Mangel empfunden: wo sich die Gelegenheit bot, suchte er durch die Beihülfe der kundigsten Männer, F. A. Wolf's[9]) beim Aristoteles, unsres Göttling[10]) beim Euripides, das Mangelnde zu ersetzen; und noch im höchsten Alter deutet er sein Bestreben, sich auch mit unvollkommner Kenntnis der Sprache dem Original zu nähern, mit liebenswürdiger Naivetät an: 'wir haben Uebersetzungen genug,' schreibt er bei Gelegenheit der neuen Ausgabe der Euripideischen Iphigenie in Aulis von Hermann den 23. November 1831 an Zelter[11]) 'die einer Anmassung ins Original zu sehen gar löblich bei

---

8*) Es ist mir ungemein erfreulich, das, was ich hier auf den Grund verschiedener Stellen Goethescher Schriften im allgemeinen ausgesprochen habe, durch eine bisher nicht bekannte briefliche Aeusserung Goethe's aus seiner frischesten Jugendzeit belegen, aber auch in ein ganz neues und lebendiges Licht setzen zu können. Herr Dr. med. F. Kellner, der sich im Besitz der vollständigen Sammlung der Briefe Goethe's an Sophie von La Roche befindet, welche demnächst im Druck erscheinen wird, hat die Güte gehabt, mir das folgende Bruchstück aus einem Briefe, wahrscheinlich vom November 1774, zum Abdruck an dieser Stelle zu verstatten:

> Hier ein kurzes Rezipe für des werthen Baron v. Hohenfeld*) griechisches Studium: 'So Du einen Homer hast ist's gut, hast Du keinen kaufe Dir den Ernestischen, da die Clarkische wörtliche Uebersezzung beygefügt ist; so dann verschaffe Dir Schaufelbergs Clavem Homericam, und ein Spiel weise Karten, hast Du diess beysammen, so fang an zu lesen die Ilias, achte nicht auf accente sondern liess wie die Melodey des Hexameters dahin fliesst, und wie es Dir schön klinge in der Seele, verstehst Dus so ist alles gethan, so Dus aber nicht verstehst sieh die Uebersezzung an, liess die Uebersezzung und das Original, und das Original und die Uebersezzung, etwa ein zwanzig dreysig Verse biss Dir ein Licht auf geht über Construction, die im Homer reinste Bilderstellung ist. Sodann ergreife Deinen Clavem, wo Du Zeile für Zeile wirst analysirt finden, das Präsens und den Nominativum schreibe sodann auf die Karten, steck sie in Dein Souvenir und lerne daran zu Hause und auf dem Feld, wie einer beten mögte dem das Herz ganz nach Gott hing, und so immer ein dreysig Verse nach den anderen und hast Du zwey drey Bücher so durchgearbeitet versprech ich Dir, stehst Du frisch und frank vor Deinem Homer, und verstehst ihn ohne Uebersezzung Schaufelberg und Karten. Probatum est!'
>
> Im Ernst liebe Mama warum das alles so und so, und grad Karten seyn müssen? Nicht untersucht ruft der Arzt! Warum muss das eben Nesseltuch seyn, worin das Huhn gestoft wird. Sagen sie dem hochwürdigen Schüler zum Troste Homer sey der leichteste Griechische Autor, den man aber aus sich selbst verstehen lernen muss.

Da man wohl nicht bezweifeln darf, dass der Lehrmeister das Recept zuerst an sich selbst probiert hatte, so gewinnt diese Mittheilung einen unschätzbaren Werth, um uns das anschaulichste Bild von Goethe's eignem Homerischen Studium zu geben.

*) Er war kurtrierischer Domdechant und treuer Freund der Familie La Roche.

9) Schillers Briefw. Nr. 840. Selbst wenn er Nr. 841 S. 144 berichtet, dass Wolf drei seiner Conjecturen in der Aristotelischen Schrift de coloribus gleich angenommen habe, so sind das nicht sowohl sprachliche als sachliche gewesen, wie er denn erwähnt, dass er Weiss anstatt Schwarz habe setzen müssen. Sollte über diese Verbesserungsversuche Goethe's wohl etwas näheres herauszubringen sein?

10) W. 32, 191.

11) Zelters Briefw. Nr. 830. 6, 344. In demselben Sinne ist (W. 49, 157 f.) 'den Philologen empfohlen', dass sie von der neu aufgekommenen Sitte 'den griechischen Text in der Ursprache zu citiren' ablassen, und den nicht griechisch Gelehrten 'den Zugang zu jenen mehr oder minder verschleierten Geheimnissen durch hinzugefügte deutsche Uebersetzung künftig erleichtern mögen.'

der Hand sind.' Doch ruft er ein andres Mal[12]) im schmerzlichen Gefühl der Entbehrung lebhaft aus: 'Stünden mir jetzt in ruhiger Zeit jugendlichere Kräfte zu Gebote, so würde ich mich dem Griechischen völlig ergeben, trotz aller Schwierigkeiten, die ich kenne.' Und dieser sein persönlicher Wunsch stimmt völlig mit den Ueberzeugungen überein, zu welchen sich Goethe nach den reifen Erfahrungen eines vielgeprüften Lebens bekannte: 'Wenn unser Schulunterricht immer auf das Alterthum hinweist, das Studium der griechischen und lateinischen Sprache fördert, so können wir uns Glück wünschen, dass diese zu einer höhern Cultur so nöthigen Studien niemals rückgängig werden'[13]), und: 'Möge das Studium der griechischen und römischen Litteratur immerfort die Basis der höhern Bildung bleiben!'[14])

Indes wenn auch Goethe selbst von der Unmittelbarkeit der Auffassung der griechischen Litteratur einiges entbehren mochte, nur um so mehr haben wir es zu bewundern, mit welcher Reinheit und Klarheit er den Geist des Alterthums und vor allem den Geist der griechischen Poesie und Kunst in sich aufgenommen und in seinen Werken zur herlichsten Wirkung gebracht hat. Ich glaube, wir dürfen es ohne Uebertreibung sagen, dass, was der Humanismus des 15n und 16n Jahrhunderts gewollt und erstrebt, aber unter dem hemmenden Einfluss theils überlieferter Formen und Gewöhnungen, theils der nach ganz anderen Zielen gerichteten Bestrebungen nicht durchzuführen vermocht hat: die harmonische Verbindung antiker Geistesruhe, welche das Menschenleben und die Natur mit gleicher Klarheit umfasst, mit der Wärme und Tiefe des Gemüthes, die sich nach der Befriedigung der höchsten Bedürfnisse sehnt, sie ist in keinem neuern Dichter in dem Masse hervorgetreten und durchgedrungen wie in Goethe. Dass er diese läuternde und befreiende Kraft, die aus dem rechten Verkehr mit dem Alterthum stammt, früh erkannt und sein Leben lang auf sich hat wirken lassen, das verdankt er, ausser den frühen Eindrücken seiner Kindheit, vor allem dem mächtigen Einfluss, den nach seinem ersten Hinaustreten ins Leben Lessing's und Winkelmann's Schriften in ihrer vollen Frische auf ihn übten. Nicht Ernesti's gelehrte Interpretation des Cicero, nicht des trefflichen Morus wohlmeinende Belehrung, nicht Gellert's treufleissige Anweisungen und Correcturen waren es, die ihm den Sinn für das Wesen des Alterthums erschlossen; aber Lessing's Laokoon riss den achtzehnjährigen Jüngling 'aus den Regionen eines kümmerlichen Anschauens in die freien Gefilde des Gedankens' hin[15]), und die enthusiastische Verehrung für Winkelmann, dessen Schriften mit hingebendem Eifer, wenn auch noch nicht mit völligem Verständnis studiert wurden[16]), hielt ein reges Streben nach den höchsten Zielen wach. Das ist die wichtige, ja für sein ganzes Leben entscheidende Folge jener Leipziger Lehrjahre (1765—68) gewesen, die ihm auch manche bedenkliche Versuchung nahe gebracht haben, dass sie in ihm die Liebe und Ehrfurcht für die Herlichkeit der alten Kunst und Litteratur unzerstörbar befestigten. Wir nehmen zunächst die Spuren dieser tief eindringenden Wirkung in den zwar spärlichen, doch bedeutungsvollen Aufzeichnungen über seine Lectüre und litterarischen Beschäftigungen während des Strassburger Aufenthaltes (1769—1771) wahr, welche Adolf Schöll mit liebevoller Treue aus vereinzelten, halb-

12) Zelters Briefw. Nr. 533. 4, 289, vom 29. März 1827.
13) W. 49, 113.
14) W. 49, 126.
15) W. 25, 162.
16) W. 25, 180 ff.

zerstörten Blättern uns aufbewahrt hat.[17]) Wir lernen daraus, dass Goethe, wenn auch Herder spotten mochte, dass ihn 'die Tröster der Schulen von wohlgehobelten Brettern' mehr von aussen als von innen trösteten, doch auch, mitten unter den Studien seiner Fach- und Lieblingswissenschaften, sich öfter der Lectüre lateinischer Schriftsteller zuwandte: Cicero und Quintilian, Plinius und Seneca, Properz und Juvenal, Ovid und Manilius haben ihn gelegentlich angezogen, und er nimmt Kenntnis von den kritischen Schriften der Engländer über Homer und Horaz. Bezeichnend für die Art, wie er das Studium der alten Litteratur getrieben wissen wollte, ist der Rath, den er einem jüngern Freunde auf dessen Befragen ertheilt, sich nicht mit langen Einleitungen in die Schriftsteller aufzuhalten: 'am besten ist's, man liest erst den Schriftsteller und hernach die Einleitung statt des Epilogs; wir lernen besser Acht haben und selbst urtheilen'[18]); und ich meine, er hat Recht. Dazu kam nun der vertraute Umgang mit Herder, dessen damalige Studien zwar mehr auf die älteste hebräische Dichtkunst und die Volkspoesie als auf das classische Alterthum gerichtet waren, der aber doch bei Goethe nach dessen eignem Zeugnis[19]) dahin wirkte, 'alles, was er bisher gedacht und gelernt hatte, zu erweitern und an ein Höheres anzuknüpfen.' Ehe er aber aus allen den bildenden und erschütternden Erfahrungen, welche die letzte Studienzeit in Strassburg für seinen Geist und sein Gemüth mit sich brachte, in die Heimat zurückkehrte, empfieng er noch im Antikensaale zu Mannheim den ersten grossartigen Eindruck von dem Anschauen der Nachbildungen der besten Werke griechischer Plastik, und obgleich er selbst beklagt, dass es für die nächste Zeit von geringen Folgen war, setzt er doch hinzu: 'dass er zwar erst durch einen grossen Umweg in diesen Kreis zurückgeführt werden sollte, dass aber die stille Fruchtbarkeit solcher Eindrücke, die man geniessend ohne zersplitterndes Urtheil in sich aufnimmt, auch für ihn ganz unschätzbar war.'[20]) Und nach der Heimkehr, in jener kurzen Uebergangszeit, wo alle Kräfte der Seele und des Geistes in ihm mächtig wogten, geben mehrere der Recensionen, die er für die Frankfurter gelehrten Anzeigen in jenem Mansardenzimmer schrieb, das uns, so Gott will, von seinem väterlichen Hause in seiner Ursprünglichkeit erhalten bleiben wird, von dem freien Blicke und kühnen Sinne Zeugnis, mit welchem er sich gegen eine enge und pedantische Auffassung der alten Litteratur, insbesondere der Homerischen Dichtungen, auflehnte.[21])

Wie aber wirkte nun der liebevolle Verkehr mit dem Alterthum, welchen Goethe von früh auf gepflogen hatte, auf seine eigne dichterische Hervorbringung in dem Zeitraum seiner frischesten Jugend- und Manneskraft (von 1772 bis 1786)? Wohl ist es die Periode, in welcher seine ursprünglichste Natur in Lied und Wort am reinsten und freiesten ausströmte, in welcher eine mit Bewusstsein aufgenommene Einwirkung von irgend einer fremden Bildungsform am wenigsten nachzuweisen sein wird. Götz und Werther, deren Vollendung, Faust, Egmont und Meister, deren erste Entwürfe in diesen Zeitabschnitt fallen, gewis, sie sind der ureigenste Ausdruck seines persönlichsten Genius, und sind zugleich durch tausend Fäden mit dem Leben der Nation, mit den Zeitströmungen der Gegenwart verwachsen. Und doch, was

---

17) Briefe und Aufsätze von Goethe aus den Jahren 1766 bis 1786. Zum erstenmal herausgegeben von A. Schöll. Weimar 1846. S. 29 ff.

18) a. O. S. 30.

19) W. 25, 311.

20) W. 26, 87.

21) W. 33, 13 ff.

ist es, das diese ersten grossen Schöpfungen Goethe's wie mit éinem Schlage hoch über alle ähnlichen Bestrebungen der begabtesten Zeitgenossen erhob? Vor allem doch das, was Schiller viele Jahre später in der reinsten Verehrung seines grossen Freundes ausspricht: 'dass, was wir sonst in der weitesten Ferne eines begünstigten Alterthums suchen und kaum finden, uns in Goethe so nahe ist: die bewundernswürdige Natur, Wahrheit und Leichtigkeit seiner Schilderungen.' [22]) Es ist oft genug und mit Recht hervorgehoben worden, dass Goethe's hohe Geistesklarheit eine Verwandtschaft mit dem Geiste antiker Kunst und Poesie in sich trug. Aber nimmermehr wäre auch die glücklichste Anlage für antike Ruhe und Hoheit zu jener schöpferischen Kraft durchgedrungen und ausgebildet, an deren Werken wir uns erfreuen, wäre nicht in ihm durch ernstes Studium das Verständnis für den Geist des Alterthums erschlossen und die Liebe für seine edelsten Erscheinungen genährt und gepflegt. Wie tief ihr Eindruck in seine Seele gesunken war, davon zeugen am beredtesten jene erhabnen Gestalten der griechischen Sage und Dichtung, welche früh in seinem Geiste den einheimischen Gebilden seiner Poesie sich zur Seite stellten und mit gleicher Liebe, wie die Schöpfungen des eignen Genius, von ihm gehegt wurden: Prometheus und Iphigenie. Ehe er sich den Faust zu dem Träger seiner innersten Geisteskämpfe ersehen und ausgebildet hatte, war er von der Gestalt des griechischen Heros erfüllt, in welchem der mit den Schranken der irdischen Existenz ringende Menschengeist verkörpert ist. Aeschylus' erhabne Dichtung hatte ihn früh in tiefster Seele ergriffen [23]); um so mehr staunen wir über die urwüchsige Kraft, welche Goethe's Nachbildung auch in den trümmerhaften Bruchstücken zeigt, die zu dem Gewaltigsten gehören, was seine jugendliche Dichtung hervorgebracht hat. Als er aber in Weimar im reinsten Genuss jenes unvergleichlichen Verhältnisses zur Frau von Stein, in welchem die Glut der Leidenschaft durch die Gefühle der innigsten Seelenverwandtschaft geläutert und gemildert wurde, den Zauber edler Weiblichkeit am mächtigsten an sich erfuhr, da fand er für ihre dichterische Verherlichung kein entsprechenderes Bild als das der Schwester Orestens, Iphigeniens. Wie ist es ihm sein Leben lang theuer geblieben, dieses Schmerzenskind [24]) seiner Dichtung und seiner theuersten Lebenserfahrung! Wie trachtete er darnach, von ihrer reinen Gestalt auch den leisesten Anhauch des Niedrigen entfernt zu halten! [25]) wie drängte ihn der Genius noch in späterer Zeit, die holde Dichtung weiter auszugestalten! Aehnlich wie er diese hohen Gebilde der Vorwelt in den Umfang seiner eignen tragischen Poesie aufgenommen hatte, so gestattete er zur selbigen Zeit der Muse des Aristophanes in der heitern Nachbildung der 'Vögel' den freiesten Einfluss auf Erfindung und Gestaltung auf dem Gebiete der komischen Dichtkunst.

Aber wie lebendig auch die Bilder antiker Dichtung und Sage vor seiner Seele standen, wie kräftig auch die Eindrücke seiner auf das Alterthum gegründeten Jugendbildung in seinem Innern fortwirkten und im Verkehr mit Wieland und Herder neue Nahrung empfiengen, er hatte kein Genüge daran. Je mehr sein Geist von den immer neu zuströmenden dichterischen Gedanken, die Gestaltung forderten, erfüllt, je mehr sein Gemüth von dem bunten Gewirr

22) Schillers Briefw. Nr. 178. 2, 88.
23) W. 32, 113.
24) W. 27, 248.
25) W. 27, 166. Mitten in der Arbeit der letzten metrischen Redaction der Iphigenie in Rom schreibt er: 'ich habe mir die Gestalt (der h. Agatha von Raphael) wohl gemerkt, und werde ihr im Geiste meine Iphigenie vorlesen, und meine Heldin nichts sagen lassen, was diese Heilige nicht aussprechen möchte.'

des geselligen und geschäftlichen Lebens umdrängt wurde: desto tiefer empfand er die Sehnsucht, im Anschauen der südlichen Natur und des Schauplatzes antiken Lebens und antiker Kunst sein ganzes Wesen zu durchläutern und zu der Ruhe innern Gleichmasses zu sammeln: 'zuletzt durfte ich kein lateinisch Buch mehr ansehen, keine Zeichnung einer italienischen Gegend: die Begierde dieses Land zu sehen war überreif.'[26]) Wer sich mit dem Gange von Goethe's Leben als dem Schlüssel zum Verständnis seiner Werke vertraut gemacht, weiss, welchen entscheidenden Wendepunkt in seiner Geistesentwickelung die zwanzig Monate (September 1786—Juni 1788) in Italien bilden. Alles gewann Klarheit und Bestimmtheit in seiner Seele, eine harmonische Ruhe durchzog sein inneres Leben, und sein Geist wurde zur Tüchtigkeit gestempelt.[27]) Jede Seite der lebensvollen Aufzeichnungen, die er uns aus jenen Jahren edelsten Genusses und ernster Arbeit hinterlassen hat, bezeugt es laut, dass er mit vollem Bewusstsein diese beglückende Wirkung zumeist dem Verkehr mit dem Alterthum verdankte, in das er sich in Litteratur und Kunst immer mehr hineinlebte, von der Stunde an, wo ihm der Virgilische Vers *fluctibus et fremitu adsurgens, Benace, marino* im Anschauen des Gardasees lebendig wurde[28]), durch jene selige Zeit hindurch, wo er auf Sicilien im Lesen und Wiederlesen der Odyssee schwelgte[29]) und ihrer dramatischen Concentration in einer Nausikaa nachsann[30]), oder in Rom und Neapel im Anschauen der plastischen Kunstwerke ausruft: 'jetzt sehe, jetzt geniesse ich erst das Höchste, was uns vom Alterthum übrig geblieben, die Statuen'[31]), bis zu dem Tage, wo er mit Ovid's

cum repeto noctem, qua tot mihi cara reliqui,
labitur ex oculis nunc quoque gutta meis!

von Rom Abschied nahm.[32]) Ich würde keine Grenze finden, wollte ich weiter aus der Fülle dessen, was dort aus tiefstem Verständnis und innigster Liebe zu alter Kunst und Poesie in den treffendsten Worten[33]) ausgesprochen ist, einzelnes hervorheben. Nur éine Bemerkung drängt sich uns bei der Betrachtung dieses von den wirksamsten und bleibendsten Eindrücken erfüllten Zeitabschnittes auf: wenn Goethe auch den Boden Italiens und Siciliens nicht überschritt, so waren es doch vorwiegend die Ueberreste griechischer Kunst und Poesie, welche den mächtigen Einfluss auf ihn übten. Wohl empfand er Bewunderung und Ehrfurcht vor der Grossheit des Gedankens und der Fülle der Kraft, die auch aus den zertrümmerten Werken römischer Baukunst spricht: 'Diese Menschen arbeiteten für die Ewigkeit, es war auf alles calculirt, nur auf den Unsinn der Verwüster nicht, dem alles weichen musste.' 'Wer sich in Rom mit Ernst umsieht und Augen hat zu sehen, muss solid werden:

---

26) W. 27, 197.

27) Vgl. W. 27, 212. 213.

28) W. 27, 40. G. citiert aus dem Gedächtnis: *fluctibus et fremitu* **resonans** *Benace marino*, 'der erste lateinische Vers, dessen Inhalt lebendig vor mir steht. — So manches hat sich verändert, noch aber stürmt der Wind in dem See, dessen Anblick eine Zeile Virgils noch immer veredelt.'

29) W. 28, 119. 145. 236. 237.

30) W. 28, 197 ff. vgl. 4, 219 ff.

31) W. 29, 213.

32) W. 29, 340.

33) Statt vieles andern erinnere ich an den berühmten Ausspruch: 'Lass mich meine Gedanken kurz so ausdrücken: **sie** (die Alten) stellten die Existenz dar, wir gewöhnlich den Effect; **sie** schilderten das Fürchterliche, **wir** schildern fürchterlich; **sie** das Angenehme, **wir** angenehm' u. s. w.

er muss einen Begriff von Solidität fassen, der ihm nie so lebendig ward.'[34]) Wohl war er ernstlich bemüht, durch das Studium der bedeutenden Schriftsteller[35]) sich über seine neuen Umgebungen aufzuklären und in ihnen sich völlig heimisch zu machen. Die hervorragendsten römischen Dichter las er mit lebhaftem Antheil in Rom, und mit mehrern blieb er auch später in vertrautem Verkehr und widmete ihnen eine eingehende Theilnahme, namentlich Properz und Lucretius, zu welchen ihn die Uebersetzungen seines Freundes Knebel näher hinanführten[36]); aber ausgefüllt haben sie seine Seele nicht. Auch die römischen Inschriften und Münzen gewinnen ihm ein lebhaftes Interesse ab[37]); die Geschichte Roms regt ihn zu ernster Betrachtung an; in der Beschauung der Oertlichkeiten wendet sich sein sinnender Blick in die frühesten Zeiten zurück.[38]) Dennoch lag seinem Geiste nach seiner natürlichen Anlage, wie nach der durch Erziehung und Zeitverhältnisse gewonnenen Richtung das Interesse für die grösste Seite des römischen Volkes, den Staat, ferner: noch als er in seinen letzten Lebensjahren mit inniger Wehmuth über den unerwarteten Tod des Verfassers sich in Niebuhr's römische Geschichte 'anhaltend hineinlas', gesteht er selbst: 'Niebuhr war es eigentlich, und nicht die römische Geschichte, was mich beschäftigte: so eines Mannes tiefer Sinn und emsige Weise ist im Grunde das, was uns auferbaut.'[39])

Aber dass er dem Genius des griechischen Volkes in den edelsten Werken der bildenden und redenden Kunst so nahe kam, dass er die verwandten Seiten seines eignen Genius in vertrautem Verkehr mit ihnen zur vollendetsten Durchbildung führte, das ist die grosse Frucht seines Aufenthalts in Italien gewesen, deren Spuren wir von nun an in allen Erzeugnissen seines Geistes begegnen. Die Vollendung der Iphigenie und des Tasso, eine Vollendung, deren reine Harmonie uns das Höchste bietet, was unsre Sprache besitzt, vermochte er nur unter dem Himmel Italiens, im Anschauen griechischer Kunstwerke auszuführen. Zunächst nach der Heimkehr, die ihm unsäglich schwer wurde, 'aus dem formenreichen Italien in das gestaltlose Deutschland', wie er einmal in bitterm Unmuth sich ausdrückt[40]), klangen ihm die Eindrücke des südlichen Himmels und Lebens in jenen reizenden Elegien nach, die er als die römischen bezeichnet, obschon sie zu Weimar im Genuss eines neu angeknüpften Liebesverhältnisses entstanden[41]); sie und die bald folgenden, die Metamorphose der Pflanze, Alexis und Dora, dann die Epigramme aus Venedig sind der vollendetste Ausdruck einer fast leidenschaftlichen Hingebung an die Denk- und Empfindungsweise des Alterthums, die zugleich in der leichtesten Behandlung der antiken Form inniges Wohlgefallen empfand.

Ich versuche es nicht auszuführen — schon zu weit bin ich meiner Neigung gefolgt — wie alle grösseren Dichtungen Goethe's aus späterer Zeit, die epischen wie die dramatischen, unter dem Einflusse jener besonnenen Mässigung und ruhevollen Klarheit stehen, der er, als dem edelsten Erbtheil der antiken Welt, in Italien nachgerungen hatte. Nur daran will ich,

34) W. 27, 212. 213.

35) Vitruv: W. 27, 150. 151. 182. Plinius: 28, 261. Tacitus: 27, 191 — 'ich fühle die grösste Sehnsucht den Tacitus in Rom zu lesen.'

36) Vgl. insbesondere W. 45, 210 ff. die schönen Bemerkungen über Lucrez und sein Verhältnis zu seiner Zeit.

37) W. 27, 232. 28, 119.

38) W. 27, 261 ff.

39) Zelters Briefw. Nr. 769 vom 17. Januar 1831. 6, 115 ff.

40) W. 28, 115. 116.

41) Schöll zum Steinschen Briefwechsel 3, 322 ff.

meiner Aufgabe eingedenk, noch erinnern, dass eine der reifsten und lieblichsten Schöpfungen seines Genius, Hermann und Dorothea, dem Zeitpunkte ihren Ursprung verdankt, wo er durch Wolf's Prolegomena sich zur eindringenden Betrachtung der Natur der epischen Poesie hingezogen fühlte. Er hat den ernstesten und lebhaftesten Antheil an den durch sie angeregten Fragen genommen. Aber so wenig er sich den Gründen verschloss, welche die successive Entstehung und schliessliche Redaction der beiden grossen Gedichte wahrscheinlich machen, so überwog doch zuletzt das Bedürfnis seines poetischen Gemüthes, und er beschloss, die kritische Frage über die Composition bei Seite lassend, 'die Einheit und Untheilbarkeit des poetischen Werthes in einem feinen Herzen festzuhalten und zu vertheidigen.'[42]) Nicht als ob diese und ähnliche Aeusserungen des grossen Dichters für die Entscheidung der gelehrten Streitfrage von Gewicht sein könnten; aber zur Mahnung mögen wir sie uns doch dienen lassen, uns über dem eifrigen Forschen nach der Art ihrer Entstehung nicht jene Wirkung der herlichen Gedichte, auch in ihrer überlieferten Gestalt, zu verkümmern, die Goethe gegen Schiller mit den Worten beschreibt: 'man wird durch sie doch immer, gleich wie in einer Montgolfiere, über alles Irdische hinausgehoben, und befindet sich wahrhaft in dem Zwischenraum, in welchem die Götter hin und her schwebten.'[43])

Der persönliche Verkehr mit F. A. Wolf, 'mit welchem einen Tag zuzubringen, ein ganzes Jahr gründlicher Belehrung einträgt'[44]), mit J. H. Voss, 'dessen grosse umsichtige Gelehrsamkeit, wie seine herrlichen poetischen Darstellungen und die Freundlickeit seiner häuslichen Existenz ihn anzogen'[45]), mit Gottfried Hermann, 'dessen Arbeiten er immer eine vorzügliche Hochachtung widmete'[46]), mit dem treuen Hausfreunde Heinrich Meyer, dann mit den jüngern Männern, mit Riemer, Eckermann, Reisig[47]), unserm Göttling[48]), erhielt ihn stets in

---

42) Schillers Briefw. Nr. 454. 4, 173 vgl. W. 46, 61. 62. Eckermann Gespr. 1, 339.

43) Schillers Br. Nr. 470. 4, 201. vgl. Br. 424. 4, 102. W. 28, 237. 32, 190. 191. 49, 114: 'noch heute haben die homerischen Gesänge die Kraft uns wenigstens auf Augenblicke von der furchtbaren Last zu befreien, welche die Ueberlieferung von mehrern tausend Jahren auf uns gewälzt hat.'

44) W. 31, 136. vgl. S. 200. 'Hatte ich nun an ihm die Gegenwart eines ungeheuren Wissens zu bewundern, so war ich doch auch neugierig zu vernehmen, wie er das Einzelne an die Jugend methodisch und eingänglich überliefere. Ich hörte daher durch seine liebenswürdige Tochter geleitet, hinter einer Tapetenthür seinem Vortrag mehrmals zu, wo ich denn Alles, was ich von ihm erwarten konnte, in Thätigkeit fand: eine aus der Fülle der Kenntniss hervortretende freie Ueberlieferung, aus gründlichstem Wissen, mit Freiheit, Geist und Geschmack sich über die Zuhörer verbreitende Mittheilung.'

45) W. 31, 137.

46) W. 32, 173: 'denn was kann uns zu höherm Vortheil gereichen, als in die Ansichten solcher Männer einzugehen, die mit Tief- und Scharfsinn ihre Aufmerksamkeit auf ein einziges Ziel hinrichten?'

47) W. 32, 174: 'lebhafte Unterhaltungen mit diesem tüchtigen jungen Manne, geistreich wechselseitige Mittheilungen verliehen mir bei meinem diessmaligen längern Aufenthalt in Jena die angenehmsten Stunden.'

48) Von der Restitution des Phaëthon von Euripides, bei welcher Goethe Göttling zu Rathe zog, wird gleich die Rede sein. Ich kann mich aber nicht enthalten, aus Göttling's Herbstprogramm von 1851 die anziehende Aufklärung mitzutheilen, welche er selbst uns über eine Stelle in Eckermanns Gesprächen gibt. Nachdem er bemerkt hat: 'ex hoc loco (Ianiculo) in Romam subiacentem vel prospexisse putandus est Propertius vel animo se prospicientem finxisse, quum ita caneret

Hoc quodcumque vides, hospes, qua maxima Roma est

elegia prima libri quarti, Goethianae elegiae XV simillima. Huius enim et illius Horatiani versus (C. 1, 9, 5) quasi fulmine me ipsum perculit recordatio, quum ex villa Ianiculensi ipsam urbem et clarissimum Soracte admirabar', fügt er hinzu: 'Narravi olim, quod senseram, Goethio habuique adstipulatorem poetam egregium. Ipse enim addidit, se non nosse locum angustiorem et admirabiliorem ei qui totam Romam uno

lebendigster Kunde von allem Bedeutenden, was auf dem Gebiete der alten Litteratur und Kunst hervortrat, und sein bis ins höchste Alter ungeschwächtes Interesse bethätigte sich nach den verschiedensten Seiten hin. Bei der Fülle dessen, was als Zeugnis von dem gründlichen Ernst und der warmen Liebe seines Strebens namhaft zu machen wäre, darf ich mich nur auf wenige Andeutungen beschränken. Wie war es ihm eine Herzensangelegenheit, im innigsten Zusammenwirken mit Heinrich Meyer den Sinn und das Verständnis für alte Kunst in Winkelmanns Geiste in Deutschland anzuregen und zu verbreiten! Die Propyläen, recht eigentlich im Gegensatz zu einer unklaren Romantik[49]) unternommen (1798—1800), die Hefte von Kunst und Alterthum (1815—1828), die Aufsätze über Polygnotos Bilder in der delphischen Lesche (1803) und über die Philostratischen Gemälde (1818), Winkelmann und sein Jahrhundert und zahlreiche kleinere archäologische Arbeiten bekunden das aufs deutlichste. Die kunstvollen Nachbildungen der pompejanischen Wandgemälde zogen ihn noch in späten Jahren aufs lebhafteste an, und die Anschauung des grossen Mosaiks mit der Alexanderschlacht war eine seiner letzten Lebensfreuden. Sind wir seitdem in historischer Einsicht und auch wohl in ästhetischer Würdigung der antiken Kunst weiter gekommen, so soll es unvergessen bleiben, mit welcher Liebe und Treue Goethe dazu die Wege gebahnt hat.

Nicht minder warm und vielseitig war seine ununterbrochene Theilnahme an alter Litteratur:

---

quasi intuitu perlustrare vellet, quam eum quem indicassem. Post vero quum diem supremum obiisset vir immortalis, P. Eckermannus, amicus meus, vir in paucis amabilis, sic scripsit commentariis Goethianis (II p. 200): Ich sprach mit Goethe über eine Stelle in seinen Gedichten (I p. 255), ob es heissen müsse: «Wie es dein Priester Horaz in der Entzückung verhiess», wie es in allen ältern Ausgaben steht, oder: «Wie es dein Priester Properz» u. s. w. wie die neue Ausgabe hat. 'Zu dieser letztern Lesart, sagte Goethe, habe ich mich durch Göttling verleiten lassen. Priester Properz klingt zudem schlecht, und ich bin daher für die frühere Lesart.' So, sagte ich, stand auch in dem Manuscript Ihrer Helena, dass Theseus sie entführt als «ein zehenjährig schlankes Reh». Auf Göttlings Einwendungen haben Sie umdrucken lassen: 'ein siebenjährig schlankes Reh», welches gar zu jung ist, sowohl für das schöne Mädchen, als für die Zwillingsbrüder, die sie befreien. Das Ganze liegt ja so in der Fabelzeit, dass Niemand sagen kann, wie alt sie eigentlich war, und zudem ist die ganze Mythologie so versatil, dass man die Dinge brauchen kann, wie es am bequemsten und hübschesten ist. 'Sie haben Recht, sagte Goethe, ich bin auch dafür, dass sie zehn Jahre alt gewesen, als sie Theseus entführte, und ich habe daher auch später geschrieben: «vom zehnten Jahre an hat sie nichts getaugt.» In der künftigen Ausgabe mögt ihr daher aus dem siebenjährigen Reh immer wieder ein zehnjähriges machen.'

At bona verba, quaeso, Eckermanne! Mene Goethium Optimum Maximum aut voluisse seducere aut potuisse? Dicam igitur quod res est, ne indignus in reprehensionem incurram. Licebit autem Eckermanno de septenni Helena viro immatura sentire ut velit, quum tribus istis annis aetati heroinae (ex divina stirpe oriundae nec temere vel moribus nostris vel annis metiendae) benigne adiectis rei quae narratur probabilitas ne minimo quidem augeatur, neque quicquam imminuatur, si mythologiam, quod ego dixi faciendum esse, sequantur poetae nostri. Mihi vero item liceat de Horatii aliquo loco sentire ut velim. Dixi igitur Goethio, quum mentionem fecissem Propertianae elegiae Goethianae illius simillimae, mihi Propertianum illud: *Hoc quodcumque vides, hospes, quam maxima Roma est* multo pulchrius atque verius videri quam celebratissimum Horatianum *Possis nihil urbe Roma visere maius*, cuius ille in elegia mentionem fecerat: arrogantius enim dictum esse, quam quod vate vel patriae amantissimo dignum censeamus, Propertianum vero ad naturam ipsam et regionem longe accommodatius. Mihi adstipulati sunt et Goethius et Riemerus qui simul erat. Plura non addam, nemo enim Propertii nomen in illo egregio loco nomini Horatii merito substituat: si causa fui substituendi insons, ex animo deprecabor. Vides igitur non solum libros fata sua habere, ut dicitur, sed etiam singula vocabula.'

49) Derselben Zeit und Stimmung gehört auch das kühne Wort an: 'classisch ist das Gesunde, romantisch das Kranke.' W. 56, 132.

seine Verehrung und Liebe für ihre hervorragendsten Erscheinungen war in stetem Zunehmen, je mehr er in das Studium des Einzelnen forschend und sinnend eindrang. Die Homerischen Dichtungen blieben ihm ein Gegenstand stets erneuerter Betrachtung und höchsten Genusses. 'Lese ich nun den Homer,' schreibt er an Zelter in seinem 73n Lebensjahre den 8. August 1822[50]) 'so sieht es anders aus als vor zehn Jahren.' Dieselbe liebevolle Theilnahme widmete er den Tragikern. Mit eben so viel Einsicht wie Gerechtigkeit macht er sich den Werth eines jeden klar, und spricht sein wohlerwognes Urtheil so scharf und treffend aus, wie es keiner unsrer Kritiker und Litterarhistoriker besser zu thun vermocht hat.[51]) Was Goethe noch im höchsten Alter nach einer abermaligen eindringenden Beschäftigung mit Euripides bemerkt[52]), wird immer der ernsten Erwägung der Nachfolgenden würdig bleiben. Seine Besprechung der berühmten Stelle in Aristoteles' Poetik über die tragische Katharsis[53]), die aus der tiefsten Erfahrung seiner Dichternatur hervorgieng, trifft in ihrem innersten Kern mit einer geistvollen neuern Behandlung[54]) derselben überein, und wird bei der wieder erwachten Controverse stets von Gewicht sein. Wie hat er im Einzelnen seine Liebe für die Meisterwerke der griechischen Tragödie thatsächlich bekundet, indem er bald zu den Hiketiden des Aeschylus der Erfindung des dritten Stückes nachsann[55]), bald mit liebenswürdigem Eifer die Ergänzung der Fragmente von Euripides Phaëthon unternahm[56]), bald in die genaue Betrachtung einzelner Stellen eingieng, wie des Philoktet[57]) und der Antigone[58]) des Sophokles, in welcher er unabhängig von den gelehrten Kritikern eine bekannte Stelle für unecht erklärte.

Nächst den Tragikern wandte sich in spätern Jahren seine Neigung und Beschäftigung vorzugsweise der griechischen Philosophie zu. Wir wissen zwar, dass wir dies nicht von einem streng kritischen Studium der Originalwerke zu verstehen haben. Aber wie sehr er es doch verstand sich ihren wesentlichen Gehalt anzueignen, das beweisen theils einzelne goldne Aussprüche von tiefem Gehalt und prägnantester Form, wie sie eben nur von ihm ausgegangen sind[59]), theils die überraschende Verwendung, die er von vereinzelten Ueberlieferungen gemacht hat, wie die sinnvolle Behandlung der Orphischen Urworte[60]) und die Verarbeitung Heraklitischer Sätze in Makariens Archiv in Wilhelm Meisters Wanderjahren.[61])

Dieselbe Neigung, aus dem reichen Schatze der gedanken- und erfahrungsreichen Ueberlieferungen des Alterthums in stiller Betrachtung das Bedeutende und Zusagende sich zu

---

50) Briefw. Nr. 390. 3, 269.

51) Vgl. besonders Zelters Briefw. Nr. 29.

52) Zelters Br. 830 vom 23. Nov. 1831. 6, 343 f.

53) W. 46, 16 ff. vgl. mit Zelters Br. 4, 288.

54) J. Bernays Grundzüge der verlornen Abh. des Aristoteles über Wirkung der Tragödie (Breslau 1857) S. 137.

55) Zelters Br. 5, 17.

56) W. 32, 190. 46, 30.

57) Eckermann 1, 327 ff.

58) V. 905—913: vgl. Sophokles Antigone von Aug. Jacob S. 23 Anm. Uebrigens halte ich die Stelle mit Böckh für echt. Grade ihre unzweifelhafte Beziehung auf Herod. 3, 119 ist mir ein Beweis dafür. Die Neigung des Dichters, manche von Herodot, sei es in persönlichem Verkehr, sei es aus dessen Schriften gewonnene Belehrung in seiner Poesie zu verwenden, ist unverkennbar und tritt auch an andern Stellen zuweilen in befremdender Weise hervor. Vgl. Oed. Kol. 337 ff. mit Herod. 2, 35. 1275 mit 1, 85. 1418 mit 7, 231. El. 62 mit 4, 14. 95. 420 mit 1, 108; vielleicht auch Oed. Tyr. 387 mit 3, 61 ff.

59) Vgl. z. B. W. 49, 114.

60) W. 49, 7 ff.

61) Vgl. Bernays Heraclitea I (Bonn 1844) S. 22.

entnehmen und für sich zu verarbeiten, führte ihn in den letzten Monaten seines Lebens zu Cicero's Büchlein vom Alter, 'welches er sich zum ersten Male zu Gemüthe nahm und allerliebst fand,' und zu Plutarch's Biographien, die er um des reineren Eindrucks willen sich zuerst in der Reihe der Griechen und dann der Römer vorlesen liess.[62])

Am beharrlichsten endlich und zusammenhängendsten wurde Goethe's Aufmerksamkeit auf die alte Litteratur durch die Nachforschungen angeregt, welche er der Geschichte der Naturwissenschaften bei den Alten überhaupt zuwendete und besonders in der historischen Einleitung zu der Farbenlehre[63]) zusammengestellt hat. Aus diesem fortgesetzten Studium erwuchs ihm vor allem eine steigende Bewunderung und Verehrung für Aristoteles. Schon bei der wiederholten Lectüre der Poetik sprach er gegen Schiller das Wort aus: 'es ist eine schöne Sache um den Verstand in seiner höchsten Erscheinung.'[64]) Als er später den grossen Forscher und Denker auch in seinen physischen Schriften kennen lernte, wuchs sein Erstaunen über die Schärfe seines Blickes und den Umfang seiner Beobachtungen: 'es ist über alle Begriffe, was dieser Mann sah, schaute, bemerkte, beobachtete,' ruft er aus[65]), und bei jenem Wunsche, sich noch einmal ganz dem Griechischen widmen zu können, setzt er hinzu: 'die Natur und Aristoteles würden mein Augenmerk sein.'[66]) Die Universalität dieses mächtigen Geistes hatte ihn mit unwiderstehlicher Gewalt ergriffen; sein klarer Blick erkannte, wie viel die Wissenschaft dem mit allen Mitteln unsrer Zeit erneuerten Studium des Aristoteles auch ferner verdanken werde. Schon ist seine Hoffnung in erfreuliche Erfüllung gegangen, und noch winkt dem Eifer jüngerer Kräfte vielleicht auf keinem Arbeitsfelde eine reichere Frucht.

So hat sich in Goethe's Verhältnis zur classischen Philologie und Alterthumskunde sein langes inhaltreiches Leben hindurch derselbe hohe Sinn bewährt, den wir in den grossen Schöpfungen seines Dichtergeistes verehren: der Sinn, der sich jeder Seite der realen Welt unbefangen öffnet und auf das Wesen und den innern Zusammenhang der Dinge dringt. Diese Unmittelbarkeit seiner Auffassung, diese Freiheit des Umblicks, diese durch nichts bestochene Gerechtigkeit des Urtheils, diese Beharrlichkeit der Betrachtung und Forschung, dieses Hinstreben zur Wesenheit und Ganzheit des Objects[67]), sind es nicht die Eigenschaften, von denen wir vor allem den Fortschritt und Ausbau unsrer Wissenschaft auch ferner hoffen müssen? Freilich um so grösser und schwieriger erscheint diese Aufgabe, je mehr ihr Umfang durch neue Entdeckungen und Forschungen sich erweitert hat, je strenger die Forderungen sind, die an die sorgfältigste Durchdringung des Besondern und Einzelnen sich richten. Immer mehr übersteigt auf dem Gebiete unsrer wie andrer Wissenschaften die Umfassung und Beherschung des Ganzen nach allen Seiten hin die Kräfte des Einzelnen. Aber um so mehr werden wir auch auf die Macht der Gemeinsamkeit, auf den Segen des Zusammenwirkens hingewiesen. Wo aber fände die Ueberzeugung von der mächtigen Wirkung der gemein-

---

62) Zelters Briefw. 818 u. 821. 6, 299 u. 306.

63) W. 53 u. 54.

64) Schillers Br. 299. 3, 90.

65) Zelters Br. 533. 4, 289.

66) oben Anm. 12. vgl. Eckermann 2, 13.

67) Ungemein treffend drückt Goethe seine unüberwindliche Liebe zur objectiven Wahrheit auch so aus (W. 31, 158): 'Vor nichts habe ich mich in meinem Leben so sehr gehütet, als vor leeren Worten, und eine Phrase, wobei nichts gedacht und empfunden war, schien mir an Andern unerträglich, an mir unmöglich.' In demselben Sinne nennt er sich W. 27, 97 den Todfeind von Wortschällen.

samen Arbeit, die unsre Zeit durchdringt, einen lebendigern Ausdruck, als in einer Versammlung wie diejenige, zu welcher ich zu reden die Ehre habe, in einem Verein von Männern, in welchem jede Seite der Wissenschaft und ihrer Verwendung für die wichtigsten Zwecke des Lebens ihre Vertretung findet? So mögen denn auch diese Tage eines frischen und frohen Zusammenlebens der durch gleiche Ziele verbundenen Männer die segensreiche Kraft der Gemeinsamkeit bewähren! Möge der Geist eines freien und offenen Austausches der Gedanken und Ansichten, der Forschungen und Erfahrungen unsre Versammlung durchdringen; und wenn aus unsern Berathungen ein helleres Licht auf einzelne Punkte unsrer Wissenschaft fällt, und wenn wir durch den gewonnenen Einblick in das Besondre auch die Erkenntnis des Ganzen gefördert sehen: dann möge auch bisweilen unsre dankbare Erinnerung sich dem grossen Dichter und Denker zuwenden, dessen edelste Geisteskräfte stets in dieser Richtung thätig waren!

Indem ich nunmehr die zwanzigste Versammlung deutscher Philologen, Schulmänner und Orientalisten für eröffnet erkläre, bleibt mir noch übrig eine Pflicht der Pietät zu erfüllen und derjenigen Männer zu gedenken, welche seit unsrer vorjährigen Versammlung durch den Tod aus unsrem Kreise abgerufen sind. Ihre Zahl ist zu gross, als dass ich jeden einzelnen namhaft machen könnte; noch vor wenig Tagen ist ein jüngerer Mann von uns geschieden, welchem Alle, die ihm näher gestanden, ein treues Andenken bewahren, Julius Deuschle, welcher seit einigen Jahren am Friedrich-Wilhelms-Gymnasium in Berlin segensreich wirkte. Sein feiner Sinn, sein ernstes Streben nach allem Höhern, seine vielseitige Bildung machte ihn allen seinen Freunden werth; — auch mit uns Frankfurter Lehrern unterhielt er ein freundliches Verhältnis, so oft er seinen Heimatsort, das benachbarte Bergen, besuchte; — seine trefflichen Arbeiten für das eindringende Verständnis Plato's hatten die schönsten Hoffnungen für seine fernern Leistungen erregt.

Unter den Männern aber, welche durch allgemein anerkannte Verdienste sich in den weitesten Kreisen einen hochgeachteten Namen gewonnen haben, nenne ich besonders drei, deren Verlust wir schmerzlich beklagen: Drumann, Nitzsch und Preller.

Wilhelm Drumann hat mit rastlosem Fleiss und umfassender Gelehrsamkeit bis zu der höchsten Altersgrenze für die historische Erkenntnis des Alterthums eifrig gewirkt: sein grosses Werk über die letzten Zeiten der römischen Republik, mag auch die von ihm gewählte Anordnung nach den Geschlechtern den Gebrauch desselben erschweren, und mögen wir uns auch gedrungen fühlen hie und da von seinen Urtheilen abzuweichen, wird immer durch die Gründlichkeit und Selbständigkeit seiner Forschungen eine hervorragende Stelle behaupten und von allen Spätern dankbar benutzt werden.

Gregor Wilhelm Nitzsch hat sich in den beiden Richtungen unsrer Thätigkeit, der Wissenschaft und der Schule, unvergessliche Verdienste erworben. Sowohl seine Behandlung der Homerischen Frage im allgemeinen, in welcher er nach seiner ganzen Sinnes- und Denkweise auf der conservativen Seite stand, und der damit nahe zusammenhängenden Sagenpoesie des Alterthums, als auch insbesondere seine die Sprache wie die Sache gleichmässig umfassende, gründliche und feinsinnige (leider unvollendete) Erklärung der Odyssee haben viel dazu beigetragen, diese Untersuchungen zu beleben und auszubreiten. Aber nicht minder hoch steht die segensreiche Wirksamkeit, welche er eine lange Reihe von Jahren an der Spitze des Gelehrten-Schulwesens in den Herzogthümern Schleswig-Holstein ausübte, wie da-

mals auch in Kopenhagen die officielle Bezeichnung lautete. Ich darf es aus einer langjährigen, aus nächster Anschauung gewonnenen Kunde bezeugen, dass, wie aus seinem Seminar zu Kiel die tüchtigsten Lehrer für die Gymnasien der Herzogthümer ausgiengen, er selbst im ganzen Lande von seinen Schülern wie ein Vater geehrt und geliebt wurde. Als ihn aber, der bei seinem kindlich reinen Gemüthe trotz seiner deutschen Gesinnung auf eine solche Behandlung nicht gefasst war, die rohe Gewalt plötzlich aus seinem ihm so theuren Wirkungskreise verdrängt hatte, berief die königlich sächsische Regierung auf eine für beide Theile ehrenvolle Weise den würdigen Mann an die Universität Leipzig. Allein seine Kraft war erschüttert: er hat dort mit immer gleicher Liebe und Treue, doch nicht mehr mit der vollen Frische früherer Jahre gelehrt und gewirkt, bis ein sanfter Tod ihn am 6. Juni d. J. einem arbeitsvollen Leben entnommen hat.

Wenn Drumann's und Nitzschens Abscheiden bei höherem Lebensalter weniger unerwartet eintrat, so hat der Tod Preller's, der im kräftigsten Mannesalter durch eine jähe Krankheit hingerafft wurde, seine zahlreichen Freunde um so schmerzlicher betroffen. Ludwig Preller, der in Hamburg geboren dort auch den Grund seiner Ausbildung gelegt, hat gleichfalls in Kiel neben Nitzsch seine akademische Wirksamkeit begonnen, dann aber eine Reihe von Jahren auf einem andern Vorposten deutscher Sprache und Bildung, in Dorpat, mit grossem Erfolg unsre Wissenschaft vertreten. Als auch er der Willkür einer mistrauischen Regierung hatte weichen müssen, lebte und wirkte er eine Zeitlang in freier Verbindung mit der Universität Jena, und seit dem J. 1847, allgemein und in den höchsten Kreisen hochgeachtet, als Oberbibliothekar in Weimar. Unter seinen wissenschaftlichen Arbeiten werden es besonders die von früh auf bis an sein Lebensende mit Vorliebe gepflegten mythologischen Forschungen sein, die ihm einen geehrten Namen sichern; als Mensch gewann er sich durch die Frische und Energie, die in Wort und That sein ganzes Wesen durchdrang, durch die Gradheit und Offenheit seines Charakters die herzliche Zuneigung seiner Freunde.

Die Namen dieser trefflichen Männer werden in unserm Kreise lange in Ehren bleiben.*)

Hierauf übernahm der Vicepräsident, Professor Dr. Fleckeisen, den Vorsitz und hielt folgende Ansprache:

Hochgeehrte Herren! Den von meinem verehrten Collegen so eben Ihnen zugerufenen Gruss des Willkommens bringe auch ich Ihnen aus der Fülle meines Herzens dar. Möge Ihnen allen der Aufenthalt in unserer gastlichen Stadt zu der Befriedigung gereichen, dass Sie auch später noch sich der hier verlebten Tage mit Freuden erinnern können! Zu der Zahl derjenigen, die gar bald in der Lage sein werden, der theuren Stadt Frankfurt nur

*) Als ich die obigen Worte sprach, war mir die Erinnerung an einen Mann, dem bei dieser Gelegenheit nicht minder eine ehrenvolle Erwähnung gebührte, vielleicht darum nicht gegenwärtig, weil er zu unsren Philologenversammlungen selten oder nie in Beziehung getreten war: Ernst von Lassaulx. Ich erlaube mir den Ausdruck meiner hohen Achtung vor seinem in allen Lebensverhältnissen und auch in leidenschaftlichen Kämpfen bewährten ehrenhaften Charakter, wie vor seinen wissenschaftlichen Bestrebungen, die mit feurigem Wahrheitsdrange den höchsten Fragen der Menschheit zugewandt waren, hier niederzulegen. Ich fühle mich um so mehr dazu gedrungen, weil ich aus einem vertrauten Jugendverkehr zu Bonn in den Jahren 1826—28 — später bin ich ihm nie wieder im Leben begegnet — das Bild seiner liebenswürdigen und geistvollen Persönlichkeit in treuem Andenken bewahre.

noch ein liebevolles Andenken zu bewahren, gehöre auch ich selbst: ein nicht gesuchter, aber auch nicht zurückgewiesener Wechsel meiner äussern Stellung nöthigt mich, diese mir zur zweiten Heimat gewordene Stadt in wenigen Tagen zu verlassen. Sie werden darum, hochgeehrte Herren, mir verzeihen, wenn ich den Obliegenheiten, zu denen Ihr ehrendes Vertrauen mich verpflichtet, nicht in vollem Umfange zu entsprechen vermag, sondern den bei weitem grössten Theil derselben meinem theuren Freund und Collegen werde überlassen müssen.

Die Geschäftsordnung führte zunächst zur Constituierung des Büreau. Zu Secretären wurden auf den Vorschlag des Vorsitzenden

Professor Dr. H. W. Schmidt aus Frankfurt,
Professor Dr. J. Becker ebendaher,
Professor H. W. Stoll aus Weilburg und
Gymnasiallehrer Dr. W. Crecelius aus Elberfeld

berufen und nahmen die ihnen vorbehaltenen Plätze ein.

Es folgte der Namenaufruf der in die Liste eingezeichneten Mitglieder, welche sich durch Erheben von ihren Plätzen einander gegenseitig vorstellten.

Darauf theilte der Vorsitzende mit, dass Seine Excellenz der k. k. österreichische Staatsminister Ritter von Schmerling sich bewogen gefunden habe, in der Person des Professor Dr. B. Jülg in Krakau einen Abgeordneten an die Versammlung zu senden mit dem Auftrag, einen 'Festgruss aus Oesterreich' zu überbringen, und sprach die Erwartung aus, dass die Versammlung diese Aufmerksamkeit von Seiten der höchsten Unterrichtsbehörde des Kaiserstaats, in dessen Hauptstadt die Versammlung vor drei Jahren eine so freundliche und entgegenkommende Aufnahme gefunden habe, in dankbarer Anerkennung freudig begrüssen werde. Der erwähnte Festgruss führt den Titel:

> Die Märchen des Siddhi-Kûr. Kalmükisch. X. Erzählung (als Probe einer Gesammt-Ausgabe). Festgruss aus Oesterreich an die XX. Versammlung deutscher Philologen, Schulmänner und Orientalisten in Frankfurt a. M. vom 24.—27. September 1861 von B. Jülg. Wien. Aus der kaiserlich-königlichen Hof- und Staatsdruckerei. 1861. (3 Blätter in Folio.)

Bei der Vertheilung der disponibeln Exemplare wurden natürlich vorzugsweise die anwesenden Orientalisten berücksichtigt.

Daran wurde die Mittheilung geknüpft, dass noch zwei andere Schriften der Versammlung in einer grössern Anzahl von Exemplaren zur Disposition gestellt seien, nemlich:

von Professor Dr. L. Lange in Giessen das von ihm zum h. Ludwigstage, 25. August 1861 verfasste Universitätsprogramm: de legibus Aelia et Fufia commentatio (Druck von G. D. Brühl in Giessen. 48 S. gr. 4) und

von Professor H. Wedewer in Frankfurt sein eben erschienenes und der Versammlung gewidmetes Buch: Zur Sprachwissenschaft (Verlag der Herderschen Buchhandlung in Freiburg im Breisgau. XX und 133 S. 8).

Diejenigen Mitglieder der Versammlung, die sich für den einen oder den andern Gegenstand interessierten, wurden aufgefordert sich an die Verfasser zu wenden.*)

---

*) Schon bei der Einzeichnung der Namen im Empfangsbüreau war einem jeden Mitgliede der Versammlung je ein Exemplar folgender fünf Begrüssungsschriften eingehändigt worden:

In einzelnen Exemplaren waren folgende Druckschriften aufgelegt:

1) vom Geh. Rath Professor Dr. Gerhard aus Berlin dessen akademische Abhandlung über Orpheus und die Orphiker. Berlin 1861.

2) vom Studienlehrer Dr. Friedlein aus Erlangen dessen Buch: Gerbert, die Geometrie des Boethius und die indischen Ziffern. Ein Versuch in der Geschichte der Arithmetik. Erlangen 1861.

3) vom Professor Dr. von Leutsch aus Göttingen das eben im Druck beendigte erste Heft vom 18n Bande des Philologus.

Ferner machte der Vorsitzende aufmerksam auf das zur Ansicht aufliegende Exemplar des grossen, seit Jahren erwarteten Werkes: Priscae Latinitatis monumenta epigraphica (facsimilierte Nachbildungen sämmtlicher lateinischer Inschriften aus der voraugusteischen Zeit), welches im Auftrag der k. preussischen Akademie der Wissenschaften unter Leitung des Geh. Rath Ritschl in Bonn angefertigt worden sei, circa 100 lithographierte Tafeln in Grossfolio. Es sei im Buchhandel noch nicht erschienen, weil der dazu gehörige Text noch nicht vollständig gedruckt sei. Jedoch habe auf die Bitte des Präsidiums der Verleger, Herr Georg Reimer in Berlin, in zuvorkommendster Weise sich bereit finden lassen, den Band mit den Tafeln in einem Exemplare zur vorläufigen Kenntnisnahme der Versammlung zur Disposition zu stellen, und Geh. Rath Ritschl habe die Gefälligkeit gehabt, zur Orientierung über die Anordnung des ganzen Werkes einen kurzen Wegweiser handschriftlich beizugeben.

Wenn — fuhr der Vorsitzende fort — die damit gebotene Gelegenheit dieses grossartige Denkmälerwerk einzusehen von der Versammlung ohne Zweifel mit dankbarer Freude angenommen werde, so bedaure er anderseits mittheilen zu müssen, dass die Anschauung eines andern litterarischen Kleinods durch die Ungunst des Schicksals versagt werde. Der rühmlich bekannte Kritiker des Neuen Testaments, Professor Tischendorf in Leipzig, hatte seine Theilnahme an der Versammlung angekündigt, um dieser die Autopsie der seit einigen Jahren vielgenannten Sinaitischen Bibelhandschrift zu ermöglichen. Leider sei Prof. Tischendorf laut eines gestern eingegangenen Telegramms durch plötzliches Unwohlsein verhindert worden, dieses dankenswerthe Vorhaben auszuführen, und so müsse die Versammlung nicht allein auf die Schaustellung jenes Keimelion, sondern auch auf den von Prof. Tischendorf angekündigten Vortrag über dasselbe verzichten.

---

1) Critica ad Demosthenis Leptineam. philologis doctissimis viris humanissimis humanitatis causa Francofurtum ad Moenum congressis d. d. d. salutans Dr. theol. et phil. Ioh. Theod. Voemelius, rector et professor gymnasii Francofurtani emeritus. Typis Sauerlaenderiis. 12 S. gr. 4.

2) Die Heddernheimer Votivhand. Eine römische Bronze aus der Dr. Römer-Büchner'schen Sammlung, der XX Versammlung deutscher Philologen, Schulmänner und Orientalisten zu ehrerbietigster Begrüssung vorgelegt von dem Vereine für Geschichts- und Alterthumskunde zu Frankfurt a. M. (Mit einer lithographierten Tafel.) — Mit dem zweiten Titel: Die Heddernheimer Bronzehand. Ein Votivdenkmal des Juppiter Dolichenus, mit den übrigen Dolichenus-Denkmälern aus Heddernheim zusammengestellt von Prof. Dr. J. Becker, Schriftführer des Vereins. Druck von C. Kruthoffer. 23 S. gr. 4.

3) Ueber die Rede des Königs Oedipus in Sophokles O. R. 216—275. Von O. Ribbeck und J. Classen. Besondrer Abdruck aus dem Rheinischen Museum für die Mitglieder usw. Verlag von J. D. Sauerländer. 27 S. gr. 8.

4) Fünfzig Artikel aus einem Hülfsbüchlein für lateinische Rechtschreibung. Der zwanzigsten Versammlung . . . ehrerbietigst gewidmet von Alfred Fleckeisen. Druck von B. G. Teubner in Leipzig. 31 S. gr. 8.

5) Der Schwanritter, eine erzählung von Konrad von Würzburg, herausgegeben von Franz Roth. Druck von C. Naumann. 51 S. gr. 8.

Zur Entschädigung waren mehrere Bogen des grossen Prachtdrucks dieser Handschrift, sowie einige Facsimiles eingesandt, die von der Versammlung mit Interesse in Augenschein genommen wurden.

Die für die allgemeinen Sitzungen angemeldeten Vorträge waren in dem Programm gedruckt (s. oben S. 7). Ausser dem, wie gemeldet, in Wegfall kommenden Vortrag von Professor Tischendorf musste auch der von Director Ahrens in Hannover 'über Herakles den Rinderdieb und Hundswürger' vom Programm gestrichen werden, weil Dir. Ahrens leider an dem Besuch der Versammlung verhindert worden war. Dagegen hatten sich zu Vorträgen noch erboten:

1) Professor Dr. Düntzer aus Köln: über das Homerische *πολύτροπος*.
2) Professor Dr. W. Rein aus Eisenach: über das römische Haus.
3) Director Dr. Menn aus Neuss: über die römischen Schwurgerichte unter der Kaiserherschaft.

Auf Vorschlag des Vorsitzenden beschloss die Versammlung, Professor Forchhammer aus Kiel zu ersuchen, noch heute seinen Vortrag 'über das mythische und geographische Wissen des Aeschylos' zu halten, und für morgen, Mittwoch, die drei Vorträge der Herren Urlichs, Stark und Emil Müller auf die Tagesordnung zu setzen.

Sodann erfolgte die Bildung der Commission, welche die Wahl des nächstjährigen Versammlungsortes zu berathen und einen darauf bezüglichen Vorschlag in der übernächsten Sitzung der Versammlung vorzulegen hatte. Dem Herkommen nach gehören dazu ausser dem gegenwärtigen Präsidium die anwesenden Präsidenten und Vicepräsidenten der früheren Versammlungen, also: Hofrath Döderlein aus Erlangen, Director Eckstein aus Halle, die Professoren Gerlach und Vischer aus Basel und Geh. Oberschulrath Rost aus Gotha.*) Die Versammlung ernannte als achtes Mitglied den Professor und Oberbibliothekar Halm aus München, und als neuntes wurde von den Orientalisten Professor Fleischer aus Leipzig deputiert.

Inzwischen hatten die Professoren Bartsch aus Rostock, von Raumer aus Erlangen und Wackernagel aus Basel einen Antrag auf Bildung einer germanistischen Section eingebracht; derselbe wurde an die Commission zur Wahl des nächsten Versammlungsortes unter Zuziehung der drei Antragsteller verwiesen.

Schliesslich kam noch zur Mittheilung, dass der engere Ausschuss der Frankfurter Theater-Actiengesellschaft in dankenswerthester Zuvorkommenheit für den heutigen Abend eine Festvorstellung zu Ehren der Versammlung vorbereitet habe. Die Billets dazu wurden am Schluss der Sitzung am Secretärtische vertheilt.**)

---

*) Schulrath Foss aus Altenburg, dessen Namen das Mitgliederverzeichnis gleichfalls aufweist, war am ersten Tage der Versammlung noch nicht anwesend.

**) Die Vorstellung wurde eröffnet durch Beethovens Ouvertüre zu Egmont; sodann sprach Fräulein Friderike Meyer als Muse Thalia einen Prolog, der von Dr. K. F. Löning (dem Verfasser der mit Geschmack und feinem Kunstverstand ausgeführten dreibändigen 'klassischen Vorschule zur griechischen und römischen Poesie für Gebildete aller Stände') für diesen Zweck eigens gedichtet war; darauf folgte 'die Geschwister' von Goethe, und zuletzt auf den der Theaterdirection ausdrücklich ausgesprochenen Wunsch des Präsidiums: 'der alte Bürgerkapitain oder die Entführung, ein Frankfurter heroisch-borgerlich Lustspiel in zwei Akten.'

Nachdem in der nun eintretenden Pause die Orientalisten unter Führung des Pfarrers Dr. th. Steitz den Kaisersaal verlassen und sich in ihr Sitzungslocal begeben hatten, übernahm der Präsident Director Classen wiederum den Vorsitz, und Professor Dr. Forchhammer aus Kiel bestieg die Rednerbühne, um folgenden Vortrag zu halten:

Ueber das mythische und geographische Wissen des Aeschylos.

Es geschieht auf Anordnung des Vorstandes, dass in dieser Wanderversammlung der Philologen zunächst ein Vortrag über eine sehr berühmte Wanderung des Alterthums gehalten wird. Es ist in dem Programm gesagt, ich würde über das mythische und geographische Wissen des Aeschylos sprechen. Es ist damit mehr das gehoffte Ergebnis des Vortrags bezeichnet. Mein Zweck ist zunächst, die Entstehung und Bildung eines Mythos an einem praktischen Beispiel mit Zugrundelegung realer Verhältnisse zu zeigen und, indem ich auf die ersten Anfänge eines einzelnen Mythos zurückgehe, zugleich durch die Erklärung dieses Mythos die meines Erachtens einzig richtige Methode der Mythenforschung darzulegen. Ich rede von den Wanderungen der Io. Die Karte, welche ich Ihnen hier vorlege, befasst das ganze Gebiet jener Wanderungen; der rothe Strich bezeichnet den Weg, den nach dem Prometheus und den Schutzflehenden des Aeschylos die irrende Io, die Erzeugte des Flusses Inachos von Argos, durch drei Welttheile zurücklegte und nach göttlicher Fügung zurücklegen musste. Zum Verständnis dessen, was ich mit dem Aeschylos in der Hand sagen will, muss ich Sie auf ein grosses physisches Verhältnis aufmerksam machen, welches wohl nicht allen gegenwärtig ist — auf die Metamorphose der Natur im grossen in jenem ganzen Gebiet während des Wechsels der Jahreszeiten, indem ich mich auf die wichtige Bemerkung des Servius (zu Virg. Ecl. 6, 41) beziehe: 'man müsse wissen, dass durch das Diluvium und die Ekpyrosis der Wechsel der Jahreszeiten bezeichnet werde.' Diluvium bezeichnet den Winter, Ekpyrosis den Sommer. Statt Winter wollen wir lieber die Wasserzeit sagen, welche in Griechenland eine Regenzeit ist (daher *χειμών*, *hiems*), aber in Aegypten, wo es nicht regnet, eine Zeit der Ueberschwemmung. Der Wasserzeit entgegengesetzt ist der Sommer, die Zeit der Verdampfung, des Trocknens, der Verbrennung, die Ekpyrosis.

In Argos hört schon im Januar die Zeit der winterlichen Nässe auf (von Frost ist nicht die Rede). Die Nässe der Atmosphäre und der Wasserreichthum der verdampfenden Flüsse zieht sich immer weiter nach Norden hinauf, nach den Höhen von Dodona und seiner Umgebung, von wo sich eine grosse Menge zum Theil sehr bedeutender Flüsse ins ionische Meer ergiesst und durch die immerwährende nordwärts gehende Strömung längs der albanisch-dalmatischen Küste bis zu der Bucht von Triest geführt wird. Die Strömung wendet sich in dieser Bucht (in alter Zeit 'Busen der Rhea' genannt) nach Venedig, und geht dann eben so perpetuierlich an der italiänischen Küste rückwärts.

Ein grosser Theil der Gewässer steigt aber aus dem ionischen Meere durch die Verdunstung der immer mehr zunehmenden Wärme in die Luft, und wird durch westliche Winde über die illyrischen Berge getragen. Vermischt mit der Ausdünstung des schwarzen Meeres lagern sich die Dünste um das nordwestliche Ende des Kaukasos, der oft in dichte Nebel gehüllt trotz seiner aus der skythischen Ebene plötzlich aufsteigenden Massen für den nächsten Ort völlig unsichtbar bleibt. Ein Theil dieser Wolken steigt unter anderm

längs dem reissend vom Kasbek herabstürzenden Terek bis zu den höchsten Höhen des Kaukasos und über dieselben hinaus, und gibt den Flüssen, namentlich auch denen an der Südseite des Gebirges und denen des nördlichen Kleinasiens (z. B. dem Phasis, dem Thermodon) neue Nahrung. Diese Flüsse ergiessen sich ins schwarze Meer, und ihre Gewässer werden hier durch die immerwährende Strömung, welche vom Bosporos an der kleinasiatischen und kaukasischen Küste entlang bis gegen die Mündung des Borysthenes geht, fortgetragen, an der Meerenge des asowschen Meeres rasch vorbei, wo die Strömung durch die Gewässer des Don und vieler kleiner Flüsse, sowie vorher des Kuban verstärkt wird. Die Gewässer jenes grossen Meerstromes verbinden sich dann mit denen aller Flüsse, die das südliche Russland und die Türkei durchfliessen (Dniepr, Bug, Dniestr, Donau), und ergiessen sich bei Salmydessos vorbei durch den Bosporos, das Marmarameer und den Hellespont in das Mittelmeer. Hier treffen sie jetzt eine schon stärkere Verdunstung, und ununterbrochene Westwinde tragen die Dünste über Mysien, Lydien, Phrygien, Kilikien zu den Quellen und Nebenflüssen des Euphrat und Tigris, und vermehren so die Gewässer, welche aus dem schmelzenden Schnee der taurischen und armenischen Gebirge herabströmen, und mit der Frühlings-Nachtgleiche jene beiden grossen Ströme Mesopotamiens so anfüllen, dass sie bald austreten und durch ihre jährliche Ueberschwemmung ihr ganzes Thalgebiet in derselben Weise zu dem fruchtbarsten machen, wie der Nil Aegypten. Hier ist also die dem Winter entsprechende Wasserzeit vom Frühlings-Aequinoctium bis zum Sommer-Solstitium.

Die Gewässer der Ueberschwemmung von Mesopotamien, nachdem sie im Mai ihren höchsten Stand erreicht haben, verlaufen sich, soweit sie nicht in die Luft aufsteigen, in den persischen Meerbusen. Eine Strömung von Osten nach Westen treibt sie gleich an der Westseite dieses Busens hinab um Arabien herum, und mit der wenigstens oberhalb nur einwärts fliessenden Strömung in das rothe Meer hinein. Die Verdunstung dieses Meeres ist so stark, dass man daraus jene Erscheinung des blossen Einströmens in das rothe Meer erklärt hat. Die Dünste steigen nun zu den Höhen Aethiopiens hinan, verwandeln sich hier wieder in Wasser und vermischen sich in dieser Gestalt mit den Gewässern des schmelzenden Schnees der äthiopischen Gebirge. In Folge davon beginnt mit dem Sommer-Solstitium der Nil zu steigen, erreicht im August seine grösste Höhe und kehrt im November in sein gewöhnliches Bett zurück. Die Wasserzeit Aegyptens liegt zwischen dem Sommer-Solstitium und dem November. Wenn sie in Aegypten zu Ende geht, naht sie wieder dem Peloponnes, und der Inachos in Argos hat in Folge starker Regengüsse des Poseideons zuweilen seinen Wasserstrom nicht mehr wie im Sommer unterhalb seines Kiesbettes, sondern oberhalb desselben als wirklicher Fluss.

Wenn den Griechen schon in sehr früher, in der That jeder Berechnung sich entziehender Zeit dieses Verhältnis und diese stets sich gleichbleibende Folge der Wasserzeiten bekannt war, wenn ihnen, zumal bei den vorherschenden Küstenfahrten, auch die Natur und Richtung der Strömungen eben so wenig, ja noch weniger als den heutigen Schiffern jener Gegenden entgehen konnte, so war wohl nichts natürlicher als die Vorstellung, dass es eben dasselbe Wasser sei, welches sich von Griechenland, namentlich von dem *πολυδίψιον Ἄργος*, erst nach Norden wendete, und nach der oben beschriebenen Wanderung in constanter Zeitfolge

wieder über den Kaukasos, über Mesopotamien und Aegypten nach Argos zurückkehrte. Ihre polytheistisch-religiöse Auffassung von Natur und Welt konnte nicht anders als sie in jeder physischen Bewegung eine von einem innewohnenden Geiste gewollte oder von einer göttlichen Macht befohlene Handlung erkennen lassen. Auch jenes Element, welches im Jahres-Cyclus jene grosse Wanderung machte, personificierten sie. Der Inachos war der grösste Fluss von Argos und zugleich unter allen Flüssen vielleicht derjenige, an dem sich der plötzliche Wechsel von Wasserreichthum und gänzlichem Verschwinden des Wassers am auffallendsten zeigte und zeigt. Die Tochter dieses Flussgottes war die Heroine der von dem Flusse erzeugten Wasserdämpfe, Nebel, Wolken — wie die in den Himmel getragene Aegina die Tochter des Flusses Asopos, die von Zeus verschluckte Metis die Tochter des Okeanos. Jene Wasserdämpfe nun sind es, welche die grosse Wanderung machen müssen. Der Mythos nannte sie daher Io, d. i. die Wandlerin. Das Wasser in jenen Dämpfen verwandelt sich bald wieder in rinnendes Wasser und fliesst durch Ströme und Meere, bald wieder steigt es in Dämpfen aus dem Meere auf und bewegt sich über weite Länder. Jenes drückte der Mythos dadurch aus, dass er sagte, Zeus (Jupiter pluvius) habe sie in ein Rind (Symbol des fliessenden Wassers, wie der Tauros-Acheloos) verwandelt, dieses dadurch, dass er sagte, Hera, die Wolkengöttin, habe sie durch eine geflügelte Bremse (οἶστρος, d. i. auch Trieb) in Wahnsinn versetzt, dass sie über Berg und Thal renne. Der Mythos erzählt genau, welche Wege die Wandlerin Io gehen musste, und diese Wege stimmen ganz genau mit denen überein, welchen das Wasser in seinen oben beschriebenen Metamorphosen folgt.

Jene Wanderungen und Wandlungen des Wassers, wie sie oben nach sorgfältiger Forschung angegeben sind, werden durch die zuverlässigsten Autoritäten bezeugt. Die gegebene Darstellung beruht namentlich theils auf schriftlichen Mittheilungen des k. k. österreichischen Marine-Capitäns von Littrow, theils auf Portolanos des ionischen Meeres (von dem k. k. österreichischen Generalstab durch den Capitän Giacomo Marieni) und des schwarzen Meeres (von Taitbout de Marigny), theils auf Reisebeschreibungen von Gamba, Koch, Bodenstedt, von Moltke, Ainsworth, Chesnay, theils endlich auf Autopsie. Was aber die Kunde der alten Griechen betrifft, so finden wir das Gesammtresultat aus den Beobachtungen aller jener Reisenden und Seefahrer bei dem éinen Aeschylos und in der éinen Tragödie Prometheus so vollständig dargelegt, dass jetzt, nachdem der thatsächliche Verhalt festgestellt ist, jeder bisher Ungläubige über die Kenntnis des Aeschylos (und seiner Zeit) staunen, jeder Staunende aber über ein so unerwartetes, in grosse physische Verhältnisse so tief eindringendes geographisches Wissen des grossen Dichters höchlich erfreut sein muss. Man wird erkennen, dass Aeschylos vollkommen Recht hat, wenn er sagt, das ionische Meer habe seinen Namen von der Io, d. h. nun also von der immerwährenden Strömung *); und dass Pausanias nicht minder Recht hat, wenn er berichtet, der Euphrat verliere sich in Sümpfe und werde in Aethiopien zum Nil.

Der Vortragende gieng nun die nach chronologisch-geographischer Folge in einem besondern Abdruck vorgelegte Schilderung der Wanderungen der Io bei Aeschylos durch und

*) Diese älteste und einzig richtige Erklärung des Namens könnte wohl diejenigen etwas vorsichtiger machen, welche sich mit dem Stamm des attischen Heros Ion und mit den Ioniern Kleinasiens und deren Wanderungen beschäftigen.

zeigte an dem absichtlich doppelsinnigen Ausdruck, dass derselbe nirgends dem wirklichen Sachverhalt widerspreche, vielmehr mit diesem auf das genaueste übereinstimme.

Dieser Abdruck folgt hier, indem am Rande zu den einzelnen Abschnitten des Gedichts die correspondierende Bewegung der Inachos-Erzeugten angegeben ist.

Aesch. Prom. 640. Auf den Wunsch der Okeaniden und des Prometheus erzählt Io den Anfang ihrer Krankheit:

645 *ΙΩ.* *ἀεὶ γὰρ ὄψεις ἔννυχοι πωλεύμεναι*
ἐς παρθενῶνας τοὺς ἐμοὺς παρηγόρουν
λείοισι μύθοις· «ὦ μέγ' εὔδαιμον κόρη,
τί παρθενεύει δαρόν, ἐξόν σοι γάμου
τυχεῖν μεγίστου; Ζεὺς γὰρ ἱμέρου βέλει
650 *πρὸς σοῦ τέθαλπται καὶ ξυναίρεσθαι Κύπριν*
θέλει· σὺ δ', ὦ παῖ, μἀπολακτίσῃς λέχος
τὸ Ζηνός, ἀλλ' ἔξελθε πρὸς Λέρνης βαθὺν
λειμῶνα, ποίμνας βουστάσεις τε πρὸς πατρός,
ὡς ἂν τὸ Δῖον ὄμμα λωφήσῃ πόθου»·
655 *τοιοῖσδε πάσας εὐφρόνας ὀνείρασι*
ξυνειχόμην δύστηνος, ἔς τε δὴ πατρὶ
ἔτλην γεγωνεῖν νυκτίφαντ' ὀνείρατα.

Der Luftraum über dem Inachos und der argolischen Ebene ist die Wohnung, **παρθενῶνες**, der Heroine der Inachos-Dämpfe.

ὁ δ' ἔς τε Πυθὼ κἀπὶ Δωδώνης πυκνοὺς
θεοπρόπους ἴαλλεν, ὡς μάθοι τί χρὴ
660 *δρῶντ' ἢ λέγοντα δαίμοσιν πράσσειν φίλα.*
ἧκον δ' ἀναγγέλλοντες αἰολοστόμους
χρησμοὺς ἀσήμους δυσκρίτως τ' εἰρημένους.

Schon fängt ein Theil dieser Dämpfe an, gegen Norden zu ziehen, nach Delphi und Dodona — ohne bestimmte Wirkung.

τέλος δ' ἐναργὴς βάξις ἦλθεν Ἰνάχῳ
σαφῶς ἐπισκήπτουσα καὶ μυθουμένη
665 *ἔξω δόμων τε καὶ πάτρας ὠθεῖν ἐμέ,*
ἄφετον ἀλᾶσθαι γῆς ἐπ' ἐσχάτοις ὅροις·
κεἰ μὴ θέλοι, πυρωπὸν ἐκ Διὸς μολεῖν
κεραυνόν, ὃς πᾶν ἐξαϊστώσοι γένος.

Als aber das Frühjahr, die Zeit der Gewitter, immer näher rückte, da drohte Blitz und Donner, wenn die Dünste nicht das Land verliessen.

τοιοῖσδε πεισθεὶς Λοξίου μαντεύμασιν
670 *ἐξήλασέν με κἀπέκλῃσε δωμάτων*
ἄκουσαν ἄκων· ἀλλ' ἐπηνάγκαζέ νιν
Διὸς χαλινὸς πρὸς βίαν πράσσειν τάδε.
εὐθὺς δὲ μορφὴ καὶ φρένες διάστροφοι
ἦσαν, κεραστὶς δ', ὡς ὁρᾶτ', ὀξυστόμῳ
675 *μύωπι χρισθεῖσ' ἐμμανεῖ σκιρτήματι*
ᾖσσον πρὸς εὔποτόν τε Κεγχρείας ῥέος
ἀκτήν τε Λέρνης· βουκόλος δὲ γηγενὴς
ἄκρατος ὀργὴν Ἄργος ὡμάρτει, πυκνοῖς
ὄσσοις δεδορκὼς τοὺς ἐμοὺς κατὰ στίβους.
680 *ἀπροσδόκητος δ' αὐτὸν αἰφνίδιος μόρος*
τοῦ ζῆν ἀπεστέρησεν. οἰστροπλὴξ δ' ἐγὼ
μάστιγι θείᾳ γῆν πρὸ γῆς ἐλαύνομαι.

Die Dünste, welche sich bei zunehmender Trocknis noch in der Gegend des lernäischen Ufers und der unbebaubaren Argos-Niederung halten, ziehen, als die Argos-Nässe ganz verschwunden, ausserhalb Argos von Land zu Land.

ΠΡ. ἐπεὶ γὰρ ἦλθες πρὸς Μολοσσὰ γάπεδα,
830 τὴν αἰπύνωτόν τ' ἀμφὶ Δωδώνην, ἵνα
μαντεῖα θᾶκός τ' ἐστὶ Θεσπρωτοῦ Διός,
τέρας τ' ἄπιστον, αἱ προσήγοροι δρύες,
ὑφ' ὧν σὺ λαμπρῶς κοὐδὲν αἰνικτηρίως
προσηγορεύθης ἡ Διὸς κλεινὴ δάμαρ
835 μέλλουσ' ἔσεσθ', εἴ τῶνδε προσσαίνει σέ τι.
ἐντεῦθεν οἰστρήσασα τὴν παρακτίαν
κέλευθον ἦξας πρὸς μέγαν κόλπον Ῥέας,
ἀφ' οὗ παλιμπλάγκτοισι χειμάζει δρόμοις·
χρόνον δὲ τὸν μέλλοντα πόντιος μυχός,
840 σαφῶς ἐπίστασ', Ἰόνιος κεκλήσεται,
τῆς σῆς πορείας μνῆμα τοῖς πᾶσιν βροτοῖς.

Sie ziehen nach Norden, nach den molossischen Ebenen und dem dodonäischen Hochlande, wo sie, als vollständige Wolken, Io als Wolkenheroine — gleich der Wolkengöttin Hera — Gemahlin des Zeus heisst.

Von hier durch die epirotischen und illyrischen Flüsse ins Meer getragen, bewegt sich das Wasser in der Meerströmung längs dem Ufer bis zum innersten Busen, dem Meerbusen der Strömung, der Rhea. (v. Littrow. Portolano des k. k. Generalstabs.)

Apollod. II 1, 3: ἡ δὲ πρῶτον ἧκεν εἰς τὸν ἀπ' ἐκείνης Ἰόνιον κόλπον κληθέντα· ἔπειτα διὰ τῆς Ἰλλυρίδος πορευθεῖσα κτέ.

In Gestalt von Wolken steigen die Gewässer auf, werden von Westwinden über die illyrischen Berge, das Donauthal und über die Steppen längst dem nördlichen Ufer des schwarzen Meeres getragen, bis an den Kaukasos. (Kohl.)

ΠΡ. τὰ λοιπὰ νῦν ἀκούσαθ', οἷα χρὴ πάθη
τλῆναι πρὸς Ἥρας τήνδε τὴν νεάνιδα.
705 σύ τ', Ἰνάχειον σπέρμα, τοὺς ἐμοὺς λόγους
θυμῷ βάλ', ὡς ἂν τέρματ' ἐκμάθῃς ὁδοῦ.
πρῶτον μὲν ἐνθένδ' ἡλίου πρὸς ἀντολὰς
στρέψασα σαυτὴν στεῖχ' ἀνηρότους γύας·
Σκύθας δ' ἀφίξει νομάδας, οἳ πλεκτὰς στέγας
710 πεδάρσιοι ναίουσ' ἐπ' εὐκύκλοις ὄχοις,
ἑκηβόλοις τόξοισιν ἐξηρτυμένοι·
οἷς μὴ πελάζειν, ἀλλ' ἁλιστόνοις πόδας
χρίμπτουσα ῥαχίαισιν ἐκπερᾶν χθόνα.
λαιᾶς δὲ χειρὸς οἱ σιδηροτέκτονες
715 οἰκοῦσι Χάλυβες, οὓς φυλάξασθαί σε χρή.
ἀνήμεροι γὰρ οὐδὲ πρόσπλατοι ξένοις.
ἥξεις δ' Ὑβριστὴν ποταμὸν οὐ ψευδώνυμον,
ὃν μὴ περάσῃς, οὐ γὰρ εὔβατος περᾶν,
πρὶν ἂν πρὸς αὐτὸν Καύκασον μόλῃς, ὀρῶν
720 ὕψιστον, ἔνθα ποταμὸς ἐκφυσᾷ μένος
κροτάφων ἀπ' αὐτῶν. ἀστρογείτονας δὲ χρὴ
κορυφὰς ὑπερβάλλουσαν ἐς μεσημβρινὴν
βῆναι κέλευθον, ἔνθ' Ἀμαζόνων στρατὸν
ἥξεις στυγάνορ', αἳ Θεμίσκυράν ποτε
725 κατοικιοῦσιν ἀμφὶ Θερμώδονθ', ἵνα
αὗταί σ' ὁδηγήσουσι καὶ μάλ' ἀσμένως.

Io ist bei Prometheus an dem ganzen nordwestlichen Ende des Kaukasos, wo auch die in den Meeresdünsten aufgestiegenen Okeaniden sich befinden.

Von hier an der Nordseite des Kaukasos, längs dessen Abhängen, ohne die jenseits des Kuban wohnenden Skythen und die Chalyber (auch Skythen) zu berühren, ziehen die Wolken gegen Osten bis an den Terek (Ὑβριστής) und dann an diesem Fluss hinauf bis über die Höhe des eigentlichen Kaukasos, des Kasbek, hinüber immer weiter nach Mittag bis zu den Schneebergen oberhalb der Quellen des Thermodon, dem Lager der Amazonen.

Die Amazonen, Nymphen der Gewässer des Thermodon, ziehen in jedem Frühjahr hinab nach Themiskyra und führen willig die Wolkenheroine mit sich.

ἰσθμὸν δ' ἐπ' αὐταῖς στενοπόροις λίμνης πύλαις
730 Κιμμερικὸν ἥξεις, ὃν θρασυσπλάγχνως σε χρὴ
λιποῦσαν αὐλῶν' ἐκπερᾶν Μαιωτικόν·

Von Themiskyra kommt sie durch die erwähnte constante Strömung bis an das Thor der Mäotis, an deren Canal sie schnell vorbei eilt. (Gamba, Marigny.)

Fragm. bei Galenos.
εὐθεῖαν ἕρπε τήνδε· καὶ πρώτιστα μὲν
Βορεάδας ἥξεις πρὸς πνοάς, ἵν' εὐλαβοῦ
βρόμον καταιγίζοντα, μή σ' ἀναρπάσῃ
δυσχειμέρῳ πέμφιγι συστρέψας' ἄνω
726 τραχεῖα πόντου Σαλμυδησσία γνάθος
ἐχθρόξενος ναύταισι, μητρυιὰ νεῶν·
732 ἔσται δὲ θνητοῖς εἰσαεὶ λόγος μέγας

Von hier unter dem Tauros und der durch den Boreas erzeugten καταιγίς fortschwimmend, und am Salmydessos vorbei, wo die Gewässer gegen die Felsen am Eingang des Bosporos hinangepeitscht werden, gelangt die Inachos-Erzeugte an den Bosporos, den sie der Länge nach durchströmt.

τῆς σῆς πορείας, Βόσπορος δ' ἐπώνυμος
κεκλήσεται. λιποῦσα δ' Εὐρώπης πέδον
735 ἤπειρον ἥξεις Ἀσιάδ'. —

Dieser Bosporos ist kein anderer als der thrakische, derselbe der in Vers 545 der Schutzflehenden erwähnt wird.

Eine nähere Angabe über die Länder Asiens, welche Io durchwandert, enthalten folgende Verse der Schutzflehenden:

540 λειμῶνα βούχιλον, ἔνθεν Ἰὼ
οἴστρῳ ἐρεσσομένα
φεύγει ἁμαρτίνοος,
πολλὰ βροτῶν διαμειβομένα
544 φῦλα, διχῇ δ' ἀντίπορον
γαῖαν ἐν αἴσᾳ διατέμνουσα πόρον κυματίαν ὁρίζει·
547 ἰάπτει δ' Ἀσίδος δι' αἴας
μηλοβότου Φρυγίας διαμπάξ·
περᾷ δὲ Τεύθραντος ἄστυ Μυσῶν,
550 Λύδιά τε γύαλα,
καὶ δι' ὀρῶν Κιλίκων
Παμφύλων τε διορνυμένα
γᾶς ποταμοὺς ἀενάους
καὶ βαθύπλουτον χθόνα καὶ τὰν Ἀφροδί-
555 τας πολύπυρον αἶαν.

Die Dünste, welche aus der Propontis und dem ägäischen Meere sich erheben, werden durch die fast constanten Westwinde (Ainsworth) über Phrygien, Mysien, Lydien, Pamphylien und Kilikien (Kleinasien) nach den reichen Ländern des Euphrat und Tigris getragen.

ἱκνεῖται δ' εἰσικνουμένου βέλει
βουκόλου πτερόεντος
Δῖον πάμβοτον ἄλσος,
560 λειμῶνα χιονόβοσκον, ὅντ' ἐπέρχεται Τυφῶ μένος,
ὕδωρ τὸ Νείλου νόσοις ἄθικτον,
μαινομένα πόνοις ἀτίμοις ὀδύναις τε κεντροδα-
565 λήτισι θυιὰς Ἥρας.
βροτοὶ δ', οἳ γᾶς τότ' ἦσαν ἔννομοι,
χλωρῷ δείματι θυμὸν
πάλλοντ' ὄψιν ἀήθη,
βοτὸν ἐσορῶντες δυσχερὲς μιξόμβροτον, τὰν μὲν βοός,
570 τὰν δ' αὖ γυναικός· τέρας δ' ἐθάμβουν.

Nachdem die wandernde Inachos-Erzeugte in den Flüssen Mesopotamiens wieder zum Meer gekommen, erhebt sie sich wieder durch den οἶστρος in den Dünsten zu den Quellen des Nil in Aethiopien, und steigt im Nil selbst durch Aegypten hinab zum Meer. (Dasselbe sagt im folgenden Prometheus.)

---

790 ΠΡ. ὅταν περάσῃς ῥεῖθρον ἠπείρων ὅρον,
πρὸς ἀντολὰς φλογῶπας ἡλίου στιβεῖς
πόντου περῶσα φλοῖσβον, ἕς τ' ἂν ἐξίκῃ
πρὸς Γοργόνεια πεδία Κισθήνης, ἵνα
αἱ Φορκίδες ναίουσι δηναιαὶ κόραι
795 τρεῖς κυκνόμορφοι, κοινὸν ὄμμ' ἐκτημέναι,
μονόδοντες, ἃς οὔθ' ἥλιος προσδέρκεται
ἀκτῖσιν οὔθ' ἡ νύκτερος μήνη ποτέ.
πέλας δ' ἀδελφαὶ τῶνδε τρεῖς κατάπτεροι,
δρακοντόμαλλοι Γοργόνες βροτοστυγεῖς,
800 ἃς θνητὸς οὐδεὶς εἰσιδὼν ἕξει πνοάς·
τοιοῦτο μέν σοι τοῦτο φρούριον λέγω.
ἄλλην δ' ἄκουσον δυσχερῆ θεωρίαν·
ὀξυστόμους γὰρ Ζηνὸς ἀκραγεῖς κύνας
γρῦπας φύλαξαι, τόν τε μουνῶπα στρατὸν
805 Ἀριμασπὸν ἱπποβάμον', οἳ χρυσόρρυτον
οἰκοῦσιν ἀμφὶ νᾶμα Πλούτωνος πόρου·

Nachdem die Gewässer durch die Meerenge zwischen Europa und Asien hindurchgeflossen, werden sie gegen den Aufgang der Sonne getragen, gelangen mit den Gewässern des Euphrat und Tigris zu den sumpfigen Niederungen an der Mündung dieser Flüsse, den Gorgonischen Ebenen unterhalb Kissia, wo heisse dunsterfüllte Winde den Sterblichen den Athem rauben. (Olivier. Ainsworth. Chesnay. Niebuhr.)

τούτοις σὺ μὴ πέλαζε. τηλουρὸν δὲ γῆν
ἥξεις κελαινὸν φῦλον, οἳ πρὸς ἡλίου
ναίουσι πηγαῖς, ἔνθα ποταμὸς Αἰθίοψ.

Von dort (durch die Strömung) ins erythräische Meer getragen (Morry) erheben sich die wandernden Gewässer wieder durch die Verdampfung ins Land der Aethiopen und des gleichnamigen Nil-Arms.

810 τούτου παρ' ὄχθας ἕρφ', ἕως ἂν ἐξίκῃ
καταβασμόν, ἔνθα Βυβλίνων ὀρῶν ἄπο
ἵησι σεπτὸν Νεῖλος εὔποτον ῥέος.
οὗτός σ' ὁδώσει τὴν τρίγωνον ἐς χθόνα
Νειλῶτιν, οὗ δὴ τὴν μακρὰν ἀποικίαν,
Ἰοῖ, πέπρωται σοί τε καὶ τέκνοις κτίσαι.

Als Fluss bewegen sie sich dann längs den Ufern, und der Nil führt sie von den Byblischen Wasserfällen bis zum Delta.

τὰ λοιπὰ δ' ὑμῖν τῇδέ τ' ἐς κοινὸν φράσω,
845 ἐς ταυτὸν ἐλθὼν τῶν πάλαι λόγων ἴχνος.
ἔστιν πόλις Κάνωβος ἐσχάτη χθονός,
Νείλου πρὸς αὐτῷ στόματι καὶ προσχώματι·
ἐνταῦθα δή σε Ζεὺς τίθησιν ἔμφρονα
ἐπαφῶν ἀταρβεῖ χειρὶ καὶ θιγὼν μόνον.
850 ἐπώνυμον δὲ τῶν Διὸς θιγημάτων
τέξεις κελαινὸν Ἔπαφον, ὃς καρπώσεται
ὅσην πλατύρρους Νεῖλος ἀρδεύει χθόνα·
πέμπτη δ' ἀπ' αὐτοῦ γέννα πεντηκοντάπαις
πάλιν πρὸς Ἄργος οὐχ ἑκοῦσ' ἐλεύσεται.

Die Wanderung der Io ist beendet. Wer Epaphos sei und wer die *πέμπτη ἀπ' αὐτοῦ γέννα*, bleibe weiterer Erklärung vorbehalten.

Nachdem der Vortragende auf diese Weise die Erzählung der Io-Wanderungen mit den heute so gut wie zur Zeit des Aeschylos bestehenden thatsächlichen Verhältnissen verglichen und das Eine in dem Andern, das Alte in dem Neuen, Gegenwärtigen nachgewiesen, fügte er noch folgendes hinzu. Das Wesen der polytheistischen Naturreligion, die ja jedermann als der griechischen Religion wenigstens zum Grunde liegend betrachte, bestehe darin, dass sie die materielle Natur begeistige, und zwar nicht die ruhende, todte Materie, sondern die bewegliche und sich bewegende, d. h. besonders Wasser und Luft. Weil sie in jeder Bewegung der materiellen Natur ein geistiges Agens voraussetze, so erscheine ihr jede Bewegung als eine Handlung: denn Handlung ist vom Geist gewollte oder durch Geist bedingte Bewegung. So erscheine ihr in jeder physischen Bewegung ein Doppeltes, die Bewegung der Körper = Naturbeschreibung, und die Handlungen der Geister = Geschichtserzählung. Jedes Wort, insonderheit jedes Verbum, habe ursprünglich diese doppelte Bedeutung, eine physische und eine geistige (tropische). 'Der Asopos geht zum Meer' kann sowohl die physische Bewegung des Flusses als die gewollte Handlung des Flussgottes oder des Königs Asopos bedeuten. Der polytheistischen Auffassung bedeutet es beides zugleich. Der Mythos ist die auf dem Doppelsinn des Wortes beruhende Darstellung der körperlichen Bewegung als Handlung. — Auf diese Weise seien alle Mythen entstanden, und die Erklärung des Mythos habe eben in der scheinbaren Geschichtserzählung die wirkliche Naturbeschreibung nachzuweisen. Es sei schwer zu begreifen, wie man sich dabei habe beruhigen können, die in Wahnsinn versetzte, die wunderbarsten Irrwege wandernde Io für den Mond zu halten, der doch so ruhig in fester Bahn über die Wolken hingeht. Aeschylos hat offenbar von solcher Vorstellung nicht die entfernteste Ahnung. Dagegen muss uns die merkwürdige und bis in die auffallendsten, nun zu Tage liegenden Eigenthümlichkeiten der Bewegung der Gewässer sich erstreckende Genauigkeit und Richtigkeit seiner Darstellung der Irren der Io (deren Geist ein mächtigerer Geist beherschte) zu der Ueberzeugung nöthigen, dass Aeschylos mit vollem Bewusstsein der wahren Bedeutung sein Gedicht geschaffen. Wenn so, dann erscheint das Gedicht (und es gelte das von jedem Epos) noch viel kunstreicher und des Dichters würdiger — würdiger, weil er nun nicht an eine unverstandene Erzählung seine Begeisterung vergeudete, kunstreicher, weil er nun mit ganz anderem Studium, als neuere Dichter sich zumuthen, seinen Ausdruck so wählen musste, dass der in das Verständnis der eignen Religion eingedrungene die Vereinigung von Körperlichem und Geistigem darin wiederfand.

Auf die Aufforderung des Vorsitzenden, sich an der Discussion über den eben gehörten Vortrag zu betheiligen, bemerkte Geheimerrath Schömann aus Greifswald, dass er zwar mit der physischen Erklärung der Sage einverstanden sei, dass er aber nicht glaube, dass alles durchaus eine physische Bedeutung habe. Es sei ihm nicht recht klar geworden, welche physische Bedeutung in der Verwandlung der Io in eine Kuh liege. Insonderheit aber brauche Aeschylos von der physischen Bedeutung nichts gewusst zu haben, um dennoch die Io-Sage, wie er sie ansieht, zu benutzen. Von einer physischen Bedeutung der Io in der Prometheus-Fabel sei keine Spur vorhanden. Die Io sei bei ihm zwar eine Tochter des Inachos, der selbst auch ein göttliches Wesen sei; sie heisse aber ausdrücklich ein sterbliches Weib, mit welcher Zeus einen Sohn erzeugt hat. Die Sage wird bloss dargestellt, um an der Io ein Beispiel von der tyrannischen Herschaft des Zeus zu geben; weil sie sich jungfräulich

gesträubt hat, wird sie der Verfolgung preisgegeben, bis Zeus sie der gewaltsamen Rache der Hera entreisst. — Hr. Forchhammer habe der Okeaniden im Prometheus erwähnt und diesem Umstand eine grössere physische Bedeutung geben wollen. Der gefesselte Prometheus sei aber nicht am Kaukasos, sondern am äussersten nordwestlichen Ende von Europa zu suchen. In dem Prometheus des Aeschylos sehe man ja deutlich, dass Io, nachdem sie sich von Prometheus entfernt hat, erst zu den Skythen geht; dann heisst es, sie solle, wenn sie zum Kaukasos gekommen, nach Mittag gehen. Es sei also klar, dass das Local, wo Prometheus gefesselt ist, nicht der Kaukasos sei. Endlich habe er ein Bedenken gegen die aus Galenos eingeschobenen Verse, welche schwerlich aus dem gefesselten Prometheus seien.

Prof. Forchhammer entgegnete: was letztern Punkt betreffe, so sei von Galenos ausdrücklich bezeugt, die Verse seien aus dem gefesselten Prometheus. Rücksichtlich der andern Einwendungen Hrn. Schömanns müsse er bemerken: wenn Io die Tochter eines Flussgottes sei, so sei sie eine Vertreterin des Wassers, und wenn das, so sei nichts natürlicher als dass sie sich bald im fliessenden Wasser (als Rind = dem Tauros-Acheloos), bald in der Luft als Heroine der Dünste und Wolken bewege, getrieben von dem *οἶστρος*, d. i. von dem 'Trieb', durch welchen die Wolkengöttin Hera das rinnende Wasser in aufstrebende Dünste verwandelt und über Berg und Thal jagt. Eine ganz ähnliche Dichtung findet sich bei Metastasio, der die Unda wandeln lässt vom Meer aufs Land, über Berge, zu den Quellen, längs den Flüssen, immer voll Sehnsucht zurück zu ihrer Mutter, der See. Weil wir wissen, wer die Unda ist, darum verstehen wir das Gedicht gleich, und finden es schön, weil es der materiellen Welle Geist und Gemüth leiht. — Ist es denn so auffallend, muss es denn dem Aeschylos so fern gelegen haben, dass die Io eine Heroine des *ὑγρόν* ist? Nannte doch Pindar den Dionysos *κύριον καὶ ἀρχηγὸν πάσης ὑγρᾶς φύσεως*, und fanden doch die ionischen Philosophen das Princip der Dinge, der eine im Wasser, der andere in der Luft, der dritte in einem Unbestimmten, aus dem jene beiden entstånden. — So wenig als Dionysos oder irgend ein anderer Gott oder Heros darum ein Mensch ist, weil der Mythos Menschliches von ihnen erzählt und aller Ausdruck des Mythos von Menschen stammt und daher Menschliches und dem Menschen Bekanntes zur Darstellung benutzt und benutzen muss, eben so wenig ist Io darum ein Weib, weil der Mythos sie so nennt und Menschliches von ihr erzählt — wiewohl das Erzählte meistens, von einem Menschen, zumal von einem Weibe behauptet, allem Möglichen geradezu widerstreitet. — Was das zweite betrifft, dass Aeschylos das Gedicht solle gemacht haben, ohne im Grunde zu wissen was er dichtete, so muss es freilich vorläufig dem Ermessen eines jeden anheim gegeben bleiben, wie weit er in seinem Glauben über das subjective, nicht ausgesprochene Wissen eines Dichters gehen will. Wenn man aber die Sache mythologisch untersucht, d. h. mit richtiger Einsicht in das Wesen des Mythos und in die mythische Sprache das Gedicht Vers für Vers durchgeht, dann behaupte ich, ist es unmöglich nicht zu bekennen, Aeschylos müsse ein vollkommenes Verständnis der physischen Bedeutung der Io-Sage gehabt haben. Zur Kenntnis der mythischen Sprache fehlt uns freilich noch immer das Lexikon, welches schon Heyne und nach ihm fast alle Mythologen gefordert haben. Ja Otfried Müller und Gerhard fordern selbst eine mythologische Grammatik. Ich kann mich nur auf früher von mir veröffentlichtes berufen. Eine Erklärung der mythologischen Namen und Sagen, die den Prometheus angehen, würde hier zu weit führen. Wir wissen ja aus Plato, Pausanias, Strabo, dass alle jene Mythen die Wahrheit in Räthsel (*αἰνίγματα*) gekleidet hatten. Um ein Räthsel zu lösen muss man die

doppelte oder mehrfache Bedeutung der Wörter kennen. Wären uns die unter den Poeten und Religionskundigen des Alterthums feststehenden mythischen oder symbolischen Bedeutungen der Wörter bekannt, so wäre es leicht einen Mythos zu erklären. Jetzt müssen wir diese Bedeutungen suchen; und das ist, wie die Erfahrung lehrt, nicht leicht, wiewohl wir weder eine unbekannte Schrift zu entziffern noch eine unbekannte Sprache zu entdecken brauchen, sondern nur in der uns von Homer bis auf die späteste Zeit bekannten Sprache die bis dahin unbekannte mythische Bedeutung aufzusuchen haben. Alle meine mythologischen Untersuchungen gehen darauf aus, die mythischen Begriffe der bekannten Wörter festzustellen. — Während ich meines Theils nun überzeugt bin, dass Aeschylos sehr genau wusste was er dichtete, nehme ich für den Dichter unter allen Umständen das Recht in Anspruch zu fordern, dass keiner von vorn herein von ihm voraussetze, er habe nicht vollständig gewusst was er dichtete. — Das Kriterium in allen schwierigen Fragen dieser schwierigen Wissenschaft bleibt immer die Uebereinstimmung alles Einzelnen unter sich und mit dem Ganzen. Auch hier gilt das Wort des Aristoteles: *τῇ ἀληθείᾳ πάντα συμφωνεῖ*. — Was den Ort betrifft, wo Prometheus gefesselt war, so lasse man nur vor allem ab von der Vorstellung, er sei von der Grösse eines gewöhnlichen Menschen gewesen und an irgend einer kleinen Felswand angeklammert. Im ersten Band der 'Hellenika' habe ich seine Bedeutung erklärt, und aus dem oben gesagten ist klar, dass der Mythos mit vollem Recht sagte, dieser Dämon der gewaltigen 'aufstrebenden' Dünste, welche besonders das nordwestliche Ende des Kaukasos mehr als die Hälfte des Jahres in dichte Nebel hüllen, sei an den Felsen des Kaukasos in feste Bande gelegt, hierher geführt durch den Gott der Wärme Hephästos. Und wenn nun dieser Prometheus zu der Io sagt (nicht: sie solle zu den Skythen gehen, sondern sie vermeiden, denn die Nebel des Kaukasos erreichen eben nicht die skythische Ebene, wie sich aus den Reiseberichten ergibt) — wenn er also zu der Io sagt, sie werde längs dem Hybristes (Terek) *πρὸς αὐτὸν Καύκασον, ὀρῶν ὕψιστον,* gehen, so heisst das nichts anderes, als was wir ausdrücken würden 'zum eigentlichen Kaukasos', dem höchsten Berge des ganzen Gebirges, von dem eben dieses ganze Gebirge seinen Namen hat. Wäre Prometheus am nordwestlichen Ende Europas, dann hätte er nicht sagen können *πρὸς αὐτὸν Καύκασον*, sondern hätte sagen müssen *πρὸς Καύκασον*. Um die irrige Vorstellung, dass Prometheus im 'gefesselten' anderswo gewesen sei als im 'gelösten', zu rechtfertigen, hat man behauptet, am Schluss des 'gefesselten' werde Prometheus sammt dem Fels in den Tartaros geworfen. Davon steht aber in der Tragödie nichts. Zwar sagt Prometheus 'wenn Zeus mich auch in den Tartaros wirft, tödten kann er mich doch nicht.' Allein das geschieht keineswegs. Vielmehr enthält der Schluss nur die Schilderung eines gewaltigen Unwetters mit Sturm und Donner und Blitz, allen Schrecken der Natur, durch welche eben der Kaukasos sich vor allem auszeichnet. — Alles dies ist aber in vollkommener Uebereinstimmung mit der Natur des Prometheus und der anwesenden Okeaniden, der Töchter des Okeanos, der, beiläufig bemerkt, nicht bloss die Erdscheibe umfliesst, sondern die Erde überall, wo eine Meerströmung ist, wie namentlich im Euxeinos längs dem Fuss des Kaukasos.

Auf eine Bemerkung des Vorsitzenden über die Verschiedenheit in der Schilderung der Wanderung der Io im Prometheus und in den Schutzflehenden erwiderte Prof. Forchhammer: im Prometheus sei es die Aufgabe des Gedichts gewesen, die noch bevorstehende Wanderung nach allen ihren Schrecknissen darzustellen. In den Schutzflehenden seien diese

überwunden, und die Nachkommen der mit Zeus versöhnten Stammmutter des Geschlechts vermeiden mit Recht in der Erzählung von der Wanderung die Erwähnung ihrer Leiden.

Geheimerrath Brüggemann aus Berlin meinte, man könne mit Hrn. Schömann die physische Bedeutung des Mythos zugeben, ohne anzunehmen, dass Aeschylos sie gekannt habe; wenn man aber der Auffassung des Vortragenden nicht leicht folgen könne, so liege das an dem Fehlen des mythologischen Lexikons.

Prof. Forchhammer. Es liegt daran, dass wir durch unsere Lebensweise, unsere Bildung, durch die ganze Art unserer Existenz von der Natur und von der Auffassung aller Bewegung in der Natur, wie sie den Griechen und jedem Volk in seinen Anfängen eigen ist, gänzlich getrennt sind. Jenen war das ganze Object ihrer geistigen Thätigkeit die Natur. Kein Kalender, keine Uhr, die jetzt jedermann zur Hand hat, belehrte sie über die Zeiten des Jahres und Tages. Weder Zeitungen noch Luxusbedürfnisse raubten ihnen die Zeit und die Aufmerksamkeit auf das was um sie her vorgieng. Vor allem mussten sie wegen der Saat und der Ernte, wegen der Schiffahrt, ja wegen des täglichen Trunkes Wassers in vielen Gegenden auf die Luft, auf das Kommen und Gehen des Wassers aufmerksam sein. Denn das lernte jeder, der zum Selbstbewusstsein und zu eigner Thätigkeit gekommen war, dass ohne Wasser, welches kommen, aber auch wieder gehen muss, keine Pflanze, kein Thier, kein Mensch auf der Erde leben werde. Was übrigens das mythologische Lexikon betrifft, so ist es nicht meine Schuld, dass es noch so sehr an Kenntnis der mythischen Bedeutung der Wörter fehlt.

Der Vorsitzende bemerkte, dass mit Hrn. Brüggemann zu wünschen sei, dass der Vortragende das erwähnte mythologische Lexikon abfasse.

Prof. Forchhammer. Das ist zu einem grossen Theil schon geschehen. Im ersten Bande der 'Hellenika' ist eine grosse Zahl Namen und Wörter erklärt und ein Register weist die einzelnen nach. Unter meinen späteren kleinen Schriften ist keine, die nicht einen weitern Beitrag zum Lexikon der Mythensprache geliefert hätte: die Schriften über die Geburt der Athene, Apollos Ankunft in Delphi, die Sphinx, Achill, der Ursprung der Mythen. Mit Rücksicht darauf, dass bisher für das, wie bemerkt, von allen neueren Mythologen vermisste oder als nothwendig geahnte mythologische Lexikon so gut wie nichts geschehen, hätte ich zu wünschen gehabt, dass die Artikel jenes wenn auch noch kleinen Lexikons entweder benutzt oder widerlegt wären. Ich behaupte der gütig ausgesprochenen Aufforderung gegenüber, dass ich zu dem Lexikon der mythischen Sprache bereits mehr als 500 Artikel geliefert; und ich kann nur bedauern, dass ich in dieser Versammlung keinen Gegner gefunden, der von dieser Grundbedingung der Bekämpfung meiner Erklärung der Mythen Kenntnis genommen.

Nachdem hierauf der Vorsitzende noch an die Bildung einer pädagogischen Section erinnert und zu deren Präsidenten den Gymnasialdirector Dr. Eckstein aus Halle vorgeschlagen, die Versammlung diesen Vorschlag genehmigt und Director Eckstein sich zur Uebernahme des Präsidiums bereit erklärt hatte, wurde von diesem sofort noch die Reihenfolge der für die Sitzungen der pädagogischen Section in Aussicht genommenen Themata (s. oben S. 8) unter Zustimmung der Versammlung in der Weise festgestellt, dass zuerst die deutsche Frage, sodann die lateinische Rechtschreibung und endlich die Aussprache des Griechischen zur Besprechung kommen sollten. Damit schloss die erste allgemeine Sitzung.

Zweite allgemeine Sitzung.

Dieselbe wurde Mittwochs den 25. September Morgens 10 Uhr von dem Präsidenten eröffnet, und zwar mit mehreren Geschäftssachen. Zunächst verlas er folgenden am Tage vorher erhaltenen Brief des Directors des evangelisch-lutherischen Consistoriums (der dem Gymnasium vorgesetzten Behörde) in Frankfurt, Senators und Exconsuls sen. Dr. S. G. Müller:

Mein sehr verehrter Herr Director!

Kaum in Reconvalescenz von einem schmerzlichen Uebel muss ich zu meinem Bedauern jegliche Theilnahme an der Philologenversammlung mir versagen.

Die Freude, manches Gute und Schöne zu hören, wird mir nicht zu Theil, die Hoffnung, eine und die andere bedeutende Persönlichkeit kennen zu lernen, bleibt unerfüllt, die Gelegenheit, die sich vielleicht geboten hätte, ein gutes Wort bei der Versammlung für unsere Vaterstadt einzulegen, bleibt mir versagt.

Meinem schmerzlichen Bedauern, welchem ich gegen Sie Ausdruck geben musste, füge ich die freundlichste, ehrerbietigste Begrüssung für die Versammlung bei und verbleibe mit bekannter Gesinnung

Ihr stets ergebener

V. H. am 23. Sept. 1861. Müller.

Sodann kamen zur Verlesung zwei Telegramme an die Versammlung von Professor Welcker und Geh. Rath Ritschl in Bonn, an welche das Präsidium Tags vorher bei dem gemeinschaftlichen Mittagsmahl einen ehrerbietigen Gruss im Auftrag der Versammlung telegraphisch gesendet hatte. Die Antworten lauten:

Der diesjährigen glänzenden Philologenversammlung meinen ehrerbietigen Dank dafür dass sie eines abwesenden so alten Mitgliedes der edlen Zunft freundlichst hat gedenken mögen.

F. G. Welcker.

Der zwanzigsten deutschen Philologenversammlung tiefempfundenen Dank für ihren hoch ehrenden Gruss! Mit der innigen Klage, an so ruhm- und freudenreicher Gemeinschaft nur aus der Ferne theilnehmen zu können, verehrungsvoll

Friedrich Ritschl.*)

---

*) Der dritte Koryphäe, an den am Tage vorher von der Versammlung gleichzeitig mit den beiden oben genannten ein telegraphischer Gruss gesandt war — den darauf bezüglichen Anträgen des Geh. Oberschulrath Rost und Geh. Rath Brüggemann hatte die Versammlung mit Freuden ihre Zustimmung gegeben — war Geh. Rath Böckh in Berlin. Von diesem lief am folgenden Tage ein an den Präsidenten gerichtetes Antwortschreiben ein, welches bei dem gemeinsamen Mittagsmahle verlesen wurde. Es lautet wie folgt:

Ferner wurde ein Anerbieten vom Director Dr. A. Rein aus Crefeld mitgetheilt, welcher von einer Reise zu Herrn von Jaumann in Rottenburg (dem alten Sumelocenna) mehrere Scherben mit aufgestempelten Inschriften und Abklatsche von anderen dort gefundenen Inschriften mitgebracht hatte und sich bereit erklärte, dieselben den Mitgliedern der Versammlung zu zeigen, welche sich dafür interessierten und mit ihm eine Zeit der Besichtigung verabreden wollten.

Darauf zeigte der Vorsitzende an, dass 12 Exemplare der 'Chronologie des Assyro-Chaldéens' (eine enggedruckte Folioseite) von Prof. Oppert aus Paris und 3 Exemplare eines lateinischen Gedichts vom Oberbibliothekar von Walther aus St. Petersburg eingegangen seien, welches letztere die glückliche Errettung des Königs Wilhelm von Preussen bei dem Attentate von Baden-Baden zum Gegenstande hat.

Schliesslich noch einige Mittheilungen über das auf heute Nachmittag 4 Uhr angesetzte Festmahl im Namen des Vorsitzenden vom Fest-Comité, Buchhändlers Könitzer.

Nun übernahm der Vicepräsident den Vorsitz und verlas zunächst folgendes an das Präsidium eingegangene Schreiben des Geh. Raths Ritschl in Bonn:

> Dem hochverehrlichen Präsidium der zwanzigsten Philologenversammlung beehrt sich der ergebenst unterzeichnete geziemend anheimzugeben, ob der nachstehend unmassgeblich formulierte Antrag sich dazu eignen möchte, der hochachtbaren Versammlung zur Betrachtnahme empfohlen zu werden. Vom persönlichen Erscheinen zu seiner lebhaften Betrübnis durch Verhältnisse abgehalten, sieht sich der unterzeichnete leider auf dieses schwache Zeichen geistiger Theilnahme beschränkt.
>
> 'In pietätsvollem Andenken an den unvergesslichen Meister Gottfried Hermann, dem in Verbindung mit F. A. Wolf die Begründung einer deutschen Philologenschule verdankt wird, sieht es die zwanzigste Versammlung deutscher Philologen als eine Ehrenschuld an, dahin zu wirken dass die Sammlung Hermannscher Opuscula, dieser formellen wie methodischen Muster philologischer Untersuchung, nicht unvollendet bleibe, sondern durch die Aufnahme der seit 1839 bis 1848 von Hermann veröffentlichten kleinen Schriften und Aufsätze, die den ältern an Fülle fruchtbarer Anregung und Frische geistvoller Ausführung nichts nachgeben, zu Nutz und Frommen der Wissenschaft vervollständigt werde.'
>
> Bonn, 9. September 1861.
>
> F. Ritschl.

Zum Zeichen ihrer Zustimmung zu diesem Antrag erhob sich die Versammlung einmüthig.

Geehrtester Herr Director,

Mit grosser und erfreulicher Ueberraschung habe ich gestern Abend ohngefähr 9 Uhr die freundliche und ehrenvolle Begrüssung der Philologenversammlung, von 4 Uhr Nachmittags desselbigen Tages, erhalten. Ich beeile mich Sie ergebenst zu bitten, dieser hochansehnlichen Versammlung meinen herzlichsten Dank für diese wohlwollende Anerkennung meines geringen Verdienstes, aber ernsten und redlichen Strebens auszudrücken. Wie ich hoffe, wird diese meine Danksagung noch zeitig genug eintreffen, um zur Kenntnis der meisten geehrten Mitglieder der Versammlung gebracht werden zu können; um mich nicht nach Art einer Lakonischen Skytala zu kurz ausdrücken zu müssen, habe ich nicht den Telegraphen zu dieser Antwort gewählt. Mein Ausbleiben, welches ich als eine schmerzliche Nothwendigkeit bedaure, werden Rost und Vömel entschuldigt haben.

Mit ausgezeichneter Hochachtung und Ergebenheit der Ihrige

Berlin, d. 25. Sept. 1861. Böckh.

Der Vorsitzende berichtete hierauf weiter, dass er in der Voraussicht dieser das Andenken des Dahingeschiedenen wie die Versammlung selbst gleich ehrenden Aufnahme des verlesenen Antrags sich schon mit dem Verleger der bisher erschienenen 7 Bände von Hermanns Opuscula, Herrn R. Hentschel (Firma: Ernst Fleischer) in Leipzig, in Beziehung gesetzt und von diesem die erfreuliche Antwort erhalten habe, dass dieser Antrag mit seinem eignen seit längerer Zeit gehegten Wunsche übereinstimme und er sich zur Verlagsübernahme des das ganze Werk abschliessenden achten (resp. achten und neunten) Bandes gern bereit erkläre. In Folge weiter gepflogener Correspondenz mit dem genannten Verleger konnte der Vorsitzende ferner noch mittheilen, dass Professor Haupt in Berlin die Redaction des Schlussbandes übernommen habe und dass der Verleger eine Subscriptions-Einladung in mehreren Exemplaren habe drucken lassen, welche sofort durch einen der Secretäre in Umlauf gesetzt wurden. Der Aufforderung des Vorsitzenden, sich recht zahlreich an der Subscription zu betheiligen, wurde in befriedigender Weise entsprochen.

Hierauf brachte der Vorsitzende einen von Professor Dr. Wilhelm Dindorf in Leipzig ihm zugekommenen Vorschlag zur Kenntnis der Versammlung, welcher, wenn auch nicht zur Debatte und Abstimmung geeignet, es doch in hohem Grade verdiente der Beherzigung aller Anwesenden empfohlen zu werden, womit sich auch der Vorsitzende nach der Verlesung desselben begnügte. Er betrifft 'die Anwendung lateinischer Schrift für die deutsche Sprache nach dem Beispiel der beiden grossen Kenner unserer Sprache, Jacob und Wilhelm Grimm' und ist in folgender Weise näher motiviert:

> Dass die deutsche Schrift an Gefälligkeit der Form der lateinischen weit nachsteht, lehrt der Augenschein, und dass mit Erlernung des Schreibens der deutschen Buchstaben aller Art neben der jetzt selbst in den Dorfschulen nicht zu umgehenden lateinischen Schrift viel Zeit verloren geht, die bei den sehr gesteigerten Ansprüchen auf andere Kenntnisse weit nützlicher verwendet werden könnte, ist ebenso wenig zu bestreiten als dass es der Verbreitung deutscher Litteratur ausserhalb Deutschlands sehr förderlich sein würde, wenn alle deutschen Bücher mit lateinischen Lettern gedruckt würden. Denn viele Ausländer, namentlich Engländer und Franzosen, unter welchen die Kenntnis deutscher Sprache und Litteratur in neuerer Zeit erfreuliche Fortschritte gemacht hat, bleiben von deutsch gedruckten Büchern fern, was nicht der Fall sein würde, wenn sie ihnen durch Anwendung lateinischer Lettern näher gebracht wären.
>
> So einleuchtend auch dies alles ist, bin ich doch weit entfernt zu glauben, dass eine so durchgreifende Aenderung mit éinem Schlage ins Werk zu setzen sei; es wird auch in diesem Falle vieler Jahre bedürfen, ehe das durch uralte Gewohnheit eingewurzelte Unzweckmässige dem Zweckmässigen weicht. Ein wesentlicher Fortschritt würde es indessen schon sein, wenn die Philologen und namentlich die Directoren der Gymnasien sich zu vereinigen suchten, die deutschen Lettern aus ihren Schriften — besonders auch aus den Schulprogrammen — zu verbannen, worin man hoffentlich nicht einen Mangel an Patriotismus erblicken wird, der nicht nöthig hat, sich auf so kleinliche Weise zu äussern, da es nicht an Gelegenheit zu grossartigeren Darlegungen desselben fehlt. Ist auf diese Weise bei der in den Schulen heranwachsenden Generation eine grössere Neigung zu ausschliesslichem Gebrauch lateinischer Schrift begründet, so werden wir im Laufe der Zeit wahrscheinlich zur

Anwendung derselben von Seiten der öffentlichen Behörden gelangen, was allerdings, aus begreiflichen Gründen, eine der ersten Bedingungen der allgemeinsten Anwendung ist, nach deren Eintritt es Zeit sein wird, in den Schulen nur noch das Lesen deutscher Schrift alle Schüler zu lehren, das Schreiben derselben aber facultativ sein zu lassen. Dass übrigens die Neigung zum Gebrauch lateinischer Schrift für das Deutsche in neuern Zeiten grosse Fortschritte gemacht hat, zeigt die mit jedem Jahre sich mehrende Zahl deutscher, mit lateinischen Lettern gedruckter Bücher. Nur die Verfasser und Verleger von Romanen halten dieselben consequent von sich fern, sicherlich nicht aus Patriotismus, sondern aus Rücksicht auf einen Theil des Leihbibliothekenpublicums, dem der Gebrauch lateinischer Schrift nicht zusagen würde.

Nachdem der Vorsitzende nun noch des ihm von Professor Dr. Bonitz in Wien gewordenen Auftrags, der Versammlung nebst dem Ausdruck des Bedauerns darüber, dass er nicht daran theilnehmen könne, seinen herzlichsten Gruss zu überbringen, sich entledigt hatte, übergab er den Vorsitz wieder an den Präsidenten, und der gestern festgestellten Tagesordnung gemäss hielt Hofrath und Professor Dr. Urlichs aus Würzburg seinen angekündigten Vortrag.

Ueber die dramatischen Motive der alten Kunst.

Die Finanzverwaltung des Redners Lykurgos*) war, wie überhaupt für Athen segensreich, so insbesondere dadurch merkwürdig, dass eine Reihe bedeutender Bauten von ihm ganz oder theilweise aufgeführt wurde. 'Er baute' sagt Hypereides 'das Theater, das Odeion, das Schiffsarsenal, Schiffe und Häfen.' Dass er freilich das Theater nicht von Grund aus erbaute, sondern das von anderen begonnene nur vollendete, wissen wir aus ausführlichen Zeugnissen, aber auch aus diesen, dass es vorher ein halbfertiges Werk war, und erst nach seiner Zeit zu regelmässigen Volksversammlungen, die auf die Dionysien bezügliche ausgenommen, benutzt wurde. Was er gebaut hat, wissen wir nicht; aber ohne Zweifel kann es weder das Theatron, der Raum für die Zuschauer, noch die Orchestra gewesen sein — jenes nicht, weil nach bestimmten Nachrichten der Einsturz der Schaugerüste Ol. 70, 1 zur Anlage eines steinernen Baues führte, die letztere nicht, weil sie in jenem schon enthalten war, und eine etwaige Neupflasterung keine nennenswerthe Leistung gewesen wäre. Es bleibt also, wenn wir aus jener Angabe ein wirklich bedeutendes Werk entnehmen, nur die Bühne mit ihren Anbauten übrig. Von dem Proskenion, der Schaubühne selbst, scheint dieser späte Ursprung um so weniger bezweifelt werden zu können, als eine beträchtliche Zahl von Theatern noch jetzt deutliche Spuren eines römischen Umbaus gerade dieses Theiles zeigt und z. B. die be-

*) In dem 5n Hefte der neuen athenischen Zeitschrift Philistor wird eine ausführliche Inschrift mitgetheilt, worin der Rath unter dem Archon Pythodotos (343 v. Chr.) u. a. in folgenden Worten gelobt wird: *ἐπειδὴ ἡ βουλὴ ἡ [ἐπὶ Πυθοδ | ότου ἄρχοντος καλῶς καὶ δικαίως ἐπεμελήθη τῆ]ς εὐκοσμίας τοῦ θεάτρου.* Höchst wahrscheinlich wurden in diesem Jahre die Bauten am Theater betrieben. [Nachträglich bemerkt der Verfasser obiges Vortrags, dass ihm bei der Abfassung desselben der Aufsatz von Bergk in Fleckeisens Jahrbüchern 1860 S. 60 f. noch nicht zu Gesicht gekommen war. Wenn die darin mitgetheilte Inschrift, die dem Lykurgos den Bau *τοῦ θεάτρου τοῦ Παναθη[ναϊ]κοῦ* beilegt, richtig abgeschrieben ist, und wenn unter diesem Theater wirklich ein von dem Dionysischen verschiedenes verstanden werden muss, so wird sich der Eingang des Vortrags modificieren müssen, so weit er sich auf die Bauten bezieht.]

kannte Inschrift von Patara aus dem zweiten Jahrhundert nach Christo ausdrücklich hervorhebt, wie das Proskenion von Grund aus erbaut worden. Ueber die Bühnenmauer selbst, die Skene im engern Sinne, wage ich nicht mich bestimmt auszudrücken, obgleich die ungemeine Pracht der in Rom errichteten temporären Gebäude eine ähnliche Einrichtung auch in dem ältern Griechenland nicht befremdlich erscheinen lässt. War sie ja nur für wenige Tage im Jahre nöthig, Tage, an denen die Illusion durch Decorationen und die Hülfe der Malerei hinlänglich unterstützt wurde. Auch würde die Erzählung, welche Andokides von der falschen Anzeige des Diokleides bei Gelegenheit des Hermenprocesses gibt, sich besser erklären, wenn zwischen der Orchestra und dem Tempel des Dionysos keine scheidende Mauer vorhanden war. Er sah, beim Propyläon des Dionysos angelangt, eine Menge Leute vom Odeion her in die Orchestra hinabsteigen und setzte sich in den Schatten zwischen der Säule und der Basis einer ehernen Statue, von wo aus er das Gebahren jener Menschen beobachtete. Ich begreife weder, wie er über jene Mauer weg sehen noch bei ihr ungesehen vorbei hinein kommen konnte, noch was das für eine bestimmte Säule (ausser einer im Propyläon des Tempels) und wo der Standort des Denkmals war.

Doch dem sei wie ihm wolle: man mag immerhin die Thüren der Skene zu Hülfe nehmen und die Bildsäule vor diese stellen, so viel ist gewis: diejenige Gestalt des athenischen Theaters, in welcher es den Städten der Diadochen und Römer ein Muster wurde, rührt von Lykurgos her, d. h. nicht allein die bauliche Einrichtung des Proskenion, sondern auch die Vertheilung und die Wahl des plastischen Schmucks, welcher von den Ecken der Sitzreihen anhob und in immer steigender Fülle die Zugänge, die Wand des Proskenion, dessen Fläche theilweise selbst und vor allem die zwei oder drei Stockwerke der Bühnenwand zwischen ihren Säulen und Giebeln als ständige Decoration zierte. Wir kennen ihn in der römischen Welt genau. In Falerii stand oben auf dem Rande der Sitzreihen eine colossale Erzstatue, in Herculaneum ebenfalls, aber symmetrisch vertheilt, eherne Pferde, und in der Mitte, wohin Pompejus seinen Tempel der Venus Victrix stellte, eine Aedicula mit einer Statue; in der Cavea Satyrn, Atlanten, Masken, welche die Enden der Sitzreihen verzierten, und Statuen und Hermen, welche an den Vomitorien und den Treppen den Weg zu den verschiedenen Plätzen bezeichneten, wie in dem griechischen Theater der letzten Könige von Syrakus durch Inschriften von Götterbildern und Herscherinnen, in Herculaneum durch eine Tessera mit dem Namen des Aeschylos bezeugt wird, während in Faleria wahrscheinlich die Marmorstatuen des Perseus und zweier Frauenfiguren (Musen?) den Ausgang der Vomitorien, in Pompeji das Bildnis des Erbauers M. Artorius Primus die Mitte der Cavea schmückte. Auch der Orchestra und den Zugängen, Parodoi, fehlte es nicht an Bildwerken: wenigstens werden in Athen die Bildsäulen des Miltiades und Themistokles erwähnt, und es mögen auch die Seitenwände entlang der letztern Statuen getragen haben. Vor allem erheischte die Bühne, von allen Seiten sichtbar, auch ideal das Ziel und der Mittelpunkt der künstlerischen Feier, eine reiche Verzierung, ohne welche die hohe Wand eine kahle, unschöne Fläche dargeboten hätte. Was Vitruv V 6, 9 von der tragischen Skene fordert, dass sie mit Säulen, Giebeln und Statuen verziert werde, das bestätigen die Monumente und Nachrichten. In jenen findet man Nischen, Säulenreste, Bildwerke; die Inschrift von Patara redet vom Schmucke des Proskenion, von der Aufrichtung von Porträt- und idealen Statuen, wie die von Faleria im allgemeinen von den Statuen, welche zum Schmuck des Theaters bestimmt waren; die Bühnenwand des Theaters, welches Scaurus für seine Spiele aufführte, war in

drei Stockwerken mit 360 Säulen und dazwischen mit 3000 Erzstatuen ausgestattet, d. h. ungefähr 8—9 Statuen, möglicher Weise Gruppen, zwischen jedem Säulenpaar; an derselben Stelle werden sich also die Bildnisse berühmter Männer und Frauen befunden haben, welche Pompejus, Werke grosser Meister, in seinem Gebäude errichtete. Auf dem Proskenion haben wir uns einen Altar und eine oder die andere Götterbildsäule zu denken, zu welcher z. B. die geängstigten Jungfrauen in den Sieben gegen Theben flohen, auf römischen Bühnen auch Basen von Ehrenstatuen.

In geringerem Masse wurde endlich auch die Wand unter dem Logeion mit Säulen und Bildwerk versehen, welche auf Vasenbildern leichtern malerischen Schmuck trägt: ich kann nämlich die controverse Stelle bei Pollux IV § 124, wonach *τὸ ὑποσκήνιον κίοσι καὶ ἀγαλματίοις ἐκεκόσμητο πρὸς τὸ θέατρον τετραμμένοις ὑπὸ τὸ λογεῖον κείμενον* nicht anders verstehen. Bei der geringen Höhe dieser Wand, welche in griechischen Theatern 10—12, in römischen nur 5 Fuss betrug, war für colossale Bildsäulen kein Platz; Pollux versteht unter den kleinen solche, welche die Lebensgrösse kaum erreichten. Die verschiedenartigen Bildsäulen, womit bei freistehenden Theatern die Bogen des äusseren Halbkreises erfüllt waren, wie jene Porträts der Töchter des Balbus und mehrerer Männer in Herculaneum, übergehe ich, weil sie nicht für jede Localität passten.

Diese Bildwerke, wie sie im Theater von Mytilene, dem Muster des Pompejanischen, gewis vorhanden gewesen sind, werden wir auch in dem Lykurgischen Theater Athens vermuthen dürfen; nur waren sie anders und harmonischer gewählt als die römischen. Es ist unmöglich, dass alle 3000 Statuen des Scaurus mit dem Zwecke seines Theaters in enger Verbindung gestanden haben, und jene Frau, welche den Ruhm einer fruchtbaren und geliebten Mutter genoss, verdiente deshalb noch keinen hervorragenden Platz unter den Denkmälern von Pompejus Bühne. Es gieng hiermit wie überhaupt mit der griechischen Kunst in Rom: man imponierte durch die Masse und prahlte mit einer bunten Menge. Das freie Griechenland wird nur solche Bildwerke aufgestellt haben, welche mit dem Leben des Volkes und der Dichtung, sowie mit der Bestimmung des Gebäudes harmonierten: ausser Götterbildern, die in dem Heiligthum des Dionysos überall an ihrem Orte waren, und verdienten Patrioten, welche die Volksversammlung im Theater begeisterten, Dichter, Sänger, Schauspieler und solche Idealgestalten, welche von der Muse selbst ihre Weihe erhielten, Personen und Gruppen des Dramas. Von einem Theil dieser Vorwürfe wissen wir bestimmtes. Der Tragiker Astydamas erlangte wegen eines Siegs wahrscheinlich Ol. 102, 1 die Ehre, seine Statue bei Lebzeiten im Theater aufgestellt zu sehen. Wenn nun Lykurgos beantragte, den verstorbenen drei grossen Tragikern dieselbe Ehre zu erweisen, und wenn Pausanias ihre Bildsäulen im Theater erwähnt unter vielen, zum Theil unwürdigen, so dürfen wir getrost beide Notizen combinieren (obgleich von sehr gelehrter Seite Zweifel erhoben sind) und annehmen, dass Lykurgos, wie er durch beglaubigte Abschriften für das Andenken ihrer Werke auf der Bühne sorgte, so auch im Theater die Abbilder ihrer Persönlichkeit verewigte, von denen eines in der vortrefflichen Marmorstatue des Sophokles copiert ist, im Theatron, d. h. im Zuschauerraum, wo das Bild des Aeschylos nach der Herculanischen Tessera in dieser Landstadt stand.

Wie wurde nun die Skene selbst verziert? Denn dass sie einer Verzierung bedurfte, erhellt aus der Benutzung des Gebäudes an Tagen, wo keine Stücke aufgeführt wurden, also eine kahle Wand ohne dieselbe verletzt hätte; dass sie eine solche, die man Morgens in den Tragödien ohne weiteres statt der Decoration brauchen konnte, wirklich erhielt,

erhellt aus dem Umstande, dass die römischen Gebäude dieselbe hatten, folglich auch das mytilenäische, welches Pompejus nachbildete. Die Bühnenwand des Theaters in Tusculum, welches durch die Ausgrabungen der Jahre 1825 und 1860 genauer bekannt geworden ist, trug Statuen, welche nach dem Umfang der Piedestale aus Tufstein etwas unter der Lebensgrösse blieben, und nach dem Charakter der Inschriften wohl älter waren als das Gebäude selbst, ausser den Bildnissen des Fulvius Nobilior und eines Consuls Metellus, sowie des 'Diphilos poetes' ORESTES. PYLADES. TELEMACHVS. TELEGONVS, d. h. Heroen der Tragödie, welche zwar mit der mythischen Geschichte von Tusculum zum Theil zusammenhiengen, aber gewis nicht deshalb verfertigt, sondern aus Griechenland, wohl aus Ambracia von Fulvius, entführt waren. Sehen wir zu, ob zur Zeit Lykurgs ähnliche Gegenstände, Motive des Dramas, von athenischen Künstlern gearbeitet wurden; finden wir sie in grösserer Zahl, so werden wir zu der Frage berechtigt, ob sie nicht durch den Bau des Theaters veranlasst waren. Um Ol. 109—110 blühten in Athen vor allen Praxiteles, dann Leochares, Sthennis, Silanion, Bryaxis, Timotheos. Skopas selbst scheint kurz vorher gestorben zu sein, die übrigen Genossen seiner Arbeit waren von Halikarnass nach Vollendung des Mausoleion zurückgekehrt. Von den Werken dieser Meister ist die sterbende Iokaste des Silanion allgemein als eines der ältesten Denkmäler des pathetischen Genre anerkannt: eine Königin, welche die Blässe des Todes in ihren Gesichtszügen zur Schau trug, kann nur der Tragödie, sei es den Phönissen des Euripides oder, was der Todesart wegen weniger wahrscheinlich ist, dem Oedipus des Sophokles, entnommen sein; sie stellte also dar, was das Publicum aus der Erzählung des Dichters lebendig in der Erinnerung trug. Von demselben Künstler erwähnt Plinius einen berühmten Theseus und einen Achilles, Heroen, die in verschiedenen Dramen des Euripides und Aristarchos eine hervorragende Rolle spielten; von Sthennis *flentes matronas*, höchst wahrscheinlich gefangene Troerinnen nach den Troades des Euripides. Unzweifelhaft dramatisch ist von diesen Statuen freilich nur Iokaste; wenn wir die übrigen mit ihr zusammenstellen, so bewegen uns dazu die Arbeiten der andern Meister, die wir als ihre komischen Gegenstücke betrachten: von Praxiteles zwei Bildsäulen von entgegengesetztem Ausdruck, eine weinende Hausfrau und eine ausgelassen fröhliche Buhlerin, in deren Zügen man Phryne selbst zu erkennen glaubte, ein Süjet, welches die Zeitgenossen entzückte. Denn der Gegensatz der Hetären zu einer ordentlichen Haushaltung, welche sie in Verwirrung brachten, war nicht allein eine Würze der neuen Komödie, die damals sich zu entwickeln anfieng, sondern auch der mittlern eines Alexis u. a. Zu diesen weiblichen Bildsäulen arbeitete Leochares ein männliches Gegenstück, den Sklavenhändler Lykiskos und den verschmitzten Bedienten, männliche Hauptpersonen des Lustspiels, welche in dem gleichnamigen Stück des Alexis auftraten. Alle diese Werke waren von Erz, ein Material, dessen Praxiteles sich weniger häufig als des Marmors bediente; alle standen ohne Zweifel in Athen, keine erwähnt Pausanias: sie sah er also nicht auf der Akropolis oder an einem andern Orte, den er ausführlicher beschreibt. Wir schliessen nun: gleichartige, gleichzeitige Gegenstücke haben das gleichzeitige Gebäude eines um die bildende Kunst wie um die dramatische Poesie gleich verdienten Mannes verziert, und sind ohne Zweifel in einer Aufstellung sichtbar gewesen, welche die Uebereinstimmung des Gedankens zur Schau trug.

Wir gehen etwas weiter zurück, um zu untersuchen, ob unter Lykurgos die Kunst neue Motive oder für diese nur die passendste Stelle gefunden hat, und sehen uns zunächst in der Nachbarschaft des Theaters um, welches sich in den Felsen der Akropolis so einschmiegte,

dass es von ihrer Südseite kaum getrennt werden kann. Unmittelbar darüber widmete um dieselbe Zeit (denn Philochoros berichtete davon im sechsten Buche, das von Ol. 105—115 reichte) ein Sieger in den musischen Spielen des Theaters, Aeschines, einen versilberten Dreifuss über einer Höhle, in welcher 'Apollon und Artemis gebildet waren, wie sie die Söhne (Kinder?) der Niobe tödteten', also jene hoch tragische Begebenheit, welche in dem Stücke des Sophokles die Phantasie der Bildhauer, namentlich auch desjenigen anregte, auf dessen Meisterwerk die berühmte Gruppe zurückgeführt werden muss. Pausanias Worte (I 21, 5) *σπήλαιόν ἐστιν ἐν ταῖς πέτραις ὑπὸ τὴν ἀκρόπολιν· τρίπους δὲ ἔπεστι καὶ τούτῳ. Ἀπόλλων δὲ ἐν αὐτῷ καὶ Ἄρτεμις τοὺς παῖδάς εἰσιν ἀναιροῦντες τοὺς Νιόβης* sind nämlich meines Erachtens mit Westermann so zu verstehen, dass nicht der Dreifuss, sondern die Höhlenwand selbst jene Bildwerke trug, wofür die Beschreibung der andern Monumente der Art in Cap. 20 spricht. Da auch die grosse Gruppe wenigstens älter ist als Skopas Tod, d. h. vor circa Ol. 109, so sind beide Darstellungen ziemlich zu gleicher Zeit von demselben Orte ausgegangen; ob beide als Originale, oder, wie die Eroten des Praxiteles, aus derselben Werkstatt das eine Replik des andern, ist zweifelhaft. Mir scheinen die römischen Reliefs, welche denselben Gegenstand darstellen, diesen athenischen nachgebildet zu sein: denn Statuen werden in der Höhle nicht Platz gehabt haben. Die Gruppe der Niobe allein genügt, um die Einwirkung des Drama ins Licht zu stellen; denn in ihr sehen wir die leidenschaftlichste Aufregung des Schmerzes in jener massvollen Haltung, welche die Tragödie charakterisiert: selbst Phidias hoher Geist, wie er das Epos in sich aufgenommen hatte, konnte von der Schönheit der tragischen Dichtung nicht unberührt bleiben: er stellte den Untergang der Niobiden an dem Throne des olympischen Zeus dar.

Betrat man den Boden der Burg, zu deren Rande wir allmählich emporgeklommen sind, so zeigte sich eine Menge von Einzelstatuen und Gruppen, von denen Pausanias natürlich nur die merkwürdigsten aufführt: historische, realistische, mythische. Die Mehrzahl der letzteren hat auf Athena und ihre Schützlinge Bezug, einige aber so wenig, dass wir zu ihrer Errichtung ein anderes Motiv suchen müssen. Nicht weit vom südlichen Rande und vom Theater stehen unbekannte Basen, in der Gegend des Parthenon an der Nordseite andere, welche wieder auf die Tragödie zurückführen. Der Mittler zwischen Phidias und Skopas, des erstern grösster Schüler Alkamenes, welcher die Tempelstatue des Dionysos für seinen und des Theaters heiligen Bezirk gemacht hatte, stellte auf der Burg (aus Erz?) die Prokne auf, wie sie rachedurstig auf den Mord ihres Sohnes Itys sinnt, ein Motiv welches das berühmte Gemälde des Timomachos auf Medea übertrug, beide nach Dichtern, dieser nach Euripides, jener nach Sophokles, welcher dem Stile der Phidiassischen Schule ungleich näher stand als sein jüngerer Zeitgenosse. Sophokles hatte die Fabel in seinem Tereus behandelt, auf welchen Aristophanes in den Vögeln Ol. 91, 2 (414) anspielt. Es liegt also nahe, jene Gruppe in Ol. 90 oder 91 zu setzen, wo Alkamenes unter dem frischen Eindrucke des Drama arbeitete. Weil dieses Werk gar nicht anders gedacht werden kann denn als ein hoch pathetisches, hat man in der Meinung, das schicke sich nicht für die Zeit, das Wort *ἀνέθηκε*, welches Pausanias statt *ἐποίησε* gebraucht, gepresst, um dem mit Sophokles gleichzeitigen Bildhauer einen spätern Unbekannten unterzuschieben, während es doch z. B. von der Eule des Phidias heisst: *ὑπὸ Φειδίου ἀνετέθη γλαὺξ ἐν πόλει.* Also noch während des peloponnesischen Kriegs, ein halbes Jahrhundert vor der Blüte der eigentlich neuattischen Schule, richtete die Sculptur sich nicht allein nach dem Drama, sondern sie wählte daraus

solche Stoffe, worin sie mit ihm und besonders mit der Malerei im Ausdruck des Affects wetteifern konnte. Es war ein Triumph für sie, Empfindungen im Gesichte deutlich sprechen zu lassen, welche die tragische Maske nur im allgemeinen skizzierte. Dass Alkamenes nicht sofort berühmte Nachfolger in Athen fand, sondern erst nach einer Generation, mag theils anfänglich in den unglücklichen Verhältnissen, theils in der realistischen Energie liegen, womit man sich auf die Verfertigung von Porträt- und Ehrenstatuen warf, als diese einmal nach Konon gebräuchlich geworden waren. Doch ganz fehlte es auch an dramatischen Werken nicht. Auf der Akropolis standen (offenbar als Gegenstücke) die Bildsäulen der Io und Kallisto, Werke des Deinomenes (Ol. 95 und später), der aus Polyklets Schule hervorgegangen und vielleicht mit dem Lehrer nach Athen gewandert war: ein kühnes Unternehmen, die Geliebten des Zeus so darzustellen, wie sie in Aeschylos Stücken, dem Prometheus und der Kallisto, erschienen waren.

Dass sein Lehrer selbst vom Drama angeregt worden sei, wage ich nicht zu behaupten: die beiden Gegenstücke, den muthigen Herakles, welcher die Waffen ergreift, und den weichlichen *περιφόρητος Ἀρτέμων*, könnte man im allgemeinen als Typen der Tragödie und Komödie deuten: denn der letztere ist ideal diejenige Person, welche Eupolis in seinen *Ἀστράτευτοι* auf die Bühne gebracht haben wird. Die Aehnlichkeit ist aber nicht schlagend genug, um den Baumeister des Theaters von Epidauros auch als den Bildhauer des Drama zu bezeichnen.

Dagegen hat der ältere Zeitgenosse Polyklets Myron theils direct dramatische Stoffe behandelt, theils aus den Schöpfungen des Drama mächtige Eindrücke empfangen. Seeungeheuer, *pistrices*, arbeitete er und betrat damit ein Gebiet, auf welchem später Skopas glänzen sollte. Auf solchen waren Aeschylos Nereiden auf die Bühne gekommen, um Achilleus die Waffen zu überbringen, ein phantastischer Chor, welcher einen erfindungsreichen Künstler zur Nachbildung anregte, wie ihm die alte Komödie eine trunkene Alte zeigte, die er in Marmor für Smyrna ausführte. Denn ein solcher Stoff lässt sich kaum anders als komisch fassen, während eine trunkene Flötenspielerin des Lysippos auch im Taumel noch schön war.

Aeschylos Tragödien waren es, welche auch den Altmeister der vollkommneren Plastik, den Künstler, von welchem die grossgriechische und sicilische Kunst ihre Vollendung erhielt, den Pythagoras begeisterten. Pythagoras hat Pindar und Aeschylos an Hieros Hofe gekannt und ist wahrscheinlich durch erstern in eine engere Verbindung mit Theben gekommen, wo er mehrere Werke verfertigte; des letztern Muse hat er im syrakusischen Theater kennen gelernt. Eine Frucht dieser Bekanntschaft war jene Erzstatue des Philoktet in Syrakus, deren ergreifende Wahrheit sich der Empfindung jedes Betrachtenden mittheilte, das erste Beispiel der pathetischen Kunst, wie Laokoon eines der letzten war. Das Motiv dieses Philoktet war 'der Knochenfrass, der seines Fusses Fleisch verzehrt'; die Frage: 'soll ich dich lassen, Fuss?' und, wie er es wagt ihn niederzusetzen, der jähe Schmerzensruf: 'o Tod, du Helfer.' Dasselbe hatte Aeschylos, der um Ol. 76 und 77 während der Blüte des Pythagoras die Aetnäer und Perser gab, in seiner Tragödie ergreifend ausgeführt: sie muss dem Künstler bekannt geworden sein, wie wiederum seine Statue Pindar zu dem schönen Vergleich des kranken Kriegerfürsten Hiero mit dem kranken Sieger Trojas anregte. — Auch die andere tragische Gruppe, der Bruderkampf des Eteokles und Polyneikes, welchen die Jungfrauen in den Sieben klagend schildern, stand wohl nicht in Theben, da sie Pausanias nicht nennt, sondern in Syrakus — beide schwerlich im Theater: denn der Bau des Demokopos,

den man noch neuerdings in die Zeit Hieros versetzt hat, ist höchst wahrscheinlich erst während der demokratischen Verfassung, die vor dem peloponnesischen Kriege Syrakus wohlhabend und mächtig machte, entstanden. Demokopos wurde von Sophron erwähnt; dessen Sohn Xenarchos verspottete die Rheginer dem Dionysios zu Liebe, d. h. Ol. 97, als feig; von Ol. 97—77 aber sind achtzig Jahre! Auch ist der Name des Baumeisters wohl unter der Republik gegeben worden. Dagegen stand der Herakles Katerophron (?) gewis darin.

Ich habe bei diesem Lebenslauf in aufsteigender Linie die Einwirkung der Malerei ausser Acht gelassen, obgleich sie in derjenigen Bedeutung, welche sie in Athen durch die Skenographie und dann durch die Ionier erhielt, hoch angeschlagen werden muss, weil die Entstehung der pathetisch-dramatischen Kunst, wie eben gezeigt, vorausgegangen ist, kann aber nicht umhin darauf hinzuweisen, dass die erhaltenen Bildwerke den Kreis dieser plastischen Vorstellungen noch erweitern. Zweifelhaft mag es bleiben, ob die schönen Reste der trauernden Penelope, welche mehrmals vorkommen, also auf ein bedeutendes altes Original schliessen lassen, auf das Drama des Aeschylos oder direct auf die Odyssee zurückgehen. Aber die schöne Marmorgruppe des Orestes und der Elektra in Neapel, die bald in eine des Orestes und Pylades verwandelt, bald in der Einzelfigur des Orestes nachgeahmt worden ist, zeigt, dass die Choephoren des Aeschylos einem alten Künstler, etwa Kalamis, einen dankbaren Vorwurf dargeboten haben.

Wenn unsere Darstellung das Richtige nicht ganz verfehlt, so haben wir gesehen, dass die Kunst die neuen Stoffe des Drama alsbald eifrig benutzt und in dramatischem Sinne ausgeführt hat: zuerst mit rein körperlicher athletischer Energie, dann im Orestes gemüthlich, in dem Werke des Alkamenes mit feinerer Auseinanderlegung der Seelenzustände, endlich, mit der Bühne selbst vereinigt, in vollkommen dramatischem Charakter und gesteigertem Ausdruck des Gesichts. Diese Ausbildung des Pathos der Bühne ist in Athen erreicht worden. Wir haben sie schliesslich in ihrer Verbreitung über die gebildete Welt zu verfolgen.

Die sogenannte rhodische Kunst ist überwiegend die neuattische. Wie die Stadt selbst Ol. 93, 1 von demselben Baumeister, welcher den Peiräeus angelegt hatte, gebaut war, und die Eintheilung der Gebäude vom Hafen aufwärts bis an das Theater dem Abhange der Akropolis ähnlich war, das Heiligthum des Dionysos an das des Asklepios grenzte, so waren auch die meisten Statuen von athenischen Meistern, welche die gegenüberliegenden Orte Halikarnass, Kos, Knidos ausschmückten, verfertigt, z. B. drei colossale Götterbilder von Bryaxis; und nur die Bildsäulen des Helios von Chares und Lysippos sind davon auszunehmen. Der Kunstbetrieb gieng von Athen massenhaft nach allen Seiten, nach Sicilien, Italien, wo die etruskischen Todtenkisten und Sarkophage verdunkelte Abbilder der in Etrurien eingebürgerten Tragödie wiedergaben, an das schwarze Meer, wo Sinope, Herakleia, Amisos sich mit athenischen Bildwerken füllten, besonders an die Südwestküste von Kleinasien, in das Reich des Mausolos, und endlich nach Rhodos, welches durch die politischen Verhältnisse begünstigt ein Sitz selbständiger Thätigkeit wurde. Etwa zwei Jahrhunderte hindurch bis zur Besiegung des Königs Perseus, welche die Rhodier mit den Römern verfeindete, mag diese Thätigkeit ungestört gedauert haben; sie war schon vor Ol. 116 lebhaft gewesen: denn vor der Ueberschwemmung retteten sich die Rhodier auf die Stufen des Theaters und die Postamente der Bildsäulen. Die meisten davon standen, wie in Athen, im Dionysion, d. h. in und neben dem Theater; es ist allgemein anerkannt, dass sie die theatralische Action, das heftigste Pathos bezeichneten, eine interessante Fortsetzung der athenischen Kunst, aber nicht von

Haus aus originell, auch keineswegs auf Rhodos beschränkt. Ein Verzeichnis der berühmtesten wird nicht lang sein: aus Metall der vom Wahnsinn erwachte, reuige Athamas des Rhodiers Aristonidas, wahrscheinlich nach der Ino des Euripides, worin der Mord des Learchos vorkam; vielleicht der eiserne Herakles des Alkon und ohne Zweifel der sterbende Herakles, *torva facie sentiensque suprema tunicae* in Rom, welchen L. Lucullus aus der Kriegsbeute geweiht, also nicht aus Rhodos, sondern aus einer eroberten griechischen Stadt entführt hatte. Da deren nur drei bedeutendere waren: Sinope, Amisos und Herakleia am Pontos, aus Sinope aber, wie wir wissen, nur die von Sthennis verfertigte Statue des Heros Autolykos weggenommen wurde, so bleiben die beiden letzteren Städte übrig. Amisos eroberte Lucullus selbst, Herakleia Cotta, der eine Menge von Kunstwerken mit sich nahm, aber nicht er, sondern Lucullus triumphierte. Einem von beiden Orten gehörte die genannte Bildsäule an, vermuthlich wohl Herakleia des Namens wegen. Wer sie nach den Trachinierinnen oder eher nach dem *Ἡρακλῆς περικαιόμενος* des Spintharos, der selbst aus Herakleia stammte, gemacht hat, will ich nicht besser wissen als Varro: denn der ist es, der bei Plinius redet; aber an Sthennis oder Bryaxis, die beide für Sinope arbeiteten, darf man denken. Von Athen ist sie ohne Zweifel hingesendet worden. Eine Nachbildung dieses merkwürdigen Werkes würden wir leichter erkannt haben, wenn wir nicht durch den Lysippischen Typus des Herakles gewöhnt wären, uns einen bärtigen Mann in dem Heros vorzustellen. Bedenkt man aber, dass wir auf Münzen und Steinen einen jugendlichen, in einer Büste der Florentinischen Gallerie und vielleicht in einer Münchner Scheibe einen leidenden jugendlichen Herakles sehen, so werden wir kein Bedenken tragen, in dem berühmten sogenannten sterbenden Alexander eine Copie dieser hoch pathetischen Statue zu erblicken. *Torva facie sentiensque suprema* ist dieser: das Gesicht im höchsten Schmerz verzerrt, in der Bildung der Augen die Nähe des Todes ausgedrückt. Die Aehnlichkeit mit Alexander begreift sich: wie man Alexander als Herakles, so kann man auch Herakles als Alexander denken, wenn man ihn etwa in die Zeit des Lysimachos, der seiner Frau zu Liebe viel für den Pontos that, versetzt. Von Marmorwerken bezeichnen die beiden weltberühmten Gruppen des Laokoon, der mit jenem sogenannten Alexander auffallende Aehnlichkeit zeigt, nach Sophokles, der Farnesische Stier nach Euripides die Endpunkte der pathetischen griechischen Kunst, denen ebenbürtig der Pasquino nach den Myrmidonen, geringer Hektor mit der Leiche des Troilos in Neapel nach Sophokles Troilos, endlich Herakles und Omphale in Neapel als Vertreter des Satyrspiels sich anreihen.

Wie viele köstliche Gedanken uns in dem Schiffbruch des Alterthums untergegangen sind, lehrt die Terracotta, worin Curtius eine Skizze des Orestes und der Elektra erkannt hat: ein wunderbares Bild auflodernder Freude, das eines Skopas würdig wäre.

Inzwischen war die Kunst in Athen und Asien zur Ruhe gekommen, jene Leidenschaft ermattet und die ebenfalls aus der neuattischen Schule stammende Anmuth einseitig, aber mit schwachen Kräften fortgebildet, als die römischen Bauten einen neuen Anstoss gewährten. Das Theater des Pompejus schmückte Apollonios originale Marmorgruppe des vergöttert ausruhenden Herakles, der Torso von Belvedere, welcher nicht an der Bühnenwand, sondern, wie jener Herakles der syrakusischen Theaterinschrift, so aufgestellt gewesen ist, dass die herlichen Formen auch des Rückens betrachtet werden konnten, zwischen den Sitzreihen; ein anderes, wahrscheinlich das Theater des Marcellus, zwei Statuen aus der Schule des Pasiteles, die offenbar für dasselbe und zwar für die Decoration der Bühne verfertigt worden sind: der Orestes des Stephanos in Villa Albani, eine Copie des alten Monuments in Neapel,

und die schöne Gruppe einer Heldin und ihres Sohnes, die neulich von O. Jahn mit vieler Wahrscheinlichkeit auf die Euripideische Tragödie Kresphontes zurückgeführt und als Merope erklärt worden ist, welche ihren Sohn Kresphontes, den sie selbst mit dem Tode bedrohte, erkennt und freudig begrüsst. Diese Arbeit des Menelaos, welcher sich Schüler des Stephanos nennt, ist, wie das im Rücken der Frau nicht ausgeführte Gewand beweist, für eine Nische bestimmt, also mit dem Orestes des Stephanos zugleich für die Skene des Theaters gearbeitet.

Die Ornamente der Provincialtheater, wozu möglicherweise ein Ganymedes aus Falerone, ein Paris u. a. gehört haben, übergehe ich und schliesse meine Aufzählung mit dem Theater in der Villa Hadrians, worin Copien der bedeutendsten dramatischen Figuren, des Pasquino, eine Niobide u. a. entdeckt worden sind, und die beiden seiner Zeit angehörigen Colossalbüsten der Tragödie und Komödie mögen gleichsam das Frontispiz meiner Darstellung zieren.

Wir haben also die Entwicklung der dramatischen Sculptur von ihren Anfängen an verfolgt, gesehen, wie sie alsbald mit dem Drama und zwar in der ganzen lebhaften Erregung der dramatischen Handlung selbst entsteht und ein Pathos gestaltet, das sich in körperlicher Bewegung kund gibt, wie daneben die ethisch gemüthliche Seite in der ruhigen Gruppierung eines Orestes mit Elektra zur Erscheinung kommt, und darauf hingewiesen, wie viel früher, als man gewöhnlich annimmt, die geistige Aufregung des Hasses und der Liebe, die in den Gesichtszügen sich spiegelt, bei ruhiger Haltung des Körpers ausgedrückt wurde. Die Vollendung des dramatischen Charakters erblickten wir in der Vereinigung der Statuen mit der Architektur, wo sie in entfesselter Heftigkeit alle Empfindungen des poetischen Pathos wiedergeben und endlich in den römisch-griechischen Werken zur gemüthlichen Ruhe zurückkehren.

Goethe sagt einmal (der Philolog Goethe, den wir gestern kennen gelernt haben), dass man, um des vollen Genusses an einem Kunstwerke theilhaft zu werden, den Raum mit in Betracht ziehen müsse, für den es geschaffen sei. Wie wahr dieser Ausspruch ist, haben wir für die alte Sculptur seit der Zeit erkannt, worin wir die Giebelfelder der Tempel mit einem Walde von Statuen, ihre Metopen mit Reliefs, jetzt auch ihre Intercolumnien mit Standbildern erfüllt gesehen haben. Fügen wir die Forderung hinzu, dass wir auch die Zeit der Verfertigung bestimmen müssen, so haben wir die beiden Bedingungen hingestellt, unter denen erst die volle Würdigung eines Kunstwerks möglich ist. Jedes einzelne Kunstwerk aber ist im Zusammenhange mit der gesammten geistigen und sittlichen Cultur des Volkes zu beurtheilen, und alles dies zusammen hat die Kunstgeschichte der Zukunft zu leisten. Wir sind in das Decennium getreten, welches vor einem Jahrhundert Winkelmanns Werk entstehen sah — wird man nach seinem Ablaufe noch sagen können: 'Winkelmann und sein Jahrhundert' oder 'Winkelmann und seine Jahrhunderte'?

Auf die Aufforderung des Vorsitzenden zur Discussion des eben gehörten Vortrags erhob sich

Prof. Forchhammer. Ich erlaube mir vom Platze aus ein paar Worte zu bemerken. Es ist mit grossem Danke anzunehmen, was Hr. Prof. Urlichs vorgetragen hat über die Vereinigung, die nothwendig zwischen Sculptur und Architektur herschen müsse. Eine Bemerkung ist mir aufgefallen, dass jener Herakles, der Torso von Belvedere, weil er auf beiden

Seiten so sorgfältig ausgearbeitet sei, frei gestanden habe. Es ist bekannt, dass die Sculpturen auf den Giebelfeldern des Parthenon auf der Rückseite noch vollkommener ausgearbeitet sind als auf der Vorderseite, und doch hat nach der Aufstellung oben im Tempel kein Mensch den Rücken dieser Figuren gesehen. Von einer vollkommenen Ausarbeitung darf man, meine ich, nicht auf die Aufstellung schliessen. Es war eine Zeit, wo die Künstler nicht schlecht arbeiten konnten, selbst wenn die Kunstwerke niemand sah. Man hat gesagt, jene Werke von Phidias seien wahrscheinlich erst einmal zur Ausstellung gebracht worden, ehe sie in das Giebelfeld hinaufgesetzt worden seien. Das ist möglich; allein es scheint nicht zu genügen. Ich meine, es ist viel richtiger anzunehmen: Phidias duldete nicht, dass seine Künstler ein Werk, das sie ausführten, halb vollendeten; das Ganze musste vollkommen sein.

Urlichs. Dies ist für die Zeit des Phidias gewis richtig. Für die Zeit des letzten Jahrhunderts der römischen Republik möchte ich daran zweifeln.

Forchhammer. Hr. Prof. Urlichs hat den Vortrag mit bestimmter Beziehung auf die Zukunft geschlossen. Ich kann nicht unterlassen bei der Gelegenheit zu erwähnen, dass jüngst in dem internationalen Verein der Künstler zu Antwerpen fast einstimmig anerkannt wurde, die Architektur müsse wieder polychrom werden und daher auch die Sculptur wieder in sich aufnehmen. Soll dies geschehen, so ist auch keine Frage, dass man sich an das Alterthum anschliessen muss, und insofern sage ich, die Hoffnung des Hrn. Prof. Urlichs möge sich bestätigen!

Nachdem der Vorsitzende dem Redner im Namen der Versammlung den Dank für den gehörten Vortrag ausgesprochen hatte, forderte er der Tagesordnung gemäss Professor Dr. Stark aus Heidelberg auf, seinen Vortrag zu halten.

Ueber die Epochen der griechischen Religionsgeschichte.

Die antike Götterwelt hat im Bereiche der geistigen Cultur der modernen Völker zuerst in Petrarca und Bocaccio ein Aufleben gefeiert; sie ist seitdem im Verlaufe des 15n Jahrhunderts in immer weiteren Kreisen mit immer tiefer eingreifenden Wirkungen als eine geistige Macht, nicht bloss als ein Object der Betrachtung und des Interesses aufgetreten. Mit Freude und Begeisterung für die göttlichen Gestalten, für die heitere, schöne Ausprägung von menschlichen Zuständen und Naturerscheinungen in Wort, Bild und Sage blickte man zu dem aus den lateinischen Dichtern zunächst kennen gelernten Olymp hinauf. Ja zu einer förmlichen verehrenden Hingabe, zu einer Anknüpfung praktischer Aufgaben steigert sich diese fast berauschende Freude: soll doch ein Pomponius Lätus dem Jupiter förmlich auf einem Altar geopfert haben, hat doch der Architekt Alberti für alle Arten antiker Gottesdienste, zuletzt auch noch für einen christlichen Tempel seine Bauvorschläge gemacht.

Dieses auf humanistischem, poetischem Gebiete erneuerte Heidenthum fand seine Fortsetzung in den sinnlich kräftigen, aber auch entsittlichenden, zum reinen Genussleben führenden Tendenzen der sich eben bildenden vornehmen Gesellschaft, vor allem der Fürstenhöfe, für welche nun bildende Kunst, Poesie, Musik, Ballet und Schauspiel die Mythologie als unerschöpflichen Stoff verarbeiteten.

Daneben macht sich eine zweite Betrachtungsweise geltend, welche sich mit dem religiösen Leben, mit den christlichen Ueberlieferungen in Einvernehmen setzte. Die

antike Götterwelt wird als eine dämonische gefasst, die Wirkungen der Orakel z. B. werden als teuflische bezeichnet, die dem Monotheismus, dem Christenthum sich nähernden Ideen als nachweisbare Tradition aus der mosaischen Gesetzgebung der alttestamentlichen Offenbarung betrachtet.

Endlich drittens wird der antike Olymp mehr zur blossen Form gelehrter Schulbildung, zu einer herlichen Uebungsstätte der Phantasie, der poetischen Sprache, auch zur Schule der geschmacklosesten Gelehrsamkeit gemacht.

Eine neue Betrachtungsweise leitet sich durch Winkelmann, Lessing, Herder ein und findet in Schiller und Goethe ihren Höhepunkt. Es war von grösster Wichtigkeit, dass an Stelle des wesentlich römischen Olymps ein griechischer trat, dessen Kenntnis aus den frühesten und herlichsten Werken der griechischen Poesie geschöpft ward. Es ist die Einheit von Leib und Seele, von Natur und Sittlichkeit im rein Menschlichen, im Idealhumanen oder Schönen, welche nun in den antiken Gestalten des Glaubens allein erkannt und herausgehoben wurde, welche man zwischen die Erscheinungswelt der Sinnlichkeit und die reine Vernunftwahrheit als die dem irdischen Menschen wahrhaft entsprechende Mittelstufe stellte. Man fragte nicht, was ist wirklich geglaubt worden, was sind die Wirkungen dieses Glaubens im Volksleben? — nein, was ist poetisch gestaltet von den edelsten Geistern? Die Kunst erschien als die wahre antike Religion.

Die tiefere Speculation geht über diesen Standpunkt weit hinaus und gleichsam aufwärts zu den Urquellen der mythologischen Gedanken. Schelling sucht nach Einheit des Erkennens und Glaubens. Die griechische Götterwelt erscheint als ein sehr junges, entartetes Glied in einer Reihe grosser, tiefsinniger Systeme oder selbst in einer Reihe wirklicher Evolutionen des Göttlichen. Der nothwendige Fortschritt der religiösen Gedanken wird darzustellen versucht, und dabei spielt als deus ex machina eine organisierte Priesterschaft mit Geheimlehren keine unbedeutende Rolle. Creuzer hat hier durch sein umfassendes Wissen und durch die unmittelbare Hingabe an den Gegenstand seine grosse Wirkung gehabt, seine wissenschaftliche Stellung eingenommen.

Gegenüber der mit durchaus unzureichenden Mitteln, mit unverarbeiteten Bausteinen unternommenen Durchführung dieser Gedanken erfolgt eine nothwendige Reaction in der historischen Methode der neuen, vor allem von F. A. Wolf ausgehenden philologischen Schule. Die Religion ist Seite des Nationallebens, ja des Stammeslebens. Hier ist die Quelle, ist die Stätte für die religiösen Ideen. Das politisch-ethische Element tritt zunächst ganz in den Vordergrund. Otfried Müller ist Repräsentant der glücklichen und segensreichen Durchführung dieser Richtung, wie Lobeck der durchgreifenden Kritik der vorhergehenden.

In den letzten Jahrzehnten hat mehr und mehr ein geistiges Zusammenwirken verschiedener Kräfte und Anschauungsweisen eine grössere Einigung und Vertiefung der Gesammtauffassung zur Folge gehabt. Das Gesammthellenische kommt wieder mehr zu seinem Rechte gegenüber dem einseitigen Stammesmässigen. Eine gemeinsame Urwelt der indogermanischen Völker thut sich unsern Blicken allmählich auf. Die Völkerbeziehungen, wie sie der Handel, wie sie die materielle Cultur mit sich bringt, besonders zu Semiten und Hamiten, werden gründlicher erforscht und ans Licht gestellt. Das Naturleben, die physischen Bedingungen werden neben den geistigen aufmerksamer studiert. Endlich ist eine tiefere und umfassendere Anschauung des Religiösen überhaupt in der Neuzeit angebahnt.

So sind wir zu einem klaren Bewusstsein über die einzelnen in Betracht kommenden

Gebiete gelangt. Es handelt sich um die göttliche Welt an und für sich: die Stelle der Dogmatik vertritt für das classische Alterthum die Mythologie, als der Inbegriff des Glaubens über Wesen, Werden und Wirken der göttlich verehrten Gestalten. Was wir in Gerhards, Prellers, Welckers zusammenfassenden Darstellungen für werthvolle Arbeiten besitzen, das brauche ich nicht erst genauer zu bezeichnen, wie das Gefühl der Trauer um den so früh von uns geschiedenen, seiner Wissenschaft entrissenen Forscher Preller immer neu sich uns aufdrängt.

Aber es gilt auch die göttliche Welt in ihrer Wechselwirkung mit der menschlichen aufzufassen: das Verhältnis des Menschen zu Gott im Cultus und das der Gottheit zum Menschen in Offenbarung, Wunder, Prophetie. Die Cultusalterthümer erscheinen nun nicht mehr als eine Sammlung isolierter Gebräuche und Formen, sondern als ein reichentwickelter Ausdruck des religiösen Lebens in Sitte und Symbol. Man wird K. F. Hermanns immer dankbar gedenken als desjenigen, der es durchgeführt hat, die Fülle des zersplitterten Stoffes unter einheitlichen Gesichtspunkten zusammenzudrängen.

Endlich drittens haben wir auch die menschliche Welt unter dem Einflusse der religiösen Ideen zu betrachten: wie die irdische Bestimmung des Wollens in Sittlichkeit, wie die Form des Lebens und der Gedanken in Schönheit, in einer vom religiösen Ideal bestimmten Kunst sich ausprägt, wie endlich der Tod und die zukünftige Welt sich in Glauben und Hoffnung darstellt. Unter der Fülle monographischer Arbeiten werden wir dankbar auf Nägelsbachs treffliche Darstellungen für den ersten und dritten Punkt hinzuweisen haben.

Aber es drängt mit Nothwendigkeit zu einer zusammenfassenden Betrachtungsweise aller dieser Glieder der Wissenschaft von der Religion der Alten. Der einzige Versuch, der in Deutschland wirklich gemacht ist, der von Rinck, ist nicht als gelungen zu bezeichnen, wir finden eher in Alfred Maurys mehrbändigem Werke die Vielseitigkeit der Auffassung und die Hinweisung auf einen Entwickelungsgang in Gedanken und Formen. Aber es mag mir hier verstattet sein, auf jene Fülle der umfassendsten und tiefsinnigsten Einzeldarlegungen allgemeiner religiöser Gesichtspunkte hinzuweisen, welche unter dem bescheidenen Titel einer griechischen Götterlehre von Welcker fast versteckt sind, welche zu verarbeiten und an richtiger Stelle zu verwenden uns Jüngeren noch lange Aufgabe sein wird. Möge es dem verehrten Manne vergönnt sein, dies Werk seines Lebens noch zu Ende zu führen!

Wenn von irgend einer Religion, so ist speciell von der griechischen zu sagen, dass sie im Fluss, in der Entwickelung begriffen ist, dass wir nur den Niederschlag verschiedener Zeiten besitzen und als éine Masse gar zu gern behandeln. Allerdings handelt es sich um einen bleibenden Kern, um gewisse religiöse Grundrichtungen, aber vor allen auch um die Stufen, auf denen diese nach einander zu ihrem vollen Rechte gelangen. Bisher ist wesentlich der Querdurchschnitt des griechischen religiösen Lebens genommen; es gilt ihm gegenüber den Längendurchschnitt scharf ins Auge zu fassen. Man steht allerdings seit längerer Zeit nicht an von einer vorhomerischen und nachhomerischen Anschauung zu reden; aber durch die historische Zeit hindurch sind die Entwickelungspunkte noch wenig herausgehoben und markiert. Möge es mir gelingen die Marksteine zu setzen, heute an einigen hervorragenden Beispielen Ihnen, hochverehrte Anwesende, die Hauptpunkte darzulegen und so die religiöse Signatur der griechischen Zeiten annähernd richtig zu geben! Vor allem aber ist zu bedenken, dass wir es mit keinem Mechanismus blosser Aufeinanderfolge zu thun haben. Jede fol-

gende Periode hat die voraufgehende zur Voraussetzung, trägt sie mit in sich, aber sie lässt Vergessenes, Unterdrücktes, Unentwickeltes in den Vordergrund treten und betrachtet den erweiterten Kreis von einem neuen Mittelpunkt. Ich beschränke mich zugleich auf die Fortbildung des griechischen Glaubens. Die Periode, seitdem der griechische Glaube im Hellenismus zur Weltreligion geworden war, wie der langwierige und grossartige Todeskampf des Glaubens gegenüber der Philosophie wie dem Christenthum bleibt von dieser Skizze ausgeschlossen. Aber noch zwei Vorfragen sind hier zu erledigen:

1) wie stellen wir uns zur Betrachtung der göttlichen Wahrheit als einer objectiven? auf welchen Quellen ruht die griechische Religion?
2) ist die griechische Religion eine von aussen, speciell dem semitischen oder ägyptischen Orient übertragene? hat sie gemeinsamen Hintergrund mit andern Völkern?

Zur ersten Frage müssen wir vor allem erklären, dass wir den absoluten Gegensatz von geoffenbarter und natürlicher Religion nicht anerkennen können, dass wir eine Naturreligion als eine allmähliche Abstraction von göttlichen Naturkräften, allein von Naturerscheinungen ausgehend, überhaupt nicht und speciell nicht für die Hellenen anerkennen. Offenbarung ist die Entwickelungsform jeder Religion, und die Griechen haben dieses *ἀναφαίνειν*, dieses Offenbaren als ein auch ihnen durchaus angehöriges immer in Anspruch genommen. Aristoteles hebt die zwei Quellen der religiösen Erfahrung treffend hervor, wenn er sagt: 'von zwei Principien ist der Gottesgedanke in den Menschen entsprungen, von den Vorgängen in der Seele und von den himmlischen Erscheinungen' (Sext. Emp. IX 20 *'Αριστοτέλης ἀπὸ δυοῖν ἀρχῶν ἔννοιαν θεῶν ἔλεγε γεγονέναι ἐν τοῖς ἀνθρώποις, ἀπό τε τῶν περὶ ψυχὴν συμβαινόντων καὶ ἀπὸ τῶν μετεώρων*, s. dazu Welcker griech. Götterl. I S. 217). In der Seele selbst, im unmittelbaren sittlichen Urtheil, im unmittelbaren Innewerden einer höhern geistigen Macht, da liegt die éine Quelle: das ist die Offenbarung, die der Apostel Paulus (Röm. 2, 15) den Heiden zuschreibt, dies das in die Herzen geschriebene Gesetz, das Gewissen, welches Zeugnis ablegt, wie die Gedanken sich gegenseitig anklagen und entschuldigen, das sind die ewigen ungeschriebenen Gesetze, die väterlichen Ueberlieferungen, das ist der Gotteswille (*Διὸς βουλή*), welcher in besonders dazu begabten Menschen an einzelnen Stätten verkündet wird, nicht um Neugier zu befriedigen, sondern um Gebote zu stellen.

Neben dieser religiösen Quelle steht die Offenbarung Gottes im Kosmos, für welchen Aristoteles specieller die überirdische Welt, die Welt der Sterne und Himmelserscheinungen nennt, jenes unmittelbare Ergriffenwerden von der Schönheit, von der Verwirklichung der höchsten Ziele in der Welt, von dem inwohnenden *τέλος*. Auch hier handelt es sich um keine Reflexion, sondern um ein unmittelbares Innewerden. Aber nicht ohne Grund nennt Aristoteles jene Seelenerfahrungen zuerst, daneben dann die Naturoffenbarung: diese letztere ist für verschiedene Nationen eine verschieden starke und lebendige gewesen; im griechischen Volke ist sie besonders lebhaft empfunden, ja fast eine überwiegende zu nennen. Wir führen die herliche Stelle aus einem Dialog des Aristoteles bei Cicero (de nat. deor. II 37) an, welche uns die volle, lebendige Gotteserfahrung aus der Schönheit und Ordnung der Natur, nicht ein brütendes Sichunterwerfen unter dunkle Naturmächte offenbart. 'Wenn es Leute gäbe,' heisst es da 'die unter der Erde immer gewohnt hätten in guten und herlichen Wohnungen, solchen, die da geschmückt sind mit Statuen und Gemälden und ausgestattet mit allen den Dingen, an welchen die für glücklich gehaltenen Ueberfluss haben, wenn sie aber nie hinaus auf die Erde gekommen wären und nur von Hörensagen vernommen hätten, es gäbe

eine gewisse göttliche Macht und Gewalt; öffneten sich dann nach einiger Zeit die Zugänge und kämen sie aus jenen verborgenen Sitzen herauf in die Stätten die wir bewohnen, sähen sie dann plötzlich die Erde und das Meer und den Himmel und lernten die Grösse der Wolken und die Gewalt der Winde kennen, schauten sie an die Sonne in ihrer Grösse und Schönheit, in ihrer Wirkung, wie sie den Tag heraufruft, indem das Licht sich am ganzen Himmel verbreitet, und wenn dann wieder Nacht die Länder überschattet und sie dann den Himmel mit Sternen übersäet und geschmückt sähen, und den Lichtwechsel des Mondes, wie er bald wächst bald abnimmt, und von allen diesen Sternen Aufgang und Untergang und den in alle Ewigkeit festen und unveränderlichen Lauf, wenn sie das schauten, wahrlich sie würden glauben, dass es Götter gäbe und dass diese so grossen Dinge Gotteswerke sind.'

Diese Schönheit der Welt haben die Griechen, wie in den grossen Himmelserscheinungen, so auch im organischen Leben der irdischen Schöpfung voll empfunden und sich selbst als Glied dieser Gotteswerke betrachtet; ja sie haben den vollen Parallelismus der seelischen und kosmischen Vorgänge in merkwürdigster Weise in ihrer religiösen Anschauung durchgeführt, darin der kosmischen Offenbarung ein Uebergewicht gegenüber der Offenbarung im Geist unserer christlichen Anschauung gegeben; aber nie sind sie bei dieser allein oder als der ursprünglichen stehen geblieben.

So geht denn die griechische Religion nach meiner Ueberzeugung als die höchste aller polytheistischen neben dem israelitischen Monotheismus mit einer reichen Mitgift göttlicher Erleuchtungen her, und ist eine hochbedeutsame Vorbereitungsstufe zu dem Christenthum als der wahren und vollendeten Religion der Menschheit.

Was die zweite Frage betrifft, so müssen wir davon ausgehen, dass die Griechen Indogermanen sind, sprachlich und religiös ein gemeinsames Erbe zunächst mit dem altitalischen Stamme, weiter mit Thrakern und Phrygern, dann hier mit Kelten und Germanen, dort vor allem mit Ariern und Indern theilen. Es sind gewisse gemeinsame religiöse Urgedanken, Urbilder, ja Grundformen des Mythus vorhanden, welche aber im einzelnen darzulegen hier nicht in meiner Absicht liegt. Ob hier bereits bei der Durchbildung der griechischen Mythen so durchgängig ein Misverständnis der alten Namen und Bilder gewaltet habe, wie heutzutage so gern die vergleichenden Sprach- und Mythenforscher annehmen, das scheint noch ziemlich bedenklich. Um hier auf ganz festem Boden zu stehen, wird es Aufgabe, auf dem Boden von Hellas wie von Italien, Persien, Indien erst durchaus die ältesten Formen des Mythus rückwärts wieder herzustellen und diese dann zu vergleichen. Mit Semiten und Aegyptern liegt ein gemeinsamer Urbesitz noch viel weiter zurück als mit allen Indogermanen. Diesen gegenüber sind vielmehr die durchgreifendsten Unterschiede voran festzustellen. In einzelnen Culten und in äusseren Satzungen hat allerdings nachweisbarer Einfluss der Karer und Phöniker stattgefunden, so im Kronosdienst, in Menschenopfern, im Gebrauche des Weihrauchs, in Bildung von gewissen, besonders weiblichen Idolen, in einzelnen Arten der Wahrsagerei, und da können wir auch von einzelnen priesterlichen ausländischen Familien reden, in welchen fremde Culte sich vererbten; aber gerade diese bestimmten Spuren lassen die wesentliche Grundverschiedenheit um so reiner heraustreten. Im siebenten und sechsten Jahrhundert nimmt bereits mit vollem Bewusstsein und speculativem Interesse der schon weithin activ sich verbreitende griechische Glaube fremde Vorstellungen und Culte auf, aber um sie ganz in die eigene Sprache des Geistes und der Kunst zu übersetzen, vollständig umzuprägen, so den phrygischen Dionysos- und Kybelecult, so die Vorstellungen der Todten-

welt mit Gericht und scharfer Scheidung. Der dritte wichtige Zeitpunkt für diesen Contact ist die alexandrinische Periode, wo der griechische Glaube alle orientalischen der alten Welt in sich gleichsam aufzehrt und, so gut er kann, verdaut.

Wie stellt sich uns nun nach Erörterung dieser wichtigen Vorfragen die wirklich griechische Religionsgeschichte dar? Wir fassen sie in fünf Perioden zusammen, die ich in folgenden Worten kurz bezeichne. Voran steht erstlich die pelasgische Welt mit der herschenden väterlichen Macht eines Vaters im Lichthimmel und der ihm zur Seite stehenden Mutter Erde, mit der dämonischen Beseelung der Himmels- und Erderscheinungen, mit dem Glauben an die Seelen der Verstorbenen als die Nachkommen schützender, begleitender Luftgeister. Zweitens stellt sich uns nach einer sehr langen und merkwürdigen Uebergangszeit die homerische oder achäische Welt dar mit Zeus und Hera und dem olympischen aristokratisch-monarchischen Götterstaat, mit der Herlichkeit des echt griechischen Heroenthums, unter dessen Reflex die Götter stehen, und dem Gegensatz einer farb- und freudlosen jenseitigen Welt. Drittens treten wir in den specifisch hellenischen Glaubenskreis oder die Welt des Apollon und seines ebenbürtigen weiblichen Gegenbildes Athena, mit der prophetischen Centralisation und einer Art kirchlicher Gesammtleitung, mit den entwickelten Geboten der Sittlichkeit und Reinheit, mit der Entwickelung der strafenden Mächte im Familienleben wie auch in der jenseitigen Welt, bei einem Vorherschen des dorischen Stammes. Viertens greift darüber hinaus der attisch-ionische Glaubenskreis, an der Spitze Dionysos und zur Seite die chthonischen weiblichen Gottheiten Demeter und Kora; parallel der vollen Blüte der Demokratie wird die volle Beseligung des Menschen, der hellenischen Bürger in möglichst weiter Ausdehnung durch das Göttliche, die Aussicht auf ein sich öffnendes Elysium weiter eröffnet, und die Götter treten im Drama und in der Plastik in voller schöner Vermenschlichung auf. Die jüngste und letzte Epoche der religiösen Entwickelung noch auf griechischem Boden repräsentiert uns Asklepios mit dem vorwaltenden Begriff des Retters, Helfers, Heilands in leiblicher wie geistiger Beziehung; ihm zur Seite stellen wir die ephesische Artemis als Hauptrepräsentantin jener Allmutter, die selbst der Sklaven und der Verbrecher sich annimmt, die sonst auch im herschend gewordenen Culte der Tyche uns wiederkehrt; das Heroenthum führt mit Alexander dem Grossen zu einer vollen Vergötterung des irdischen Menschen, aber um so mächtiger wird daneben die spukhafte, zaubermächtige Seite des Todtendienstes. Soweit lässt sich ein wirklicher Gedankenfortschritt des griechischen Glaubens verfolgen; darüber hinaus haben wir es mit reinem Synkretismus oder bewusster Rückkehr zum Alten in systematischer Altgläubigkeit zu thun.

I. Die pelasgische Zeit und die Uebergangsperiode.

Der ursprüngliche örtliche Bereich der griechischen Stämme, die von Osten her, nördlich und südlich vom schwarzen Meere, wie es scheint, eingewandert waren, ist bedeutend ausgedehnter als später zu denken: er erstreckte sich über Makedonien, die thrakische Küste hinüber nach dem nordwestlichen Kleinasien, dann über Epirus und vielleicht nach der iapygischen Landzunge reichend. Das Hirtenleben herscht noch vor, der Ackerbau mit festen Sitzen ist begonnen; ein passives Verhältnis nach aussen gegen die seemächtigen Karer und Phöniker herscht. Der religiöse Grundgedanke ist nicht in einer der später an die Spitze gestellten kosmogonischen Potenzen, wie Chaos, Nacht, Kronos, Uranos, Okeanos zu denken, sondern in der relativ monotheistischen eines Vaters im Lichthimmel, wie dies Welcker jüngst

noch so überzeugend nachgewiesen; der spätere hellenische Zeus hat diesen Urbegriff wesentlich in sich (*dyaus*, *deus*, *dium*, Ζεύς, Δεύς, Δίς), wenn auch vielleicht dieser Name Ζεύς nicht der einzige und allein gebrauchte war. Die Italiker haben bekanntlich ihren *Ianus* und *Iupiter* geschieden, und wir hören z. B. ausdrücklich, dass *Ianus* altperrhäbisch, also pelasgisch am thessalischen Dodona sei (Plut. Qu. Rom. 22. Athen. XV 692 e). Seine Gegenwart wird verehrt im Lichte des Tages, im Wandeln von Sonne, Mond und Sternen, im stürmenden befruchtenden Regen, im Befruchten des Erdreichs (Zeus Naïos, Trophonios, Dodonäos). Er ist der Höchste (Hypatos), der hochthronende; er ist aber auch Geber der Satzungen im menschlichen Leben, für die Familie wie für den Schutz der Fremdlinge. Hauptstätten sind Dodona in Thessalien am Westabhange des Olymp wie in Epirus und am Lykäon in Arkadien. Wenn auch der Beiname des Zeus als Kronion nicht ursprünglich die tiefsinnige Abstraction als Herr der Ewigkeit hatte, sondern wir in Kronos die Beziehung zur Ernte und Sättigung in der Erntefrucht als die älteste festhalten, so singen doch die Peleiaden von Dodona, die älter erscheinen als die delphische Phemonoë, den gewaltigen Spruch (Paus. X 12, 5):

Ζεὺς ἦν, Ζεὺς ἐστί, Ζεὺς ἔσσεται· ὦ μεγάλε Ζεῦ.
Zeus war, Zeus ist, Zeus wird sein, o grosser Zeus!

Aber diesem Verse zur Seite steht ein anderer, welcher auch der Ausdruck des alten Glaubens ist:

Γῆ καρποὺς ἀνίει, διὸ κλῄζετε ματέρα Γαῖαν.
Früchte ja sendet die Erde; drum ruft an Erde als Mutter.

Diese Gäa, diese Dione ist in Dodona die weibliche religiöse Urmacht. Hier tritt uns zunächst der Beginn der Trennung der göttlichen Einheit entgegen, aber auch die bestimmte unterscheidende Stellung des griechischen religiösen Bewusstseins gegenüber verwandten. Gott ist nicht Schöpfer der Welt aus nichts, er ist ewig, ungeboren; aber sein Schaffen ist geknüpft an ein allerdings in zweiter Linie stehendes empfangendes, weibliches, persönlich gedachtes Substrat. Dieses, Gäa, Dione, zuerst vereinzelt, dann allgemeiner Hera genannt, ist nicht die sinnliche irdische Masse, sondern auch ideal, auch der Himmelswelt angehörig gedacht, aber in ihrem Erscheinen, in ihrem Wirken an die Erdnatur geknüpft.

Wichtig ist aber, dass dies weibliche Princip nicht zum ersten oder Hauptprincip gemacht wird, dass es nicht als grosse Mutter, Göttermutter obenan im Glauben steht, wie in der phrygischen Anschauungsweise; noch weniger findet ein Wechsel der Geschlechtsnatur, also ein Androgynismus statt, wie er bei den Phönikern in jener Aphrodite, die auch Aphroditos ist, sich findet. Die männliche Persönlichkeit bleibt Centrum des griechischen Glaubens, aber die sittliche Einheit des Glaubens ist verdunkelt in der zugleich daneben gesetzten weiblichen Potenz.

Urmythen von dem Umfangen der Erde durch den Himmel, von dem Reichthum der Erdmutter an Kindern und von deren Hinsterben, von der Erdmutter als Trägerin und Dulderin im specifischen Sinne gehören jener pelasgischen Zeit. In heiliger Scheu löst man die in grossen, wiederkehrenden Erscheinungen wirksamen Mächte allmählich ab von jener einheitlichen Himmelsmacht: der Wechsel von Tag und Nacht, Morgen und Abend wird in den Dioskuren verehrt, der droben wandelnde Helios, die irrende Selene werden zu Sondergestalten, das Urwasser, wie es vom Himmel in die Tiefen stürzt, wie es die Erde umsäumt, zum Himmel emporsteigt, alles Lebendige nährt, bekommt in Styx, Okeanos, Acheloos ein spe-

cifisches Gepräge, die Beseelung von Wald und Flur, von Wiesen, Quell, Fels und Baum tritt dem Menschen näher in nährenden Nymphen. Das Rauschen des Wassers, der im Baum hinbrausende oder leise tönende Wind wird zur Gottesstimme (*Διὸς ὀμφή*). Die Doppelseite des Irdischen, an die Natur gebundenen in Licht und Dunkel, Aufblühen und Absterben, Leben und Tod, tritt auch an diese Mächte heran; aber nie ist der reine Gegensatz im griechischen Glauben zum Princip geworden, er klingt nur an in den göttlichen Potenzen, beherscht sie aber nicht.

Der Cultus erscheint in einfachster Form: das Göttliche wird noch nicht regelmässig an einzelne für sich abgelöste Symbole, noch gar nicht an eigentliche Götterbilder geknüpft: er steht im engen Zusammenhang mit dem Anblick der grossen Naturerscheinungen, die als Aeusserungen der göttlichen Macht betrachtet werden (Herod. II 50). Blutlose Opfer, Milch, Früchte, Honig bringt der Hausvater im Hofe seiner Wohnung, das Haupt des Stammes, der Gaugemeinde oder weiterer Verbände auf den Höhen, in den Hainen, an der Quelle, an Strömen dar. Die einfache Sitte, dass der Mensch im Mahl seinen Genuss unmittelbar theile mit den göttlichen Mächten, den *δωτῆρες ἐάων*, dass er sich mit ihnen dadurch geeint fühle, dass alle Glieder des Hauses, auch der Knecht in gleicher Berechtigung Antheil nehmen, wie am täglichen Mahl, so an den einfachen Festen der Ernte, das steigert sich in der spätern Erinnerung zu seligen Göttermahlen, zur goldenen kronischen Zeit. Auch der Hausvater, auch der Führer des Stammes vernimmt selbst noch die göttlichen Stimmen, die abmahnen oder zurathen, denen er in der Natur zu lauschen versteht. Jedoch schon zeichnen sich besondere Stätten aus, in denen vorzugsweise lebendig die göttliche Nähe vernommen wird; der in dem griechischen Stamm so wunderbar rege, in Wort, Bild, Erzählung thätige poetische Sinn tritt in einzelnen Familien gleichsam erblich hervor und beginnt immer reicher die göttliche Thätigkeit als ein menschliches Geschehen zu preisen. So haben wir die thrakischen Sänger in Pierien, am Helikon, auf dem Boden von Attika.

Auch der Todte lebt fort: er wird theils zum seligen, den Menschen schützenden Luftgeist (*δαίμονες ἐσθλοί, ἐπιχθόνιοι, φύλακες ἀνθρώπων, πλουτοδόται*), theils zur schützenden, in der Erde waltenden Macht, in die er geborgen ist (*ὑποχθόνιοι μάκαρες*). Die Todtenbestattung ist älter als die Todtenverbrennung.

Wir betreten den merkwürdigen und langen Entwickelungsgang von dieser pelasgischen Welt zu der homerischen, d. h. der in den homerischen Gedichten geschilderten religiösen Anschauung. Grosse Umwandelungen des ganzen socialen Lebens finden dabei statt. In den Ackerbaustaaten, wie Thessalien, Böotien bilden sich strengere Verhältnisse zwischen Herren und Untergebenen; Ueppigkeit im Genuss, Hochmuth und Bauernstolz, kluge Berechnung und Uebervortheilung treten mächtig hervor. In einem Tantalos, Sisyphos, Salmoneus, Käneus sind diese Züge, ist das auf sich Pochen, der die Gottheit zu überlisten strebende oder verachtende, seine menschlichen Grenzen vergessende Uebermuth persönlich vergegenwärtigt. Die dienenden, gedrückten Theile der Bevölkerung wenden sich specifisch den ihnen analogen Mächten, den chthonischen zu: Groll, Zorn, Rache, aber auch mütterliche Theilnahme und Hülfe werden da vorausgesetzt. Wie spricht jene Stelle der Ilias (XVI 385 ff.) solche Anschauungen treffend aus:

> wie wenn stürmischer Regen das dunkele Land ringsum deckt
> am nachherbstlichen Tage, wann reissende Wasser ergiesset
> Zeus, heimsuchend im Zorn die Frevelthaten der Männer,

welche gewaltsam richtend im Volk die Gesetze verdrehen
und ausstossen das Recht, sorglos um die Rache der Götter!

Die Küstenbewohner werden zu Seefahrern, Seeräubern, begleiten fremde mächtigere Seefahrer und bekämpfen sie dann. Hier nun spiegelt sich der gewaltige, gewaltsame, düstere, aber auch lichtglänzende Charakter der südlichen Meereswelt im Glauben und Cultus mehr und mehr wieder; der furchtbare Zorn des Meeresgebieters, die verlockende Sirenenmacht fordert wohl Menschenopfer. Dazu lernt man manch fremden Brauch kennen, manch fremdes, amuletartig schützendes Idol wird aus der Fremde mitgebracht und heilig gehalten. Neue Culturgaben, segensreiche, heilige Pflanzen wandern über das Meer. Aber doppelt lebendig empfindet man auch die rettende Kraft höherer Lichtmächte in den Gefahren des Seelebens und wendet sich ihnen zu in inbrünstigem Gebete, in besonderen, von anderen geheim gehaltenen Weisen. Im Hirtenleben wird der thierische Instinct in allen seinen Erscheinungen schärfer erkannt und Thiere als unmittelbare Zeichen der Gottheit verehrt. Eine Fülle religiöser Bilder tritt aus Wald und Flur, im wechselnden Tages- und Nachtleben hervor. Wir werden leicht erkennen, wie das sittliche und religiöse wesentlich einheitliche Bewusstsein der ältesten Zeit sich hier bereits zersplittert, sich in Gegensätzen geradezu ausbildet und die fest und fester sich gestaltenden, sich abschliessenden Götter den Stammescharakter der sie verehrenden Volksstämme, die Culturzustände derselben, ihre sittlichen Schattenseiten an sich tragen.

Der Cultus hat naturgemäss eine entsprechende Veränderung, Bereicherung, aber auch Zersplitterung erfahren. Ueberall scheiden sich die heiligen, durch besondere Gottesmale, z. B. Blitzstellen, markierten Stätten. Nicht im heiligen Haine überhaupt, nur bei bestimmten Bäumen wird die Anwesenheit dieses oder jenes Gottes erkannt. Die Cultuspflanzen, die durch Duft berauschenden Pflanzen werden bestimmte Symbole der Gottheit. Noch mehr tritt das Thier mit seinem Instinct in den Vordergrund: die den Frühling kündenden Vögel, die einsamen Raubvögel, die Vögel der Nacht, der Ackerstier, die Schlange, die Eidechse werden Bilder bestimmter Gottheiten. In der That findet sich hier auf hellenischem Boden der volle Ansatz zu einem Thierdienst; aber der Mensch, die menschliche in der Gottheit immer mehr sich individualisierende Natur drängt das an vielen Punkten früher alleinige Thiersymbol zurück: es wird auf das Haupt, in die Hand, zu den Füssen der menschlichen Gestalt gestellt.

Schon die Sprache, wo sie göttliches Wirken bezeichnet, muss die Ausdrücke von menschlichem Thun entnehmen. Gottes Auge, Antlitz, Mund, Arme, Hände, Finger, Fuss sind auch uns geläufig und unanstössig. Thätigkeiten setzen Handhaben, Ergänzungen der menschlichen Gestalt voraus, wie Stab, Spindel, Harpune, Pfeil, Bogen, Schwert, Scepter. Sie wagt man zunächst aufzustellen als sichtbare Zeichen der göttlichen Thätigkeit, sie sind als solche älter denn das menschliche Bild der göttlichen Gestalt selbst. Auch in Griechenland ist die natürliche, im Wesen des Gottesbegriffes begründete Scheu die Gottheit zu umgrenzen, in ein menschliches, kleines Bild gleichsam einzuzwängen, lange, viel länger wirksam gewesen, als man zu glauben pflegt. Und wie schon erwähnt, scheint man unter fremdem, zunächst phönikischem Einfluss das volle, kleine, unscheinbare Idol, und zwar für gewisse Gottheiten, zunächst nur zu bilden gewagt zu haben. Aber schon stiftet man im Hain, im heiligen Bezirk das Temenos um die kleine heilige Hütte, Kapelle, den Naos. Im Opfer tritt das blutige Thieropfer nebst der regelmässigen Spende des Weines entsprechend der Veränderung der menschlichen Nahrung mehr und mehr hervor. Aber zugleich macht sich neben

dem Opferbegriff der Vereinigung beim Mahle, der Lebensgemeinschaft mit der Gottheit der andere der Sühnung der Schuld, des auf das Opfer abgewendeten Zornes geltend; der Mensch ist als solcher das wahre, symbolisch durch das Thier ersetzte Opferobject.

Die Weissagung, jene allgemeine, am Hausherrn, dann besonders an einzelnen Familien haftende Gabe der Begeisterung und scharfsichtigen Deutung, bindet sich immer mehr an bestimmte Stätten, an bestimmte feste Formen; jenes tiefe ahnende Naturgefühl wird gleichsam zerlegt in eine Menge kleiner Naturbeobachtungen. Und vor allem fängt der Mensch an, in seinem Opfer und dessen Erscheinungen kleinliche Anhaltpunkte der göttlichen Gewöhnung zu suchen.

Auch in der Auffassung der Todtenwelt wie in der Todtenstätte treten bedeutsame Veränderungen an einzelnen Orten ein. Das Verbrennen der Todten, das Zeichen höherer Ehre, die Vernichtung einer Menge Gegenstände mit dem Todten, die Ausschmückung der Todtenstätte mit den Bedürfnissen und dem Schmuck des Lebens lassen den einzelnen hervorragenden, ausgezeichneten Dahingeschiedenen ihre persönlichen Züge und verleihen besondere Verehrung, ja Vergöttlichung, aber drängen jene uralte edle und tröstliche Ansicht von den waltenden Schutzgeistern zurück, und schreckend erscheint für die grosse Masse der Sterbenden das Bild des fahlen Schattenreichs.

Aus diesen neuen, aber nicht einheitlichen, oft sich widerstreitenden Momenten bildet sich unter hochbedeutenden nationalen Umgestaltungen eine neue religiöse Epoche heraus.

II. Die homerische oder achäisch-hellenische Glaubenswelt.

Grosse Völkerbewegungen in Kleinasien und auf der Hämoshalbinsel bedingen die grosse räumliche Verengung der griechischen Nation, die Entfremdung mancher Glieder derselben, aber auch die energische Ausbildung eines griechischen Volkscharakters. Es bildet sich eine Aristokratie specifisch hellenischer Stämme, in diesen eine Aristokratie von Geist und Kraft. Die Achäer sind Repräsentanten dieses von Nord nach Süd, von Ost nach West gedrängten, kämpfenden, sich zusammenfassenden Hellenenthums. Nordgriechische und daneben auch kleinasiatische Fürsten- und Heldengeschlechter treten überall in den pelasgischen, äolischen, lelegischen Staaten auf. Ein wichtiges Factum bleibt dabei: die griechische Nation erhält kein Gesammtkönigthum, keine absolute, einheitliche, mit einem festen Priesterthum verbundene Herschaft, also auch keine durchgreifende religiös-politische Gesammtleitung; wohl aber strebt man nach der Hegemonie über gleichberechtigte Staaten, bilden sich in freier Weise religiöse, auf Verbindung der Staaten sich aufbauende Verbrüderungen um gewisse Mittelpunkte. Und in diesen vollzieht sich jene Zusammenbildung der zersplitterten, von dem gänzlichen Zerfall bedrohten religiösen allgemein griechischen Welt, aber auf einem wesentlich andern Boden als dem, in welchem wir sie ursprünglich zu suchen hatten.

Nichts ist dafür wichtiger geworden als die ideale Macht des Heldenthums und des Sängerthums. Und das religiöse Resultat ist jener von Herakleitos nackt ausgesprochene Satz: 'die Götter sind unsterbliche Menschen geworden, die Menschen sterbliche Götter.' Welches ist der Grundgedanke im Heldenthum? Es gibt zunächst eine Schicht auch durch Abstammung an eine höhere Welt angeknüpfter Menschen, die aber allmählich sich erweitert: es sind alle freigeborene, bürgerlich vollberechtigte, körperlich und geistig gesund entwickelte Hellenen, in denen ein Ideal menschlichen Strebens lebendig ist und die um dies Ideal einen

Wettkampf bestehen, der dabei einem Gesammturtheil zunächst der gleichberechtigten Edeln, später des ganzen freien Hellas unterworfen ist. Und es dient der Mensch den Göttern am besten durch diesen Wettkampf, durch diese freie, wetteifernde Darbringung seiner körperlichen und geistigen Gaben. Auch die Götter sind gehobene menschliche Persönlichkeiten, in denen diese Gaben ihren Ursprung und ihre höchste Ausbildung haben.

In das lebendigste Bewusstsein tritt die Gottähnlichkeit des Menschen, die Menschennatur des Gottes. Schon Hesiod hatte gesagt:

ὡς ὁμόθεν γεγάασι θεοὶ θνητοί τ' ἄνθρωποι.

Gleichen Stammes ja sind die Götter und sterblichen Menschen.

Noch umfassender und tiefer prägt sich dies aus im Pindar (Nem. 6, 1 ff.):

ἓν ἀνδρῶν, ἓν θεῶν γένος· ἐκ μιᾶς δὲ πνέομεν
ματρὸς ἀμφότεροι· διείργει δὲ πᾶσα κεκριμένα
δύναμις, ὡς τὸ μὲν οὐδέν, ὁ δὲ χάλκεος ἀσφαλὲς αἰὲν ἕδος
μένει οὐρανός. ἀλλά τι προσφέρομεν ἔμπαν ἢ μέγαν
νόον ἤτοι φύσιν ἀθανάτοις,
καίπερ ἐφαμερίαν οὐκ εἰδότες οὐδὲ μετὰ νύκτας
ἄμμι πότμος (πρὸς) ἄντιν' ἔγραψε δραμεῖν ποτὶ στάθμαν.

Eines ist der Menschen, éines der Götter Geschlecht; von éiner Mutter athmen wir beide: aber es trennt uns ganz die geschiedene Macht, hier ein Nichts, dort bleibt der eherne Himmel als ihr ewig unveränderlicher Sitz. Jedoch in etwas vergleichen wir uns den Unsterblichen, an hohem Sinn, an edlem Wesen, wenn wir auch nicht wissen, ob heut am Tag oder Nachts uns das Geschick an das Ziel der Laufbahn gerufen.

Es ist der Begriff der innern Freiheit, welcher dem Sittlichen erst vollen Werth gibt, der in dieser echt griechischen Anschauung lebendig geworden. Von hier aus entwickelt sich die ganze Reihe der antiken Tugenden und sittlichen Fertigkeiten und der in ihnen wurzelnden Charaktere. Um so schroffer tritt aber auch das Bewusstsein menschlicher Ohnmacht und Vergänglichkeit hervor, freilich nicht sowohl der in der Sünde begründeten Ohnmacht, als der äussern, einmal als Grenze gesetzten. Die Macht, die Unvergänglichkeit trennt die Götter. Die Götter wollen daher geehrt sein, nicht geliebt. Wie vielfach ist im Homer dies Gefühl menschlicher Ohnmacht ausgesprochen! 'Die armseligen Menschen, Blättern gleich streben sie muthig empor, sinken bald entseelt nieder.' 'Unter allem, was auf Erden athmet und sich bewegt, nährt nichts schwächeres die Erde als den Menschen.' (Vgl. Il. XVII 446. XXI 464. Od. XVIII 129.)

An jenen grossen Kämpfen, die der Sage des thebanischen, des trojanischen Krieges, der Argonautenfahrt zu Grunde liegen müssen, schienen die göttlichen Mächte, die zu den verschiedenen Stämmen und Staaten in nächster Cultusbeziehung standen, unmittelbaren Antheil genommen zu haben; auch sie kämpfen, siegen, unterliegen mit. Die Götter geben ihren Helden von ihrer überirdischen Natur gleichsam ab, wie sie oft genug zu Helden gleichsam abgeblasst sind; durchgängig erhalten sie selbst ein mehr heroisches Gepräge. Und nun werden jene alten religiösen Urbilder und Ursagen von den grossen Naturerscheinungen, in denen ein göttliches Wirken erkannt, erfahren wurde, in Verbindung gesetzt mit diesen ideal menschlichen Vorgängen: auch sie werden als heroische, grosse Actionen gefasst, wo

freie menschliche Persönlichkeiten wirken. Welchen Reichthum solcher in die erzählte epische Handlung verflochtener Urmythen enthält nicht die Ilias!

Diese Umsetzung des Naturmythus in den ideal menschlichen Vorgang, dem er parallel geglaubt wurde, ist der Cardinalpunkt in der gewaltigen, besonders im Homer repräsentierten Aenderung. Was zum Wesen des Gottes gehört, wird sein Amt, sein zugetheiltes Erbe, das Resultat von Kämpfen oder ausgeglichenen Rechtsansprüchen. So erhalten wir einen Götterstaat, den der Olympier, dessen irdisches Abbild der heroische Staat ist; hoch über alle Göttergestalten ragt aber doch die eine uralte, höchste, nun ganz individualisierte Persönlichkeit des Vaters der Menschen und Götter.

Diese Umprägung ist ohne eine lange und ausgezeichnete Thätigkeit der Sänger gar nicht zu denken. An den grossen Opferfesten, stehend auf und an dem Altar singen sie die ruhmvollen Thaten der Männer (*κλέα ἀνδρῶν*), in ihnen aber auch die Werke der Menschen und Götter (*ἔργ' ἀνδρῶν τε θεῶν τε*). So wird also Heros und Gott zugleich gedacht und gefeiert. Die Göttermythen in rein epischer Erzählung, wie in den homerischen Hymnen, sind aber jünger als die gleiche Behandlung der Heroenmythen. Natürlich ist die Incongruenz zwischen dem Cultus und dieser poetischen Gestaltung eine grosse, aber auch in jenem kommt diese zuerst als Intermezzo, als agonistisches Element, dann Theile des Cultus, wie den Hymnus umgestaltend, mehr und mehr herein. Schliesslich wird die Geschichte des Gottes unmittelbar dabei vergegenwärtigt.

Noch ist der einzelne Seher eine Unternehmungen führende, einflussreiche Person: er ist ein weitreisender, hülfreicher Mann, wie der Arzt, der Künstler, der Sänger; er ist kein Glied einer Kaste. Ja bei ihm ist Erfahrung, Scharfblick für die Lebensverhältnisse, unerschrockenes Auftreten eben so sehr Berufserfordernis, wie jene specifische Seherkraft. Daneben machen sich immer mehr bestimmte Orakelstätten geltend, und bereits treten ältere Stätten und Formen der Weissagung vor den apollinischen zurück.

Ordnung, Gesetz und gute Sitte gehen von diesem Götterstaate auf den menschlichen über; dagegen erscheint das tiefe Gefühl für Frevel, Sünde, Sühne durchaus nicht so lebendig als später, ja mehrfach verdunkelter als früher. Und immer ist das Recht zwischen den Staaten von Hellas selbst ein sehr unausgebildetes und schwankendes.

Und endlich der Tod? Nun, der homerischen Welt ist das Jenseits nur ein Schattenleben, ein Nachklang des irdischen: 'lieber hier Tagelöhner sein eines armen Mannes, als herschen unter den Todten.' Dass der Mensch fortlebe auf der Erde im Lied, in der Ehre und dem Gedächtnis der Nachwelt, das ist das lebenswürdige Ziel. Einzelnen Götterlieblingen allerdings, wie Menelaos, wie später Achilleus, winkt ein Göttergarten mit seinen Freuden, ein Elysium.

III. Die apollinische Glaubensstufe der überwiegend dorischen Entwickelung.

Infolge jener lange dauernden Wanderungen herschender Geschlechter, jener Kämpfe um bedrohte oder verloren gegangene Theile griechischen Landes, jener schärfern Scheidung des binnen- und oberländischen, mit der Gebirgsnatur gleichsam verwachsenen, und des in vollem Seeverkehr stehenden, Küsten und Inseln bewohnenden Stammes bilden sich allmählich diejenigen politischen Gemeinwesen, welche die eigentliche griechische Geschichte constituieren und alle inneren Formen eines Staates durchlaufen, bilden sich feste Bundesverhältnisse

der Staaten, gemeinsame völkerrechtliche Einigungen, anerkannte Hegemonien, bildet sich ein Gegensatz des Hellenischen zu allem Fremden, Barbarischen. Der dorische Stamm, wie er zuletzt aufgetreten unter den Wanderungen, wie er in der südlichen Burg von Hellas, in der Pelopsinsel seinen Hauptsitz sich gegründet hat, aber auch im Centrum von Mittelgriechenland Heimat behält, ja auch noch mit dem ältesten Sitze am Olymp seine Verbindung nicht aufgibt, so hat er das specifisch Hellenische am schärfsten ausgeprägt bis zur vollen Einseitigkeit eines in sich abgeschlossenen, aber wohl geregelten Stammeslebens. Wie anders streckt der ionische Stamm seine Polypenarme überall aus, zieht von allen Seiten Nahrung, dringt in alles Fremde ein; aber es wird ihm schwer, seine Urheimat zu nennen; nur eine kleine, unbedeutende Halbinsel, Attika, erhebt sich allmählich zu einer Art Metropole. In jener von den homerischen Dichtern unter dem überwiegenden Einfluss dieses beweglichen, vor allem in der Peripherie lebenden ionischen Stammes abgerundeten religiösen Welt lagen tiefe ungelöste Widersprüche: die mit heiliger Scheu einst kaum genannten göttlichen Vorgänge in der Natur traten als menschliche Handlungen in oft schneidenden Contrast zur sittlichen Grundanschauung der Gottheit. Nur die Schönheit der Schilderung deckte mit ihrem Schimmer diese Gebrechen. Unverkennbar war die Idee der Heiligkeit in dem göttlichen Wesen sehr zurückgetreten. Da greift fortbildend die sittliche Reflexion und das Leben in strenger, geregelter Ordnung in diese homerische Götterwelt ein.

Ein bedeutsamer Fortschritt macht sich geltend: es ist der vom Vater Zeus zu seinem Sohn und Propheten Apollon, zu seiner eingeborenen Tochter Athena. Die volle Macht und sittliche Durchbildung dieser beiden Gestalten, besonders des Apollon, ist jünger als Homer, so uralt beide im griechischen Glauben sind. Mit Apollon tritt eine Göttergruppe auf in Leto und Artemis, und die ihm ebenbürtig gegenüber auftretende Athena fügt sich als Athena Pronoia dieser Gruppe hier ein, während sie dort den Apollon als Patroos in ihren Zauberkreis zieht. Wir haben hier förmlich zusammenhängende religiöse Richtungen zu verfolgen, von Lykien nach Kreta, Delos, Attika, Theben, Delphi und Thal Tempe. Dass hierbei Anregungen vom arischen Lichtdienst, von phönikischen planetarischen Culten ausgegangen sind, ist an einzelnen Spuren wohl nachzuweisen. In Delphi bildet sich ein von ionischen Elementen befruchtetes, überwiegend dorisches Centralheiligthum, dem selbst der fremde König von Phrygien, ein Midas, im 8n Jahrhundert entschieden huldigt. Apollon ist der Prophet, der Verkünder des höchsten Willens, ist strafender, sühnender, reinigender Gott, der aber schliesslich zur Harmonie, zum Ideal des Einklanges aller Glieder unter éinem Gesetz führt: er ist als solcher allgemein hellenisch, specifisch dorisch. In Athena ist die göttliche Intelligenz, nicht als ruhende, sondern als höchste Thätigkeit, jene Kraft des von Apollon verkündeten Rathschlusses, ist jene unermüdlich schaffende, sittigende, zur Anschauung herausbildende Macht repräsentiert, die uns als ebenso hellenisches, specifisch ionisches Ideal aus dem Edelsten, was griechische Kunst und Geisteskraft geschaffen, entgegenleuchtet. Was das delphische Orakel unter der Apollonidee durch Inspiration und weise Auslegung, durch Ordnung des Lebens in Zeit und Raum, in Staat und Familie, durch Milderung der Sitte, Schlichtung des Streites, Ausbreitung der Colonien geschaffen, das ist noch jüngst von E. Curtius trefflich dargestellt. Wenn irgend einmal, so war damals der Anfang zu einer hellenischen Kirche gemacht.

Die Götter und Heroen erhalten im wesentlichen keine äussere mythologische Erweiterung, aber sie werden vertieft, mehrfach geradezu von sittlichen Widersprüchen gereinigt. Da erst

treten ernst mahnend die Ideen der göttlichen Gerechtigkeit, der Schuld und Sühne in dem Ganzen heroischer Mythen in den Vordergrund: ich erinnere an Orestes, Neoptolemos, Alkmeon, Oedipus. Jene Seite der gnomischen Poesie, die in Hesiodos in der vorigen Periode ihren Mittelpunkt hatte, aber wesentlich im Volkskreise, geschieden von der ritterlichen Aristokratie lebte, kommt nun zu voller Blüte. Im Sittenspruch, in halb prophetischer halb reflectierter Lehrweise wirken die sogenannten *σοφοί*. Zu dem Tempel von Delphi treten sie alle in nahe Beziehung, sie werden da gleichsam beglaubigt, sie erkennen dort ihren Meister. Wie weit ab vom homerischen Götterleben liegt es schon, wenn dort an den Pfosten und Architraven des Tempels uns Sprüche wie: Du bist, Erkenne dich selbst, Halte Mass, Gott die Ehre, entgegen tönen! In der That weht hier etwas vom Geiste der Propheten des alten Testamentes oder von der christlichen Predigt.

Im Cultus zeigt sich ein ausserordentlicher Fortschritt: das heilige Lied, der Hymnus in seinen verschiedenen Formen, besonders als Chorgesang, erhält seine künstlerische Durchbildung, reiche musikalische Systeme entsprechen dem gesteigerten religiösen Gefühle, der Gottesfriede lässt die Pilger zu den grossen Nationalfesten weit über Land und Meer ziehen, die Wettkämpfe zu Ehren der Gottheit stellen alle körperlichen und geistigen Kräfte des Einzelnen wie der Genossenschaften dar, der Siegespreis wird nicht mehr in einem Werthpreis, sondern in dem heiligen Symbol des Gottes selbst gereicht. Und daneben gelangt eine andere Seite des Gottesdienstes erst jetzt zu ihrem Recht: die Verunreinigung, welche die Sünde auf einzelne Menschen, auf Geschlechter, auf ganze Staaten ladet, wird aufgehoben durch Reinigung und Sühnung. Hier handelt es sich nun nicht mehr um die Befriedigung der uralten, chthonischen Blutrache, nicht um Festsetzung des Bussgeldes, sondern um eine wahrhaft sittliche Sühne. Auch der Gott der Sühne, Apollon, hat es selbst an sich erfahren: auch er hat getödtet, er ist in die Knechtschaft verkauft und hat gedient, er hat die Schuld gesühnt.

Damit hängt es zusammen, wenn auch in der Auffassung des Jenseits der Gedanke eines Gerichtes über die Todten, einer Bestrafung der grossen Sünder, einer Rechenschaft auch des Einzelnen Platz greift, wenn man mit Scheu von den Todten, von ihrem Segen, ihrem Fluche spricht.

Die bildende Kunst endlich, deren wir bisher von unserem religiösen Standpunkte aus kaum zu gedenken hatten, hat von dem Gotte des Masses, des Rhythmus, und von Athena, der schaffenden, den Stoff beseelenden Intelligenz, als religiösen Centralideen die reichste Befruchtung erhalten. Der heilige Tempelbau ist jetzt in seiner Gliederung, seinem feinen Masse, seinem sinnvollen Schmuck erwachsen und verbreitet worden. Noch anders stellt sich das Verhältnis von Malerei und Plastik: das Heiligste selbst, die Gottheit, bildet man noch in einer gewissen Starrheit, ohne individuelle Auffassung, und die religiöse Beziehung des Stoffes, der Farben, der Symbole tritt dabei noch in den Vordergrund, am längsten behält das Gesicht diese starre Allgemeinheit; dagegen eröffnet sich in der Fülle der Weihgeschenke, in den Geräthen des Tempels, der Feste, in den Denkmälern der agonistischen oder grosser nationaler Siege ein überaus reiches Feld für bildende Kunstthätigkeit. Aber noch ist es weniger die Individualität des einzelnen künstlerischen Geistes, die Ausprägung seiner Seelenzustände, welche zu Tage tritt, als das Gesammtgefühl für Harmonie, für in sich wohl gegliederte Reihen, für strenge Zucht einer herschenden Sitte.

IV. Die dionysische Glaubensstufe oder die überwiegend ionisch-attische Periode.

Der dorische Stamm hatte zunächst in seinem mächtigsten, in sich am reinsten durchgeführten Staate, dem von Sparta, bis kurz vor die Perserkriege unbestritten die hervorragendste und angesehenste Stellung im Innern von Hellas und nach aussen. Jedoch schon waren die bedeutsamsten inneren Umgestaltungen in Hellas im Werke und halb schon durchgeführt: die alten Aristokratien gehen fast überall ihrem Ende entgegen, durch das Mittelglied der Tyrannis wird der Weg zur Politie und Demokratie gebahnt. Und kein Staat konnte in dieser Beziehung sich einer so organischen, alle Verhältnisse umfassenden innern Umbildung rühmen als das nach aussen ziemlich ohnmächtige Athen. Männer wie Solon, selbst Peisistratos, dann Kleisthenes hatten eine Reife der politischen Erkenntnis, eine Allseitigkeit der Interessen bewährt, wie kein anderer Gesetzgeber der Zeit. Die Gefahr von der persischen Weltmacht erdrückt zu werden einigte Griechenland, aber nur durch Athens sittlichen Muth und Einsicht. Athen wird nun Hellas von Hellas. Das ionisch-attische Wesen, vielfach von dorischem Wesen befruchtet, überflügelt nun weitaus das dorische und das kleinasiatisch-ionische Wesen. Die politische Hegemonie von Athen war Jahrzehnte unbestritten, die geistige in der Fülle der Genies und Talente, wie sie keine Epoche der Weltgeschichte in gleich kleiner Zeitspanne auf gleich kleinem Raume beisammen gesehen, für Jahrhunderte entschieden. Aber auch im religiösen Leben, in der vollen Ausprägung desselben tritt Athen an die Spitze. Die Cultusverhältnisse sind in Athen von uralter Zeit her besonders reich und manigfaltig gewesen; es lebte im attischen Volke viel echt gläubiger Sinn, viel religiöser Eifer bei aller Pflege des künstlerischen äussern Ausbaus und der Freude am festlichen Glanze. Nicht umsonst hatte Athena eine so universale Stellung im attischen Glaubenskreise erworben, nicht umsonst betrachteten sich die Athener als solche, welche die Strasse nach Delphi zuerst geöffnet und geebnet hatten, welche in dem Gott von Delphi auch ihren Stammvater als Ionier anerkannten. Die persischen Kriege hatten darauf eine ausserordentliche geistige, specifisch auch religiöse Erhebung im Gefolge. Ueberall hatten die Barbaren die griechischen Heiligthümer verbrannt, die Schätze und Götterbilder geraubt und weggeführt; aber die Götter hatten auch eben so sichtlich schützend gewaltet, waren im entscheidenden Moment entweder selbst in leibhafter Gestalt oder in der von Heroen den Kämpfenden erschienen. Athen tritt an die Spitze des Bundes zur Herstellung der Heiligthümer: mit wunderbarer materieller Anstrengung geht es selbst an die Herstellung oder vielmehr an die Neubegründung und glänzendere Ausstattung derselben.

Aber diese religiöse Erhebung und Steigerung bleibt nicht dabei stehen, das besessene wieder herzustellen, nein es geht entschieden weiter im innern Kern der religiösen Ideen. Die specifisch sittliche Seite im Göttlichen war am tiefsten und strengsten ausgeprägt im apollinischen Glauben; aber jene andere, in dem griechischen Volke so mächtige Seite des kosmischen religiösen Gefühls, d. h. der unmittelbaren und vollen Empfindung der Schönheit der Welt, der Einigung der Welt mit dem göttlichen schöpferischen Princip und des Menschen als Gliedes dieser Welt, der Beseligung in diesem Gefühl, jenes Dranges nach unmittelbarer Einsicht in Werden und Vergehen, Schaffen und Verkörpertwerden, die vor allem im ionischen Volksstamm ausgeprägt ist, war dabei nicht zu ihrem vollen Rechte gelangt. Es tritt eine sehr entschiedene Reaction gegen das streng apollinische Wesen ein.

Aeltere in das Bauernleben, auf das Land, in die Berge gleichsam zurückgedrängte, von der Aristokratie mit einer gewissen Verachtung angesehene göttliche Mächte drängen sich von neuem hervor, ihnen kommt die politische Erweiterung der vollen Bürgerrechte, ihnen eine speculative, bereits geübte Kraft, die nach dem tiefern religiösen Grunde sucht, unterstützend entgegen. So tritt nun Dionysos, das Gegenbild des Apollon und zwar als ein uralter und als ein neuer, vergeistigter Gott, so Demeter und Persephone mit der Reihe der ihnen angeschlossenen Gestalten mehr und mehr in den Mittelpunkt des religiösen Lebens ein. Der alte Gott des frischen, treibenden Saftes in der Vegetation des Weinstockes, der Weinbereitung wird jetzt auch ein neuer Gott als Befreier, Löser, Beseliger, der dem Menschen Flügel gebende (*Ἐλευθερεύς*, *Λυαῖος*, *Ψίλαξ*); die alte Getraidegöttin, die gute Geberin der Gaben, die vieltragende und duldende Erdgöttin wird nun als Eleutho, als eleusinische Gottheit eine Schmerzträgerin, eine zu den Menschen herabkommende, bei ihnen hülfreich, erziehend thätige, endlich aber auch eine hocherhabene Gestalt, ihre Trauer verwandelt sich in Freude, sie kehrt zum Himmel zurück, mit ihr das dem Todtenreich entstiegene Kind.

Nachweisbar ist aber eine Art priesterlich-poetischer und philosophischer Schule für die theoretische Ausbildung dieser Ideenkreise thätig gewesen: es waren die Orphiker, Onomakritos (Ol. 73, 4) mit seinen *τελεταί*, *χρησμοί*, seiner *Ὀρφικὴ θεογονία*, Orpheus von Kroton, Kerkops mit seinen *ἱεροὶ λόγοι*, Zopyros von Herakleia. Gleichzeitig, vielleicht in einzelnen Gliedern in Verbindung, hat die pythagoreische, allerdings an Apollon sich noch wesentlich anschliessende Schule das Verhältnis der Zahlen auch zum Urgrund der Welterklärung wie zum Ausdruck des Sittlichen gemacht, und vor allem die Gedanken über die Seele, als in die irdische Form, eine ihr fremde Haft eingeschlossen, diese durchwandernd und sich läuternd, ausgebildet. In wie weit bei beiden, bei Orphikern und Pythagoreern, orientalische Einschlagsfäden, phönikische und ägyptische, sich zeigen, ist noch mehr eine Frage zur erneuerten Untersuchung als eine Thatsache. Wichtig war es, dass gerade bei den Orphikern, nicht wie bei der strengsten Philosophenschule der Zeit, den Eleaten, ein Bruch mit dem poetisch-religiösen Besitze des Volkes eintrat, im Gegentheil dieselben Männer den Homer und Hesiod officiell als Gesammtheit recipiert und in den Festgebrauch so recht stetig eingeordnet haben. Und so fügen auch Zeus, Apollon und Athena unter der Wirksamkeit der tiefsinnigen Dichter in voller Bedeutung sich ein in den wesentlich auf Dionysos und Demeter basierten Ideenkreis.

Ich kann hier nur, verehrte Anwesende, die grossen und durchgreifenden Erscheinungen nennen, in denen dieser dionysische Gottesbegriff sich ausgeprägt und ausgelebt hat; dann auf die Stellung der bedeutendsten, religiös einflussreichsten Geister zum dionysischen Wesen hinweisen. Eine weiter ins einzelne gehende Ausführung kann allerdings dieser hier zuerst ausgesprochenen Ansicht erst ihre volle Sicherheit geben.

Es handelt sich erstens um die eleusinischen Mysterien, deren weitgreifende Bedeutung für Attika, für ganz Griechenland, später für den alten Erdkreis nicht über die Zeit des Peisistratos hinaufgreift, deren Institution in jenem homerischen Hymnus, den wir als aus der Schule jener attischen Orphiker und Redactoren Homers hervorgegangen zu betrachten alle Ursache haben, uns zuerst episch geschildert wird. In ihnen ist erst damals der neue Dionysos als Iakchos mit dem Demeter- und Persephone-Mythus und Cultus in engste Beziehung getreten. Wie ein unmittelbares Miterleben der Festversammlung von dem Suchen,

Irren, Auffinden, Emporgeführtwerden der Tochter durch die Mutter, von dem Jubel über die Geburt des neuen Iakchos in dem grossen mystischen Drama der Eleusinien stattfindet, so gewinnt der Geweihte von Stufe zu Stufe fortgeführt für sich die lebendige Hoffnung seines Einganges in ein elysisches Leben, einer Lebensgemeinschaft mit den göttlich verehrten Gestalten selbst. Man kann es nachweisen, wie von Attika aus die Eleusinien als Pflanzstätten derselben Cultusformen sich verbreiteten, so nach Lerna, Pheneos, Keleä, Karnasion in Messene, wie daneben ähnliche Formen in bakchischen Privatweihen mit noch grösseren Ansprüchen heranwachsen.

Aber Dionysos erscheint auch zweitens in seiner öffentlichen Festfeier, den Dionysien, als der Gott der entwickelten Volksfreiheit und des höchsten Volksgenusses. Nicht umsonst wird er Eleuthereus, Polites, Aesymnetes, Kyamites, bei den Römern dann Liber und Populonius genannt; nicht umsonst werden die attischen Volksversammlungen, in denen das Volk seine Souveränität ausübt, an der dionysischen Stätte, im Theater gehalten, nur für von Alters her ausgeübte Rechte auf der Pnyx noch berufen; nicht umsonst wird das Recht auch des ärmsten im Volk auf den Genuss des Schauspiels, der *θεωρία*, gewahrt durch Auszahlung des Theorikon. Im Heiligthum des Dionysos und unter seinem Schutze entfaltet die alte Komödie ihre ganze die Götterwelt wie den Staat, die Führer des Volkes wie das souveräne Volk selbst gleich wenig schonende *παρρησία*.

Und drittens treten im dramatischen Spiel die Götter und Helden im Thun und Leiden in voller, schöner Leiblichkeit leibhaftig der religiösen Gemeinde gegenüber. Alle hieratischen Bande sind gefallen, aber die sittliche Hoheit der Tragödie vereinigt in sich apollinische Reinheit und die Intelligenz der Athena mit der Beseligung, dem Schwunge des Gefühlslebens in Dionysos. Hand in Hand damit geht die bildende Kunst, die damals zuerst alle religiöse Aengstlichkeit wie alle Starrheit überwindend die Gottheit im herlichsten Material und hochragender Grösse idealmenschlich verkörpert und so zur Volksreligion noch unmittelbar eine neue Erkenntnisquelle der Gottheiten darbietet.

Endlich wer wollte leugnen, dass auf dieser Entwickelungsstufe bereits freie, die religiöse Ueberlieferung ganz nach ihrem Bedürfnis ausbeutende, umdeutende, bekämpfende Richtungen in Philosophie und Philologie, wenn wir so sagen dürfen, mächtig werden, so dass neuer Inhalt in die alten Mythen gelegt wird, neue Mythen ausgedichtet werden? Ich erinnere an Theagenes von Rhegion, Metrodoros von Lampsakos, an Anaxagoras, an Platon, an die specifischen Atheisten. Und im dionysischen Kreise ist es zunächst, wo fremde thrakische, phrygische, ägyptische, libysche Göttergestalten und Mythen vollen Eingang in das griechische Wesen finden, so eine Bendis, Kybele, Attis, Adonis, Ammon.

Bleiben aber die tiefsten Geister der Periode dem dionysischen und eleusinischen Glaubenskreise fern? Mit nichten, im Gegentheil verkündigen sie ihn förmlich. Pindar richtet Hymnen an Kora, Kybele, Ammon, preist in einem bakchischen Dithyrambus die Schlacht bei Artemision, wo die Athenäer 'das hellleuchtende Fundament der Freiheit' gelegt haben, preist in den Threnoi glückselig, 'wer jenes (die Eleusinien) geschaut hat und so unter die Erde geht; der weiss des Lebens Ende, der weiss den von Gott gegebenen Aufgang' (Fragm. 114 Bergk). Bei ihm 'irren die Seelen der Unfrommen unter dem Himmel in blutigen Schmerzen, unter das unentrinnbare Joch der Uebel gebannt; doch die Seelen der Frommen wohnen im Himmel und singen in Hymnen bei Reigentanz den seligen Gewaltigen' (Fragm. 109). Aeschylos, zu Eleusis geboren, ist erfüllt von dem Tiefsinn der eleusinischen Geheimnisse.

Demeter ist es, die seinen Sinn genährt (Aristoph. Frösche 886); er schauert auf vor Lust nach der mystischen Weihe (Fragm. 377 Nauck); ja er kommt sogar in Gefahr der Anklage, dass er Geheimnisse der Demeter ausgesprochen. Auch Sophokles preist glücklich, 'dreimal glücklich, die diese Weihen geschaut haben und zu dem Hades wallen; bei ihnen allein ist Leben, bei allen anderen alles Uebel zusammen' (Fragm. 753). Wie Sophokles den Dionysos auffasst, mit welcher Jubelfülle er ihn begrüsst, dafür bedarf es kaum einer Erinnerung an den berühmten Bakchoschor der Antigone. Bei ihm, dem Glücklichen, ist ja selbst ein Gott, Asklepios, zu Gast eingekehrt, er ist selbst als Gottesaufnehmer (Dexion) zum Heros geworden. Des Euripides Bakchen endlich, um von der Fülle orphischer Theologie bei ihm zu schweigen, sind unstreitig die religiös tiefste Tragödie des Dichters, und erinnert nicht sein Todesschicksal auf das auffallendste an Orpheus Ende, dem es geradezu nachgebildet erscheint? Noch darf ich wohl hinzufügen, ist es so zufällig, dass uns die Gesichter des Sokrates und Platon nur in der typischen Auffassung des Seilenos und des bärtigen oder indischen Dionysos erhalten sind?

V. Asklepios als Vertreter der letzten, bereits hellenistischen Glaubensstufe.

Noch eine letzte schaffende, neues bildende Kraft des griechischen religiösen Volksgeistes müssen wir anerkennen in der Periode des Hellenismus, in der Zeit der grössten räumlichen Expansion des griechischen Cultus, aber auch der innern geistigen wie materiellen Verarmung des griechischen Mutterlandes. Es handelt sich dabei für uns nicht um die welthistorische, nicht mehr nationale Aufgabe des religiösen Synkretismus, ebensowenig um die religiöse Neugläubigkeit oder um den gänzlichen Unglauben und Gleichgültigkeit, nein, in der That noch um das Hervortreten einer bestimmten göttlichen Persönlichkeit im Glauben, um Veränderungen und Vollendung im Cultus wie in der Stellung des Religiösen zum Sittlichen und Künstlerischen. Das hellenische Leben geht von den Centren entschiedener auf die Peripherie über: vier mächtige Städte in dem Bereiche der echt griechischen Welt treten wie politisch, so im Handel, in der Pflege von Wissenschaft und Kunst mehr oder weniger ebenbürtig neben das alternde Athen, ja überflügeln es mehrfach: Kyzikos, Rhodos, Syrakus und Massilia. Um sie herum in immer grösseren Dimensionen dehnen sich vor allem nach Ost und Süd die hellenistischen Reiche: Epirus und Makedonien, das Reich der Seleukiden und Ptolemäer, zwischen ihnen auf kleinasiatischem, mehr sich zersplitterndem Boden tritt Pergamon als der bedeutendste Culturstaat hervor. Die Versuche, auch im Westen, in Italien und Africa hellenistische Reiche zu gründen, wie sie Agathokles und Pyrrhos machen, mislingen. In den hellenistischen Reichen Syrien und Aegypten prägt sich der apollinische und dionysische Cult scharf getrennt aus, gepflegt von der Tendenz der Dynastie, beide Culte auch dort, der Apollondienst mit dem semitischen Sonnen- und Gestirndienst, hier der dionysische mit dem ägyptischen, in seiner letzten Gestaltung specifisch unterweltlichen Dienst in Berührung tretend; in Makedonien und Epirus gewinnt dagegen der altpelasgische und achäische Zeuscult, wie der von Dodona neue Kraft und Ansehen. Da ist es in Pergamon, wo eine jüngere religiöse Gestalt, deren Bedeutung local in Trikka in Thessalien, dann in Epidauros, Messenien und in Colonien von Epidauros, wie Kos, keine geringe war, in den Mittelpunkt der Culte trat und damit einem allgemein griechischen religiösen Bedürfnis auf das entschiedenste entsprach: ich meine den Asklepios, Sohn des Apollon, der aber nun an verschiedenen

Punkten mit Zeus und mit Dionysos in eine Einheit verschmolz. Er ist der Erretter (σωτήρ) ganz specifisch, der wahre Arzt (ὁ ἀληθινὸς ἰατρός), der Menschenfreund im höchsten Sinne (φιλανθρωπότατος), er ist der Förderer alles geistigen Lebens, aller specifischen παιδεία, er ist vor allem der Führer und Leiter (ἡγεμών, προστάτης, ἀρχαγέτας), im allgemeinen wie in den überall auftretenden Orakeln, durch die Eingebung im Traume (ἐξ ἐγκοιμήσεως), durch Erscheinung. In ihm ist das Feinsinnigste, Spirituellste und zugleich der Ausdruck der dem Menschen sich nahenden, mit ihm verkehrenden göttlichen Liebe unter allen griechischen Gottheiten am reichsten ausgesprochen; aber zugleich ist jenes volle Lebens- und Gesundheitsgefühl, jene freudige, frische Nacheiferung der göttlichen Vorbilder gebrochen, wir fühlen, dass wir im Abendglanze einer sinkenden Sonne stehen, dass sich der griechische Geist mehr und mehr ausgelebt hat, dass ein neues Lebensprincip in die Welt treten muss. In zwei Schriftstellern tritt uns die ganze Bedeutung des Asklepiosdienstes hervor: in Pausanias und dem Rhetor Aristides, dort in dem aufmerksamen Nachweis der Fülle von jüngeren Cultusstätten des Gottes, aber auch in seiner Auffassung, worüber uns die vorzügliche Arbeit von Gustav Krüger 'Theologumena Pausaniae' eine interessante Uebersicht gegeben hat, hier bei Aristides in der begeisterten Jüngerschaft dieses Glaubens, in der Fülle selbsterlebter Erfahrungen, die Welcker schon vor längerer Zeit ins Licht gestellt hat. Nach Aristides haben die Gnadenerweisungen des Asklepios und daneben der ägyptischen Götter in seiner Zeit den meisten Einfluss auf die Menschen. Ist es gleichgültig, dass Aratos, der Hellas noch einmal zur Einheit und zu einer politischen Stellung zu erheben schien, zu einem Sohne des Asklepios gemacht wird (Paus. IV 14, 4)? Ist es so zufällig, dass es eine Asklepiosstatue von Paneas war, mit einer dienenden weiblichen Gestalt zur Seite, in welcher die die leibliche Gestalt ihres Heilandes suchende Gemeinde in Galiläa Christus mit dem blutflüssigen Weibe zu finden glaubte? Und endlich gibt es eine tiefere Durchdringung der religiösen mit der sittlichen Idee in der griechischen Welt, als ausgesprochen liegt in dem bedeutsamen, am Eingang zum Asklepiostempel zu Epidauros aufgezeichneten Spruche:

ἁγνὸν χρὴ ναοῖο θυώδεος ἐντὸς ἰόντα
ἔμμεναι· ἁγνείη δ' ἐστὶ φρονεῖν ὅσια.

Heilig und rein nur den weihrauchduftenden Tempel betreten
darf man, jedoch rein ist fromme Gesinnung allein.

(Porphyr. de abstin. II 19; vergl. noch Piccolos Suppl. à l'anthologie (Paris 1853) S. 186 ff. und G. Wolff im Philologus XVII S. 551.)

Welche weibliche Gestalt können wir an Einfluss auf die Gemüther der Massen, an der den Zeitströmungen entsprechenden Durchbildung dem Asklepios wohl gegenüberstellen? Ich glaube, auf dem griechischen Boden selbst nur éine, die Artemis von Ephesos als Repräsentantin der Natur, überhaupt als Allmutter. Es ist ein grosser Irrthum, die Bedeutung derselben über die engeren Grenzen von Ephesos, von Ionien, von Kleinasien hinaus als im Alterthum immer gleich aufzufassen, die Manigfaltigkeit ihrer Beziehung für die ältere Zeit nach der Symbolfülle des späteren, so reich ausgestatteten Cultusbildes zu beurtheilen. Die altlelegische Grundlage einer lunaren Gestalt, die Verpflanzung eines oberasiatischen Cultus der Anaïtis mit dienenden Amazonen an das Meer, die hellenische, dorische, ionische Artemis als jungfräuliche Schwester des Apollon und Jägerin, sie sind alle zusammengeflossen mit der phrygischen, kleinasiatisch-griechischen Verehrung einer Göttermutter und mit der immer stärker auf griechischem Boden sich ausbildenden jungen Idee der Tyche als stadtschützenden

Schicksalsgöttin, und so ist die Artemis von Ephesos seit Alexander dem Grossen eine centrale religiöse Macht der hellenistischen Städte geworden, die am ganzen Mittelmeer, an der gallischen und spanischen Küste wie am Pontos, ihre Filialstiftungen hatten. Kallimachos singt vom ephesischen Tempel, dass 'nichts göttlicheres die Eos, nichts reicheres schauen wird, leicht wird er Pytho übertreffen' (Hymn. in Dian. 249). Und jenes Wort des Goldschmiedes Demetrios, dass auch das Heiligthum der grossen Göttin Artemis für nichts geachtet werde und dass auch ihre Majestät untergeben werde, welche ganz Asien und der Erdkreis verehre, erregte bekanntlich den gewaltigen Aufruhr gegen die Predigt des Apostels Paulus (Acta apost. 19, 27). Ihre Feste hiessen und waren wahrhaft ökumenische. Sie ist durchaus nicht eine specifisch sittliche, ideale Persönlichkeit; aber sie ist eine gnädige Gottheit, wirksam in den Epiphanien, und vor allem ist sie Asylgöttin in eminentem Sinne: zu ihr, in ihr Heiligthum flüchtet der Sklave wie der Schuldbeladene (Tac. Ann. III 61).

Alle sonstigen griechischen religiösen Gestalten dieser Periode, abgesehen von der synkretistischen Aufnahme des Fremden, erweisen sich als Producte einer schon in der vorhergehenden Periode begonnenen ausserordentlich feinen und sinnigen Abstraction sittlicher Eigenschaften und psychologischer Zustände. Ich erinnere nur an die Fülle jener Persönlichkeiten, die auf dem merkwürdigen Relief der Apotheose des Homer auftreten, als da sind Natur, Weisheit, Tugend, Glaube (Glaubwürdigkeit und Treue=πίστις); ich erinnere an den einflussreichen Begriff der φιλανθρωπία, z. B. bei Polybios, endlich an den anmuthigen und feinsinnigen Mythus von Eros und Psyche.

Endlich haben wir auch noch der Umgestaltung des Heroenthums zu gedenken. Zunächst ist zu sagen, diese heroisierende Kraft gilt dem Held, dem Heldenkönig wie dem Sänger, dem Dichter, dem Philosophen. Homer, Sophokles, Sokrates, Platon, Epikur u. a. erhalten eine regelmässige Verehrung, werden gleichsam Schutzheilige ihrer Nachahmer oder Jünger. Und der Held, d. h. der Strateg und König, wird geradezu vergöttert. Das Grab Alexanders des Grossen zu Alexandrien ist der Ausgangspunkt einer neuen Götterwelt, der geweihten Könige. Im Ithyphallos singen die Athener den Demetrios Poliorketes an: 'dich sehen wir gegenwärtig, nicht von Holz oder Stein, sondern wahrhaftig, also beten wir zu dir' (Athen. VI 253 c). Ist auch die religiöse Form oft nur ein entheiligtes Gefäss im Dienste niedriger Schmeichelei, so spricht sich darin doch wie eine andere politische Grundanschauung, das Hervortreten des monarchischen Princips, so ein religiöses Bedürfnis aus, in einer irdischen Erscheinung einen göttlichen Helfer, Erretter verkörpert zu sehen.

Dieser Vergötterung einzelner bevorzugter Sterblicher steht aber dann gegenüber eine Anschauung des Todtenreiches als einer Welt voll Spuk und Gespenster, als einer Rüstkammer der Zauberei. Ueppig wuchert wie die Litteratur so der Glaube und die Praxis all des unermesslichen Spukes in Traumdeutung, Todtenbeschwörung, Zaubertränken, Sterndeuterei, Winkelprophetenthum, welcher mit hellenischer Bildung in die sich bildende Metropole der alten Welt, Rom, einzog.

Eines, müssen wir sagen, blieb dieser Zersplitterung, dieser Auflösung und Entartung noch Jahrhunderte lang ein Haltpunkt des griechischen Götterglaubens und hat diesem bei seiner Ohnmacht, den erwachten tiefsten Bedürfnissen des menschlichen Geistes zu genügen, immer noch eine höhere, auch sittlich veredelnde Wirkung mit gewahrt: es war die Kunst in ihrem vollsten Umfang, es waren die hohen Geisteswerke der Blütezeit, Homer an der

Spitze, es war die Hoheit, Pracht und Unmittelbarkeit der griechischen Plastik in den lichten, farbengeschmückten Hallen des griechischen Säulenbaus. Die Kunst, das Kind der Religion, hat die Mutter überlebt, aber ihr zuvor in reichem Maasse die *θρέπτρα*, den Dank und die Kindespflicht erwiesen.

Wir stehen am Ziele unserer Wanderung. Möchte es mir gelungen sein, überhaupt die Bedeutung der Aufgabe einer Geschichte der griechischen Religion mehr als es bisher geschehen lebendig gemacht zu haben, gelungen sein, den innern nothwendigen Zusammenhang der mythologischen, der mehr antiquarischen, der ethischen Betrachtungsweise in einer culturgeschichtlichen lebendig dargestellt zu haben; möchten die hervorragendsten Punkte, die ich auf unserer Wanderung zu markieren mir erlaubte, in der That sich als reiche Aussichtspunkte und als fruchtbare Ausgangsstellen genauerer Untersuchungen erproben!

Präsident. Die Discussion über den eben vernommenen Vortrag ist eröffnet.

Geheimerrath Dr. Gerhard aus Berlin. Wenn ich dem reichhaltigen Vortrage einige Bemerkungen anschliessen darf, so beschränke ich mich auf die Angabe weniger Punkte, die mir nicht ganz überzeugend schienen, und möchte besonders in Bezug auf die vom Hrn. Vortragenden gemachte Eintheilung der Mythologie etwas einwenden. Hr. Prof. Stark will fünf Perioden für die griechische Mythologie angenommen wissen: eine pelasgische, eine homerische, eine apollinische, eine ionisch-attische und eine alexandrinische. Es berühren sich diese Perioden einigermassen, was man den Eintheilungen der Mythologie voranstellen muss, wenn es auch fraglich ist, ob man bei der Behandlung der Mythologie wohl thut die ganze Entwicklung einer Zeitperiode der alten Welt zur Grundlage zu nehmen, oder die Analyse der einzelnen. Wenn man aber sich verständlich machen will, so würde die Voranstellung der pelasgischen Vorzeit sich ungefähr decken mit der Annahme, dass die Incunabeln der Mythologie vorangestellt werden. Ich bemerke noch, dass mir die Andeutung nicht klar war, wie eine pelasgische Seelenlehre, die Lehre von den Luftgeistern, angenommen wird. Die homerische Mythologie ist besonders zu behandeln: sie ist dasjenige, was man vorzugsweise überliefern und studieren muss. Eine apollinische Betrachtungsweise aber abzulösen von der homerischen, das scheint mir mit dem Wesen jener nicht vereinbar zu sein. Es scheint mir auch bedenklich, eine apollinische Religion zu trennen von der mystischen Richtung in der ionisch-attischen Religion, und es möchten sich sehr wohl berühren die apollinischen Culte — die mit der Sühne beginnen und deren Verbreitung ja wohl in der 30n Olympiade und mit dem Zeitalter des Epimenides herschend geworden ist — und die mystische Richtung, die sich hernach in Athen weiter ausbildete. Was den ionisch-attischen Cultus betrifft, so scheint mir der Hr. Redner dem Cultus von Eleusis zu wenig Recht haben widerfahren zu lassen: denn der Cultus von Eleusis geht doch wohl auf eine frühere Zeit zurück als die Entwicklung des dionysischen Cultus. Es kommt immer darauf an, ob man nicht am besten thäte, die mystischen Culte alle in gemeinsamem Ueberblick zu vereinigen und dasjenige, was von den mystischen und verdeckten Religionen im Cultus des Apollo eingeführt ist, daran anzuschliessen. Ich will erwähnen, wie sehr gerade die Culte des Apollo, beruhend auf geheimen Ceremonien, sich berührten mit der Einsetzung des Dionysos in Delphi, die in der 30n Olympiade in Griechenland aufgekommen ist. Endlich hat der Hr. Redner der Zeit des Hellenismus, der alexandrinischen

Zeit, ihr Recht nicht widerfahren lassen, besonders indem er den Asklepios voranstellt. Vielleicht liesse sich Serapis mit noch grösserem Vortheil hervorheben. Ich weiss nicht, ob Asklepios als eine so eigenthümliche Figur betrachtet werden darf.

Prof. Stark. Indem ich Hrn. Prof. Gerhard recht herzlich für die eingehenden Bemerkungen danke, glaube ich wohl zunächst hervorheben zu müssen, dass ich mit diesem Versuch die herschende Auffassung einer systematischen Mythologie nicht im geringsten zu erschüttern und zurückzudrängen versucht habe, dass ich nur gerade diesem Gesichtspunkt der geschichtlichen Entwicklung ein grösseres Recht zu verschaffen suche gegenüber der gewöhnlichen Behandlungsweise. Wenn ich darauf hingewiesen habe, dass der ältesten Zeit eine tiefere Anschauung des Lebens nach dem Tode zuzuschreiben sei, so habe ich zunächst an jene Gestalten gedacht, wie sie im goldenen und silbernen Zeitalter vorkommen, jene *δαίμονες* und *μάκαρες*. Wenn in weiterer Auseinandersetzung gegen eine dorische Apolloreligion remonstriert wird, so bin ich gewis auch weit entfernt, Apollo als einen rein dorischen Gott aufzufassen. Im Gegentheil, die geschichtliche Entwicklung, die Neuerung, die unter dem Anstoss des ionischen, und zwar vielleicht des kleinasiatisch-ionischen Wesens erfolgt ist, berechtigt noch nicht zu dem Schlusse, dass ein Vorherschen des dorischen Elementes in Delphi stattgefunden habe. Was die Mysterien betrifft, so bin ich fest überzeugt, dass die Vertiefung des Demeter-Dienstes, dass überhaupt die steigende Bedeutung der Eleusinien allerdings mit dem sechsten Jahrhundert zusammenfällt, so uralt natürlich auch der Dienst der Gottheit an und für sich ist. Endlich was die Gestalt des Serapis anlangt, so habe ich sie sehr wohl in Gedanken gehabt; aber ich glaube, dass das fortbildende Element im Serapis in dieser eigenthümlichen Zwittergestalt das fortbildende griechische Element, das Element des Asklepios ist.

Hierauf sprach Professor Dr. Benfey aus Göttingen zunächst seine Anerkennung für die von dem Redner in Aussicht gestellte und kurz skizzierte Bearbeitung der griechischen Religion aus, insbesondere für die durchgreifende geschichtliche Betrachtung derselben, da eine wahre Einsicht in die Schöpfungen des Menschengeistes nur auf geschichtlichem Wege zu erreichen sei. Er glaubt, dass der hohe Werth des versprochenen Werkes nicht bloss in den angedeuteten Resultaten liegen werde, sondern auch, und nicht am wenigsten, in den Debatten, die es nach seiner Veröffentlichung hervorrufen werde. Es sei hier nicht der Ort und er selbst, so unvorbereitet wie er dastehe, nicht im Stande, auf die Punkte, welche ihm Widerspruch zu erwecken geeignet scheinen, näher einzugehen. Gegen die Bezeichnung der ersten Periode als pelasgischer liessen sich zwar manche Bedenken geltend machen, allein er verkenne nicht, dass es eines Namens bedürfe, um diejenige Entwickelungsstufe zu bezeichnen, welche der speciell hellenischen unmittelbar vorhergieng und den Griechen mit ihrer nächsten verwandtschaftlichen Umgebung gemeinsam sein mochte, und dass gegen jeden andern Namen vielleicht ähnliche Bedenken vorgebracht werden könnten. Allein auf éinen Mangel der Darstellung glaube er schon jetzt die Aufmerksamkeit der Versammlung lenken zu müssen. Dieser scheine ihm darin zu liegen, dass eine Periode, und zwar, wie er glaube, eine der allerwichtigsten, entweder ganz übergangen oder auf eine ihrer Bedeutung ganz widersprechende Weise in eine andere eingeschachtelt sei. Es sei dies die Periode der religiösen Entwicklung, welche die Griechen mit den stammverwandten Völkern in ihren Ursitzen gemeinschaftlich durchgemacht haben: die Periode, die wir mit demselben Namen

wie den gemeinschaftlichen Sprachstamm, als die indogermanische bezeichnen mögen. Es sei mit der grössten Schwierigkeit verbunden, ja eigentlich völlig unmöglich, dasjenige mit einiger Sicherheit auszuscheiden, was der Periode zuzusprechen sei, die Hr. Prof. Stark als die pelasgische bezeichnet, ehe dasjenige bestimmt sei, was der vorhergegangenen indogermanischen angehöre. Die erste Frage, die sich eine geschichtliche Bearbeitung der griechischen Religion vorzulegen habe, sei demnach: 'was haben die Griechen aus jener den indogermanischen Völkern gemeinsamen religiösen Entwicklung in ihre neue Heimat mitgebracht, was hat sich davon in ihrer speciellen Entwicklung erhalten, rein oder mehr oder weniger modificiert?' Man würde sich sehr täuschen, wenn man glaube jener ältesten Entwicklung eine untergeordnete Stellung einräumen zu dürfen. Alles vielmehr — insbesondere die Vergleichung der ältesten Reste indogermanischer Poesie, der Veden — deute darauf hin, dass sie schon eine alle Seiten des religiösen Lebens umfassende, bestimmt geformte und fest ausgeprägte gewesen sei. Gleiche Götter, wie *Ζεύς* = dem vedischen *Dyaús*, *Οὐρανός* = dem vedischen *Varunas*; gleiche sollenne Anrufung *Ζεῦ πάτερ* = vedisch *Dyaúsh pitar* = lat. *Juppiter*; gleiche Bezeichnungen derselben, wie z. B. als *δωτῆρες ἐάων*, gerade wie sich der höchste Gott des Zend Avesta *dâta vaêhvãm* = *δωτὴρ ἐάων* 'Geber der Güter' nennt, als *μάκαρ*, gerade wie das etymologisch ganz gleiche *maghavan* — was ich hier nicht ausführen kann*) — auch in den Veden als Götterbeiname hervortritt; gleiche Epitheta, wie z. B. *sthâtar* in den Veden als Epitheton des Indra, welcher ursprünglich mit dem *Dyaúsh pitar* identisch ist, gerade wie bei den Römern das entsprechende *stator* als das des *Juppiter* erscheint; gleiche Formeln, wie ved. *râtam astu* = lat. *ratum esto;* gleiche Namen des die Götter feiernden Preisgesangs *ὕμνο* = ved. *sumna* — lauter Zusammenstellungen, deren Richtigkeit auf der Hand liege und keines weitläuftigen Beweises bedürfe. Aehnliche liessen sich bei tieferem Eingehen in Fülle hinzufügen und würden die Behauptung bekräftigen, dass das ganze religiöse Leben schon in dieser letzterreichbaren Periode ein vollständig geordnetes gewesen sei. Diese Behauptung lasse sich aber sowohl aus der Sprache als aus andern Momenten für das gesammte Leben des noch ungetrennten indogermanischen Volkes überhaupt feststellen. Die Festigkeit und wesentliche Gleichmässigkeit in den sprachlichen Gestaltungen, die Gemeinsamkeit in staatlichen, rechtlichen und religiösen Anschauungen, in Sitten, Sagen und Gebräuchen, die theilweise bis in unsere Tage hineinreichen, legen ein unbezweifelbares Zeugnis dafür ab, dass der letzterreichbare Zustand der Indogermanen in ihrem Ursitz in gesellschaftlicher Beziehung ein bestimmt ausgeprägter und geordneter gewesen sei, so bestimmt, dass er auch nach der Trennung vom Urstock bei den einzelnen Völkern lange unversehrt erhalten bleiben konnte und erst nach und nach umgestaltet worden sei. Diesem gemäss sei jeder, der die Gesammtentwicklung eines zu diesem Stamme gehörigen Volkes, oder die einer in das Alterthum hinaufreichenden Seite bei einem derselben begreifen wolle, mit Nothwendigkeit darauf hingewiesen, zu erforschen und an die Spitze zu stellen,

---

*) Bei dem Abdruck erlaube ich mir diesen Mangel zu ergänzen: *gh* ist durch Uebergang in *h* (vgl. skr. *mah-ant* für *maghant* = griech. *μέγ-α*) eingebüsst, vgl. griech. *μάλα* für * *μαγαλα* = *μεγάλα*, Neutr. plur. in adverbialer Bedeutung, *ῥέα*, *ῥεῖα* für *ῥεγhεϝα* aus *ῥεghυ*, *ῥαghυ* = ved. *raghu*, gewöhnlich skr. *laghu* = lat. *levi* (s. in Kuhns Zeitschrift f. vgl. Spr. IX 98); sanskritisches *v* ist durch griechisches *κ* repräsentiert, wie z. B. in *πέφυκα*, *-κε* = skr. *babhûva;* das themaauslautende *n* ist in *ρ* übergegangen, wie auch im Sanskrit und sonst so oft, vgl. z. B. *πιον* = skr. *pîvan*, Fem. *pîvarî* = *πίειρα* für *πιϝέρι-α*. — Die Bedeutung ist 'mächtig'.

was in dieser Beziehung aus jener der Forschung letzterreichbaren Periode gerettet und als Grundlage der speciellen Entwicklung bewahrt sei.

Prof. **Stark** entgegnet, der gerügte Mangel könne ihm nicht zugeschrieben werden. Er habe ausdrücklich bei den beiden Grundfragen in Bezug auf die griechische Religion auf den gemeinsamen indogermanischen Ursprung hingewiesen, wie darauf, dass die religiöse Gemeinsamkeit ebenso gut stattgefunden habe wie Gemeinsamkeit der Sprachen; aber indem er dies voraussetze und vollständig anerkenne, habe er für seinen Zweck da begonnen, wo mit diesem Erbtheil der indogermanischen Völker ein reges Volksleben auf griechischem Boden beginne.

Der **Präsident** erklärt die Discussion für geschlossen. Der noch auf der heutigen Tagesordnung stehende Vortrag von Dr. **Emil Müller** musste auf morgen verschoben werden; ausserdem genehmigte die Versammlung noch den Vorschlag des Vorsitzenden, dass morgen unmittelbar vor der Fahrt nach Aschaffenburg Professor W. **Rein** aus Eisenach den von ihm angebotenen Vortrag (s. oben S. 30) über das römische Haus halten möchte. Schluss der zweiten öffentlichen Sitzung.

Dritte allgemeine Sitzung.

Donnerstag den 26. September Morgens 10 Uhr. Eröffnung derselben durch den Präsidenten mit einigen Mittheilungen in Betreff des auf heute Nachmittag anberaumten Ausflugs nach Aschaffenburg zur Besichtigung des Pompejanums Sr. Majestät des Königs Ludwig von Bayern. Daran knüpfte der Vorsitzende die Ankündigung der von den Vorständen der Alterthums-Museen in Mainz und Wiesbaden in zuvorkommender Weise ergangenen Anerbietungen, nach dem Schluss der Versammlung am nächsten Samstag für Mitglieder derselben die genannten Museen zur Besichtigung offen zu halten.

Nachdem hierauf der Vorsitzende die an die Versammlung ihm aufgetragenen Grüsse von dem greisen Dichter Friedrich Rückert in Neuses bei Coburg und von Professor Dr. Haase in Breslau ausgerichtet hatte, erstattete Gymnasialdirector Dr. Eckstein aus Halle den Commissionsbericht über die Wahl des Ortes für die nächste Versammlung. Die Commission schlage Augsburg vor, und auf telegraphische Anfrage sei von dort aus auch bereits die Antwort erfolgt, dass die Versammlung daselbst im nächsten Jahre willkommen sein werde. Dagegen erhob sich Dr. Ascherson aus Berlin und sprach im Interesse der in den nördlichen und östlichen Provinzen des preussischen Staats wohnenden Gymnasiallehrer den Wunsch aus, dass eine diesen näher gelegene Stadt, etwa Halle, für die nächstjährige Versammlung gewählt werden möchte. Director Eckstein beharrte auf dem Vorschlag der Commission, und dieser wurde bei der darüber vorgenommenen Abstimmung von der Versammlung gegen eine Stimme angenommen. *) Auch der weitere Vorschlag, den Studienrector Dr. Mezger in Augsburg zum Präsidenten und den Professor Dr. Halm in München zum Vicepräsidenten der nächstjährigen Versammlung zu erwählen, wurde genehmigt.

Sodann berichtete Director Eckstein weiter im Namen der Commission über den oben S. 30 erwähnten Antrag auf Bildung einer germanistischen Section. Die Commission habe

---

*) Von Dr. Ascherson ist hierauf folgende Erklärung zu Protokoll gegeben worden:

Als gestern auf die Frage unseres hochverehrten Herrn Präsidenten, ob jemand etwas gegen den Antrag der Commission für die Wahl des Ortes der nächsten Versammlung einzuwenden habe, ich mich erhob und zum Worte aufgefordert wurde, wollte ich nicht unterlassen, ein Interesse zu vertreten, das mir in Berlin dringend ans Herz gelegt worden war. Nachdem der Wunsch meiner Auftraggeber ausgesprochen war, wollte ich die beschränkte Zeit der gestrigen Versammlung nicht für Besprechung untergeordneter Einzelheiten beanspruchen, muss aber jetzt bemerken, dass diejenigen Anstalten des Ostens, in denen nach des hochverehrten Herrn Director Eckstein Mittheilung die Michaelisferien erst am 8. October beginnen, ausser meinem Gesichtskreise liegen. In der Provinz Brandenburg pflegen die Ferien zu dieser Zeit aufzuhören, und können die Gymnasiallehrer daher an Versammlungen in den letzten Tagen des Septembers theilnehmen, selten oder nie dagegen in den ersten Tagen der vierten Septemberwoche. Indem ich den Beschluss der hochansehnlichen Versammlung geziemend verehre, bleibt es meinen Auftraggebern vorbehalten, ihr berechtigtes Interesse auf der Augsburger Versammlung in geeigneter Weise wahrzunehmen.

Frankfurt, 27. September 1861.

Ferdinand Ascherson.

sich dafür entschieden, diesen Antrag der Versammlung zur Annahme zu empfehlen, und drei ihrer Mitglieder, Professor Dr. Rudolf von Raumer aus Erlangen, Regierungsrath Dr. Firnhaber aus Wiesbaden und den Berichterstatter ersucht, eine darauf bezügliche Geschäftsordnung zu entwerfen und nächstes Jahr in Augsburg der Versammlung vorzulegen. Auch dieser Vorschlag wurde allseitig genehmigt.

Professor Dr. Vischer aus Basel empfahl die von ihm in Verein mit mehreren Schweizer Collegen (Ribbeck in Basel, Köchly in Zürich, Hunziker in Aarau, Gehrig in Luzern) seit Anfang des Jahres herausgegebene Zeitschrift 'neues Schweizerisches Museum', welche der Vertretung der humanistischen Studien und des Gymnasialwesens in der Schweiz gewidmet sei, in kurzer Ansprache der Theilnahme der Versammlung.

Die Tagesordnung für die dritte und die letzte allgemeine Sitzung wurde dahin festgesetzt, dass heute wegen der beschränkten Zeit nur die Vorträge der Herren Emil Müller und W. Rein gehalten werden sollten. Professor Bachofen aus Basel hatte den von ihm angebotenen Vortrag (über die Lykier) zurückgezogen*); es blieben also für die Schluss-Sitzung noch übrig die der Herren Keck, Linker und Leo Meyer (oben S. 7) sowie der Herren Düntzer und Menn (oben S. 30).

Demgemäss begann nun Dr. Emil Müller aus Leipzig seinen Vortrag

über das älteste römisch-karthagische Bündnis.

Es ist an die historisch-philologische Kritik unserer Tage wol mitunter die Forderung ergangen, sie möge eine ihrer nächsten Aufgaben darin erkennen, einmal kritische Musterung zu halten unter den Ergebnissen der Kritik der letzten Generationen, um den aus dem Altertum erhaltenen Stoff von so mancher falschen Hypothese zu befreien, welche die Verwirrung des Gegebenen, statt sie zu klären, nur gesteigert habe, und um dieses oder jenes vorschnelle Verdammungsurteil zu revidieren, wodurch auch manches echte und kostbare Stück der Ueberlieferung, zum Schaden unserer Erkenntnis, aus der Reihe der Quellen verbannt worden sei. So reiche Früchte nun auch der Wissenschaft ein solches Unternehmen tragen könnte, so ist doch für den einzelnen Forscher die Aufgabe, einen eingewurzelten kritischen Irtum anzugreifen, oft weder leicht noch dankbar. Solche kritische Vorurteile pflegen die ganze Stärke einer zum Dogma gewordenen Ketzerei zu besitzen. Sie verbinden mit dem Ansehen einer überlieferten den Reiz einer entdeckten Wahrheit, und wer sie bestreitet, den trifft zu gleicher Zeit der Unwille welcher eigensinniger Neuerung, und die Geringschätzung welche blinder Altgläubigkeit zu Teil zu werden pflegt. Es geht ihm wie dem Juden der einen Christen, oder dem Christen der einen Muselmann zu bekehren unternimmt; ist es doch ein 'überwundener Standpunkt' auf den er die gelehrte Welt zurückführen möchte; so zuckt man die Achseln und lässt ihn gehen.

Ich habe mir für den gegenwärtigen Vortrag eine andere und (wie ich hoffe) leichtere Aufgabe gestellt: die Bekämpfung einer kritischen Meinung über einen hochwichtigen Punkt der älteren Geschichte Roms, die sich zum Dogma zu erheben eben erst Miene macht. Es ist dies die zuerst im vorigen Jahrhundert von dem Engländer Hook aufgestellte, später von unserem Landsmann Kobbe wiederholte, vor zwei Jahren aber aufs neue, mit der entschie-

*) Derselbe ist inzwischen im Druck erschienen unter dem Titel: 'das Lykische Volk und seine Bedeutung für die Entwicklung des Alterthums'. (Freiburg im Br. 1862. 8).

densten Zuversicht und unter dem Beifall anderer Historiker, von Theodor Mommsen vorgetragene Ansicht, dass der älteste römisch-karthagische Freundschafts- und Handelsvertrag, dessen wesentlichen Inhalt uns Polybius nach der römischen Originalurkunde in Uebersetzung erhalten hat, nicht wie Polybius selber angibt, im ersten Jahre der römischen Republik, sondern 160 Jahre später — im Zeitalter des Demosthenes und des olynthischen Krieges, statt im Zeitalter des Darius Hystaspis und Kleisthenes geschlossen worden sei.

Es ist im 3n Buche, im 21n bis 30n Kapitel seiner Geschichte, wo Polybius die zwischen Rom und Karthago bis zum Ausbruch des saguntinischen Krieges geschlossenen Verträge mitteilt, um an der Hand dieser Urkunden die wechselnde Rechtslage zwischen beiden Staaten zu erläutern und die Frage zu entscheiden, wer in den verschiedenen Phasen des grossen Kampfes vom Uebergang der Römer nach Messana bis zur Belagerung von Sagunt herab als der Friedensbrecher und Angreifer erscheine. Zuerst handelt es sich darum, welchem Volke die Urheberschaft des ersten punischen Krieges zur Last und Schuld falle, und hier tritt Polybius der Darstellung des Agrigentiners Philinus entgegen, nach welcher die Römer durch ihren Uebergang über die Meerenge von Messana ein mit Karthago bestehendes vertragsmässiges Abkommen gebrochen hätten, wodurch den Karthagern jede Einmischung in Italien, den Römern jede Einmischung in Sicilien untersagt gewesen wäre. Indem Polybius zu diesem Zwecke die drei bis zum Ausbruch des ersten punischen Krieges zwischen Rom und Karthago geschlossenen Staatsverträge ihrem Hauptinhalte nach mitteilt und erläutert, gelangt er zu dem Ergebnis, dass Philinus Behauptung in den Urkunden keinerlei Stütze finde, vielmehr durch dieselben widerlegt werde; denn in allen jenen drei Verträgen, welche er aus den authentischen Quellen, den im Aedilenarchiv beim capitolinischen Jupiter aufbewahrten Erztafeln, wiedergibt, stipuliert Karthago zwar für Libyen und Sardinien, für Sicilien aber ausdrücklich nur 'soweit dasselbe unter karthagischer Herschaft steht', während Rom in denselben zwar als Gebieterin von Latium, keineswegs aber als Herrin von Italien anerkannt ist. Den Zeitpunkt des Abschlusses aber bestimmt der Historiker für den letzten der drei Verträge ohne Jahresangabe dahin, dass er zur Zeit von Pyrrhus Expedition gegen Italien geschlossen sei; für den mittlern bestimmt er gar keine Zeit; von dem ersten endlich sagt er, derselbe sei geschlossen zur Zeit der Consuln L. Brutus und M. Horatius, der ersten Consuln nach Vertreibung der Könige, von welchen auch der Tempel des capitolinischen Jupiter geweiht worden sei, 28 Jahre vor Xerxes Zug gegen Griechenland.

Diese von Polybius gewählte Art der Bezeichnung des ersten consularischen Jahres ist es vornehmlich gewesen, die bei modernen Historikern Anstoss und Anlass zur Verwerfung der Jahresbestimmung selbst gegeben hat, und zwar ist die merkwürdige Erscheinung eingetreten, dass sich in diesem Verwerfungsurteil Vertreter jener beiden entgegenstehenden Hauptrichtungen unserer Geschichtsforschung begegnet sind, welche man die conservativgläubige und die kritisch-revolutionäre nennen kann.

Nach der übereinstimmenden Angabe aller alten Historiker ausser Polybius waren die ersten Consuln nicht L. Brutus und M. Horatius, sondern L. Junius Brutus und L. Tarquinius Collatinus; den capitolinischen Tempel weiheten nicht Brutus und Horatius, sondern Horatius allein, dessen College P. Valerius Poplicola war; Brutus und Horatius waren überhaupt niemals Collegen, sondern Horatius war Ersatzmann, nach der gewöhnlichen Angabe sogar erst zweiter Ersatzmann, für den verstorbenen Brutus. So scheint des Polybius Datierung

unvereinbar mit den Consularfasten, und wer die Unantastbarkeit der Fasten verteidigt, scheint mit Kobbe jene Datierung verwerfen zu müssen. Wer umgekehrt die Consularfasten und die daran geknüpfte Geschichtserzählung für unzuverlässig hält, dem mag zwar einerseits (und so beurteilten Niebuhr und Schwegler die Sache) das Consulnpaar Brutus und Horatius (sofern dasselbe aus der Urkunde selbst geschöpft scheint) als urkundlicher Beweis für die Unzuverlässigkeit der Fasten, und um deswillen die Urkunde als doppelt unschätzbar gelten; dennoch kann anderseits durch das Polybianische Datum die conventionelle Geschichte doch auch wieder in bedenklicher Weise bestätigt scheinen: denn auch nach den Fasten waren ja Brutus und Horatius beide wenigstens Consuln im ersten Jahre der Republik, und die Tempelweihe, welche auch die gemeine Tradition in dieses Jahr setzt, knüpft sich an Horatius ebenso, wie an Brutus die Vertreibung der Könige. Dies ist die Seite von welcher Mommsen die Sache angesehen hat. Dieser Forscher geht von der sehr scheinbaren Annahme aus, dass der alten römischen Aera von Vertreibung der Könige die noch ältere von der Weihe des capitolinischen Tempels (welche nach der conventionellen Geschichte von jener nicht verschieden ist) zu Grunde liege, dass die Epoche der Tempelweihe den ursprünglichen und wahren Anfang der Consularfasten gebildet, die Epoche der Vertreibung der Könige aber ursprünglich mit der Tempelweihe so wenig wie mit den Fasten etwas zu schaffen gehabt habe. So muss ihm freilich eine Angabe anstössig sein, welche in den Personen des Brutus und Horatius die Repräsentanten beider Epochen, und damit die Epochen selbst, in noch unmittelbarere Verbindung bringt, als es in unseren Fasten geschieht.

Es wird gestattet sein, diese Betrachtung als das für Mommsens Kritik eigentlich entscheidende Moment anzusehen, wiewol dasselbe in der Abhandlung, welche Mommsen am Schlusse seiner römischen Chronologie dem Gegenstand gewidmet hat, ein wenig Versteckens spielt, und eigentlich erst zum Vorschein kommt, nachdem durch zwei oder drei andere Gründe die Streitfrage bereits entschieden worden ist. Indessen passt es auch für meinen Zweck, von dem Verhältnis der Polybianischen Jahresbezeichnung zu den überlieferten Consularfasten erst hernach zu reden und zunächst die übrigen Argumente des Kritikers zu prüfen — soweit dieses nämlich notwendig scheint; denn einige derselben sind in der That so beschaffen, dass man wol ohne Schaden darüber hinweggehen darf: so vornehmlich die Bemerkung, dass 'es zwar sehr erfreulich sein würde, einem Actenstück aus der Sagenzeit zu begegnen, dass aber eben darum eine solche Begegnung wenig wahrscheinlich' sei. Denn wer sich erinnert, dass das capitolinische Archiv, wo die drei Erztafeln lagen, der Zerstörung des gallischen Brandes (Dank den Gänsen der Juno!) glücklich entgangen war, — dass auch sonst selbst die Zeit von Cicero und Augustus noch eine recht hübsche Reihe von Actenstücken aus den ersten Generationen der Republik und den zwei letzten Königsregierungen besass, von deren Inhalt uns nur leider Livius und Dionysius, aus Mangel an Interesse für die urkundliche Grundlage der Geschichtsforschung, nicht wie Polybius von seinen karthagischen Verträgen, Abschriften oder Auszüge erhalten haben, — dass endlich Mommsen selbst so wenig Neigung verrät, etwa die ältesten jener Urkunden für Fälschungen einer späten Zeit zu halten, dass er vielmehr éine derselben, den gabinischen Vertrag des Tarquinius Superbus, in eine Zeit noch tieferen Sagendunkels zurückzuschieben vorgeschlagen hat, — wer sich dieser Umstände erinnert, der wird jenen kritischen Ausfall gegen des Polybius Angabe kaum für etwas anderes als für einen kritischen Fechterstreich ansehen können.

Ernste Erwägung dagegen fordert ein anderes Argument, welches sich auf die Nachrichten

des Livius und Dionysius über die römisch-karthagischen Bündnisse stützt, Nachrichten die von des Polybius Angabe in zwiefacher Beziehung abweichen.

Livius erwähnt keines im ersten Jahre der Republik geschlossenen karthagischen Vertrags, aber er zählt dennoch aus der Zeit vor dem ersten punischen Kriege solcher Verträge, gerade wie Polybius, drei auf, einen aus dem Jahre 348 v. Chr., einen weitern aus 306 v. Chr., und einen dritten aus dem Pyrrhischen Kriege 279 v. Chr., welcher letztere unstreitig der dritte des Polybius ist. Diodor sodann erwähnt wie Livius eines Vertrags von 348 v. Chr. und bezeichnet diesen ausdrücklich als den ersten Vertrag, welchen Rom mit Karthago geschlossen habe; und auch Dionysius stimmt damit insofern überein, als er in seiner Darstellung der Anfänge der Republik eines karthagischen Vertrages nicht gedenkt. Folglich, so wird mit gutem Fug geschlossen, die alten römischen Annalisten, welche jenen Historikern den Stoff lieferten, insonderheit der älteste derselben, Fabius, wussten nichts von einem karthagischen Vertrag aus Brutus Zeit, ihnen galt vielmehr als der älteste der vom Jahr 348. Dennoch kennen auch sie drei Verträge vor dem ersten punischen Kriege, genau so viele wie aus dieser Zeit nach des Polybius Zeugnis Vertragsurkunden im Archiv waren. Was also scheint natürlicher als die Folgerung, dass diese drei Urkunden zu jenen drei Vertragsschlüssen gehören, dass die älteste die von 348, die zweite die von 306, die dritte die von 279 sei? — In der That, die Folgerung wäre höchst verlockend, wenn nur nicht die gewichtige Autorität des Polybius ausdrücklich ein anderes lehrte! Hören wir also wie Mommsen mit diesem Hindernis fertig wird. Sein Verfahren ist einfach und rasch: 'die Darstellung bei Diodor oder Fabius verdient den Vorzug vor der des Polybius, weil sie die älteren Zeugen für sich hat.'

Es ist nicht erforderlich, die Frage hier zu erörtern, ob in Beziehung auf die Geschichte des ältesten Rom unter den römischen Historikern und Altertumsforschern im allgemeinen den älteren oder den jüngeren Generationen die grössere Glaubwürdigkeit zuzuerkennen sei. Man mag hierüber streiten; kaum aber scheint doch ein Streit darüber erlaubt, dass in unserem Falle die jüngere Darstellung es ist, welche, soweit es auf Autorität ankommt, gegenüber der ältern das entschiedenste Uebergewicht behauptet. Fabius, der Vertreter der ersten Anfänge der römischen Geschichtschreibung, dem eigentliche Quellenforschung, zumal Denkmälerforschung, noch fern lag, soll, weil er 60 oder 70 Jahre älter war, die Autorität des Polybius niederschlagen, des gewiegten Meisters der reifsten kritisch-pragmatischen Geschichtschreibung der Griechen, der an kritischem Blick und Bestreben jenen weit überragt, und der, wenn je irgend ein antiker Historiker, seine Darstellung recht eigentlich auf Erforschung der ersten Quellen gegründet hat. Alle die zahlreichen Staatsverträge, welche Polybius im Verlaufe seines Werks zum Teil wörtlich anführt, müssen ihm im Original oder in Abschrift vorgelegen haben; die umständliche Darstellung der Verhandlungen des römischen Senats mit Gesandtschaften fremder Staaten, die wir teils bei Polybius, teils aus ihm bei Livius lesen, können aus keiner andern Quelle als aus dem Studium der Senatsacten geflossen sein; kostbare Denkmälerinschriften hat er in entlegenen Winkeln Italiens für die Geschichte entdeckt, hat nach Gefechtsberichten griechischer Nauarchen fremde Archive durchstöbert, und selbst für die Gründung Roms, deren Zeitpunkt er beiläufig anzugeben hatte, statt gemeiner Meinung zu folgen, nach urkundlicher Gewähr gesucht. Und gerade diejenige Episode des Polybianischen Werks, die über die karthagischen Verträge handelt, ist ausgesprochenermassen gegründet auf Urkunden des römischen Archivs, ja der Historiker bemerkt obendrein ausdrücklich, dass diese Urkunden bis zu seiner Zeit unbekannt, und dass

die Aufschlüsse, die sie gaben, neue Aufschlüsse waren! Also Polybius sagt uns: 'die Thatsachen, die ich mitteile, sind aus neu entdeckten Urkunden geschöpft und waren meinen Vorgängern unbekannt', und wir antworten ihm: 'eben darum sind deine Thatsachen unwahr, denn deine Vorgänger schrieben früher als du, und den älteren Zeugen muss man mehr glauben als den jüngeren.' Gerade in unserem Fall erscheint ein solches Argumentieren als ganz besonders unerlaubt. Denn indem wir in Beziehung auf den Zeitpunkt des ersten Bündnisses die Polybianische Angabe derjenigen der alten Annalisten vorziehen, brauchen wir darum doch weder die Glaubwürdigkeit der letzteren noch die Richtigkeit der ihrer Darstellung zu Grunde liegenden Quellendaten zu leugnen. Denn Polybius widerspricht ihnen nicht, er vervollständigt sie nur. Fabius fand in den Chroniken, aus denen er schöpfte, zuerst im Jahr 348 einen karthagischen Vertrag angemerkt, und zog daraus den ganz erlaubten Schluss, dieser Vertrag sei der erste seiner Art gewesen; wie aber sollten wir deshalb das höhere Alter eines urkundlich erhaltenen Vertrags ableugnen, über welchen in den Chroniken nichts aufgezeichnet stand?

Doch die Gegner der Polybianischen Darstellung verweisen uns auf den zweiten Differenzpunkt, der zwischen dieser und den Angaben der Annalisten obwaltet, wo umgekehrt eine positive Nachricht der Annalisten dem Schweigen des Polybius und seiner archivalischen Quellen entgegensteht. Die Annalisten nennen aus dem 4n Jahrhundert zwei Vertragsschlüsse, von 348 und von 306; nach Polybius dagegen kann in diese Zeit nur éin Vertrag, die mittlere seiner drei Urkunden, fallen. Man könnte sich versucht fühlen, auch hier der redenden Autorität vor der des Schweigens den Vorzug zu geben. Eine der zwei Vertragsurkunden des 4n Jahrhunderts, am wahrscheinlichsten die von 306, könnte verloren gewesen, oder sie könnte der Nachforschung, welche die andere ans Licht förderte, entgangen sein. So wenig befremdlich aber ein solcher Zufall sein würde, so ist es doch ganz ebenso möglich, dass Livius Angabe über den Vertragsschluss von 306 auf einem Irrtum beruht. 'Mit den Karthagern' — so erzählt Livius die Sache — 'ward in diesem Jahre das Bündnis erneuert, und ihre Gesandten, die zu diesem Zwecke nach Rom gekommen waren, wurden freundlich aufgenommen und mit Geschenken entlassen.' War eine karthagische Gesandtschaft zur Auffrischung der Freundschaft in Rom erschienen, und war ihr eine günstige Aufnahme zu Teil geworden, so konnte daraus in ungenauer Darstellung gar leicht eine Erneuerung des Bündnisses werden. Aber selbst ohne auch nur eine so geringe Ungenauigkeit bei Livius anzunehmen, lässt sich die Darstellung des Polybius aufrecht halten. Das Bündnis von 279 war, wie wir aus Polybius wissen, eine Wiederholung des bestehenden Freundschafts- und Handelsvertrags, nur mit einem Zusatzartikel, welcher Präliminarien eines Kriegsbundes gegen Pyrrhus enthielt. Wie also 279 das Bündnis von 348 mit einem Zusatz erneuert ward, so kann es 306 ohne Zusatz erneuert, d. h. einfach neu beschworen worden sein. Nichts ist in der Staatengeschichte des Altertums häufiger als solche eidliche Erneuerungen bestehender Verträge. Es gab Verträge, in denen alljährliche Wiederholung des Eidschwurs von vorn herein ausbedungen war. Aber auch sonst pflegte man ausserordentlicher Weise die Eide neu auszutauschen, in grossen Krisen der Weltpolitik oder nach Beendigung derselben, wenn Umstände eingetreten waren, welche die politische Lage oder das Machtverhältnis der verbündeten Staaten umzugestalten, die rechtliche oder thatsächliche Geltung des bestehenden Vertrags und damit das gute Einvernehmen der Parteien zu gefährden drohten, ohne dass doch dieselben aufgehört hatten, Werth auf die Fortdauer dieses Einvernehmens zu legen — kurz unter Umständen wie sie

11*

für Rom und Karthago im Jahre 306 obwalteten, da Karthago so eben die furchtbare Krisis des Agathokleischen Krieges überstanden hatte, während die Römer in dem Riesenkampfe gegen die vereinigten Völker Mittelitaliens bereits die entschiedene Oberhand und damit das Uebergewicht in ganz Italien zu gewinnen im Begriffe waren. Die Karthager, nachdem sie mit Agathokles Frieden geschlossen, boten in Rom eidliche Erneuerung des noch zu Recht bestehenden Bündnisses von 348 an, dessen Bedingungen von ihnen dictiert waren, und Rom, noch immer mit den Resten des grossen Samnitenkriegs und mit einem neuen Aufstand der Herniker beschäftigt, wagte nicht nein zu sagen.

Unsere Entscheidung des Widerstreits zwischen den Annalisten und Polybius gründete sich teils auf die höhere Autorität, welche dem letztern an sich selbst gebührt, teils auf die Voraussetzung, dass seine Darstellung aus den Urkunden des Archivs geschöpft sei. Indessen eben diese Voraussetzung wird bestritten, sie soll wenigstens nicht im vollen Umfang gelten, der archivalische Ursprung der Polybianischen Angaben soll nur ein mittelbarer sein. Polybius sagt nicht ausdrücklich, dass er die Erztafeln des Archivs mit eignen Augen gesehen habe, folglich (so wird eingewandt) lässt sich annehmen dass er sie nicht gesehen, sondern ihren Inhalt wie seine erläuternden Bemerkungen irgend einem römischen Buche, etwa den Origines des Cato, auf Treue und Glauben entnommen hat. Aber gegen eine solche Annahme spricht, wie die innere Wahrscheinlichkeit der Sache, so der Ton in welchem der Historiker sich über den Gegenstand äussert, und der ganze Eindruck seiner Darstellung. Polybius war weder so bequem und leichtfertig, noch war er unselbständig genug, um in einer Steitfrage, in der er eine quellenmässige Entscheidung zu geben unternommen hatte, sich blindlings der Meinung irgend eines römischen Schriftstellers unterzuordnen, und am wenigsten war er der Windbeutelei fähig, sich Philinus gegenüber voll stolzen Nachdrucks und ohne die Nennung eines Gewährsmanns auf die 'beim capitolinischen Jupiter noch vorhandenen Erztafeln' zu berufen, wenn er diese Tafeln nie mit Augen gesehen, sondern alles was er davon wusste aus einem römischen Buche abgeschrieben hatte. Es mag richtig sein, dass der Entdecker der Tafeln Cato war, ja es scheint sogar, dass auch dieser, gestützt auf die Urkunden, ebenso wie Polybius, und an der gleichen Stelle seines Geschichtswerks, nämlich vor dem Anfang des zweiten punischen Kriegs, die bis dahin zwischen beiden Staaten bestandenen Rechtsverhältnisse im Zusammenhang erörtert hatte, und Polybius mag diese Erörterung gekannt haben; dennoch ist er von derselben nicht abhängig: die sechs Vertragsbrüche, welche Cato den Karthagern aufrechnete, lassen sich aus Polybius nicht herausbringen. 'Bis zu meiner Zeit' sagt Polybius 'waren die Urkunden selbst den ältesten und in den öffentlichen Angelegenheiten am meisten bewanderten Männern unter Römern wie Karthagern unbekannt'; ihre Entdeckung also machte Aufsehen und ward ein Gegenstand des Gesprächs unter Römern wie Karthagern. Sicherlich werden sie unter diesen Umständen auch von anderen als dem Entdecker in Augenschein genommen worden sein, und dass Polybius, welcher ein wichtiges Kapitel seines Werks darauf zu gründen hatte, und der namentlich der ältesten Urkunde, gewis gerade wegen ihrer Altertümlichkeit, ein unverkennbares lebhaftes Interesse widmete — dass er es unterlassen haben sollte, sich um die eigne Einsicht der Urkunden zu bemühen, wäre eben so unbegreiflich, als weshalb wol dem Freunde des Scipio diese Einsicht verwehrt worden sein sollte. In einem Stücke freilich konnte Polybius römischer Autoritäten nicht entraten: in Beziehung auf den Wortverstand, die Sprache. Er selber deutet an, er habe sich den Inhalt der ältesten Urkunde von sachverständigen Römern übersetzen lassen; aber

eben dies beweist nur um so deutlicher, dass er die Urkunde hatte, und dass er sie studierte.

Die ganze Frage, ob Polybius unmittelbar aus der Urkunde oder aus Cato schöpfte, ist im Grunde nur von untergeordnetem Belang; wir würden es eben, statt mit Polybius, mit Cato zu thun haben. Weit mehr Interesse hat der Einwand, dass gerade die éine Polybianische Angabe, welche den Kern der Frage bildet, seine Datierung des ersten Vertrags, nicht aus der Urkunde geschöpft zu sein brauche, ja nicht daraus geschöpft sein könne. Hier ist zunächst zu sagen, dass in einer Darstellung, die sich im ganzen auf Urkunden gründet, auch den einzelnen Teilen das Vorurteil urkundlicher Begründung doch allermindestens auf so lange zur Seite steht, als noch nicht einmal die Möglichkeit irgend eines andern Ursprungs dafür nachgewiesen ist. Dies aber ist nicht geschehen, und wird schwerlich geschehen: denn da — wie die Gegner selbst mit vollem Rechte behaupten — die chronistische und annalistische Tradition von einem Vertrag aus Brutus Zeit durchaus nichts wusste, so bleibt für Polybius Angabe keine andere Quelle übrig als seine neu erschlossene archivalische. Allerdings auch aus dieser Quelle könnte das Datum vielleicht bloss mittelbar, durch Schlüsse die einen Irrtum zulassen, entnommen worden sein, und wirklich war schon dasjenige, was Polybius uns von dem Inhalt der Urkunde mitteilt, ganz geeignet, ihn zu dem Schlusse zu führen, der Vertrag müsse sehr alt, älter als Coriolanus und die Schlacht am Regillus sein. Aber damit war noch kein bestimmtes Jahresdatum angezeigt, und es ist bisher weder der Nachweis gelungen, wie Polybius ein solches irriger Weise aus der Urkunde folgern konnte, noch lässt sich absehen, wie er es überhaupt daraus gewinnen konnte, wenn es nicht unmittelbar, durch den Namen des Consuls der den Vertrag geschlossen, darin gegeben war. Und dass dies sich wirklich so verhielt, dass die Urkunde nicht ohne den Namen des Consuls sein konnte, dies muss auch noch aus anderen Gründen mit Bestimmtheit behauptet werden. Zunächst haben wir mehrere Beispiele von römischen Bündnissen aus ältester wie aus späterer Zeit, in welchen der vollziehende höchste Magistrat genannt war, während für seine Verschweigung im gleichen Falle noch kein Beispiel hat nachgewiesen werden können. Ein Staatsvertrag, der sich inschriftlich erhalten hat, das im Jahre 105 v. Chr. geschlossene Bündnis mit Astypaläa, nennt die regierenden Consuln; in dem Bündnis mit Ardea aus dem Jahre 444 v. Chr. waren beide Consuln genannt; der Bundesvertrag mit den Latinern aus dem Jahre 493 v. Chr. nannte den Consul Sp. Cassius, der ihn geschlossen hatte. Auch von dem gabinischen Bündnis des Tarquinius Superbus und von dem latinischen Bundesvertrag des Servius Tullius, welche noch zu Dionysius Zeit vorhanden waren, wird angenommen und ist anzunehmen, dass beide Verträge den Namen des betreffenden Königs enthielten.

Schon die angeführten, vortrefflich bezeugten und nicht wegzudeutenden Beispiele widerlegen die Behauptung, die verschiedentlich, und noch ganz neuerdings wieder auf Grund missverständlicher Deutung einer Stelle des Livius (IX 5), ausgesprochen worden ist: in römischen Vertragsurkunden seien nicht die Consuln genannt worden, sondern lediglich die zwei Fetialen, welche bei dem Abschluss mitzuwirken pflegten, und denen allerdings die letzte Vollziehung, das *foedus ferire* oder *icere*, zukam, nämlich der *pater patratus*, der auf den von der Wachstafel verlesenen Vertrag im Namen des römischen Volkes die Schwurformel sprach und die Schwuropfer darbrachte, und der andere Fetial, der zuvor seinen Collegen durch Berührung mit dem heiligen Kraute erst zum *pater patratus* zu weihen hatte. Der *pater patratus* war nicht, wie man wol gemeint hat, in dem Sinne Stellvertreter des Consuls, dass sein Schwur

des Consuls Anwesenheit und Mitwirkung ausgeschlossen hätte; im Gegenteil, er setzte dieselbe voraus und erforderte sie. Von dem König oder Consul als dem *magister populi* lässt der Fetial, welcher den *pater patratus* creieren soll, sich zum Boten des römischen Volks ernennen, von ihm fordert er das heilige Kraut, dessen er zur Vollziehung der Weihe bedarf. So stellt Livius den Hergang beim albanischen Bündnis dar, bei welchem, wie neben dem römischen *pater patratus* König Tullus, so neben dem albanischen der Dictator von Alba gegenwärtig und thätig ist; und ebenso war das Verfahren bei dem einzigen historischen Vertragsschluss, über dessen Förmlichkeiten wir einige nähere Kenntnis haben: bei dem Frieden welchen der ältere Scipio den Karthagern gab. Der Magistrat ist die Hauptperson, er ordnet die Ceremonie an, die in ihm ihren Ausgangspunkt hat. Der *pater patratus* ist ein Strohmann, seine Functionen sind bloss ceremonieller Natur, auf den Vertragsinhalt übt er nicht den mindesten Einfluss. Erst wenn die vom Consul entworfene und gutgeheissene Vertragsurkunde, aller Wahrscheinlichkeit nach bereits mit dem Namen des Consuls, fertig auf der Wachstafel steht, wird der *pater patratus* ernannt um sie zu beschwören. Es ändert nichts an der Sache, dass des Consuls Machtvollkommenheit, die Bedingungen festzustellen und den Auftrag zur Beschwörung zu erteilen, selbst bloss nach dem Beirat und Gutachten des Senats, ja später nur vermöge einer Specialvollmacht des Volkes ausgeübt werden durfte. So wenig der Consul der Zustimmung von Senat und Volk entraten kann, so wenig können Senat und Volk der Autorität des Magistrats entraten, welcher nach aussen wie gegenüber den einzelnen Bürgern die souveränen Gewalten vertritt und ihren Willen zum Ausdruck und zur Vollziehung bringt. Der den Frieden schliesst, *qui dat pacem*, ist nicht das nach Tribus versammelte Volk welches den Senat beauftragt über den Friedensschluss zu entscheiden, nicht der Senat welcher dem Proconsul die Feststellung der Bedingungen nach dem Gutachten seiner zehn Legaten überlässt, nicht der *pater patratus* der den Eid schwört und das Opferschwein mit dem Kiesel erschlägt — es ist der Proconsul Scipio selbst, von welchem der Fetial das heilige Weihekraut fordert, und welchem die Tribus das Geschäft des Friedensschlusses, das *pacem dare*, aufgetragen haben. Wie überhaupt in Rom keine Urkunde eines das Volk verpflichtenden Gesetzes oder Beschlusses ohne den Namen des Magistrats sein konnte, der, war er nun Consul, Prätor oder Volkstribun, den Beschluss durch seinen Antrag hervorgerufen und kraft seiner Amtsgewalt zu rechtlicher Vollziehung gebracht hat, so auch keine Urkunde eines Staatsvertrags; — mit éinem Worte: der Name des Consuls konnte in dem ersten karthagischen Bündnis nicht fehlen, weil in einem Contracte der Name des Contrahenten nicht fehlen kann; und da Polybius, der aus der Urkunde schöpfte, und dem für seine Jahresbestimmung eine andere Quelle als die Urkunde nicht zu Gebote stand, sie in das Jahr der Consuln L. Brutus und M. Horatius setzt, so folgt ebenso unabweisbar, dass er in der Urkunde diese beiden Namen, oder doch den éinen derselben gefunden hatte, wie dass die Urkunde nicht aus dem Jahre 348 stammen kann, in welchem M. Popillius Länas und M. Valerius Corvus Consuln waren.

Wir sind hier an dem Punkte angelangt, wo die Frage nach dem Verhältnis des Polybianischen Datums zu den Fasten an uns herantritt. Die Mehrzahl derer, welche dieselbe verhandelt haben, ist von der stillschweigenden Voraussetzung ausgegangen, als müssten, sofern überhaupt das Datum aus der Urkunde geschöpft sei, ebenso wie in dem Vertrag mit Ardea von 444, beide Consuln genannt gewesen sein. Gehen wir zunächst den Folgerungen nach, die sich unter dieser Voraussetzung aus der Urkunde ergeben. Ein Consulnpaar L. Brutus

und M. Horatius erscheint nicht in unserer Liste, folglich müsste diese Liste als in ihrem Anfang unzuverlässig angesehen werden — eine Notwendigkeit vor welcher die meisten heutigen Historiker gewis nicht sehr erschrecken würden. Dass jedoch das Collegium Brutus und Horatius gerade das erste der Republik gewesen sei, würde man gar nicht anzunehmen brauchen. Polybius und Cato mochten immerhin so urteilen, indem sie das Widersprechende in den Angaben der Fasten und der Urkunde übersahen, oder vielmehr notgedrungener Weise darüber hinwegsahen: denn wem wie ihnen das Fastenverzeichnis als urkundlich galt, dem ergab sich freilich die Notwendigkeit, in einem der Collegien der Fasten wol oder übel dasjenige der Urkunde wiederzufinden. Wer dagegen von der Zuverlässigkeit der Fasten überhaupt absähe, der würde der Angabe des Polybius, jene Consuln seien die ersten gewesen, nicht mehr historischen Werth beilegen als der Bemerkung desselben, dass auch die capitolinische Tempelweihe in jenes Jahr falle, oder gar der Ungenauigkeit (denn etwas anderes ist es nicht), womit er dies so ausdrückt, als sei die Weihe von beiden Consuln vollzogen worden.

Diese Betrachtung mindert einigermassen, beseitigt aber doch nicht völlig das Auffallende, was in der Verbindung der Namen Brutus und Horatius zu liegen scheint; denn allerdings könnte diese Zusammenstellung, und ganz besonders im ersten Jahre der Republik, den Verdacht der Absichtlichkeit erwecken. Je wahrscheinlicher es ist, dass in den Fasten die zwei suffecten Consuln Valerius und Horatius in das Jahr des Brutus und Collatinus eingeschwärzt worden sind, um Tempelweihe und Königsflucht zusammenzubringen, um so mehr könnte es befremden, dieses Arrangement durch eine Urkunde zugleich beschämt und überboten zu sehen, die das als volle authentische Thatsache erwiese, was durch jene Fiction nur notdürftig hatte erschlichen werden sollen: den Befreier der Stadt und den Vollzieher der Tempelweihe als Consuln éines Jahres, als Collegen! Indessen — der Zufall könnte einmal so gespielt, könnte jene zwei hervorragenden Männer des neu befreiten Rom wirklich in der Magistratur éines Jahres zusammengeführt und dann doch die Erinnerung an diese Amtsgemeinschaft der beiden Archegeten aus dem Gedächtnis des Volkes verlöscht haben; sicherlich würde solches anzunehmen noch weit minder bedenklich sein als diejenige Annahme, zu welcher Mommsen durch seine Verwerfung des Datums sich gedrängt sieht. Hatte Polybius (so meint Mommsen) sein Consulnpaar nicht aus der Urkunde, so muss er es aus den Fasten haben, folglich nannte die älteste Fastenredaction als Consuln des ersten Jahres Brutus und Horatius, die drei anderen aber, Collatinus, Poplicola und Lucretius, sind erst nach des Polybius Zeit 'in die Fasten hineingelogen'. Wäre dies so, unmöglich wäre jene Fastenversion so ganz, ohne irgend eine Spur in der Geschichtserzählung des ersten Jahres der Republik zu hinterlassen, verschwunden, unmöglich hätte aus ihr sich die andere bilden können, nach welcher Horatius, statt College, nur zweiter Ersatzmann des Brutus ist; endlich Livius, welcher in den ersten Büchern seines Werks vorzüglich auf Fabius als auf den ältesten Annalisten Rücksicht nimmt, wichtige Varianten aber anzumerken pflegt, würde nicht zu den Fasten des ersten Jahres nur die éine Variante haben, dass bei einigen alten Geschichtschreibern des Brutus erster Ersatzmann Sp. Lucretius fehle, welcher in der That in der gewöhnlichen Erzählung nur Consul wird, um sogleich zu sterben und dem Horatius Platz zu machen. Es kann hiernach keinem Zweifel unterliegen, dass mindestens die vier Consuln Brutus, Collatinus, Valerius, Horatius, sammt allen von ihren Namen unzertrennlichen Hauptpunkten der Geschichte des ersten Jahres, als Collatinus Verbannung, seine Ersetzung durch Valerius, der Tod des Brutus

als Feldherrn in der Schlacht, des Poplicola Alleinregierung und schliesslich die Ernennung des Horatius zu seinem Collegen, — dass diese Dinge sämmtlich bereits bei Fabius zu lesen standen.

Eben diese Gewisheit nun ist es die uns einen sehr einfachen Weg eröffnet, uns dem Dilemma, dass entweder in der Urkunde Brutus und Horatius als Collegen genannt sein müssen, oder das Polybianische Datum überhaupt nicht aus der Urkunde geflossen sein könne, gänzlich zu entziehen. In der Urkunde, so scheint es, fand Polybius den Namen éines der beiden Consuln die er nennt, sei es nun des L. Brutus, sei es des M. Horatius, und indem er hiernach den Vertrag in das erste Jahr der Republik setzte, begieng er in der Bezeichnung dieses Jahres die Ungenauigkeit, statt Brutus und Collatinus, Brutus und Horatius zu nennen. Kein Versehen ist leichter und häufiger, als zur Bezeichnung eines Jahres, für das die Fasten mehr als zwei Consuln geben, aus diesen statt des éinen der zwei ursprünglichen und eponymen einen der suffecten herauszugreifen; und bei keinem Schriftsteller ist dasselbe entschuldbarer als bei Polybius, der auf die Formalitäten der staatsrechtlichen Etikette Roms minder aufmerksam und ohnehin durchaus nicht gewohnt war, sich zur Jahresrechnung der römischen Consulnamen zu bedienen. Im vorliegenden Falle konnten überdies besondere Umstände seinem Irrtum oder seiner Ungenauigkeit zum Anlass dienen. Es ist möglich, dass er den Horatius eben deshalb nennt, weil dieser es war den die Urkunde nannte; aber auch im andern Falle konnte es ihm wichtig scheinen, den Vertreter der Epoche der capitolinischen Tempelära mit zu erwähnen. Endlich — und diese Annahme ist vielleicht die wahrscheinlichste von allen — wenn die Fasten des ersten Jahres zu Polybius Zeit, wie es scheint, den Namen Sp. Lucretius noch nicht enthielten, so stand Horatius als Ersatzmann für Brutus in der Liste gleich hinter diesem, und der griechische Geschichtschreiber glaubte das Richtige zu treffen, wenn er als die eponymen Consuln die zwei ersten der Liste nannte.

Die Annahme, dass Polybius in der Urkunde nur éinen seiner zwei Consuln gefunden hatte, entzieht dem Datum unleugbar einiges von seiner Sicherheit und Genauigkeit. Wenn es nämlich Horatius war den der Vertrag nannte, so könnte dieser wol eher dem dritten Jahre der Republik angehören, wo Horatius mit Valerius Consul war, als dem ersten, welchem ursprünglich beide fremd gewesen zu sein scheinen. Daran aber würde dennoch nicht zu zweifeln sein, dass dieser M. Horatius kein anderer als der Zeitgenosse des Brutus war, insbesondere nicht etwa der Kriegstribun von 378 v. Chr., oder gar der Consul von 449 v. Chr., der ein anderes Cognomen trägt. Denn auch wenn wir das Datum des Polybius gänzlich aus dem Spiele lassen, so genügt doch dasjenige was wir von ihm über Inhalt und Beschaffenheit der Urkunde hören, um die Ueberzeugung, dass dieselbe den ersten Jahren der Republik angehören müsse, zu begründen, und die von Kobbe und Mommsen vorgezogene Zeitbestimmung als unmöglich erscheinen zu lassen.

Vergleichen wir den ersten der drei Verträge des Polybius mit dem zweiten, und den zweiten mit dem dritten, so werden wir von vorn herein zu der Vermutung geführt, dass die Zwischenzeit zwischen dem ersten und zweiten eine weit grössere werde gewesen sein, als die zwischen dem zweiten und dritten. Der dritte ist eine Wiederholung des zweiten, mit Hinzufügung eines einzigen auf die Zeitumstände des Augenblicks bezüglichen Artikels. Der zweite zeigt gegen den ersten in Form und Inhalt, in fast allen seinen Bedingungen, eine Reihe der erheblichsten Abweichungen. Der erste Vertrag schrieb eine andere Schwurform vor als der zweite und dritte; er erlaubte den Römern im karthagischen Gebiet nur in Gegen-

wart eines Herolds und eines Schreibers Handelsgeschäfte abzuschliessen, die er dann unter die Bürgschaft des Staates stellte — gewis eine Bestimmung von altertümlichen Charakter. Er gestattete sodann den Römern den Handel in Sardinien und Libyen und die Schiffahrt diesseit des schönen Vorgebirges, wogegen der zweite wie der dritte Sardinien und Libyen mit Ausnahme der Stadt Karthago ihrem Handel verschliesst, und ihrer Schiffahrt ausser dem schönen Vorgebirge noch zwei neue Grenzpunkte setzt: Mastia und Tarsejum. Diese letztere Bestimmung fordert ein erklärendes Wort. Polybius erläutert, das schöne Vorgebirge, d. h. das Vorgebirge nördlich von Karthago (jetzt Cap Farina), habe die römische Schiffahrt nicht in der Richtung nach Osten, nach den Syrten hin, überschreiten sollen. Aber unverkennbar ist der Historiker hier in ein wunderliches Misverständnis verfallen; um nur éinen, den entscheidenden, Grund hervorzuheben, so wäre ja dadurch auch die Fahrt nach Karthago selbst verboten gewesen, die doch nach den übrigen Bestimmungen des Vertrags als erlaubt erscheint. Vielmehr soll das schöne Vorgebirge die W e s t grenze der römischen und latinischen Schiffahrt sein. Im westlichen Teile des Mittelmeers Schiffahrt und Handel zu monopolisieren, war von je her die Sorge Karthagos; vom Verkehr mit dem Eldorado Tartessus und den Küsten in der Nähe der Herculessäulen sollten Römer und Latiner ausgeschlossen sein: deshalb verbot ihnen der erste Vertrag, über das schöne Vorgebirge, und der zweite obendrein, über Mastia und Tarsejum hinauszufahren. Denn Mastia lag in Spanien, und Tarsejum wenigstens ebenfalls in der Nähe der Säulen. Im sechsten Jahrhundert v. Chr., zur Zeit des ersten Vertrags mit Rom, war der einzige Seeweg nach Tartessus der längs der Nordküste Libyens gewesen. Inzwischen aber war die phokäische Pflanzstadt Massalia mächtig aufgeblüht und hatte, nachdem sie zunächst die ligurische Küste unterworfen, allmählich, und unter harten Kämpfen mit der karthagischen Seemacht, auch die Ostküste Spaniens mit einem Netze von Colonien zu bedecken angefangen — Ansiedelungen deren Anlage wol ebenso wie die Gründung Sagunts durch Zakynthier und Rutuler von Ardea, nicht vor das 5e Jahrhundert v. Chr. fallen möchte. Hierdurch zuerst wurden diese Gestade der Schiffahrt der Griechen und der mit Massalia befreundeten Latiner und Römer eröffnet, und damit zugleich die Aussicht, auf dem neuen Seeweg von Norden her nach Tartessus vorzudringen. Aber die Karthager waren stark genug, dieser Ausbreitung der Griechen und Italiker wenigstens Grenzen zu setzen: sie eroberten und zerstörten Mänaka, die westlichste Phokäerstadt, und behaupteten die Südküste Spaniens bis ostwärts zu dem Vorgebirge, in dessen Nähe später Hasdrubal das neue Karthago gründete; und durch das zweite römische Bündnis wussten sie, wie früher der africanischen, so nun auch der spanischen Küstenschiffahrt der Latiner vertragsmässige Schranken zu ziehen. Der Name Mastia bezeichnet das Gebiet eines bedeutenden iberischen Volkes, der Mastianer oder Mastiener, deren Hecatäus und Polybius erwähnen. Wir dürfen dieselben wiedererkennen in dem Volke der Baster, Bastuler oder Bastetaner, welche nach Strabo das heutige Granada, Oberandalusien und einen Teil von Murcia bis nach Carthagena hin bewohnten. Tarsejum wird eine Oertlichkeit im Mastianergebiet, vielleicht eine phönicische Küstenstadt in der Gegend des spätern Neukarthago gewesen sein.

Nimmt man zu den so wesentlich vermehrten Einschränkungen, welche das zweite Bündnis den Römern auferlegte, noch hinzu, dass Karthago in dasselbe nicht bloss seine entlegene Mutterstadt Tyrus, sondern auch das unabhängige Utica einschloss, so wird man leicht zu der Folgerung gelangen, dass seit dem Abschluss des ersten Vertrags das Machtverhältnis zwischen Rom und Karthago sich bedeutend zu Gunsten Karthagos verändert hatte, und zwar durch einen positiven

Machtzuwachs Karthagos. Nun wird nicht leicht bestritten werden, dass die Herschaft dieser Stadt über die Küstenländer des westlichen Mittelmeeres in der Zwischenzeit zwischen 509 und 348 v. Chr. an Festigkeit und an Umfang sehr erheblich gewonnen hatte, während Roms Macht 348 ziemlich die gleiche wie 509 war. In dem kurzen Zeitraum von 348 bis 306 dagegen hatte gerade umgekehrt die Machtstellung Karthagos keine wesentliche Veränderung erfahren, Rom seinerseits aber hatte Campanien und Apulien erobert, und war im Verlauf eines Menschenalters zum Range einer Karthago ebenbürtigen Macht emporgestiegen.

Ganz besonders entscheidend endlich sind die Bestimmungen der Urkunden über Latium. In beiden Verträgen ist die Suprematie Roms über Latium anerkannt, Rom pactiert für die latinischen Städte als für seine Unterthanen. Für den Fall zwar, dass die eine oder andere dieser Städte in Zukunft sich einmal unbotmässig gegen Rom finden lassen sollte, räumen beide Urkunden den Karthagern einer solchen Stadt gegenüber das Recht der Selbsthülfe ein, jedoch mit der Einschränkung, dass dieselben nicht festen Fuss in Latium fassen und etwaige Eroberungen an Rom ausliefern sollen. Diese Bestimmung hatte offenbar aufgehört den Umständen angemessen zu sein, seit Rom im Besitz von ganz Campanien war. Sie vertrug sich übel mit der Würde und Bedeutung des römischen Staates; sollte sie aber einmal fortbestehen, so war sie vernünftiger Weise auf Campanien auszudehnen. Es begreift sich zwar, wie dessenungeachtet selbst noch im Bündnis von 279 dieser Artikel ebenfalls wieder vorkam: denn damals ward der noch zu Recht bestehende zweite Vertrag eben nur neu bekräftigt, ohne dass seine ursprünglichen Bestimmungen irgend eine Revision erfuhren. Wäre aber der zweite Vertrag, der ein gänzlich neuer war und fast alle anderen Artikel des ältern wesentlich umgestaltete, erst 306 geschlossen worden, so liesse sich durchaus nicht erklären, wie man gerade jene einzige für Rom so wenig ehrenvolle und zugleich veraltete und zwecklos gewordene Bestimmung weder gestrichen noch auf Campanien ausgedehnt, sondern unverändert aus dem frühern Bündnis in das neue übertragen haben sollte. Der zweite Vertrag muss demnach vor der Eroberung Campaniens geschlossen, d. h. er kann kein späterer als der von 348 sein.

Wenden wir uns zurück zum ersten Vertrag und beziehen ihn auf die Zeit des Brutus, so erscheint die Differenz zwischen dem was er über Latium lehrt, und der traditionellen Geschichte bei weitem nicht so gross als Niebuhr und Schwegler sie gefunden haben; im ganzen stimmen vielmehr beide Quellen so trefflich zusammen, wie sie für jene an Sagen, Fictionen und Geschichtslücken so reiche Zeit nur irgend erwarten lässt. Nach der Urkunde sind die Römer Oberherren von Latium — und die Tradition meldet, dass der jüngere Tarquinius den alten Bund mit Latium in eine römische Oberherschaft verwandelt hatte. In der Urkunde reicht Latium südostwärts weit über die Grenzen der Latiner hinaus — und die Tradition erzählt, dass Tarquinius in jener Richtung die grosse Volskerstadt Suessa Pometia zerstörte und ihre Gemarkung erwarb, sowie dass er die Zahl der latinischen Orte auf 47 brachte. Das volskische Antium und Circeji sind in der Urkunde Latinerstädte — und wir hören dass Tarquinius Circeji besiedelt und Antium zum Latinerbunde genötigt hatte. Von Tarracina freilich, das nach der Urkunde ebenfalls zu Latium gehört, schweigen die Historiker, aber auch diese Stadt liegt in der Richtung, nach welcher Tarquinius das Gebiet Latiums erweitert hatte, an der Grenze des eroberten *ager Pomptinus*, und nichts hindert anzunehmen, dass auch sie einer der neuen Orte des Bundes war. Nur in einem Punkte scheint die Erzählung des Dionysius mit der Urkunde nicht wol vereinbar. Ardea ist nach der Urkunde Rom

unterthan, nach Dionysius aber schloss diese Stadt zur Zeit von Tarquinius Vertreibung einen fünfzehnjährigen Waffenstillstand mit dem römischen Heere, von dem sie in jenem Augenblick belagert ward. Indessen wenn, wie es scheint, nur über die Belagerung selbst, nicht zugleich über den Ausgang des Krieges eine echte Tradition sich erhalten hatte, so lag die Aushülfe nahe, den Abschluss eines Waffenstillstandes anzunehmen; die Frist von 15 Jahren aber, auf welche derselbe geschlossen worden sein soll, würde sich ohne Schwierigkeit aus der internationalen Rechnung nach zehnmonatlichen Jahren erklären: denn 12 consularische Jahre, d. h. 150 Monate nach Tarquinius Sturz erscheint Ardea aufs neue auf dem Schauplatz als ein Glied des latinischen Kriegsbundes gegen Rom.

So gut demnach die historischen Verhältnisse in den ersten Jahren der Republik zu dem ältesten Vertrage passen, so erleiden dieselben doch gleich nachher eine durchgreifende Veränderung. Es folgt der Latinerkrieg, das neue Cassische Bündnis mit den altlatinischen Städten, und dann seit Coriolan die lange Reihe der Volskerkriege, in welchen Antium, Circeji und Tarracina im Besitz der Volsker sind, bis erst um den Schluss des fünften Jahrhunderts Tarracina und Circeji, Antium aber zuerst im Jahre 377 unterworfen wird, um 30 Jahre nachher wieder abzufallen und endlich nach der neuen Unterwerfung 338 sein Dasein als selbständige Gemeinde völlig einzubüssen. Hiernach erscheinen für den ersten Vertrag überhaupt nur zwei Zeitpunkte denkbar, entweder, wie Kobbe und Mommsen wollen, die Mitte des 4n Jahrhunderts, oder, wie Polybius bezeugt, das Ende des 6n Jahrhunderts v. Chr. — und jener Zeitpunkt wird wieder ausgeschlossen durch die Notwendigkeit, in das Jahr 348 vielmehr den zweiten Vertrag zu setzen.

Es ist aber noch éin Grund vorhanden, welcher für den ersten Vertrag die spätere Datierung ausschliesst, so völlig ausschliesst, dass er ganz allein genügen würde den Streit, wo nicht für Polybius, doch gegen Mommsen zu entscheiden — auf den ich aber hier nur mit einem einzigen Worte hinzudeuten brauche. 'Ich habe' (so sagt Polybius von der ersten Urkunde, und er sagt es nur von dieser) 'den Vertrag so getreu verdolmetscht, als es irgend möglich war; denn der Unterschied der jetzigen römischen Sprache gegen die damalige ist so gross, dass die Kundigsten einiges mit allem Nachdenken kaum zu entziffern vermochten.' — Dass nun die Sprache einer Urkunde, die niedergeschrieben wäre im Jahre 348 v. Chr., gerade 100 Jahre nach der Zwölftafelgesetzgebung, schon zu Lebzeiten des ältesten bekannten römischen Prosaisten, dessen Reden noch zu Ciceros Zeit ihre Bewunderer fanden, dass die Sprache einer solchen Urkunde in der Catonischen Zeit den kundigsten Römern kaum noch verständlich gewesen und von ihnen mit der Sprache von Brutus Zeitalter verwechselt worden sein sollte — das scheint fürwahr so rätselhaft, dass ich in dieser Sache nur noch éin eben so grosses Rätsel wüsste: nämlich wie es wol gekommen sein möge, dass sowol Mommsen als auch die beiden Historiker, welche seine Ansicht angenommen und weiter ausgeführt haben, an jenem Rätsel vorübergegangen sind, ohne zu seiner Lösung auch nur éin leises Wörtchen zu sagen. — Wie die Dinge stehen, so ergibt mir die Prüfung des Gegenstandes, dass Polybius Angabe durch ihr eignes Gewicht und durch die Stützen, die ihr — fast überflüssiger Weise — eine Reihe starker sachlicher Gründe darreicht, fest genug steht, um selbst gegen erhebliche Zweifelsgründe sich behaupten zu können, geschweige gegen die vorgebrachten, welche teils ohne Erheblichkeit, teils sogar vollkommen nichtig sind; dass dagegen die Zeitbestimmung, welche Mommsen an die Stelle der Polybianischen setzt, nicht bloss — ohne Gewähr und ohne sachliche Begründung wie sie ist — dem bewährten Urteil und verdienten

Ansehen des griechischen Geschichtschreibers weichen muss, sondern dass sie, auch wenn dieses Ansehen ganz aus dem Spiele bliebe, unvereinbar mit dem Inhalt und der Beschaffenheit der Urkunden erscheinen müsste.

Nachdem Professor Dr. Gerlach aus Basel seine volle Zustimmung zu den Resultaten dieses Vortrags ausgesprochen hatte, erhob sich Professor Dr. Schaefer aus Greifswald zu folgender Bekämpfung derselben:

Ich bin allerdings nicht in dem Falle, mich der Ansicht, welche an Hrn. Müller ihren Vertheidiger gefunden hat, anzuschliessen, sondern glaube nach wie vor berechtigt zu sein, dem Urtheile Mommsens und Aschbachs über die Zeit der römisch-karthagischen Bündnisse beizupflichten. Zwar stimme ich dem geehrten Sprecher bei, wenn er in Abrede stellt, dass Polybius die von ihm mitgetheilten Urkunden einem Buche, etwa Catos Origines, entnommen habe, und daran festhält, dass er sich dieselben von Freunden habe verdolmetschen lassen. Aber wie hoch wir auch den Werth dieser actenmässigen Mittheilung anschlagen, so muss ich doch zuvörderst erinnern, dass Hr. Müller zwar behauptet, auf den Erztafeln habe das Datum eines jeden Vertrags gestanden, aber doch selbst die von Polybius angegebene Datierung nicht als eine urkundliche gelten lässt. Polybius verzeichnet bei keinem der Verträge ein bestimmtes, officielles Datum; bei dem dritten sagt er: 'die Römer schlossen ihn um die Zeit der Landung des Pyrrhus'; beim zweiten: 'nach diesem schlossen sie einen zweiten Vertrag'; nur dem ersten ist eine chronologische Erläuterung vorausgeschickt, der zufolge er an den Beginn der Republik, in die Zeiten der ersten Consuln, des L. Brutus und M. Horatius, hinaufgerückt werden soll. Es wird uns damit eine Combination vorgetragen, welche Hr. Müller so weit entfernt ist für ein urkundliches Zeugnis anzusehen, dass er vielmehr sich dahin erklärt, in der Urkunde werde nur éin Consulname gestanden haben, entweder Brutus oder Horatius, und der andere werde irrthümlich hinzugefügt sein. Ist aber einer der beiden Namen aus falscher Gelehrsamkeit hinzugethan, so kann von einer urkundlichen Gewähr der Datierung überhaupt nicht die Rede sein.

Der geehrte Sprecher hat ferner gesagt, bis auf Polybius habe niemand von den Verträgen eine Kenntnis gehabt. Aber Polybius sagt nicht, dass die Thatsache an sich unbekannt gewesen sei, sondern dass, obgleich die Vertragsurkunden öffentlich aufgestellt waren, dennoch die staatsrechtlichen Verhältnisse, wie sie vor Alters mit Karthago bestanden, namentlich in Beziehung auf Sicilien völlig in Vergessenheit gerathen waren. Das Factum, dass in diesem und in jenem Jahre ein Bündnis mit Karthago geschlossen wurde, war von den Annalisten mit dürren Worten verzeichnet worden, in ähnlicher Weise wie wir es noch bei Livius lesen; aber die näheren Bestimmungen mitzutheilen lag ihnen fern, und da die Verträge ihre praktische Bedeutung verloren hatten, kümmerten sich die späteren um ihren Inhalt nicht. Daher waren sie, wie Polybius sagt, noch zu seiner Zeit den ältesten und mit den öffentlichen Angelegenheiten vertrautesten Männern unbekannt. Dass aber z. B. der in den Zeiten des Pyrrhus geschlossene Vertrag den römischen Staatsmännern genau bekannt war, als der erste punische Krieg sich entspann, dürfte keinem Zweifel unterliegen.

Dr. Müller. Ich glaube, Polybius drückt sich, was die späteren Verträge angeht, nicht ganz genau aus. Dass Verträge, namentlich in der letzten Zeit, geschlossen waren, war bekannt. Der Inhalt dieser Verträge aber war unbekannt, und Polybius teilt die Urkunden mit, um die irrigen Vorstellungen davon zu widerlegen.

Prof. Schaefer. In diesem Punkte stimmen wir also überein. Ich muss darauf verzichten, manche Punkte, welche sich in der Kürze nicht erledigen lassen, zu besprechen, da mir nur noch wenige Augenblicke zu Gebote stehen, und bemerke noch folgendes. Hr. Müller hat besonderes Gewicht darauf gelegt, dass der Inhalt des ersten und zweiten Vertrags einen längern Zwischenraum vorraussetze als zwischen den Jahren 348 und 306 v. Chr. liegt: die Macht Karthagos müsse in jener Zeit ungemein gestiegen und die römische gesunken sein. Ich erinnere in dieser Beziehung, dass im J. 348 die griechische Piraterie einen früher nicht gekannten Umfang erreicht hatte, welche zu unterdrücken ein gemeinsames Interesse gebot, und dass Rom damals, allerdings nach schweren Kämpfen, sehr entschiedene Fortschritte gemacht hatte; im J. 306 hatten die Römer zwar wiederum einen grossen Krieg fast bis zur letzten Entscheidung durchgefochten, aber ihre Kräfte erschöpft; dagegen beherschten die Karthager unbestritten das westliche Meer und hatten so eben das Heer des Agathokles völlig vernichtet. Damals konnten die Karthager gar wohl den Italikern harte Bedingungen für ihre Schiffahrt vorschreiben. Aber obgleich der erste und der zweite Vertrag sich in wesentlichen Punkten unterscheiden, so kommen sie doch ihrer ganzen Anlage nach überein; in dem einen wie in dem andern sind ähnliche Bestimmungen über die Landung, den fünftägigen Aufenthalt u. dgl. enthalten. Das ist vollkommen angemessen, wenn zwischen dem einen und dem andern etwa vierzig Jahre liegen; aber es wäre höchst auffallend, wenn nach zwei Jahrhunderten so gleichartige Schiffahrtsverträge geschlossen wären.

Ich knüpfe daran noch eine Bemerkung über die Sprache. Hr. Müller hat gesagt, es sei doch ganz undenkbar, dass, wenn der zweite Vertrag im J. 306 und der erste 348 v. Chr. geschlossen sei, die Sprache des einen ganz verständlich erscheine und die des frühern kaum von den gelehrtesten Männern gedeutet werden könne: sie müsse danach nothwendig einer ganz andern Periode angehört haben. Mir scheint es sich nicht so zu verhalten. Im J. 348 war Rom eben erst aus den heftigsten innern und äussern Kämpfen hervorgegangen, in denen seine Existenz auf dem Spiele stand und die geistige Bildung nicht fortschreiten konnte. Dagegen liegt zwischen den Jahren 348 und 306 eine neue Culturepoche, welche mit dem Eindringen des griechischen Wesens in Rom anhebt. Mommsen hat treffend hervorgehoben, dass, seit die Römer in Campanien sich festsetzten und die griechischen Städte Unteritaliens mit sich verbanden, hellenische Bildung und Kunstsinn sich in allen Verhältnissen des römischen Lebens geltend machte. So konnte es geschehen, dass eine Urkunde des J. 348 fast als eine barbarische erschien, während eine gleiche des J. 306 ohne grosse Schwierigkeit gelesen wurde.

Dass die staatsrechtlichen Verhältnisse, wie sie zwischen den Jahren 377 und 348 sich in Latium gestaltet hatten, den Bestimmungen des ersten Vertrages entsprechen, habe ich vor kurzem dargethan [rhein. Mus. XVI S. 288 ff.]. Diese meine Argumentation scheint der geehrte Sprecher nicht zu verwerfen; wenigstens hat er zugegeben, der erste Vertrag müsse nothwendig entweder dem J. 509 oder 348 angehören. Es kann sich ihm also gegen das letztere Jahr, in welchem nach Angabe des Annalisten Fabius der erste Vertrag geschlossen wurde, ein thatsächliches Bedenken nicht ergeben haben; dagegen sind für eine Zurückdatierung auf den Anfang der Republik dergleichen unleugbar vorhanden, z. B. gleich in der Bezeichnung der latinischen Gemeinden als den Römern unterthänig. Uebrigens hat Polybius nicht alle Artikel der Verträge mitgetheilt, sondern was ihm für seinen Zweck, die richtige Würdigung der Verhältnisse Siciliens, wesentlich erschien. Wenn der geehrte Sprecher es als höchst auffallend bezeichnet, dass in dem zweiten Vertrage Campanien nicht als den

Römern unterthan genannt werde, so bemerke ich, dass den Worten des Polybius zufolge selbst in dem dritten Vertrag aus der Zeit des Pyrrhus von Campanien nicht die Rede war: denn er sagt geradezu, ausser den neu hinzugefügten Verabredungen für den damaligen Krieg seien alle anderen Bestimmungen ganz gemäss dem vorigen Vertrag beibehalten worden. . .

Hier musste die Discussion wegen weit vorgerückter Zeit abgebrochen werden, und der Vorsitzende berief den Professor Dr. W. Rein aus Eisenach auf die Rednerbühne. Derselbe besprach

einige das römische Haus betreffende Streitfragen.*)

Nicht um einen Vortrag zu halten, trete ich vor Ihnen auf — dazu bin ich nicht vorbereitet —: nur der heute beabsichtigte Ausflug nach Aschaffenburg und nach der Römervilla des kunstsinnigen Bayernkönigs veranlasst mich, Ihre Aufmerksamkeit auf einige Streitfragen hinzulenken, die das römische Haus betreffen, und zu deren Lösung Ihre Mitwirkung in Anspruch zu nehmen.

Bekanntlich unterscheidet sich das antike Haus dadurch von dem modernen, dass sich die Zimmer sämmtlich um einen gemeinsamen offenen Mittelpunkt herum gruppieren, dergestalt dass ein solcher Hof mit seinen Zimmern eine für sich abgeschlossene Abtheilung bildet und dass sich bei einem grossen Hause mehrere solcher Systeme wiederholen. Nach der gewöhnlichen Ansicht nannten die Römer den ersten derartigen offenen Mittelraum ebensowohl *atrium* als *cavaedium*, und erst Becker hat durch sorgfältige Behandlung der auf diesen Raum bezüglichen Stellen gezeigt, dass beide Namen verschiedene Bedeutung haben, indem *atrium* den ersten saalähnlichen, *cavaedium* den zweiten hofartigen Raum des Hauses bezeichnete. Die Richtigkeit dieser Annahme ergibt sich — abgesehen davon, dass es höchst auffallend wäre, wenn man zwei gleichbedeutende Namen für den ersten, aber keinen Namen für den innern Hof gehabt hätte — aus der alten Bestimmung des Atrium, welche durchaus einen Saal verlangt. Hier nemlich befand sich der Mittelpunkt des gesammten häuslichen Lebens: hier brannte das trauliche Feuer des Herdes, in dessen Nähe die Familie ihr einfaches Mahl verzehrte; hier rauschten die Webstühle der fleissigen Hausfrau und der Sklavinnen; hier bot der *lectus genialis* süssen Schlaf. In demselben Raume waltete der Hausvater, indem er die Freunde und Clienten empfieng und seine Casse vermehrte, während an den Wänden die theuren Erinnerungen an die Vorfahren, die *imagines maiorum* aufgehängt waren.

Diesem Satz, dass das Atrium einem Saal ähnlich gewesen sein müsse, scheinen die Ausgrabungen von Pompeji zu widersprechen, indem die meisten Häuser statt eines Saals einen Hof haben. Darum nahm Becker an, dass es in Pompeji überhaupt keine Atrien gegeben habe und nicht habe geben können, weil die Häuser in Pompeji nicht römischen, sondern griechischen Ursprungs seien. Dagegen behaupte ich, dass die pompejanischen Häuser keineswegs griechisch waren, sondern römisch, und dass sie auch des römischen Atriums nicht entbehrten. Der römische Charakter der pompejanischen Gebäude ist unschwer zu erkennen, sobald wir erwägen, dass die echt-römischen Grundbestandtheile des Hauses

---

*) Obige aus der Erinnerung niedergeschriebene Zeilen sollen nur die Hauptsachen kurz zusammenfassen. Ausführlichkeit ist um so weniger nöthig, da jetzt in der dritten Ausgabe des Beckerschen Gallus II S. 192 ff. alles näher beleuchtet ist.

(*tablinum*, *fauces*) keinem Hause in Pompeji fehlen, eine Erscheinung die bei griechischer Bauart unmöglich wäre. Auch zeigt die Uebereinstimmung derselben mit den Gebäuden des capitolinischen Grundrisses, dass Pompeji keine andern Häuser hatte als Rom selbst. Also muss Pompeji ebenfalls Atrien gehabt haben. Wenn auch der arme Städter und Landmann eines Atriums nicht bedurfte, so kann doch der auch nur einigermassen bemittelte diesen Raum, der den ursprünglichen Sitz und Mittelpunkt des Familienlebens ausmachte, nicht entbehrt haben. Ueberhaupt war jede Colonie und jedes Municipium ein kleines Abbild der weltbeherschenden Metropolis und bedurfte, gerade so wie Rom selbst, der Atrien zum Empfang der Freunde und Clienten.

Doch wie ist der Widerspruch zu beseitigen, dass die meisten pompejanischen Atrien eine hofähnliche Form haben und dass, wie vorhin behauptet wurde, die Atrien eigentlich saalähnliche Räume gewesen seien? Der Widerspruch verschwindet, wenn wir annehmen, dass sich das altrömische Atrium im Verlauf der Zeit so umgestaltete, dass dasselbe einem Cavädium immer ähnlicher wurde. Eine solche Umgestaltung ist an sich sehr wahrscheinlich, weil eine Veränderung der Bestimmung auch die Form selbst modificierte. Für die alte Bestimmung war die beschränkte Räumlichkeit der Atrien vollkommen ausreichend; als aber die alte einfache Sitte erloschen, als die frugalen Familienmahle grossen Gastgeboten gewichen waren, als Scharen von Clienten allmorgendlich hereindrängten, da reichten die alten Atrien nicht mehr aus und konnten ebensowenig als häuslicher Mittelpunkt dienen. Der Familienherd wurde demnach in einen entferntern Theil des Hauses verwiesen, ebenso die arbeitenden Sklavinnen, und das Atrium blieb nur noch der Empfangsaal der Freunde und Clienten. Zu diesem Behuf vergrösserte man dasselbe und brachte demzufolge auch eine weitere Dachöffnung an; ferner zog man stützende Säulen unter und gab diesem Raum die grösste Aehnlichkeit mit dem Cavädium, welches ebenfalls glänzende Säulenreihen empfieng. So entstand ein Gegensatz zwischen den älteren saalähnlichen und den neueren hofähnlichen Atrien, ein Gegensatz der nicht bloss auf Muthmassung beruht, sondern ebensowohl durch die Zeugnisse der Alten (Plin. Epist. V 6 *atrium ex more veterum.* II 17 *atrium frugi nec tamen sordidum.* Plin. N. H. XXXV 2, 6 *aliter apud maiores in atriis haec erant quae spectarentur* usw.) als durch einzelne Beispiele aus Pompeji ausser Zweifel gesetzt wird. So finden wir in Nicolini's Pompeji fasc. 3 in einem Hause der strada Stabiana Nr. 57 das Beispiel eines alten bescheidenen säulenlosen Atriums. Ueberhaupt unterscheidet sich in der Regel zu Pompeji der erste Raum (*atrium*) durch mindere Ausdehnung und kleinere Dachöffnung von dem zweiten grössern (*cavaedium*), so dass bei aller Aehnlichkeit doch immer ein gewisser Unterschied blieb. Unsere Ansicht lässt sich daher kurz in folgende Thesen zusammenfassen:

1) *atrium* und *cavaedium* sind stets zwei verschiedene Räume des römischen Hauses gewesen;

2) die Häuser von Pompeji sind nicht griechisch und haben immer Atrien;

3) das alte saalartige Atrium war — abgesehen von der Grösse — nach und nach dem Cavädium ähnlich geworden.

Schluss der dritten allgemeinen Sitzung.

Vierte allgemeine Sitzung.

Die vierte und letzte allgemeine Sitzung wurde Freitags den 27. September Morgens 10 Uhr von dem Vicepräsidenten eröffnet mit der Mittheilung, dass das Kriegszeugamt der freien Stadt Frankfurt dem Musikcorps des Linienbataillons Befehl ertheilt habe, heute Nachmittag von 3 Uhr an im zoologischen Garten zu spielen, und dass die noch anwesenden Mitglieder der Versammlung eingeladen seien, diesem Concert beizuwohnen. — Sodann theilte der Vorsitzende mit, dass Bogen zur Subscription auf die gedruckten Verhandlungen der diesjährigen Versammlung aufgelegt seien.

Hierauf hielt Subrector Dr. Keck aus Plön folgenden Vortrag.

Erklärung des zweiten Stasimon in Aeschylos Agamemnon, V. 659—748.*)

Hochzuverehrende Versammlung. Sie haben bereits in der ersten Sitzung eine Interpretation des Aeschylos gehört; aber während mein verehrter Landsmann, der geistreiche und gelehrte Hr. Professor Forchhammer, eine Erklärung im hohen Stil gegeben hat und Ihnen gleichsam ein Mystagoge geworden ist in die tiefsten Geheimnisse Aeschyleischer Symbolik, werde ich, meinen bescheidneren Standpunkt und meine schwächere Kraft nicht verkennend, mich nur bemühen, von einem kleinen in sich abgeschlossenen Gebilde des Dichters die manigfachen Flecken der Ueberlieferung mit meinem Handwerkszeug wegzuputzen und des gereinigten Bildes eigenartige Schönheit zu beleuchten und zu erklären. Aber auch dies dürfte eine die Mühe lohnende Arbeit sein, wenn sie das Resultat hätte, an ihrem Theile zu beweisen, dass Aeschylos nicht minder auf den uns allen verständlichen Gebieten der Ethik und der Aesthetik als in den Mysterien der Natursymbolik ein wahrhaft genialer Geist ist, der, wie schöpferisch und titanisch auch immer, dennoch unbeengt in dém Masse sich bewegt, welches einerseits durch die Gesetze der Grammatik und der Rhythmik, anderseits durch die Kunstform und die sittlich-religiösen Anschauungen seines Volkes bedingt ist. Möge denn bei diesem in einer so glänzenden Versammlung freilich sehr gewagten Versuche Ihr Wohlwollen mich begleiten und heben.

Wir betrachten das zweite Stasimon im Agamemnon und legen dabei, wie billig, G. Hermanns Recension, von der sich Abdrücke in Ihren Händen befinden, der Erklärung zu Grunde. Zur Orientierung bemerke ich nur dies: der Herold, der die bevorstehende Ankunft Agamemnons meldet, hat so eben von dem Gottesgericht erzählt, das durch Flamme und

*) Um den Rednern, die nach ihm noch auftreten sollten, die Zeit nicht zu sehr zu beschränken, theilte der Vortragende nur vom ersten Strophenpaar eine vollständige Erklärung mit, und auch dies unter Weglassung fast aller metrischen Bemerkungen. Zu den drei folgenden Paaren gab er nur seine Aenderungsvorschläge und eine metrische Uebersetzung.

Schwert über das dem Paris mitschuldige Troja ergangen ist; sodann durch des Chors Frage nach Menelaos veranlasst, hat er den furchtbaren Sturm geschildert, durch welchen jener vom Heere verschlagen worden. Der Herold verlässt die Scene. Der Chor, durch seinen Bericht in tiefster Seele aufgeregt, gibt zunächst in leidenschaftlich bewegten Rhythmen die Gefühle kund, welche Helenas dämonisches Wesen in ihm erweckt: den Troern ist die Holdselige eine von Zeus gesandte Erinys geworden, um sie zur Strafe für ihren frühern Frevelmut zu der letzten und schwersten Schuld, der Entweihung des Gastrechts, zu bethören und dadurch Verderben über sie zu bringen. Aber bei dem Gedanken an Zeus, der nach ewiger Moira seine Lichtgeister und seine finsteren Dämonen im Menschenleben walten lässt, beruhigt sich allmählich der Chor, und, zwar nicht erheitert, aber doch ruhig und gefasst feiert er am Schluss des Gesanges in ernsten, gehaltenen Rhythmen die ewigen Mächte, die unter Zeus Obhut das sittliche Leben bedingen.

Im ersten Strophenpaar also lassen die Greise die Empfindungen, die ihnen Helenas dämonische Natur erweckt, ausklingen. Die Rhythmen desselben sind so bewegt, ihr Wechsel so stürmisch, wie das darin ausgesprochene Gefühl es verlangt. Aber trotz aller Leidenschaftlichkeit ist einfache und strenge Gesetzmässigkeit in der rhythmischen Composition nicht zu verkennen. Erlauben Sie dass ich kurz auf eine Analyse derselben eingehe: denn die von Rossbach und Westphal gegebene ist gerade hier nicht befriedigend.

Die erste Strophe zerfällt (ebenso wie die drei folgenden) in drei rhythmische Gruppen, von denen jede ein selbständiges kleines System bildet. Und zwar umfasst die erste Gruppe die 5 ersten Reihen der Hermannschen Abtheilung: *τίς ποτ' ὠνόμαζεν ὧδ' ἐς τὸ πᾶν ἐτητύμως· | μή τις ὅντιν' οὐχ ὁρῶμεν προνοί|αισι τοῦ πεπρωμένου γλῶσσαν ἐν τύχᾳ νέμων*; Diese reinen Trochäen sind (nach Rossbach und Westphal) 'durch einen tiefen ergreifenden Ernst charakterisiert, in welchem das Gemüt zu stolzer Höhe emporsteigt und sich über dem Treiben des menschlichen Daseins erhaben fühlt.' Die Gruppe schliesst sich symmetrisch so ab, dass eine katalektische Hexapodie (mit Synkope der vierten Thesis) umschlossen ist von 2 × 2 katalektischen Tetrapodien. — Das mittlere System, die nächsten vier Verse der Hermannschen Abtheilung umfassend, nennt mit jähem Uebergang in logaödische Reihen Helena und ihre unselige That: die Erinnerung an diese wirft den Chor aus seiner erhabenen Stimmung in Staunen und Unmut hinüber. Doch sind die Worte *τὰν δορίγαμβρον ἀμφινεικῆ θ' Ἑλέναν, ἐπεὶ πρεπόντως* nicht mit Hermann in eine akalektische logaödische Tetrapodie und einen ionischen Vers zu zerlegen (schon das *θ'* am Ende des ersten Verses macht diese Abtheilung unmöglich), sondern sie bilden, wie auch in neuerer Zeit fast allgemein anerkannt wird, einen einzigen Vers, bestehend aus einer katalektischen und einer akatalektischen logaödischen Tetrapodie. Die folgenden Worte *ἐλέναυς ἕλανδρος ἐλέπτολις ἐκ τῶν ἁβροτίμων* sind nach Rossbach und Westphal (III S. 172) ein metrisches Problem; doch scheint mir dass auch sie im Einklang mit dem vorhergehenden Verse als Logaöden zu messen sind und zwar als éin Vers, bestehend aus einer katalektischen Tetrapodie mit pyrrichischer Basis und einer akatalektischen Tripodie mit anapästischer Basis, also ⏑́ ⏑ – ⏑ – ⏑ ⏑ – | ⏑́ ⏑ – –́ ⏑ ⏑ – –. Zwar behaupten Rossbach und Westphal (III S. 485) dass die pyrrichische Basis vom dramatischen Gebrauch der Logaöden ausgeschlossen sei, aber der von ihnen angeführte Beweisgrund, dass einer solchen angeblichen Basis in der Antistrophe niemals ein dreizeitiger Fuss entspreche, dass also hier eine zweisilbige Anakrusis vorliege, ist wenigstens für Aeschylos nicht stichhaltig; denn dieser lässt auch für die iambische und die anapästische Basis der

Logaöden stets genaue Responsion eintreten. — Die Schlussgruppe beginnt dann mit *προκαλυμμάτων ἔπλευσεν*: hier tritt abermals ein Rhythmenwechsel ein, und in der Gegenstrophe beginnt hier bedeutungsvoll ein neuer Gedanke. Zunächst wird nun in den beiden ionischen Versen der sorglose Leichtsinn gemalt, womit Helena sich dem Meeresbrausen anvertraut; zwar scheint in der Gegenstrophe auf den ersten Anblick der Inhalt nicht zu dem tändelnden Rhythmus zu passen; aber dieser soll eben nach der Intention des Dichters dieselbe bittere Ironie athmen, wie die Worte *μεταμανθάνουσα δ' ὕμνον Πριάμου πόλις γεραιά* sie so unverkennbar enthalten. Vers 670 aber ist die richtige Versabtheilung auch noch bei Rossbach und Westphal nicht zu finden: *κυναγοί* gehört offenbar, weil sonst in der Gegenstrophe *κικλήσκουσα* auf eine unstatthafte Weise zerrissen würde, an den Anfang des folgenden Verses, so dass wir in *πολύανδροί τε φεράσπιδες* eine katalektische logaödische Tetrapodie mit anapästischer und in *κυναγοὶ κατ' ἴχνος πλάταν ἄφαντον* eine akatalektische logaödische Pentapodie mit iambischer Basis haben. Den Schluss aber bilden ein Glyconeus und ein erster und zweiter Pherecrateus, so dass die Arsenzahl der Reihen in der ganzen dritten Gruppe folgende rhythmische Symmetrie zeigt: 3. 3. 4. 5. 4. 3. 3.

Soviel zur metrischen Analyse des ersten Strophenpaares; ich gehe jetzt über zur Erklärung, aber freilich wird ihrem ebenmässigen Strome manches kritische Bedenken sich entgegenstellen. So stossen wir gleich im ersten Verse an. Zwar ist die Construction des Satzes klar genug: die Worte *μή τις — νέμων* sind als Parenthese mit Ergänzung des eben vorhergegangenen Indicativs *ὠνόμαζεν* zu fassen und zwar in dem Sinne, den ich kürzlich in den Jahrbüchern für classische Philologie nachgewiesen habe: 'ob nicht einer, den wir nicht sehen, in seiner Allwissenheit sie benannte?' — eine Litotes für 'wohl einer, den' usw.; auch sind Ihnen die dichterischen Namendeutungen von Prometheus und Aias gegenwärtig genug, um die Erklärung der Helena als der Schiffsverderberin nicht für unwürdige Spielerei zu halten. Aber das Imperfectum *ὠνόμαζεν* kann meiner Ueberzeugung nach nicht von Aeschylos herrühren, es ist gar nicht zu erklären. Hermann sucht es zwar zu retten durch die Uebersetzung *coepit nominare*, aber der Begriff *coepit* wäre nur dann hier passend, wenn der Namengeber in seinem Versuch Helena zu benennen gestört und nicht damit zu Stande gekommen wäre. Schneidewin führt zwar mehrere Beispiele aus Euripides an, in denen gerade das Imperfectum *ὠνόμαζεν* vorkommt; aber in diesen Stellen ist immer von einem durch die Jugendzeit hindurchgehenden Nennen die Rede, während es hier auf das erste Setzen, das Erfinden des Namens ankommt. Es scheint mir daher ganz nothwendig, die dorische Form *ὠνόμαξεν*, die Hermann mit einigem Zögern vorschlägt, hier aufzunehmen: Hik. 38 findet sich *σφετεριξάμενοι* und Agam. 751 bietet die beste Handschrift das allein dem Zusammenhang genügende *πῶς σε σεβίξω*. — V. 663 scheint *ἐν τύχᾳ* zu bedeuten 'im Geleise des Geschickes', so dass die nennende Zunge mit dem Worte nicht aus dem *πεπρωμένον* heraustritt. Die *προκαλύμματα*, welche Helena verlässt, sind unzweifelhaft die Teppiche und Vorhänge des Schlafgemaches, aber dem überlieferten und von Hermann beibehaltenen *ἁβροτίμων* wird sich schwerlich ein dazu passender Sinn abgewinnen lassen; in den neueren Ausgaben hat sich daher mit vollem Recht die von Salmasius herrührende, auf Lykophron begründete Conjectur *ἁβροπήνων* mehr und mehr Geltung verschafft.

Aber nun der schwierige Schluss der Strophe. Zunächst vermisst man zu dem Subject *πολύανδροι* das nöthige Verbum. Hermann suppliert höchst unpassend das Präsens *εἰσί*,

während der Chor doch unmöglich von dem sprechen kann, was die jagenden Männer jetzt thun: die Jagd ist ja längst beendet. Ansprechender ist es mit den anderen Erklärern aus V. 668 ein *ἔκλευσαν* zu ergänzen; aber dazu wäre doch erstlich ein Adverbium wie 'hinterher' erforderlich, indem man sonst die Einschiffung Helenas und ihrer Verfolger als gleichzeitig fassen müsste; sodann ist die Abfahrt Helenas doch so ganz andersartig als die der jagenden Männer, dass der Dichter schwerlich sie beide mit demselben Verbum prädiciert hätte. Ein eignes Verbum also scheint zu dem neuen Subject durchaus erforderlich; aber einfach und leicht bietet sich dieses auch dar, wenn wir nur *κυναγοί* in *κυνάγουν* verwandeln. Das Augment konnte in dieser lyrischen Partie um so leichter fehlen, da *κυνήγεω* ein Compositum ist; das Imperfectum aber malt vortrefflich das lange mühevolle Suchen der Jagd. Zugleich gewinnen wir so den Vortheil, dass das störende Asyndeton, welches bisher zwischen den beiden Attributen von *κυναγοί* stattfand, nun beseitigt ist; denn jetzt ist *φεράσπιδες* Substantivum mit dem einzigen Attribut *πολύανδροι*.

Nun aber ist im Folgenden natürlich statt *πλάταν* zu schreiben *πλατᾶν* und — in echt Aeschyleischem Oxymoron — zu deuten: 'sie trieben ihre Hetzjagd längs der unsichtbaren Fährte der Ruder.' Auf dem Festland jagt man längs spürbarer Fährte, die Ruderspur aber ist sofort verschwommen. Wie Hermann diese so nothwendig verbundenen Begriffe *κατ' ἴχνος πλατᾶν ἄφαντον* hat auseinanderreissen können, *πλάταν* mit *κελσάντων* verbindend, verstehe ich gar nicht. — Nun hängt weiter das nicht anzutastende *κελσάντων* ab von *πλατᾶν* 'der Ruder der schon gelandeten'; gemeint sind ohne Zweifel Paris und Helena, die also nach der Ueberlieferung 'gelandet waren an den laubnährenden Gestaden des Simoeis'. Das ist so weit verständlich, aber die folgenden Worte *δι' ἔριν αἱματόεσσαν* sind noch von niemand ausreichend erklärt worden. Man verbindet sie gewöhnlich mit dem ergänzten *ἔκλευσαν* oder mit dem durch Conjectur gewonnenen *κέλσαντες*; aber abgesehen von der Schwierigkeit die Worte auf ein so weit entferntes Verbum zu beziehen, so können sie gar nicht einmal bedeuten 'zum blutigen Streite'; wenigstens bei Aeschylos führt *διά* immer den reell vorhandenen Grund ein, nie das erst vorschwebende Ziel, um dessen willen etwas gethan wird. Dass aber gerade diese Worte völlig unverdorben sind, zeigt die genaue Responsion der Gegenstrophe, in welcher echt Aeschyleisch die Silbe *αἷμ'* gerade an derselben Stelle sich findet wie in der Strophe.

Durchaus gerechtfertigt scheinen also die Bedenken, welche H. L. Ahrens in seinen ausgezeichneten 'Studien zum Agamemnon' (im ersten Supplementbande des Philologus) gegen die vorhergehenden Worte *ἀκτὰς ἐπ' ἀεξιφύλλους* vorbringt: denn hier schwankt die Ueberlieferung — gerade die beste Hs. gibt *ἀξιφύλλους* — und in der Gegenstrophe, wo die Hss. *αἰῶν' ἀμφὶ πολίταν* haben, fehlt die Responsion. Die Bezeichnung der Simoeisufer als *ἀεξίφυλλοι* enthalte, meint er, ein sehr müssiges Epitheton ornans, wie man es Aeschylos kaum zutrauen dürfe, und dazu sei bei Homer keine Andeutung von Wald in der untern Gegend des Flusses zu finden. Dazu komme ein metrisches Bedenken: die handschriftliche Lesart in der Gegenstrophe sei ganz unanstössig, sie schliesse die Gruppe mit drei Pherecrateen ab, dagegen *ἀεξιφύλλους* gebe keine natürlichen Rhythmen. Er verlange daher für dies letztere ein Wort, welches, dem Rhythmus der Gegenstrophe entsprechend, zugleich die Worte *δι' ἔριν αἱματόεσσαν* an sich ziehen könne, und so schreibe er: *κελσάντων Σιμόεντος | ἀκτὰς ἀλσειφύλλους | δι' ἔριν αἱματόεσσαν.*

Das sieht bestechend aus, aber dennoch sprechen diplomatische und innere Gründe

gegen diese Conjectur. Die gewissenhaften Abschreiber des verdorbenen Urcodex hätten aus der bekannten und leicht zu entziffernden Endung -*φύλους* schwerlich ein -*φύλλους* gemacht; vollends aber passt das von Ahrens vorgeschlagene Epitheton gar nicht zu *ἀκταί*. Denn jene Ufer waren doch nicht ihrer ganzen Natur nach 'stammvertilgend durch blutigen Streit', so dass sie schon bei Paris Landung so hätten genannt werden können. Aber auch die Rhythmen sind nicht befriedigend: nur ein einziges Mal (Perser 591—593) schliesst bei Aeschylos eine Strophe mit 3 Pherecrateen, und auch dort nur mit wechselndem Dactylus; die Eintönigkeit dieser gleichförmigen Verse passt eben nur zu der dumpfen Klage der Verzweiflung, wie sie Perser 530 ff. ertönt. Dagegen ist der Priapeus, bestehend aus Glyconeus und Pherecrateus, bei Aeschylos sehr gewöhnlich in der vorletzten Reihe der Strophe; in der Regel freilich hat der Pherecrateus den Dactylus im zweiten Fuss, aber ein Vers, der genau die Form des überlieferten *κελσάντων Σιμόεντος ἀκ|τὰς ἐπ' ἀεξιφύλλους* hat, findet sich in den Persern 569 und 570.

Versuchen wir denn noch einmal, ob sich die Ueberlieferung nicht in einer Weise deuten lässt, dass Ahrens gerechte Bedenken erledigt werden. Die Wortfolge verlangt durchaus, dass wir *δι' ἔριν αἱματόεσσαν* mit *ἀεξιφύλλους* verbinden: dann würde der Chor sagen: 'nachdem Paris und Helena gelandet waren an den Ufern des Simoeis, die in Folge blutigen Streites ihr Laub grünen liessen.' War denn früher hier ein berühmter Kampf gewesen, auf den der Chor ohne nähere Bezeichnung als auf einen weltkundigen hätte hinweisen können? Nun ja doch: Herakles auf seinem Zuge gegen den eidbrüchigen Laomedon hatte schon früher hier gemordet und den Boden mit Troerblut gedüngt. Dieser Gedanke, dass der Boden vom Blut der Erschlagenen befruchtet werde, ist dem Alterthum weder fremd noch ist er ihm unpoetisch vorgekommen: so ruft in den Sieben V. 568 Amphiaraos *ἔγωγε μὲν δὴ τήνδε πιανῶ χθόνα*, so heisst es bei Horatius: *quis non Latino sanguine pinguior campus?* Die Erinnerung aber an die frühere Bestrafung des Laomedon war hier höchst passend: so wurden die Stätten, an denen Paris und Helena landeten, als ominös bezeichnet, und so erscheint zugleich das folgende *μῆνις τελεσσίφρων*, *memor ira deorum*, vortrefflich motiviert; auch wird durch diese Erinnerung an Laomedons Perfidie, die Aeschylos bei seinen Zuhörern ebenso als bekannt voraussetzen durfte wie V. 984 die Geschichte von Asklepios, die in der vierten Strophe ausgeführte Gnome *φιλεῖ δὲ τίκτειν ὕβρις κτλ.* schön vorbereitet. Wenn demnach die fraglichen Worte sagen sollen, dass Paris *mala ducit avi domum quam multo repetet Graecia milite*, so ist *ἀεξιφύλλους* nicht im mindesten ein müssiges Epitheton; und was nun noch das aus Homer geholte Bedenken betrifft, so braucht das Adjectiv ja keineswegs als 'waldreich', sondern nur als 'laubnährend' d. h. 'fruchtbar' gedeutet zu werden.

In der Gegenstrophe wird nun der Gedanke ausgeführt, wie Liebe und Leid umgeschlagen sei, das von den Troern gehoffte *κῆδος* in ein *κῆδος* ganz anderen Sinnes sich verwandelt habe. Nämlich indem Helena landete, 'fuhr der auf sein Ziel bedachte Götterzorn (wegen Laomedons Hybris), dem Schein nach fröhliche Hochzeit, in Wahrheit furchtbare Trübsal gegen Ilios heran, indem er damit umgieng (die Vorbereitungen traf), des Paris spätern Frevel zu rächen.' Denn diese unvollendete Handlung drückt das Particip *πρασσομένα* aus: indem der Götterzorn Helena, die unter der lieblichsten Maske versteckte Erinys, brachte, lag in der Schuld des Paris schon der Keim zur Strafe für die frühere und spätere *ὕβρις* der Troer, also war schon bei Helenas Landung der Götterzorn mit der Rache beschäftigt. Das Präsens *πρασσομένα* enthält demnach einen tiefen und echt Aeschyleischen Ge-

danken; unmöglich aber ist es damit unmittelbar ὑστέρῳ χρόνῳ zu verbinden, wie man gewöhnlich thut; für diese Verbindung wäre die Form πραξομένα durchaus nothwendig gewesen. Vielmehr gehört ὑστέρῳ χρόνῳ, wie schon die Stellung zwischen τραπέζας und ξυνεστίου Διός evident darthut, lediglich zu ἀτίμωσιν 'die spätere Schändung': Paris Frevel heisst so im Verhältnis zu dem aus Laomedons Hybris entsprungenen Götterzorn. An wem nun wollte dieser die früheren und die späteren Unthaten rächen? ἐκφάτως τίοντας — 'an den furchtbar büssenden' deutet Hermann ebenso sprachwidrig wie dem Gedanken nach tautologisch. τίειν ist hier wie immer 'schätzen, ehren', und gemeint ist mit den ἐκφάτως τίοντες das ganze Troervolk, das eben durch die Begeisterung, womit es Helenas Brautgesang begleitet und darin einstimmt, sich dem Paris mitschuldig macht (vgl. V. 510). Aber freilich ist die gewöhnlich angenommene Construction sehr hart und schwer verständlich: τίοντας soll, von πρασσομένα abhangend, den voranstehenden Accusativ τὸ νυμφότιμον μέλος regieren, und zu diesem vorausgehenden Accusativ soll der nach τίοντας folgende ὑμέναιον Apposition sein. Das Verständnis einer solchen Wortfügung hätte Aeschylos seinen Zuhörern nicht zugemutet, so breit und schwerfällig zugleich hätte er sich nicht ausgedrückt. Nein, wenn ich mich nicht sehr irre, so hat er geschrieben πρασσομένα τε νυμφότιμον μέλος, wodurch dies von den Troern gesungene Lied coordiniert wird mit ἀτίμωσιν. Bekanntlich liebt es Aeschylos die Conjunction τὲ so zu stellen, dass sie statt an das zweite Glied sich vielmehr an den für beide Glieder gemeinschaftlichen und dann natürlich in die Mitte tretenden Begriff anschliesst. Also 'der Götterzorn geht bei Helenas Landung damit um, des Paris Frevel und das (von den Troern gesungene) die Braut feiernde Lied zu rächen an dem Volk, das allzu begeistert einstimmt in den Hymenäos, der damals (nicht etwa Helenas Verwandten, sondern in schlimmer ominöser Fügung) ihren Schwähern zufiel zu singen.' Natürlich ist der Strophe wegen ἐπέρρεπε statt ἐπέρρεπεν zu lesen.

Die folgenden Zeilen sind nun völlig klar: auf die Ironie der Worte, 'dass Priamos Veste noch in ihrem hohen Alter einen Sang umlernen muss' und auf die entsprechende Ironie des tändelnden Rhythmus habe ich bereits aufmerksam gemacht. Aber die drei letzten Verse sind in der Ueberlieferung verunstaltet: παμπρόσθη πολύθρηνον αἰῶν' ἀμφὶ πολίταν μέλεον αἷμ' ἀνατλᾶσα ist unverständlich und unrhythmisch. Ganz verfehlt ist Hermanns Restitution zu nennen: zwar sind die Rhythmen untadellich und denen der Strophe genau entsprechend, aber welches wunderbare Asyndeton zwischen Πάριν und αἰῶνα und welche wunderbare Zusammenstellung dieser Begriffe! und φίλον μέλεον αἷμα, welch ein wunderliches Object zu ἀνατλᾶσα! — Ebenso wenig kann ich die Conjectur von Ahrens billigen, welcher schreibt παμπροσθεὶ πολύθρηνον | παιῶν' ἀμφὶ πολιτᾶν, | μέλεον αἷμ' ἀνατλᾶσα, d. h. 'im vollen Chor einen thränenreichen Päan um die Bürger' als nachdrucksvolle Wiederholung von πολύθρηνον ὕμνον. Von der Unangemessenheit der drei Pherecrateen ist bereits gesprochen, aber es drängen sich noch gewichtigere Bedenken auf. Abgesehen von dem äusserst verdächtigen παμπροσθεί (das sich nur auf Hesychios Glosse πρόσθη· πρόσθεσις stützt) würde eine so nachdrucksvolle Wiederholung des Begriffes ὕμνον eine Sünde wider den guten Geschmack sein: der Chor drückt sich mit πολύθρηνον μέγα που στένει eben nur vermutend über das in diesem Augenblick geschehende aus, gerade wie Klytämnestra V. 311—314: 'die Stadt des Priamos seufzet wohl um die Liebsten', und dies Seufzen wird im Gegensatz zu ὑμέναιος kurz und mit drastischer Ironie als πολύθρηνος

ὕμνος bezeichnet; aber eine schadenfrohe weitere Ausführung würde die Kraft des Sarkasmus schwächen.

Also zurück zu den Handschriften! Wenn Aeschylos nach *πολύθρηνον — στένει* bei so kurzem Zwischenraum das Adjectiv *πολύθρηνον* wiederholt hat, so hat er es ohne Frage mit allem Nachdruck an die Spitze eines neuen Gedankens gestellt, der das vorhergehende motivieren sollte. Nun geben die überlieferten Worte *πολύθρηνον αἰῶν' ἀμφὶ πολιτᾶν μέλεον αἷμ' ἀνατλᾶσα* den trefflich passenden Gedanken: 'weil sie auch wirklich ein thränenreiches Leben bei dem vergeblich verströmten Blute der Bürger zu tragen hat.' Der Chor geht damit aus dem Sarkasmus in den ernsten Ton des Mitgefühls über — gewis durchaus angemessen. Nun aber würden wir zur nachdrücklichsten Hervorhebung des *πολύθρηνον αἰῶνα* gern eine versichernde Interjection vorangestellt sehen. Da bietet sich denn wie von selbst aus dem corrupten *παμπρόσθη*, das Hermann früher in *πάμπροσθ' ἦ* zerlegt hat, die grösste Wahrscheinlichkeit, dass Aeschylos geschrieben hat *ἦ πολύθρηνον κτλ.* Ist denn aber, fragen Sie, *πάμπροσθε* ein Wort? und wohin ist es zu beziehen? Nun, wenn irgend ein *ἅπαξ εἰρημένον* des Aeschylos durch Analogien geschützt ist, so ist es dieses: *πάμπολυς*, *πάμπρωτος* und viele ähnliche Wörter machen es unzweifelhaft, dass *πάμπροσθε* bedeuten kann 'zu allererst'. Es ist aber, da mit *ἦ πολύθρηνον* ein neuer Gedanke anheben muss, zu verbinden mit dem vorhergehenden Verse *κικλήσκουσα Πάριν τὸν αἰνόλεκτρον* und gibt den ausserordentlich schönen Sinn, dass die Veste des Priamos in ihrem neugelernten Jammerliede den Paris, den Wehemann, immer zu allererst nennt, während sie in dem frühern Hochzeitsgesang immer *Ὑμὴν ὦ Ὑμέναιε* zum Eingang jeder Strophe gerufen hatte. — Es ist jetzt nur noch übrig, die Rhythmen der dem Gedanken nach untadellichen Ueberlieferung mit denen der Strophe in Einklang zu bringen. Hier liegt es aber auf der Hand, dass *ἀμφί* das echte Wort aus seiner Stelle gedrängt hat; denn dass eben hierin die Corruptel liegt, beweist der Scholiast, der bei seiner Erklärung *αἰῶνα πολύθρηνον καὶ μέλεον αἷμα ἀνατλᾶσα* offenbar nicht *ἀμφί* vor Augen gehabt hat. Es muss hier also eine Präposition gestanden haben, die der eine Erklärer durch *ἀμφί*, der andere durch 'ausser, zu dem Blute hinzu' deutete. Beide divergierende Linien laufen aber zusammen in *πρός*, *ἐπί* und *παρά*, und so vermute ich dass Aeschylos geschrieben hat *πάμπροσθ', ἦ πολύθρηνον αἰ|ῶνα παραὶ πολιτᾶν | μέλεον αἷμ' ἀνατλᾶσα.* Dies *παραί* wollte der Dichter natürlich verstanden wissen 'entlang', indem die Leichen durch der Strassen lange Zeile hingestreckt zu denken sind; aber ein oberflächlicher Erklärer konnte es ganz sprachgemäss auch deuten wie der Scholiast gethan hat.

Demnach erlaube ich mir Ihnen eine metrische Uebersetzung des ersten Strophenpaares vorzulegen, wobei ich nur bemerke, dass ich jede aufgelöste Arsis des Originals, auf die Möglichkeit einer Nachbildung verzichtend, durch eine lange Silbe und demgemäss auch die so vielgestaltige Basis der logaödischen Verse durch einen Trochäus oder sinkenden Spondeus wiedergegeben habe.

Erste Strophe.

Τίς ποτ' ὠνόμαζεν ὧδ' ἐς τὸ πᾶν ἐτητύμως·	Wer erfand so völlig wahrsagend jenen Namen doch —
μή τις ὅντιν' οὐχ ὁρῶμεν προνοίαισι τοῦ πεπρωμένου	wär' es einer, den der Blick nimmer schaut, der gemäss verhängtem Loos

γλῶσσαν ἐν τύχᾳ νέμων;
τὰν δοριγαμβρον ἀμφινει|κῆ θ' Ἑλέναν, ἐπεὶ πρεπόντως
ἑλέναυς, ἕλανδρος, ἑλέ|πτολις ἐκ τῶν ἀβροπή-νων
προκαλυμμάτων ἔπλευσεν
Ζεφύρου γίγαντος αὔρᾳ,
πολύανδροί τε φεράσπιδες
κυνάγουν κατ' ἴχνος πλατᾶν ἄφαντον
κελσάντων Σιμόεντος ἀκ|τὰς ἐπ' ἀεξιφύλλους

δι' ἔριν αἱματόεσσαν.

klarbewusst die Zunge lenkt? —
Ihr, der umstrittnen Lanzenbraut Helena? denn dem Klang entsprechend,
führte Schiff' und Mannen und Stadt höllennah sie, vertauschend
des Gemaches Teppichreichthum
mit dem Hauch des scharfen Westes.
Schaaren aber von Waffenvolk
folgten stöbernd der dunklen Ruderfährte:
doch schon barg der Simoeisstrand jene mit seinem Laubdach,
grün von blutigem Streite.

Erste Gegenstrophe.

Ἰλίῳ δὲ κῆδος ὀρθώνυμον τελεσσίφρων
μῆλις ἤλασεν, τραπέζας ἀτίμωσιν ὑστέρῳ χρόνῳ
καὶ ξυνεστίου Διὸς
πρασσομένα τε νυμφότι|μον μέλος ἐκφάτως τίοντας
Ὑμέναιον ὃς τότ' ἐπέρ|ρεπε γαμβροῖσιν ἀείδειν.
μεταμανθάνουσα δ' ὕμνον
Πριάμου πόλις γεραιὰ
πολύθρηνον μέγα που στένει
κικλήσκουσα Πάριν τὸν αἰνόλεκτρον
πάμπροσθ', ἦ πολύθρηνον αἰ|ῶνα παραὶ πολιτᾶν
μέλεον αἷμ' ἀνατλᾶσα.

Aber wirklich Ehewehn sandt' ein Rachegeist, der fest
hielt am Ziel, den Troern hin: Rache schon sann er für die spätre Schuld
frech entweihter Gastlichkeit,
Rache für jenen Sang und Brautjubel dem Volk, das ganz verzücket
pries den Hochzeitsreigen, der dort Schwähern wurde beschieden.
Doch es lernt noch um die Weise
die ergraute Veste Priams:
laut wohl stöhnt sie ein Jammerlied,
Paris immer zuerst, den Wehegatten,
rufend. Wahrlich ein Jammerloos duldet sie, wo vergeblich
ihre Bürger geblutet.

Wir gehen über zum zweiten Strophenpaar, das wenig Schwierigkeiten darbietet. In klarer Sprache, einfach-schönen Rhythmen führt es das Bild von einem Löwen aus, der, als Junges im Hause eines Mannes auferzogen und von Jung und Alt gehätschelt, später die ererbte blutdürstige Sinnesart herauskehrt und mit Mord die Pflege lohnt. Das ganze Paar ist Vorbereitung auf das dritte, aber Strophe und Gegenstrophe entsprechen sich dem Inhalt nach ebenso genau wie in der Form: die erstere schildert die Zahmheit und Lieblichkeit des jungen, die andere die Wildheit und Furchtbarkeit des gereiften Löwen. In der Ueberlieferung der ersten Verse, wo Strophe und Gegenstrophe sich nicht entsprechen, hat Hermann mehreres nicht glücklich geändert; viel genauer an jene sich anschliessend und sowohl metrisch als dem Inhalt nach schöner ist Coningtons treffliche, auch von Ahrens gebilligte Conjectur, wonach die drei ersten Reihen Hermanns so zusammengezogen sind: ἔθρεψεν δὲ λέον-

τος ἶ|νιν δόμοις ἀγάλακτον οὕ|τως ἀνὴρ φιλόμαστον. Da haben wir zwei Glyconeen (den ersten mit iambischer Basis) mit zweitem Pherecrateus, wonach Rossbach und Westphal (III S. 528) zu berichtigen sind, welche behaupten dass sich nur Hik. 546—548 ein Ansatz zu einem glyconeischen System bei Aeschylos finde. Diese drei Reihen bilden also die erste Gruppe der Strophe; es folgen drei dactylische unter sich gleichförmige Tripodien; den Schluss machen zwei katalektische trochäische Tetrapodien (mit Auflösung der ersten Arsis) und ein Priapeus, dessen Basis nach einer bei Aeschylos gewöhnlichen Licenz in der Strophe ein Spondeus, in der Gegenstrophe ein Trochäus ist. Diese anmutigen, aber überaus einfachen und harmlosen Rhythmen schmiegen sich zwar dem Inhalt der Strophe ausserordentlich schön an; doch könnte es scheinen, als ob sie zu den in der Gegenstrophe ausgeführten Gedanken nicht recht stimmten. Dagegen ist zu erinnern, dass der Chor die Ernährung des Löwenjungen im Hause (ebenso wie Helenas Aufnahme in Troja) als Thorheit und Sünde betrachtet: er wird also bei der Schilderung der Verderblichkeit des Thieres nicht von Mitempfindung hingerissen, sondern behandelt mit einer gewissen Ironie der leichten Form (wie V. 684. 685) ein Unglück, das der Leidende durch eigene Unklugheit sich selbst bereitet hat.

Zur Erklärung und Besserung des Textes bedarf es nur weniger Bemerkungen. *λέοντος ἶνιν* 'den Löwensohn' entspricht der herkömmlichen Fassung der Fabel und dem Zusammenhang viel besser als das überlieferte *λέοντα σίνιν*: denn räuberisch wird der Löwe ja eben erst nachher; *ἀγάλακτος* aber ist nach Ahrens treffender Erklärung das Junge genannt, insofern es gleich nach der Geburt geraubt ist, ehe es noch die wildheitnährende Muttermilch genossen hat. Wie *οὕτως* zu deuten sei, darüber schweigen die Ausleger; doch steht es mir fest dass es nicht, wie man wohl gewöhnlich annimmt, auf die vorhergehenden Strophen zurückbezogen werden darf. Nicht nur müsste es dann ohne *δέ* an der Spitze des Satzes stehen, sondern es wäre auch der V. 711 ausgesprochene Parallelismus des zweiten und des dritten Strophenpaares fehlerhaft. So kann *οὕτως* wohl kaum anders erklärt werden als dass wir, nach *ἀνήρ* interpungierend, es fassen als vorausdeutend auf die Art, wie das Löwenjunge sich im Anfang ziehen liess, nämlich zahm und freundlich, solange es *φιλόμαστος* 'der Euter bedürftig' wär.

In der Gegenstrophe lesen wir nun, *ἔθος* nur in *ἦθος* ändernd, ganz nach dem Farnesianus: *χρονισθεὶς δ' ἀπέδειξεν ἦ|θος τὸ πρὸς τοκέων χάριν | γὰρ τροφεῦσιν ἀμείβων.* Möglich zwar dass *τροφεῦσιν* statt des vom Flor. gebotenen *τροφᾶς* nur Conjectur von Triclinius ist, aber dann ist es jedenfalls eine evidente Verbesserung. — Im nächsten Verse hat Ahrens vortrefflich erwiesen, dass Hermanns Conjectur *μηλοφόνοισιν ἄγαισιν* unhaltbar ist: gestützt auf die Glosse *πολέμοις* im Farn. bessert er das überlieferte *μηλοφόνοισιν ἄταις* in *μηλοφόνοισιν ἀϋταῖς*. Sehr schön und echt Aeschyleisch. Man vergleiche nur z. B. Agam. 196 *παρθενοσφάγοισι — ῥεέθροις*. Ich selbst vermutete früher *μηλοφόνοις ἰαχαῖσιν*, was denselben Gedanken gibt, aber diese Conjectur kann gegen die von Ahrens nicht mehr in Betracht kommen.

Im Folgenden laboriert die Construction: man sieht nicht ein, womit *ἄλγος* und *σίνος* zu verbinden sind. Es wird also wohl *αἵματι δ' οἶκος ἐφύρθη* als Parenthese zu fassen sein, so dass die genannten Substantiva als Apposition zu dem in *ἔτευξεν* angedeuteten Subject hinzutreten.

Demnach übersetze ich das zweite Strophenpaar so:

Strophe.

ἔθρεψεν δὲ λέοντος ἶνιν δόμοις ἀγάλακτον οὕτως ἀνὴρ· φιλόμαστον	Zog ein Mann sich im Haus dereinst, eh's gekostet die Muttermilch, so ein Junges der Löwin:
ἐν βιότου προτελείοις	pflegebedürftig im Anfang
ἅμερον, εὐφιλόπαιδα,	hielt es sich zahm zu den Kindern,
καὶ γεραροῖς ἐπίχαρτον.	selber den Alten ein Liebling;
πολέα δ' ἔσχ' ἐν ἀγκάλαις	hieng in ihren Armen oft
νεοτρόφου τέκνου δίκαν,	gleich dem zarten Kind und sah,
φαιδρωπὸς ποτὶ χεῖρα σαίνων τε γαστρὸς ἀνάγκαις.	wenn ihm Hunger gebot, zur Hand auf mit freundlichem Wedeln.

Gegenstrophe.

χρονισθεὶς δ' ἀπέδειξεν ἦθος τὸ πρὸς τοκέων· χάριν γὰρ τροφεῦσιν ἀμείβων	Reifend aber erwies er bald als ein Erbe der Eltern Art: seinen Pflegern vergeltend
μηλοφόνοισιν ἀΰταῖς	schuf in der Lämmer Erwürgung
δαῖτ' ἀκέλευστος ἔτευξεν —	ohne Geheiss er ein Mahl sich —
αἵματι δ' οἶκος ἐφύρθη —	blutig besudelt das Haus er —
ἄμαχον ἄλγος οἰκέταις,	unbezwinglich schafft er Leid,
μέγα σίνος πολύκτονον·	schwelgt verheerend nur in Mord:
ἐκ θεοῦ δ' ἱερεύς τις Ἄτας δόμοις προσεθρέφθη.	gottgesendet erwuchs dem Haus so ein Opfrer der Hölle.

Im dritten Paar schliesst sich die Strophe genau an das Vorhergehende an, in Helena-Erinys jenen zu sich selbst kommenden Löwen wieder erkennend; die Gegenstrophe aber leitet hinüber zu den erhabenen Betrachtungen des vierten Paares. Die wundervollen Rhythmen sind wesentlich auf den Inhalt der Strophe berechnet: besonders ergreifend ist der Wechsel zwischen der tändelnden kosenden Weise der ersten fünf Verse und dem Wirbelsturm der dann folgenden, der in den gewaltigen Donnerschlägen der beiden letzten Verse sein Ende findet.

Doch ist in Hermanns Reihenabtheilung noch ein wesentlicher Fehler, der auch bei Rossbach und Westphal noch nicht berichtigt ist. Rhythmus und Gedanke fordern gebieterisch dass die Worte *λέγοιμ' ἂν* und in der Gegenstrophe *τέτυκται* an das Ende des ersten Verses treten. Dann bilden nämlich V. 712 und 713, 714 und 715 reinliche Paare von Gegensätzen, und in der Gegenstrophe löst sich der alte Spruch *μέγαν τελεσθέντα κτλ.* scharf aus seiner Umgebung heraus. So besteht der erste Vers aus einer akatalektischen iambischen Tetrapodie (mit Synkope der dritten Thesis) und einer eben solchen katalektischen: *πάραντα δ' ἐλθεῖν ἐς Ἰ|λίου πόλιν λέγοιμ' ἄν.* Der zweite und der dritte Vers aber sind nun, wie sie dem Gedanken nach Gegenbilder enthalten, so auch rhythmisch einander völlig gleich: beide sind iambische Hexapodien, nur dass die zweite eine Thesis mehr synkopiert hat.

Ebenso stehen Vers 4 und 5 rhythmisch, wie dem Inhalt nach, einander völlig parallel. Damit schliesst die erste Gruppe, in welcher die Arsenzahl der Reihen diese Symmetrie zeigt: 4. 4. 6. 6. 4. 4; die zweite Gruppe enthält 4 ionische Reihen, und zwar 3 reine Dimeter, éinen Anaklomenos: sie athmen ungestüme Leidenschaftlichkeit und wirbeln den Sinn gleichsam mit schwindelndem Drehen herum. Erst das Epodikon der beiden letzten Verse bringt uns mit seinen energischen wuchtigen Rhythmen wieder zur Besinnung.

Indem wir zur Interpretation übergehen, hemmt uns zunächst eine bisher noch nicht geheilte Corruptel in V. 713. Die Handschriften bieten *ἀκασκαῖον ἄγαλμα πλούτου*, aber das ist kein Vers, und sowohl der Rhythmus der vorhergehenden Reihe als auch die Gegenstrophe beweisen, dass die letzte Silbe von *ἀκασκαῖον* durch Position gedehnt werden muss. Daher hat Porson ein *δ'* darnach eingeschoben, aber ein vollkommen unerträgliches, wie Hermann gezeigt hat. Nicht viel besser jedoch ist sein eigenes *ἀκασκαῖόν τ' ἄγαλμα*. Denn da das folgende Paar von Gegensätzen asyndetisch zusammengestellt ist, so muss auch hier jede Conjunction fehlen. Sehen wir nun aber die Ueberlieferung genauer an, so heisst nach Hesychios *ἀκάσκα· ἡσύχως, μαλακῶς, βραδέως*, und da wir diese Deutung bestätigt finden durch die Ableitung von *ἀκήν*, aus dem jenes durch Reduplication hervorgegangen ist (gleichsam 'leise leise'), so übersetzen wir zuversichtlich *ἀκασκαῖος* durch 'leise, linde, sanft'. Wie passte aber ein solches Epitheton zu *ἄγαλμα*? Und was wäre *ἄγαλμα πλούτου*? Doch wohl nur 'ein Bild, wie es der Reichthum hervorbringt', also etwa 'Luxusbild' — eine um so geschmacklosere und unpassendere Bezeichnung Helenas, da hierin nicht, wie in den übrigen Attributen, ihre milde Wirksamkeit angedeutet wäre. Nein, wenn nicht alles täuscht, so liegt der Fehler in *ἄγαλμα* und Aeschylos hat geschrieben *ἀκασκαῖον στάλαγμα πλούτου* 'des Reichthums leiser Maienregen'; die Abschreiber aber machten, nachdem im Urcodex *στ* unleserlich geworden war, aus *άλαγμα* in Erinnerung an Prom. 467 mit einigem Anschein von Recht ihr *ἄγαλμα*. Unter *πλοῦτος* ist nun der aus der Wolke quillende Segen zu verstehen, wie denn auch Hesychios die Glosse hat *πλοῦτος· ἡ ἐκ τῶν σπερμάτων ἐπικαρπία*. Die Alten leiteten bekanntlich *πλοῦτος* von *πλέον ἔτος* ab: gewis unrichtig, aber diese Ableitung beweist, dass sie unter *πλοῦτος* vorzugsweise den Feldsegen verstanden. Der metonymische Gebrauch aber von *πλοῦτος* statt des den Feldsegen hervorbringenden Regens ist nicht kühner, als wenn unser deutscher Dichter sagt: 'aus der Wolke quillt der Segen.' Wie schön nun gegenüber dem Weben der Meeresstille die über dem Festland Segen träufelnde Wolke genannt wird, braucht nicht hervorgehoben zu werden; nur erinnere ich an Hrn. Prof. Forchhammers Worte, womit er uns neulich auf die Bedeutsamkeit des ersten Regens für das dürstende Attika aufmerksam machte, und Sie werden verstehen, wie für athenische Zuhörer noch ganz anders als für uns der Ausdruck 'ein leises Träufeln des Feldsegens' das Beseligende von Helenas Nähe bezeichnete. Nun erst geben V. 712 und 713, wie sie rhythmisch correspondieren, völlig harmonische Gegenbilder, ähnlich wie 866 und 867 *ὁδοιπόρῳ διψῶντι πηγαῖον ῥέος* und *γαληνὸν ἦμαρ εἰσιδεῖν ἐκ χείματος* einander gegenübertreten.

Auch die beiden folgenden logaödischen Tetrapodien enthalten völlig parallele Bezeichnungen der Helena. Nur verstehe ich nicht, was *ἔρωτος ἄνθος* ist: 'Liebesblume', wie man es gewöhnlich übersetzt, ist ein so unklarer Begriff, dass man ihn Aeschylos nicht zutrauen darf. Es wird zu schreiben sein *Ἔρωτος ἄνθος* 'Blume des Liebesgottes' d. i. die Rose. Dann bilden V. 714 und 715 genau correspondierende Oxymora: sonst verwundet ein Pfeil, aber der Stral

von Helenas Auge ist weich und wohlthuend; sonst erquickt eine Rosenblüte, aber die welche in Helena erscheint verwundet das Herz.

Der Schluss der Strophe bietet sonst keine Schwierigkeiten dar: indem ich nur noch aufmerksam mache auf die Wuchtigkeit des Ausdrucks, womit Helena, die Holdselige, erst ganz am Ende der stürmenden Gedankenreihe als Erinys bezeichnet wird, gehe ich über zur Gegenstrophe, in welcher der Chor mit einer gewissen Leidenschaftlichkeit, wie die Rhythmen sie anzeigen, gegen den noch von Herodotos vertretenen Satz vom 'Neide der Götter' sich wendet, um Fluch und Segen der Kinder mit einer Art von erhabenem Rationalismus auf die von den Eltern ererbte und gepflegte Art zurückzuführen. Die Worte erklären sich von selbst, woher es denn auch kommt, dass sie so rein und unverdorben uns überliefert sind, wie selten eine Strophe von Aeschylos. Nur V. 728 hatten die Abschreiber *γὰρ* unmittelbar hinter *τὸ* gestellt, weniger wohl um einen rein ionischen Vers herzustellen, als um dem unwillkürlichen Bedürfnis gewohnter Wortfolge zu genügen. Das zweite *γὰρ* V. 730 hat Hermann mit vollem Recht gegen alberne Conjecturen geschützt: nur hätte er sich deutlicher ausgedrückt, wenn er gesagt hätte, *γὰρ* stehe hier in der ganz gewöhnlichen Form der occupatio: 'von rechtschaffenen Häusern spreche ich nicht, denn deren Loos ist bekanntlich dies, dass sie treffliche Kinder haben.'

Das dritte Strophenpaar also suche ich deutsch so wiederzugeben:

Strophe.

πάραυτα δ' ἐλθεῖν ἐς Ἰλίου πόλιν λέγοιμ' ἂν	In gleicher Art nahte dort Troja, möcht' ich sagen,
φρόνημα μὲν νηνέμου γαλάνας,	der Meeresruh wunderstilles Weben,
ἀκασκαῖον στάλαγμα πλούτου,	der Feldfrucht leises Maigeträufel,
μαλθακὸν ὀμμάτων βέλος,	wonniger Augenstralenblitz,
δηξίθυμον Ἔρωτος ἄνθος.	herzverwundende Rosenblüte.
παρακλίνασ' ἐπέκρανεν δὲ γάμου πικρὰς τελευτάς,	Doch im Umschlagen erschuf dann sie den bittern Schluss der Hochzeit,
δύσεδρος καὶ δυσόμιλος συμένα Πριαμίδαισιν	da mit Elend und Verwüstung in des Tros Haus sie hineinfuhr
πομπᾷ Διὸς ξενίου	auf Zeus des gastlichen Wink,
νυμφόκλαυτος Ἐρινύς.	brautbeweinet, ein Fluchgeist.

Gegenstrophe.

παλαίφατος δ' ἐν βροτοῖς γέρων λόγος τέτυκται,	Es gibt ein uraltes Wort, der Welt noch immer gültig:
μέγαν τελεσθέντα φωτὸς ὄλβον	'es zeuge zwar Erben sich das Vollmass
τεκνοῦσθαι μηδ' ἄπαιδα θνήσκειν,	des Reichthums, nimmer sterb' es kindlos,
ἐκ δ' ἀγαθᾶς τύχας γένει	aber der Gunst des Glücks entkeim'
βλαστάνειν ἀκόρεστον οἰζύν.	unersättliches Weh den Enkeln.' —
δίχα δ' ἄλλων μονόφρων εἰμί. τὸ δυσσεβὲς γὰρ ἔργον	O des Irthums, dem die Welt fröhnt! die verruchte That, behaupt' ich,

μετὰ μὲν πλείονα τίκτει, σφετέρᾳ δ' εἰκότα γέννᾳ.	sie gebiert stets des Gezüchts mehr, in der Art gleich der Erzeugrin.
οἴκων γὰρ εὐθυδίκων	Rechtschaffnem Stamme ja blüht
καλλίπαις πότμος αἰεί.	stets in Kindern ein Segen.

Wir kommen zum Schlusse. Der Gedanke der dritten Gegenstrophe, dass sowohl die Schuld wie die Frömmigkeit Kinder zeugen, die der Mutter gleichen, wird im vierten Paar nun so weiter ausgeführt, dass die Strophe von der Schuld und dem mit ethischer Nothwendigkeit aus ihr hervorgehenden Verderben, die Gegenstrophe von der Gerechtigkeit und ihrem Walten handelt. Die Rhythmen sind einfach, aber ernst und feierlich, wie denn auch Schneidewin nicht mit Unrecht den Ton dieser Schlussstrophen einen fast biblischen genannt hat. Dabei aber ist die künstlerische Ausführung eine so feine und sorgfältige, dass man trotz der Verderbtheit der Ueberlieferung Spuren der genauesten Responsion in Form und Gedanken wahrnimmt. Daher ist denn auch jede Emendation, deren Resultat nicht die allerpräciseste Uebereinstimmung zwischen Strophe und Gegenstrophe ist, von vorn herein als verfehlt zu bezeichnen. So scheint es unstatthaft zu sein, wenn Ahrens des Metrums wegen V. 743 *βίον* als Glossem ausstösst, dagegen an der entsprechenden Stelle der Strophe *ὕβριν* zwar als echt beibehält, aber in den folgenden Vers *τότ' ἢ τότ' κτλ.* hineinzieht. Denn sowie in der Gegenstrophe mit *τὰ χρυσόπαστα* zugleich ein neues metrisches System und eine neue Gedankenreihe anheben, so muss auch mit *τότ' ἢ τότ'* V. 736 ein wesentlich Neues eintreten, und *ὕβριν*, dem Sinne nach zu V. 735 gehörend, muss auch metrisch damit verbunden werden. Entweder also sind mit Kayser beide Wörter *ὕβριν* und *βίον* (beide zur Noth entbehrlich) als Glosseme zu tilgen, oder, da dies Verfahren höchst unwahrscheinlich ist, beide müssen als echt betrachtet werden. Wir gewinnen dann freilich in der ersten metrischen Gruppe V. 733—735 einen ungewöhnlichen Rhythmus (zwei iambische Tetrapodien, die erste mit Synkope der dritten Thesis, die zweite mit Synkope der ersten und der dritten, und zum Schluss eine iambische Pentapodie mit Synkope der ersten Thesis), und ich gestehe dass die auslautende Pentapodie *-ζουσαν ἐν κακοῖς βροτῶν ὕβριν* auch meinem Ohr etwas fremdartig klingt — eine Tetrapodie würde hier gefälliger sein —: aber auch Ag. 406 und Perser 547 finden sich unbestritten iambische Pentapodien, und ist auch dieser Rhythmus weniger lebhaft und weniger gewöhnlich als der von Ahrens hergestellte, so ist er doch vielleicht durch seine feierliche Schwere mehr geeignet, die wuchtigen Gedanken des Dichters auszudrücken.

Demnach enthält die erste Gruppe 4, 4 und 5 Arsen; die zweite Gruppe umfasst einen iambischen Trimeter, zwei iambische Tetrapodien (*παλιντρόποις ὄμμασι λιποῦσ' | ὅσια προσέμολε δύναμιν οὐ*) und eine iambisch-logaödische Hexapodie mit Synkope nach der zweiten und nach der fünften Arsis, so dass das ganze System die rhythmische Symmetrie von 6, 4, 4, 6 Arsen zeigt. Den Schluss der Strophe bildet als drittes Glied ein erster Pherecrateus, der für sich allein stehend den in ihm abgeschlossenen Gedanken nur um so energischer hervortreten lässt.

Für den Anfang der Strophe schliesse ich mich also ganz an Hermann an und erkläre: 'die alte Hybris liebt es in schlechten Menschen eine frisch wuchernde Hybris zu gebären.' Man hat zwar hin und wieder *ἐν κακοῖς* als Neutrum deuten wollen 'im Unglück der Men-

schen', aber damit weicht man von Aeschylos Gedankenwegen ab: sein Glaubenssatz ist eben, dass die Hybris nicht gerade eine neue Hybris erzeugen muss, sondern nur dies zu thun pflegt, und zwar in den Menschen, die von Natur zum Bösen geneigt sind. Sprachlich ist gegen diese Erklärung von *βροτῶν* als Gen. part. nichts einzuwenden: ich erinnere nur an Pind. Ol. 2, 65 *παρὰ τιμίοις θεῶν*. Der Grund aber, warum der Dichter nicht *ἐν κακοῖς βροτοῖς* geschrieben hat, ist darin zu suchen, dass er stark hervorheben wollte, nur in einer gewissen Menschenclasse vermöge die Hybris mit ihrer Brut sich einzunisten.

Nun aber kommen wir zur schwierigsten und verdorbensten Stelle des ganzen Chorgesanges, wo freilich die völlige Sinnlosigkeit der Ueberlieferung beweist, dass die Abschreiber glücklicher Weise, statt willkürlich zu fälschen, sich redlich bemüht haben das ihnen unleserlich gewordene zu entziffern und gewissenhaft der Nachwelt zu überliefern. Die Kritik hat daher ihrerseits genau an die Schriftzüge der Ueberlieferung sich zu halten, und nur diejenige Emendation wird genügen können, die einen dem Zusammenhang angemessenen Gedanken schaffend zugleich die Corruptel erklärlich macht. Der Flor. gibt *τότ' ἢ τόθ' ὅταν τὸ κύριον μόλῃ νεαρὰ φάους κότον*, die Gegenstrophe aber, in welcher Auratus das handschriftliche *ἐσθλὰ* sehr glücklich in *ἕδεθλα* verbessert hat, zeigt, dass wir aus jenen verstümmelten Resten einen iambischen Trimeter mit Auflösung der dritten Arsis und demnächst eine iambische Dipodie herzustellen haben. Daher schreibt Hermann, indem er *κότον* als Glossem zu *δαίμονα* ausstösst, *τότ' ἢ τότ', ἔστ' ἂν ἐπὶ τὸ κύριον μόλῃ νέᾳ ῥαφᾷ*: aber abgesehen von der Gewaltsamkeit der Aenderung und der Unwahrscheinlichkeit, dass *κότον* zur Erklärung von *δαίμονα* hinzugeschrieben sein sollte, leidet diese Conjectur vornehmlich daran, dass *τὸ κύριον* nicht ein Substantiv, das den Tag oder die Stunde der Geburt bezeichnet, neben sich hat — es wäre beispiellos, dass *τὸ κύριον* allein den entscheidenden Moment bedeutete. Diesem Mangel scheint nun in glänzender Weise die Conjectur von Ahrens abzuhelfen, indem er, *νεαρά* als Glossem zu *νεάζουσαν* ausstossend, vorschlägt zu lesen *ὕβριν τότ' ἢ τόθ' ὅτε τὸ κύριον μόλῃ φάος τόκου*, aber wie blendend dieser Vorschlag auch ist, so drängen sich mir doch drei gewichtige Bedenken dagegen auf, die ich nicht zu überwinden vermag. Erstlich gehört, wie bereits gesagt, *ὕβριν* in die vorhergehende Reihe; sodann, wie käme *νεαρά*, wenn es Glossem zu *νεάζουσαν* wäre, in dieser Gestalt an diesen Platz? drittens aber macht die Gegenstrophe, in der *παλιντρόποις* Attribut zu *ὄμμασι* ist, wahrscheinlich, dass auch hier die corrupten Buchstaben *φάους κότον* ein Epitheton zu *δαίμονα* enthalten. Daher scheint mir vor allen preiswürdig die Conjectur von H. Weil, der den Trimeter so herzustellen vorschlägt *τότ' ἢ τότ' ἦμαρ ὅτε τὸ κύριον μόλῃ*· 'früher oder später, sobald der entscheidende Tag kommt.' Nehmen wir an dass Aeschylos so geschrieben hat, so erklären sich in der That sehr leicht die Abweichungen der Handschriften. *ἦμαρ* nämlich pflegen die alten Scholiasten (wie auch Hesychios) zu interpretieren durch *ἡμέρα*. War dies nun an den Rand des Verses hinter *μόλῃ* geschrieben, die ganze Zeile aber im codex archetypus so vom Moder zerfressen, dass *ἦμαρ* völlig unleserlich, auch von *ὅτε* der letzte Buchstab sowie von *ἡμέρα* der erste verlöscht war, so mussten die gewissenhaften Abschreiber gerade durch die völlige Sinnlosigkeit des Vorgefundenen um so eher verführt werden, den Rest des Glossems *ἡμέρα* mit in den Text zu ziehen und aus ΜΕΡΑ ihr ΝΕΑΡΑ herauszulesen. Wenn ich nun noch hinzufüge, dass ich diese Emendation bereits vor mehreren Jahren selbst gefunden habe, so wird damit der Ruhm desjenigen, der sie zuerst veröffentlicht hat, natürlich in keiner Weise beeinträchtigt:

aber die Thatsache, dass zwei Männer völlig unabhängig von einander auf dieselbe nicht ganz naheliegende und doch nach allen Seiten befriedigende Conjectur gekommen sind, dürfte vielleicht dazu dienen, ihr durch Vorurtheile hindurch Bahn zu brechen.

Bevor wir nun aber weiter gehen, ist zunächst zu untersuchen, in welchem Verhältnis der zu Ende der Strophe geschilderte Dämon zu der Hybris steht: nur so lässt sich über die grammatische Verbindung der beiden Strophentheile ein klares Urteil gewinnen. Gewis ist nach der einstimmig überlieferten Lesart *εἰδομέναν τοκεῦσιν*, die selbst Triclinius, so nahe es lag, nicht angetastet hat, dass der dort genannte Dämon weiblichen Geschlechtes ist, und es scheint daher einfach und in Aeschyleischem Gebrauch begründet zu sein, wenn wir mit den meisten Auslegern *θράσος Ἄτας* als gleichlautend mit *θρασεῖαν Ἄταν* fassen. Dies ist also der aus der Hybris hervorgehende Dämon. Ate erscheint auch sonst vielfach bei Aeschylos als persönliches Wesen, und zwar ist sie, nach dem tiefen Gedanken, dass die Schuld ihre Strafe in sich selbst trage, zugleich die verblendende und zu neuen Verbrechen reizende, zugleich aber auch die rächende und strafende von Gott gesetzte Macht, ein Höllengeist im Dienste des Zeus. Ich verweise in dieser Beziehung auf die gehaltvolle Schrift des verewigten Nägelsbach 'de religionibus Orestiam Aeschyli continentibus' (Erlangen 1843). Ihrer Wirkung nach kommt Ate dem von unserem Dichter so viel gefeierten *ἀλάστωρ* ziemlich nahe, nur dass dieser specieller die Kette der in einem Geschlecht sich aus einander fortzeugenden bösen Thaten, in der die Kinder die Eltern verschlingen, repräsentiert. So oft aber und so viel auch Ate und Alastor bei Aeschylos als persönliche Wesen erscheinen, so wird doch nie in gleicher Weise die *ὕβρις* personificiert, und diese ist so wenig mit Ate identisch, dass vielmehr erst aus einer Reihe von sich steigernden Ausflüssen des Uebermuts jene Verblendung des Sinnes erzeugt wird, die zu wahnsinnigem und die eigene Kraft verkennendem Thun reizend sich selbst das Verderben bereitet.

Völlig unstatthaft erscheint es daher, wenn Hermann und nach ihm alle Herausgeber ausser Weil V. 738 das handschriftliche *δαίμονά τε τόν*, worin statt *τόν* eine lange Silbe erforderlich ist, in *δαίμονά τε τάν* verwandeln. Denn dadurch würde die V. 735 genannte *ὕβρις νεάζουσα* mit Ate coordiniert, als ob diese beiden, das eine ein abstracter Begriff, die andere ein so phantasievoll beschriebener Dämon, auf éiner Linie ständen. Dabei ist nicht zu übersehen, dass der Dichter, wenn er als einzige Mutter der Ate die *ὕβρις παλαιά* genannt hätte, sehr incorrect V. 740 von *τοκεῦσιν* gesprochen haben würde: gerade dieser Plural zeigt, dass er hier wie sonst die 'Bethörung' aus einer Reihe von übermütigen Handlungen hervorgehen lässt. Demnach zweifle ich nicht, dass in dem überlieferten *τε τόν* ein wesentlicher Fehler steckt, der das Verständnis der ganzen Stelle verdunkelt hat, und eine Betrachtung der unserem Dichter sonst eigenen ethischen Anschauungen scheint fast nothwendig zu der Vermutung zu führen, dass er statt der fraglichen Worte geschrieben habe *δαίμονα τεκεῖν*. Dann haben wir in grammatisch und metrisch untadellicher Form den durchaus Aeschyleischen Gedanken: 'die alte *ὕβρις* pflegt in bösen Menschen immer wieder eine *ὕβρις* zu erzeugen, die fortwuchert, um früher oder später, wann der Tag des Kreisens kommt, einen Dämon zu gebären, einen unbekämpfbaren, die ihren Eltern gleichende Ate.' Durch dies *τεκεῖν* findet auch der Dativ *μελάθροισιν* erst seine rechte Beziehung, und zugleich ist in demselben Verbum der Gegensatz zwischen dem Präsens *τίκτειν* V. 733 und dem Aorist *τεκεῖν* V. 738 schön und bezeichnend. Jene Form bedeutet das sich immer wiederholende Gebären, diese das einmalige, momentane.

Ist aber diese Conjectur richtig, so kann es weiter nicht zweifelhaft sein, dass in dem corrupten *φάους κότον* V. 737 ein Adjectiv verborgen ist, das mit *δαίμονα* zusammengehörig dem *παλιντρόποις ὄμμασι* genau entspricht. Und zwar scheint mir wegen der Leichtigkeit der Aenderung vorzüglich das von Schneidewin gefundene *φαεσκότον* sich zu empfehlen: nur möchte ich dies Adjectiv nicht mit ihm deuten 'helldüster' — ein Begriff dessen trübe Helligkeit in den lichten, klaren, plastischen Stil des Aeschylos gar nicht passen würde — sondern 'lichtverdunkelnd' d. h. 'glückvernichtend'; denn Ate bringt ja eben dem stralenden Glück des Hauses Todesschatten, wie sie denn auch V. 739 *μέλαινα* heisst.

Schliesslich noch eine Kleinigkeit. Es lässt sich streiten, ob *ἀνίερον* V. 738 als drittes Epitheton zu *δαίμονα*, oder ob es zu *θράσος* gehöre. Hermann entscheidet sich für das erstere; doch bemerke ich dass in der Gegenstrophe die entsprechenden Worte *δύναμιν οὐ* dem Sinne nach zum folgenden Verse gezogen werden müssen, und da nun bisher bei allen Sinneseinschnitten sich völlige Congruenz zwischen Strophe und Gegenstrophe ergeben hat, so möchte ich um deswillen auch an unserer Stelle *ἀνίερον* mit *θράσος* verbinden.

In der Gegenstrophe ist durch Auratus glänzende Conjectur *ἔδεθλα* für das überlieferte *ἐσθλά* und durch Ahrens nicht minder glückliche Emendation des handschriftlichen *προσέβα τοῦ* V. 746 in *πρὸς ἔσυτο* alles in schönes Licht gestellt. Nur der letzte Vers fordert noch eine kurze Bemerkung. Hermann verbindet *πᾶν τέρμα* und zieht den Accent von *ἐπί* zurück: ich gestehe aber diese Interpretation nicht fassen zu können. Der Zusammenhang fordert durchaus den abschliessenden Gedanken: 'sie leitet alles ans Ziel', und wenn Hermann behauptet, in diesem Sinne hätte es *πάντα* statt *πᾶν* heissen müssen, so behauptet er ohne Frage zu viel, z. B. V. 1542 heisst es auch *πᾶν ἀπόχρη*. Aber dennoch glaube ich dass Aeschylos geschrieben hat *πάντ' ἐπὶ τέρμα νωμᾷ*: nach meinem Gefühl ist bei dieser gewichtigen Sentenz, welche die ganze feierliche Betrachtung gross und voll abschliesst und gleichsam die Summe aus dem Ganzen zieht, zugleich aber bedeutungsvoll ist für den nun auftretenden Agamemnon, den *moriturus*, das summative Asyndeton durchaus nothwendig; die Abschreiber aber, hier wie an so vielen Stellen unabsichtlich die Schönheit des Asyndeton zerstörend, machten aus *πάντ'* ihr *πᾶν δ'*.

Demnach lege ich Ihnen folgende Uebersetzung des vierten Paares vor:

Strophe.

φιλεῖ δὲ τίκτειν ὕβρις | μὲν παλαιὰ νεά|ζουσαν ἐν κακοῖς βροτῶν ὕβριν,	Es zeugt die Urschuld so gern immerfort neue Schuld, frisch in bösen Menschen wuchernde,
τότ' ἢ τότ' ἦμαρ ὅτε τὸ κύριον μόλῃ	um früher, später, wann des Kreisens Stunde naht,
φαεσκότον δαίμονα τεκεῖν | ἄμαχον ἀπόλεμον, ἀνίερον	die Höllenmacht zu zeugen, sie, die ohne Kampf gewinnende,
θράσος μελαίνας μελάθροισιν Ἄτας,	den frechen Trotz finsterer Sinnbethörung,
εἰδομέναν τοκεῦσιν.	ihren Erzeugern gleichend.

Gegenstrophe.

Δίκα δὲ λάμπει μὲν ἐν | δυσκάπνοις δώμασιν|, τὸν δ' ἐναίσιμον τίει βίον,	Doch Dike's Blick stralt in russschwarzen Lehmhütten auch: denn gerechten Wandel ehrt sie hoch.

τὰ χρυσόπαστα δ' ἔδεθλα σὺν πίνῳ χερῶν	Doch goldgewirkten Sesseln, welche Schmutz befleckt,
παλιντρόποις ὄμμασι λιποῦσ' | ὅσια πρὸς ἔσυτο, δύναμιν οὐ	versagt sie sich mit Zornesblick und eilet schnell zu Reinem hin,
σέβουσα πλούτου παράσημον αἴνῳ.	gepries'nen Reichthumes Gewalt verachtend.
πάντ' ἐπὶ τέρμα νωμᾷ.	Jegliches führt hinaus sie.

Mit diesen erhabenen Betrachtungen schliesst der Chor seinen Gesang, der Dichter einen Hauptheil seiner Tragödie ab: auf Zeus segensreiches Walten hinblickend, wie unter ihm trotz aller Vorherbestimmung der Moira die sittliche Freiheit des Menschen gewahrt ist, insofern in ihm selbst die letzte Bestimmung seines Thuns und damit seines Ergehens liegt, hat der Chor und mit ihm der Zuschauer die hohe, edle Ruhe des Gemüts wiedergefunden, die nur aus der Betrachtung des Ewigen zu gewinnen ist. Aber die Worte des Chors sind ein zweischneidiges Schwert: in die Vergangenheit blickend richten sie Paris Frevelthat und beruhigen über die furchtbare Sühnung des unerhörten Verbrechens; aber jetzt hält Agamemnon seinen Einzug in aller irdischen Pracht und Herlichkeit, Agamemnon, der den Lockungen des *ἀλάστωρ* nicht widerstehend durch die Opferung vieler und namentlich durch die unerhörte Opferung seiner Tochter diese Hoheit sich erkauft hat, und nun setzen die im Gemüt des Zuschauers noch nachklingenden Accorde in eine andere Tonart um und gestalten sich mehr und mehr zum Ausdruck banger Ahnung, ob nicht auch an des Herschers leidenschaftlichem Ehrgeiz die ewigen Satzungen des Zeus sich erfüllen werden, bis dann endlich V. 942 der Zuschauer mit dem Chor in das klagende *τίπτε μοι τόδ' ἐμπέδως κτλ.* ausbricht. So liegt in der kaum erst gewonnenen Beruhigung der Keim zur bangen Ahnung, die sich allmählich zur furchtbarsten Spannung steigert.

Da haben Sie denn, hochgeehrte Versammlung, aus Aeschylos Meisterwerken einen kleinen der Gottheit geweihten Bau, wie ich ihn bis dahin aus dem Schutt der Ueberlieferung herauszugraben und zu erklären verstehe. Die Geschichte der Irthümer in der bisherigen Aeschylos-Interpretation ist mir nicht so unbekannt, dass ich glauben könnte von der Berechtigung aller meiner Neuerungen Sie überzeugt oder überall das richtige getroffen zu haben: ich selber erfahre fortwährend dass der Tag den Tag belehrt; aber hätte ich auch nur ein ganz weniges gefördert zur Erkenntnis dieses verschütteten Pompejanum, dessen ganze Herlichkeit und Erhabenheit wir noch immer mehr ahnen als sehen, so würde mir meine Arbeit, Ihnen die mir so freundlich geschenkte Aufmerksamkeit immer noch hinreichend belohnt heissen dürfen.

Auf die Aufforderung des Vorsitzenden zur Discussion des eben gehörten Vortrags erhob sich zuerst

Professor Dr. Heimsoeth aus Bonn. Obschon ich es zur Beurteilung einer neuen Lesart und einer neuen Erklärung für massgebender halte, das, was im stillen Winkel durch stilles Sinnen gefunden ist, auf gleiche Weise am gleichen Ort, und das ist unsere Schreibstube, zu prüfen, so möchte ich mir doch erlauben ein paar Dinge zu berühren, die in allen Fällen, abgesehen von der vorgetragenen Erklärung, im Hermannschen Text nicht richtig

sind, so dass ich sie, mag der Hr. Redner bei seiner Erklärung bleiben oder nicht, seiner weitern Sorgfalt anempfehlen zu können glaube. Ich will nicht verhehlen, dass mir die Conjecturen und Erklärungen nicht alle gerechtfertigt erscheinen, z. B. dass der Hr. Redner V. 675 f. die *μῆνις* als Götterzorn wegen Laomedons Perfidie deutet, was mir nicht verständlich ist, da jeder Bezug auf die Vergangenheit fehlt. Auch bin ich nicht einverstanden mit *κυνάγουν κατ' ἴχνος*. Hr. Dr. Keck vermisst den Begriff 'hinterher', aber den haben wir ja eben in *κατ' ἴχνος*, da steht's: wenn Aeschylos lebhaft spricht, so fallen solche Nebenworte wie 'sie fuhren' weg. 'Und die Jäger längs der Fährte' — das ist ein poetisch ausgedrückter Gedanke, in dem wir kein Verbum vermissen. Oder, wenn ich eine andere Stelle berühre, mit *στάλαγμα* V. 713 scheint mir im Augenblick auch nicht das Rechte getroffen zu sein. Nicht unmöglich scheint mir eine Partikel, die *φρόνημα νηνέμου γαλάνας* und *ἀκασκαῖον ἄγαλμα πλούτου* mit einander verbindet, während das übrige lose hinzugefügt wird. Aber ich halte es für gerechter inne zu halten mit dem Urteil, bis man einen Abdruck des Vortrags in der Stille überdenken kann. Ich wollte bestimmte Punkte berühren, die in allen Fällen geändert werden müssen. In dem von dem Hrn. Redner vorgeschlagenen Text ist die Declamation unrichtig, wie sie durch die Dichtung bestimmt und durch die Rhythmen fixiert wird. Diese Declamation muss in allen Fällen die natürlichste Uebereinstimmung haben mit dem Gedanken. Im Hermannschen Texte steht z. B. V. 712 *λέγοιμ' ἂν φρόνημα μὲν νηνέμου γαλάνας*. Das declamiert sich unrichtig, so würde der Dichter die Worte nicht gesetzt haben. Auf diese Weise wird *λέγοιμ' ἂν* und in der Gegenstrophe *τέτυκται* viel zu stark hervorgehoben. Jene Worte gehören also zum vorhergehenden Verse, es ist zu lesen: *πάραυτα δ' ἐλθεῖν ἐς Ἰ|λίου πόλιν λέγοιμ' ἂν* und in der Gegenstrophe *παλαίφατος δ' ἐν βροτοῖς | γέρων λόγος τέτυκται*, so dass mit dem Inhalt des *γέρων λόγος* die neue metrische Reihe beginnt. Auch V. 703 ist *τροφᾶς* oder *τροφεῦσιν*, der Hauptbegriff für die Declamation, rhythmisch viel zu sehr gedrückt: es muss eine bedeutsamere Stellung haben. — Was ferner nothwendig in dem bisherigen Text sich ändern muss, ist eine Anzahl unrhythmischer Verse. Dazu rechne ich schon in der ersten Strophe V. 664 und 665.

Keck. Wenn ich Sie einen Augenblick unterbrechen darf, so möchte ich bemerken, wie sehr es mich freut mit Ihren rhythmischen Aenderungsvorschlägen durchweg übereinzustimmen. Hätte die uns knapp zugemessene Zeit mir erlaubt in meinem Vortrag auf metrische Einzelheiten einzugehen, wie ich es wünschte, so würde ich Ihnen mit Ihren eigenen Vorschlägen schon entgegengekommen sein. V. 664 und 665 verbinde ich zu éinem Verse.

Heimsoeth. Nun ist aber der folgende Vers unrichtig. Doch ich komme auf ein anderes. V. 715 *δηξίθυμον ἔρωτος ἄνθος* ist unrhythmisch, das klingt nicht. Der Vers ist ein ionischer. Er muss entweder zwei kurze Silben am Anfang haben oder éine lange Silbe, dann wäre Rhythmus darin. Ueber die Verbesserung bin ich unsicher, doch ist in der Gegenstrophe statt *βλαστάνειν* zu lesen *βλαστεῖν ἀκόρεστον οἰζύν*. Ferner ist nicht richtig der Vers 692; Sie haben ihn zwar geändert, doch gefällt mir auch so der Rhythmus nicht. Nicht richtig ist V. 735 und V. 743: *μὲν παλαιὰ νεά|ζουσαν ἐν κακοῖς βροτῶν ὕβριν* ist unrhythmisch. Da haben Sie fünf Arsen, wie aus der modernen Tragödie entnommen. In allen Gesängen wie in der Recitation muss sich die Einheit des Masses auf irgend éine Art zeigen. *ὕβριν* ist nothwendig der Anfang des neuen Verses. Dadurch fällt das *βίον* in der Gegenstrophe fort: dies Wort wird ohnehin schon durch die dichterische Grammatik verurteilt, mit *βίον* würde der Gedanke Aeschyleisch lauten *βίον δ' ἐναίσιμον τίει*. — Diese Einzelheiten

habe ich nicht unerwähnt lassen wollen. Ich danke übrigens für Ihre anregende Erklärung verbindlich und bitte Ihrer Texterklärung die Vollendung zu geben.

Keck. Indem ich für Ihre eingehenden Bemerkungen danke, wiederhole ich, dass es mich ungemein freut in so vielen wichtigen Punkten der Rhythmik mit Ihnen übereinzustimmen. Wenn mein Vortrag ausführlich, wie ich ihn zu halten beabsichtigte, Ihnen im Druck vorliegen wird, werden Sie meine Aussage bestätigt finden. Aber auf eins erlaube ich mir noch Sie aufmerksam zu machen. V. 735 klingen auch mir die fünf Arsen fremdartig; aber da Strophe und Gegenstrophe metrisch übereinstimmen, so wage ich nicht auf ein Gefühl hin, das so leicht täuschen kann, die Ueberlieferung zu ändern. Am wenigsten auf die von Ihnen vorgeschlagene Weise, dass Sie in der Gegenstrophe *βίον* tilgen und in der Strophe *ὕβριν* in den nächsten Vers hinüberziehen. Dadurch zerstören Sie die sonst so sorgfältig durchgeführte Concinnität und den symmetrischen Satzbau in Strophe und Gegenstrophe. Wie mit V. 744 ein neuer Satz beginnt, so muss auch mit dem entsprechenden V. 736 ein wesentlich neues Satzglied eintreten; ziehen Sie aber *ὕβριν* in den Anfang von V. 736 hinein, so vernesteln Sie durch den Gedanken V. 735 und 736, und die durch die Gegenstrophe wie durch die Rhythmen zwischen beiden Versen indicierte Pause fällt weg.

Heimsoeth. Sie fällt nicht weg. Gerade durch diese Pause wird *ὕβριν*, der Hauptbegriff des neuen Gedankens, aufs stärkste hervorgehoben.

Keck. Der Hauptbegriff des neuen Gedankens ist doch die Geburt des furchtbaren *δαίμων*, der Ate. Identificieren Sie denn diese mit der neuen *ὕβρις*?

Heimsoeth. Ich identificiere sie nicht; ich lese *νεατόκον δαίμονα τίκταν*. Danach ist Ate das Kind der neuen *ὕβρις*.

Keck. Ich danke Ihnen wiederholt für Ihre freundliche Belehrung.

Prof. Dr. Leopold Schmidt aus Bonn. Ich will sogleich zur Hauptsache kommen, indem ich die neue Erklärung von V. 674 und die Aenderung von V. 713, die der verehrte Redner in seinem Vortrage vorgeschlagen hat, kurz beleuchte. Fürchten Sie nicht, meine Herren, dass ich Sie in kritische Erörterungen einführe, welche Sie zu weit führen würden und zu denen längere Musse gehörte. Ich will überhaupt nicht positive Vorschläge stellen, sondern allein dasjenige vornehmen, was zu weiterer Erwägung nothwendig ist. Mir scheinen jene beiden Vorschläge des Redners gegen den Stil der Poesie zu verstossen, und das ist etwas, das nothwendig beachtet werden muss und, wie ich glaube, leicht erfasst werden kann. Was nämlich die neue Erklärung von *δι' ἔριν αἱματόεσσαν* V. 674 betrifft, wonach diese Worte und die folgenden Verse nicht auf den troischen Krieg, sondern auf den ältern Kampf gegen Laomedon bezogen werden sollen, so muss ich behaupten dass dies entschieden gegen den Stil der griechischen Poesie verstösst, weil eine derartige bloss indirecte Andeutung eines Mythos unerhört wäre. Der Mythos ist das plastische Element in der griechischen Poesie, dasjenige Element, woran die ganze ideale Welt hängt, und welches alles in einer so concreten Form als möglich darstellt. Wenn Aeschylos das gewollt hätte, was der Redner meinte, so hätte er nothwendig den Eigennamen nennen müssen, der an die Sache erinnerte und jedem Griechen die Sache lebendig vorführte. Es kommt nur darauf an dieses Princip festzustellen: wo der Grieche an ein mythisches Ereignis erinnert, thut er dies in concreter Form. — Was ich gegen den Aenderungsvorschlag zu V. 713 einzuwenden habe, einen Vorschlag der auf den ersten Blick ansprechen muss, ist eben auch dies, dass hier gleichfalls gegen den Stil der Poesie verstossen wird, indem zwei Bilder mit einander verbunden werden, welche unmöglich

verbunden werden können. Die griechische Poesie verbindet sehr häufig mehrere Bilder mit einander, aber wo dies der Fall ist, da sind die Bilder aus verschiedenen Sphären entlehnt. Aber wenn wir so lesen, wie der Hr. Redner vorgeschlagen hat, wobei das Bild des Regens gesetzt wird, so haben wir an diesem und dem vorhergehenden von der Meeresruhe zwei Bilder, die beide aus der Sphäre der elementaren Natur hergenommen sind. Das muss ich, bis mir der Gegenbeweis geliefert wird, für unmöglich erklären: ein Bild aus einer bestimmten Sphäre der Anschauung kann nicht mit einem aus derselben Sphäre entlehnten verbunden werden. Es werden mir vielleicht Beispiele entgegengehalten werden; allein wo scheinbar solche Beispiele sich finden, werden allemal nicht bewusste Gleichnisse vorgebracht, sondern es ist ein Ausdruck herabgesunken zu einer unverstandenen Metapher, wo der Dichter, indem er sie gebraucht, sich im Augenblick ihres Gebrauches nicht bewusst war des Unterschiedes zwischen dem Verglichenen und dem womit er es vergleicht. Derartige Beispiele finden sich allerdings viele, namentlich bei Pindar. Allein wo wirkliche Gleichnisse vorkommen, wo der Dichter vermöge eines individuellen Actes der Phantasie etwas aus einer Sphäre der Anschauung herausnimmt, um darauf das was er darstellt zu beziehen und zu vergleichen, da muss das Bild in sich einheitlich sein, es darf nicht ein zweites aus derselben Sphäre herausgehoben werden. Ich kann also, ohne irgend welche positive Vorschläge an die Stelle setzen zu wollen, nur sagen, dass jene beiden Vorschläge des Redners, abgesehen von den Gründen des Hrn. Prof. Heimsoeth, mir schon aus diesem Grunde anstössig erscheinen.

Keck. Indem ich meinem Freunde Schmidt für die meinem Vortrag geschenkte Aufmerksamkeit danke, muss ich zugleich bekennen, dass seine Einwendungen mich in meiner Auffassung der beiden Stellen nicht haben irre machen können. Ich spreche zunächst von der zweiten, V. 713, und meiner Emendation derselben. Wenn ein Paar von sich ergänzenden Gegenbildern aufgestellt wird, so gehört dazu allerdings, dass die beiden Bilder in gewisser Weise verschiedenen Sphären angehören. Aber warum soll denn das elementare Leben, dem die beiden unserem Dichter von mir vindicierten Bilder entlehnt sind, in der Weise als einzige untheilbare Sphäre gelten, dass sich nicht innerhalb derselben mehrere selbständige Kreise statuieren liessen? Denn anderseits gehört es zum Wesen der Symmetrie, die ein Paar von sich ergänzenden Gegenbildern verbinden muss, ebensowohl, dass beide Species einer gemeinsamen Gattung angehören, und gerade dies ist mir bei der überlieferten Lesart *ἄγαλμα πλούτου* immer unbegreiflich und incorrect vorgekommen, dass der Dichter 'ein Prachtbild des Reichthums' dem 'stillen Weben der Meeresruhe' gegenübergestellt haben sollte — bei dieser Gegenüberstellung zweier verschiedener Dinge fehlt eben die nothwendige höhere Einheit. Nach meiner Emendation dagegen tritt dem 'stillen Weben der Meeresruhe' der 'segenspendende Regen auf dem Festland' gegenüber: beide Bilder gehören der elementaren Sphäre an — das ist ihre Einheit —; aber zugleich sind sie doch so gegensätzlich, aus so ganz verschiedenen Kreisen des elementaren Lebens entlehnt, dass ich nicht verstehe, wie man innerhalb der nothwendigen Einheit stärkere Contraste vermissen kann.

Schmidt. Nach meinem Gefühl ist hier kein wirklicher Gegensatz vorhanden.

Keck. Da stützt sich also jeder von uns auf sein Gefühl. So muss der Streit verstummen. Ich komme demnach auf die Einwendungen gegen meine Interpretation von V. 674. Hier lässt sich mit blanker Waffe streiten. Man verbindet sonst immer *δι' ἔριν αἱματόεσσαν* mit *κελσάντων*, dem weit davon entfernten, oder mit dem gar nicht vorhandenen zu *κυναγοί* erst zu ergänzenden Verbum, und deutet jene Worte dann 'zum blutigen Streite'. Das;

behaupte ich, ist unmöglich. Nirgends bei Aeschylos hat διά mit dem Accusativ diese Bedeutung. Verbinden wir dagegen δι' ἔριν αἱματόεσσαν der Wortstellung gemäss mit ἀεξιφύλλους, so ergibt sich einfach und natürlich der Gedanke:. 'Paris und Helena waren an den Ufern des Simoeis gelandet, die (zu böser Vorbedeutung für die Landenden) grünten infolge blutigen Streites.' Dieser Kampf kann kein anderer sein als der gegen Laomedon geführte; die ausdrückliche Nennung dieses Namens war eben darum nicht nöthig, weil jeder Zuhörer, der von einem vor dem troischen Krieg an den Ufern des Simoeis bestandenen Kampfe vernahm, an den allbekannten Mythos von Laomedons Perfidie denken musste. Aehnliche blosse Andeutungen eines bekannten Mythos finden sich oft bei Aeschylos, und wie wäre es anders möglich? wie sollte der Dichter nicht oft auf etwas, dessen Kunde er bei seinen Zuhörern mit Sicherheit voraussetzen konnte, bloss angespielt haben, statt immer feierlich zu docieren? Beziehen sich also die Worte δι' ἔριν αἱματόεσσαν auf den Krieg gegen Laomedon (und das ist nicht anders möglich), so liegt es nahe auch in den folgenden Zeilen μῆνις ἤλασεν auf den Götterzorn wegen Laomedons ὕβρις zu beziehen. Diese ὕβρις hatte, wie die vierte Strophe das ausführt, immer neue ὕβρις gezeugt, bis für Paris die Stunde gekommen war, δαίμονα τεκεῖν ἄμαχον ἀπόλεμον, ἀνίερον θράσος μελαίνας Ἄτας. Wenn übrigens jemand eine andere annehmbare Deutung dieser μῆνις geben könnte, würde ich meine Erklärung vom Anfang der ersten Gegenstrophe gern fallen lassen, denn ganz befriedigt sie mich selbst nicht.

Schmidt. Ich erlaube mir auf die erste Stelle (V. 674) nicht zurückzukommen. Was aber die zweite (V. 713) betrifft, so möchte ich gegen eines noch Einspruch erheben, dagegen dass der Streit bloss Sache des poetischen Gefühls sei. Ich möchte vielmehr behaupten, dass er allerdings Sache der methodischen Untersuchung über den Stil der Poesie ist, und ich glaube dass eine solche bei derartigen Fragen, was in Gleichnissen möglich ist und was nicht, eine sehr wesentliche Rolle zu spielen hat. Ich glaube daher es für jetzt nur als ein Resultat meiner bisherigen Forschungen in diesen Dingen aussprechen zu können, ohne es hier beweisen zu wollen, dass dies gerade, wogegen ich Einspruch erhebe, nämlich die Verbindung zweier aus derselben Sphäre der Anschauung entnommenen Gleichnisse, unrichtig ist.

Keck. Mit demselben Rechte würde Prof. Schmidt die Zusammenstellung der beiden folgenden Bilder μαλθακὸν ὀμμάτων βέλος, δηξίθυμον ἔρωτος ἄνθος tadeln können: beide sind der erotischen Sphäre entnommen.

Schmidt. Dies ist erst ein Abgeleitetes: die Bilder selbst wurzeln in Verschiedenem. Das erste Gleichnis ist immer das wesentliche, das zweite tritt erst ergänzend hinzu. Dies ist dasjenige was, wie mein Freund richtig bemerkt hat, die Symmetrie bildet: dazu aber ist es nöthig, dass die Gleichnisse aus entgegengesetzten Anschauungen entnommen sind. Hier ist das nicht der Fall, und aus diesem Grunde muss ich, wie gesagt, das Verlangen stellen, dass, wenn dergleichen in den Text des Aeschylos hineingebracht werden soll, Belege dafür beigebracht werden, ob dergleichen Verbindungen möglich sind.

Prof. Forchhammer. Noch ein Wort über δι' ἔριν αἱματόεσσαν. Ich habe Ihnen einen Vorschlag zu machen. Bekanntlich war es die Eris, die den Apfel unter die Götter warf bei der Hochzeit des Peleus und der Thetis und die das ganze Unheil des troischen Krieges herbeigeführt hat. Wenn man nun läse δι' Ἔριν αἱματόεσσαν, zu verbinden mit κελσάντων, so scheint mir das um so zweckmässiger emendiert zu sein, da so am Schluss der Strophe die eigentliche Ursache der Sendung der dämonischen Helena genannt würde.

Keck. Ich bin Ihnen sehr dankbar für diesen Vorschlag. Er gefällt mir ausserordentlich, aber auch Sie wollen also eine blosse Andeutung eines Mythos hier statuieren. Ich werde Ihre geistreiche Vermutung reiflich erwägen.

Forchhammer. Ich benutze die Gelegenheit dem geehrten Redner meinen Dank dafür auszusprechen, dass er meinem Vortrag über die Irren der Io eine ernstliche Anerkennung hat widerfahren lassen. — Zugleich noch ein Wort über die *μῆνις* V. 677. Es knüpft sich diese Gegenstrophe an die Namendeutung der Helena. Warum nehmen Sie denn in diesem Zusammenhang die Schuld der jetzigen Thäter aus dem Satz heraus? Helena selbst ist die *Μῆνις τελεσσίφρων.*

Keck. Ich glaube nicht dass die *Μῆνις* ein dämonisches Wesen ist, das mit Helena identificiert werden könnte. Helena ist vielmehr die *Ἄτη Ἐρινύς*, die Incarnation der letzten und schwersten *ὕβρις*, ein Fluchgeist der sich und die Umgebung richtet und vernichtet, gesandt vom heiligen Götterzorn. Eben dieser schickt auf Ilios heran das *κῆδος ὀρθώνυμον*, die Ehewehen, die ihren Ursprung genommen in einem Verbrechen, um dies durch sich selbst zu richten.

Forchhammer. Es muss das sein. Der ganze Satz ist noch Namendeutung der Helena: 'da trieb diese *Μῆνις* auf Ilios an, da Helena landete.' Die *Μῆνις* ist nach meiner Ansicht Helena.

Keck. Ich will nichts mehr erwidern, um nicht den Herren, deren Vorträge noch zu erwarten sind, die Zeit zu sehr zu beengen. Der geehrten Versammlung aber und insonderheit den Herren, die sich an der Debatte so freundlich betheiligt haben, sage ich meinen herzlichsten Dank.

Es folgte nun der Tagesordnung gemäss der Vortrag des Professor Dr. Linker aus Krakau

über Spuren der Bekanntschaft des Horatius mit Sallustius Historien.*)

Der Redner gieng von dem Satze aus, wie es eine in Beziehung auf Livius längst mit Recht angewendete Methode sei, aus der oft wörtlichen Uebereinstimmung der späteren Epitomatoren den Inhalt seiner Erzählung in solchen Partien zu construieren, in welchen uns das Original selbst nicht mehr vorliegt. Auch in Beziehung auf Sallustius Hauptwerk, die fünf Bücher der 'Historiae', sei öfter eine solche Reconstruction des Inhaltes aus der Uebereinstimmung Späterer, welche aus ihm schöpften, möglich, auch an solchen Stellen, an welchen directe Inhaltsangaben uns verlassen. Die vorhandenen Fragmentsammlungen des Sallustius gehen auf dergleichen indirecte Quellen weniger ein: nur Kritz in seiner sehr fleissigen Ausgabe hat manches derartige angedeutet, ohne es indessen weiter zu verfolgen. Der mächtige Einfluss von Sallustius Werken**) sogleich auf seine Zeitgenossen und ebenso die ungemein häufige Be-

---

*) Da der Redaction dieser Verhandlungen ein Manuscript obiges Vortrags von Seiten des Redners nicht vorlag, so musste sie sich darauf beschränken den von Professor Linker selbst in der Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien 1861 Heft 10 S. 817 ff. von seinem Vortrag gegebenen Auszug hier einzuschalten.

**) d. h. nur seiner Geschichtswerke. Daneben aber muss in der Augusteischen Zeit auch noch eine Sammlung seiner Reden existiert haben: denn die Worte des älteren Seneca (contr. exc. lib. III S. 361 Bursian) *orationes Sallustii in honorem historiarum leguntur* können nach dem ganzen Zusammenhange jener Stelle nicht etwa auf die in den Geschichtswerken eingeflochtenen Reden bezogen werden.

nutzung derselben bei den Späteren ist vor allem nicht zu unterschätzen, wie die mehrfach erwähnte Secte der Sallustiani und anderseits die heftige Opposition durch Asinius Polio, Lenäus und besonders Livius zeigt. Dieser Einfluss aber ist nicht nur bei späteren Prosaikern bis auf die Kirchenväter und das Mittelalter herab zu erkennen, sondern ebenso bei Dichtern wie Vergilius, Lucanus, Silius Italicus, Statius, Ausonius, Avienus (in der ora maritima): ebenso auch gleich bei des Sallustius jüngerem Zeitgenossen Horatius.

Vielleicht dass wir selbst an ein näheres persönliches Verhältnis der beiden merkwürdigen Männer denken dürfen: der nach der Schlacht bei Philippi seines Vermögens beraubte und gedrückte Dichter mochte gern in der behaglichen Behausung des im Genusse seiner Reichthümer lebenden Geschichtschreibers ein Asyl suchen. Ohnehin waren beide politische Parteigenossen in ihrer Anhänglichkeit an die Sache der Republik: mochte auch Sallustius zuletzt dem Lager des Cäsar gefolgt sein, so zeigen doch seine Vorreden zum Catilina und besonders zum Jugurtha, wie wenig er mit dem Gebahren der Triumvirn einverstanden war: die letztere Vorrede stimmt genau zu den *graves principum amicitiae* des Horatius. Ebenso treffen beide zusammen in der Verherlichung des Cato als des förmlichen Mustertypus eines Republikaners, eine Auffassung zu welcher allerdings schon die manigfachen Streitschriften bei Cäsars Lebzeiten den Grund gelegt, die aber erst durch den Catilina des Sallustius allgemein verbreitet zu sein scheint. Eine persönliche Anspielung auf den Historiker, welche man in Sat. I 2, 41 finden wollte, ist freilich zurückzuweisen; dagegen ist wohl hervorzuheben das Verhältnis des Dichters zu dem jüngeren Sallustius, dem Schwestersohne des Geschichtschreibers.

Auch die Scholiasten des Horatius sowie die des Vergilius, Lucanus und Statius haben jenen Einfluss des Sallustius schon oft genug anerkannt. Allerdings ist dabei zu bemerken, dass Sallustius überhaupt fast der einzige römische Historiker ist, welcher von den späteren Grammatikern und Scholiasten zu Vergleichungen herangezogen wurde, wie es scheint deshalb, weil seine Schriften schon früh einen ausführlichen Commentar durch Aemilius Asper gefunden hatten, gleichwie wir von Ciceros Schriften vorzugsweise die commentierten citiert finden; bei den genannten Dichtern indessen waren die Scholiasten mit ihren Vergleichungen in vollem Rechte. Ebenso wie bei Vergilius usw. ist auch bei Horatius der Einfluss des Sallustius in sprachlicher wie in sachlicher Hinsicht nicht zu verkennen, gleichwie der Historiker seinerseits mitunter Reminiscenzen an Lucretius und andere Dichter zeigt. Und wie Sallustius der erste Prosaiker Roms ist, welcher sein litterarisches *otium* mit voller Entschiedenheit den ehrenvollen *negotiis* gleichzustellen wagte (was Cicero noch nicht gethan hatte), so ist Horatius der erste Dichter von dieser Kühnheit. Ebenso weisen die Anspielungen auf Jugurtha bei Horatius wie bei den folgenden Dichtern wohl nur auf Sallustius zurück, durch dessen Schrift der längst vergessene Barbarenfürst, welcher bei Cicero sich nur ganz beiläufig erwähnt findet, plötzlich wieder zu einer allgemein bekannten Persönlichkeit geworden war.

Am interessantesten müssen für uns natürlich solche Stellen sein, an welchen eine Benutzung der leider verlorenen Historien des Sallustius hervortritt oder zu vermuten ist. Diese ist zunächst am sichersten zu erkennen in Epode 16: in diesem merkwürdigen, halb phantastischen Gedichte, in welchem Horatius seine Mitbürger auffordert aus dem Unheil der Bürgerkriege zu den 'Inseln der Seligen' zu flüchten, scheint die ganze Schilderung dieses Eldorado aus dem ersten Buche von Sallustius Historien entlehnt zu sein. Oder vielmehr: Sertorius, der letzte und tüchtigste Gegner der Sullanischen Optimatenherschaft, hatte bei dem gleichgestimmten Sallustius eine besonders liebevolle und eingehende Schilderung gefunden; durch die

dabei mit eingeflochtene Erzählung von Sertorius romantischem Plane auf die Canarischen Inseln zu flüchten mag Horatius überhaupt zu der Nachbildung in jener Epode veranlasst sein, so dass wir wegen des Phantastischen in dem Gedichte nicht gerade, wie Teuffel wollte, an eine besonders frühe Abfassungszeit zu denken haben werden, welcher ohnehin die metrische Vollendung des Ganzen widerstrebt. Dazu können Sallustius Historien nur erst kurze Zeit vor dem Tode des Verfassers (35 v. Chr.) ediert sein. Bei der Schilderung der glücklichen Inseln sind die Worte des Sallustius zum Theil schon von den Scholiasten des Horatius zur Vergleichung herangezogen: mit den von diesen und ausserdem von Nonius und von Servius zu Verg. Aen. II 640 und zu Georg. II 197 (die letztere Stelle fehlt in den Ausgaben) erhaltenen Citaten stimmt aber ziemlich wörtlich zusammen die Beschreibung bei Plutarch Sert. c. 8, gleichwie Plutarch für diese Biographie überhaupt allein die berühmte Schilderung seines Helden bei Sallustius als Quelle benutzt zu haben scheint. Nun aber trifft wieder die weitere Beschreibung des Horatius mit der des Plutarch selbst in solchen speciellen Zügen überein, wie in der Erwähnung der sanften Thauwinde, welche auf jenen Inseln den Regen ersetzen, und so wird der Schluss nicht ungerechtfertigt sein, dass wegen dieser Uebereinstimmung die durchgängige Benutzung einer gemeinschaftlichen Quelle vorauszusetzen sei, so dass wir aus beiden den Inhalt jener Schilderung des Sallustius auch an dén Stellen uns zu reconstruieren befugt sind, wo uns die directen Citate verlassen.

Ebenso trifft Horatius mit der Erzählung bei Plutarch Sert. c. 16 überein in der schönen Stelle der Episteln II 1, 45, wo unser Dichter die Aufstellung eines historischen Rechtes für die Poesie mit so köstlichem Humor zurückweist. Mochte auch das haarweise Ausrupfen der *cauda equina* vielleicht schon bei den griechischen Rhetoren ein beliebtes Beispiel des sogenannten Sorites sein, so lag doch für Hor. die Erinnerung an die humoristische Anwendung desselben durch Sertorius besonders nahe, wenn diese Erzählung, wie wir aus Plutarch vermuten dürfen, in Sallustius Historien enthalten war.

Ob wir auch bei dem Zusammentreffen der Anekdote über Lucullus bei Hor. Episteln I 6, 40 mit Plutarch Luc. c. 39 (wo ausdrücklich *Φλάκκος ὁ ποιητής* erwähnt wird) an Sallustius Historien als an die gemeinschaftliche Quelle beider zu denken haben, ob endlich auch etwa die Erzählung von einem *miles Luculli* in den Episteln II 2, 26 ff. aus demselben Werke des Sallustius geschöpft sei, mag unentschieden bleiben.

Erwähnung verdient dagegen noch die merkwürdige Stelle der Carmina III 24, 11 ff., wo die eingehende Schilderung der *rigidi Getae* wohl auf eine ausführliche Quelle zurückweist. Schon Jacob Grimm hat diese Schilderung in seiner ersten Abhandlung über die Geten und Gothen der germanischen Sitte vindiciert. Es ist wahrscheinlich, dass derselben vor allem der ausführliche Excurs über die Germanen zu Grunde lag, welchen Sallustius dem dritten Buche der Historien eingefügt hatte, ebenso wie Vergilius Georg. III 383 ff. in seiner Schilderung der Hyperboreer die Hauptzüge daraus entlehnt zu haben scheint. Sallustius hatte dort die Germanen zugleich mit den übrigen Völkern an der untern Donau und am Ufer des Pontus überhaupt geschildert: bei der Erwähnung der *campestres Scythae* in der angeführten Ode des Horatius weisen die Scholien ohnehin ausdrücklich auf diese Beschreibung hin.

In dieser Weise versuchte der Redner zunächst nur mit Bezug auf die Anklänge bei Horatius darauf hinzuweisen, auf welchem Wege noch eine Vervollständigung der bisherigen Fragmentsammlungen des Sallustius zu gewinnen sei.

Zum Schlusse deutete derselbe noch an, wie man bisher auch noch immer einige Fragmente anderer Sallustii dem Geschichtschreiber fälschlich beigelegt habe, und theilte mehrere Emendationen zu einzelnen Stellen in Sallustius Historien mit.

Da an diesen Vortrag eine Debatte sich nicht anknüpfte, so begann sofort der Privatdocent Dr. Leo Meyer aus Göttingen seinen Vortrag

über die sogenannten unpersönlichen Zeitwörter im Lateinischen.

Es ist der sogenannten vergleichenden Sprachforschung schon oft der Vorwurf gemacht worden, dass sie sich um die Lehre vom Satz eigentlich gar nicht kümmere, also die letzte und höchste Ausbildung der Sprache doch eigentlich ausserhalb ihres Gebietes liege. Dieser Vorwurf ist schon in so fern ganz ungerechtfertigt, als die vergleichenden Sprachforscher sich doch schon sehr viel und nicht selten mit ganz besonderer Vorliebe der genauen Betrachtung der Flexion, der Nomina sowohl als der Verba, zugewandt haben: die Flexion der Wörter aber gehört durchaus in das Gebiet der Satzlehre, sie ist ja eines der Hauptmittel der Sprache, selbständige Wörter mit einander zu verbinden, und mit dieser Verbindung beschäftigt sich die Lehre vom Satz. Der der Satzlehre vorausgehende Theil aber in der wissenschaftlichen Darstellung einer Sprache, die Wortlehre, hat es streng genommen nur zu thun mit den Wörtern an und für sich, mit ihrer Bildung und Entwicklungsgeschichte, und in Hinsicht auf die geistige Seite (alles Sprachliche hat diese doppelte Seite, einmal die rein äusserliche, formelle, und dann die geistige, die bedeutende), mit der Bildung, der Entwicklungsgeschichte der Begriffe und dessen was sonst dazu gehört.

Abgesehen nun aber von jener genaueren Durchforschung der Flexion der Wörter ist von Seiten der vergleichenden Sprachforschung für die Lehre vom Satz allerdings noch sehr wenig geschehen. Einzelnes aber doch. So hat schon auf der Göttinger Philologen-Versammlung Hr. Professor Lange 'Andeutungen über Ziel und Methode der syntaktischen Forschung' gegeben mit statistischen Beobachtungen über den Gebrauch der Präpositionen im Sanskrit und Griechischen. Einzelne Beiträge hat auch Hr. Professor Georg Curtius geliefert und andere; ich kann hier auch auf meine Abhandlung über den Homerischen Infinitiv verweisen, die ganz auf diesem Standpunkte steht. Im Vergleich aber mit dem, was hier noch zu thun übrig ist, ist alles jenes einzelne allerdings noch fast verschwindend wenig.

Diese scheinbare Vernachlässigung oder doch unleugbar noch sehr geringe Berücksichtigung des Satzes von Seiten der Sprachvergleichung aber ist nichts weniger als eine grundsätzliche, sie hat ihren ganz natürlichen Grund. Sprachvergleichung oder vergleichende Sprachforschung ist eine wenn auch nicht geradezu schlechte und ganz unpassende, so doch leicht zu schiefer Auffassung führende und jedenfalls die Hauptsache, den eigentlichen Kern der Sache, nicht recht treffende Bezeichnung. Das wesentliche und einzig massgebende Kennzeichen derjenigen erst in neuester Zeit zur Geltung gebrachten Sprachforschung, die sich der Vergleichung möglichst zahlreicher verwandter Sprachen als eines sehr förderlichen und möglichst sichern Mittels bedient, die in der blossen Sprachvergleichung aber durchaus nicht ihre eigentliche Aufgabe sieht, ist die historische Auffassung der Sprache, die Betrachtung der Sprache als einer gewordenen, menschlich entwickelten.

Zu dieser Auffassung der historischen Entwicklung der Sprache aber hat die alte sogenannte classische Philologie vor dem Bekanntwerden des weiteren Verwandtschaftskreises der

indogermanischen Sprachen wohl deshalb nicht den Weg zu finden gewusst, weil die griechische und lateinische Sprache uns sogleich in einer ganz vorzüglichen litterarischen Vollendung entgegentreten, die immer mehr den Eindruck eines Fertigen, Ruhenden, man kann sagen Absoluten macht, als zu der Frage führt: woher ist dies geworden? Es ist überhaupt erst ein Hauptkennzeichen der Wissenschaft der neuesten Zeit, in so fern sie sich auf menschliche Dinge bezieht, dass sie die geschichtliche Seite, die ganze Entwicklung zu begreifen mehr und mehr sich bemüht.

Wenn wir nun bemerkten, dass der Satz von Seiten der Sprachvergleichung bis jetzt erst in verhältnismässig geringem Umfange genauerer Betrachtung unterzogen worden sei, so sagt das also nichts anderes, als dass die Bildung des Satzes noch sehr wenig historisch betrachtet worden ist, und das, sage ich, hat seinen ganz natürlichen Grund.

Die Satzlehre behandelt die Verbindung selbständiger Wörter unter einander. Nun kommt es aber hier ebensowenig als in der Lehre von den Wörtern an und für sich nur auf das bloss Aeussere an, das ja, wie bemerkt, im Satz wesentlich in der Flexion besteht. Man kann die innere Verbindung, die geistige Beziehung, das Verhältnis von Wörtern zu einander unmöglich verstehen, ehe man die in Frage kommenden Wörter selbst genau versteht. Wenn z. B. im Lateinischen *vesci*, während das scheinbar ganz gleichbedeutende *edere* ebenso wie das deutsche *essen* den Accusativ verlangt, mit dem Ablativ verbunden wird, wie bei Sallust (Jug. 94 a. E.): *Numidae plerumque lacte et ferina carne vescuntur*, so ist das nur verständlich, so kann man in die Entwicklung einer solchen Verbindung nur hineinblicken, wenn man das Wort *vesci* selbst versteht. Nun wissen wir aber, dass alle lateinischen sogenannten Deponentia und Passiva ursprünglich Reflexiva sind. Der Begriff von *vesci* muss sich also reflexiv entwickelt haben; man würde die Bedeutung 'sich nähren' wohl auch richtig erschlossen haben, wenn nicht noch solches vorläge, wie bei Tertullian (Ieiun. 5 aus Moses 4, 11, 4) der Satz *quis nos vescet carne?* der ohne Zweifel noch auf ältester Anschauung beruht. Die Etymologie des Wortes *vesci* aber steht noch gar nicht unzweifelhaft fest, und viele Wörter, deren volles Verständnis zum Begreifen der Satzbildung eben so unumgänglich nothwendig ist, sind überhaupt noch unverständlich. In der Entwicklungsgeschichte der Wörter hat die Sprachwissenschaft, wie viel ihr auch wirklich zu ermitteln bereits gelungen ist, doch noch unendlich viel zu beschaffen, ehe man getrost und auf ganz festem Boden mitten in die Satzlehre hineintreten kann.

Dazu kommt, dass gerade ausserordentlich viele Wörter und Wörtchen, die satzlich von ganz besonderer Wichtigkeit sind, wie die sogenannten Conjunctionen, die Partikeln, Präpositionen und dergleichen, einer gründlichen und genügenden Erklärung noch durchaus bedürftig sind. Was bedeutet z. B. das vielbesprochene *ἄν*? Ich weiss es ganz und gar nicht. Ein Hauptvorzug aber der heutigen Sprachwissenschaft ist der, dass sie in den meisten Fällen wirklich festzustellen weiss, ob etwas schon erklärt ist oder nicht, und dass sie nicht alles auf die alte schlechte Weise sich zurecht deutet.

Eine weitere grosse Schwierigkeit bei der Erforschung der Satzentwicklung liegt darin, dass in dem Satze, dieser letzten und höchsten Ausbildung der Sprache, das geistige Element sich in viel höherem Grade geltend zu machen sucht, sich von der hemmenden Form gleichsam mehr und mehr loszumachen ringt, wie im folgenden gleich deutlicher werden wird. Die Sprachform ist das Aeussere, gleichsam Greifbare, von dem der Sprachforscher durchaus ausgehen muss; in der Betrachtung des Satzes aber entwindet sie sich scheinbar mehrfach

ganz unsern Händen — scheinbar: eindringendere Betrachtung wird den innigsten Zusammenhang des Geistigen mit dem Aeussern, Formellen, hier nirgends verkennen lassen.

Es ist die Aufgabe dieses Vortrags, noch einen kleinen Beitrag zu liefern zur Entwicklungsgeschichte des lateinischen Satzes, und zwar in der Betrachtung der sogenannten unpersönlichen Verba, der Wörter *piget*, *pudet*, *paenitet*, *taedet*, *miseret*, *veritum est*. Wie ist es möglich, dass der Lateiner sagt *me pudet alicuius rei* und z. B. Cicero (de domo sua 11, 29) *me stultitiae meae pudet*. Niemandem kann doch einfallen etwa zu sagen, hier bedeutet *me* 'ich' und *pudet* 'schäme mich'. Aber wenn wir auch sagten, in *pudet* müsse ein Begriff stecken, der den Accusativ verlange, etwa 'schamhaft machen', *me pudet* 'mich macht schamhaft', wohin führt das? Es folgt der Genetiv. Der Satz *me stultitiae meae pudet* scheint gar kein Subject zu haben, das doch die nothwendige Grundlage jedes Satzes ist, oder, können wir getrost sagen, er hat wirklich kein Subject. Schleiermacher soll einmal gesagt haben, in solchen Sätzen sei das Chaos Subject, aber das Chaos ist kein Subject, wo vom Chaos keine Rede ist. Wenn aber in Haases Anmerkungen zu Reisigs Vorlesungen über lateinische Sprachwissenschaft (S. 639), wo vom Genetiv die Rede ist, *piget*, *paenitet* usw. *aliquem alicuius rei* scheinbar genau erklärend übersetzt wird 'es ergreift jemand die Empfindung des Verdrusses, der Reue über etwas', so umgeht das die Schwierigkeit durch weitläufige Umschreibung, wie sie durch jene ganz einfachen Wörter gar nicht berechtigt sein kann. Der Gedanke, der in dem angezogenen Satze liegt, kann nur das Subject haben: entweder *ich* (bin beschämt, schäme mich über meine Thorheit) oder *meine Thorheit* (macht mich beschämt); ein drittes ist, ohne vollständige Verkünstelung des vorliegenden Verhältnisses, hier nicht möglich.

Ein Tritt zur Seite wird das Verhältnis schon klarer machen. Der Lateiner sagt häufig *venit mihi in mentem* ganz wie wir auch 'mir kommt in den Sinn'; so Cicero (an Atticus 12, 36) *si quid in mentem veniet, quomodo eam effugere possimus, utemur*, und derselbe (an Atticus 12, 37) *numquam ea res tibi tam belle in mentem venire potuisset*, und z. B. noch (ad fam. 4, 10) *venit mihi in mentem subvereri ne* usw. Das kann nicht weiter auffallen. Nun findet sich aber auch bei demselben Cicero (ad fam. 7, 3) *solet mihi in mentem venire illius temporis*, und (für Quinctius 2) *non minus saepe ei venit in mentem potestatis quam aequitatis tuae*, und (de finibus 5, 1, 2) *venit mihi Platonis in mentem*, und bei Lucrez (5, 1206) *cum . . venit in mentem solis lunaeque viarum* und ähnliches mehrfach.

Wie ist das möglich? Nicht anders als auf die oben angedeutete Art des sich mehr und mehr Losmachens des geistigen Elementes in der Sprache von der Form. Die ältere Form muss sein *si quid in mentem venit*, und z. B. bei Livius (8, 5) *non venit in mentem pugna apud Regillum lacum*, mit *quid* dort, hier *pugna* als Subjecten. An der Redensart *venit in mentem* aber schuf sich der Römer den Begriff des weitern Gebietes des 'Denkens, Gedenkens', und als dieser sich bestimmt ausgeprägt hatte, gebrauchte er dann auch *venit mihi in mentem* ganz so als ob er z. B. *memini* sagte, wie *vivorum memini* bei Cicero (de finibus 5, 1 a. E.) und ebenso als ob dort ganz wie hier das gedachte Subject *ich* auch ausgedrückt sei. Aus dem Deutschen kann man hier die Verbindung des Zeitworts *versichern* vergleichen, man sagt *ich versichere dich dessen* und auch durchaus nicht unberechtigt *ich versichere dir das;* der Unterschied ist rein historisch: dort hält man den ältern Begriff 'ich mache dich sicher', gleichsam *certiorem te facio* fest, hier geht man über in die allgemeine Begriffsreihe des Sagens.

Ganz ähnlich wie mit *venit mihi in mentem* muss es sich verhalten mit *piget, pudet* usw.; es muss dabei ursprünglich deutlich ein Subject ausgedrückt sein, das den Accusativ regierte; und so findet sich denn auch noch bei Plautus (Stichus 1, 1, 50) *et me quidem haec condicio nunc non paenitet*, und bei Lucan (8, 495) sogar mit Pluralverbindung *semper metuet quam saeva pudebunt*. Zu diesen Sätzen mit regierendem Substantiv darf man wohl auch stellen solche wie bei Cicero (Tusc. 5, 18, 53) *sequitur ut nihil paeniteat, nihil desit, nihil obstet*, und bei Terenz (Brüder 2, 2, 36) *pudet nil? omnis dentis labefecit mihi;* aber zu sehr darf das ursprünglich allerdings substantivische *nihil* nicht gepresst werden, sonst würde man das auch können, wo etwa einfach *non pudet* gesagt wäre, weil *non* ursprünglich ja auch substantivisch 'nicht eins' besagt und mit unserm *nein* im Grunde genau übereinstimmt.

Sätze der genannten Art sind aber doch sehr selten; viel häufiger geblieben sind solche, wo das regierende Wörtchen ein Pronomen ist, welche Verbindung sich einfach auf die oben angedeutete Weise erklärt und nicht etwa bloss so, wie es doch oft aus den Grammatiken den Anschein gewinnt, als sei es dem Pronomen überhaupt bei allen irgendwie besonderen Verbindungen erlaubt aus allem Gleise zu fahren. Hier sind zu nennen aus Plautus (Epid. 4, 1, 1) *si quid est homini miseriarum, quod miserescat, miser ex animo est: quod miserescat* das ist 'was betrübt macht, was betrübt', den deutschen Wörtern ziemlich genau entsprechend. Weiter ist zu nennen aus Terenz (Brüder 4, 7, 36) *non te haec pudent?* worin wieder die Pluralverbindung beachtenswerth ist. Noch mögen angeführt sein aus Cicero (für Archias 6) *ceteros pudeat .. me autem quid pudeat?* aus Plautus (Glor. 3, 1, 30) *siquidem te quicquam quod faxis pudet;* aus Terenz (Brüder 1, 2, 4) *quid ille fecerit? quem neque pudet quicquam nec metuit quemquam;* aus Plautus (Epid. 1, 2, 4) *idne pudet te quia captivam es mercatus?* aus demselben (Casina 5, 2, 4) *pudet quod prius non puditum umquam est;* aus Ovid (ars amat. 3, 770) *praecipue nostrum est, quod pudet, inquit, opus;* aus Attius (bei Nonius 424, 4) *non prodesse id pudet;* aus Plautus (Pseud. 1, 3, 47) *nimio id quod pudet facilius fertur quam illud quod piget;* bei Terenz (Phormio 3, 3, 21) sagt Antipho: *quaere obsecro: ne quid plus minusve faxit, quod nos post pigeat, Geta.* Aus Cicero führen wir noch an (Tusc. 5, 28) *sapientis est proprium, nihil quod paenitere possit facere;* (de inv. 2, 13) *quaeri oportet, utrum id facinus sit, quod paenitere fuerit necesse;* (ad Quintum fr. 1, 2, 2) *si apud te plus auctoritas mea valuisset, nihil sane esset quod nos paeniteret.*

Hieran schliessen sich nun auch die zahlreichen Verbindungen der fraglichen Verba mit dem Infinitiv, die in den Grammatiken vielfach der Verbindung mit dem Genetiv untergeordnet werden. Letzteres nicht gut: denn wenn in diesem Satzgefüge der Genetiv etwas nothwendiges, tiefer begründetes wäre, so müsste der Genetiv des sogenannten Gerundivs stehen. Der Infinitiv vertritt in den in Frage kommenden Sätzen ein regierendes Substantiv, was sein ursprünglicher Werth allerdings durchaus nicht ist. Die lateinischen wie griechischen Infinitive sind ja ursprünglich sämmtlich Dative, was in der Geschichte des Satzes allerdings früh unberücksichtigt bleibt, für den griechischen Infinitiv aber z. B. bei Homer noch sehr deutlich ist. Als Beispiele nennen wir hier aus Cornelius Nepos (Vorrede a. E.) *quem Romanorum pudet uxorem ducere in convivium?* aus Tibull (2, 3, 30) *servire aeternos non puduisse deos;* aus Cicero (für Flaccus 22) *nonne esset puditum, legatum dici Maeandrium?* aus demselben (de nat. deor. 1, 39) *puderet me dicere non intellegere, si vos ipsi intellegeretis*, und noch (Tusc. 1, 25) *me non pudet fateri nescire quod nesciam;* aus Sallust (Jug. 95 a. E.) *incertum habeo pudeat magis an pigeat disserere;* aus Terenz (Heaut. 5, 4, 19) *at te id nullo modo facere*

puduit; aus Horaz (epist. 1, 14, 36) *nec lusisse pudet, sed non incidere ludum;* ebendaher (1, 19. 42) *spissis indigna theatris scripta pudet recitare et nugis addere pondus;* aus Ovid (ars amat. 3, 769) *ulteriora pudet docuisse.* — Aus Attius (bei Nonius 424, 4) *hortari piget . . non prodesse id pudet,* welcher Schluss schon oben in Bezug auf das Pronomen genannt werden konnte; aus Sallust (Mitte der Rede des Philippus gegen Lepidus) *nisi forte pudet aut piget recte facere;* aus Plautus (Pseud. 1, 3, 48) *non dedisse istunc pudet, me quia non accepi piget,* wo am Schluss also ein Satz die Stelle des regierenden Substantivs vertritt; aus Ovid (ars amat. 3, 717) *nunc venisse piget, nunc iuvat;* aus Livius (8, 2) *fateri pigebat;* aus Sueton (Caesar 14) *ut Silanum non piguerit sententiam suam interpretatione lenire;* aus Appulejus (Metam. 1) *ne pigeat te vel taedeat reliqua pertexere;* aus Petronius (Sat. 127) *neque enim me piguit quaerere;* aus Silius Italicus (7, 173) *nec pigitum parvosque lares humilisque subire limina caelicolam tecti;* noch aus Appulejus (Apol.) *hic etiam pro sua gravitate vitio mihi vertebat, quod me nec sordidiora dicere honeste pigeret.* — Aus Terenz (Phormio 3, 2, 2) *at enim taedet iam audire eadem miliens;* aus Lucrez (3, 1074) *exit saepe foras magnis ex aedibus ille, esse domi quem pertaesum est;* aus demselben (5, 1150) *hanc ob rem est homines pertaesum vi colere aevom;* aus Vergilius (Aen. 5, 617) *taedet pelagi perferre laborem;* aus Sidonius (epist. 8, 15) *taeduit inchoasse.* — Aus Cicero (de orat. 2, 19) *efficiant ut me non didicisse minus paeniteat;* aus Vergilius (Ecl. 2, 34) *nec te paeniteat calamo trivisse labellum*; aus Seneca (Agam. 243) *quem paenitet peccasse paene est innocens*; noch aus Cicero (Cato maior 23) *non paenitet me vixisse, quoniam ita vixi, ut non frustra me natum existimem;* aus Statius (Wälder 2, 3, 23) *paenituit vidisse deam.* Vereinzelt steht auch statt des blossen Infinitivs der Accusativ mit dem Infinitiv, wie bei Terenz (Heaut. Prolog 18 f.) *factum id esse hic non negat neque se pigere et deinde facturum autumat,* wo doch das vorausgehende *negat* hauptsächlich wirksam war, und in den Worten des Castricius bei Gellius (13, 21) *equidem.. maluissem vos togatos esse; pigitum est cinctos saltem esse et paenulatos.* Diese Verbindung mit dem Accusativ und Infinitiv gehört eigentlich noch nicht hieher; neben dem Infinitiv darf aber noch angeführt werden, wenn Tacitus (Agr. 32) zu sagen wagt *pudet dictu.*

Mehrfach findet sich nun auch, wo in den bisher angeführten Ausdrucksweisen neben dem sogenannten unpersönlichen Verbum ein regierendes Wort stand, an seiner Statt weiter ausführend ein ganzer Satz, so bei Plautus (Capt. 2, 1, 9) *at nos pudet, quia cum catenis sumus;* bei demselben (Pseud. 1, 3, 45) *hunc pudet, quod tibi promisit quaque id promisit die;* bei demselben (Pseud. 1, 3, 48) *non dedisse istunc pudet, me quia non accepi piget;* bei Cicero (an Atticus 8, 5) *etsi solet eum cum aliquid furiose fecit paenitere;* bei Plautus (Trin. 2, 2, 39) *is probust quem paenitet, quam probus sit et frugi bonae;* bei Cicero (an Atticus 2, 4) *mihi numquam veniet in mentem paenitere, quod a me ipse non desciverim;* bei demselben (an Atticus 11, 13) *ait se paenitere, quod animum tuum offenderit, sed se iure fecisse;* ebenda (12, 28) *non paenitet me, quantum profecerim;* noch bei Cicero (de off. 1, 1, 2) *tam diu autem velle debebis, quoad te quantum proficias non paenitebit;* bei Cäsar (bell. civ. 2, 32) *an paenitet vos, quod salvum atque incolumem exercitum nulla omnino nave desiderata transduxerim?*

Es ist auch nicht ganz ungewöhnlich, dass die fraglichen Verba ganz absolut zu stehen scheinen, wo das eigentlich Regierende meist leicht zu ergänzen ist, so bei Plautus (Men. 5, 9, 7) *eloquere tuum mihi nomen, nisi piget,* wo leicht der Infinitiv *eloqui* ergänzt werden kann. Weiter mögen noch genannt sein aus Plinius (36, 15, 24) *cum puderet vivos tamquam pudilurum*

esset exstinctos; aus Attius (bei Nonius 424, 3) *dolet pudetque Graium me et vero piget;* aus Plautus (Epid. 2, 1, 2) *ibi eos deserit pudor, cum usus est ut pudeat;* aus demselben (Cas. 5, 2, 3) *nullus est qui peccavit quia pudeat;* aus demselben (Poen. 5, 4, 41) *nisi piget, consistite;* aus Cicero (an Atticus 2, 2 a. E.) *taedet ipsum Pompeium vehementerque paenitet;* aus Cato (de re rust. 156 a. E.) *nolito multum dare ne pertaedescat*, nämlich *multum dare;* aus Cicero (Tusc. 4, 37) *Alexander cum interemisset Clitum, vix a se manus abstinuit: tanta vis fuit paenitendi.*

Ohne Zweifel ist die betrachtete Verbindung der fraglichen Wörter die älteste, nach der also die je genannte Person im Accusativ steht, dieser Accusativ aber von dem zu einem andern (bisweilen auch nicht bestimmt ausgedrückten) Subject gehörenden sogenannten unpersönlichen Verbum regiert wird. Damit lässt sich eine ganze Fülle deutscher Redewendungen vergleichen, wie *mich schmerzt, mich quält, mich peinigt, mich reut, mich jammert, mich betrübt, mich ärgert, mich verdriesst, mich beschämt, mich mühet, mich lockt, mich langweilt, mich freut, mich ergetzt, mich rührt, mich ficht an, mich kümmert*, über deren geschichtliches Verhältnis Jacob Grimm im vierten Theile der deutschen Grammatik S. 231 ff. genauer handelt. In den meisten der angegebenen Wortgefüge ist das Verhältnis ganz deutlich: *mich quält eine Sache* beruht auf demselben Grunde wie *ich quäle jemanden*; wie man sagt *ich peinige jemanden* ist auch möglich *mich peinigt eine Sache; ich betrübe jemanden, mich betrübt ein Ding; mich freut etwas, ich (er-)freue jemanden*, und ebenso muss es sein, wo die andere Redeweise nicht mehr so lebendig daneben liegt, wie in *mich schmerzt, mich verdriesst, mich kümmert* usw. Auch aus dem Lateinischen lassen sich noch Redensarten vergleichen wie *me iuvat* 'mich erfreut', *me delectat* 'mich ergetzt', *me decet* 'mich schmückt', *me dedecet* 'mich verunziert', *me latet*, gleichsam 'mich verlässt', und wie tief überhaupt in unsern Sprachen die Neigung zu dergleichen Ausdrucksweisen begründet liegt, kann man z. B. deutlich sehen in dem ganz so gewandten französischen *cela m'ennuie* 'das langweilt mich', das aus dem ganz anders gedachten *est mihi in odio* entsprungen ist, wie Diez sehr überzeugend nachgewiesen hat.

Das Ausgeführte wird schon einigermassen zurechtweisen, wo es gilt nun auch noch einiges über die Etymologie der Wörter *piget, pudet, paenitet, taedet, miseret* festzustellen.

Aeusserlich am klarsten darf man von ihnen wohl *miseret* nennen, das ja ganz deutlich zunächst auf das Adjectiv *miser* hinweist, das ist 'elend, unglücklich, traurig', wie es unter anderem auch völlig verständlich vorliegt in *miseri-cors*, das ist jemand 'der ein betrübtes, ein trauriges Herz' hat, ganz wie unser nur noch durch das Suffix *be* erweitertes *barmherzig*, und wie es auch noch deutlich herausblickt aus dem eng damit zusammenhängenden *maestus* 'traurig', neben dem in *maerere* 'traurig sein' der alte innere Zischlaut zwischen den Vocalen auch in *r* übergieng. Danach kann *miseret* zunächst nicht wohl etwas anderes bedeutet haben als 'es macht betrübt, es betrübt, es jammert', und es werden alte Redensarten wie *me miseret tua miseria* 'mich betrübt, mich jammert dein Elend' voll berechtigt gewesen sein. Das etwas anders gebildete *miserari* wird ursprünglich besagt haben 'sich betrübt verhalten, sich betrüben', wird aber auch einfach transitiv gebraucht, was bei einem Deponens, also ursprünglichem Reflexiv, nicht das Alte sein kann. Aus dem Deutschen ist hinsichtlich des Begriffs hier noch zu vergleichen das Zeitwort *sich er-b-armen*, das im Gothischen ausser in *ga-arman* auch oft noch ganz präfixlos begegnet als *arman*, womit das griechische *ἐλεεῖν* übersetzt wird. Man möchte als seine erste Bedeutung vermuten 'arm, unglücklich, betrübt machen', aber

der Gothe sagt nicht *armaith mik*, sondern gewöhnlich *arma ina*, also wohl 'ich halte ihn für arm, für unglücklich, für bemitleidenswerth, ich bemitleide ihn.' Neben *miseret* und *miserari* besteht in gut classischer Zeit dann auch noch *misereri*, wörtlich 'sich betrüben', wie bei Lucrez (5, 1023) *imbecillorum esse aecum misererier omnis*, und, z. B. in den Worten des Iason an die Medea *o virgo miserere mei, miserere meorum*, die Ovid (Her. 12, 81) sie selbst anführen lässt. Wenn mit *miseret* hie und da auch ganz gleichwerthig die Medialform *miseretur* auftritt, wie bei Turpilius (bei Nonius 477, 14) in *quam matris nunc patris me miseretur magis*, oder beim Historiker Claudius Quadrigarius (bei Gellius 20, 6) in den Worten *C. Mari ecquando te nostrum et rei publicae miserebitur?* so zeigt das nur, wie früh hier das volle Verständnis der Sprache aufgegeben wurde, wie es ja gar nicht selten vorkommt. Mit dem Perfect *miseritum est* aber oder überhaupt der Participform *miseritum* liegt die Sache anders; da bleibt zu beachten dass die Participformen auf *-to* in der Grundform ursprünglich gar nicht durchgehends passiv sind. So kann gar nicht auffallen bei Terenz (Heaut. 3, 1, 54) *ut me tuarum miseritumst, Menedeme, fortunarum*, oder bei Plautus (Bacch. 3, 1, 12) *neque mei neque tui ted intus puditumst factis quae facis*, oder bei Vergilius (Aen. 4, 18) *si non pertaesum thalami taedaeque fuisset*, oder bei Silius (7, 173) *nec pigitum parvosque lares humilisque subire limina caelicolam tecti.*

Deutlich aus einer Nominalform abgeleitet ist auch *paenitet*, als die man zunächst ein *paenito-* wird ansetzen dürfen, was nicht wohl etwas anderes bezeichnen konnte als 'mit *poena* (die verschiedene Schreibung mit *oe* oder *ae* ist für die Ableitung von untergeordnetem Werth) versehen, mit Strafe, mit Pein, mit Schmerz versehen'. Daraus ergibt sich für *paenitet* 'es macht mit Schmerz versehen' oder kürzer 'es peinigt, es schmerzt' oder wie wir im Deutschen in der Bedeutung genau entsprechend ja auch sagen 'es reut'. Althochdeutsch ist es *riuwan*, *hriuwan* und schliesst sich vielleicht an das altindische *çram* 'ermüden, leiden', nebst *çrântá-* 'gequält, leidend, ermüdet'.

In *taedet*, für das eine überzeugende Erklärung noch nicht aufgestellt ist, scheint vor dem *d* ein altes *r* ausgefallen zu sein, in Bezug worauf sich *pêdere* neben πέρδεσθαι am besten würde vergleichen lassen und weiter z. B. auch *pandere* und πεταννύναι neben altindischem *práthatai* 'er breitet sich aus' und *pratháyati* 'er breitet aus'; zu diesen letzteren Formen gehört mit dem altindischen *prthú-* auch unser *breit*, und unmöglich ist es nicht, dass mit ihnen auch unser *Bett* als 'das gebreitete' in irgend welchem Zusammenhange steht, worin also auch wieder der Ausfall des alten *r* zu bemerken sein würde. Das altindische *tard*, das danach also mit *taedet* am nächsten zusammengehören würde, ist meistens 'spalten, durchbohren, zerhauen', und dazu gehört z. B. das adjectivische *trdilá-*, für welches Böhtlingk und Roth die Bedeutung 'löcherig, porös' vermuten. Dass mit diesen Formen auch die Wörter τιτρώσκειν 'verwunden, beschädigen', τρῶμα 'Wunde, Verletzung', τετραίνειν 'durchbohren', τρύειν 'aufreiben', τείρειν 'quälen, schmerzen': βέλεος δέ σε τείρει ἀκωκή (Ilias 13, 251), und andere Formen in Verbindung stehen, führe ich hier nicht weiter aus. An jenes altindische *tard* schliesst sich mit der beim *r* so häufigen Umstellung auch das lateinische *trûdere*, dessen Bedeutung sinnlicher als die von *taedet* geblieben ist 'stossen, drängen, fortstossen'. Ihm aber entspricht so genau als möglich unser *driessen* (*ver-driessen*), das also mit dem sonst entsprechenden *taedet* auch wahrscheinlich lautlich ganz nahe zusammenhängt. Schon im Gothischen begegnet die entsprechende Form, nur mit dem Präfix *us*, als *us-thriutan*, das an zwei Stellen, wo es vorkommt (die noch übrige dritte würde

äusserlich auch den Accusativ zu denken erlauben) deutlich mit dem Dativ verbunden ist, also ungefähr mit dem Begriff 'lästig sein, unbequem sein, Beschwerde machen', wie ihm auch gegenübersteht *κόπον παρέχειν* und *molestum esse*. Unmittelbar dazu gehört ohne Zweifel das gothische Wort für aussätzig, *λεπρός*, *thruts-filla*, das zunächst bedeuten wird 'mit verletzter, schadhafter Haut', also auch wieder noch sinnliche Bedeutung des in Frage stehenden Wortes zeigt. Es mag noch hervorgehoben werden, dass, wie *taedet* auch gern mit *per* gebraucht vorkommt, so bei Gellius (15, 20) *quarum matrimonii pertaedebat*, das dem *per* entsprechende neudeutsche *ver-* ja auch in unserem *ver-driessen* vorliegt; das Althochdeutsche, welches das einfache Verbum auch nicht gebraucht, gibt ihm andere Vorwörtchen, *ir-*, *er-* (also wie im Gothischen), *be-* und vereinzelt *ge-*. Nach dem Gesagten möchten wir *me taedet* also zunächst übersetzen 'mich verletzt, mich beleidigt'.

Das Wort *pudet* hat Benfey einmal (Wurzellex. 1, 270) mit dem altindischen *pû́yatai* 'er stinkt' und dem lateinischen *putere* 'stinken' in Verbindung gebracht, so dass es eigentlich bedeuten würde 'in üblen Geruch bringen' oder 'stinkend machen', was nicht zutrifft. Pott denkt (1, 246) an die Möglichkeit einer Zusammensetzung von *vid* sehen' mit Präfix *pi* (wie aus demselben Verbum mit Präfix *ά αἴδομαι* sollte entstanden sein können) und vermittelt den Begriff dann durch unser 'Gewissen', durch 'conscius animus'. Derselbe Gelehrte hat aber auch *pudet* mit dem alten *pad* 'gehen' zusammengehalten, wegen der Wörter *terri-pudium* und *re-pudium*. Die letztere Form weist ohne Zweifel auf den rechten Weg, nur kann uns *re-pudium* nicht auf den Begriff 'gehen' bringen, sondern es leitet (man vergleiche z. B. das Wort *re-pulsa* 'Zurückweisung, Zurücksetzung (Fehlbitte)' ganz deutlich auf den Begriff des Stossens; *re-pudium* ist 'Zurückstossung, Verstossung', dann Aufkündigung der Ehe oder des Verlöbnisses, und *repudiare* 'verstossen, verabschieden, verschmähen'. Danach würde also *me pudet* sein 'mich stösst, mich stösst ab', und so darf man vergleichen deutsche Bezeichnungen wie 'Anstoss geben, anstössig' und aus dem Lateinischen *of-fendere* 'beleidigen', das zuerst auch 'anschlagen, anstossen' ist. Zu jenem *pud* 'stossen' mag wohl auch gehören *tri-pudium*, Springen, Tanzen bei religiösen Feierlichkeiten, wenn man es wirklich zunächst 'Erdstossen, Erdstampfen' übersetzen darf; Cicero (de div. 2, 34, 72) deutet es aus *terri-pudium*, *terri-pavium*. Aus dem Deutschen darf man vielleicht das mittelhochdeutsche *bôzen* 'stossen' dazu stellen, zu dem unser *Am-boss* gehört und das im gothischen Gewande *bautan* sein würde. Die Laute würden allerdings dem Hauptgesetz nicht genau entsprechen, wir finden aber das *b* für das *p* der verwandten Sprachen ebenso z. B. in *bitten* neben *petere*, *Birne* neben *pirus*, *breit* neben dem altindischen *prthú-* und auch sonst mehrfach. Aus dem Altindischen darf man zu *pudet* wohl *púthyati* 'er schlägt, er tödtet' mit dem abgeleiteten *pautháyati* 'er schlägt, er zerschlägt' stellen, neben denen auch ein *púnthati* 'er schlägt, er tödtet' angeführt wird.

Am wenigsten möchte ich noch etwas bestimmtes Etymologisches sagen über *piget* 'es verdriesst, es ekelt, es langweilt', das Benfey (2, 76) nebst *piger* 'langsam, träge', das eigentlich 'fett' sein soll, zu *pinguis* und *πίων* 'fett' stellt und zunächst erklärt als 'es macht mich träge, es langweilt mich'. Vielleicht ist es eigentlich 'mich bedrängt' und hängt zusammen mit dem noch nicht ganz verständlichen *ἐπείγειν* 'drängen, drücken'. Bei Homer heisst es *πόνος ἄλλος ἔπειγεν* 'eine andere Noth drängte' (Od. 11, 54) und *ἀναγκαίη γὰρ ἐπείγει* 'die Noth drängt' (Od. 19, 73. Il. 6, 85); *ἤδη γὰρ χαλεπὸν κατὰ γῆρας ἐπείγει* 'das lästige Alter drückt ihn schon nieder' (Il. 23, 623). Damit steht wohl in einer auch noch nicht

deutlichen Verbindung *πιέζειν* 'drücken', aus dem Hippokrates bildet *πιεχθῆναι*, *πεπιέχθαι* und *πίεξις* 'das Drücken', während sonst das Wort keinen innern Kehllaut aufweist und z. B. das Futurum *πιέσω* bildet und den passiven Aorist *πιεσθῆναι*; einiges weist auf eine Nebenform *πιεζέω*, doch liest Bekker Od. 12, 174 nicht mehr *πιέζεον*, sondern *πίεζον*. Bei Aristophanes (Wolken 436) begegnet *πιέζει με ἡ ἀνάγκη* 'die Noth drängt mich', und es findet sich z. B. auch *σῶμα πιέσσας κυδαλίμοις καμάτοις* 'den Körper drückend, quälend, mit ruhmvollen Anstrengungen' (Epigramm 685 der Anthologie), was mit den obigen Verbindungen von *ἐπείγειν* verglichen werden darf. Ob hier irgendwie auch die älteren deutschen Ausdücke *ge-vêch*, *ge-vê* 'feindselig', *vêhen* 'hassen, anfeinden', *vêhede*, *vêde* 'Hass, Feindschaft' in Frage kommen, mag nur ganz nebenbei angedeutet sein. Das griechische *πιέζω* hat man mehrfach für identisch gehalten, und wohl nicht mit Unrecht, mit dem altindischen *piḍayati* 'er drückt, er quält', dessen ursprüngliches Lautverhältnis unklar gemacht ist durch den eigenthümlichen altindischen *ḍ*-Laut. Dass es aber, wie verschiedentlich behauptet worden ist, aus *pi-(api-) sad* 'aufsitzen' entstanden sein soll, scheint mir durchaus unglaublich. Da hier überall der ganze Zusammenhang noch nicht recht deutlich ist, so dürfen zu weiterem Vergleich auch noch genannt sein altindisches *pîy* 'quälen', das wir z. B. haben im wedischen *pîyanti tai suraçúas* 'Trunkenbolde sind dir zur Last' (Samaweda 281, 2) und im abgeleiteten *piyatnú-* 'quälend'; ferner auch das noch nicht belegte *pinjayati* 'er schlägt, er quält'.

An die angegebenen fünf sogenannten unpersönlichen Verba schliesst sich nach einigen wenigen Stellen nun auch noch das allerdings überwiegend häufig persönlich, wie bei Terenz (Andria 2, 1, 23) *ei mihi*, *vereor dicere* und bei Cicero (Gesetze 1, 13) *vereor committere*, gebrauchte *vereri*. Es sagt nämlich Cicero (de fin. 2, 13, 39) *quos* (nämlich *Cyrenaicos*) *non est veritum in ea voluptate, quae maxima dulcedine sensum moveret, summum bonum ponere*, und ausserdem führt Nonius 496, 32 aus dem Togatendichter Atta an: *nilne te populi veretur, qui vociferere in via?* und aus Varro: *non te tui saltem pudet, si nihil mei revereatur?* Auch *revereri* 'sich scheuen' wird sonst nur persönlich gebraucht. Jenes so ganz vereinzelten unpersönlichen Gebrauchs wegen gehen wir auf *vereri* hier nicht weitläufiger ein, erwähnen nur, dass es zu der weitverzweigten Wurzelform *var* 'abwehren', dem gothischen *varjan*, unserem *wehren* gehört und man daher das unpersönliche *me veretur* am besten übersetzen mag 'mich hält ab, mich hält zurück, mich schreckt ab'. Die angegebene sinnliche Grundbedeutung wird durch das *re* in *revereri* auch noch weiter bestätigt.

In der angegebenen Weise sind also die Verba *miseret me* 'mich jammert', *paenitet me* 'mich reut', *taedet me* 'mich verdriesst', *pudet me* 'mich stösst ab', *piget me* 'mich ekelt' und das vereinzelte *me veretur* 'mich hält ab' durchaus einfach und natürlich verbunden und stehen auch gar nicht so vereinzelt. Ausser den schon oben verglichenen namentlich deutschen Redensarten würden ihnen ganz ähnlich sein solche einfache Verbindungen wie bei Martial (11, 94) *illud me cruciat, quod* usw., bei Sallust (Cat. 15) *ita conscientia mentem excitam vexabat*, bei Xenophon (Anab. 7, 7, 12) *ἐλύπει αὐτὸν ἡ χώρα πορθουμένη* 'die Verwüstung des Landes schmerzte ihn', und unzähliges andere.

Durch eins aber, auf das wir noch kurz eingehen müssen, stehen die fraglichen Verba doch ganz eigenthümlich da. In ihnen allen entwickelten sich ganz neue, abstracte Begriffe, 'Mitleid, Reue, Verdruss, Scham, Ekel, Scheu' und ähnliche, die das Lateinische äusserlich allerdings zuerst durch Unterordnung der Person ausdrückt und so sich überhaupt erst schafft. Sehr bald aber, als die Begriffe erst entwickelt waren, musste sich hier doch die Persönlichkeit

hervordrängen. Die Sprache sagt freilich *me miseret* 'mich jammert' usw., aber daraus entspringt doch sehr bald der Gedanke 'ich (als Subject) empfinde Mitleid' usw.; der Gedanke geht wirklich von der Person aus, wenn auch die alte Ausdrucksweise festgehalten wird.

So finden wir es denn auch mehrfach, dass das Lateinische hier unbekümmert um alle Grundbedeutung die Satzverbindung ins Persönliche umwendet. Um *misereor* 'ich bemitleide' handelt sichs hier natürlich nicht, denn darin liegt auch äusserlich 'ich betrübe mich', eben so wenig um *vereor* 'ich halte mich ab, ich scheue mich'. Aber es begegnet auch bei Plautus (Cas. 5, 2, 3) *ita nunc pudeo atque ita nunc paveo,* wo das letzte Verbum offenbar stark auf die Ausdrucksweise einwirkte. Priscian sagt (11, 922), dass die Alten *pigeo, pudeo, taedeo, paeniteo* gebrauchten, was aber durchaus nicht durchgehend gewesen sein kann, und noch weniger, wie sich gezeigt hat, das älteste. Von Gellius (5, 1) ist gesagt *quisquis ille est, qui audit, nisi ille est plane deperditus, inter ipsam philosophi orationem et perhorrescat necesse est et pudeat tacitus et paeniteat et gaudeat et admiretur*, wo offenbar wieder die begleitenden Verba Einfluss übten. Wir erwähnen noch aus Ennius (bei Priscian 8, 824) *cogebant hostis lacrimantes, ut misererent;* aus demselben (bei Nonius 474, 30) *miserete anuis* (nach Scaligers Besserung für *manus*), *date ferrum qui me anima privem*; aus Pacuvius (bei Nonius 475, 18) *proloqui non paenitebunt liberi ingrato ex loco;* aus Plautus (Epid. 4, 1, 1) *si quid est homini miseriarum, quod miserescat misere ex animo, id ego experior;* aus Lucrez (3, 881) *ipse sui miseret;* aus Vergilius (Aen. 2, 145) *his lacrimis vitam damus et miserescimus ultro;* ebendaher (8, 573) *Arcadii quaeso miserescite regis;* aus Statius (Theb. 1, 280) *et generis miseresce tui;* aus Valerius Flaccus (2, 92) *acclinem scopulo inveniunt miserentque foventque;* aus Justin (11, 3) *Athenienses sicuti primi defecerant, ita primi paenitere coeperunt;* aus Livius (36, 22) *Aetolos quoque . . si paenitere possent, posse et incolumes esse;* aus Gellius (1, 2, 6) *cum iam omnes finem cuperent verbisque eius defetigati pertaeduissent;* aus Hieronymus (vita Malch. 7) *coepi taedere captivitatis et monasterii cellulas quaerere.*

Am gewöhnlichsten ist die persönliche Gebrauchsweise der in Frage stehenden unpersönlichen Verba in den Participformen. Dabei ist zu beachten, wie vielfach überhaupt die Sprache die Participia in verkürzten Ausdrucksweisen anwendet: ich erinnere an unsere *wohlschlafende Nacht*, *vorhabende Reise*, *schnelllebende Zeit* und dergleichen, was Jacob Grimm im vierten Theile der deutschen Grammatik (S. 67 bis 69) in Erwägung zieht; es wäre durchaus verkehrt, hier etwa von einem passiven Gebrauch des activen Particips zu sprechen. Auch kann hier erwähnt sein, dass im sogenannten Deponens das Particip wie *vescens* 'sich nährend' auch ohne reflexive Form reflexiv gebraucht wird; ganz ähnliches kommt im Gothischen vor, wo es häufiger misverstanden ist. Auf die angegebene Weise begegnet insbesondere häufig *pudens* 'sich schämend, schamhaft', wie bei Cicero (gegen Verres 3, 69) *esset ex inerti et inprobo et inpuro parente navus et pudens et probus filius* und sonst. Ebenso *in-pudens* 'unverschämt' und danach die Adverbia *pudenter* und *inpudenter*. Bei Appulejus (Metam. 4) begegnet *pigens tristisque retro domum pergit*, wo aber andere *piger* lesen, und sonst scheint *pigens* nicht vorzukommen. Auch *pertaesus*, das durchaus nicht passivisch zu denken ist, ist selten; es findet sich bei Tacitus (Jahrb. 15, 51) *lenitudinis eorum pertaesa* (*Epicharis quaedam*) und bei Sueton (Caesar 7) *et quasi pertaesus ignaviam suam, quod nihil dum a se memorabile actum esset. Misertus* ist hier nicht zu erwähnen, da es sich bequem zum Deponens *misereri* stellt. Das Particip zu *paenitere* ist auch nicht ganz ungewöhnlich und z. B. von Cicero gebraucht (Phil. 12, 2 a. E.) *optimus est portus paenitenti mutatio consilii.* Daraus ist das sehr gebräuch-

liche *paenitentia* 'Reue' abgeleitet. Mit den Formen auf *-endus* verhält es sich ganz wie mit den übrigen Participien und ist über sie nichts besonderes hinzuzufügen. So begegnet denn bei Livius (1, 35) *sub haud paenitendo magistro;* bei Propertius (4, 1, 76) *aversus Apollo poscitur invita verba pigenda lyra;* bei Cicero (de orat. 1, 26) *non enim pudendo, sed non faciendo id quod non decet, inpudentiae nomen effugere debemus* und anderes.

Abgesehen von diesem participialen Gebrauch ist nun aber die ganz persönliche Ausdrucksweise bei den von uns betrachteten Verben eine sehr vereinzelte geblieben, und namentlich in der Blütezeit der lateinischen Schriftstellerei hat sich eine ganz eigenthümliche Gebrauchs- und Verbindungsweise jener Verba ausgebildet, diejenige von der zu Anfang unseres Vortrags schon die Rede war und die wir als gemischt aus der persönlichen und unpersönlichen Ausdrucksweise bezeichnen können. Das heisst dem Ausdruck nach, dem Aeusseren nach bleibt der ältesten Weise noch entsprechend die Person untergeordnet: *me miseret, me pudet;* der weitern Verbindung nach wird aber doch die Person schon geistig als das Subject gefasst und so weiter mit dem Genetiv verbunden, so dass nun in Wirklichkeit dem Aeusseren nach ein Satz wie *me miseret tui* gar kein Subject hat, weder das Chaos noch sonst irgend ein zu Hülfe geholtes.

Beispiele dieser gewöhnlichsten Art sind kaum nöthig und es mögen nur der Vollständigkeit wegen hier stehen aus Cicero (gegen Verres 1, 12) *sunt homines quos libidinis infamiaeque suae neque pudeat neque taedeat;* aus demselben (de domo sua 11, 29) *me non solum piget stultitiae meae, sed etiam pudet;* aus Terenz (Brüder 3, 3, 37) *fratris me quidem pudet pigetque;* aus Accius (bei Cicero de div. 1, 31) *mea mater, tui me miseret, mei piget;* aus Plautus (Trin. 2, 4, 30) *miseret te aliorum, tui nec miseret nec pudet;* aus Sallust (Jug. 4) *dum me civitatis morum piget taedetque;* aus Cicero (an Atticus 5, 16, 7) *taedet nos vitae;* aus demselben (Cato maior 6) *num igitur si ad centesimum annum vixisset, senectutis suae eum paeniteret?* Ganz vereinzelt begegnen auch noch andere als die Genetivverbindungen, wie bei Sueton (Claudius 43) *paenitentis de matrimonio,* das ist hier weiter zu erwägen nicht nöthig, da es uns nur darauf ankam den Grund der subjectlosen Ausdrucksweise zu ermitteln.

Was nun aber noch die Erklärung des Genetivs in den obigen Verbindungsweisen anbelangt, so kann für sie und auch für deutsches *ich schäme mich dessen* und ähnliches eben so wenig die früher wohl aufgestellte Ergänzung von Wörtern wie *negotium, factum, status, fortuna, respectus,* oder *non te horum pudet* nämlich *cogitatio,* oder *miseret me eius* nämlich *calamitas* ausreichen, als die vorhin schon erwähnte umschreibende Uebersetzung 'es ergreift jemand die Empfindung des Verdrusses, der Reue usw. über etwas.' Die tiefere Erklärung lässt sich überhaupt nicht sogleich ganz in der Kürze erschöpfen. Es muss hier vorläufig genügen, dass man bei den fraglichen Verben im allgemeinen den Genetiv als Casus des Grundes, der Veranlassung angeben lässt, wie er allerdings sonst im Lateinischen bei ähnlichen Verben des Empfindens und dergleichen sich weniger verfolgen lässt, abgesehen natürlich von dem ganz hieher gehörigen persönlichen *misereri.* Aber nennen lässt sich noch z. B. aus Horatius (Sat. 2, 6, 85) *neque ille sepositi ciceris nec longae invidit avenae,* welche Ausdrucksweise Quintilian (9, 3, 17) als *ex Graeco translata* bezeichnet. Bei Vergilius (Aen. 11, 126) begegnet *iustitiaene prius mirer belline laborum,* und ähnlich bei Seneca (de consol. ad Marciam 2) *adulescentem et frugalitatis continentiaeque in illis aut annis aut opibus non mediocriter admirandum.* Aus Curtius (5, 5, 19) wird angeführt *dignum esse omni malo, qui*

erubesceret fortunae, wo aber wohl die Lesart *fortuito* vorgeht. Hieher gehört noch das schon oben berührte *vereri*, wie bei Cicero (an Atticus 8. 4, 1) *ne tui quidem testimonii veritus*, und bei Terenz (Phormio 5, 7, 78) *neque huius sis veritus feminae primariae*. Die Verba *dolere* 'sich betrüben', *gaudere*, *laetari* 'sich freuen' und ähnliche, die scheinen könnten hieher zu gehören, nehmen meist den Ablativ zu sich, oder auch andere Verbindungen, wie gern die Präposition *de*.

Zu gründlicherer Erwägung jenes causalen Genetivs und seiner Geschichte würde weitere Umschau auch in den verwandten Sprachen nothwendig werden. Hier mag zu erwähnen genügen, dass namentlich im Griechischen sehr viel hieher gehöriges begegnet: so die Verbindung *φθονεῖν τινί τινος*, ferner *ὀλοφύρεσθαι* 'Mitleid haben' *Δαναῶν*, *Ἀργείων* (Il. 8, 33. 202. 464. 17, 17), *Ἕκτορος* (Il. 22, 169); *πενθικῶς ἔχειν* 'trauern' *τοῦ ἀδελφοῦ τεθνηκότος* bei Xenophon (Kyrop. 5, 2, 7); *ἐλεεῖν* 'bemitleiden' begegnet auch bisweilen mit dem Genetiv, das gleichbedeutende *οἰκτείρειν* bei Aeschylos (Agam. 1294): *οἰκτείρω σε θεσφάτου μόρου*. Auch *μεταμέλει*, das Aeschylos (Eum. 741) alterthümlich verbindet *μεταμέλει μοι πόνος*, hat später den Genetiv, wie bei Platon (Phädros 231) *ὡς ἐκείνοις μὲν τότε μεταμέλει ὧν ἂν εὖ ποιήσωσιν*, und bei Xenophon (Kyrop. 5, 1, 10) *Γωβρύᾳ πειράσομαι ποιεῖν μήποτε μεταμελῆσαι τῆς πρὸς ἐμὲ ὁδοῦ*. Bei einem späteren Dichter der Anthologie, Addäos, begegnet *ἔργων αἰδεσθείς* 'der Werke sich schämend'; bei Xenophon (Anab. 1, 1, 8) *οὐδὲν ἤχθετο αὐτῶν πολεμούντων*, während *ἄχθεσθαι* 'sich betrüben, unwillig sein' meist anders verbunden wird. Manches Homerische lässt sich insbesondere anführen, so *σέθεν κταμένοιο χολωθείς* (Il. 23, 23), *κασιγνήτοιο χολωθείς* (Il. 17, 320), *τοῦ δὲ Πάρις ἀποκταμένοιο χολώθη* (Il. 13, 660), *τοῦ ὅ γε χωόμενος* (Il. 13, 662), *Ἀσίου ἀχνύμενος* 'unwillig über den Tod des Asios' (Il. 13, 403), *ἱρῶν μηνίσας* (Il. 5, 178), *Ἡρακλῆϝος περιχώσατο* (Il. 14, 266) und manches andere, aus Sophokles z. B. noch *πατρὶ μηνίσας φόνου* (Ant. 1177).

Aus dem Deutschen gehört in diese Reihe z. B. *sich freuen*, bei Otfried (3, 18, 50) *er thes sih muasi frowôn*, ebenso neuhochdeutsch *des freut sich das entmenschte Paar* bei Schiller; *sorgen*, so im Iwein (4738) *des ir dâ sorget, des sorg ich; sich schämen* im Neudeutschen und auch schon im Gothischen, und so anderes mehr.

Besonders hervorheben wollen wir aber aus dem Deutschen nur noch einige Ausdrucksweisen, wie sie den Verbindungen mit *pudet*, *miseret* und den übrigen genau entsprechen und wie sie sich im vierten Theile der Grimmschen Grammatik S. 232 bis 239 verzeichnet finden. So begegnet im Parzivâl (101, 24) *mich jâmert sîner verte*, im Wigalois (1026) *daz in des lebens gar verdrôz*, im Barlam (214) *des verdrôz den künic sâ*, in den Minnesängern (1, 201ᵇ) *des vil wenic mich verdrôz*. Aehnlich finden wir das Satzgefüge auch sonst bei den Vorstellungen von Aerger, Verdruss, Ueberdruss, Unwillen des Gemüts, auch der Freude (im Mittelhochdeutschen nicht gerade des Schämens), und ähnlichen. So bei Walther (14, 4) *sînes obezes nietet mih* das ist 'freut mich', im Parzivâl (407, 18) *daz iuch des niht genuoget*, im Nibelungenliede (101, 2) *weinens si gezam*, im Iwein (3079) *in gezimet der arbeit*, im Barlam (5, 1) *swen des gezimet*. In Bezug auf die Verbindung mit dem Accusativ der Person stimmt mit diesem mittelhochdeutschen *gezimen* das entsprechende lateinische *decēre* genau überein, was natürlich, wie schon oben angedeutet wurde, wieder in dem Grundbegriff des Wortes 'schmücken, zieren' seinen Grund hat.

Sehr gross aber ist die Anzahl jener deutschen Verbalverbindungen nicht, die die Person im Accusativ haben und die Sache in den Genetiv stellen, und besonders hervorgehoben werden

darf noch, dass wir sie im Gothischen, der ältesten Sprachstufe des Deutschen, die wir kennen, überhaupt nicht finden. Bei ihnen aber etwa eine unmittelbare Einwirkung der ähnlichen lateinischen Ausdrucksweisen anzunehmen zwingt durchaus nichts. Die Entwicklung musste eine sehr natürliche sein, so dass die Resultate, die auf den ersten Blick so seltsam erscheinen, einander gleich werden konnten. Uralt, ursprünglich ist jenes Satzgefüge, wie sich deutlich gezeigt hat, offenbar nicht; es hat sich erst nach und nach entwickelt und ist ohne geschichtliche Betrachtung der Sprache nicht zu verstehen, wie ja von einem wirklichen Verständnis der Sprache ohne umfassende geschichtliche Betrachtung überhaupt nicht die Rede sein kann.

Nachdem der Vorsitzende zur Debatte aufgefordert hatte, bekämpften zuerst Professor Dr. Forchhammer aus Kiel und Professor Dr. Oppert aus Paris die vom Redner beiläufig hingeworfene Behauptung über die Partikel *ἄν*, indem sie dieselbe für eine modale Negation erklärten. Sodann erhob sich Geh. Rath Professor Dr. Schömann aus Greifswald und sprach etwa folgendes:

Die Franzosen haben für diese im eigentlichen Sinne unpersönlichen Zeitwörter den Ausdruck *sujet conjugué*. Ist die ausgesagte Thätigkeit eine transitive, deren Object daneben auszudrücken ist, so wird dadurch der Begriff der Thätigkeit näher bestimmt. Hieraus erklärt sich der Genetiv: er ist als allgemeiner Ausdruck dafür nach meiner Meinung füglich *casus definitivus* zu nennen.

Hiermit wurde die Discussion geschlossen, und die Zeit war so weit vorgerückt, dass auch die Sitzung geschlossen werden musste, obgleich die Tagesordnung noch nicht erschöpft war.*) Es erhob sich daher der Präsident, um folgende Abschiedsworte an die Versammlung zu richten:

Wir stehen, meine Herren, am Schlusse unserer diesjährigen Verhandlungen und Berathungen. Nur zu schnell sind diese schönen Tage an uns vorübergegangen; allein ihre Wirkung, des bin ich gewis, wird nicht eine so rasch entschwindende sein. Dafür bürgt, ich darf es mit dankbarer Freude aussprechen, der wissenschaftliche Gehalt dessen, was uns in diesen Tagen beschäftigt hat, der Ernst und der Eifer, mit welchem unsere Besprechungen vom Beginn bis zu ihrem Schlusse geführt sind. Erlauben Sie mir, meine Herren, in dieser Scheidestunde meinen wärmsten Dank auszusprechen allen den Männern, die uns aus dem reichen Schatz ihres Wissens und ihrer Erfahrungen den vielfach anregenden Stoff geboten haben, allen denen, welche in lebendiger Discussion denselben verarbeitet und fruchtbar gemacht haben, der ganzen hochverehrten Versammlung, welche den mit eingehender Theilnahme geführten Verhandlungen eine ununterbrochen rege Aufmerksamkeit geschenkt hat. Ich spreche auch noch insbesondere den jüngeren Männern, zum Theil früheren oder gegenwärtigen Schülern unseres Gymnasiums, welche sich mit seltener Uneigennützigkeit der mühevollen Arbeit der stenographischen Aufzeichnung unserer Verhandlungen unterzogen haben, meinen besten Dank aus. Mögen Sie alle, meine Herren, mit einer freundlichen Erinnerung an diese

---

*) Einer von den angekündigten Vorträgen (s. oben S. 30), der des Hrn. Director Menn aus Neuss, ist der Redaction der Verhandlungen im Manuscript eingehändigt worden: er folgt hier als Anhang.

Tage in Ihre Heimat zurückkehren, und möge die Gemeinsamkeit unserer Bestrebungen auch dazu beitragen, das Band zu verstärken, das alle Theile unseres Vaterlandes von Jahr zu Jahr inniger und fester umschlingt. Leben Sie wohl!

Hierauf erwiderte Geh. Oberregierungsrath Dr. Wiese aus Berlin:

Unsere Verhandlungen sind beendigt; wir haben vier frohe und inhaltreiche Tage mit einander verlebt, und sind nun im Begriff, uns wieder nach allen Seiten zu zerstreuen, jeder in seine Heimat. Wirklich beendigt freilich ist nichts von dem, was uns hier beschäftigt hat, und wir klagen darüber nicht. Der eigentliche Zweck unseres Zusammenseins ist erreicht: durch persönliche Begegnung und Mittheilung, durch gegenseitigen Gedankenaustausch uns in dem Bewusstsein zu stärken, dass wir für die Förderung einer grossen Sache, der Sache der Wissenschaft und der Geistesbildung, zusammengehören und zusammenstehen.

Dieses Erfolgs hat sich die Philologenversammlung noch an jedem Orte zu erfreuen gehabt, aber an jedem in einem besonderen Sinne. Hier, wo das historische Leben des deutschen Volkes stärker als anderswo pulsiert, sind wir unter dem Eindruck grosser nationaler Erinnerungen versammelt gewesen. Gleich die Eingangsrede unsers Herrn Präsidenten hat uns in den Umkreis der Thaten eines der grössesten deutschen Geister gestellt, dessen wohlthätige Berührung jeder von uns erfahren hat; und in diesem herlichen Raum ist uns täglich die grosse Vergangenheit unsers Volkes gegenwärtig gewesen. Das Thema der pädagogischen Section, womit sich dieselbe unter lebendiger, wachsender Theilnahme am längsten beschäftigt hat, betraf die deutsche Sprache, ein Thema, das nicht sowohl besonders ausgewählt, als durch die hier zusammentreffenden Umstände gegeben schien. Mir ist es immer merkwürdig gewesen, dass der Name eines Frankfurters, dem die deutschen Schulen so viel Dank schuldig sind, ich meine Philipp Buttmann, unter dem Einfluss des deutschen Geistes dieser Stadt unwillkürlich seine ursprünglich französische Form, Boudemont, in die jetzige deutsche gewandelt hat.

Das also nehmen wir mit hinweg, die gestärkte Zuversicht, dass wir einer wahrhaft deutschen Sache dienen, dass in aller Unruhe der Gegenwart diese idealen Bestrebungen noch Ehre und Theilnahme in unserem Vaterlande haben, die trotz vieler Hindernisse ihren Fortschritt und ferneres fröhliches Gedeihen verbürgt.

Damit verbindet sich unser herzliches Dankgefühl für alles hier genossene Gute. Ich bin gewis, meine Herren, dass ich es in Ihrer aller Sinn thue, wenn ich vor allem dem hohen Senat dieser Stadt innigen Dank ausspreche für die uns erwiesene Gastfreundschaft und für die Liberalität, womit er uns die Benutzung dieses Saales gestattet und alles gethan hat, um uns diese Tage genussreich zu machen. Unser Dank gilt ebenso unserem verehrten Herrn Präsidenten und dem ganzen Präsidium, sowie den Herren vom Büreau und allen, die sich den Vorbereitungen und der mancherlei Mühwaltung, die ein solches Zusammensein erfordert, so bereitwillig unterzogen haben. Ich ersuche Sie, meine Herren, Ihr Einstimmen in diesen ehrerbietigen Dank durch Aufstehen zu erkennen zu geben.

Schluss der vierten und letzten allgemeinen Sitzung.

Anhang.

Einiges über die römischen Schwurgerichte unter der Kaiserherschaft, auch über das Verhältnis der Philologie und der Jurisprudenz zu diesem Gegenstande.

Von Dr. Menn.

Meine Herren. In einem vor zwei Jahren veröffentlichten Programme, dem Jahresberichte über das Gymnasium zu Neuss, habe ich einen wichtigen und gewis für Sie alle sehr interessanten Punkt aus der römischen Staats- und Rechtsgeschichte aufzuklären versucht, nämlich den Zeitpunkt festzustellen, wo die Geschworenengerichte für Criminalsachen im römischen Kaiserreiche förmlich abgeschafft oder — was man nach der bisherigen Anschauung von der Sache fast annehmen musste — stillschweigend bei Seite geschoben wurden. Seitdem habe ich den Gegenstand wohl im Auge behalten, aber doch kein neues Material gewonnen, das zur Berichtigung oder Aenderung meiner dort ausgesprochenen Ansichten geführt hätte. Wenn ich es daher übernommen habe, Ihnen einiges über diesen Gegenstand vorzutragen, so weiss ich wohl, dass ich denjenigen meiner Herren Studiengenossen, welche jenes Programm bereits gelesen haben, nichts neues darzubieten habe. Da ich aber nicht erwarten kann, dass viele der geehrten Anwesenden die kleine Schrift von so unansehnlichem Ursprunge einer genaueren Ansicht werden gewürdigt haben, oder dass viele auch nur für die geistig und sittlich, politisch und social so corrupten Zustände des kaiserlichen Regimentes bei den Römern so viel Interesse haben möchten, um einer Schrift ihre Beachtung zuzuwenden, welche einen Punkt nur aus dieser Wüstenei des Alterthums, wäre er auch an sich noch so anziehend, zu behandeln sich vorgesetzt hat; da hingegen anderseits competente Beurteiler, sowohl unter den Philologen wie unter den gelehrten Juristen — ich erlaube mir hier nur den Professor der Rechtsgeschichte an der Universität zu Bonn, Hrn. Ferdinand Walter, und unsern auf dem Gebiete der römischen Jurisprudenz so unermüdlich thätigen Genossen, Hrn. Professor Wilhelm Rein aus Eisenach, namhaft zu machen — da solche ansehnliche Autoritäten meinen Ausführungen in allen wesentlichen Punkten beigetreten sind, so darf ich denn doch wohl glauben der Mehrzahl in dieser hochansehnlichen Versammlung von Kennern des Alterthums einen, eben schon der Neuheit des Stoffes wegen erwünschten Genuss zu bereiten, wenn ich mir auf einige Minuten Ihre Aufmerksamkeit erbitte für eine gedrängte Darstellung dessen, was mir gerade als das wesentlichste aus meiner bereits gedruckten Schulschrift gegenwärtig ist.

Die richterlichen Functionen finden wir bei allen freien Völkern des Alterthums, d. h. in allen nicht despotisch, nicht nach willkürlicher Selbstbestimmung eines einzelnen Gewalthabers regierten Staaten, in Griechenland sowohl wie in Rom, und selbst bei unsern Vorfahren, den alten Deutschen, als das despotische römische Recht der Justinianischen Gesetzbücher bei ihnen noch keinen Eingang, noch keinen Einfluss auf die Capitularien und auf die Verhandlungen in den Gaugerichten und auf den Reichstagen gefunden, überall finden wir bei diesen freien Völkern die richterlichen Functionen in der Art gesondert, dass die Annahme der Klage, die Vorbereitung und Leitung des Processes, die Verkündigung und Ausführung des Urteils einem Magistrate, einem öffentlichen Beamten zustand, sei es nun einem vom Könige oder dem sonstigen jedesmaligen Staatsoberhaupte ernannten, oder einem von den durch das Volk in seinen gesetzmässigen Versammlungen frei erwählten Staatsbeamten; dagegen die Beurteilung des Thatbestandes, die Vernehmung und Prüfung der Zeugnisse und die Fällung des Urteils selbst nach Anhörung

des Klägers und des Verklagten, nur die Sache von Privatpersonen war, zwar von Bürgern des Staates, die im Vollgenusse der staatsbürgerlichen Rechte waren, und die auch durch ein gewisses Alter, durch ein gewisses Vermögen und auch dadurch, dass sie schon in verschiedener Weise dem Staate gedient hatten, eine möglichst sichere Bürgschaft dafür boten, dass sie da, wo es sich um die Schuld eines Mitbürgers handelte, mit Sachkenntnis und mit einer gewissen Unbefangenheit zu Werke gehen konnten, die jedoch zu der Zeit, wo sie zu diesem Geschäfte berufen wurden, ein öffentliches Amt nicht bekleiden durften. Diese wesentlichsten Charakterzüge des gerichtlichen Verfahrens entsprachen offenbar ziemlich genau der Gerichtsordnung, welche wir auch gegenwärtig in allen den Staaten, die sich einer möglichst entwickelten bürgerlichen Freiheit erfreuen, wenigstens für die Behandlung der Verbrechen, der mit zeitweiliger oder gänzlicher Ausstossung aus dem bürgerlichen Vereine zu bestrafenden Vergehen, gesetzlich begründet finden, theils von Alters her in den Gesetzen und Gewohnheiten des Volkes festen Fuss habend, wie in England und in allen Colonialstaaten des britischen Reiches, theils nach Analogie der Institutionen des verfassungsmässig freien Inselstaates in den Staaten des Continentes erst in neuerer Zeit eingeführt, und zwar allmählich weiter und weiter Platz greifend, ungefähr in gleichem Verhältnisse wie die autokratische und despotische Regierungsweise dieser Länder einer liberalen, volksthümlichen Verfassung der Staaten weichen musste; zuerst in Frankreich nach der revolutionären Beseitigung des Grundsatzes der Despotie *l'état c'est moi*, sowie in den an Frankreich grenzenden Gebieten, wo mit der französischen Herschaft, gewissermassen zur Schadloshaltung für das viele Ungemach und das Entwürdigende, was der fremde Militär-Despotismus über die Länder brachte, die neuen, in wahrhaft liberalem, volksthümlichem Geiste abgefassten französischen Gesetzbücher Eingang fanden und von den Bevölkerungen mit einer gewissen Vorliebe festgehalten wurden; dann aber auch, so wie man das Gute und die wohlthätigen Folgen der französischen Revolution immer mehr anerkannte und zu sondern sich gewöhnte von dem Fluchwürdigen des Uebermasses von Gleichheit und Brüderlichkeit, in anderen nach freieren Formen des Staatslebens strebenden Ländern, namentlich, nach sicherer Begründung des Verfassungslebens in Preussen, auch im ganzen preussischen Staate. Als ganz richtig und sehr treffend müssen wir daher anerkennen, was ein geistreicher französischer Gelehrter, Edouard Laboulaye, in seinem Werke über die römischen Criminalgesetze in Betreff der Beamten-Verantwortlichkeit (essai sur les lois criminelles des Romains concernant la responsabilité des magistrats, Paris 1845) als allgemeines Ergebnis seiner Forschungen über den historischen Verlauf des Schwurgerichtswesens äussert: 'Le jury s'est trouvé chez les Romains, et plus anciennement chez les Grecs, avec des formes et une organisation analogues aux formes et à l'organisation du jury français ou du jury anglais; et ces formes se reproduiront toutes les fois qu'un peuple, maître de ses institutions et de son gouvernement, sentira que la liberté politique n'est possible qu'autant que des citoyens sans fonctions publiques, et par conséquent indépendants, sont seuls appelés à prononcer sur l'honneur et la vie de leurs concitoyens.'

Aber eine Uebereinstimmung zwischen den modernen Schwurgerichten und der altrömischen und altgriechischen Gerichtsordnung gewahren wir nicht bloss hinsichtlich der allgemeinen Grundsätze des Verfahrens und namentlich hinsichtlich des hervortretendsten Merkmales, dass einerseits die Urteilfindung oder die eigentliche Entscheidung der Sache und anderseits die Leitung der Verhandlung ganz verschiedenen Personen durch das Gesetz zugewiesen wird, sondern auch in dem Namen der modernen Institution findet sich eine beachtenswerthe Uebereinstimmung mit der im Alterthum üblichen Bezeichnung der Privatpersonen, welche als die eigentlich Urteilenden die wesentlichere Rolle bei den Gerichten spielten. Diese Privatbürger hiessen zwar in den Gerichtssitzungen auf dem römischen Forum insgemein und in den amtlichen Anreden *iudices*, sowie auch zu Athen, in der Heliäa und in den Gerichtshallen am Markte, *δικασταί*, zum Beweise dass ihnen die eigentliche Entscheidung der Sache zustand; wogegen der richterlichen Beamten, der Vorsteher der Gerichte, in der Regel nur mit deren Amtsnamen — in Rom waren es bekanntlich die Prätoren, in Athen die Archonten — gedacht wird, in der Bezeichnung *iudices*, *δικασταί* aber diese, die Gerichtsbehörden, nicht inbegriffen sind: was allerdings eine sehr wesentliche Abweichung des antiken gerichtlichen Sprachgebrauchs von unserem heutigen ist, wonach auch bei den Schwurgerichten der Name Richter lediglich den vorsitzenden Beamten, der richterlichen Behörde, welche den Process instruiert und leitet und gemäss dem Wahrspruch der Jury das Urteil fällt und verkündet, zukommt, die beisitzenden, zur Urteilfindung aufgebotenen Privatbürger aber nirgendwo als Richter bezeichnet, sondern immer nur die Geschworenen, *jurés*, genannt werden. Aber in eben dieser Bezeichnung

Geschworene stimmt die antike Gerichtssprache merkwürdiger Weise mit der heutigen überein. Denn jene richtenden Privatbürger, die *iudices* und *δικασταί*, wurden dieses, erhielten diesen Namen erst, nachdem sie von dem Prätor oder Archon aus der Liste der zu diesem Richteramte berechtigten Bürger durch das Loos auserkoren waren und vor demselben mit den vorgeschriebenen Förmlichkeiten einen Eid geleistet hatten, dass sie nur nach den Gesetzen verfahren und über den vorliegenden Rechtshandel ihre Stimme nur nach bestem Wissen und Gewissen abgeben würden. Nur die so Vereideten wurden in die Richterbänke zugelassen; und wer, ohne den Eid geleistet zu haben, sich eindrängte, den traf schwere Strafe, Geldbusse nach Massgabe seines Vermögens und Entziehung von bürgerlichen Ehrenrechten. Diese vor jeder Gerichtssession, bei jedem neugebildeten Gerichtshofe, vor dem Beginne jedes neuen Processes vorzunehmende Eidesleistung aller zur Urteilfindung Berufenen — die richterlichen Beamten, der Vorsitzende und seine Amtsgehülfen, leisteten einen solchen Eid nicht; diese waren durch den beim Eintritt in ihr Amt geleisteten Eid hinlänglich für jede einzelne Amtsverrichtung gebunden — diese Eidesleistung seitens der zur Urteilfindung jedesmal berufenen Privatbürger galt so sehr als ein nothwendiges und als das wesentlichste Erfordernis ihres richterlichen Berufes, dass sie davon gar häufig mit dem Zusatze *iurati*, *ὀμωμοκότες* bezeichnet, und oft selbst ohne das Appellativum *iudices*, *δικασταί*, schlechthin *iurati*, *ὀμωμοκότες* genannt wurden; im Gegensatz und zur Unterscheidung einerseits von den nicht jedesmal besonders vereideten richterlichen Beamten, anderseits von solchen Privatbürgern, welchen für gewisse Fälle und unter gewissen Umständen gerichtliche Functionen übertragen, oder die als Beistände zu den Gerichtsverhandlungen zugelassen oder hinzugezogen wurden, auch ohne dass sie den richterlichen Eid zu leisten brauchten. — War nun aber einmal die Bezeichnung dieser Richter als *iurati* vulgär geworden, so erklärt es sich leicht und ganz von selbst, wie man das ganze Institut, dessen wesentlichstes Merkmal ja eben die gesetzmässigen Functionen solcher *iudices iurati* sind, schlechtweg nach deren vulgärer Bezeichnung im gewöhnlichen Leben gleichfalls benannte, und dass so die Bezeichnung 'Schwurgerichte' oder kurzweg 'Geschworene', ganz wie jetzt noch im Englischen *the jury*, die unter dem Volke gebräuchliche Benennung dieser Gerichtshöfe ward. Durch das ihnen eigenthümliche und wesentlichste unterscheidende Merkmal sonderte so aufs kürzeste und bündigste der Volksmund diese Kategorie von Gerichten von allen andern Gerichten, in denen keine Geschworenen zugezogen wurden. Denn dass im römischen Reiche, in der Kaiserzeit wenigstens, in der Stadt Rom selbst und in den Metropolen der Provinzen, zu gleicher Zeit wo in Rom noch die Schwurgerichte bestanden, die Statthalter, der Stadtpräfect und die kaiserlichen Statthalter in den Provinzen, für gewisse Gattungen von Verbrechen, die sogenannten *extraordinaria crimina*, die peinliche Gerichtsbarkeit nicht bloss über Peregrinen, sondern auch über römische Bürger unabhängig von den Geschworenen übten, dass also noch eine geraume Zeit die Schwurgerichte unter Leitung der senatorischen Prätoren und die Statthalterei-Gerichte der kaiserlichen Präfecten, d. h. der direct vom Kaiser ernannten Beamten, neben einander bestanden, ist unzweifelhaft, und nur ein Verkennen oder die Nichtbeachtung dieses Umstandes konnte zu dem Irrthum verleiten, dass sogleich mit der Einsetzung der kaiserlichen Präfecten als Criminalrichter für gewisse Fälle die Schwurgerichte überhaupt aufgehört hätten. Doch bevor ich auf diesen Punkt, den eigentlichen Gegenstand der Erörterung in meiner Schrift, näher eingehe, scheint es mir behufs sicherer Orientierung auf dem bisher im allgemeinen nur wenig beachteten Gebiete des römischen Schwurgerichtswesens erforderlich, vorab noch mit ein paar Zügen den allgemeinen Umriss des altrömischen Instituts der Geschworenen zu vervollständigen.

Ich bringe zunächst in Erinnerung, dass die Geschworenen bei den Römern nicht, wie bei uns, bloss zur Entscheidung von Criminalfällen berufen wurden, sondern dass im Civilprocesse die richterlichen Functionen in ganz ähnlicher Weise getheilt waren, die Leitung der Procedur dem Prätor, anderseits die Urteilfindung Geschworenen zugetheilt war. Nur was die Geschworenen, denen der Prätor die Sachen zur Entscheidung zugewiesen hatte, für Recht erkannten, konnte der Prätor als Urteil aussprechen. Und zwar finden wir dieses System der Urteilfindung durch Geschworene bei Civilstreitigkeiten einerseits seit weit längerer Zeit im Gebrauche, ich möchte sagen seit undenklicher Zeit in den Gewohnheiten des Volkes begründet, während die regelmässige und durch besondere Gesetze geregelte Concurrenz der Geschworenen bei Criminalsachen römischer Bürger nachweislich erst ein Erzeugnis der schon sehr herangewachsenen Macht des römischen Staates und der bedeutenden Vergrösserung seines Gebietes und seiner Bevölkerung ist. Denn in den ersten Jahrhunderten der Republik, wo das Staatsgebiet klein, die Bevölkerung

noch sehr mässig, auch die Zahl der Verbrechen nicht sehr gross war, bedurfte das Volk des Instituts der Geschworenen für Capitalsachen um deswillen nicht, weil bei allen solchen Sachen, wo es sich *de capite civis Romani* handelte, die Bürgerschaft insgesammt in den Comitien zu Gericht sass. Die Schwurgerichtshöfe galten eben nur als Repräsentanten des Volksgerichts, und der erste ordentliche Schwurgerichtshof, dem das Volk dies sein Comitialrecht hinsichtlich einer besondern Gattung von häufig vorkommenden Vergehungen durch ein ganz neues Gesetz übertrug, war bekanntlich die im Jahre 149 v. Chr. in Gemässheit einer *lex Calpurnia* eingesetzte *quaestio perpetua de repetundis*. Anderseits aber bestand das Geschworenen-System für Civilsachen auch noch weit länger, bis in die späteste Kaiserzeit, freilich mit nach und nach eintretenden wesentlichen Beschränkungen, und wurde gänzlich erst vom Kaiser Justinian beseitigt durch die 82e Novelle vom J. 539, welche die griechische Ueberschrift trägt *περὶ τῶν δικαστῶν καὶ ὥστε μεθ᾽ ὅρκου μὴ αἱρεῖσθαι*, *de iudicibus et ne cum iure iurando eligantur*, 'dass keine Geschworenen-Richter mehr erwählt werden sollen'. — In Bezug auf diesen Punkt indes kann ich mich auf diese Andeutungen beschränken. Der Gegenstand ist aufs genaueste und anschaulichste bereits vor etwa 25 Jahren abgehandelt von einem Gelehrten, dessen hoher Ruhm als Heros seiner Wissenschaft und zugleich als einflussreicher Staatsmann dieser gastlichen Stadt Frankfurt, seiner Vaterstadt, zu einer ihrer edelsten Zierden gereicht: ich meine den gegenwärtigen preussischen Unterrichts-Minister Hrn. von Bethmann-Hollweg, dessen berühmtes Werk über den römischen Civilprocess alles, was sich über die Geschworenen-Richter in Civilsachen ausmitteln und sagen lässt, aufs vollständigste und klarste entwickelt und dargelegt enthält.

Eine gleiche Behandlung nun — und hiermit treten wir unserem eigentlichen Gegenstande näher — eine gleiche Behandlung wie das Geschworenen-Institut für Civilsachen hat die gleiche Institution für Criminalsachen in Betreff ihres Endes, überhaupt ihrer Schicksale unter den Kaisern merkwürdigerweise nicht gefunden. Ich sage 'merkwürdigerweise' von meinem Standpunkte aus, dem des Laien in der Jurisprudenz. Denn uns Nichtjuristen darf es wohl auffallend vorkommen, eine Rechtsinstitution, von welcher sich in der Gegenwart kein Analogon mehr findet, gründlich und ausführlich von heutigen Gelehrten behandelt zu finden, dagegen eine verwandte Einrichtung des Alterthums, für welche jetzt ihres besonderen praktischen Werthes wegen allgemein das grösste Interesse herscht, nicht in gleichem Masse beachtet zu sehen. Erklärlich aber wird uns diese merkwürdige Erscheinung denn doch, wenn wir bedenken, dass die Aufhellung des Criminal-Geschworenen-Wesens für den gelehrten Juristen von weit geringerem wissenschaftlichem Interesse sein möchte. Denn in den Rechtsbüchern Justinians, den Institutionen, Digesten und Constitutionen, welche zunächst den Gegenstand alles neueren Rechtsstudiums bilden, und die dem praktischen Juristen fast ausschliesslich als die Quellen des alten Rechtes gelten, geschieht der Criminal-Geschworenen gar keine Erwähnung. Die Glossatoren hatten also keinen Anlass ihre Randbemerkungen darüber zu machen, und die späteren Interpreten fanden in dem vorhandenen des noch weiter aufzuhellenden so vieles, dass sie wohl absichtlich Dinge von sich fern halten mochten, deren genauere Erforschung zum Verständnis der Justinianischen Rechtsbücher von keinem Belange ist. — In einem wesentlich verschiedenen Verhältnisse hingegen befinden wir Philologen uns zu dem Gegenstande. Abgesehen von dem praktischen Interesse, das jeder Gebildete, das zumal der Geschichtsfreund nehmen muss, welcher weiss, dass der menschliche Geist auch im Völker- und Staatsleben sich im ganzen und grossen gleich bleibt, und dass unter gleichen Verhältnissen auch gleichartige Thatsachen und Einrichtungen in den von einander entlegensten Zeitaltern zum Vorschein kommen; abgesehen von dem Interesse, das jeder, der in diesem Sinne dem Alterthum seine Aufmerksamkeit zuwendet, für die genaueste Erforschung des römischen Schwurgerichtswesens in allen seinen Theilen hegt, hat der Gegenstand für den Schulmann noch einen besondern wissenschaftlichen, einen specifisch philologischen Reiz. Wir wissen wohl alle, dass Cicero bei weitem die meisten seiner Reden vor Geschworenen gehalten hat, seine erste Vertheidigungsrede in einem Criminalprocesse, noch bei Lebzeiten des Sulla, die *pro S. Roscio Amerino*, vor einem Schwurgerichte, wie es nach einer der *leges Corneliae* gebildet war, wobei die Geschworenen ausschliesslich aus dem Senate genommen waren; wogegen er bei fast allen seinen späteren Vertheidigungs- und Anklage-Reden Geschworene vor sich hatte, die gemäss der *lex Aurelia iudiciaria* zu ungefähr gleichen Theilen aus Mitgliedern aller drei Stände, Senatoren, Rittern und Plebejern, bestanden. Dies veranlasst uns natürlich, unseren Schülern einiges über den Ursprung und die damalige Verfassung dieser Gerichte mitzutheilen. Aber der Geist des Schülers ist schon geweckt genug, um die

Frage aufzuwerfen, was denn aus der Gerichtsordnung geworden, welche zu Ciceros Zeit in Rom bestand. Wohl vermögen wir zu sagen: 'Seht, die *iudices*, an welche der Redner hier sich wendet, sind Geschworene ganz in unserem Sinne; aber solche Richter passten nicht mehr zu dem despotischen Geiste der Imperatoren, und der sklavische Sinn des Volkes liess es sich ohne Widerrede, wenigstens ohne einen bis zu uns gedrungenen Klagelaut, gefallen, dass einer der Imperatoren dieses Bollwerk bürgerlicher Freiheit, um dessen grössere Sicherstellung es sich bei einem grossen Theile der inneren Fehden seit der ersten Promulgierung der *lex Sempronia iudiciaria* hauptsächlich handelte, mit éinem Schlage, oder vielleicht auch, nach wiederholten allmählich von früheren Kaisern gegen dasselbe geführten Streichen, mit éinem schliesslichen Federstrich gänzlich vernichtete und an die Stelle dieses volksthümlichen Institutes für alle Fälle der strafrichterlichen Cognition die despotische Verfahrungsweise der summarischen Entscheidung durch den imperialistischen Einzelrichter, den vom Kaiser ernannten Statthalter und Repräsentanten der kaiserlichen Majestät treten liess.' Wenn wir aber weiter unseren Schülern angeben wollen, wer denn dieser so arge Despot gewesen, oder in welcher Zeit und unter welchen besonderen Umständen diese wesentlichste Aenderung im römischen Strafprocesse vor sich gegangen: so lassen uns die Compendien der Rechtsgeschichte hierüber entweder ganz im Dunkel, oder wir begegnen weit von einander abweichenden Ansichten, von denen keine sicher begründet ist, und welche, wofern wir nicht blindlings die eine oder andere adoptieren wollen, unseren Mutmassungen in Betreff der gänzlichen Beseitigung der Schwurgerichte für Criminalfälle einen Spielraum von nicht weniger als drittehalb Jahrhunderten lassen. Wir müssen daher den Schülern sagen: 'diesen wichtigen Punkt hat die Wissenschaft noch nicht gehörig aufgehellt'; ein gewis für die Wissenschaft wenig ehrenvolles und für uns selber, unsern Schülern gegenüber, gar beschämendes Geständnis. — So also hat die Philologie und namentlich die philologische Schulwelt an der Aufhellnng dieses Gegenstandes ein ganz besonderes Interesse, in gewissem Sinne ein noch grösseres als die Jurisprudenz, jedenfalls ein regeres als diejenige Rechtsbeflissenheit, für welche die Pandecten und die Institutionen des Justinian das non plus ultra sind. Und hiermit, meine Herren, habe ich Ihnen zugleich das Motiv angedeutet, wodurch sich ein Philologe und Schulmann, der durchaus keine besondere Neigung für criminelle Dinge hat, gleichwohl bewogen fand, seine horas subsecivas einmal mit emsigem Fleisse diesem Gegenstande, der doch so eigentlich nur der Domäne der Jurisprudenz anzugehören scheint, zuzuwenden.

Was nun die verschiedenen, bisher ungeschlichteten Ansichten über den Fortbestand der Criminal-Schwurgerichte — der *quaestiones perpetuae*: denn dies war die amtliche Bezeichnung derselben von jeher, seit der im J. 149 v. Chr. in Gemässheit der *lex Calpurnia de repetundis* erfolgten Einsetzung des ersten Schwurgerichtshofs für Amtsunterschleife und amtliche Bedrückungen — was den Fortbestand dieser Gerichtshöfe auch nach Ciceros Zeit, nach dem Untergang der Republik betrifft, so lassen sich die Ansichten hierüber in drei Gruppen vertheilen. Voran stellen wir natürlich die älteste und lange Zeit herschende Ansicht, welche auch den Criminal-Schwurgerichten die kürzeste Dauer anweist, also deren Untergang am frühesten ansetzt; die Ansicht, welche ich schon vorhin berührt und als irrig bezeichnet habe, nämlich die Meinung derer, welche behaupteten, schon Octavianus Augustus habe in seinem neuen *ordo iudiciorum* das Gerichtswesen in der Art reformiert, dass für die *quaestiones perpetuae*, überhaupt für die Geschworenen in Criminalsachen kein Raum mehr geblieben sei. Diese Meinung fand noch einen ansehnlichen Vertreter an Klenze. Die Unhaltbarkeit derselben aber wird ausreichend durch den Umstand dargethan, dass wir die *quaestiones perpetuae* mit allen wesentlichen Merkmalen der Schwurgerichte der republikanischen Zeit auch nach Augustus noch in Wirksamkeit finden. Und eine genauere Betrachtung der Reformen des Augustus im Justizwesen ergibt, dass er bloss die römischen Senatoren von den gewöhnlichen Schwurgerichten eximierte, indem er dem römischen Senate neben anderen erweiterten Befugnissen auch die Criminal-Jurisdiction über seine eigenen Mitglieder und deren Angehörige zuwies. Die Ritter und Plebejer dagegen blieben wegen capitaler Vergehen nach wie vor verklagbar bei den Prätoren als Vorstehern der Schwurgerichtshöfe. Dem *praefectus urbi* hingegen, dem vom Kaiser ernannten Minister für das Polizeiwesen der Stadt Rom, wurden nur solche Vergehen von Bürgern zur summarischen Aburteilung, zur sogenannten *cognitio extraordinaria* zugewiesen, welche in den alten *leges iudiciariae* und in dem auf Grund dieser älteren Volksbeschlüsse gebildeten *ordo iudiciorum* nicht namentlich als zur Competenz der Schwurgerichte gehörig aufgeführt waren.

Die zweite Ansicht, welche in den letzten zwanzig Jahren die vorherschende wurde, nachdem Gustav

Geib in seiner 'Geschichte des römischen Criminalprocesses bis zum Tode Justinians' sie sehr umständlich zu begründen gesucht hatte, ist die, dass die *quaestiones perpetuae* noch im ersten Jahrhundert der Kaiserherschaft, aber nicht darüber hinaus, fortbestanden hätten. Indessen eine bestimmte Thatsache, irgend eine Constitution oder ein sonstiges positives Zeugnis lässt sich für diese Annahme nicht beibringen. Das hauptsächlichste Argument dafür, dass die Schwurgerichte schon im zweiten Jahrhundert nicht mehr bestanden, ist das negative, dass nämlich in keinem Schriftsteller aus dieser spätern Zeit irgend eines Criminalprocesses vor Geschworenen gedacht wird, überhaupt der Geschworenen-Gerichte, der *quaestiones perpetuae* als noch bestehend nirgendwo Erwähnung geschieht.

Hiergegen ist von mehreren Gelehrten eine dritte Ansicht aufgestellt worden, dahin gehend, dass erst über hundert Jahre später, unter der Regierung des Alexander Severus, also um das Jahr 225, die vollständige Aufhebung der Schwurgerichte erfolgt sei, und dass sich erst seit der Regierung dieses Kaisers der Stadtpräfect gesetzlich im Besitze der vollen Criminal-Gerichtsbarkeit in Rom befunden habe.

Meine Schrift nun sucht darzuthun, dass diese letzte Ansicht der Wahrheit am nächsten kommt, dass es aber nicht Alexander Severus, sondern der Kaiser Septimius Severus gewesen, unter dessen Regierung jene Aenderung des Criminalwesens in Rom vor sich gegangen; und mein kleines, ich bekenne es gern, sehr bescheidenes Verdienst um die Sache ist, dass ich die Epoche, den Zeitpunkt wann, und die Umstände unter denen dies geschehen, genauer ermittelt und festgestellt habe. Hiernach steht — ich glaube, ich darf es sagen; wenigstens dürfen mich dazu die beistimmenden Aeusserungen unseres verehrten Genossen, des Hrn. Prof. Wilhelm Rein berechtigen — hiernach steht fast unzweifelhaft fest, dass Kaiser Septimius Severus im Jahre 205 seinen Freund, den Consularen Fabius Cilo Septimius zum Stadtpräfecten ernannte und diesem in dem genannten Jahre zuerst die volle criminalrichterliche Gewalt in der Stadt Rom und im nächsten Umkreise übertrug; was Ulpian in einer Stelle der Pandekten (Dig. 1, 12, 1) mit folgenden Worten ausdrückt: *omnia omnino crimina praefectura urbis sibi vindicavit, nec tantum ea, quae intra urbem admittuntur, verum ea quoque, quae extra urbem intra Italiam* (add. *ad centesimum lapidem*)*; epistula divi Severi ad Fabium Cilonem praefectum urbi missa declaratur.* Hiermit war der Stadtpräfect, der bisherige Polizeiminister, auch zum Justizminister erhoben: er besass von da an nicht bloss, wie bisher, eine ausserordentliche strafrichterliche Gewalt, die *cognitio extraordinaria*, sondern daneben auch die Anordnung, Leitung und Entscheidung der *publica iudicia*, was bisher die Sache der Prätoren gewesen war, ausserdem aber auch noch die ordnungsmässige Criminalgewalt über Senatoren, d. h. die vollständige Erledigung der nach dem *ordo iudiciorum* zu behandelnden und zu bestrafenden Criminalfälle, der *crimina ordinaria*, aller römischen Bürger, der Plebejer und Ritter ebenso wie der Senatoren. Damit fielen von selbst die *quaestiones perpetuae*, d. h. *iudicia publica* unter Leitung der Prätoren fort, und es verminderte sich die Zahl der Prätoren; die Richterdecurien, unter Augustus vier, seit Gaius Caligula fünf, *quinque decuriae iudicum selectorum*, d. h. die fünf Abtheilungen von Geschworenen, welche alljährlich abwechselnd zu verschiedenen Terminen zu den Schwurgerichten in der Hauptstadt zu erscheinen hatten, wurden aufgelöst, und es hört damit auch die bis dahin gar häufige Erwähnung dieser *iudices selecti* in Stein-Inschriften auf; zugleich aber schwand auch die politische Bedeutung des *ordo equester*, dessen wesentlichstes politisches Attribut unter den Kaisern die Einreihung in die *decuriae iudicum* gewesen war, gänzlich dahin; endlich scheint es dass — was bis jetzt gleichfalls ein sehr controverser Punkt der römischen Rechts- und Staatsgeschichte ist — die dem Senate von Octavianus Augustus übertragene Criminalgewalt einfach durch eben jene *epistula divi Severi ad Fabium Cilonem* für immer aufgehoben worden ist.

Verhandlungen der pädagogischen Section.

Erste Sitzung Mittwochs den 25. September.

Präsident: Gymnasialdirector Dr. Eckstein aus Halle.

In den Händen eines jeden Mitgliedes befand sich ein Abdruck folgender vom Professor Dr. Rudolf von Raumer aus Erlangen aufgestellten Thesen über die Behandlung des Altdeutschen auf Gymnasien und über die Heranbildung der dazu nöthigen Lehrkräfte.

1. Das Gymnasium soll die ältere deutsche Sprache und Litteratur in irgend einer Weise in den Bereich seines Unterrichts ziehen.

2. Wie überall, so hat auch in Betreff des Altdeutschen das Gymnasium die Aufgabe, seinen Schülern eine Grundlage von Kenntnissen und die Anleitung zu geben, auf dem gelegten Grunde weiter zu bauen.

3. Der Unterricht im Altdeutschen hat einen doppelten Zweck; er soll nämlich erstens den Zugang zur altdeutschen Litteratur öffnen und zweitens in die Geschichte der deutschen Sprache einführen.

4. Unter den Theilen der älteren germanischen Litteratur, die für das deutsche Gymnasium in Betracht kommen, ist die mittelhochdeutsche Poesie der wichtigste.

5. Die Einführung in die Elemente des Mittelhochdeutschen und die grammatisch und lexicalisch sorgfältige Lectüre mittelhochdeutscher Dichtungen werden daher vor allem die Aufgabe des Gymnasiums sein.

6. Die mittelhochdeutsche Lectüre ist nicht in blosse Sprach- und Litteraturproben zu zersplittern, sondern auf ein einziges oder auf einige wenige Werke zu beschränken.

7. Der Bau und die geschichtliche Entwickelung der deutschen Sprache erfordern zu ihrem Verständnis das Zurückgehen auf das Gothische und Althochdeutsche. Es ist deshalb zu wünschen, dass das Gymnasium die Elemente des Gothischen und Althochdeutschen in seinen Bereich zieht. Zu diesem Behuf ist das Durchnehmen der gothischen und althochdeutschen Laut- und Formenlehre und die grammatisch genaue Erklärung einiger kleinen gothischen und althochdeutschen Sprachproben nothwendig. Ohne eine solche Einführung in die Sprachen selbst ist das Hereinziehen des Gothischen und Althochdeutschen in den deutschen Unterricht mehr schädlich als nützlich.

8. Eine kurze Uebersicht über die Hauptpunkte der älteren deutschen Litteraturgeschichte ist den Schülern zu geben. Dagegen gehört eine ausführliche Darstellung der altdeutschen Litteraturgeschichte nicht auf das Gymnasium.

9. Für den gesammten deutschen Unterricht ist es von grösster Wichtigkeit, dass das Verhältnis der neuhochdeutschen Schriftsprache zu den älteren Perioden der deutschen Sprachentwickelung richtig aufgefasst werde.

10. Zum Gedeihen des altdeutschen Unterrichts auf Gymnasien ist vor allem nöthig, dass derselbe in den Händen von Lehrern liegt, die Kenntnis ihres Lehrgegenstandes besitzen.

11. Obwohl die Pflege der Wissenschaft fordert, dass eine Anzahl von Gelehrten das Studium der germanischen Sprachen und Litteraturen zu ihrem ausschliesslichen Lebensberuf macht, so ist doch eine durchgreifende Trennung des classischen und des deutschen Unterrichts weder möglich noch wünschenswerth. Vielmehr besteht gerade in der wechselseitigen Durchdringung des classischen und des deutschen Unterrichts eine der wesentlichsten Aufgaben des Gymnasiums.

12. Bei den philologischen Prüfungen für das Lehramt an Gymnasien ist einige Kenntnis der geschichtlichen deutschen Grammatik und der älteren deutschen Litteratur zu fordern. Die Forderungen sind auf das wirklich Elementare zu beschränken. Aber das Zeugnis über die Ergebnisse der Prüfung hat auszusprechen, ob der Candidat nur den an alle Philologen gestellten Forderungen genügt, oder ob er ein hervorragendes Mass von Kenntnissen im Altdeutschen bewiesen habe.

Professor Dr. Rudolf von Raumer. Geehrte Versammlung. Der Gegenstand, über den wir heute zuerst verhandeln wollen, ist von tiefgreifender Bedeutung, das leugnet keiner von uns allen. Es gilt die Frage, in welcher Weise der classisch gebildete Theil unserer Nation in die ältere Litteratur unseres eigenen Volkes, in den Bau und in die Geschichte unserer eigenen Sprache eingeführt werden soll. Es wird kaum einen Ort in der Welt geben, der uns in solchem Masse zu ernstem Nachdenken über diese Frage anregen könnte, wie die Stätte deutscher Ehre, an der wir hier verhandeln dürfen. Aber darüber sind wir ja alle einig, dass es die Aufgabe unserer Gymnasien ist, die deutsche Gesinnung zu pflegen, dass die deutsche Sprache und die deutsche Litteratur zu den wichtigsten Gegenständen unserer Gymnasien gehören. Die Frage, um die es sich handelt, betrifft mehr das Wie, die Wege die man einschlagen soll, und hier sind die Ansichten sehr verschieden, zumal wenn es sich um die ältere deutsche Sprache und Litteratur handelt. Es gilt vor allem eine sehr ehrenwerthe Besorgnis zu beschwichtigen, nemlich die, dass der Hort unserer höheren Bildung, dass die gründliche Erlernung der griechischen und lateinischen Sprache leiden möchte bei der Einführung eines mehr oder weniger neuen Gegenstandes. Es sind aber auch noch aus anderen Gründen innerhalb unserer wissenschaftlich gebildeten Kreise die Meinungen sehr getheilt, und das hat wiederum seine ganz natürliche Erklärung darin, dass eben der Gegenstand eine noch nicht genügend gekannte Wissenschaft, dass er noch so neu ist. Der verehrte Vorsitzende der diesjährigen Philologenversammlung hatte die Freundlichkeit, an mich die Aufforderung ergehen zu lassen, diesen Gegenstand hier zur Sprache zu bringen, und es schien mir bei der hohen Bedeutung und den manigfachen Schwierigkeiten der Sache nicht zweckmässig, nur einen ununterbrochenen längeren Vortrag zu halten, sondern vielmehr das, was ich für das rechte halte, in Thesen zusammenzufassen. Ist nun die geehrte Versammlung damit einverstanden, so werde ich die einzelnen Thesen vorlesen und da, wo ich es für nöthig halte, einige Worte erläuternd hinzufügen. Unter den Thesen, die ich aufgestellt habe, sind einige, von denen ich glaube, Sie werden alle damit einverstanden sein; dagegen sind

unter ihnen auch wieder andere, die den Widerspruch geradezu herausfordern. Es sind dies indes feste Sätze nur für den der sie aufstellt; der geehrten Versammlung gegenüber, der sie mitgetheilt werden, sind es nur Anfragen. Ich erlaube mir nun die erste meiner Thesen vorzulesen:

Das Gymnasium soll die ältere deutsche Sprache und Litteratur in irgend einer Weise in den Bereich seines Unterrichts ziehen.

Was diese Thesis betrifft, so glaubte ich, es würde darüber Einigkeit vorhanden sein, schon als ich die Thesis aufstellte. Sollte aber eine Abstimmung auch über diese These stattfinden und die Herren nicht vielmehr wünschen, den Widerspruch auf die einzelnen Thesen aufzuheben, dann würde ich mir erlauben darauf aufmerksam zu machen, dass gegen die erste Thesis nur der stimmen könnte, der absolut gar keine Notiz von der altdeutschen Sprache in unseren Gymnasien genommen haben will.

Präsident. Ich gehe von der Ansicht aus, dass wir diesen Punkt erst zur Erörterung bringen. Erst muss die Principienfrage zur Entscheidung kommen. Ich bitte die Herren sich zu melden, die über die erste Thesis sprechen wollen.

Professor Dr. Wilhelm Wackernagel aus Basel. Meine verehrten Herren. Ich erlaube mir zuerst die Frage, ob es Zufälligkeit oder Grundsatz ist, dass man bloss von Gymnasien spricht und nicht von Schulanstalten. Ich glaube, es wäre zweckmässig dieser Frage eine weitere Ausdehnung zu geben. So sind die Realschulen, die Gewerbschulen oder wie man sie nennen will, die ebenso gut ein Anrecht auf den Unterricht im Altdeutschen haben. Ich glaube, gerade diese jungen Leute, wenn sie sich mit Sprachen abgeben, können Interesse an dem Altdeutschen nehmen. Dagegen bin ich der Meinung, dass der Unterricht auf den Gymnasien verschiedene Bedenken hat. Wenn man sich, wie vorgeschlagen, auf das Mittelhochdeutsche beschränkt, so liegt es sehr nahe, dass die jungen Leute, wenn die Lehrer es leicht damit nehmen, glauben das Mittelhochdeutsche auch ohne besonderes Studium, ohne grosse Vorbereitung zu verstehen. Es scheinen hier ja ziemlich dieselben Worte gebraucht zu sein wie jetzt. Dass die meisten jetzt noch vorhandenen alten Worte gewöhnlich im Altdeutschen etwas ganz anderes bedeuten als heute, das weiss der Lehrer wohl, aber nicht die Schüler, und so liegt für diese die Gefahr nahe es sich bequem zu machen. Sie üben sich in der Schule nur im Lesen, wie sie es für recht halten, ob es geht oder nicht geht. Es wird für den Lehrer eine grosse Schwierigkeit sein zu verhindern, dass die Schüler im Mittelhochdeutschen mit der Zeit blosse Dilettanten werden, und in Folge davon dann ebenso im Griechischen und Lateinischen. Ich habe noch ein zweites Bedenken. Wenn nämlich der Lehrer es genau nimmt und die Schüler ihre Aufgabe auch genau grammatisch und lexicographisch streng zu behandeln suchen, so wird damit ein neues Fach, das viel Zeit und Kraft in Anspruch nimmt, in die Gymnasien eingeführt. Meine Herren: ich sehe darin einen Hauptvorzug unserer Gymnasien vor den gewerblichen Anstalten, dass sie ein sehr einfaches, einheitliches, concentriertes Pensum haben, und würde es sehr bedauern, wenn man diesem Pensum eine grössere Ausdehnung, eine grössere Zahl und Manigfaltigkeit geben und so die Kraft und Thätigkeit der Schüler zersplittern wollte. Ich würde es für zweckmässiger halten, wenn die Lehrer, ohne gerade Altdeutsch in den Schulen zu treiben, das Neudeutsche so behandelten, dass die Schüler auf das Altdeutsche mehr oder weniger hingeführt werden und dadurch Veranlassung erhalten, später als Studenten das Altdeutsche vorzunehmen, während man sich in den Gymnasien wie bisher auf die classischen Sprachen beschränkte und das Alt-

deutsche wegliesse. Ich spreche aus eigener Erfahrung. Ich gebe an einer höheren Schule Unterricht. Ich habe eine Reihe von Jahren hindurch mit meinen Schülern Altdeutsch studiert, habe mich aber sehr bald überzeugt, dass die meisten Schüler es nur als Dilettanten trieben und auf keine bessere Fährte zu bringen waren. Ich habe bei den besseren die Erfahrung gemacht, dass sie bloss in den classischen Sprachen gestört worden sind, und die Ueberzeugung wird bei mir jährlich und täglich stärker, dass die Studenten die Sache am besten treiben, da sie schon höhere wissenschaftliche Kenntnisse haben. Es sollen das keine Einwürfe, sondern nur Bedenken sein, die ich meinen verehrten Collegen zu widerlegen bitte.

von Raumer. Von den verschiedenen geltend gemachten Bedenken ist nur ein Theil der Art, dass er hier zur Sprache kommen kann. Ein anderer Theil ist der Art, dass er besser nicht jetzt, sondern bei den einzelnen Thesen zur Sprache gebracht wird. Was zuerst das allgemeine Bedenken betrifft, die Frage, welche mein Hr. College Wackernagel an mich gerichtet hat, ob ich das Altdeutsche nur auf den Gymnasien oder auch auf den anderen Schulen eingeführt zu sehen wünsche, so antworte ich darauf, dass ich mit dem, was mein verehrter College vorhin über die anderen Schulen gesagt hat, vollkommen einverstanden bin, dass ich es aber nichtsdestoweniger für zweckmässig halte, dass wir uns hier zunächst auf die Frage beschränken: welche Stellung soll das Gymnasium einnehmen der altdeutschen Sprache und Litteratur gegenüber? weil die Bedingungen, unter denen die verschiedenen Schulanstalten ans Altdeutsche herankommen, so verschiedener Art sind, dass wir die Discussion nur zerstreuen würden, wenn wir sofort ausser den Gymnasien auch die Realanstalten berücksichtigen wollten. Weit besser scheint es mir zunächst die Frage klar zu machen: was soll das Gymnasium thun? Dann können wir im Anschluss daran etwa späterhin einmal die weitere Frage erörtern: wie stehen die Realanstalten zum Altdeutschen? Was nun ferner die einzelnen Bedenken betrifft, die Hr. Prof. Wackernagel geäussert hat, so zerfallen sie in zwei Fragen: die eine bezieht sich darauf, in welchem Verhältnis das Altdeutsche zu den classischen Sprachen stehen soll, und auf die Befürchtung, dass die classischen Sprachen leiden möchten; die andere bezieht sich auf das Gebiet des Altdeutschen selbst. Was die erste Frage betrifft, das Bedenken wegen der Gefährdung des classischen Unterrichts, so theile ich die Gesinnung meines Freundes vollkommen insoweit als der classische Unterricht nicht gefährdet werden darf durch irgend eine andere Sprache; aber ich theile sie durchaus nicht, insofern er meint, dass der classische Unterricht durch den altdeutschen leiden müsse; sondern ich glaube, es wird alles darauf ankommen, das Altdeutsche in solche Grenzen einzuschliessen, dass von Gefährdung der classischen Studien keine Rede sein kann, und zweitens das Altdeutsche so zu treiben, dass aus dem Altdeutschen selbst Nutzen für die classische Bildung gezogen werden kann, wenn auch nicht unmittelbar, so doch mittelbar. Ich möchte nun fragen, ob nicht meine verehrten Herren Collegen damit einverstanden sind, diese letzten Bedenken auf die einzelnen Thesen, bei denen wir auf diese Punkte zurückkommen müssen, aufzusparen.

Wackernagel. Ich hätte nichts dagegen, aber ich war genöthigt die Sache jetzt vorzutragen, da vom Gymnasium und vom Gymnasialunterricht die Rede war, so dass ich nicht umhin konnte mich zunächst hieran zu halten und daran meine Bedenken anzuknüpfen. Es ist mir ganz recht, wenn die Einzelheiten späterhin bei anderen Thesen zur Sprache kommen.

von Raumer. Die Frage wegen der Realschulen werden wir schon deshalb hier besser aus dem Spiel lassen, weil diese Anstalten in den verschiedenen Ländern so verschieden sind,

dass wir uns schwer verständigen würden. Aber der Punkt muss jetzt zur Entscheidung gebracht werden, ob überhaupt Unterricht in der ältern deutschen Sprache und Litteratur auf den Gymnasien ertheilt werden soll; es muss also erörtert werden, ob das Bedenken, das von einem so eifrigen Forscher und so wissenschaftlichen Manne gegen den Dilettantismus des Treibens auf den Gymnasien so eben erhoben wurde, gegründet sei. Es ist dies derselbe Einwand, der gerade von den gründlichsten Naturforschern immer und immer wieder gegen den naturhistorischen Unterricht auf dem Gymnasium erhoben wird: 'Lasst lieber jenes unnütze Zeug ganz weg: denn ihr verderbt uns das wissenschaftliche Studium.' Eben so sagt Hr. Professor Wackernagel: 'Lasst lieber die Schüler auf die Universität kommen unverdorben durch schlechte Lehrer u. dgl., dann haben wir auf der Universität die beste Gelegenheit uns gründliche Leute heranzubilden.' Ich glaube der Punkt muss hier zur Entscheidung gebracht werden.

Geheimerrath Dr. Brüggemann aus Berlin. Meine Herren. Ich fasse in der ersten These zuerst die Worte ins Auge: 'in irgend einer Weise'. Dass in irgend einer Weise die alte deutsche Sprache und Litteratur in den Kreis des Gymnasiums gezogen worden ist, ich glaube, das kann ich mit voller Sicherheit behaupten; es ist ja kaum möglich, wenn überhaupt von der Entwicklung der deutschen Litteraturgeschichte die Rede sein soll, dass man nicht auf ihre Anfangspunkte zurückgeht und bei dieser Gelegenheit der Lehrer dieses Unterrichtsfachs auch Proben von Klängen und Lauten aus der ersten Entwicklungsperiode den Schülern zum Bewusstsein zu bringen pflegt. Aber das ist Sache und Aufgabe des Lehrers; dadurch wird die Sache nicht ein Gegenstand des Unterrichts und des fleissigen Betriebs der Schüler. Also in dieser Weise ist auch das Mittelhochdeutsche, in dieser Weise ist die altdeutsche Sprache und Litteratur bereits auf den Gymnasien zur Sprache gekommen und wird ferner zur Sprache kommen. Aber das ist, glaube ich, nicht die Frage, die von Hrn. Prof. von Raumer angeregt worden ist, sondern die Frage ist die, ob das Altdeutsche ein Gegenstand des Unterrichts, der von den Schülern in gleicher Weise zu treiben sei wie die altclassische Litteratur, in Zukunft werden soll. Ich erlaube mir auf eine Parallele hinzuweisen. Wir lehren ja die lateinische Sprache in den Gymnasien als Hauptunterrichtsgegenstand. Meine Herren: ich glaube, keinem Gymnasium fällt es ein Sprachformen, wie sie sich in den Liedern der Arvalbrüder oder den Zwölftafelgesetzen vorfinden, zu lehren. Altlateinisch lehren wir also nicht, wir fangen im Gegentheil mit der entwickelten Sprache des goldenen Zeitalters der Litteratur an und werfen nur zuweilen rückwärts Blicke auf Sprachformen und Sprachbedeutung des älteren Latein. Wir gehen vielleicht in näheren Erörterungen allenfalls bis Plautus zurück, seitdem die Sprachformen dieses Dichters durch sorgfältige Kritik festgestellt worden sind, aber höher hinauf geht keine etymologische Behandlung der lateinischen Sprache, auch nicht in Lectüre und Erklärung. Vergleichen Sie dieser Andeutung gegenüber die Behandlung des Deutschen in den Gymnasien, so stehen Lateinisch und Deutsch ziemlich parallel. Auch die gegenwärtige, entwickelte deutsche Litteratur mit ihren Sprachformen ist hauptsächlich Gegenstand des Unterrichts in den Gymnasien, und von da aus werden rückwärts Blicke geworfen, tiefer eingehend in die mittelhochdeutsche Sprache und Litteratur, mehr andeutend in das Althochdeutsche. Man könnte mir sagen, es sei nicht so mit dem Griechischen; aber wir alle sind Schulmänner, wir alle wissen, dass die Entwicklung der griechischen Sprache auch in Beziehung auf die Litteratur eine ganz andere gewesen ist, für uns wenigstens, wie sie jetzt vorliegt, als die lateinische. Die selbständige Entwicklung der Dialekte im Griechischen, die vorzugsweise Verwendung

eines bestimmten Dialekts für gewisse Gattungen der Poesie, ja für einzelne Prosawerke macht es nothwendig, wenn solche Werke gelesen werden, auf den etymologischen Theil weiter zurückzugehen und sich dadurch mit den älteren Formen bei Herodot wie mit den neueren aus der attischen Sprache gründlich zu beschäftigen. Das Griechische bietet also keine Parallele, wohl aber die Behandlung des Lateinischen und Deutschen. Ich glaube, da besteht ein vollständiger Parallelismus. Hierauf wollte ich Sie zunächst aufmerksam machen und dann vorläufig hinzufügen, dass ich mich durchaus der Ansicht des Hrn. Prof. Wackernagel anschliesse. Diejenigen in unserer Versammlung, die auf der Philologenversammlung in Breslau anwesend waren, werden wissen, dass dieser Gegenstand damals zur Sprache gekommen ist: ich habe ebenfalls damals mich darüber geäussert und namentlich über die Behandlung des Alt- und Mittelhochdeutschen. Ich konnte mich dabei auf das Urteil eines der ersten Kenner, nämlich Lachmanns berufen. Vor der Hand beschränke ich mich auf diese Andeutungen und werde mir vielleicht erlauben bei den folgenden Thesen darauf wieder zurückzukommen.

von Raumer. In Bezug auf das, was Hr. Geheimerrath Brüggemann so eben gesagt hat, möchte ich zuvörderst die Frage an den geehrten Herrn richten, warum denn die Entwicklungsgeschichte der lateinischen Litteratur mehr Aehnlichkeit haben soll mit der der deutschen als die Entwicklungsgeschichte der griechischen. Daran möchte ich noch eine andere Frage anknüpfen. Es würde mir nämlich sehr interessant sein, die lateinischen Dichtungen kennen zu lernen, die aus dem Zeitalter der Zwölftafelgesetze noch übrig sind und die sich mit unserem Nibelungenlied vergleichen lassen. Ich möchte ferner mir noch eine Frage erlauben. Der geehrte Hr. Redner hat geäussert: es wird ja das Deutsche ganz so betrieben wie das Lateinische, indem man sich an die entwickeltere Form der Sprache hält. Ich will nun hier nicht auf die Frage eingehen, ob die neueren Sprachformen wirklich entwickelter sind als die älteren, sondern ich will mich darauf beschränken zu erklären, dass das Deutsche nach meiner Ansicht ja eben in der Weise getrieben werden soll, dass man dessen Entwicklung nachweist. Ich will übrigens die Gelegenheit benutzen zu erklären, dass auch das Neuhochdeutsche, die Anleitung zum richtigen Gebrauch der neuen deutschen Schriftsprache, durchaus nicht leiden darf durch das Betreiben des Altdeutschen. Das würde meiner Ansicht ganz und gar zuwiderlaufen. Das alles vorausgeschickt wende ich mich zurück zu den Bemerkungen des Hrn. Prof. Wackernagel. Ich glaube, dass ich kürzer zum Ziel komme, wenn ich in einigen Sätzen ausspreche, was mir das Ziel der Sache zu sein scheint. Es wird sich nämlich darum handeln, ob die ältere deutsche Litteratur fort und fort ein Gegenstand blosser specieller Forschung bleiben oder ob dahin gewirkt werden soll, dass in Zukunft zum mindesten der classisch gebildete Theil unseres Volks im Stande ist, die grossartigen Dichtungen des Mittelalters, die grossartigen Erzeugnisse unseres eigenen Volks in der Ursprache zu lesen und so zu lesen, wie es sich ziemt. Das scheint mir die Frage zu sein, und ich sehe darin einerseits eine Aufgabe deutscher Bildung und anderseits ein Mittel zur Entwicklung unserer speciellen altdeutschen Wissenschaft. Der geehrte Hr. Geheimerath Brüggemann hat ein Urteil Lachmanns angeführt, das mir recht wohl bekannt ist. Ich meinerseits möchte gerade Lachmann den Philologen als Beispiel anführen, wie gut es für den Philologen ist, wenn er eine auch noch so mässige Zeit auf das Studium der altdeutschen Sprache verwendet. Dass das Altdeutsche vom classischen Studium den allergrössten Gewinn zieht, dass es ihm zum grössten Vortheil gereicht hat, dass ein Geist wie Lachmann die Schärfe, die er sich auf classischem Gebiet erworben, auf das Altdeutsche übertrug, darüber ist ohnehin kein Zweifel. Aber ich

glaube, dass auch Lachmanns classische Forschungen einen Gewinn aus seinem Studium des Altdeutschen gezogen haben. Ich beziehe mich hier nicht bloss auf seine Untersuchungen über die Ilias, sondern ich glaube, dass auch seine Recension des Lucretius mehr Gewinn von seinen scharfen Untersuchungen über das Altdeutsche gezogen hat, als mancher denkt. Was die Philologen betrifft, so würde ich rathen lieber das Beispiel Lachmanns nachzuahmen als einzelne von ihm hingeworfene Worte als Axiom aufzustellen. Was aber den praktischen Erfolg dieser einzelnen Lachmannschen Ansicht betrifft, so glaube ich dass gerade daher es kommt, dass manche von den übrigens vortrefflichen, von mir hochgeachteten Schülern Lachmanns sich in eine Sackgasse verrannt haben, weil es kein Publicum gibt, sondern nur Gelehrte. Es grenzt sich ab zwischen eigentlichen Fachgelehrten und solchen, die gar nichts von der Sache verstehen. Dagegen was auf classischem Gebiet die classische Bildung ist, im Gegensatz einerseits zu denen, welche der classischen Bildung völlig ermangeln, und anderseits zu den classischen Philologen von Fach, das fehlt uns im Altdeutschen noch so sehr. Und hier, glaube ich, liegt die Aufgabe der Gymnasien und höheren Bürgerschulen. Sie sollen den Sinn für einen solchen Gegenstand auch bei denen, die nicht Philologen von Fach sind, in gründlicher Weise wecken. — Man könnte nun weiter sagen: überlasst das doch ganz den Universitäten, und mein verehrter Freund Wackernagel meint, das bewähre sich auch. Ich möchte die Lehrer an unseren grössten deutschen Universitäten auffordern zu erklären, ob das an dem ist. Was mich betrifft, so kann ich nicht anders sagen, als dass alle meine Erkundigungen dahin gehen, dass im ganzen genommen nur ein sehr mässiger Bruchtheil etwas vom Altdeutschen lernt. Wenn vom Lernen der altdeutschen Flexionen, selbst der mittelhochdeutschen, die Rede ist, so hat der Student, selbst wenn er ein fleissiger junger Mann ist, vorausgesetzt dass er nicht ein specifisch philologischer Kopf ist, in der Regel gar keine Neigung dazu. Es scheint mir dies aber auch vielmehr die Aufgabe des Gymnasiums zu sein. In welchem Umfang, werden die weiteren Thesen ergeben. Aber irgend etwas Elementares dem Schüler zu geben, etwas auf dessen Grundlage sich auf der Universität fortbauen lässt, das ist jedenfalls die Aufgabe des Gymnasiums.

Brüggemann. Was Hr. von Raumer mir in Bezug auf Verschiedenheit der deutschen und lateinischen Litteratur gesagt hat, beruht auf einem Misverständnis, indem ich mich nicht in der Weise ausgedrückt habe, wie es aufgestellt worden ist. Wenn Hr. Prof. von Raumer mich fragt, ob lateinische Gedichte aus der Zeit der Zwölftafelgesetze existieren, so kann ich deren natürlich keine nachweisen; aber erwähnen will ich, dass die altlateinischen Formen, der Plautinischen Latinität z. B., nur ausnahmsweise gelehrt werden, nur in der Weise die ich selbst vorhin hervorgehoben habe, weil diese Formen nicht in den Bereich der classischen Latinität gehören. Auf die Ansicht von Lachmann habe ich nur hingewiesen, weil ich glaube, dass ein näheres Eingehen sich an spätere Thesen zweckmässiger anschliesst. Hr. von Raumer fasst den Gegenstand in ganz anderer Weise auf. Es handelt sich nicht darum, ob es für den altclassischen Philologen nothwendig oder wünschenswerth sei, auch die deutsche Litteratur und Grammatik in ihrer historischen Entwicklung gründlich zu kennen, sondern um die Frage: wo ist der Ort dieses Studium anzufangen? Dass ich für die erste Frage bin, bedarf wohl keiner Versicherung. Jeder gebildete Deutsche muss die historische Entwicklung der deutschen Sprache und Litteratur kennen. Nur fragt es sich: wo ist der Ort das Studium anzufangen? und dass eine elementare Behandlung wenigstens einzelner Theile dieser Grammatik in den Gymnasien Raum finden könne, hat auch Lachmann nie bestritten.

Director Dr. Münscher aus Marburg. Ich wollte die Ansicht, die der Hr. Proponent vorgebracht hat, mit einigen Worten unterstützen. Wir sind alle darüber einverstanden, dass unsere Gymnasien die Jugend zu einer wissenschaftlichen Tüchtigkeit, zu wahrhafter Bildung erziehen sollen, und dazu gehört eben ganz entschieden auch die Kenntnis einer der früheren Blütenperioden unserer Litteratur. Ich glaube dass wir uns dem gar nicht entziehen können; die Schüler brauchen es nachher nicht weiter fortzusetzen. Wir sind ferner alle darüber einverstanden, dass wir unserer Jugend einen vaterländischen Sinn einflössen sollen. Wir haben uns aber ganz besonders zu hüten, dass dieser nicht in allgemeinen Redensarten bestehe, sondern in wirklich tüchtiger Gesinnung, in Pietät vor dem Alterthum und dem Schönsten, was unser Volk hervorgebracht hat. Dies kann nur geschehen durch die Einführung in die herlichen Werke, die wir aus dem Mittelalter haben. Ich will dies nicht weiter ausführen, sondern nur darauf aufmerksam machen, dass es sich nicht um einen Parallelismus zwischen Lateinisch und Deutsch handelt. Das Lateinische fangen wir in der untersten Classe an, das Deutsche, wie der Vorschlag es meint, erst in der obersten, und ich kann den Herren versichern, dass an den Gymnasien, an welchen es seit 30 Jahren eingeführt ist, noch keine Schwierigkeiten sich erhoben haben; die Herren, die vielleicht das Gymnasium in Marburg etwas näher kennen gelernt haben, werden bezeugen können, dass die griechische und lateinische Sprache dort ebenfalls ganz ordentlich getrieben wird. Freilich geben wir dem Deutschen nur drei Stunden in der Woche ein Jahr hindurch, und das zweite Jahr wird nur die deutsche Litteraturgeschichte getrieben ohne Alt- und Mittelhochdeutsch, und bei dem Mittelhochdeutschen wird hauptsächlich das Nibelungenlied gelesen, Schranken, bei welchen das Mittel- und Althochdeutsche sich ganz gut behandeln lässt. Ich hoffe, dass die Versammlung sich dahin aussprechen wird, dass das Mittel- und Althochdeutsche sich recht gut in den Bereich des Gymnasiums hineinziehen lässt, versteht sich unter angemessenen Beschränkungen.

Geheimerrath Dr. Wiese aus Berlin. Ich glaube, meine Herren, dass wir bei der ersten These stehen bleiben müssen. Wenn wir so fortfahren, werden wir nie zu einem Resultate kommen. Ich muss hauptsächlich darauf meine Bedenken richten, dass es heisst: 'in irgend einer Weise soll die ältere deutsche Sprache und Litteratur in den Bereich des Gymnasiums gezogen werden.' Ich meine, wir müssen unterscheiden die Idee des Gymnasiums und die Wirklichkeit. Die Idee des Gymnasiums fordert es ganz unverbrüchlich, das Gymnasium hat durchaus die Aufgabe, wie es auch nachher angedeutet ist, dass die Jugend, die sich ihm anvertraut, zum Ursprünglichen geführt werde, nicht mit Resultaten, mit Notizen über die Dinge abgefertigt, sondern zu den Dingen selbst geführt werde. Das würde in unserer Muttersprache am allerwenigsten unterlassen werden können. Es ist ähnlich wie mit dem neuen Testament, das in der Ursprache gelesen wird, auf dem Gebiete der Theologie. Wir führen die Schüler an die Quelle, sie sollen von da an weiter bauen. Aus wissenschaftlichen Gründen ist es also nothwendig, ebenso aus nationalen und patriotischen Rücksichten, dass die Idee des Gymnasiums den Unterricht in der altdeutschen Sprache und Litteratur nicht ausschliesse. Aber es ist etwas ganz anderes, ob wir das auch durchweg in der Wirklichkeit durchführen können. Wir haben in Preussen jetzt 143 Gymnasien, und wenn auch der Lehrplan für alle derselbe ist, so macht es sich doch ganz von selbst, dass eine grosse Verschiedenheit stattfindet, sowohl in der Beschaffenheit der Schüler als in der Zusammensetzung der Lehrer. Wir haben auf dem Lehrplan des Gymnasiums eine grössere Anzahl von Lehrobjecten, die sich in ähnlicher Calamität befinden: es kommt darauf an, ob man ihnen in irgend einer Weise gerecht werden

kann, z. B. die philosophische Propädeutik und die Naturwissenschaft. Wir haben ein Gymnasium, die Schulpforte: hierbei erinnert sich wohl jeder von Ihnen an Kobersteins Wirksamkeit. Das ist ganz verschieden von einem Gymnasium in Litthauen. Das was dem Deutschen auf dem Lehrplan hat eingeräumt werden können, ist verhältnismässig eine sehr kleine Stundenzahl. Was soll alles in dieser Zeit getrieben werden! Es scheint fast unmöglich alle Forderungen zu erfüllen, und wenn Sie bedenken, dass in den Provincialgymnasien ein sehr grosser Theil von Schülern nur neuhochdeutsch correct zu sprechen und mündlich und schriftlich mit einer gewissen Gewandtheit sich auszudrücken angehalten wird, so sehen Sie, meine Herren, dass in der Praxis zuerst für das Nothwendige zu sorgen ist, im Vergleich womit diese Studien wie ein wissenschaftlicher Luxus angesehen werden können. Wir müssen es dahin bringen, dass die Klagen nicht immer wiederkehren: 'die Schüler können nicht deutsch schreiben, sie können nicht mit Leichtigkeit eine gegebene Sache in kurzen Sätzen zur Darstellung bringen.' Diese Klagen wurden schon mehrfach, besonders von Juristen erhoben. Da wissen wir, welch eine schwere Aufgabe wir mit unseren Schülern zu lösen haben. Die mündliche und freie Rede muss mehr geübt werden als früher. Wenn wir drei Stunden haben, was bleibt da übrig? Es gibt freilich Gymnasien, bei denen nicht so viel Zeit nöthig ist. Ich komme zum Schluss meiner Bemerkung. Auf dem Lehrplan des Gymnasiums muss die Sache stehen, aber man muss in der Wirklichkeit auf die Verhältnisse Rücksicht nehmen. Es müssen sich in jedem Lehrercollegium (das ist eine Sache, die nachher zur Besprechung kommt, auf die ich aber jetzt schon hinweisen muss), es müssen sich in jedem Lehrercollegium Männer finden, die der Sache vollkommen mächtig sind; es darf keinem die *facultas docendi* gegeben werden, der nicht gehörige Studien gemacht hat und die Fähigkeit besitzt in dem Fache zu unterrichten. Bis jetzt ist das noch nicht verlangt worden. Ich halte es für unumgänglich nothwendig, dass an die Lehrer des Deutschen diese Forderung gestellt wird. Wir haben nicht die Möglichkeit an allen Universitäten dem Verlangen nach einem solchen Unterricht zu entsprechen. Da muss es das Gymnasium thun, und die Gelegenheit muss den Schülern auf jeden Fall gegeben werden. Die ältere deutsche Sprache und Litteratur muss auf dem Lehrplan des Gymnasiums stehen; es muss aber den Umständen überlassen werden, ob und in welchem Umfang sie behandelt werden soll.

von Raumer. Die These hat durchaus nicht den Sinn, dass wir hier ein Schulgesetz machen sollen, das sofort eingeführt wird; sondern ich wünsche, dass die geehrte Versammlung sich ausspreche, ob ihrer Ueberzeugung nach der altdeutsche Unterricht zu demjenigen gehört, was Hr. Geheimerrath Wiese die Idee des Gymnasiums genannt hat. Was die Ausführung betrifft, so werden die Schwierigkeiten von gar manigfacher Art sein. Wir sprechen übrigens bei unseren Verhandlungen nur von solchen Gymnasien, in denen die Muttersprache des Schülers die deutsche ist. Auch unter diesen Gymnasien herscht in Bezug auf neu eintretende Schüler eine sehr grosse Verschiedenheit. Ich sollte aber meinen, der grösste Theil unserer deutschen Gymnasien, besonders der preussischen, müsste das erreichen können, dass die Schüler, wenn sie bis in Obersecunda kein Wort altdeutsch lernen, sondern nur im Neuhochdeutschen geübt werden, wenn dann ferner auch in Secunda und Prima Woche für Woche dieselbe Uebung fortgesetzt wird, dass dann auch neben einem so geringen Zeitaufwand für das Altdeutsche die Schüler dahin gebracht werden, mit einiger Gewandtheit deutsch schreiben und sprechen zu können. Ich glaube, es wird vielleicht gut sein, meine Herren, wenn ich mit zwei Worten Ihnen mittheile, wie viel Zeit mein Plan in Anspruch nehmen

dürfte. Bleibt man bei dem Mittelhochdeutschen stehen, so glaube ich, dass die elementare Kenntnis, die Lectüre hinzugerechnet, sich in einem Jahre in zwei Stunden wöchentlich erwerben lässt, und zieht man auch die allerersten Elemente des Gothischen und Althochdeutschen mit in den Unterricht, so glaube ich, dass in einem zweijährigen Cursus, wöchentlich zwei Stunden gerechnet, sich auch dies erreichen liesse. Ich stütze meine Aussprüche auf die Erfahrungen, die ich bei meinen Schülern auf der Universität gemacht habe.

Präsident. Wünscht noch jemand über die erste These zu sprechen?

Regierungsrath Dr. Firnhaber aus Wiesbaden. Die Verhandlungen der Sectionen haben ihre Resultate darin, dass sie uns von den verschiedenen Ländern Erfahrungen mittheilen; wir würden also jetzt hören, zu welchen Resultaten ein solcher Unterricht in anderen Gegenden bereits geführt hat. Diesmal möchte man nicht in dem Fall sein ganz verschiedene Erfahrungen zu hören, weil dieser Unterrichtsgegenstand in unserem deutschen Vaterlande keineswegs bereits eine Wirkung erlangt hat, wie sie nach meiner Ansicht als wünschenswerth erscheinen könnte. Ich glaube auch, dass wir nach unserer bisherigen Discussion für angemessen erachten können zur Beantwortung der Frage aufzufordern: 'sind denn nicht schon Erfahrungen gemacht?' Wir haben bereits von Hrn. Director Münscher in Marburg gehört, dass ihm allerdings eine dreissigjährige Erfahrung gezeigt habe, dass unter gewissen Beschränkungen die fragliche Aufgabe wohl zu lösen sei. Ich will auch mein Scherflein beitragen, insofern ich sage, dass seit dem Jahre 1846 die nassauische Regierung in dem damals neu entworfenen Lehrplan geradezu die Forderung gestellt hat, es solle in der obersten Classe, der zweijährigen Prima, auch das Mittelhochdeutsche gelehrt werden. Dies hat den Erfolg gehabt, dass eine Reihe von Jahren hindurch, weil wir damals an einzelnen Gymnasien Lehrer hatten, die des Gegenstandes wohl mächtig waren, diese Studien einen recht schönen Erfolg auf den Gymnasien hatten, und ich kann bezeugen, dass darunter das Studium der classischen Litteratur keineswegs etwa gelitten hat. Es hat sich aber bald ergeben dass, wenn die einzelnen Persönlichkeiten aus dem Lehrercollegium schieden, dann eine Vorschrift nichts bewirken konnte. Im Gegentheil, die Schulbehörde musste darauf aus sein, sie möglichst wieder zurückzunehmen, weil sie mehr schadete als nützte. So ist es nun gegenwärtig in Nassau noch der Fall, dass an einem Gymnasium das Altdeutsche mit Erfolg gelehrt wird, an den anderen Anstalten nicht. Ich muss aber nochmals wiederholen, dass die Erfahrung nach den erwähnten Resultaten beweist, dass eine Beeinträchtigung des classischen Unterrichts nicht zu befürchten ist.

Director Dr. Kiesel aus Düsseldorf. Ich wollte mir erlauben zu bemerken, dass nach der Form, in welcher der geehrte Vorredner sich ausgesprochen hat, er die vorliegende Frage bereits für beantwortet zu halten scheint. Allein ich habe geglaubt, es würde sich dies an die zweite These anschliessen lassen, und hatte vor mir erst zu dieser das Wort zu erbitten. Wenn aber die Verhandlungen den Gang nehmen sollen, dass schon jetzt solche Fragen discutiert werden, die sich nicht anschliessen, so bitte ich den Hrn. Präsidenten um Auskunft und ersuche um die Erlaubnis mich jetzt über etwas äussern zu dürfen, was nach meiner Meinung zur zweiten These gehört.

Präsident. Wir wollen jetzt rein bei der Frage bleiben, ob das Gymnasium die Schüler in dieses Gebiet, in die altdeutsche Sprache und Litteratur einführen soll.

Kiesel. Dann würde ich mir das Wort zur zweiten These erbitten.

von Raumer. Ich erlaube mir hier die Bemerkung einzuschieben, dass die Reihenfolge

meiner Thesen, sobald sie in das Praktische unmittelbar versetzt werden, sich selbstverständlich umkehrt.

Dr. Albert Müller aus Hannover. Ich wollte Sie auf das eine aufmerksam machen, dass nämlich der Philolog auf der Universität allerdings die beste Gelegenheit hat seine Kenntnisse, welche vorher elementarer Natur gewesen sind, in erfreulicher Weise zu erweitern und sich einen Ueberblick über die gesammte altdeutsche Litteratur zu verschaffen. Und wenn auch das Gymnasium noch so wenig gethan hat, so wird der Philolog von Fach den Nachtheil nicht empfinden; dagegen die übrigen Fachstudien liegen so weit von dieser Wissenschaft ab, es sind so viel verschiedene Fachcollegien in die juristische und medicinische Facultät aufgenommen, dass ich es sehr beklagen würde, wenn z. B. in den hannoverschen Gymnasien nicht mehr Altdeutsch allgemein gelehrt würde, wie es auf den meisten Unterrichtsanstalten dort seit etwa zehn Jahren der Fall ist. Ich würde mich der Ansicht des Herrn Antragstellers anschliessen.

Präsident. Es hat sich niemand weiter gemeldet über den ersten Satz zu sprechen. Ich erlaube mir eine kurze Bemerkung. Es ist in der Erörterung vorausgesetzt worden, dass man den altdeutschen Unterricht als nothwendig anerkenne; es wurde aber darauf hingewiesen, dass eine grosse Schwierigkeit in der Ausführung der Umstand sein würde, dass es an geeigneten Lehrern fehle; auch da wo man Lehrer habe, sei man deren nicht für immer sicher, so lange für die Bildung des Lehrerstandes gerade für diesen Unterrichtszweig nicht gesorgt sei. Da es sich nicht darum handelt im Augenblick schon die Sache ins Leben zu rufen, und überhaupt die praktische Frage gar keine Bedeutung hat, sondern nur eine theoretische Erörterung über die Frage uns vorliegt, so können wir über die erste These leichter zum Ziel kommen. Ich möchte nur noch auf eines hinweisen. Wir haben ja immer noch, und wir glauben an der 300jährigen Tradition festhalten zu müssen, für künftige Theologen einen hebräischen Unterricht. Warum denn? Weil die Schulzeit gerade die geeignetste ist, sich in den Formen der Sprache sicher zu machen, und die Studenten, die das Hebräische auf der Universität erst anfangen, sind bekanntlich ausserordentlich schwach. Gerade die Formen sind wichtig auch für die deutsche Sprache. Da die Formen aber in diesen jungen Jahren viel sicherer erlernt werden als auf der Universität, so würde aus der Analogie mit anderen Sprachen sich ergeben, dass wir die Verpflichtung haben diese Formen auch den Schülern zu überliefern, und es müsste dies daher für alle Schüler verbindlich sein. Ich glaube, in dieser Weise rechtfertigt sich, was Hr. Prof. von Raumer in so harmloser Weise gesagt hat. Die Worte sind so vieldeutig und umfassend, dass jeder für sich etwas dabei denken kann. Ich glaube, hier liegt gar keine Schwierigkeit vor.

von Raumer. Das war gerade die Absicht bei der Festsetzung meiner Thesen, dass wir, vom Allgemeinen ausgehend, erst bei den einzelnen Thesen die Details besprechen sollten.

Präsident. Wir können nunmehr zum Abschluss über die erste These kommen. Ich frage, ob irgend einer der Herren sich gegen diese These erklärt. (Niemand erhebt sich.) Die erste These ist angenommen. Wir gehen zur zweiten über.

von Raumer. Die zweite These lautet:

> Wie überall, so hat auch in Betreff des Altdeutschen das Gymnasium die Aufgabe, seinen Schülern eine Grundlage von Kenntnissen und die Anleitung zu geben, auf dem gelegten Grunde weiter zu bauen.

Bei dieser These würde es sich zuerst darum handeln, ob die Herren glauben, dass das Gymnasium überhaupt die angegebene Aufgabe hat, und nur wer dann sagt, das Gymnasium habe überhaupt diese Aufgabe nicht, der wird gegen die Thesis stimmen können. Denn wer zugibt, dass das angegebene überhaupt die Aufgabe des Gymnasiums ist, der würde zu beweisen haben, dass es sich gerade nur beim Altdeutschen anders verhalte.

Kiesel. Ich wollte mir erlauben auszusprechen, dass ich, während ich den Hauptsatz anerkenne, die Consequenz verneinen muss. Es scheint mir, dass gegen die Forderung, welche in dem Hauptsatze liegt, wenn man die Worte prägnant nimmt, wie sie stehen: 'wie überall, so hat auch in Betreff des Altdeutschen das Gymnasium die Aufgabe, seinen Schülern eine Grundlage von Kenntnissen und die Anleitung zu geben, auf dem gelegten Grunde weiter zu bauen', ein Argument geltend gemacht werden muss, das noch nicht vorgebracht worden ist, nämlich dass in der Regel, Ausnahmen vorbehalten, die Schüler in den obersten Classen der Gymnasien dafür nicht reif sind. Es ist vielleicht eine subjective Stellung, die ich dabei einnehme, ich muss aber sagen, dass die von mir angestellten Versuche mich zu dieser Ansicht bestimmen. Der Unterschied zwischen der von uns jetzt gesprochenen Sprache und der Sprache, welche unsere Vorfahren im 12n und 13n Jahrhundert geredet haben, ist der Art, dass es einem Gymnasiasten weit leichter wird, den viel grösseren Unterschied zwischen der eigenen und einer fremden Sprache aufzufassen, als den zwischen der jetzigen und der unserer Voreltern. Wenn ich irre, so wird die Widerlegung nicht ausbleiben. Ich sage nur, dass ich die Erfahrung gemacht zu haben glaube. Demnach scheint es mir unmöglich, dass eine Grundlage von Kenntnissen in der altdeutschen Sprache bereits den Schülern der obersten Classe eines Gymnasiums vermittelt werde. Man wird vielleicht, wenn man sich auf den verneinenden Standpunkt stellt, in Gefahr kommen, einem Dilettantismus das Wort zu reden, da man vorher die erste These bereits bejaht hat; allein ich möchte für diesen Unterrichtsgegenstand, seiner besonderen Natur wegen, die Berechtigung einer gewissen Propädeutik oder Hodegetik in Anspruch nehmen, so dass allerdings dem Gymnasiasten durch Hinweisung auf die bereits gewonnenen Resultate und durch Vorzeichnung des Wegs, auf welchem er sehr bedeutende Resultate gewinnen kann, ein gewisser Horizont geöffnet werde. Auch das wird schon dazu beitragen ihm die Grösse und Bedeutung des Gegenstandes so klar und fühlbar zu machen, dass er da, wo für ihn der geeignete Raum dazu sich ergibt, auf der Universität, die Gelegenheit nicht unbenutzt lassen wird. Auch wird, glaube ich, auf diesem Wege sich die Neigung, der Sinn, die Liebe in den Herzen der Gymnasiasten (und das Herz kommt hierbei mit zur Sprache) erwecken lassen. Dabei wird nicht ausgeschlossen sein dürfen, dass nach den besonderen Verhältnissen nicht allein der Anstalt, sondern auch der Schüler oder des Schülers, der Lehrer, welcher für die Sache Herz und Fähigkeit hat, auch den einzelnen individuellen Bedürfnissen sich anschliesst und den einzelnen so weit führt, als ohne Beeinträchtigung des allgemeinen Zwecks möglich scheint.

von Raumer. Der geehrte Redner hat die Frage besprochen, ob das Gymnasium eine Grundlage von Kenntnissen im Altdeutschen geben soll. Die Frage lässt sich theilen: nämlich man kann die grammatische Kenntnis ins Auge fassen und die lexikalische. Was die grammatische Kenntnis betrifft, so sehe ich nicht ein, warum ein Secundaner oder Primaner noch nicht reif sein soll mittelhochdeutsche Flexionen zu lernen, während der Student es eingestandenermassen ist. Was die lexikalische Kenntnis betrifft, so gebe ich zu, dass die Behandlung für den Lehrer eine nicht leichte ist. Er muss selbst etwas von der Sache verstehen, und es

werden in den späteren Thesen vor allen Dingen Lehrer, die der Sache mächtig sind, verlangt. Wenn dies aber der Fall ist, so glaube ich durchaus, dass ein Primaner eines einigermassen guten Gymnasiums sehr wohl im Stande ist die Unterschiede des Mittelhochdeutschen vom Neuhochdeutschen zu fassen.

Director Dr. Schultz aus Münster. Die allgemeine Zustimmung zu der ersten These ist vielleicht vorzugsweise deswegen erfolgt, weil der Ausdruck 'in irgend einer Weise' eine weite Fassung zulässt. Die zweite Thesis scheint mir in einer verdeckten Weise beinahe das Gegentheil zu sagen. Sie lässt nicht mehr den Begriff 'in irgend einer Weise' zu, sondern es soll der Unterricht im Altdeutschen ein selbständiger Unterrichtszweig sein: denn nur dann wenn er ein solcher ist, wird er geeignet sein einen Grund zu legen, worauf weiter gebaut werden kann. Deswegen bin ich der Meinung, es wäre zweckentsprechend über diese bestimmte Fassung die Ansicht der Versammlung zu hören. Ich würde die Fassung der These in folgende Frage verwandeln: soll der Unterricht im Altdeutschen ein selbständiger Unterrichtsgegenstand in unseren Gymnasien sein?

von Raumer. Der geehrte Redner hat gesagt, die zweite These sei das Gegentheil von der ersten. Sie ist das Gegentheil nur in dem Sinn, in welchem überall das Specielle das Gegentheil vom Allgemeinen ist. Natürlicher Weise kann jemand sehr wohl für die erste stimmen und gegen die zweite.

Präsident. Ich glaube, das erledigt sich ganz von selbst. Nicht das Altdeutsche soll ein Lehrgegenstand sein, sondern das Deutsche ist es. In einen bestimmten Kreis, in das Gebiet des Deutschen soll das Altdeutsche gezogen werden. Es handelt sich hier um das Grundgesetz alles Gymnasialunterrichts, dass wir ja eigentlich unsere Schüler nur üben und vorbereiten wollen, damit sie dereinst ein wissenschaftliches Studium betreiben können. Hr. von Raumer hat gesagt, dass, was sie für alle Fächer bekommen, sie auch für den deutschen Unterricht haben müssen, und dazu die Grundlage der Kenntnis selbst speciell angegeben, nämlich eine Bekanntschaft mit den Flexionsformen, also die eigentliche Elementarlehre. Das, denke ich, würde, wenn Sie das eine zugegeben haben, als die nothwendige Folge erscheinen. Wir wollen zum Abschluss kommen. Ich bitte die Herren, die gegen die zweite These sind, sich zu erheben. (Vier Stimmen sind dagegen.) Die Thesis ist angenommen.

von Raumer. Die dritte Thesis lautet:

> Der Unterricht im Altdeutschen hat einen doppelten Zweck; er soll nämlich erstens den Zugang zur altdeutschen Litteratur öffnen und zweitens in die Geschichte der deutschen Sprache einführen.

Ich bemerke zur Thesis nur, dass hier absichtlich nichts von dem Umfang gesagt ist. Sie ist absichtlich so allgemein gehalten.

Präsident. Ich glaube, hier wird keine weitere Discussion nothwendig sein. Es sind die zwei Punkte: Einführung in die geschichtlichen Kenntnisse über unsere Muttersprache und Anleitung zur Kenntnis der ältern Litteratur des deutschen Volks. Sowie die These keiner Discussion bedarf, so bedarf sie auch keiner Abstimmung.

von Raumer. Wir kommen zur vierten Thesis. Es ist in dieser Thesis der Accent auf die Litteratur gelegt:

> Unter den Theilen der älteren germanischen Litteratur, die für das deutsche Gymnasium in Betracht kommen, ist die mittelhochdeutsche Poesie der wichtigste.

Ich bitte um die Erlaubnis mit dieser These sogleich die fünfte verbinden zu dürfen, die zur vierten in engster Beziehung steht. Sie lautet:

> Die Einführung in die Elemente des Mittelhochdeutschen und die grammatisch und lexikalisch sorgfältige Lectüre mittelhochdeutscher Dichtungen werden daher vor allem die Aufgabe des Gymnasiums sein.

Präsident. Ich fordere die Herren auf sich darüber zu erklären.

Albert Müller. Ich wollte die Frage an den Herrn Antragsteller richten, was mit den Worten 'sorgfältige Lectüre' gemeint sein soll. Sollte sie so zu verstehen sein, dass man für die Lectüre wie für die der Odyssee in Tertia eine ganz genaue Präparation, die vor Beginn des Unterrichts vollendet sein muss, fordern sollte, so möchte ich mich dagegen erklären. 'Sorgfältige Lectüre' könnte auch bedeuten, dass während des Unterrichts selbst der Schüler angeleitet würde seine Kenntnisse zu erweitern, die einzelnen Wortformen zu analysieren, und dass der Lehrer das nöthige hinzuthut, wenn vielleicht der Schüler nicht gleich das richtige trifft; dann kann auch das Stück vollständig zum Verständnis gebracht werden, und wenn das der Fall ist, dann möchte ich mich einverstanden erklären. Wenn eine angestrengte häusliche Arbeit und häusliche Vorbereitung gefordert werden soll, so dürfte das Mass der Arbeit zu gross werden, bei den zahlreichen Arbeiten die auch jetzt schon für das Deutsche gefordert werden.

von Raumer. Ich bin in der Hauptsache einverstanden mit Hrn. Dr. Müller. Ich möchte es den einzelnen Lehrern und den einzelnen Gymnasien überlassen, sich in praktischer Hinsicht darüber zu verständigen, wie die Sache eingerichtet werden soll; aber eine solche Präparation, wie sie unbedingt für die Odyssee zu verlangen, ist für ein mittelhochdeutsches Gedicht nicht zu fordern.*)

Präsident. Die vierte und fünfte These sind also angenommen.

von Raumer. Die sechste These lautet:

> Die mittelhochdeutsche Lectüre ist nicht in blosse Sprach- und Litteraturproben zu zersplittern, sondern auf ein einziges oder auf einige wenige Werke zu beschränken.

Präsident. Das ist gerade diejenige Thesis, die dem Verfahren, das an manchen Orten noch herscht, den Hals bricht. Ich bitte diejenigen Herren, die in dieser Art Erfahrungen haben, sich zu äussern. — Damit ist der Schaden bemerkbar gemacht, an dem der Unterricht hauptsächlich gelitten hat, und darum habe ich diesen Satz so freudig begrüsst, weil er uns aus der Noth heraushilft.

Rector Schmid aus Stuttgart. Ich glaube, wir sollten uns freuen, dass niemand gegen diese These das Wort nimmt, so dass damit jenem Unfug der Hals gebrochen wird.

N. N. Ich wollte mir bloss die Bitte erlauben, diese Werke näher zu bezeichnen, auf welche sich die Lectüre beschränken soll.

von Raumer. Ich würde unter allen Umständen die Haupttheile des Nibelungenliedes vorschlagen und im übrigen es dem einzelnen Lehrer überlassen, ob und welche Werke er etwa noch hinzunehmen will.

---

*) Vgl. über das nähere meine Abhandlung: 'die Verschiedenheit der Schülerpräparation für die altdeutsche und für die antike classische Lectüre' in den Jahrbüchern für Philol. u. Päd. 1861 II S. 525 ff. R. v. Raumer.

Kiesel. Ich möchte mir gegen den Hrn. Vorsitzenden die Bemerkung erlauben, dass nicht etwa das Bejahen der sechsten These mit der Verneinung der zweiten These im Widerspruch steht. Denn den Unfug, der bisher in diesem Gegenstand bestanden haben mag, sehe auch ich an als etwas, das durch die sechste Thesis bekämpft wird. Ich habe auch bei der zweiten Thesis keineswegs einem bisher bestehenden Unfug das Wort reden wollen, sondern gerade nach Massgabe der individuellen Verhältnisse und Bedürfnisse ein tieferes und gründlicheres Eingehen im Sinne des Hrn. Antragstellers gewollt, nur mit dem Unterschied, dass das eben nicht etwas allgemein gültiges, sondern vielmehr allgemein verpflichtendes für jede Schule wird.

Präsident. Es ist mir nicht eingefallen Ihnen eine solche Ansicht zu supponieren.

Albert Müller. In dem Gymnasium zu Hannover wird auf den untersten Stufen das Lesebuch von Schädel und Kohlrausch benutzt; dann erst folgt die Lectüre von zusammenhängenden Stücken aus dem Nibelungenlied oder der Gudrun. So viel ich weiss, sind noch nie Bedenken dagegen erhoben worden, dass wir mit kleinen Sachen anfangen, wie Boners Fabeln, die so leicht verständlich sind und an denen die fremden Wortformen am besten geübt werden können.

von Raumer. In der Weise, wie es der geehrte Redner thut, lässt es sich sehr wohl vertheidigen. Dass ein oder das andere kleinere Stück der Lectüre der Nibelungen vorangeschickt werde, ist etwas ganz anderes, als wenn die mittelhochdeutsche Lectüre sich in blosse Sprach- und Litteraturproben zersplittert.

Director Dr. Classen. Ich möchte mir noch zwei Fragen erlauben. Wenn ich auch im wesentlichen nach der Anhörung und Lesung der These mit ihrer Ansicht einverstanden war, möchte ich doch, damit nicht etwa aus der Abstimmung ein Misverständnis hervorgienge, zunächst recht lebhaft aussprechen, wie viel Dank wir denjenigen Werken schuldig geworden sind, die bisher durch ausführliche Mittheilung von Litteraturproben uns alle mehr oder weniger eingeführt haben in das Studium, in dem wir Gott sei Dank jetzt weiter gefördert sind. Sodann möchte ich den Hrn. Proponenten fragen, welchen Gebrauch er so vortrefflichen Büchern, wie dem unvergleichlichen altdeutschen Lesebuch von W. Wackernagel, künftig anzuweisen gedenke. Und zweitens, wenn die Schüler nicht bloss Litteraturproben, sondern ganze Werke lesen, so kommt es doch sehr in Betracht, dass für den Gebrauch der Schule auch zugleich ein Wörterbuch bezeichnet werde: denn ich glaube, dass ohne Wörterbuch eine oberflächliche Präparation leicht zu nachtheiligen Folgen führen kann.

Director Dr. Piderit aus Hanau. Ich halte das Nibelungenlied für einen nothwendigen und unerlässlichen Gegenstand der Lectüre, wenn auch nicht in seinem ganzen Umfang, doch theilweise. Wo Mittelhochdeutsch gelehrt wird, da muss das Nibelungenlied die Grundlage der Lectüre sein. Es ist dem Belieben anheim zu geben, ob vielleicht noch einige andere Lesestücke hinzugenommen werden, wenn Zeit dazu vorhanden ist.

von Raumer. Ich bin vollkommen hiermit einverstanden und habe das nur als selbstverständlich ausgelassen. Was dann die beiden Fragen des Hrn. Director Classen betrifft, so beantworte ich die erste dahin. Solchen Lesebüchern, die ein wirkliches Verdienst haben (aber die Zahl solcher Lesebücher ist nicht sehr gross), einem altdeutschen Lesebuch wie das meines geehrten Collegen Wackernagel, weise ich gerade ihre Stelle auf der Universität an. Wenn die jungen Leute ein oder das andere mittelhochdeutsche Stück gelesen haben, wenn

sie mit solchen Kenntnissen auf die Universität kommen, dann kann man mittelhochdeutsche Litteraturgeschichte studieren und dabei kann ein solches Werk die allertrefflichsten Dienste leisten. Die zweite Frage wegen des Wörterbuchs beantworte ich dahin, dass ich das eben jetzt von neuem erschienene altdeutsche Wörterbuch von meinem geehrten Freunde Wilhelm Wackernagel unbedingt empfehlen würde.

Präsident. Ich möchte mir auf etwas aufmerksam zu machen erlauben. Sonst hatten wir kein anderes altdeutsches Lesebuch, da nahmen wir das Wackernagelsche in der Schule. Dies ist in eine Zeit gefallen, wo die Schulen in Noth waren und wir uns selbst helfen mussten. Da haben wir das erwähnte Lesebuch von hinten angefangen und sind Schritt vor Schritt rückwärts gegangen und mühselig, aber gründlich in diese Studien hineingekommen. Jetzt ist nun die Lage dadurch anders, dass eine Menge Bücher vorhanden sind, und so weit gefördert, dass eine Schwierigkeit wegen Lösung dieser Aufgabe für die Schulen nicht vorhanden ist. Wackernagels Buch ist eigentlich zu gut für die Schüler. — In Bezug auf die Abstimmung über diese Thesis möchte ich mir den Vorschlag erlauben, hinter den Worten 'auf ein einziges' das Wort 'Nibelungenlied' einzuschalten: damit wird das Bedenken meines geehrten Collegen Piderit erledigt sein.

von Raumer. Ich bin vollkommen damit einverstanden.

Präsident. Es ist gut, dass wir die Ueberzeugung aussprechen, dass wir im altdeutschen Epos auch die Grundlage unserer Litteratur sehen.

N. N. Ich wünschte, dass eins von den übrigen Werken genannt würde, das neben diesem einzigen, dem Nibelungenlied, für vorzugsweise wünschenswerth gehalten wird.

von Raumer. Ich glaube wir thun besser, uns auf diese Frage hier nicht tiefer einzulassen. Sie würde uns zu weit von unserer eigentlichen Aufgabe abführen. Es würden einige von den Herren sagen: die Gudrun, andere: Walther von der Vogelweide, und so würden wir in eine litterargeschichtliche Discussion hineinkommen.

Classen. Es wäre aber doch sehr zu wünschen, wenn ein Wink von competenter Seite gegeben würde.

von Raumer. Ich möchte dies lieber der Discussion für nächstes Jahr überlassen.

Präsident. 'Die mittelhochdeutsche Lectüre ist nicht in blosse Sprach- und Litteraturproben zu zersplittern, sondern auf ein einziges Werk, das Nibelungenlied, oder auf einige wenige Werke zu beschränken.' Derjenige, der sich auf ein einziges beschränkt, nimmt eben dies einzige, es ist mehr blosser Wortstreit. Diejenigen Herren, die damit nicht einverstanden sind. bitte ich sich zu erheben. Niemand erhebt sich. Wir kommen nun zur siebenten Thesis.

von Raumer (liest).

> Der Bau und die geschichtliche Entwickelung der deutschen Sprache erfordern zu ihrem Verständnis das Zurückgehen auf das Gothische und Althochdeutsche. Es ist deshalb zu wünschen, dass das Gymnasium die Elemente des Gothischen und Althochdeutschen in seinen Bereich zieht. Zu diesem Behuf ist das Durchnehmen der gothischen und althochdeutschen Laut- und Formenlehre und die grammatich genaue Erklärung einiger kleinen gothischen und althochdeutschen Sprachproben nothwendig. Ohne eine solche

Einführung in die Sprachen selbst ist das Hereinziehen des Gothischen und Althochdeutschen in den deutschen Unterricht mehr schädlich als nützlich.

Es besteht auch unter den Verehrern des Altdeutschen eine Controverse, ob man sich auf dem Gymnasium auf Mittelhochdeutsch beschränken, oder ob man auch das Gothische und Althochdeutsche hineinziehen solle. Meine Ansicht wäre nun, dass wir für jetzt die Frage offen liessen und nur nicht entschieden erklärten, das Gothische und Althochdeutsche solle nicht in den Bereich des Unterrichts gezogen werden. Zweitens möchte ich allerdings, dass wir uns darüber verständigten, wenn einmal das Gothische und Althochdeutsche eingeführt wird, dass es dann so geschehe, dass wir nicht auf die Universität junge Leute bekommen, die glauben, sie wissen etwas, und die doch in der That nichts wissen.

Präsident. Ich denke, das ist wieder eine Frage, über die wir sehr verschiedener Ansicht sein können. Ich bitte die Herren das Wort zu nehmen.

Albert Müller. Ich halte diese Thesis in einer Beziehung für sehr bedenklich. Das Hereinziehen des Gothischen und Althochdeutschen in unsern Gymnasialunterricht würde gleich bestimmt auf die sprachwissenschaftliche Seite der Sache hinführen. Für zukünftige Philologen würde dies von grosser Bedeutung sein; was wir aber dabei ins Auge fassen müssen, eine Bedeutung für die gesammte studierende Jugend, kann es nicht haben. Wollen Sie dass die Lautverschiebungsgesetze auseinandergesetzt werden, wollen Sie in einer Stunde einen Ueberblick geben über die gothischen und althochdeutschen Wortformen und zeigen, wie diese nach dem Lautverschiebungsgesetze umgeformt wurden und dann in die mittelhochdeutschen Wortformen übergiengen, so bin ich gern einverstanden. Dahingegen eine förmliche Flexionslehre des Gothischen und Althochdeutschen halte ich für zu weitgehend. Ich glaube, wenn unsere Primaner auf die Universität kommen und im Stande sind das Nibelungenlied einigermassen geläufig zu lesen und vielleicht Walther von der Vogelweide, Wolfram von Eschenbach, einige Minnelieder zu verstehen, und mit einiger Fertigkeit den Parcival lesen können, so haben sie auf der Universität Zeit, noch mehr specielle wissenschaftliche Studien des Gothischen und Althochdeutschen anzufangen und zu einem gedeihlichen Resultate zu führen.

Schmid. Ich habe nur weniges hinzuzufügen zu dem, was Hr. Dr. Müller gesagt hat. Ich möchte Sie nur darauf aufmerksam machen, dass nach meiner Ansicht gerade dieser Punkt, welcher in dem zweiten Satze bestimmt ausgesprochen ist, zum Unterschied von der ersten These im allgemeinen, dem Gymnasium Gefahr droht. Das was der Hr. Proponent als den Hort unserer Gymnasien bezeichnet hat, das möchte dadurch gefährdet werden; wenn es heisst: 'zu diesem Behuf ist das Durchnehmen der gothischen und althochdeutschen Laut- und Formenlehre nothwendig', so glaube ich, dass das nicht in so kurzer Zeit geschehen kann, dass wir nicht am Ende eine Zersplitterung der Kräfte an Arbeit und Zeit für unsere jungen Leute zu befürchten hätten, gegen welche wir uns verwahren müssen.

Münscher. Ich finde, dass die Thesis recht gut unterscheidet, dass sie nämlich das erste nur als wünschenswerth bezeichnet und am Schluss sagt, auf welche Art es gerade zu geschehen habe. Nämlich es ist gewis für alle diejenigen, die gegen diesen Unterrichtsgegenstand Bedenken haben, angemessen, dass sie das leichtere vornehmen, also sich auf das Mittelhochdeutsche beschränken. Aber ich kann Sie versichern, dass an mehreren Gymnasien das Althochdeutsche und Gothische auch getrieben worden ist, ohne dass die altclassischen

Studien beeinträchtigt worden wären. Nur muss bedacht werden, dass es sich nicht darum handelt, die Schüler in das Gothische in der Weise einzuführen wie in das Lateinische und Griechische; sie müssen es vollständig verstehen, aber zu verlangen, dass sie jederzeit so die einzelnen Formen angeben können, wie im Lateinischen und Griechischen, das würde allerdings die classischen Studien stören. Ich meine, man kann die Thesis gerade so stehen lassen; diejenigen Gymnasien, die sie ausführen zu können glauben, sollen es thun; die anderen, die mit dem altdeutschen Unterricht überhaupt erst einen Versuch machen wollen, werden am besten thun, wenn sie sich auf das Mittelhochdeutsche beschränken.

Piderit. Es kommt doch wesentlich darauf an, dass der erste Satz ganz unbedingt festgehalten wird, dann wird sich das andere von selbst ergeben. Der Anfang sagt, dass die deutsche Grammatik, welche bloss auf die jetzige Gestalt der deutschen Schriftsprache Rücksicht nimmt, als ungenügend für die wissenschaftliche Behandlung der deutschen Sprache zu betrachten ist. Die historische Grammatik ist also nothwendig und kann, ohne auf das Gothische und Althochdeutsche zurückzugehen, nicht gelehrt werden. So viel müssen wir also jedenfalls auf dem Gymnasium lehren.

von Raumer. Meine Ansicht bei dieser Thesis war diese. Ich getraue mir nach den Erkundigungen, die ich bei Schulmännern eingezogen habe, nicht zu entscheiden, ob es praktisch möglich ist Gothisch und Althochdeutsch so zu treiben. Aber das wünsche ich sehr, dass nicht ausdrücklich ausgesprochen würde, es solle und dürfe nicht Gothisch und Althochdeutsch getrieben werden, sondern dass man es eben ganz nach der eben entwickelten Ansicht den einzelnen Lehrern überlasse.

Kiesel. Im Gegensatz zu dem was Hr. Prof. von Raumer so eben gesagt hat, erkläre ich dass ich es unbedingt nicht erlauben würde, weil ich die feste Ueberzeugung habe, dass ein Betreiben des Gothischen und Althochdeutschen zu dem in der These bezeichneten Zweck und in dem Sinn, in welchem der Hr. Proponent es ganz gewiss wünscht, wirklich eine Unmöglichkeit ist, und weil mir selbst ein Versuch auf diesem Gebiete Zeitverschwendung scheint. Wenn ich also gegen die zweite Thesis gesagt habe: ich wünsche dass es erlaubt, aber nicht gefordert werde, so sage ich in Bezug auf die siebente These: ich wünsche dass das was darin gefordert wird verworfen werde.

Hofrath Becker aus Darmstadt. Ich glaube, die Fassung dieser These ist vollständig entsprechend. Zwei Aufgaben sind sehr fein und gut geschieden, was unbedingt zu verlangen und was wünschenswerth ist. Das erste ist entschieden die solide Basis für das zweite. Eine gründliche Erziehung im Altdeutschen, wie sie dem Ideal des Gymnasiums entspricht, fordert das erste als Grundlage des zweiten, und die Anhänger einer streng wissenschaftlichen Erziehung werden das Ganze verwerfen, weil sie meinen dass damit doch nicht genug erreicht werden kann. Das zweite ist gewissermassen das praktische und wird wesentlich abhängen von der Persönlichkeit der Lehrer. Ich glaube übrigens, wenn die Einführung des Mittelhochdeutschen geschieht, auch ohne ganz gründliche Einübung der gothischen und althochdeutschen Lautlehre, so ist dies doch ausserordentlich wichtig; denn der altdeutsche Sprachunterricht muss von der materiellen Seite aufgefasst werden. Der Schatz, der in der mittelhochdeutschen Litteratur liegt, muss unsern Schülern zugänglich gemacht werden. Wenn dies geschehen kann durch gründliche grammatische Philologie, so dass die Schüler ein volles Verständnis gewinnen, so ist dies das beste. Wenn es aber, wie ich glaube, in den meisten Fällen nicht geschieht, so ist es zu bedauern; aber dennoch halte ich das dilettantische Be-

treiben des Mittelhochdeutschen für nicht so schlimm als den Schaden, den die Schüler davon haben, wenn sie die köstlichen Dichtungen unseres Mittelalters gar nicht eröffnet bekommen. Sie schwärmen für die Ideale des Alterthums, von der herlichen Welt unseres Mittelalters wissen sie so gut wie nichts. Dadurch wird allerdings nicht dem vorhin gerügten Unwesen ein Damm gesetzt, der bisher im Unterricht in der Litteraturgeschichte geherscht hat, wo man sich viel beschäftigte mit Opitz und Flemming, die früheren Perioden unserer herlichen Litteratur aber nur von Hörensagen kennen lernte, von den Nibelungen, den Minnesängern, Walther von der Vogelweide und seinen Liedern nichts erfuhr. Ich will Sie hier auf einen Unterschied aufmerksam machen. Das Gothische und Althochdeutsche steht uns ganz anders gegenüber als das Mittelhochdeutsche. Das Gothische und Althochdeutsche ist uns fast so fremd wie eine alte Sprache. Das Mittelhochdeutsche steht uns viel näher. Darum ist beim Mittelhochdeutschen ein eigentlich grammatischer Unterricht schwieriger, es wird unseren Schülern, wie ich das erfahren habe, sehr bald unmittelbar, es wird zu unserer Muttersprache, die wieder in uns auflebt, und da sehen die Schüler gar nicht die Formverschiedenheit, die der philologisch gebildete Lehrer beachtet. Darin liegt eben, dass diese mittelhochdeutsche Poesie viel gewaltiger wirkt als eine fremde, weil sie unser Fleisch und Blut, unser eigenes Leben ist.

Präsident. Sie sind zur sechsten These zurückgekehrt; die Discussion hat sich aber auf die siebente zu erstrecken.

Becker. Ich bin allerdings abgeschweift, ich wollte aber sagen, dass in der etwas unbestimmten Fassung der These sehr gut der Unterschied gewahrt ist zwischen dem, was als wünschenswerthes Ideal, und dem, was als unbedingt nothwendig erscheinen muss.

Brüggemann. Ich möchte ein paar Worte über diese Thesis hinzufügen. Ich will nicht von neuem vorbringen, was ich in Beziehung auf die zweite Thesis geäussert habe. Ich halte es nicht für nöthig; meine Ansicht wird aus dem folgenden klar genug hervorgehen. Ich will es nun bestimmter sagen, dass, so weit die Kenntnis der ältern deutschen Sprache und Litteratur in den Gymnasialunterricht aufgenommen werden soll, meiner Ansicht nach man sich auf das Mittelhochdeutsche beschränken muss. Es ist dies das einzige, was in seiner engern Verbindung mit der spätern Entwicklung der Sprache ein wirkliches Resultat noch erwarten lässt, wenn ich auch dem Umfang der Betrachtung vielleicht etwas engere Grenzen gezogen wünschte. Aber sehen Sie, wohin uns Schritt vor Schritt die früheren Abstimmungen führen! In der zweiten These hiess es: 'das Gymnasium hat die Aufgabe in Betreff des Altdeutschen seinen Schülern eine Grundlage von Kenntnissen zu geben;' ich sollte meinen, wer dafür gestimmt habe, der müsste die siebente Thesis zu schwach ausgedrückt finden; es muss deshalb das Gymnasium die Elemente des Althochdeutschen lehren. Nun ist aber in der siebenten These zum Althochdeutschen schon das Gothische wieder hinzugetreten, und gerade dies Moment scheint mir den Hrn. Antragsteller veranlasst zu haben, hier nicht die Form des 'muss', sondern die Wunschform anzuwenden. Aber so sind wir in der zweiten These von dem Mittelhochdeutschen zur Nothwendigkeit des Althochdeutschen und jetzt in der siebenten von dem Althochdeutschen übergegangen zu dem Gothischen. Nun, meine Herren, denke ich, seien wir bescheiden und begnügen wir uns mit dem Erreichbaren, indem wir uns auf das Mittelhochdeutsche beschränken. Was das Gothische und Althochdeutsche betrifft, so wünsche ich es positiv ausgeschlossen zu haben. Wenn Sie die Ergebnisse längerer Versuche sehen, dann können wir weiter berathen.

Wackernagel. Verehrte Herren. Mir scheint das, was der Hr. Antragsteller als einen blossen Wunsch ausspricht, eine Nothwendigkeit zu sein. Wenn Sie das Mittelhochdeutsche auf eine wissenschaftliche Art treiben wollen, so dass Sie der Grammatik und dem lexikalischen Theile Rücksicht schenken, so müssen Sie das Althochdeutsche dazu nehmen. Ich kann mir nicht denken, wie Sie die Hauptsätze der Grammatik historisch begründen wollen, ohne auf das Althochdeutsche zurückzugehen. Wie wollen Sie die ganze Erscheinung des Umlauts, der Brechung darstellen, ohne die althochdeutschen, die gothischen Vocale. Es führt eins zum andern. Wir kommen rückwärts bis zum Gothischen. Ausser dem Nibelungenlied, der Gudrun, Walther von der Vogelweide, Wolfram von Eschenbach müssen wir noch anderes älteres durchnehmen. Das macht nebst den lexikalischen Beigaben einen ganzen Bücherschatz für unsere armen Gymnasiasten. Dies ist einer von den Gründen, aus denen ich gegen die ganze Sache von vorn herein war. Und wenn ich bisher nicht gegen die einzelnen Thesen aufgetreten bin und nicht bei der Abstimmung gesprochen habe, so schliessen Sie daraus ja nichts. Glauben Sie nicht, ich sei für die Thesen, weil ich niemals dagegen aufgestanden bin. Ich bin entschieden gegen jede Einführung des Altdeutschen in die Gymnasien. Der Hr. Präsident hat eine Parallele gezogen, die ich noch thatsächlich berichtigen möchte. Sie haben das Hebräische angeführt, das man auf dem Gymnasium bereits treibe und nicht der Universität überlasse. Verehrte Herren: unsere schweizer Theologen pflegen das Hebräische erst als Studenten zu lernen, und sie gehören nicht zu den schlechtesten.

von Raumer. Was die Nothwendigkeit des Gothischen und Althochdeutschen betrifft, so gehen die Ansichten weit auseinander. Einerseits ist mir gesagt worden, die Betreibung des Mittelhochdeutschen in dem Sinne, wie es die früheren Thesen aussprechen, genüge nicht; anderseits ist mir, und zwar auch von sehr soliden Leuten, versichert worden, es sei besser dabei stehen zu bleiben. Was dann ferner die Verhältnisse der schweizer Gymnasiasten zu den deutschen betrifft, so möchte ich den verehrten Hrn. Wackernagel bitten, doch jetzt mehr unsere deutschen Verhältnisse im Auge zu behalten als die schweizerischen. Was den letzten Punkt, das Hebräische, betrifft, so hat sich in Bayern durchaus der dringende Wunsch geltend gemacht, dass die künftigen Theologen das Hebräische auf dem Gymnasium lernen möchten. In anderen Ländern ist es auch so. Die schweizerischen Verhältnisse sind in mancher Beziehung anders als die deutschen.

Münscher. Zuerst hätte ich zu sagen, dass diejenigen, die den Satz 2 angenommen haben, gar nicht mit sich selbst im Widerspruch stehen, wenn sie mit der siebenten These nicht einverstanden sind. Es wurde dort ein Gegensatz gemacht zwischen Altdeutschem und Neuhochdeutschem. Das Mittelhochdeutsche war gerade das Altdeutsche, das herangezogen werden sollte. Aber dann möchte ich die Herren bitten: Sie können doch nicht verlangen, dass Althochdeutsch und Gothisch ganz gestrichen werde, wenn es bis dahin auf Gymnasien getrieben worden ist und keinen Schaden gebracht hat. Wollten wir es geradezu verwerfen, so würde es als schädlich hingestellt werden. Es ist ja auch nur als ein Wunsch ausgedrückt. Hr. Prof. Wackernagel mag ganz Recht haben mit seinen Bedenken. Jedenfalls dürfte doch der Versuch gemacht werden können.

Professor Dr. Köchly aus Zürich. Meine Herren. Ich habe bloss eine einfache thatsächliche Berichtigung in Bezug auf die schweizer Gymnasien vorzutragen. Ich weiss nicht, wie es anderwärts in der Schweiz ist. Auf dem Zürcher Gymnasium haben die künftigen Theologen Hebräisch zu treiben, und keiner darf das Gymnasium verlassen, der nicht über seine

elementaren Kenntnisse im Hebräischen geprüft worden ist. Eine zweite Bemerkung möchte ich beifügen, dass ebenfalls auf dem Zürcher Gymnasium schon seit einer ziemlichen Reihe von Jahren das Mittelhochdeutsche eingeführt worden ist, natürlich als obligatorischer Lehrgegenstand, und dass nach meiner geringen Erfahrung und Einsicht sich auf dem Zürcher Gymnasium diese Einrichtung vollkommen praktisch bewährt hat.

Firnhaber. Meine Herren. Wenn Wilhelm Wackernagel das Wort ergreift und sich als einen Gegner erklärt von denjenigen Wünschen, die doch auch hier Eingang gefunden haben, so verkenne ich nicht das Gewicht dieser Autorität. Ich fühle mich deshalb veranlasst, Wilhelm Wackernagel einen andern Mann gegenüber zu stellen, den ich auch sehr verehre. Er heisst Philipp Wackernagel. Ich erlaube mir Ihnen mitzutheilen, dass Philipp Wackernagel, der Verfasser des Lehrplans für den deutschen Unterricht auf den nassauischen Gymnasien, den er im Jahre 1846 redigiert hat, darin sagt, dass, da ohne beständiges Rückwärtsblicken das Neuhochdeutsche nicht verstanden werden könne, schon darum auf die frühere Sprache, nämlich das Mittel- und Althochdeutsche zurückgegangen werden müsse. Ich beschränke mich also auf die zwei Facta: erstens dass Philipp Wackernagel sich für Betreibung dieses Gegenstandes auf den Gymnasien ausgesprochen hat, und zweitens in der Ausdehnung, wie ich es angegeben habe.

Präsident. Ich will nur bemerken, was ich von Anfang an gesagt habe, Wilhelm Wackernagel ist dagegen, weil ihm eben die Sache zu gut ist, als dass er sie in leichter Weise in der Schule behandelt wissen wollte. Dies ist der Grund, warum er ganz entschiedenen Widerspruch eingelegt hat: er will den Dilettantismus nicht dulden. Ganz recht. Nun sind wir ja aber so weit gekommen, dass wir über das Mittelhochdeutsche im reinen sind und nur die Entscheidung über das Althochdeutsche noch zu treffen haben. Im Interesse des wissenschaftlichen Strebens möchte ich mich ganz entschieden gegen das Althochdeutsche und Gothische erklären, und zwar aus dem Grunde, weil diese Studien dem Schüler nichts von der Art bieten, was auch geistig ihn erheben und stärken könnte. Denn dem Hildebrandsliede und ein paar Zauberformeln wird man am Ende doch nicht eine solche Wichtigkeit beilegen, dass man die Schüler um deren Lectüre willen in die reiche gothische und althochdeutsche Grammatik einführt. Gerade im Interesse dieses Studiums möchte ich dieses hier beseitigt wissen und zunächst die Beschränkung auf das Mittelhochdeutsche für das deutsche Gymnasium festhalten.

Piderit. Es wird doch wesentlich darauf ankommen, ob überhaupt deutsche Grammatik auf dem Gymnasium gelehrt werden soll. Wird diese Frage bejaht, so steht fest, dass die Schüler beim mittelhochdeutschen Unterricht keinen Schritt gehen können, ohne auf das Althochdeutsche und Gothische in Bezug auf die Laute zurückzugehen. Es wird gar nicht verlangt, dass sie grosse und lange Studien machen, sondern nur dass sie die Formen, die im Mittelhochdeutschen gegeben sind, in ihrer einfachen organischen Entwickelung kennen lernen. Was den Einwurf betrifft, dass das Gothische und Althochdeutsche keine erhebenden Litteraturdenkmäler liefere, so gibt es manche andere Sachen, die rein formal zur Bildung der Schüler dienen. Die lateinische Grammatik erhebt selten, die Schüler müssen sie aber doch lernen.

Professor Dr. Teuffel aus Tübingen. Meine Herren. Ich kann mich nur den Herren Rednern anschliessen, welche das Betreiben des Althochdeutschen und Gothischen verwerfen, und zwar auf Grund der Erfahrung, die ich in unserem Lande an dem Gymnasium in Stuttgart gemacht habe. Wir hatten dort einen Specialisten für das Altdeutsche, einen vorzüglichen Mann, sowohl in Bezug auf Kenntnisse als auf Persönlichkeit, den verstorbenen Albert

Schott. Er war Lehrer des Deutschen an dem Obergymnasium, also in Secunda und Prima, und er betrieb es in der Weise, dass er in Untersecunda anfieng in ganz methodisch wissenschaftlicher Weise die Schüler das Gothische und Althochdeutsche lernen zu lassen; sie mussten gothische Declinationen und Conjugationen auswendig lernen, und in dieser Weise gieng es fort. Die Folge war die, dass einmal die Schüler sich ausserordentlich gelangweilt fühlten; sie glaubten sich zurückversetzt nach Sexta, wo sie lateinisch declinieren und conjugieren gelernt hatten; dann zweitens war die Folge, dass andere Theile des deutschen Unterrichts dabei zu kurz kamen. Es wurde allgemein geklagt, dass die Schüler im Aufsatz durchaus nicht diejenige Stufe erreichten, die von Obergymnasiasten zu erwarten war. Deswegen war allgemein das Verlangen, dass der deutsche Unterricht, wie ihn der verstorbene Schott betrieb, eine andere Gestalt annehme. Ich habe darüber die genauesten Erfahrungen deswegen, weil ich als Parallellehrer neben ihm ernannt und mir damals von meiner vorgesetzten Behörde aufgegeben wurde, den Unterricht nicht so zu betreiben, wie mein Hauptlehrer es machte. Auf Grund dieser Erfahrung kann ich nur gegen das Betreiben des Gothischen und Althochdeutschen auf dem Obergymnasium mich aussprechen.

Albert Müller. Ich habe eigentlich zu dem, was Hr. Prof. Teuffel gesagt hat, nichts hinzuzufügen. Denn was dieser geehrte Vorredner an einem speciellen Beispiel gezeigt hat, wollte ich im allgemeinen sagen und nur hinzufügen, dass in Hannover, wo in der als dilettantisch bezeichneten Weise das Mittelhochdeutsche betrieben wird, der Gegenstand den Schülern zum lebhaftesten Vergnügen gereicht: aber das Althochdeutsche und Gothische fällt dort durchaus weg.

Piderit. Ich wollte darauf aufmerksam machen, dass Erfahrung gegen Erfahrung steht. Von der einen Seite sind die Vortheile hervorgehoben worden, während von der andern Seite der Misbrauch geschildert worden ist, den man damit hie und da getrieben hat.

Präsident. Meine Herren. Wir wollen zu einem Abschluss kommen. Die Ansichten gehen weit auseinander. Mit Rücksicht auf die Verhältnisse und selbst auf die Ausführung ist der Wunsch, der in dem zweiten Theile der Thesis ausgedrückt worden, die Hauptsache; der erste Theil hängt damit zusammen als ein Satz, gegen den niemand etwas einwenden wird. Wir können einfach über diesen zweiten Satz abstimmen. Ich bitte diejenigen Herren, die gegen die siebente These, gegen die Einführung des Gothischen und Althochdeutschen sind, sich zu erheben. — Machen wir die Gegenprobe. — Dieser Satz ist also gefallen.

von Raumer. Ich bitte im Protokoll zu bemerken, dass eine zahlreiche Minorität für die Thesis gestimmt hat.

Zweite Sitzung Donnerstags den 26. September.

Präsident: Eckstein.

von Raumer. Die achte These lautet:

> Eine kurze Uebersicht über die Hauptpunkte der älteren deutschen Litteraturgeschichte ist den Schülern zu geben. Dagegen gehört eine ausführliche Darstellung der altdeutschen Litteraturgeschichte nicht auf das Gymnasium.

Ich weiss nicht ob diese These Widerspruch findet. Sollte einer von den Herren gegen dieselbe sein, so bitte ich sich zu äussern.

Präsident. Ich ersuche die Herren, die über diese Thesis sprechen wollen, sich zu melden. — Damit ich den Reigen eröffne, so will ich für die Verwerfung dieser Thesis reden. Ich bin nicht einverstanden mit dem ersten Theil, weil ich von der Ueberzeugung ausgehe, dass nichts erreicht wird, wenn man den Schülern eine kurze Uebersicht gibt. Darin bestärkt mich zunächst das Verfahren, welches wir in 300jähriger Praxis in Bezug auf die alten Sprachen beobachtet haben. Für die lateinische Litteraturgeschichte hält man sich an die schönsten Werke, die uns aus dem Alterthum überliefert sind, und ich meine in ähnlicher Weise könnte auch mit dem Deutschen verfahren werden. Da ferner durch eine Uebersicht nichts erreicht wird als einzelne Notizen, die den Kopf belästigen, nicht aber eine klare Einsicht in die bloss namhaft gemachten Werke, so ist es besser, wir lesen etwas Gutes und Tüchtiges und lassen die Notizen der Litteraturgeschichte für eine spätere Zeit, wo dieser Gegenstand den Stoff einer eigenen akademischen Vorlesung bilden kann.

Kiesel. Ich muss die Thesis in Schutz nehmen. Ich glaube bemerkt zu haben, dass auf den preussischen Gymnasien allerdings eine gewisse Uebersicht gegeben wird. Dieser ganze Unterricht in der altdeutschen Sprache und Litteratur, den man in den Gymnasien einführen soll, ist, wie ich schon gestern bemerkt habe, von hoher Bedeutung, und es scheint mir allerdings die Aufgabe des Gymnasiums zu sein, dem Jüngling einen Blick auf das grosse weite Feld, auf welchem sich die Flugkraft desselben bewähren soll, zu eröffnen. Dass es eine deutsche Litteraturgeschichte gibt bis in sehr frühe Zeiten hinauf, das scheint mir zu den ersten Elementen zu gehören, welche man zu überliefern hat, sei es auch nur theilweise, ohne dass ein unverhältnismässig grosses Zeitopfer damit verbunden ist. Es würde die Aufgabe sein zu bestimmen, welcher Unterricht in den oberen Classen eine Beeinträchtigung erleiden darf. Wenn eine Vergleichung mit der Verfahrungsweise in Bezug auf die alten Sprachen, wo wir die Litteraturgeschichte entbehrlich finden, der Thesis zur Ungunst gereichen soll, so glaube ich, dass die Stellung, welche wir unserer Litteratur gegenüber einnehmen, einen wesentlichen Unterschied begründet. Nicht einmal eine vorläufige Kenntnis von dem Umfang zu haben, den die deutsche Litteratur hat, nicht einmal eine vorläufige Kenntnis von den Umständen und Bedingungen, unter welchen die deutsche Litteratur geboren worden ist und ihre Jugendzeit bestanden hat, das, glaube ich, würde selbst an einem Primaner als ein Mangel empfunden werden müssen, und er würde, wenn er von der Schule gar keine Belehrung darüber mit hinwegnähme, des äusseren Antriebs gar zu sehr ermangeln, welcher ihm auf der Universität zum Studium der ältern deutschen Sprache und Litteratur vor allem zu wünschen ist. Ich meine auch in der Zeit meiner Jugend, wo eine wissen-

schaftliche Beschäftigung mit der altdeutschen Sprache und Litteratur noch nicht sehr verbreitet war, bemerkt zu haben, dass viele deswegen auf der Universität diesen Gegenstand unbeachtet gelassen haben, weil sie auf der Schule gar nichts davon erfahren hatten, dass es eine deutsche Mythologie, eine deutsche historische Grammatik gebe. Ich glaube auch noch darauf aufmerksam machen zu müssen, dass dasjenige, was aus der Geschichte der älteren deutschen Litteratur in propädeutischer Weise auf dem Gymnasium zu lehren wäre, sich sehr wohl zusammenschliesst und anfügt an den geschichtlichen Unterricht. Haben wir dadurch, dass wir uns der Thesis anschliessen, nicht die beste Gelegenheit, das, was wir für die ältere deutsche Geschichte doch ohne Zweifel auf den Gymnasien thun müssen, zu ergänzen, indem wir auf alle wichtigen Momente der älteren deutschen Litteraturgeschichte einzugehen Gelegenheit nehmen? Hat man nicht, wenn man von der ältern deutschen Litteraturgeschichte redet, die beste und zweckmässigste Gelegenheit auf eine wirksame Weise die Geschichte der Erziehung unseres Volkes durch die christliche und deutsche Kirche zu erwähnen und zu beleuchten? Auch von dieser Seite möchte ich, dass die Versammlung sich für diese These, wie sie der Hr. Antragsteller aufgestellt hat, erkläre, weil sonst wirklich eine sehr gute Gelegenheit, der Aufgabe des Gymnasiums zu entsprechen und der Erweckung eines vaterländischen Sinnes zu dienen, verloren geht.

Schmid (aus Stuttgart). Ich schliesse mich aus voller Ueberzeugung dem an, was der Hr. Präsident gegen diese Thesis gesagt hat. Ich möchte mir erlauben Sie mit wenigen Worten darauf aufmerksam zu machen, dass der geehrte Hr. Vorredner zuerst und einleitend gesprochen hat von einem 'Blick in die deutsche Litteraturgeschichte', und dass die achte Thesis gleichfalls nur 'eine kurze Uebersicht' verlangt. Ich glaube, meine Herren Collegen von der Schule werden mit mir einverstanden sein, dass mit einer Uebersicht auf gar keinem Gebiet etwas erreicht wird. Eine solche kurze Uebersicht dient nur dazu, eine wenn auch noch so kurze Zeit zu tödten. Sie gibt ein blasses, ein vollkommen verblichenes Bild, das vielleicht in künftigen Jahren noch von unseren Schülern im Gedächtnis behalten wird; das aber, was mir ganz richtig zu sein scheint, dass wir propädeutisch wirken sollen für das Betreiben der altdeutschen Litteraturgeschichte auf der Universität, das erreichen wir nach meiner Ansicht viel sicherer, wenn wir das thun, was wir in der sechsten These als nothwendig erkannt haben. Es kann ja nicht anders sein, wenn ein Schüler von dem Nibelungenlied und anderen Sagen etwas gelesen hat, dass diese concrete Anschauung, die er dadurch von dem Epos unserer Vorväter erhalten hat, ihm Liebe beibringt, und dass er mit dieser Liebe auf der Universität dahin einschlagende Collegien hört. Wenn wir ihm aber das gegeben haben, was wir als eine kurze Uebersicht zu bezeichnen pflegen, so möchten wir eher das Interesse ertödtet als gefördert haben. Deshalb bitte ich dem Vorschlag des Hrn. Präsidenten beizustimmen.

Schmitt (aus Weilburg). Ich stimme für die Beibehaltung der These, wie sie aufgestellt ist. Durch die kurze Uebersicht soll nur das erreicht werden, dass die jungen Leute sehen, dass noch andere Werke vorhanden sind als das, womit sie sich gerade in der Schule beschäftigt haben, und dazu möchte eine kurze Uebersicht sehr wohl geeignet sein. Ich glaube sogar, dass, wenn man die späteren Thesen berücksichtigt hätte, die sechste These nicht Anlass zu so vielen Erörterungen gegeben hätte. Beide ergänzen sich, der Widerspruch gegen die These 6 ist durch die These 8 gehoben, wenn wir die letztere beibehalten.

Kiesel. Ich wollte mir erlauben gegen eine gemachte Bemerkung noch etwas zu sagen.

Wenn behauptet worden ist, dass eine kurze Uebersicht leblos und geistlos sei, so kann ich nicht zugeben, dass das nothwendig der Fall sein müsse. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich behaupte, dass, wenn das wahr wäre, der gesammte Geschichtsunterricht verurtheilt sein würde. Denn alles das, was wir zur Einführung der Schüler in die Geschichte geben, ist es etwas mehr und kann es mehr sein als eine kurze Uebersicht? Im zweijährigen Cursus der Prima, geben wir denn da etwas mehr als eine kurze Uebersicht? Ich brauche Sie nur an das, was über den Geschichtsunterricht bereits in diesen Versammlungen verhandelt worden ist, zu erinnern, um Sie davon zu überzeugen, dass auch eine kurze Uebersicht sehr lebendige Bilder enthalten kann, dass sie wirklich etwas darbieten kann, wodurch der Geist und das Gemüt angeregt und genährt wird; und in diesem Sinne wird man den geschichtlichen Unterricht beibehalten und es den Geschichtslehrern überlassen, nebenbei auf einzelnes näher einzugehen. Wenn sodann behauptet worden ist, dass der Zweck, der mit einer allgemeinen Uebersicht erreicht werden soll, auch auf einem andern Wege mittels der Auslegung eines einzelnen Werkes erreicht werden könne, so glaube ich, würde sich sehr leicht eine Einigung erzielen lassen, dadurch dass wir sagen: wir wollen keine altdeutsche Litteratur**geschichte**, wie wir keine lateinische und keine griechische treiben, wir wollen nichts weiter als die Schüler in die Litteratur einführen; wir suchen die Schüler, wenn auch nicht über jedes Werk eines Schriftstellers, doch über die Gesammtheit des Wirkens und über die ganze Stellung und Thätigkeit des Schriftstellers selbst, sowie über seinen Zusammenhang mit der Zeit, über seine culturhistorische Bedeutung zu unterrichten. Wenn alle Ansichten sich dafür entschieden haben, dass auch die deutsche Litteratur auf den Gymnasien, wenn auch nur in beschränktem Masse, gelehrt werden soll, und wenn man der Meinung ist, dass dies in einer engen Verbindung mit der Lectüre einzelner bestimmter Werke der ältern deutschen Litteratur geschehen soll, so ist damit das Wesentliche der These bereits zugegeben. Es ist nicht erheblich, ob es in Form einer Nebenlectüre oder Nachlectüre gegeben wird, oder ob zu dieser Litteraturgeschichte der Ausgangspunkt genommen wird bei der Lectüre eines einzelnen bestimmten Werkes.

Wiese. Meine Herren. Ich muss mich für die Beibehaltung dieser Thesis erklären. Der Ausdruck 'eine kurze Uebersicht' ist sehr deutlich; es kommt nur darauf an, was man daraus macht. Ich kann mir es sehr wohl erklären, wenn man einzelne Erfahrungen hat, wie es in Schulen hergeht mit der 'kurzen Uebersicht', dass man sich sehr dagegen ausspricht. Es ist lange Zeit mit der Litteraturgeschichte so verfahren worden, dass man den jungen Leuten in Prima kaum einen Namen schenkte von allen den Schriftstellern, die Bedeutung gehabt hatten; die Schüler mussten das Geburts- und Todesjahr jedes einzelnen lernen und bekamen eine Kritik über seine Arbeiten. Das gieng so weit, dass die jungen Leute vortrefflich zu räsonnieren wussten über den Werth der classischen und nichtclassischen Schriftsteller, ohne irgend etwas erhebliches von ihnen gelesen zu haben. Daher kam es, dass nicht das, was Hr. Director Kiesel als etwas wünschenswerthes bezeichnete, sondern das entgegengesetzte erreicht wurde, dass nämlich die jungen Leute auf der Universität dem Gegenstand gar keine Neigung schenkten, weil der Hunger nicht geweckt worden war, sondern eine gewisse frühe Uebersättigung stattgefunden hatte. Ich meine, dies fehlerhafte Verfahren kann man vermeiden, was, wenn ich nicht irre, auch der Hr. Proponent mit der These gemeint hat. Die Litteraturwerke sind immer Resultate des Tages: die müssen wir unseren jungen Leuten mitgeben, die Erkenntnis dieser Entwicklung, das Verhalten der Litteratur zur Kirche, zum

öffentlichen Leben u. s. w. Kein Litteraturwerk ist erklärbar in seinem Wesen ohne den historischen Hintergrund, auf dem der Autor steht. Das ist allerdings eine Sache der Methode. Aber die These zu streichen würde ich für einen grossen Misgriff halten. Wir machen ja keine detaillierte Vorschriften, wir überlassen es den Fachmännern, das einzelne festzusetzen.

Schmid (aus Stuttgart). Ich erlaube mir dem eben gesagten entgegen darauf hinzuweisen, dass, wenn wir die Lectüre einzelner Werke für gut halten, wenn es eine Frage der Methode ist und diese Frage dahin entschieden wird, dass wir die einzelnen Werke im Zusammenhang mit der Zeitentwicklung lesen sollen, sich daraus auch schon ergibt, dass wir dies bei einer kurzen Uebersicht uns vorzustellen vermögen. Wenn aber die Thesis 8 unterscheidet und sagt: 'eine kurze Uebersicht ist den Schülern zu geben', so führt dies mit innerer Nothwendigkeit auf eine andere Art der Behandlung. Das ist nicht mehr die Lectüre des einzelnen Werkes, das ist ein Theil der Litteraturgeschichte; ich denke, wir sollten dies Stück Litteraturgeschichte auf die Universität versparen. Wenn wir den Horaz erklären, so gehen wir auf seine Gesammtstellung nothwendig ein; dies thun wir auch, wenn wir das Nibelungenlied erklären, und ist die Methode richtig, so brauchen wir etwas davon verschiedenes, was die Thesis 8 geben zu wollen scheint, nicht mehr zu bestimmen.

von Raumer. Ich muss zuerst erklären, wie ich dazu gekommen bin, diese These aufzustellen. Nach meiner Ansicht liegt der Nachdruck auf dem zweiten Satze: 'dagegen gehört eine ausführliche Darstellung der altdeutschen Litteraturgeschichte nicht auf das Gymnasium.' Dies hielt ich für ganz nothwendig zu sagen. Dagegen der erste Satz: 'eine kurze Uebersicht über die Hauptpunkte der älteren deutschen Litteraturgeschichte ist den Schülern zu geben' ist von meiner Seite nur als Concession zu verstehen. Ich glaubte, dass alle Herren einverstanden sein würden, dass dies nothwendig wäre. Was die Methode betrifft, so glaube ich, es wird aus der Methode des antiken Unterrichts am besten zu entnehmen sein, wie die Sache anzufassen sei. Gesetzt dass auf einem Gymnasium von der ganzen antiken Tragödie nur éin Stück von Sophokles gelesen würde, so erfahren die Schüler in irgend einer Stunde doch, dass es einen Aeschylos und Euripides gegeben hat. Ob man es nun in die Einleitung verwebe oder eine bestimmte Stunde für die Darstellung der einzelnen Litteraturgattungen ansetze, das lasse ich unentschieden. Aber gut scheint es mir, eine Auskunft zu geben über die Hauptpunkte, so dass ein Schüler, der die Haupttheile des Nibelungenlieds gelesen hat, nun doch bereits wissen muss, dass es auch noch andere grosse und berühmte mittelhochdeutsche Dichtungen gibt. Nicht in der Art, dass man alle Einzelheiten und eine Masse von Titeln einübt, sondern dass man sich an die Hauptpunkte hält. Ich selbst habe den Versuch gemacht, auf der Universität mit einer kleinen Anzahl von Zuhörern, die gar nichts von dem Gegenstande wussten, ein mittelhochdeutsches Werk zu lesen, und ihnen in einer Einleitung von vielleicht 4 oder 5 Vorlesungen einen Ueberblick über die Hauptpunkte der deutschen Litteratur bis dahin zu geben. Es lässt sich dadurch nichts erreichen und soll auch nichts erreicht werden in Bezug auf eine eingehende Kenntnis der deutschen Litteraturgeschichte, sondern es kommt nur darauf an, dass vorläufig einige Kenntnis der Sache gegeben werde, durch die der Hunger geweckt wird.

Firnhaber. Ich sehe, dass man die einzelnen Ansichten bloss zu Protokoll erklären kann. Ich möchte keine Discussion hervorrufen. Ich möchte zu Protokoll genommen sehen, es solle heissen: 'eine kurze Uebersicht über die Hauptpunkte der älteren deutschen Litteratur-

geschichte ist den Schülern zu geben' und dann weiter: 'dagegen gehört eine ausführliche Darstellung der älteren deutschen Litteraturgeschichte ebensowenig auf das Gymnasium, wie die Geschichte der neueren deutschen Litteratur.'

Präsident. Dieser letzte Zusatz liegt ausser dem Bereich dieser These.

Firnhaber. Das ist wohl richtig. Ich wollte damit nur ohngefähr das Mass der Ausführlichkeit hervorheben, mit der beides zu geschehen hat.

Präsident. Ich bin mir bewusst eine schwere Sünde begangen zu haben in meinen jungen Jahren, wo ich selbst deutsche Litteraturgeschichte vorgetragen habe, und eben deswegen habe ich mich gegen diese These erklärt. Ich stimme vollkommen überein mit dem was Hr. Geheimerrath Wiese gesagt hat. Die These gibt uns den richtigen methodischen Weg an. Man muss den Zusammenhang der grossen Litteraturwerke mit der Geschichte beachten, auf die culturhistorische Entwicklung aufmerksam machen und den historischen Unterricht in der vaterländischen Geschichte zusammenhängend mit der Culturgeschichte unseres Volkes vortragen, da durch eine solche Uebersicht die litterarhistorische Entwicklung der deutschen Nation im Zusammenhang mit der Entwicklung der Kirche so klar uns entgegentritt. Dann bin ich für die These. Aber ich glaubte, es solle damit bestimmt werden, dass eine besondere Stunde darauf verwendet werde, und dies Misverständnis war der Anlass, dass ich mich vorhin dagegen ausgesprochen habe. Betrachten wir es als eine Frage der Methode, so bin ich damit einverstanden.

Schmid (aus Stuttgart). Ich erlaube mir einen Vorschlag zu machen: 'eine kurze Uebersicht über die Hauptpunkte der älteren deutschen Litteraturgeschichte ist aus Anlass der Lectüre zu geben.'

von Raumer. Ich muss mir erlauben zu bemerken, dass das eine sehr gefährliche These sein würde. Damit würde man sehr leicht darauf zurückgeführt, dass man die Lectüre in Litteraturproben zersplitterte.

Schmid. Nun so sagen wir: 'aus Anlass der Lectüre eines einzelnen Werkes.'

Präsident. Ich muss mich dagegen erklären. Wir kommen sonst zu den furchtbar gelehrten Einleitungen, die wir jetzt noch auf den Universitäten finden bei der Lectüre von einzelnen classischen Autoren, z. B. Aeschylos.

von Raumer. Ich möchte mir erlauben eine andere Fassung vorzuschlagen. Wenn die These so lautete: 'Mit den Hauptpunkten der deutschen Litteratur sind die Schüler theils im historischen Unterricht, theils in der Einleitung zu der in Thesis 6 bestimmten Lectüre bekannt zu machen', dann könnte man fortfahren: 'dagegen eine selbständige ausführliche Darstellung der altdeutschen Litteraturgeschichte gehört nicht auf das Gymnasium.'

Präsident. Die Herren sind sicher alle damit einverstanden. Nachdem wir uns über die Sache verständigt haben, möchte ich vorschlagen die Fassung ganz aus dem Spiele zu lassen und uns darüber zu einigen, dass wir eine Bekanntschaft mit den Hauptpartien der älteren deutschen Litteraturgeschichte für nothwendig und wünschenswerth halten. Wie sie gegeben wird, ob im Geschichtsunterricht oder in den deutschen Stunden, das wollen wir dahingestellt sein lassen. Ich möchte die Herren, die damit nicht einverstanden sind, bitten sich zu erheben. Niemand. Bei dem zweiten Theil ist kein Widerspruch erhoben.

von Raumer. Die neunte Thesis lautet:

Für den gesammten deutschen Unterricht ist es von grösster Wichtigkeit, dass das Verhältnis der neuhochdeutschen Schriftsprache zu den älteren Perioden der deutschen Sprachentwicklung richtig aufgefasst werde.

Ich habe diese Thesis absichtlich so gestellt. In dieser Fassung ist man wohl darüber einig. Ich bin absichtlich nicht in die Materie eingegangen, weil darüber eine Discussion entstehen könnte, mit der wir kaum fertig werden würden. Wie die Thesis da steht 'dass das Verhältnis richtig aufgefasst werde', glaube ich, wird kaum jemand etwas dagegen haben.

Präsident. Ich möchte bemerken, dass die Stellung dieser Thesis mit einer grossen Weisheit da angebracht ist, wo wir nicht mehr von den Schülern reden, sondern zu den Lehrern übergehen, und ich denke, dass der Hr. Antragsteller mehr das grammatisch-historische Studium der Lehrer dabei im Auge gehabt hat, als dass er damit eine weitläufige Discussion über die Verhältnisse des deutschen Sprachunterrichts hat herbeiführen wollen.

Oberlehrer Dr. Andresen aus Mühlheim an der Ruhr. Es ist ganz unzweifelhaft, dass es für den gesammten deutschen Unterricht von grösster Wichtigkeit ist, dass das Verhältnis der neuhochdeutschen Schriftsprache zu den älteren Perioden der deutschen Sprachentwicklung richtig aufgefasst werde und nicht unrichtig. Es handelt sich aber wesentlich um die Frage, ob dies Verhältnis überhaupt aufgefasst werden muss und zur natürlichen Voraussetzung wird in dem deutschen Schulunterricht. Denn die Auffassung eben dieses Verhältnisses ist bekanntlich eine sehr subjective und hat noch in den letzten Jahren zu verschiedenartigen Resultaten geführt, namentlich in Betreff der Orthographie. Jedenfalls meine ich, und ich bin überzeugt, dass niemand das Gegentheil behaupten wird, dass den Schülern das Verhältnis der neuhochdeutschen Schriftsprache zu den älteren Perioden zum Bewusstsein gebracht werden soll.

von Raumer. Das ist gerade das Gegentheil von dem, was ich in der These aufgestellt habe. Mir liegt nur daran, dass nicht auf eine ungehörige Weise das Altdeutsche in das Neuhochdeutsche eingemengt werde.

Kiesel. Ich glaube, man wird seine Zustimmung zur These nur geben in demjenigen Sinn, in welchem der Hr. Präsident sie bezeichnet hat. Wenn damit gemeint sein soll, dass von den Schülern eine Erkenntnis des Zusammenhangs zwischen Neuhochdeutsch und Altdeutsch erzielt werden soll, so ist es unmöglich nicht dagegen zu sein. Allein selbst mit diesem stillschweigenden Vorbehalt, der sich etwa rechtfertigen dürfte, möchte ich die These nicht angenommen sehen, weil, wenn wir sie mit diesem Vorbehalt zugeben, sie doch eigentlich in das Gebiet der nächstfolgenden These gehört, wo die Rede ist von den Bedingungen, unter welchen einem Lehrer die Pflege des altdeutschen Unterrichts anvertraut werden soll. Ich glaube nicht nöthig zu haben meine Ansicht dahin zu motivieren, dass es unmöglich ist, bei den Primanern eine Erkenntnis der Abhängigkeit, in welcher die gegenwärtige deutsche Sprache von ihren früheren Gestaltungen steht, hervorzurufen, und weil die These, so wie sie ist, dahin verstanden werden dürfte, so erlaube ich mir den Antrag sie zu streichen.

Schmitt (aus Weilburg). Ich würde auch für Streichung dieser These sein: denn sie geht über den Kreis sämmtlicher Sätze hinaus. Es handelt sich um den altdeutschen Unterricht und nicht um den Unterricht in der neuhochdeutschen Schriftsprache.

Wiese. Aus den eben angegebenen Gründen bin auch ich dafür, dass wir über diese

These hinweggehen. Ich möchte mir nur bei diesem Anlass eine Bemerkung erlauben, auf die Hr. Dr. Andresen hingewiesen hat. Es ist gewis von jedermann, dem das Schulwesen am Herzen liegt, mit Dank anerkannt worden, dass so sehr geeignete Themata für unsere pädagogische Section gewählt worden sind. Ein solches Thema wie dieses und wie die lateinische Rechtschreibung gehört recht eigentlich in ein solches Parlament deutscher Philologen und Schulmänner. Es ist ein Wort von der deutschen Orthographie vorhin gesprochen worden. Jeder weiss, dass das ein wahres Chaos ist an unseren Schulen, und der Hr. Proponent würde sich gewis ein Verdienst erwerben, wenn er diese Frage auch einmal auf einer unserer Versammlungen zur Sprache brächte, so dass wir darüber uns vorläufig verständigen könnten, um weitere Massregeln zu verabreden. Thatsache ist, dass nichts dringender gewünscht werden kann, als dass die Lehrer das Verhältnis unserer neuhochdeutschen Schriftsprache zum Altdeutschen deutlich erkennen, um sicher zu sein vor einer Behandlung, die man Mishandlung nennen kann. Es ist mir vorgekommen, dass in einer Schule das Lesebuch von Ph. Wackernagel lange Zeit gebraucht worden war, wo die Knaben das Wort 'Noth' Not geschrieben sahen. Das Buch wurde abgeschafft, und der Lehrer verlangte nun 'Noth', während sie früher 'Not' geschrieben hatten. Ich habe gesehen, dass ein Junge 30 mal das Wort mit 'h' schreiben musste. Ebenso hatte der frühere Lehrer 'lassen' mit 'sz' schreiben lassen, der Lehrer der höheren Classe verlangte 'ss'. Das heisst doch das orthographische Wissen verwirren. Ich denke, man sollte den Anlass benutzen, um es als eine dringende Forderung hinzustellen, dass nach dieser These, welche Hr. Director Eckstein als die eigentlich directoriale bezeichnet hat, jeder Lehrer darüber ein klares Bewusstsein haben muss.

Classen. Ich halte es für durchaus nothwendig, um zu einer begründeten Entscheidung zu kommen, dass der Hr. Proponent sich darüber ausspreche, in welcher Weise er glaube den ausgesprochenen Zweck erreichen zu können, ob im Anschluss an den grammatischen Unterricht oder an die Lectüre und Litteratur.

von Raumer. Ich wollte überhaupt gar nicht sagen, dass etwas geschehen soll. Ich wollte nur sagen, dass die richtige Auffassung des Verhältnisses des Neuhochdeutschen zu den älteren Perioden der germanischen Sprache von grosser Wichtigkeit für den gesammten deutschen Unterricht ist, weil nämlich erfahrungsmässig der altdeutsche Unterricht häufig den neuhochdeutschen auf eine ungehörige Weise zu beeinflussen und zu verderben pflegt. Darum sage ich: es ist auch für den altdeutschen Unterricht von grosser Wichtigkeit, dass eine richtige Auffassung Platz greife über das Verhältnis des Altdeutschen zu dem Neuhochdeutschen.

Präsident. Es ist meiner Ansicht nach ein einfaches Axiom. Wir kommen zur Abstimmung. Diejenigen Herren, die für den Wegfall der These sind in der Auffassung, wie sie jetzt durch die Erklärung des Hrn. Antragstellers vorliegt, bitte ich aufzustehen. — Die These bleibt.

von Raumer. Die zehnte These lautet:

> Zum Gedeihen des altdeutschen Unterrichts auf Gymnasien ist vor allem nöthig, dass derselbe in den Händen von Lehrern liegt, die Kenntnis ihres Lehrgegenstandes besitzen.

Kiesel. Dasjenige was ich über diese These sagen möchte, kann ich am besten in die Form eines Aenderungsvorschlags einkleiden; ich erlaube mir im Rückblick auf Thesis 9 in

dem Sinn, in welchem sie durch den Hrn. Vorsitzenden erklärt worden ist, folgenden Vorschlag: 'Zum Gedeihen des deutschen Unterrichts auf Gymnasien ist vor allem nöthig, dass derselbe in den Händen von Lehrern liegt, welche auch Kenntnis des Altdeutschen besitzen.'

Präsident. Es steht in Ihrem Aenderungsvorschlage nichts vom altdeutschen Unterricht; folglich ist dies Sache der These 11.

Firnhaber. Es scheint mir in der These zu wenig gesagt zu sein. Ich fürchte, es könnte kommen, wenn dieser Unterrichtsgegenstand conform mit den Beschlüssen, die hier gefasst sind, obligatorisch auf den Gymnasien eingeführt würde, dass dann sich leicht eine Erfahrung ergeben könnte, die wir schon gemacht haben, dass nämlich dieser Unterricht auch von solchen ertheilt worden ist, welche die erforderlichen Kenntnisse zu besitzen glaubten. Da aber gerade dieser Umstand dazu geführt hat, den Unterrichtsgegenstand in Miscredit zu bringen sowohl bei Schülern als bei Schulmännern und Behörden, so würde es nach meiner Ansicht passend sein zu sagen: 'Es ist von Ertheilung des altdeutschen Unterrichts auf den Gymnasien abzusehen, wofern derselbe nicht in die Hände von Lehrern gelegt werden kann, welche eine vollständige Kenntnis des Altdeutschen besitzen.'

Präsident. Ich bin damit vollständig einverstanden.

von Raumer. Ich möchte meine Fassung deswegen aufrecht erhalten, weil mit der vorgeschlagenen Aenderung etwas hineingebracht würde, was ich nicht sagen wollte. Die Thesis 10 ist allerdings eigentlich überflüssig, insofern sie als selbstverständlich vorausgesetzt werden sollte. Seltsamerweise ist aber gerade dieser éine Lehrgegenstand nicht demgemäss behandelt worden, und darum soll diese Thesis nichts weiter besagen als: dieser allgemeine, von niemand angezweifelte Satz bezieht sich auch auf den altdeutschen Unterricht.

Präsident. Ich möchte mir einen Vorschlag erlauben. Die These könnte ruhig angenommen und Hrn. Firnhabers Vorschlag als Zusatz beigefügt werden. Bei gesetzgeberischen Arbeiten nennt man das Uebergangsbestimmungen, transitorische Massregeln. So lange die Sache noch nicht erreicht ist, die wir in der 11n und 12n These zu erreichen wünschen, ist der Satz vollständig an seinem Platze. Sie werden einverstanden sein, dass ein Unterricht nicht zu ertheilen ist, wo man keine Lehrer hat. Nehmen wir also den Zusatz als transitorische Bestimmung zu der Thesis an.

Albert Müller. Ich bin ganz damit einverstanden; nur glaube ich, dass der Zusatz zu scharf gefasst ist. Ich glaube, wir können diese transitorische Bestimmung noch praktischer machen, wenn wir sagen: 'Es ist von Ertheilung des altdeutschen Unterrichts abzusehen, wofern nicht an dem Gymnasium eine dafür geeignete Persönlichkeit vorhanden ist.' Denn es ist nicht zu erwarten, dass schon so viele über dies Fach auf der Universität Vorlesungen gehört haben.

Firnhaber. Ich muss wohl misverstanden worden sein: denn es ist nicht von mir behauptet worden, es müsse verlangt werden, dass der betreffende Lehrer auf der Universität seine Kenntnisse gesammelt hätte. Wir mögen auch einen Autodidakten anerkennen, der sich der Sache zu bemächtigen gewusst hat. Ich habe darüber nichts gesagt, dass etwa erst ein Nachweis über gehörte Collegien beigebracht werde, sondern kein anderer als ein befähigter könne diesen Unterricht auf dem Gymnasium ertheilen. Es soll dieser Unterrichtsgegenstand vom Lehrplan verschwinden, wenn nicht eine für seine Ertheilung vollständig befähigte Persönlichkeit vorhanden ist.

Präsident. Ich denke, Hr. Dr. Müller zieht seinen Antrag zurück. An Hrn. Director Kiesel richte ich die Frage: wünschen Sie eine Abstimmung über Ihren Vorschlag: 'Zum

Gedeihen des deutschen Unterrichts auf den Gymnasien ist vor allem nöthig, dass derselbe in den Händen von Lehrern liegt, die auch Kenntnis des Altdeutschen besitzen'?

Kiesel. Man könnte ihn so fassen: 'Für die Ertheilung des deutschen Unterrichts dürfen nur solche Persönlichkeiten geeignet gefunden werden, die auch Kenntnis des Altdeutschen besitzen.' Ich schliesse mich in dieser Beziehung an das an, was Hr. Geh. Rath Wiese gestern schon bei Thesis 2 gesagt hat über die Forderungen und Bedingungen des deutschen Unterrichts. Ich denke nämlich daran, dass man sehr häufig aus dem Munde von deutschen Sprachlehrern Ansichten hört, deren sie nicht fähig sein würden, wenn sie des Altdeutschen einigermassen kundig wären. Mein Aenderungsantrag ist aber insofern überflüssig, als in den Bereich des deutschen Unterrichts der Unterricht im Altdeutschen schon aufgenommen ist. Allein da es nun jedenfalls noch hie und da an der Ansicht gebrechen wird, dass diese Aufnahme des altdeutschen Unterrichts ein nothwendiges Element des deutschen Unterrichts sei, so fürchte ich, es könnte dieser Theil des deutschen Unterrichts in dem Masse als eine Nebensache betrachtet werden, dass man ihn den Lehrern anvertraute, die seither deutschen Unterricht ertheilten, und davon würde ich dann nicht allein den Nachtheil fürchten, dass sie die Schüler im Altdeutschen irre leiten, sondern auch den weiteren, dass sie auch das Neuhochdeutsche nicht gehörig lehren könnten. Das ist der Grund für meinen Aenderungsantrag.

Präsident. Ich möchte vorschlagen sich zu beruhigen, da ausdrücklich Lehrer in diesem Gegenstand als nothwendig anerkannt worden sind, die Kenntnis desselben besitzen. Ich glaube, wir können zur Abstimmung schreiten.

von Raumer. Darf ich bitten nochmals zu lesen, wie es heissen soll?

Präsident. Der Satz bleibt vollständig stehen; es kommt nur etwas dazu. Die These lautet:

> Zum Gedeihen des altdeutschen Unterrichts auf Gymnasien ist vor allem nöthig, dass derselbe in den Händen von Lehrern liegt, die Kenntnis ihres Lehrgegenstandes besitzen. Es ist von Ertheilung desselben abzusehen, wofern er nicht in die Hände von Lehrern gelegt werden kann, welche eine vollständige Kenntnis des Altdeutschen besitzen.

Die Herren, die dagegen sind, bitte ich sich zu erheben. Es ist die Minderheit. Die These ist also angenommen.

von Raumer. Die elfte Thesis lautet:

> Obwohl die Pflege der Wissenschaft fordert, dass eine Anzahl von Gelehrten das Studium der germanischen Sprachen und Litteraturen zu ihrem ausschliesslichen Lebensberuf macht, so ist doch eine durchgreifende Trennung des classischen und des deutschen Unterrichts weder möglich noch wünschenswerth. Vielmehr besteht gerade in der wechselseitigen Durchdringung des classischen und des deutschen Unterrichts eine der wesentlichsten Aufgaben des Gymnasiums.

Der Sinn dieser These ist folgender. Man kann entweder besondere Lehrer für das Deutsche anstellen, die nur den deutschen Unterricht ertheilen und auch das Altdeutsche gründlich verstehen, oder man kann den deutschen Unterricht von den Lehrern der classischen Sprachen ertheilen lassen, so dass jeder Lehrer am deutschen Unterricht Theil nimmt, aber dann auch

alle Lehrer etwas vom Altdeutschen verstehen. Ich muss vorausschicken, dass unter besonderen Umständen es ein grosses Glück für ein Gymnasium sein kann, wenn ein Lehrer da ist, dessen Berufsfach die deutsche Philologie ist und der dann nichts als das Deutsche am Gymnasium hat. Aber ich glaube, es soll dies nicht dahin ausgedehnt werden, dass wir in Zukunft einerseits Lehrer des Deutschen und anderseits Lehrer der classischen Sprachen haben, sondern die Lehrer der classischen Sprachen sollen sich überhaupt den ganzen Umfang der heutigen sprachlichen Schulbildung und somit auch eine solche Kenntnis des Altdeutschen aneignen, dass sie sämmtlich den neuhochdeutschen Unterricht zu ertheilen vermögen und dass die tüchtigsten im Stande sind auch das Altdeutsche zu lehren.

Präsident. Hat jemand etwas dagegen zu erwähnen? — Wir gehen zur letzten Thesis über.

von Raumer. Die zwölfte Thesis lautet:

> Bei den philologischen Prüfungen für das Lehramt an Gymnasien ist einige Kenntnis der geschichtlichen deutschen Grammatik und der älteren deutschen Litteratur zu fordern. Die Forderungen sind auf das wirklich Elementare zu beschränken. Aber das Zeugnis über die Ergebnisse der Prüfung hat auszusprechen, ob der Candidat nur den an alle Philologen gestellten Forderungen genügt, oder ob er ein hervorragendes Mass von Kenntnissen im Altdeutschen bewiesen habe.

Diese Thesis führt nur praktisch aus, was theoretisch schon gesagt worden ist. Denn wenn man von der Ansicht ausgeht, dass alle Lehrer mehr oder weniger neuhochdeutschen Unterricht zu geben haben, so müssen auch alle Lehrer bei dem jetzigen Standpunkt der deutschen Sprachwissenschaft einiges von den Elementen der geschichtlichen deutschen Grammatik wissen. Dagegen, glaube ich, ist es zu viel, wenn man verlangt, dass jeder künftige Lehrer der classischen Sprachen an den Gymnasien ein solches Mass von Kenntnissen im Altdeutschen besitzen solle, um altdeutschen Unterricht geben zu können; und da scheint mir der beste Mittelweg, dass man ein geringeres Mass von Forderungen aufstellt, dagegen diejenigen, die sich auszeichnen, schon in dem Zeugnis der Prüfung als solche bezeichnet, welche in Zukunft altdeutschen Unterricht zu geben im Stande sind. Man könnte die These auch so stellen: 'Nur der, der in der Prüfung ein hervorragendes Mass von Kenntnissen im Altdeutschen zeigt, soll die Berechtigung zur Ertheilung des altdeutschen Unterrichts haben', und ich würde auch nichts gegen eine derartige Fassung der These haben, wenn nicht der Fall zu berücksichtigen wäre, dass vielleicht schon ältere und erfahrnere Lehrer erst während ihres Lehramts sich gründliche Kenntnisse im Altdeutschen zu erwerben wissen, und doch nicht wünschen sich erst noch einer Prüfung im Altdeutschen zu unterwerfen.

W. Wackernagel. Geehrte Herren. Ich muss mich gegen diese These vollkommen erklären und meine Protestation zu Protokoll geben. Wenn bloss Neuhochdeutsch auf der Schule gelernt würde, so würde ich von den Lehrern dieses Fachs auf jeden Fall Kenntnis des Altdeutschen verlangen, weil ich mir nicht vorstellen kann, wie einer Neuhochdeutsch lehren will ohne das Altdeutsche zu verstehen. Jetzt soll auf den Schulen sogar Mittelhochdeutsch getrieben werden, und dennoch wird vom Lehrer nur eine geringe Kenntnis verlangt. Wie soll ein Lehrer seine Schüler gründlich unterrichten, wenn er nur das Elementare inne hat? Ich glaube, das ist eine pädagogische Abnormität. Ich muss mich gegen diese Thesis erklären und muss die Forderung stellen, dass diejenigen, die deutschen Unter-

richt geben, das Altdeutsche sich ebenso wie die Sprachen des Alterthums angeeignet haben und dass man von ihnen ein entsprechendes Mass von Kenntnissen verlange. Es ist allerdings nothwendig, dass die zukünftigen Lehrer sich mit dem Altdeutschen vertraut machen, mit der Sprache, Litteratur und Litteraturgeschichte, und es ist, damit dies geschieht, nothwendig, dass schon auf den Schulen die Sache auf eine gründlichere Weise betrieben werde, als gestern gefordert worden ist. Denn wenn als selbstverständlich angenommen wird, von den Schülern des Mittelhochdeutschen dürfe man keine Präparation fordern und die Hauptsache sei eine gute Uebersetzung, so führt das nicht einmal in die Elemente ein, und ein Unterricht der Art wird während der Stunde amüsieren, der Schüler bekommt aber nicht den Stachel, die Grundlage auf der er weiter bauen kann. Ich kann mich auf Erfahrung berufen. Es wird in Preussen zum grossen Theil auf den Schulen und Gymnasien Altdeutsch getrieben; woher kommt es, dass auf der Hochschule, z. B. auf der Universität in Berlin, wo die Studenten die Collegien sich zu wählen haben, dass dort diese Collegien kaum zehn Zuhörer zählen, eine absolut kleinere Zahl als an solchen Orten, wo auf den Schulen kein Altdeutsch gelehrt wird? Das liegt an dem Mangel an wissenschaftlicher Belehrung und weil die Schüler nur amüsiert und blasiert werden und kein Interesse für den Gegenstand gewinnen. Will man einen ordentlichen Lehrer, so ist es auch nöthig, dass man wirklich wissenschaftliche Kenntnisse von ihm fordert, dass er die Collegien besucht und sich dadurch auf einen rechten Schulunterricht vorbereitet hat. Man prüfe ihn am Nibelungenlied oder an einem altdeutschen Lesebuch.

von Raumer. Ich muss es als ein mir vollkommen unerklärliches Misverständnis bezeichnen, wenn der verehrte Hr. Prof. Wackernagel meine Ansicht zu bekämpfen glaubt. Wie man die Behauptung aufstellen kann, ich wolle eigentlich das, was ich Thesis für Thesis bekämpfe, das ist mir ganz und gar unbegreiflich. Hr. Prof. Wackernagel hat auch die vorliegende Thesis gänzlich misverstanden. Er hat gesagt, ich behaupte, dass eine elementare Kenntnis des Altdeutschen genüge um altdeutschen Unterricht zu geben. Ich mache aber einen Unterschied zwischen dem Grade von Kenntnissen im Altdeutschen, die von jedem Lehrer der classischen Sprachen und die von einem Lehrer des Altdeutschen verlangt werden sollen. Eine elementare Kenntnis des Altdeutschen sollen alle Philologen besitzen, weil nach meiner Ueberzeugung der Lehrer der classischen Sprachen auch deutschen Unterricht zu geben hat, während meine Anforderungen an einen Lehrer des Altdeutschen der Art sind, dass nur derjenige, der ein hervorragendes Mass von Kenntnissen besitzt, den Unterricht im Altdeutschen erhalten soll.

Präsident. Ich glaube, dieses Misverständnis wird sich beseitigen lassen durch Beachtung dessen was in der Thesis 10 ausgedrückt ist, wo es heisst, dass die Lehrer eine Kenntnis ihres Lehrgegenstandes besitzen müssen. Und ich glaube dass Hr. von Raumer in der zwölften Thesis darauf hinweisen wollte, dass es wünschenswerth und nothwendig sei, dass alle philologischen Lehrer des Gymnasiums einige Kenntnisse auch in der deutschen historischen Grammatik haben. Ueber die Form der Prüfung würden wir in eine weitläufige Discussion eingehen müssen. Das Mass der Forderungen in den verschiedenen Ländern ist sehr verschieden. Hätte der Hr. Proponent an mein eigenes Vaterland gedacht, an Preussen, so würde die Form und Fassung wieder ganz anders haben werden müssen. Da die Einrichtungen so verschieden sind, so denke ich, könnte das am besten den Regierungen überlassen werden; wir wollen uns nur über das Princip einigen.

Wiese. Wir sprechen hier nur Wünsche aus; aber es ist ganz sicher, dass die von

Ihnen, meine Herren, ausgesprochenen Meinungsäusserungen nicht wirkungslos bleiben. Die Erfahrungen aus vielen Gegenden des deutschen Landes sprechen für die beiden Theile der These. Der erste Theil sagt: alle Lehrer, die den philologischen Unterricht auf Gymnasien ertheilen wollen, müssen in ihre Studien auch das Altdeutsche aufgenommen haben. Der zweite sagt: die Lehrer des Deutschen sollen, wenn sie bis zu den obersten Classen vorrücken wollen, des Altdeutschen vollständig kundig sein, jeder andere deutsche Lehrer soll aber einige Kenntnis in der altdeutschen Grammatik nachweisen. Ich glaube, das sind sehr beherzigenswerthe Forderungen. Wir hegen alle die Zuversicht in unserem guten Glauben an diese nationale Angelegenheit, dass wir es möglich finden werden; für jetzt ist es kaum erreichbar. Es gibt wenige Unterrichtsgegenstände, für welche so wenig gute Lehrer zu finden sind wie für das Deutsche. Der deutsche Unterricht muss aber gegeben werden, wenn auch jetzt noch die Lehrer die Anforderungen nicht erfüllen. Es ist also eine Sache der Zukunft, die wir zu erreichen streben. Ich denke, das Mass, welches erreicht werden soll, ist ein sehr gerechtes: es ist nur Sachkenntnis. Es wird immer Leute geben, die sich zum deutschen Unterricht melden; wenn sie aber eine gründliche Kenntnis nachweisen sollten, so würden sie in die grösste Verlegenheit gerathen. Woher sollen wir aber alle die Lehrer nehmen für die ausserordentliche Zahl von Schulen? Ich wiederhole, was hier verlangt wird, ist ganz den Umständen angemessen. Wir können nur wünschen, dass durch das, was auf den Universitäten geschieht, das Uebel bald gehoben werde, indem die künftigen Lehrer Gelegenheit nehmen Vorlesungen über das Altdeutsche zu hören; dann werden wir in den Gymnasien unsere Theorie verwirklichen können.

Wackernagel. Ich bin einverstanden, wenn die These so aufgefasst wird, wie sie eben ausgelegt worden ist.

Präsident. Wir wollen uns nicht in Fassungsfragen einlassen, da über den Sinn gar kein Zweifel obwalten kann. Ihre Bedenken sind erledigt durch die Hinweisung auf die zehnte Thesis. Bei einem speciellen Formular würden Bedenken kommen; ich glaube, wir können uns darüber zunächst einfach einigen, dass wir von jedem Lehrer an einer höheren Schule eine Kenntnis der deutschen Sprache und Bekanntschaft mit der Entwicklung unserer Sprache und Litteratur fordern. Das ist der Sinn des ersten Satzes; der zweite Satz ist eigentlich ein völlig überflüssiger, nachdem in der zehnten Thesis ausgesprochen worden ist, dass der altdeutsche Unterricht in den Händen von Lehrern liegen solle, die Kenntnis ihres Lehrgegenstandes besitzen. Ich glaube, Hr. von Raumer hätte den zweiten Satz ganz und gar weglassen können und würde damit den Widerspruch, der sich erhoben hat, weil der Satz zu Misverständnissen führte, von vorn herein beseitigt haben.

von Raumer. Ich habe das zweite hinzugesetzt, um Misverständnissen vorzubeugen; gerade darum habe ich diesen Unterschied gemacht.

Präsident. Beabsichtigt noch irgend einer der Herren gegen diese Thesis einen Widerspruch zu erheben? Es scheint nicht der Fall zu sein. So wären denn diese Thesen erledigt. Ich glaube, wir müssen Hrn. von Raumer dafür danken, dass er durch seine Thesen uns Gelegenheit gegeben hat in die Frage einzugehen, die nun zum vierten Male die Philologenversammlung beschäftigt. Dabei muss ich auf den Fortschritt in der Behandlung dieser Frage hinweisen. Auf der Berliner Versammlung kam man nicht weiter, als dass es hiess, es sei wünschenswerth auf diese Frage einzugehen. Heute und gestern sind wir einen wesentlichen Schritt vorwärts gekommen, und ich vertraue sicher, dass die historische Kenntnis

unserer Sprache und Litteratur auf den höheren Schulanstalten immer mehr gedeihen und wesentlich dazu beitragen werde den vaterländischen Sinn, die Anhänglichkeit an die grosse Vergangenheit unseres Volks, an unsere Jahrtausende hinaufreichende Litteratur immer mehr zu verbreiten. In diesem Sinne, meine Herren, wollen wir dem Hrn. Proponenten Prof. von Raumer und auch denen, die sich an der Discussion betheiligt haben, unsern wärmsten Dank bezeugen. (Die Versammlung erhebt sich.)

Wir kommen nun zu der Frage über lateinische Rechtschreibung, die von Hrn. Professor Fleckeisen angeregt worden ist.*) Ich ersuche Hrn. Professor Fleckeisen das Wort zu nehmen.

---

*) Der Antragsteller hatte seinem an sämmtliche Mitglieder der Versammlung vertheilten Begrüssungsschriftchen: 'Fünfzig Artikel aus einem Hülfsbüchlein für lateinische Rechtschreibung' folgende Thesen vordrucken lassen:

1. Die lateinische Rechtschreibung ist, von wenigen wirkungslos gebliebenen Ausnahmen abgesehen, in früheren Jahrhunderten kein Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchung gewesen: man schrieb die Wörter so wie man sie in den Ausgaben der Classiker gedruckt fand, ohne danach zu fragen, ob diese Schreibung durch echte Ueberlieferung, d. h. durch Zeugnisse der Alten selbst, durch Inschriften und alte Handschriften beglaubigt werde oder nicht. Die Ausgaben giengen aber in orthographischer Rücksicht fast unverändert auf die editiones principes zurück, und diese waren in der Regel aus jüngeren Handschriften, wie sie der Zufall den ersten Druckern in die Hände gab, abgedruckt. Demnach konnte es nicht fehlen dass viele Wörter in der Schreibweise, welche in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters die gewöhnliche war, auch in die Texte der Classiker eindrangen, und sie haben sich in leider nur zu grosser Zahl darin bis auf den heutigen Tag erhalten.

2. Erst seit einigen Jahrzehnten hat die Philologie ihre Aufmerksamkeit auch auf diesen Punkt gerichtet — epochemachend ist Ph. Wagners 1841 erschienene 'orthographia Vergiliana' — und nicht allein empirisch nachgewiesen, dass in den ältesten Handschriften diese und jene Wörter sich constant so und so geschrieben fänden, abweichend vom herkömmlichen, sondern auch rationell zu begründen gesucht, dass etymologisch nur diese wahrhaft beglaubigte Schreibweise berechtigt sei, ein Bestreben das durch die Resultate der vergleichenden Sprachforschung wie durch ein erneuertes Studium der Inschriften auf Denkmälern und Münzen und der alten Grammatiker wesentlich unterstützt worden ist und noch unterstützt wird. Ja eine methodische Benutzung der Inschriften verbunden mit Ueberlieferungen bei den Grammatikern hat durch den Nachweis der innigen Wechselwirkung zwischen Laut und Schrift sogar dieses ganze Kapitel dem Gebiete der bloss äusserlichen Empirie entzogen und es zu einem integrierenden Theile der wissenschaftlichen, d. h. historischen lateinischen Grammatik erhoben.

3. Diese wissenschaftliche Auffassung der Sache, wie sie Ritschl angebahnt, bis jetzt aber leider noch nicht durch alle Perioden durchgeführt hat, gehört natürlich nicht in die Schule, wenigstens für jetzt noch nicht; wohl aber hat die Schule das Recht zu fordern, dass ihr die Resultate dieser Untersuchungen nicht vorenthalten werden, mit andern Worten, dass dem Schüler eine ganze Reihe lateinischer Wörter nicht mehr in der notorisch falschen Schreibweise gelehrt werde, die sie erst in den letzten barbarischen Jahrhunderten des Mittelalters angenommen haben, sondern in derjenigen, in welcher sie von den gebildeten Männern gebildeter Jahrhunderte geschrieben worden sind. Von dieser richtigen Einsicht geleitet haben denn auch die neueren Bearbeiter von Schulausgaben es sich angelegen sein lassen, ihre Texte auch in orthographischer Rücksicht möglichst rein darzustellen, freilich mit sehr verschiedenem Erfolg, der eine in weiterem, der andere in beschränkterem Umfang. Die Autorentexte bekommen aber unsere Schüler erst in den mittleren und oberen Classen in die Hände, nachdem sie durch den vorausgegangenen Unterricht aus den Elementarbüchern, die mit sehr wenigen rühmlichen Ausnahmen noch ganz dem alten Usus huldigen, ihrem Gedächtnis die falsche Schreibweise eingeprägt haben. Was ist die Folge hiervon? Unsicherheit und Schwanken der Schüler in ihrem eigenen Lateinschreiben und die Nothwendigkeit zeitraubender Auseinandersetzungen des Lehrers über Dinge die sich von selbst verstehen sollten.

4. Vom pädagogischen Standpunkt ist eine Abhülfe dieses Uebelstandes dringend geboten. Sollen wir

Professor Dr. Fleckeisen. Verehrte Herren. Meine Ansicht über die Frage, die ich für die pädagogische Section der diesjährigen Philologenversammlung in Anregung zu bringen mir erlaubt habe, ist in den Thesen deutlich und ausführlich genug ausgesprochen. Bei der Kürze der uns noch übrigen Zeit unterlasse ich es daher sie des breitern zu begründen. Ganz besonders wünsche ich, dass die Debatte darauf eingehe, ob die Versammlung ebenso das Bedürfnis einer Abhülfe des von mir gerügten Uebelstandes anerkenne, wie ich es in These 4 ausgesprochen habe.

Präsident. Ich glaube dass wir die ersten Thesen als Theorie betrachten können und gleich beim vierten Satz beginnen: 'Vom pädagogischen Standpunkt ist eine Abhülfe dieses Uebelstandes dringend geboten.' Was sonst gesagt wird, ist mehr eine Hinweisung auf das, was die neuere Forschung für die historische Entwicklung der lateinischen Sprache während der letzten 15 Jahre zu erreichen sich bemüht hat. Ich würde vorschlagen, dass wir bei der Behandlung dieses Gegenstandes uns auf die Frage beschränkten, ob denn wirklich ein so grosses Bedürfnis vorhanden sei, dem jetzt eingerissenen Uebelstande abzuhelfen, und in welcher Weise diese Abhülfe zu erreichen sei. Wenn wir in dieser Weise vorgehen, so lässt sich die Frage wohl erörtern. Ich möchte nun den Hrn. Proponenten fragen, ob die erste, zweite und dritte Nummer Punkte der Erörterung sein sollen, oder ob er einverstanden ist, dass wir mit dem vierten Satz anfangen, wo hauptsächlich auf das was noth thut hingewiesen wird, und dann zu These 5 übergehen, welche die Art und Weise enthält, in welcher wir zur Beseitigung dieses Uebelstandes kommen können.

Fleckeisen. Ich bin mit diesem Vorschlag vollkommen einverstanden.

Präsident. Ich ersuche nunmehr die Herren, die über den Gegenstand reden wollen, sich zu melden.

Schultz (aus Münster). Mit den in These 4 enthaltenen allgemeinen Grundsätzen, die der Hr. Proponent aufgestellt hat, bin ich meinerseits vollkommen einverstanden. Ich meine, es versteht sich von selbst, dass, wenn das rechte als recht anerkannt ist, es von Anfang an unseren Schülern einzig und allein vorgeführt werden soll. Das allein ist die Frage, was in diesem Gebiet im einzelnen recht sei: es ist in manchen Fällen ausserordentlich schwer und unsicher zu entscheiden. Unter den einzelnen Beispielen, die uns Hr. Prof. Fleckeisen vorgeführt hat, kommt auch der Fall nicht selten vor, dass es heisst, verschiedene Formen seien

---

zum alten Schlendrian zurückkehren? Das wird jedem Schulmann sein wissenschaftliches Gewissen verbieten: der blossen Bequemlichkeit darf die wissenschaftliche Wahrheit nicht zum Opfer gebracht werden. Wir müssen uns also vereinigen, die auf Grund genauerer Sprachkenntnis und unbefangener Würdigung der Ueberlieferung als einzig richtig nachgewiesenen Schreibungen als solche anzuerkennen und die betreffenden Wörter vom ersten lateinischen Unterricht an nur in dieser Schreibung zu gebrauchen, die unrichtige aber von vorn herein vollständig zu ignorieren. Die Bearbeiter von Schulausgaben aber und die Verfasser von Elementarbüchern, Schulgrammatiken und -wörterbüchern müssen es sich selbst zur Pflicht machen, die Resultate der auf diesem Gebiete gepflogenen wissenschaftlichen Untersuchungen ihren Büchern im weitesten Umfange zugute kommen zu lassen.

5. Da nun aber diese Resultate selbst in der philologischen Wissenschaft noch nicht Gemeingut geworden sind, da überhaupt das gesammte Material zur Erledigung der hier einschlagenden Fragen in Commentaren, Zeitschriften und nicht jedermann zugänglichen Gelegenheitsschriften zerstreut ist, so wäre es sehr zu wünschen, dass ein mit diesen Studien vertrauter Philolog ein 'Hülfsbüchlein für lateinische Rechtschreibung' abfasste, das eine übersichtliche Zusammenfassung der Resultate in alphabetischer Folge enthielte und von denen, die selbständige Forschungen anzustellen keine Neigung haben, als Regulativ benutzt werden könnte.

gleichberechtigt. In dem Fall aber würde unter allen Umständen eine Wahl getroffen werden müssen, wenn auch die eine Schreibung nicht minder als die andere verbürgt ist. Es ist nothwendig, dass alle die einzelnen Fälle, welche in Zweifel gezogen worden sind, zusammengestellt werden und über jeden einzelnen entschieden wird. Ich glaube, es ist auch nicht unzweckmässig, einen oder mehrere specielle Fälle an dieser Stelle zu erörtern; die von Hrn. Prof. Fleckeisen aufgestellten Beispiele sind ganz geeignet dazu. Ich vermisse aber zwei in pädagogischer Beziehung besonders wichtige Worte, die neben einander laufen: das ist der Name *Vergilius* und *genetivus* neben *Virgilius* und *genitivus*. Ich möchte darum den Hrn. Prof. Fleckeisen ersuchen, uns mündlich über die Schreibung dieser beiden Worte seine Entscheidung zu geben.

Fleckeisen. Ich glaube, wenn wir uns auf die Discussion von Einzelheiten einlassen wollen, werden wir kein Ende finden. Die von mir gegebenen Beispiele sind, wie ich in der Einleitung gesagt habe, durchaus planlos herausgegriffen und zusammengestellt, in der Hoffnung späterhin die Sache weiter auszuführen und vielleicht zu einem vollständigen Hülfsbüchlein zu ergänzen; aber die Einzelheiten müssen wir, glaube ich, heute aus der Discussion weglassen, also auch die zwei von dem geehrten Vorredner erwähnten Wörter.

Präsident. Wir könnten uns vielleicht nachher über die Schreibung von *Vergilius* und *genetivus* einigen; für jetzt aber möchten wir bei der Principienfrage bleiben.

Schultz. Mit den Ansichten des Hrn. Prof. Fleckeisen über das Princip kann ich mich nur einverstanden erklären und glaube nicht, dass jemand eine Bemerkung dagegen machen kann. Hingegen glaube ich, dass es für die Anwesenden von grossem Interesse wäre, über *Vergilius* oder *Virgilius* zur Klarheit zu gelangen. Ich glaube, dass *Virgilius* sich sicher stellen lässt.

Präsident. Diese Frage ist etwas abgelegen, wenn sie auch mit dem Thema zusammenhängt. Ich glaube kaum, dass wir auf solche Fragen eingehen können, es sei denn, dass der anwesende neueste Herausgeber des Dichters, Hr. Professor Ribbeck, die Güte haben will sich darüber zu äussern.

Professor Dr. Ribbeck aus Basel. Ich bin in der That nicht vorbereitet auf eine Frage von so erstaunlicher wissenschaftlicher Tragweite bis in alle Einzelheiten Bescheid zu geben. Nur so viel will ich versichern, dass in allen meinen Handschriften durchweg *Vergilius* zu lesen ist. Auf lateinischen Inschriften wird *Virgilius* mit *i* nicht vor dem dritten Jahrhundert vorkommen; auf dem Bäckermonument steht bekanntlich *Vergili Eurysacis*, ebenso *Οὐεργίλιος* bei griechischen Schriftstellern. Genauere Nachweisungen vorzulegen dürfte hier wohl nicht am Orte sein.

Schultz. Ich will abstehen die Einzelheiten zu verfolgen; doch wenn es der Versammlung nicht unangenehm ist, kann ich mehreres erwähnen. Nämlich zunächst dass Priscian ausdrücklich sagt, dass es *Virgilius* heisse; eine Stelle die meines Wissens noch nicht benutzt worden ist, lautet: *silva Silvius*, *virgula Virgilius*, *Mars Martis Martius*. Diese Erklärung des Namens stelle ich ganz besonders hoch, weil sie so ganz unzweideutig auftritt. Ein zweites Zeugnis ist eine griechische, dem Dichter Claudian von den Kaisern Arcadius und Honorius gesetzte Inschrift; in dieser heisst es ausdrücklich:

ЄIN ЄNI BIPΓIΛIOIO NOON KAI MOYCAN OMHPOY
KΛAYΔIANON PѠMH KAI BACIΛHC ЄΘЄCAN.

Sie ist von Mommsen selbst gesehen und abgeschrieben worden. Da ausserdem meines Wissens in keinem einzigen Schriftsteller der Name des Dichters als *Vergilius* vorkommt, so glaube ich dass er im Lateinischen gewis *Virgilius* geheissen hat. Im Griechischen gibt es die Lautverbindung *ιργ* gar nicht; die Griechen machten daher *Οὐεργίλιος* daraus. Unter den Handschriften steht im Palatinus *Virgilius* nach der Angabe von Philipp Wagner. Ich glaube, dass die pädagogische Section sich nicht der Aufgabe entziehen sollte, über einen solchen Namen, mit welchem wir jeden Tag zu thun haben, eine Einhelligkeit sowohl für unsere Schüler als für uns Lehrer zu erzielen.

Ribbeck. Der geehrte Hr. Vorredner hat sich auf Priscian, der dem sechsten Jahrhundert angehört, berufen und auf eine Inschrift aus dem fünften Jahrhundert, während meine ältesten Handschriften einer früheren Zeit angehören. Dass übrigens auf die Angaben über den Palatinus von Ambrogio, den Wagner ausdrücklich als seinen Gewährsmann nennt, nicht der geringste Verlass ist, habe ich schon vor Jahren erklärt.

Oberbibliothekar Dr. Halm aus München. Ich erlaube mir bloss einige allgemeine Bemerkungen zu geben. Ich bin überzeugt, dass der Zweck meines Freundes Fleckeisen dahin geht, dasjenige aus der üblichen Schreibart auszumerzen, was erweislich erst im Mittelalter hineingekommen ist. Ich glaube, soweit ich Gelegenheit hatte Handschriften kennen zu lernen, dass man bei einem Schriftsteller zunächst danach fragen muss, von welchem Alter die Handschriften sind, in denen er überliefert ist. Wo man Handschriften aus dem zehnten Jahrhundert hat, wird immer bestätigt, dass die Schreibart eine und dieselbe ist, mag der Schriftsteller Cicero oder Tacitus heissen. Es lässt sich sicher nachweisen, dass die jetzigen abweichenden Schreibweisen zumeist erst im 14n und 15n Jahrhundert aufgekommen sind. Verfolgen wir die Aenderungen, so sehen wir, dass erst im 11n Jahrhundert gewisse Schwankungen eintreten. Um ein Beispiel zu geben an *oboedire*, so findet man die Schreibung mit *oe* im elften Jahrhundert schon selten, während im zehnten ein *obedire* kaum einmal vorkommt. Die letztere Schreibart ist also erweislich erst nach dem 10n Jahrhundert entstanden und in einer weit späteren Zeit allgemein geworden. Was den Namen *Vergilius* betrifft, so erinnere ich mich ihn in Handschriften des 9n und 10n Jahrhunderts fast nie anders als *Vergilius* gelesen zu haben.

Präsident. Dass wir bereits eine Anzahl von Schulausgaben besitzen, die die Resultate der neuesten philologischen Forschungen auf diesem Gebiete berücksichtigen, während die Elementarbücher diese Resultate noch vollständig ignorieren, ist eine grosse Unzuträglichkeit. Wenn der Schüler einen Schriftsteller in einer solchen Ausgabe liest, so kommt er mit seinen grammatischen Büchern in Widerspruch. Der Schüler hat z. B. bis jetzt gelernt, das Femininum plurale von *hic haec hoc* heisse *hae;* nun liest er den Cicero und da findet er zuweilen *haec* als plurales Femininum. Ich mache besonders auf solche Dinge aufmerksam: sie treten dem Schüler der obersten Classen auf Schritt und Tritt entgegen, und die Elementargrammatik hat bis jetzt vermieden Notiz davon zu nehmen. Aber in welche Verlegenheit muss der Schüler bei der Wahrnehmung solcher Widersprüche gerathen! Meine Herren: ich hatte erwartet, dass einer von Ihnen auf die vornehm absprechende Art hinweisen würde, mit der das Ausland dergleichen Fragen von sich gewiesen hat, wie denn besonders Madvig in Kopenhagen ein entschiedener Gegner und Verkleinerer dieser Forschungen ist, mit denen sich zu beschäftigen baare Thorheit sei. Die Nothwendigkeit aber auf diese Fragen einzugehen scheint mir ganz unabweisbar vorzuliegen, so dass wir sie mit vollem Recht hier erörtern.

Dr. Bachofen aus Basel. Da nun doch einmal auf Einzelheiten eingegangen worden ist, so möchte ich darauf aufmerksam machen, dass der Wechsel von *e* und *i* sehr häufig auf Inschriften des 4n und 5n Jahrhunderts vorkommt. Ich selbst habe im südlichen Frankreich mehrere solche gesehen. In Spanien ist mir ferner eine sehr lange Inschrift vorgekommen, die ich abgeschrieben habe. Nach der Form der Buchstaben und dem Inhalt gehört sie der Mitte des 5n Jahrhunderts an. Auf dieser steht z. B. ganz unzweifelhaft *limetes* statt *limites*. Wenn daraus jemand folgern wollte, dass dies die richtige Schreibung sei, so wäre er doch entschieden im Irrthum. Wenn in Virgilischen Handschriften *Vergilius* steht, so scheint mir dies noch lange kein Beweis, dass *Vergilius* statt *Virgilius* geschrieben werden müsse.

Fleckeisen. Ich brauche zur Entgegnung wohl nur darauf hinzuweisen, dass nach der eigenen Aeusserung des Hrn. Vorredners die erwähnte lautliche Erscheinung auf Inschriften in Spanien und Frankreich vorkommt, also aus dem provincialen Charakter dieser Inschriften sich hinlänglich erklärt. Und was gerade das speciell angeführte Beispiel *limetes* statt *limites* betrifft, so liefert dies einen recht sprechenden Beleg zu der auch sonst nachweisbaren Thatsache, dass Eigenthümlichkeiten der ältesten Latinität im Volksmunde und im provincialen Latein sich noch Jahrhunderte lang lebendig erhalten haben, nachdem sie aus der Schriftsprache längst verschwunden waren. Auf keinen Fall aber ist der Schluss berechtigt, dass die Abschreiber von Handschriften aus der Augusteischen Zeit Eigenthümlichkeiten des Lautwechsels in Frankreich und Spanien in ihre Abschriften hineingetragen hätten. Sie schrieben den Namen doch wohl so ab, wie sie ihn in ihren Originalien fanden.

Bachofen. Es ist möglich, dass dies auf einer Eigenthümlichkeit beruht und, wie anderes, aus der provincialen Aussprache zu erklären ist; ausgemacht ist das aber keineswegs.

Präsident. Wir müssen hier diese Discussion abbrechen, um sie morgen wieder aufzunehmen.

Dritte Sitzung Freitags den 27. September.

Präsident: Eckstein.

Präsident. Wir sind gestern bei der Besprechung unseres Thema auf Abwege gerathen, indem wir uns in eine specielle Discussion einliessen über dieses und jenes Wort, das dem einen und dem andern besonders am Herzen lag. Erlauben Sie mir die Sache wieder in ein angemessenes Geleise zu bringen. Das beste Verfahren zur Erledigung möchte das sein, dass wir gleich zur Sache kommen. Wie ich schon gestern bemerkte, die Thesen sind nicht von der Art, dass über sie abgestimmt werden könnte, sondern es handelt sich darum, dass wir unsere Ansicht aussprechen über zwei Fragen, nämlich die Anerkennung des vorhandenen Uebelstandes, dass auf dem Gebiete der lateinischen Rechtschreibung eine Menge von Dingen, über deren Richtigkeit kein Zweifel mehr sein sollte, noch nicht allgemein geworden ist und in den Schulen keinen Eingang gefunden hat; die zweite betrifft die Art und Weise, wie diesem Uebelstande abzuhelfen ist. Die erste Frage ist allgemein zugestanden; es bliebe also nur die zweite, das Wie zu erörtern, und da geben uns die von Hrn. Prof. Fleckeisen aufgestellten Sätze einen Anhaltpunkt. Wenn die Herren einverstanden sind, werden wir rasch über diese Frage wegkommen, ohne uns weiter in einzelne Wörter zu verlaufen.

Professor Dr. von Jan aus Schweinfurt. Ich glaube, wir würden am besten zum Ziel kommen, wenn wir aus unserer Mitte einen, etwa Hrn. Prof. Fleckeisen selbst, ersuchten, ein möglichst vollständiges Verzeichnis des Zweifelhaften zusammenzustellen, aber nicht in alphabetischer Ordnung, sondern so dass gewisse Gesichtspunkte vorangestellt werden, z. B. so dass *Vergilius* zu den Wörtern mit *e* statt *i* käme, ferner *i* für *ii* u. s. w., und da wäre zu wünschen, dass das so bald wie möglich zusammengestellt und durch den Buchhandel verbreitet würde, so dass ein jeder seine Erfahrungen und Forschungen damit zusammenhalten könnte und damit ein reiches Material gesammelt würde, welches als Grundlage für die Besprechung in einer spätern Versammlung dienen könnte; obgleich eigentlich meiner Ansicht nach die Aufstellung der richtigen Orthographie mehr Sache des Philologen als des Pädagogen ist.

Fleckeisen. Ich bin dem Hrn. Vorredner dankbar für das in seinem Vorschlag sich kund gebende Vertrauen, das er meinen geringen Kräften schenkt. Gegen den Vorschlag selbst aber in Bezug auf die Anordnung erlaube ich mir zu bemerken, dass ein solcher Modus für eine wissenschaftliche Darstellung der Sache gewis der einzig richtige und wünschenswerthe wäre; hier handelt es sich aber um einen recht praktischen Weg. Die einzelnen Erscheinungen brauchen gar nicht unter die wissenschaftlichen Gesichtspunkte gebracht zu werden, sondern meiner Ueberzeugung nach bedürfen sowohl Lehrer als Schüler eines Nachschlagebuchs, aus dem sie in zweifelhaften Fällen sofort ohne Zeitverlust sich über die richtige Schreibung Raths erholen können.

von Jan. Ich wollte mit meinem Vorschlag auch nicht sagen, dass das Material, welches zunächst zusammengestellt werden soll, dem Schüler in die Hand gegeben werde, sondern aus diesem sollten später die Resultate zusammengestellt werden. Insofern bin ich mit Hrn. Prof. Fleckeisen einverstanden.

Brüggemann. Meine Herren. Es ist schon darauf aufmerksam gemacht worden, dass dieser Gegenstand ein Theil der Wissenschaft ist, und daraus scheint mir zu folgen, dass die eigentlich wissenschaftliche Seite für die oberen Classen aufgespart werde. Aber wir wissen alle, dass die Rechtschreibung Sache der Gewohnheit ist; wenn Sie also eine vollständige Sicherheit im richtigen Schreiben zu erreichen wünschen, so muss damit in den untersten Classen der Anfang gemacht werden. Ob es sich um deutsche oder um lateinische Rechtschreibung handelt, die Hauptsache ist, sich richtig zu gewöhnen. Wenn aber in Quarta auf die eine Art gelehrt wird, und in Tertia kommt ein Lehrer, der andere Principien aufstellt, so wird die Folge davon sein, dass gar keine Orthographie zu Stande kommt. In vielen Schulen ist ein lateinisches Vocabularium eingeführt, das nach meinen Erfahrungen mit bestem Erfolg in den unteren Classen benutzt wird. Für solche Vocabularien eben würde es nothwendig sein sich über die Schreibung der Wörter zu einigen und in ihnen nur die wissenschaftlich beglaubigte Rechtschreibung aufzunehmen. Ist das geschehen, dann wird von unten auf die Gewöhnung an die richtige Orthographie angebahnt werden.

Fleckeisen. Ich freue mich ausserordentlich constatieren zu können, dass dieser Vorschlag des Hrn. Geheimenrath Brüggemann vollständig meinen Intentionen entspricht. Nur dürfte diese Einigung und Durchführung des Richtigen nicht auf die sehr nützlichen Vocabularien zu beschränken, sondern auf die Elementargrammatiken, ersten Lesebücher, Uebersetzungsbücher u. s. w., wie sie der Schüler auf der untersten Stufe in Händen hat, auszudehnen sein.

Schultz. Was ich mir zu bemerken erlaube, stimmt mit dem überein, was die Herren Vorredner gesagt haben. Ich glaube, es wird seine Bedenken haben, wenn man den Schülern in den oberen Classen ein derartiges Hülfsbüchlein in die Hand gibt, während in den unteren Classen eine andere Orthographie gelehrt wird. Ich halte es deswegen mit Hrn. Prof. Fleckeisen für nothwendig, dass die sämmtlichen Hülfsmittel für den lateinischen Unterricht schon von der untersten Classe an diejenige Orthographie zeigen, die später in den oberen Classen aus dem Hülfsbüchlein als die richtige wieder erkannt wird, wenn wir unsern Schülern Sicherheit in der Orthographie verschaffen wollen. Ein Unterschied zwischen der im Hülfsbüchlein gelehrten Orthographie und der früher gebrauchten darf unter keinen Umständen stattfinden. Es würde sich also danach der von Hrn. Prof. von Jan gemachte Vorschlag mehr empfehlen, dass man diesem Büchlein, dieser Uebersicht über alle in Beziehung auf die Orthographie zweifelhaften lateinischen Wörter eine wissenschaftliche Einrichtung gäbe. Ich halte es nicht für räthlich, die Schüler in die Zweifel und Kämpfe über wissenschaftlich streitige Punkte vor der Zeit einzuführen.

Fleckeisen. In der Hauptsache bin ich mit dem von Hrn. Director Schultz so eben gesagten vollkommen einverstanden und erlaube mir nur noch einige Worte zur Rechtfertigung meines Vorschlags, dass das Hülfsbüchlein auch den Schülern unserer oberen Classen in die Hände gegeben werden solle. Mit vollem Recht betont der geehrte Vorredner die Forderung, ein Unterschied zwischen der im Hülfsbüchlein gelehrten Orthographie und der früher gelernten dürfe unter keinen Umständen stattfinden. Mit vollem Recht, sage ich, im Hinblick auf das, was Hr. Geheimerrath Wiese vorgestern 'die Idee des Gymnasiums' genannt hat. Sehen wir uns aber in der Wirklichkeit um. Ich kenne kein lateinisches Elementarbuch, in dem *intellego, conubium, promunturium* usw. richtig geschrieben wäre, sondern die Schüler lernen auf der untersten Stufe und weiter hinauf *intelligo, connubium, promontorium;* wenn sie nun aber in den oberen Classen die Schriftsteller in neueren Texten in die Hände bekommen, so finden sie da die richtigen Schreibweisen. Muss sie das nicht stutzig machen? Ferner bitte ich zu bedenken, dass auch die Schulwörterbücher noch alle dem früheren vielfältig falschen Usus huldigen. Gesetzt nun, ein Secundaner kommt in seiner Halmschen Ausgabe der Catilinarien an den Satz *si qui exire volunt, conivere possum.* Was heisst *conivere?* Er schlägt es auf und findet es nicht: denn im Lexikon ist das Wort noch *conniveo* geschrieben. Ebenso wenn ihm *umerus* vorkommt. Was heisst *umerus?* Das Lexikon gibt ihm keinen Aufschluss, denn es kennt nur *humerus.* Dergleichen Verlegenheiten und Rathlosigkeiten begegnen den Schülern der oberen Classen fast täglich, und um den strebsamen unter ihnen für solche Fälle zur Hand zu gehen, hatte ich geglaubt, das Hülfsbüchlein solle auch für sie brauchbar eingerichtet werden. Von dieser Ansicht kann ich auch jetzt noch nicht lassen, allerdings mit dem Zugeständnis, dass das Büchlein über Bord geworfen werden kann und muss, sobald die von dem geehrten Vorredner aufgestellte Forderung, dass ein Zwiespalt zwischen der in dem Hülfsbüchlein gelehrten und der früher von den Schülern gelernten Orthographie nimmermehr stattfinden dürfe, erfüllt sein wird. Jetzt ist der Zwiespalt thatsächlich und unleugbar vorhanden, und wir Lehrer können gar nicht anders als die Schüler darüber aufklären. Jener Normalzustand kann übrigens auch erst dann eintreten, wenn die Hülfsmittel für den ersten lateinischen Unterricht in orthographischer Rücksicht die Resultate der Wissenschaft verwerthet haben werden, eine Forderung die ich in These 4 aufgestellt habe und die auch heute von mehreren Seiten als unerlässlich anerkannt worden ist.

Präsident. Wir sind also einverstanden, dass wir dem Uebelstande abhelfen müssen. Nun sind aber einige von den Herren schon viel zu weit gegangen. Vor allen Dingen handelt es sich darum, dass erst unter den Lehrern das, was die wissenschaftliche Forschung in Bezug auf die lateinische Orthographie festgestellt hat, mehr verbreitet werde, und das Hülfsbüchlein, das Hr. Prof. Fleckeisen abzufassen beabsichtigt, wünsche ich zunächst zur Kenntnis der Lehrer gebracht zu sehen. Ich glaube, dass man von jedem Gymnasiallehrer verlangen kann, dass er von dem wissenschaftlichen Stande der lateinischen Orthographie Kenntnis nehme. Suchen wir also erst uns selbst eine vollständige Erkenntnis davon zu verschaffen, und dazu wird ein solches Hülfsbüchlein ausserordentlich wohlthätig sein. Den Schülern möchte ich ein solches Büchlein nicht in die Hand geben. Wenn ein Schüler auch einmal *coena* schreiben sollte statt *cena*, da fällt doch nicht gleich der Himmel ein. Aber wir müssen vor allen Dingen daran festhalten, dass der Lehrer Kenntnis bekomme, und an den neueren Ausgaben von Cicero und Vergilius kann er auch diese Fragen ganz gut verfolgen. Wenn wir erst das erreicht haben, dass die Lehrer vollständig unterrichtet sind, dann wird sich das andere von selbst finden, dann wird es auch den Schülern leicht mitzutheilen sein. Und da nun einer oder der andere unter uns ist, der auf diesem Gebiete des lateinischen Unterrichts ganz besonders thätig ist, z. B. Hr. Director Schultz, so wird es in dessen Hand liegen, im Interesse der Sache zu wirken und dafür zu sorgen, dass neue Auflagen seiner Bücher auch in dieser Rücksicht verbessert werden. Ich glaube, vorläufig, ehe wir andere Elementarbücher haben, müssen wir Schulmeister die üblichen Formen respectieren und uns begnügen, die Schüler auf die richtigen aufmerksam zu machen. Wir stehen eben in einer Uebergangsperiode, welche ihre manigfachen Unzuträglichkeiten hat, welche aber überwunden werden wird. Ich denke, wir richten an Freund Fleckeisen die Bitte, das Hülfsbüchlein zu vollenden und herauszugeben. Ob wir dann einmal in einer spätern Philologenversammlung uns als Congress constituieren, das ist eine Sache für sich. Eine falsche Orthographie hat immer ihre grossen Bedenklichkeiten.

von Jan. Ich hatte durchaus nicht im Sinn, dass die Philologenversammlung einen Congress bilden solle. Ich finde, dass die angeregte Frage eine Sache ist, bei der es wünschenswerth erscheint, dass das Material und die Resultate von verschiedenen Seiten zusammengetragen und die Ansichten mehrerer gehört werden.

Firnhaber. Ich hätte an den aufgestellten Thesen von vorn herein gewünscht, dass etwas mehr von dem wissenschaftlichen Standpunkt aus darin geboten worden wäre, weil ich glaube, dass im pädagogischen Interesse noch viel dringendere Fragen zu erledigen sind. Ich glaube auch, es wäre dies eine Aufgabe mehr für eine allgemeine Sitzung der Philologenversammlung gewesen als für die pädagogische Section. Gerade eine solche Frage könnte dadurch recht eigentlich zur Entscheidung gebracht werden, dass die Versammlung eine Commission niedersetzte, die über die Richtigkeit dessen zu berathen hätte, was von dem einen und was von dem andern aufgestellt wird. Die eigentliche Frage nämlich, wie die lateinische Orthographie geordnet werden soll, scheint mir keine Aufgabe der Philologenversammlung zu sein. Ebenso wenig würde hierher passen die Behandlung einer verwandten Frage, der sich verschiedene Schulregimente mit dankenswerthem und anerkanntem Opfersinn gewidmet haben: die deutsche Orthographie. Es sind für deren Feststellung verschiedene Versuche von der hannoverschen und der österreichischen Regierung gemacht worden, desgleichen von der württembergischen, die zugleich ihre Resultate in ganz Deutschland zur Anerkennung zu

bringen versucht hat. Es ist ein Unterschied zwischen der deutschen und der lateinischen Orthographie. Mit der letztern sind wir noch in einem glücklichen Falle. Da liegt es in der Hand jedes Lehrercollegiums, sich von vorn herein zu einigen, dass die neueren Forschungen im Unterricht zur Geltung gebracht werden. Wenn wir aber auf die deutsche Orthographie kommen, so dürfen wir nicht vergessen, dass wir die Schüler aus den Vorschulen schon vorbereitet erhalten. Ein Kind von 7 bis 8 Jahren hat schon eine eigenthümliche Rechtschreibung, die zu reformieren dann seine grossen Schwierigkeiten hat. Ich wünschte daher, dass wir die Versuche, die von einzelnen Regierungen gemacht sind, um eine deutsche Orthographie festzustellen, nicht misdeuten, sondern den guten Willen, der sich darin kund gibt, vollständig anerkennen sollten, weil für die deutsche Orthographie die Gymnasien nicht die Anstalten sind, die eine Aenderung herbeiführen können.

Präsident. Es ist mir gar nicht eingefallen, es zu misdeuten, dass in einzelnen Staaten über die deutsche Orthographie durch Commissionen von Schulmännern gründliche Untersuchungen angestellt worden sind. Wenn wir hier in der Philologenversammlung diese Berathung vornehmen wollten, so müssten wir doch erst selbst Untersuchungen anstellen und würden uns nicht durch eine Commission beschränken wollen. Das wäre eine Aufgabe, wie sie für eine Akademie der Wissenschaften wohl sich eignet. Doch darüber wollen wir nicht streiten.

Brüggemann. Ich glaube nicht, dass Hr. Regierungsrath Firnhaber so streng der Ansicht gewesen ist, auf einer Philologenversammlung dürfe keine Orthographie festgestellt werden. Wir haben uns in wissenschaftlichen Dingen wohl gehütet, die Function einer Akademie der Wissenschaften uns anzumassen, und der Wissenschaft das Feld der Forschung völlig frei und offen gelassen. Anders aber steht es mit der Frage: was gehört von den Resultaten der Wissenschaft in die Schule? Da ist diese Versammlung zu Festsetzungen wohl berechtigt, und von diesem Standpunkt aus möchte ich auch dem Hrn. Dr. Fleckeisen Recht geben, dass er die Frage über lateinische Rechtschreibung an die pädagogische Section gewiesen hat. Von wissenschaftlichen Forschungen ist da nicht die Rede, sondern nur von der Verbreitung der Resultate der Wissenschaft in der Schule. Die Frage: was gehört in die Schule? zu beantworten, ist die Aufgabe dieser Section. Da sind auch Vorschriften nothwendig.

Firnhaber. Ich bin dem Hrn. Geheimenrath Brüggemann sehr dankbar, dass er für mich das Wort ergriffen hat. Ich würde aber im einzelnen meine Ansicht anders feststellen. Ich habe nämlich gerade die Meinung, dass, wenn ein Büchlein erscheint mit den Namen Fleckeisen, Halm oder Schultz an der Spitze, dies lange keine solche Wirkung haben wird auf unsern deutschen Gymnasien, als wenn man sagen kann, ein solches Büchlein ist in seinen Grundzügen der Anerkennung theilhaftig geworden und von vorn herein festgesetzt worden von so vielen Männern, die wir ehren auf dem Felde der Wissenschaft, in ihrer Versammlung. Dies ist Aufgabe des Philologencongresses. Und es ist möglich, dass im Laufe der Zeit der Philologencongress eine solche Aufgabe selbst zu lösen unternimmt. Es hat die Wissenschaft immer noch das Beneficium, dass sich diejenigen vor ihr beugen, die etwas zu bestimmen haben. Es wird sich das Schulregiment in allen deutschen Staaten auch vor dieser Autorität beugen, wenn sie nicht von einem Individuum ausgeht, sondern von Koryphäen der Wissenschaft. An solchen aber ist Gott sei Dank Deutschland nicht arm.

Präsident. Ich erlaube mir den Abschluss vorzuschlagen mit der einfachen Bitte, dass wir jetzt Freund Fleckeisen auffordern, das Hülfsbüchlein für lateinische Rechtschreibung uns

recht bald zu geben. Dass die wissenschaftlichen Forschungen mehr und mehr auch in den Lehrerstand sich verbreiten, das scheint mir in diesem Augenblick die dringendste Forderung zu sein. Es wäre daher sehr zu wünschen, dass einige mit diesen Studien vertraute Philologen sich mit daran betheiligten; der damit vertraute Herausgeber selber steht hinter ihnen. Ich denke, damit würde die Sache einen Abschluss finden. Wen Prof. Fleckeisen zuziehen will, das wollen wir ihm überlassen; ob andere unter uns freiwillig sich der Sache mit annehmen wollen, das steht zu erwarten. Er hat seinen Freund Halm zur Seite, der ihm auch auf das bereitwilligste beistehen wird. Wenn Sie, meine Herren, mit diesem Abschluss der Frage einverstanden sind — einer Abstimmung bedarf es nicht — so bleibt nur übrig, Hrn. Prof. Fleckeisen unsern Dank auszusprechen. Wir Schulmeister sind am meisten davon berührt; es ist ein wahrhaftes Schulthema. Ich bin ihm recht herzlich dankbar.

Fleckeisen. Ich spreche dem Hrn. Präsidenten und der geehrten Versammlung meinen herzlichsten Dank aus für das Vertrauen, das Sie mir schenken, indem ich von so hochachtbarer Seite aufgefordert werde, ein Hülfsbüchlein für lateinische Rechtschreibung abzufassen. Ich werde mich der Aufgabe unterziehen nach besten Kräften und unterstützt von Freunden, die mir ihre Hülfe bereitwilligst zugesagt, ja selbst für die in Ihren Händen befindliche Probe bereits thatsächlich geleistet haben. Es sind folgende fünf Männer, ausgerüstet für die vorliegende Frage wie wenige: ausser den drei anwesenden Herren Halm, Ribbeck und Bücheler noch Ritschl in Bonn und Keil in Erlangen. Ich hoffe, dass so viribus unitis etwas für den Schulunterricht recht brauchbares und erspriessliches zu Stande kommen wird.

Präsident. Es ist noch eine dritte Aufgabe übrig, über die wir uns im Interesse der deutschen Gymnasien und Universitäten zu einigen haben, nämlich über die Aussprache des Griechischen. Ich gebe Hrn. Professor Bursian das Wort.

Professor Dr. Bursian aus Tübingen. Hochgeehrte Herren. Ich fürchte, dass diese Frage von vielen der anwesenden Herren als eine sehr heikle angesehen wird. Denn bekanntlich ist seit der ersten Einführung der griechischen Studien im Abendlande viel über die Aussprache gestritten worden: ob man der nationalgriechischen folgen solle oder nicht. Die Frage ist besonders in früheren Jahrhunderten mit Heftigkeit behandelt worden, ohne dass die Verhandlungen zu einem bestimmten Resultate geführt haben, so dass sie in letzterer Zeit von vielen als ein noli me tangere angesehen worden ist. Ich beziehe mich auf das, was im Jahre 1852 auf der Göttinger Philologenversammlung geschehen ist, wo die Aussprache des Griechischen sehr ausführlich von Ellissen erörtert worden ist, der aber das schlimmste Schicksal gehabt hat, das einem Forscher zu Theil werden kann; er ist gründlich todtgeschwiegen worden. Mir scheint diese Zurückhaltung, um nicht zu sagen Gleichgültigkeit der meisten Philologen gegen die richtige Aussprache des Griechischen durchaus nicht auf einer festen und wirklichen Ueberzeugung zu beruhen; ja es wird unter den Anwesenden wohl wenige geben, die wirklich überzeugt sind, dass sie mit ihrer Erasmischen Aussprache in allen Dingen die viva vox des alten Griechenlands repräsentieren; vielmehr scheint es mir eine Art Scheu vor nicht ganz sicheren Resultaten zu sein, welche überall von Abänderung in dieser Hinsicht fern hält. Wenn ich trotzdem es wage, Ihnen hier nicht nur eine kurze Uebersicht über diese Frage mit einigen Vorschlägen für die Praxis zu geben, sondern auch Sie zur Debatte darüber aufzufordern, die vielleicht zu einer Einigung in Bezug auf die griechische Aussprache auf den deutschen Universitäten und Gymnasien führen könnte, so geschieht

dies einestheils in Folge der ehrenvollen Aufforderung unseres Herrn Präsidenten, anderntheils aus eigenem Antriebe, da ich aus Erfahrung weiss, welch grosse Zersplitterung an den deutschen Unterrichtsanstalten in dieser Hinsicht herscht, die man besonders wenn man aus einem Theil Deutschlands in den andern kommt, recht lebhaft fühlt. Dass das aufhören möge, dass man hier *kai*, anderswo *kä* sagt, dass hier *ánthropos*, dort *anthrópos* gelehrt wird, das ist der Wunsch, den ich und mit mir gewis viele andere Philologen hegen.

Sie wissen, dass es ein fundamentaler Grundsatz der philologischen Kritik ist, dass die Ueberlieferung so lange als richtig zu betrachten ist, als nicht aus inneren oder äusseren Gründen sich die Unrichtigkeit derselben erweisen lässt. Dieser Grundsatz auf die vorliegende Frage angewandt führt nothwendig zu einem umgekehrten Verfahren, als man bisher in Bezug auf die griechische Aussprache festgehalten hat. Es ist nämlich vielfach behauptet worden, es müsse nothwendigerweise bewiesen werden, dass die Erasmische Aussprache falsch sei. Das ist aber doch historisch unrichtig und eigentlich geradezu verkehrt: denn das überlieferte ist in der griechischen Sprache die nationalgriechische, die sogenannte Reuchlinische Aussprache; diese hat man also als die Ueberlieferung zu betrachten, und es handelt sich darum zu untersuchen, in wie weit sich diese Ueberlieferung aus bestimmten Gründen als eine falsche, einer spätern Zeit ihre Entstehung verdankende erweisen lässt oder nicht. Das scheint mir das wichtigste, dass dieser Grundsatz, der aus der philologischen Methode folgt, auf unsere Frage angewandt werde. Dass aber eine wirkliche Ueberlieferung hier vorhanden ist, beweist der ununterbrochene Gebrauch der Sprache nicht nur in den Schulen, sondern auch im Volke selbst, es beweisen es die noch jetzt in verschiedenen Theilen Griechenlands erkennbaren Abweichungen der Mundart. Ueberhaupt ist ja die neugriechische Sprache, wenigstens in Hinsicht auf die Formen — abgesehen von der Syntax — aus der altgriechischen nicht durch eine Umwandlung, wie die romanischen Sprachen aus dem Latein, sondern nur durch Abschleifung und Verkümmerung, ähnlich wie die neuhochdeutsche aus der alt- und mittelhochdeutschen entstanden.

Jenem Grundsatze gemäss werde ich also die Ueberlieferung in der Aussprache der einzelnen Buchstaben zur Grundlage nehmen und bei jedem derselben die Frage zu beantworten suchen: lässt es sich erweisen, dass bei den alten Griechen dieser Buchstab nicht so ausgesprochen wurde wie bei den jetzigen? Ich werde dabei so verfahren, dass ich erst die einfachen Vocale, dann die Diphthonge kurz durchgehe, und dann in Bezug auf den Accent und den Spiritus mich äussere. — Was zunächst die Vocale betrifft, so besteht bekanntlich bei *α* und *ε* keine Differenz; eine Hauptdifferenz aber bei dem *η*, das von den Erasmianern wie *ē*, von den jetzigen Griechen, abgesehen von einigen wenigen Wörtern wie *κηρί (keri)*, *ξηρός (xeros)*, *νηρό (nero)* u. a., als ein *i*-Laut gesprochen wird. Fragen wir nun hier, ob es sich aus sicheren Gründen erweisen lässt, dass die Griechen in einer bestimmten Zeit vor Christi Geburt *η* nicht als *i* ausgesprochen haben, so ist diese Frage ganz entschieden mit ja zu beantworten. Ich will Sie nur an die Inschriften erinnern, in denen bis zur officiellen Einführung der sogenannten *Ἰωνικὰ γράμματα* im 2n Jahre der 94n Olympiade das Η durch Ε ausgedrückt wird, was nur geschehen konnte, wenn dasselbe mit einem *e*-Laut ausgesprochen wurde. Nun ist aber die Frage interessant, ob nicht diese officielle Einführung neuer Buchstabenzeichen, die bei den Ioniern in Kleinasien und auf den Inseln schon früher in Gebrauch waren, in Athen nur eine Sanctionierung der veränderten Aussprache ist; ob man sich nicht von Staatswegen veranlasst gesehen hat, die Zeichen für die Buchstaben zu verändern,

weil die Laute selbst eine Veränderung in der Aussprache erhalten hatten. Ich kann mich hier nicht weiter auf diese Frage einlassen und bemerke daher nur, dass meiner Ansicht nach allerdings eine theilweise Veränderung in der Aussprache durch die neue Orthographie von Staatswegen anerkannt wurde. Diese Veränderung kann aber nicht darin bestanden haben, dass das *η* nun als *i* ausgesprochen wurde: denn wir haben zu viel bestimmte Zeugnisse auch aus den folgenden Jahrhunderten, die für den *e*-Laut desselben zeugen. Vor allem beweist dies, ausser der Beschreibung des *η*-Lautes bei Dionysios von Halikarnass (*περὶ συνθέσεως ὀνομάτων* 14), die Uebertragung griechischer Namen durch die Römer, und auch einzelne Beispiele von Vocalverwechslungen in Inschriften sprechen ganz überzeugend dafür, dass das *η* in der That ein langer *e*-Laut gewesen ist; denn in älteren Inschriften findet sich kein Wechsel zwischen *η* und *ι*, wohl aber zwischen *η* und *ε*; die frühesten Verwechslungen von *η* und *ι* lassen sich sehr vereinzelt in Inschriften des zweiten Jahrhunderts nach Christus nachweisen, und ich kenne kein älteres bestimmtes Zeugnis für die Aussprache des *η* als *i* als das bei Stephanos von Byzanz in dem Artikel *Νάξος*, wo es, nachdem vorher von der *Κρητικὴ ἀκόνη* die Rede gewesen ist, am Schlusse heisst: *τὸ δὲ κριτικὴ ἀκόνη, ἐὰν διὰ τοῦ ι γράφηται, ἡ διακρίνουσα καὶ φανεροῦσα σημαίνει.* Schon aus der Stellung dieser Worte geht hervor, dass sie nicht von Stephanos selbst herrühren, sondern ein Zusatz des Epitomators (Hermolaos) sind, so dass wir für die Aussprache des *η* als *i* ein bestimmtes Zeugnis haben, welches uns in das Zeitalter des Justinian führt. Demnach haben wir, abgesehen von den byzantinischen Schriftstellern, das *η* durchaus als *ē* zu sprechen, und für die Schule genügt es einfach zu sagen: das *η* ist als ein *ē*-Laut auszusprechen.

Ueber die übrigen Vocale können wir hinweggehen, mit Ausnahme des *υ*. Was dieses betrifft, so gibt uns die mündliche Ueberlieferung dafür eine der des *ι* fast ganz gleiche Aussprache; denn in Griechenland wird das *υ* fast durchgängig wie ein einfacher dünner *i*-Laut ausgesprochen. Dass dies nicht die altgriechische Aussprache gewesen sein kann, das geht, abgesehen von der durch die zahlreichen *i*-Laute bedingten Monotonie, aus der Beschreibung der Bildung der Vocallaute bei Dionysios von Halikarnass (an der schon erwähnten Stelle *περὶ συνθέσεως ὀνομάτων* 14) hervor, wo derselbe eine Reihenfolge der Vocale nach ihrem Wohllaute aufstellt. Er gibt da den ersten Platz dem *α*, das er den wohlklingendsten Vocal nennt, weil man es mit am weitesten geöffnetem Munde ausspreche; den zweiten dem *η*, das mit mässig geöffnetem Munde gesprochen werde; den dritten dem *ω*, wobei man den Mund rund mache; den vierten dem *υ*, wobei die Lippen eng zusammengedrückt und der Laut dadurch gleichsam erstickt werde und eng herauskomme; endlich den letzten dem *ι*, das mit wenig geöffnetem Munde durch die Zähne ohne Mitwirkung der Lippen hervorgebracht werde. Die abweichende Schilderung der Bildung von *ι* und *υ* macht es unzweifelhaft, dass beide noch zur Zeit des Dionysios verschieden gesprochen worden sind. Uebrigens ist schon von mehreren Reisenden bemerkt worden, dass bei alten Leuten, besonders Frauen, in einigen Theilen des jetzigen Griechenlands sich noch ein unserem *ü* ähnlicher Laut für *υ* erhalten hat. Ob übrigens dieser *ü*-Laut ganz dem des alten *υ* entspricht und ob nicht in verschiedenen Gegenden und Zeiten der Laut dem lateinischen *u* näher gekommen ist, das ist eine Frage, die uns zu weit führen würde und hier nicht beantwortet werden kann. Für uns genügt es, dass wir eben das *υ* in gewöhnlicher Weise als *ü* aussprechen.

Ich komme nun zu den Diphthongen. Einen Hauptunterschied bildet die Aussprache des *αι*, für welches bekanntlich G. Hermann die sogenannte neugriechische Aussprache als *ä*

adoptiert hat. Fragen wir nun, ob sich gegen diese irgend etwas haltbares einwenden lässt, so antworte ich entschieden nein; denn mir ist wenigstens nichts bekannt, wodurch sich die Aussprache von *αι* = *ä* als falsch erweisen liesse, wenn man sich nicht etwa auf eine Stelle des Platon (Kratylos 27 p. 412) berufen will, wo dieser über das Wort **δίκαιον** spricht und dasselbe aus **διαϊόν** herleitet, indem er meint, es sei nur ein *κ* hineingeschoben; allein bekanntlich lässt sich das ebenso wenig für die Aussprache benützen, wie wenn derselbe Platon an einer andern Stelle dieses Gesprächs (31 p. 418[d]) sich bemüht eine Ableitung des Wortes *ἡμέρα* von *ἵμερος* aufzustellen. Das ist eine reine etymologische Spielerei, wie die Einschiebung des *κ* beweist, die auf die Buchstaben und nicht auf die Aussprache gegründet ist. Dass aber in der That das *αι* als ein *ä*-Laut ausgesprochen worden ist, dafür scheinen mir bestimmte Anhaltpunkte vorzuliegen. Ich erinnere Sie an den bekannten, nicht bloss in den Inschriften, sondern auch in den Namensformen selbst vorkommenden Wechsel zwischen *ε* und *αι*. Ich erinnere Sie ferner an die beständige Uebertragung des griechischen *αι* im Lateinischen durch *ae* — und dass die Lateiner ihr *ae* als *ai* ausgesprochen haben, wird wohl niemand behaupten wollen — wie auch daran, dass Sextus Empiricus in einer bekannten Stelle (*adv. math.* I 5) ausdrücklich die Laute *αι*, *ει* und *ου* als *ἁπλᾶ καὶ μονοειδῆ* bezeichnet und sagt: sie seien zu betrachten als *στοιχεῖα*. Beiläufig will ich Ihnen auch das Epigramm des Kallimachos (28, 6) ins Gedächtnis rufen, in welchem *ἔχει* als Echo zu *ναίχι* bezeichnet wird. Endlich wissen wir alle, dass sprachgeschichtlich die Entstehung des *ä*-Lautes aus *a* + *i* feststeht. — Was dann das *ει* betrifft, so ist allerdings zuzugeben, dass der ursprüngliche Laut desselben nicht ein langes *i*, wie bei den jetzigen Griechen, gewesen sein kann. Es lässt sich dies schon daraus beweisen, dass in den älteren Inschriften überhaupt und namentlich in den altattischen anstatt des *ει* häufig ein einfaches *ε* geschrieben ist, woraus nothwendig folgt, dass in der alten Aussprache des *ει* der Laut des *ε*, nicht der des *ι* überwog: denn sonst hätte man nicht so schreiben können. Es scheint mir nun, dass die Aussprache des *ει* gleichzeitig in verschiedenen Wörtern eine verschiedene war, wie bereits von anderen angedeutet worden ist. Es wechselt ja eben die Schreibweise zwischen dem einfachen *ε* und einem *ει*, und deshalb kann man wohl vermuten, dass man das *ει* durch einfaches *ε* hauptsächlich da ausgedrückt hat, wo der Laut *ει* aus einem doppelten *ε* entstanden war; wo dagegen das *ι* ursprünglich vorhanden war, da, scheint mir, wird man auch ein *ι* hinzugeschrieben haben. Wie ja überhaupt in den ältesten Zeiten immer eine grössere Manigfaltigkeit der Laute vorhanden ist, so wird wohl auch die Aussprache des *ει* nach der Entstehung des Diphthongs eine verschiedene gewesen sein — etwa wie noch heutzutage bei den Italiänern *eu* und *au* eine doppelte Aussprache haben —, indem es in manchen Wörtern dem *e*-Laut ähnlich (also etwa *éi*) gesprochen wurde, in anderen dagegen der *i*-Laut überwog (also etwa *eí*). Verhältnismässig früh mag die letztere Aussprache entschieden die Oberhand gewonnen haben, und es ist dann das *ει* wohl frühestens von Alexanders Zeit an durchaus nur als ein langes *i* ausgesprochen worden. Ich erinnere Sie nochmals an die schon erwähnte Stelle des Kallimachos, wo *ἔχει* als der Widerhall zu *ναίχι* bezeichnet wird; ich erinnere Sie daran, dass seit dem ersten Jahrhundert vor Christus auf Steinschriften häufig das lange *ι* durch *ει* ausgedrückt wird; ich erinnere Sie an die bekannte Stelle des Cicero (*ad. fam.* IX 22), aus der man sieht, dass das lateinische *bini* mit dem griechischen *βινεῖ* gleichlautend war und daher als ein obscönes Wort keuschen Ohren übel klang. Ferner wenn Terentianus Maurus (V. 430 ff.) sagt und griechische Beispiele dafür anführt, dass man *ει* schreibe, wenn die *ratio atque*

origo nominis zeige, dass in dem Stammwort ein *ε* vorhanden sei, während man sonst *ι* zu schreiben habe, so zeigt auch diese Stelle aus dem dritten Jahrhundert nach Christus, dass man damals bereits *ει* und *ι* ganz gleich aussprach und Regeln dafür aufstellen musste, wo *ει* und wo *ι* zu schreiben sei. Ich will noch mit einem Worte daran erinnern, dass der altlateinische Wechsel zwischen *ei* und *i* dieser Schreibweise ganz analog ist. Ich meine also, wir haben, wenn wir griechisch lesen, für die ältere eigentlich classische Periode allerdings die Aussprache des *ει* nicht gerade als *ei*, aber mit vorherschendem *e*-Laut beizubehalten, bei den Alexandrinern und den späteren Schriftstellern dagegen *ει* als ein langes *i* auszusprechen. — Ich komme zum *οι*. Dass das *οι* bei den alten Griechen wie bei den jetzigen *i* gelautet habe, dagegen ist ein ganz entschiedenes Zeugnis, dass die Lateiner es durch *oe* ausdrücken. Auch erinnere ich Sie an die Inschriften, in denen man das *οι* in einzelnen Namen ΟΕ geschrieben findet (wie ΔΙΟΝΥΣΟΕ auf einer böotischen Inschrift und ΚΡΟΕΣΟΣ auf einer Vase), was sich allerdings durch Abweichung der Dialekte in der Aussprache der Diphthonge erklären lässt. Indessen unsere Aussprache des *οι* als *oi* schwebt vollständig in der Luft; denn in der lateinischen Transcription lautet es ja eben *oe*, und es ist auch a priori anzunehmen, dass von den Griechen der Umlaut durch alle Vocale (*ä*, *ö*, *ü*) durchgeführt worden ist. Wenn nun überhaupt der *ö*-Laut im Griechischen vorhanden gewesen ist — und der lateinische *oe*-Laut ist für einen Diphthongen entschieden geeigneter als *oi* —, so ist offenbar frühzeitig die Aussprache dieses *ö*-Lautes hinübergespielt und sehr ähnlich geworden dem Laute des *υ*, wie bekanntlich auch das lateinische *oe* dem *u* sehr nahe steht und mit demselben in der sprachgeschichtlichen Entwicklung wechselt. Ich erinnere Sie an die Geschichte von Nero, die bei Dio erzählt wird, dass er zwei Sulpicier, welche den Beinamen *ποιητικοί* führten, wegen der ὁμωνυμία dieses Namens mit *πυθικοί* hinrichten liess, was also zeigt, dass man in der Volkssprache damals das *οι* und das *υ* fast ganz gleich aussprach, wie auch anderseits manche Wörter, die im Griechischen mit *υ* geschrieben werden, von den Lateinern durch *oe* wiedergegeben werden. Um noch ein Zeugnis der späteren Zeit anzuführen, so bemerkt Hieronymus einmal ausdrücklich, *κυνομυία* in der Septuaginta sei nicht mit *y*, sondern mit *oe* zu schreiben. Auf diese Weise, wenn wir ein allmähliches Hinüberspielen des *ö*-Lautes in den *y*-Laut annehmen, lässt es sich auch erklären, wie *οι* endlich in den einfachen dünnen *i*-Laut übergehen konnte, ein Uebergang der verhältnismässig noch viel früher als der des *η* zu *i* stattgefunden hat, da ja schon spätlateinische Dichter, wie Ausonius und Sidonius Apollinaris, das griechische *οι* durch kurzes *i* ausdrücken. Das Resultat für uns ist also: wir haben bei unserer Lectüre das *οι* nicht als *oi*, sondern als *ö* auszusprechen, weil dies der dem bezeugten Laute nächstliegende Laut ist, den wir wiedergeben können. Erst in den Byzantinern ist das *οι* als *i* auszusprechen. — Es bleibt nun noch für die Diphthonge die schwierige Frage nach der Aussprache von *αυ* und *ευ* als *av* und *ev* oder als *au* und *eu* zu erledigen. Ich gestehe offen, dass ich keine Beweise dafür habe, dass die alten Griechen das *αυ* und *ευ* nicht als *av* und *ev* ausgesprochen haben und dass also die traditionelle Aussprache falsch sei. Man hat dagegen eingewendet, dass die Aussprache von *αυ* als *av* durchaus keinen Diphthongen gäbe, dass dies vielmehr eine Verbindung von einem Vocal und einem Halbconsonanten sein würde. Das scheint mir nichts zu beweisen, da diese Bezeichnungen in einer Zeit aufkamen, wo man die Frage rein vom Standpunkte der Gelehrsamkeit betrachtete; weil nun diese Buchstabenverbindungen allerdings den Elementen nach als Vereinigungen von zwei Vocalen anzusehen sind, so bezeichnete man sie denn auch wieder

als Diphthonge. Ich weiss wohl, dass Terentianus Maurus einmal sagt: 'das griechische *αυ* laute wie das römische *au* in *aurum* und ähnlichen Worten'; allein das löst die Frage immer noch nicht, weil wir nicht wissen, wie die Römer ihr *au* aussprachen. Dass bei der Aussprache des *αυ* und *ευ* zunächst ein mehr consonantischer Laut vorhanden war, das scheint mir durch zweifellose Zeugnisse bezeugt zu sein. Das eine ist das, dass wir in einer altionischen Inschrift das Wort *αὐτοῦ* AϜYTO geschrieben finden. Nehmen wir nun dazu, dass es als ionisch bezeichnet wird, die Diphthonge getrennt zu sprechen (Scholien zu Aristoph. Frieden 932), so ist es doch sehr wahrscheinlich, dass in der aufgelösten ionischen Aussprache man dem Digamma, welches den zweiten Laut des *αυ* bildet, den vocalischen Laut *υ* nachklingen liess: *avytu*, während die härtere Aussprache der anderen Dialekte den zweiten Vocallaut unterdrückte und nur den aus dem ursprünglichen Digamma entstandenen consonantischen Laut des *υ* hören liess. Wenigstens kann ich mir die Entstehung von *αϝυ* nicht anders erklären. Etwas ähnliches ist auch, dass in Inschriften attischen Ursprungs aus der Zeit des Augustus statt *αὐτός* und *ἑαυτοῦ* geschrieben wird *ἀτός* und *ἑατοῦ*, was so oft in unter öffentlicher Autorität gesetzten Inschriften vorkommt, dass es nicht leicht ein blosser Schreibfehler sein kann, sondern als damalige volksthümliche Aussprache zu betrachten ist. Ich kann mir wohl denken, dass von *avtos* sich ein *atos* bildete; aber wie von *autos* sich ein blosses *atos* gebildet haben kann, das ist mir nicht klar. Endlich will ich noch daran erinnern, dass überhaupt die südlichen Völker nicht wohl im Stahde sind *au* und *eu* zu sprechen. Jeder Franzose, der deutsch lernt, weiss, mit welcher Schwierigkeit er zu kämpfen hat, um aus seinen Sprachwerkzeugen ein *au* und *eu* herauszubringen, und die Italiäner, die diese Diphthonge haben, sprechen sie durchaus nicht als reine Diphthonge *au* und *eu*, sondern mehr getrennt *aú* (oder *áu*) und *eú* (*éu*). Lassen Sie mich Ihnen auch noch jene Geschichte bei Cicero (*de div.* II 40, 84) in das Gedächtnis zurückrufen, wo von Crassus erzählt wird dass, als er sich mit seinem Heere in Brundisium einschiffen wollte, ein Ausrufer rief *cauneas* und dass dies als ein böses Omen für das Unternehmen betrachtet wurde: selbstverständlich müssen wir also da lesen: *cavneas*, was dem lateinischen *cave ne eas* gleichlautet; kein Mensch würde *cave ne eas* verstanden haben, wenn nicht das *u* wie *v* ausgesprochen worden wäre. Demnach dürfte allerdings für uns die überlieferte Aussprache des *αυ* und *ευ* als *av* und *ev* festzuhalten sein, die insbesondere vor einem Vocal um der Vermeidung des Hiatus willen fast nothwendig erscheint. — Was endlich den Diphthongen *ου* betrifft, so besteht in der Aussprache desselben keine Differenz, denn er wird allgemein als *u* ausgesprochen. Indessen ist er wahrscheinlich in der ältesten Zeit nicht ganz so ausgesprochen worden, weil in den älteren Inschriften öfters *ου* durch blosses *ο* ausgedrückt wird, wonach also von den beiden Lauten, aus denen er entstanden ist, damals der *ο*-Laut überwiegend war. Wahrscheinlich war der Laut des *ου* ein dumpfer Zwischenlaut zwischen *ο* und *u*, etwa wie er nach Quintilian in den lateinischen Wörtern *volgus*, *volnus*, *cervom* und anderen gehört wurde; für unsere praktische Frage ist dies aber von weiter keinem Belang, sondern wir haben das *ου* als *u* auszusprechen.

Was die Consonanten anbetrifft, so muss ich bestimmt aussprechen, dass ich bei keinem Consonanten irgend welchen Grund sehe, von der neugriechischen Aussprache abzuweichen, ausser höchstens bei der Aussprache des *β*. Indessen bei dem manigfachen Wechsel, der schon im Alterthum zwischen *β* und dem Digamma statthatte, bei den Schwankungen in der Wiedergabe des griechischen *β* durch die Lateiner scheint mir auch die neugriechische Aus-

sprache dieses Buchstaben nicht anzuzweifeln. Die überlieferte Aussprache des ζ halte ich für entschieden richtig. Es wird angegeben, ζ sei ein in der Mitte zwischen σ und δ stehender Laut, der aber nicht aus δσ, sondern aus σδ entstanden und eine Milderung des σ sei. Während die Alten öfter ausdrücklich sagen, das σ sei ein unangenehmer Laut, finden wir bei Cicero und Quintilian das ζ als einen sehr angenehmen Laut bezeichnet. Das ζ ist also auszusprechen als ein ganz weiches *s*, wie es bei den jetzigen Griechen ausgesprochen wird. Bei den Consonanten also, ich wiederhole es, finde ich durchaus keinen Grund von der überlieferten Aussprache abzuweichen.

Was nun noch die Accente und Hauchzeichen anbelangt, so ist es vor allem nöthig, dass wir genau nach dem Accent lesen. Nichts ist verderblicher als nach der Prosodie und nicht nach dem Accent zu lesen. Wenn wir fragen, weshalb in verhältnismässig später Zeit die Bezeichnung der Accente eingeführt wurde, so erklärt sich dies einfach dadurch, dass nicht etwa von da an man mehr angefangen habe nach dem Accent zu sprechen, sondern dass in der Zeit des Aristophanes von Byzanz das Griechische eine Weltsprache zu werden begann, die mehr und mehr auf gelehrtem Wege erlernt wurde von Leuten, deren Muttersprache es nicht war; damit diese richtig sprachen, war es nothwendig Zeichen zu erfinden, um die Aussprache zu bezeichnen. Darum ist es auch sehr nöthig, dass die Accente in unseren Ausgaben gesetzt werden; aber wenn man einmal die Accente in die Schulbücher setzt, so sollen wir auch die Schüler anhalten, den Accent beim Lesen ordentlich zu beobachten: nicht so dass man das Versmass gar nicht heraushört, sondern wir müssen sie dahin bringen, dass sie bei der Recitation der Verse zugleich das Versmass und auch den Accent hören lassen. Ich beziehe dies zunächst auf alle die Verse, die im Alterthum g e s a g t, nicht g e s u n g e n worden sind. Was die melischen Partien betrifft, so müssen wir von vorn herein darauf verzichten sie nur annähernd so wiederzugeben, wie sie im Alterthum vorgetragen worden sind. Für die Lectüre sind sie ja durchaus nicht bestimmt, sondern für den Vortrag durch Gesang; da wir sie nun nicht singen können, so müssen wir das, was im Alterthum durch Gesang erreicht wurde, allerdings etwa annähernd zu erreichen suchen durch Hervorhebung des Rhythmus und des Metrums, woneben wir durch leise Andeutung wohl auch noch den Accent fühlbar machen können. Eine besondere Schönheit des griechischen Versbaus beruht ja, wie vielfach ausgesprochen worden ist, gerade auf dem Gegensatze zwischen Wort- und Versaccent. — Was endlich den in der neugriechischen Aussprache nicht hörbaren Spiritus asper anlangt, so ist er in der alten Volkssprache jedenfalls gehört worden, weil man eine schriftliche Bezeichnung dafür hatte. Nachweislich ist es, dass die alten Attiker Liebhaber des scharfen *h*-Lautes waren, was so weit geht, dass in einigen altattischen Inschriften fast jedes mit einem Vocal anfangende Wort das Zeichen des Spiritus asper hat. Diese scharfe Aspiration wurde dann, wahrscheinlich durch ionischen Einfluss, gemildert und fiel mehr und mehr fast ganz weg; denn dass die Veränderung, die in der Schreibweise eintrat, mit einer Veränderung der Aussprache zusammenhieng, scheint mir unabweisbar. Wenn man das Zeichen des scharfen *h*-Lautes für einen anderen Buchstaben verwandte und es für ganz unnöthig hielt den Hauchlaut auszudrücken, so spricht dies dafür, dass das Scharfe des Lautes zurücktrat, dass man ihn nicht mehr als einen eigentlichen Buchstaben betrachtete, sondern nur einen leisen, milden Hauch hören liess, etwa wie die Franzosen auch ihr stärkeres *h* aussprechen. Für uns erwächst daraus keineswegs das Resultat, dass wir den Spiritus n i c h t auszusprechen hätten, sondern wir haben einfach mit Bezugnahme auf die historische Ent-

stehung des Lautes und aus Gründen der Unterscheidung den Spiritus asper durch ein mildes *h* wiederzugeben. — Dies, meine Herren, sind die wenigen und kurzen Bemerkungen, die ich mir vorzutragen erlauben wollte. Es ist manches ketzerische darunter; doch hoffe ich, verbrennen werden Sie mich nicht. Ich bin bereit Rede zu stehen.

Brüggemann. Ich möchte Hrn. Prof. Bursian bloss ersuchen, uns einige Stellen aus dem Homer nach dem Accent vorzutragen.

Bursian (recitiert die ersten Verse der Odyssee).

Dr. Bialloblotzky aus Göttingen. Die vorgetragenen Gründe für die historische Aussprache können noch verstärkt werden. Die ungemein weite Verbreitung derselben in sehr früher Zeit wird noch durch manche Codices bestätigt, von denen man es zuerst nicht erwarten sollte, durch einige hebräische Codices. Die Juden in Alexandrien fanden es schwierig das Hebräische zu lesen, deswegen verfertigte man hebräische Codices mit griechischen Buchstaben. Diese Codices, die das Hebräische mit griechischen Buchstaben schreiben, folgen ganz der historischen Aussprache. Ein anderer Beweis ist, dass in den angelsächsischen Manuscripten, wo immer Transcriptionen vorkommen, die historische Aussprache angewendet wird.

Bursian. Ich erlaube mir nur die Bemerkung, dass diese letzteren frühestens wohl Handschriften des 7n Jahrhunderts sind. Ich muss gestehen, von jenen hebräischen Handschriften verstehe ich nichts; nach dem aber, was ich gehört und gelesen habe, scheint es mir, dass die frühesten Transcriptionen schon in den Septuaginta vorkommen. Dort wird der hebräische lange Zere-Laut durch *η* wiedergegeben; dass dieses vereinzelt auch für das hebräische Chirek steht, kann ebenso wenig beweisen wie wenn die Griechen 'Nun' *Ναυῆ* transcribieren. Ich glaube, wo das *η* zuerst consequent für *i* angewandt erscheint, das sind syrische Handschriften und syrische Uebersetzungen, was also vielleicht dafür zeugen würde, dass in Syrien die Aussprache als *i* sich festgestellt hat.

von Jan. Im allgemeinen bin ich mit den ausgesprochenen Grundsätzen vollkommen einverstanden. Ich möchte aber daran erinnern, dass dieses scheinbare *i* in dem Munde der Neugriechen durchaus nicht ein einziger Laut ist, sondern viele Schattierungen hat. Dies führt mich zu einem Punkte, den ich Ihrer Aufmerksamkeit empfehlen möchte, dass nämlich unsere Aussprache des sogenannten Eta bestimmt falsch ist. Denn hätten die Griechen *ē* gesprochen, so hätte nie ein *i* daraus werden können. Dagegen ist wohl dieser Buchstabe *ēï* gesprochen worden und *ει eï*. Ferner möchte ich hinzufügen in Betreff der sogenannten Aussprache nach der Quantität: dass diese falsch ist, davon bin ich vollkommen überzeugt. Sie beachtet nicht den Accent, sondern nur den Quantitätswechsel, und ist nichts anderes als die lateinische Betonung, die römische Quantität in das Griechische hinübergetragen. Sie legt den Accent nur auf die letzte und vorletzte Silbe, ist also entschieden falsch.

Bursian. Ich bin erfreut, dass Hr. Prof. von Jan meine Ansicht über die Aussprache nach der Quantität theilt. Was das *η* betrifft, so sagte ich nur, es sei ein langer *e*-Laut gewesen. Ich weiss recht wohl, dass man bei genauer Beobachtung auch bei der jetzigen Aussprache in Griechenland eine Verschiedenheit heraushören kann; ich habe aber absichtlich darauf nicht eingehen wollen, um nicht Ihre Ohren durch phonetische Versuche, wie sie auf der Erlanger Philologenversammlung unter fortlaufendem Beifall angestellt wurden, zu belästigen.

Oberlehrer Dr. Baumeister aus Lübeck. Meine Herren. Was Hr. Prof. Bursian über

die Veränderung der griechischen Aussprache vorgetragen hat, könnte manchem als noch unwichtiger erscheinen als die vorige orthographische Frage. Wenn wir aber bedenken, dass erst seit kurzer Zeit durch das Princip der neuen Verslesungen in der Metrik uns Gelegenheit gegeben ist Rhythmus und Harmonie in den Versen wiederzufinden, so trägt dies sicher nicht wenig dazu bei, uns auch die Melodie der griechischen Prosa vorzuführen. Dies ist nicht gering anzuschlagen, hat aber auch grosse Schwierigkeit. Ich muss im allgemeinen anerkennen, dass von Hrn. Prof. Bursian wohl beachtet worden ist, dass wir uns nur die Aussprache einer bestimmten Zeit aneignen können. Denn so viel steht unwiderruflich fest, dass Demosthenes nicht gesprochen hat wie etwa Pindar oder gar Homer. Wir werden also, wenn wir für die Schüler eine Aussprache für das classische Griechisch einzuführen haben, uns gewis auf das beschränken, was Hr. Prof. Bursian als ziemlich sicher für die Zeit des Thukydides und Demosthenes aufgestellt hat. Zu dem einzelnen möchte ich mir noch einige Bemerkungen erlauben. Zuerst über den Spiritus asper: der muss durchaus festgehalten werden, denn die Griechen haben ihn erst in der Zeit nach Christi Geburt nur halb verloren, wie man aus den aspirierten Consonanten sehen kann, welche vor dem Spiritus asper stehen wie früher, obgleich sonst der Hauch verloren gegangen ist, wie in den romanischen Sprachen auch. Ferner in Bezug auf den Accent: natürlich muss nach dem Accent gelesen werden, aber es gibt einige Eigenthümlichkeiten, die auch für die richtige Betonung der Sätze noch Wichtigkeit haben. So legt der Neugrieche fortwährend bei ὁ *μέν* und ὁ *δέ* auf die gegensätzliche Partikel den Ton, nicht auf den Artikel. Für die Schule ist dies, glaube ich, besonders wichtig, weil dadurch den Schülern der Gegensatz so recht zur Anschauung gebracht wird. Dann könnte man in einigen Dingen etwas weiter gehen, um den Tonfall etwas mehr in die Augen springen zu machen. Das sind indessen Sachen, die sich nicht in einer halben Stunde abmachen lassen. Ich bin überzeugt, dass diejenigen, welche bei Hrn. Prof. Bursians Versrecitation sich befremdet fühlten, diese Gefühle bald aufgeben werden. Man kann sich mit seinem Ohr an das absurdeste gewöhnen. Wenn man nach Griechenland kommt, findet man zu Anfang die Aussprache lächerlich, doch gewöhnt man sich in vier Wochen daran, und kommt man nach Deutschland zurück, so entwöhnt man sich auch davon bald wieder. Deshalb bedarf es hier einer längern Uebung, natürlich zunächst von Seiten der Lehrer.

Präsident. Meine Herren. Es ist namentlich auf den allgemeinen Grundsatz zurückzugehen, den Hr. Prof. Bursian aufgestellt hat. Die Aussprache, die man als die alte geltend machen wollte, erscheint gerade als die neuere. Ich möchte noch auf einen äussern Umstand aufmerksam machen, dass alle diejenigen, die einen längeren Aufenthalt in dem jetzigen Griechenland genommen haben, die das griechische Leben und die griechische Sprache dort kennen gelernt haben, die eifrigsten und entschiedensten Verfechter der Ansichten sind, die Hr. Prof. Bursian uns eben vorgetragen hat. Ich erinnere hier an den seligen Thiersch und an Ross, die diese Aussprache überall, auch in ihren Vorlesungen festgehalten haben; man gewöhnt sich ganz leicht an die Klänge, aber wir sind eben zu sehr im Besitz anderer.

Bursian. Ich möchte noch ein Wort hinzufügen. Meine Absicht ist nicht auf Details einzugehen; eine Debatte über das einzelne ist mir zwar sehr angenehm, die Hauptsache ist aber, dass wir uns über den Grundsatz verständigen, und es ist nothwendig, dass er allgemein werde. Aber ich gestehe ganz offen, dass die Modification der Aussprache Schwierigkeiten hat, dass auch ich Anfangs in meinen Vorlesungen vollständig die neugriechische Aussprache beibehalten und sie nur aufgegeben habe, da für die Zuhörer während der Collegienzeit die

Aneignung dieser Aussprache unmöglich war. Was die von Hrn. Dr. Baumeister gemachten Bemerkungen betrifft, so habe ich nicht behaupten wollen, dass der Hauch verschwunden sei; er wird zwar nicht gesprochen, aber in seinen Wirkungen ist er noch vorhanden; wie Ross es ausgedrückt hat, er quiesciert nur zu Anfang der Worte. Ich habe ja auch gesagt, wir müssen ihn aussprechen, wenn vielleicht auch nicht so stark, wie es gewöhnlich geschieht. Es ist mir eine Anfrage hingelegt worden, ob denn kein Unterschied zwischen *η* und *ε* sei. Allerdings ist ein Unterschied zwischen einem langen und kurzen *e*. Das geschlossene *e* wird als ein langes erscheinen, das man dem Bereich des *η* überlassen muss, während das *ε* mehr ein offenes sein dürfte.

Professor Dr. Vischer aus Basel. Ich habe leider den grössten Theil des Vortrages nicht gehört. Indessen möchte ich eine Frage mir erlauben. Es scheint mir, es kommt zweierlei in Betracht. Zuerst die Frage, was an sich die richtige Aussprache ist, und dann, ob man diese Aussprache wirklich einführen soll. Ich stimme mit Hrn. Prof. Bursian darin ganz überein, dass ich glaube, wir würden viel besser thun die Aussprache der jetzigen Griechen anzunehmen, als die die wir haben beizubehalten. Aber von diesem Wunsche bis zur Einführung sehe ich einen so ungeheuer schwierigen Weg, dass es fast unmöglich sein wird. Alle die Feinheiten der griechischen Aussprache, die Hr. Prof. Bursian viel besser kennt als ich, würden wir viel weniger leicht nachmachen können, als die Aussprache neuer uns bekannterer Sprachen. Und im allgemeinen dürfen wir ohne Scheu sagen, dass das Französische, wie es in Deutschland gelehrt wird, in der Regel nicht eben ein sehr französisches ist. Diese Frage scheint mir deswegen sehr bedeutend, weil am Ende wir denn doch nicht die Grenze zu finden wissen. Ganz sollen wir die neugriechische Aussprache nicht annehmen, und da ist die Frage, was für einen Mittelweg sollen wir einschlagen? Ich glaube keinen Mittelweg; entweder wir nehmen das neue ganz, oder wir bleiben bei dem alten mit dem Bewusstsein, dass es falsch ist. Die Aussprache hat sich in den vielen Jahrhunderten allerdings allmählich verändert. Ich weiss nicht, ob Sie in Beziehung auf *αι* und *ε* ein Beispiel angeführt haben. Auf den Tribut-Inschriften finden wir die Stadt Potidäa éinmal nach unserer Aussprache geschrieben ΠΟΤΕΙΔΑΙΑ, wie sie in den Texten geschrieben ist, daneben ΠΟΤΕΙΔΕΑ; also ganz entschieden wurde damals nicht etwa nur in anderen Ländern, sondern in Attika selbst *ε* und *αι* verwechselt. — Sollen wir nun aber auch für die ältesten Zeiten, für Homer und Pindar die jetzt gebräuchliche Aussprache annehmen oder sollen wir vermitteln? Das neue einzuführen ist fast zu schwer. — Für die lange Dauer der historischen griechischen Aussprache kann ich noch ein kurzes Argument anführen, das ich dem Professor Manusis verdanke. Ich sprach mit ihm über den Gegenstand, und er sagte mir: weiter als bis auf Christi Zeit kann ich den Beweis nicht führen, aber dass bis auf diese Zeit die jetzige Aussprache zurückreicht, dafür ist ein vollkräftiger Beweis, dass die Kirche dieselbe Aussprache hat: in der Kirche verändert sich nichts.

Bursian. Meine ganze Absicht gieng darauf hinaus, dass wir nicht an dem als falsch anerkannten mit Bewusstsein festhalten, sondern dass wir auch hier versuchen sollen das richtige anzunehmen. Es ist vorhin vielfach behauptet worden, man müsse eine Consequenz haben, man müsse entweder consequent neugriechisch oder, wenn man das nicht wolle, consequent erasmisch sprechen, was eben mundgerecht sei. Da ist es ebenso consequent, wenn die Engländer und Franzosen das Griechische nach ihrer Aussprache aussprechen. Wenn man behauptet, dass wir nur zwischen diesen beiden Wegen zu wählen hätten, nicht vermitteln

dürften, so könnte man in diesem Sinne, scheint mir, auch sagen: weil wir die alte lateinische Orthographie doch nicht vollkommen herstellen können, so müssen wir das Lateinische eben so schreiben, wie wir gewöhnt sind es zu schreiben. Dass es schwierig ist die rationelle Aussprache, in Schulen namentlich, einzuführen, das verkenne ich nicht. Aber diese Schwierigkeit findet bei jeder Neuerung statt. Es kommt nur darauf an, dass man sich über den Grundsatz einige, dass man es als Aufgabe betrachte, nicht bloss die Gesetze der Conjugation und Declination, des innern Sprachlebens, sondern auch die des äussern Sprachlebens zu ermitteln. Und wie mir scheint, haben wir gerade durch den glücklichen Zufall, dass das Griechische eine noch fortlebende, nur abgeschliffene Sprache ist, einen vortrefflichen Anhalt, und ich sehe keine andere Methode der Behandlung der Frage, als dass man von dem gegebenen, vorhandenen auf das früher dagewesene zurückgeht; das ist der echte und wahre Conservativismus. Ich bin wenigstens in dieser Beziehung höchst conservativ; denn ich will festgehalten haben, was sich nicht als falsch erweisen lässt. Es ist möglich, dass ich in einzelnen Dingen mich geirrt habe; aber dann wird es die Aufgabe aller Mitforscher sein, mich zu berichtigen.

Professor Dr. Düntzer aus Köln. Es ist unzweifelhaft, dass die Griechen neben dem Accent auch die Quantität berücksichtigt haben, und dass dies möglich ist, wird keiner von Ihnen in Abrede stellen. Ferner kann ich nicht befürworten, dass man das *αι* immer *ä* aussprechen soll. Ich glaube nicht, dass wir in der neugriechischen Aussprache einen Beweisgrund finden können dafür, dass auch die alten Griechen so gesprochen hätten: denn nach den Untersuchungen von Henrichsen ist es ganz unzweifelhaft, dass in Bezug auf Vocale und Diphthonge die neugriechische Aussprache sich von der der alten Griechen sehr unterscheidet.

von Jan. Ich wollte mir die Bemerkung erlauben, dass ich die Berücksichtigung der Quantität neben dem Accent als selbstverständlich vorausgesetzt habe. Die Aussprache nach dem Accent wird zur Carricatur, wenn nicht neben dem Accent auch die Quantität festgehalten wird.

Bialloblotzky. Was die Schwierigkeit der Einführung anbetrifft, so ist diese thatsächlich auf mehreren deutschen Gymnasien seit etwa 15 Jahren schon überwunden, z. B. auf dem Gymnasium zu Triest.

Vischer. Ich möchte mich gegen ein Misverständnis verwahren. Was ich nicht wollte, ist eine Vermischung. Ich kenne auch Leute, die in Griechenland waren, die sprechen das *ϑ* wie das *th* im Englischen; damit hat es aber ein Ende. Sie aspirieren aber das *ϑ* nicht; sie sagen auch *echo* und nicht *e-cho*. Sobald wir eins thun, müssen wir alles thun. Das ist es, was ich vorhin als eine grosse Schwierigkeit bezeichnet habe. Man spricht *αι* als *ä*, daneben *οι* als *oi*, das geht nebeneinander nicht; da gerathen wir in eine Confusion.

Bursian. Ich wollte allerdings das, was Sie eine Vermischung nennen. Das was sich bei der modernen Aussprache als unrichtig erweist, wollte ich fallen lassen, und nur das festhalten, was sich nicht als falsch erweisen lässt. Ich wollte aber auch, dass wir das *οι* als *ö* aussprechen. Was die Consonanten betrifft, so muss ich wiederholen, ich halte es für unumgänglich nothwendig, durchgängig die neugriechische Aussprache derselben zu bewahren. Ich habe nicht vergessen zu erwähnen, dass die Aussprache der Vocale gewechselt hat; indessen bin ich allerdings dafür, dass man die Aussprache des *αι* nach der Analogie des Neugriechischen festhalte.

Kiesel. Ich weiss nicht, ob es noch Zeit ist zum zweiten Theil der Frage überzugehen. Ich würde bedauern, wenn wir heute gar nichts über diesen zweiten Theil bemerkten: die Frage der Ausführung. Es ist anerkannt worden, dass es für den Augenblick unmöglich sein dürfte, die Grundsätze, welche nach der gehörten Auseinandersetzung Ihnen einleuchten werden, auch in den Schulen einzuführen; allein auf der andern Seite ist es, wie mir scheint, nicht bloss eine sehr wichtige, sondern eine sehr dringliche Angelegenheit, dass in dieser Beziehung etwas geschieht: denn es besteht eine sehr grosse Verschiedenheit in den Schulen, und doch wird mir wohl niemand widersprechen, wenn ich sage, dass man dem Bedürfnis sich in eine Sprache einzuleben in keiner hemmenderen Weise in den Weg treten kann, als wenn ein fremder Klang bei den Versuchen sie zu sprechen zur Geltung gebracht wird. Ich möchte mir daher die Frage, resp. Bitte erlauben, ob nicht der geehrte Hr. Proponent zugleich seinen Belehrungen einen Vorschlag hinzufügen wollte, wie ein Mittelweg für eine einstweilige Benützung seiner Grundsätze in den Schulen gefunden werden kann. Ich muss mich nämlich für einen Mittelweg erklären, weil mir die beiden Extreme, die sonst übrig bleiben, entweder nichts zu thun oder alles zu thun, unthunlich erscheinen.

Bursian. Meine Herren. Es ist mir natürlich sehr angenehm, wenn das von mir vorgeschlagene zur Ausführung kommen soll; einen bestimmten Weg kann ich nur dahin angeben, dass die Lehrer, die die Anfangsgründe des Griechischen lehren, in der Weise, wie ich es angedeutet habe, sich das wissenschaftlich festgestellte aneignen und den Schülern mittheilen, so dass bei der Lectüre die Aussprache in dieser Weise gehandhabt wird. Das geht dann weiter. Wenn die Universitätslehrer die künftigen Gymnasiallehrer, während sie auf den Universitäten studieren, an eine solche Aussprache gewöhnen und dazu bilden, dann kommen beide Enden zusammen, und es wird eine Ausführung möglich.

Brüggemann. Es ist vielfach von der Schwierigkeit die Rede gewesen, die vorgetragenen Grundsätze auszuführen. Eine Gleichförmigkeit in dieser Beziehung für alle Schulanstalten eines Landes zu erreichen, das halte ich für nicht sehr schwer und unmöglich. Die Schwierigkeit besteht viel mehr für uns, die wir umlernen sollen, als für diejenigen Schüler, die in Quarta eintreten. Diese haben noch kein griechisches Wort gelernt, es macht ihnen ebensoviel Schwierigkeit, nach den Grundsätzen der einen wie der andern Aussprache sich zu gewöhnen. Die Schüler bringen also gar keine Schwierigkeit hinein. Der Mittelweg scheint mir in folgendem zu liegen. Jede Schule möge sich vereinigen, das Griechische nach bestimmten Grundsätzen in der Aussprache den Schülern beizubringen, die Lehrer müssen sich die Schwierigkeit des Umlernens gefallen lassen; ist dies festgestellt, dann folgen die Schüler ohne alle Schwierigkeit von selbst von Quarta bis Prima. Nun sind die Vorschläge des Hrn. Prof. Bursian so mild und mässig gewesen, dass ich es für nicht schwer halte, dass sich ein Lehrercollegium diese Vorschläge aneigne und sich entschliesse sie von Quarta an auszuführen und auch in seiner nächsten Umgebung durch sein Beispiel fördernd zu wirken. Haben die Schüler bis zur Prima an eine Aussprache sich gewöhnt, so wird die etwaige Verschiedenheit in der Aussprache der Lehrer auf der Universität sie nicht mehr davon abbringen.

Präsident. Ich nehme als das Resultat der eingehenden Besprechung so viel mit, dass in diesem Kreise doch keiner sich zum Verfechter der Erasmischen Aussprache aufgeworfen hat, und ich begrüsse dies als ein glänzendes Resultat. Aber auch eine vollständige Annahme der neugriechischen Aussprache verwerfen wir. Die hier aufgestellten Forderungen sind so bescheiden, dass ich wirklich schon wegen ihrer Bescheidenheit wünsche, dass man etwas

näher auf die Sache eingehe; dazu ist die praktische Ausführung wirklich nicht schwer, wenn nur nicht eben die Faulheit, die vis inertiae der Grund der Abneigung wäre sich an das zu gewöhnen, was man als das richtige anerkannt hat. Eine Abstimmung werden Sie nicht für nöthig halten. Ich glaube aber in Ihrem Sinne zu handeln, wenn ich nach den bescheidenen Forderungen des hierin nicht radicalen, sondern sehr conservativen Hrn. Prof. Bursian demselben den herzlichsten Dank für das was er uns geboten hat ausspreche.

Damit, meine Herren, schliesse ich unsere Berathungen mit freudiger Anerkennung der regen Theilnahme, mit der man aus Ihrer Mitte unseren Besprechungen entgegengekommen ist. Gerade dies Aufeinanderplatzen der Geister, was bisher oft gar sehr gefehlt hat, was aber doch sein muss, das ist es, was unseren Versammlungen den rechten Nutzen gibt. Wir Schulmänner, die wir immerwährend gewöhnt sind keinen Widerspruch zu erfahren, wir müssen uns auch gewöhnen recht tüchtigen Widerspruch uns gefallen zu lassen. Durch den Widerspruch kommt man am besten zur Wahrheit. Nehmen wir die gewonnenen Resultate und Anregungen dankbar mit in die Heimat.

Schluss.

Berichtigung.

S. 27 Z. 10 v. o. lies 'am 22. Juli' statt 'am 6. Juni'.



aſten und
eben von
Auflage.

27 Ngr.
ange und
. 24 Ngr.
. 24 Ngr.

8. 1862.

um ex re-

tabdruck
n. 8 Ngr.
n. 6 Ngr.
d. gr. 8.
u. 376 S.]

is disser-

essor und
1. Heft.

[332 S.]

it philolo-
]
n Jahn.
ietsch,
[31. u.
. 9 Thlr.
lung der
-3. Heft.

recensuit,
gr.
Abdruck
24 Ngr.
Erstes u.

. Acce-

atik als
ermehrte

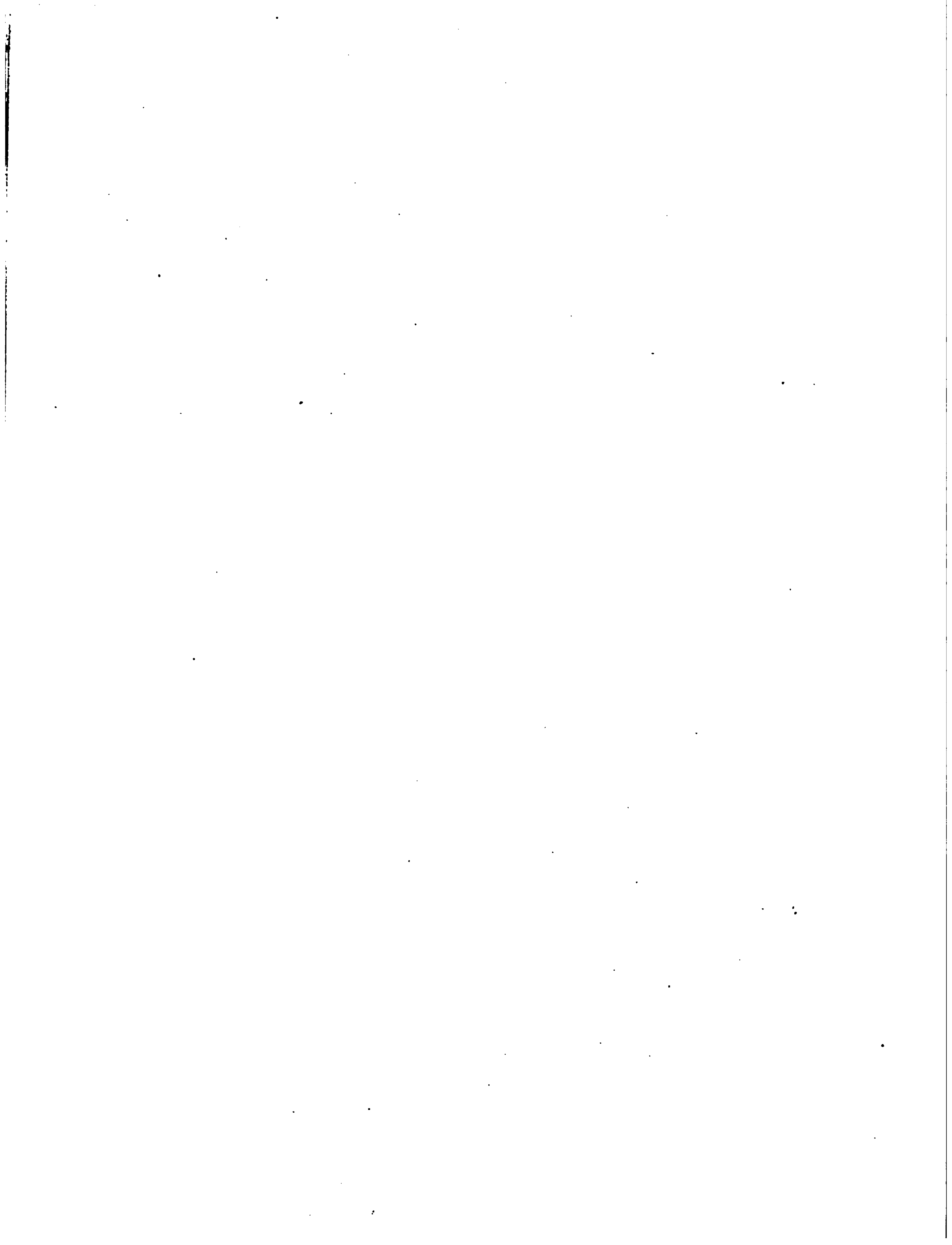
Anmer-
. Vierte

earbeitet

.] gr. 8.

t aus dem
), ſachlich
12 Ngr.
n mytho-
nasium zu
. 1 Thlr.

au 1862.



Dommerich, Dr. F. A., Gymnasiallehrer zu Hanau, **Lehrbuch der vergleichenden Erdkunde** für Gymnasien und andere höhere Unterrichtsanstalten in drei Lehrstufen. Nach des Verfassers Tode herausgegeben von Dr. Th. Flathe, Oberlehrer am K. Gymnasium zu Plauen. Erste Lehrstufe. Zweite verbesserte Auflage. [IV u. 167 S. mit eingedr. Holzschnitten.] gr. 8. 1862. geh. 15 Ngr.

—— —— Zweite Lehrstufe. [VI u. 314 S. mit eingedr. Holzschnitten.] gr. 8. 1863. geh. 27 Ngr.

Friedländer, Ludwig, Mittheilungen aus Lobecks Briefwechsel. Nebst einem litterarischen Anhange und einer zur Feier seines Gedächtnisses gehaltenen Rede. [VIII u. 224 S.] 8. 1862. geh. n. 24 Ngr.

Gai institutionum iuris civilis commentarii quattuor. Recensuit E. Huschke. [241 S.] 8. 1862. geh. 24 Ngr.
Separatabdruck aus: Iurisprudentiae anteiustinianae quae supersunt.
Zur Bibliotheca scriptorum Graecorum et Romanorum Teubneriana.

Grammatici Latini ex recensione Henrici Keilii. Vol. IV. Fasc. I. [S. 1—352.] gr. Lex.-8. 1862. geh. n. 3 Thlr. 20 Ngr.
Inhalt: **Probi** catholica instituta artium de nomine excerpta de ultimis syllabis liber ad Caelestinum ex recensione Henrici Keilii. — **Notarum Laterculi** edente Th. Mommsen.
Voll. I—III. (à 2 Fasc.) 1855—1860, n. 19 Thlr.

Halm, Dr. **Carl**, Beiträge zur Berichtigung und Ergänzung der **Ciceronischen Fragmente**. Separatabdruck aus den Sitzungsberichten der K. Akademie zu München. [IV u. 44 S.] gr. 8. 1862. geh. n. 8 Ngr.

Hanovii, Friderici, in Theophrasti characteras symbolae criticae alterae. [16 S.] 4. 1861. geh. n. 6 Ngr.

Herodotos. Für den Schulgebrauch erklärt von Dr. K. Abicht. Erster und zweiter Band. gr. 8. 1861 u. 1862. geh. 1 Thlr. 18 Ngr.
Einzeln: I. Band: Buch I. u. II. nebst einer Einleitung und Uebersicht über den Dialect. [VIII u. 376 S.] 1861. 27 Ngr. — II. Band: Buch III. u. IV. [IV u. 325 S.] 1862. 21 Ngr.
Zur Sammlung von Schulausgaben mit deutschen Anmerkungen.

Herzog, Ernestus, de quibusdam praetorum Galliae Narbonensis municipalium inscriptionibus dissertatio historica. [39 S.] gr. 8. 1862. geh. n. 10 Ngr.

Homer's Odyssee. Für den Schulgebrauch erklärt von Dr. Karl Friedrich Ameis, Professor und Prorector am Gymnasium zu Mühlhausen in Thüringen. I. Band. (à 2 Hefte) und II. Band 1. Heft. Zweite vielfach berichtigte Auflage. gr. 8. 1861 u. 1862. geh. 1 Thlr. 12 Ngr.
Zur Sammlung von Schulausgaben mit deutschen Anmerkungen.

Horazens Satiren und Episteln. Deutsch von Ludwig Döderlein. Zweite verbesserte Auflage. [332 S.] 16. 1862. geh. 22½ Ngr., eleg. gebunden mit Goldschnitt n. 1 Thlr.
Elegante Miniaturausgabe der Uebersetzung, welche früher zusammen mit dem lateinischen Text und mit philologischen Erläuterungen erschien. [Episteln, 1856—1858. 2⅓ Thlr. — Satiren, 1860. 2⅓ Thlr.]

Jahrbücher, neue, für Philologie und Pädagogik. Begründet von M. Johann Christian Jahn. Gegenwärtig herausgegeben unter der verantwortlichen Redaction von Rudolph Dietsch, Director in Plauen, und Alfred Fleckeisen, Professor in Dresden. 83—86. Band. [31. u. 32. Jahrgang, 1861 u. 1862. à 2 Bände.] gr. 8. geh. à Jahrgang von 12 Monatsheften n. 9 Thlr.

—— **für classische Philologie.** Herausgegeben von Alfred Fleckeisen. (I. Abtheilung der Jahn'schen Jahrbücher für Philologie und Pädagogik.) Vierter Supplementband 1—3. Heft. [Seite 1—502.] gr. 8. 1861. 1862. geh. n. 2 Thlr. 14 Ngr.

Iurisprudentiae anteiustinianae quae supersunt. In usum maxime academicum composuit, recensuit, adnotavit Ph. Eduardus Huschke. [XVI u. 748 S.] 8. 1861. geh. 1 Thlr. 24 Ngr.

Keller, Dr. **Otto**, Untersuchungen **über die Geschichte der griechischen Fabel.** Besonderer Abdruck a. d. vierten Supplementbande d. Jahrbücher f. class. Phil. [110 S.] gr. 8. 1862. geh. n. 24 Ngr.

Lucian, ausgewählte Schriften. Für den Schulgebrauch erklärt von Dr. Karl Jacobitz. Erstes u. zweites Bändchen. gr. 8. 1861. 1863. geh. 17½ Ngr.
Zur Sammlung von Schulausgaben mit deutschen Anmerkungen.

Muelleri, Luciani, de re metrica poetarum Latinorum praeter Plautum et Terentium libri septem. Accedunt eiusdem auctoris opuscula. [491 S.] gr. 8. 1861. geh. n. 2 Thlr. 20 Ngr.

Nägelsbach, Carl Wilh. Ed., Dr. phil., Lic. theol. und Pfarrer zu Bayreuth, **hebräische Grammatik** als Leitfaden für den Gymnasial- und akademischen Unterricht. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. [XVI u. 266 S.] gr. 8. 1862. geh. 22½ Ngr.

Nepos, Cornelius. Für Schüler, mit erläuternden und eine richtige Uebersetzung fördernden Anmerkungen versehen von Dr. Johannes Siebelis, Professor am Gymnasium in Hildburghausen. Vierte verbesserte Auflage. [XII u. 195 S.] gr. 8. 1862. geh. 12 Ngr.
Zur Sammlung von Schulausgaben mit deutschen Anmerkungen.

—— Zum Uebersetzen aus dem Lateinischen ins Griechische für obere Gymnasialklassen bearbeitet von Dr. Richard Volkmann. [X u. 126 S.] gr. 8. 1862. geh. 15 Ngr.

Nitzsch, G. W., Beiträge zur **Geschichte der epischen Poesie der Griechen.** [VIII u. 472 S.] gr. 8. 1862. geh. n. 3 Thlr.

Ostermann, Dr. **Christian**, ordentl. Hauptlehrer an dem Gymnasium zu Fulda, **Uebungsbuch zum Uebersetzen** aus dem Lateinischen ins Deutsche und aus dem Deutschen ins Lateinische, im Anschluß an ein grammatisch, sachlich und etymologisch geordnetes Vocabularium bearbeitet. Vierte Abtheilung. gr. 8. 1861. geh. 12 Ngr.

Ovidii Nasonis, P., metamorphoses. Auswahl für Schulen. Mit erläuternden Anmerkungen und einem mythologisch-geographischen Register versehen von Dr. Johannes Siebelis, Professor am Gymnasium zu Hildburghausen. Dritte verbesserte Auflage. Zwei Hefte. [XXVIII u. 440 S.] gr. 8. 1862. 1 Thlr.
Zur Sammlung von Schulausgaben mit deutschen Anmerkungen.

Piderit, Dr. **K. W.**, zur Kritik und Exegese von **Ciceros Brutus**, P. II. [20 S.] 4. Hanau 1862. geh. n. 8 Ngr.

Ross, Ludwig, Archäologische Aufsätze. Zweite Sammlung. Zur alten Geschichte. — Zur Geschichte der alten Cultur, Religion und Kunst. — Griechische Baudenkmäler. — Zur Chorographie und Topographie von Griechenland. — Zur griechischen Epigraphik. Mit zwanzig Tafeln (in 4. u. Folio). [Herausgegeben von Karl Keil. VIII u. 690 S.] gr. 8. 1861. geh. n. 6 Thlr. 20 Ngr.

I. Sammlung. 1855. n. 4 Thlr.

Rossbach, A., u. R. Westphal, Metrik der griechischen Dramatiker und Lyriker nebst den begleitenden musischen Künsten. II. Theil, erste Abtheilung: Harmonik und Melopöie der Griechen von R. Westphal. [LVI u. 372 S. mit 6 Tab. in 4.] gr. 8. 1863. geh. 2 Thlr.

I. Theil. **Griechische Rhythmik.** Von A. Rossbach. 1854. 1 Thlr. 7½ Ngr. — III. Theil. **Griechische Metrik.** Von A. Rossbach u. R. Westphal. 1856. 2 Thlr. 15 Ngr. — Supplement: **Die Fragmente und Lehrsätze der griechischen Rhythmiker.** Von R. Westphal. 1861. 1 Thlr. 15 Ngr.

Schaarschmidt, Dr. C., Professor der Philosophie zu Bonn, **Johannes Saresberiensis,** nach Leben und Studien, Schriften und Philosophie. [VIII u. 359 S.] gr. 8. 1862. geh. n. 2 Thlr. 20 Ngr.

Schick, Dr. August Herrmann, Stiftsprediger zu Bayreuth, **hebräisches Uebungsbuch** mit einem Vocabularium zum Gebrauch auf Gymnasien und zum Selbstunterricht. Eine Zugabe zu Dr. Nägelsbachs hebräischer Grammatik. I. Theil. Die Formenlehre. In zwei Hälften. gr. 8. 1861 u. 1862. geh. 22½ Ngr.

Einzeln: I. Hälfte [XIV u. 54 S.] 1861. 7½ Ngr. — II. Hälfte [XIV u. 140 S.] 1862. 15 Ngr.

Sharpe's, Samuel, Geschichte Egyptens von der ältesten Zeit bis zur Eroberung durch die Araber 640 (641) n. Chr. Nach der dritten verbesserten Originalauflage deutsch bearbeitet von Dr. H. Jolowicz. Revidiert und berichtigt von Alfred von Gutschmid. Zweite Ausgabe. Zwei Bände. [I. Band: XVI u. 276 S. mit 1 (lith.) Karte und 3 (lith.) Plänen. II. Band: XIII u. 342 S.] gr. 8. 1862. geh. 2 Thlr.

Sophokles. Für den Schulgebrauch erklärt von Gustav Wolff. II. Theil. Elektra. [VIII u. 142 S.] gr. 8. 1863. geh. 10 Ngr.

I. Theil: **Ajax.** 1858. 10 Ngr.

Zur Sammlung von Schulausgaben mit deutschen Anmerkungen.

Stoll, H. W., Professor am Gymnasium zu Weilburg, **die Götter und Heroen des classischen Alterthums.** Populäre Mythologie der Griechen und Römer. Zweite Auflage. Zwei Bände. Mit 42 Abbildungen. [I. Band: XII u. 348 S. II. Band: IV u. 295 S.] 8. 1861. geh. 1 Thlr. 15 Ngr., elegant in Leinwand gebunden 2 Thlr.

Einzeln, nur geheftet, à Band 22½ Ngr.:

I. Band. **Die Götter.** Mit 22 Abbildungen. — II. Band. **Die Heroen.** Mit 20 Abbildungen.

—— **die Sagen des classischen Alterthums.** Erzählungen aus der alten Welt. Zwei Bände. Mit 90 Abbildungen in Holzschnitt. [I. Bd.: XIV u. 422 S. mit 41 Abbild. — II. Bd.: X u. 471 S. mit 49 Abbild.] 8. 1861. geh. 2 Thlr. 12 Ngr., elegant gebunden in Leinwand 3 Thlr.

Einzeln werden die Bände nicht abgegeben.

Theophrasti Eresii opera quae supersunt omnia. Ex recognitione Friderici Wimmer. Tomus tertius fragmenta continens. Accessit Prisciani Lydi metaphrasis in Theophrasti libros de sensu et de phantasia. [XXIII u. 330 S.] 8. 1862. geh. 24 Ngr. Velinp. 1 Thlr. 6 Ngr.

Tom. I. **Historia plantarum.** 1854. 18 Ngr. — Tom. II. **De causis plantarum** libri VI. 1854. 18 Ngr.

Zur Bibliotheca scriptorum Graecorum et Romanorum Teubneriana.

Thukydides. Für den Schulgebrauch erklärt von Dr. Gottfried Boehme, Prorector am Gymnasium zu Dortmund. Erster Band, in 2 Heften. Zweite Auflage. gr. 8. 1862. geh. 24 Ngr.

Einzeln à 12 Ngr.

Zur Sammlung von Schulausgaben mit deutschen Anmerkungen.

Ulpiani, Domitii, quae vulgo vocantur **fragmenta** sive ex Ulpiani libro singulari regularum excerpta. Ex 'Iurisprudentiae anteiustinianae reliquiis' separatim edidit E. Huschke. [IV u. 62 S.] 8. 1861. geh. 7½ Ngr.

Zur Bibliotheca scriptorum Graecorum et Romanorum Teubneriana.

Vergili Maronis, P., opera recensuit Otto Ribbeck. Vol. III. Aeneidos libri VII—XII. [[illegible] S.] gr. 8. 1862. geh. n. 2 Thlr. 20 Ngr.

Vol. I. **Bucolica et Georgica.** 1859. n. 1 Thlr. 18 Ngr. — Vol. II. **Aeneidos** libri I—VI. 1860. n. 2 Thlr. 20 Ngr.

Verhandlungen der neunzehnten Versammlung deutscher Philologen, Schulmänner und Orientalisten in Braunschweig vom 26. bis 29. September 1860. Mit 2 lithographierten Abbildungen. [IV u. 112 S.] gr. 4. 1861. geh. n. 1 Thlr. 10 Ngr.

Wieseler, Friedrich, der Apollon Stroganoff und der Apollon vom Belvedere. Eine archäologische Abhandlung. Nebst einer Kupfertafel. [124 S.] gr. 8. 1861. geh. n. 24 Ngr.

Xenophons Anabasis. Für den Schulgebrauch erklärt von Ferdinand Vollbrecht, Rector zu Otterndorf. Zwei Bändchen. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. gr. 8. 1861 u. 1862. geh. 27 Ngr.

Zur Sammlung von Schulausgaben mit deutschen Anmerkungen.

—— —— Für den Schulgebrauch erklärt von Dr. Raphael Kühner. Mit einer lith. u. col. Karte. [VIII u. 335 S.] gr. 8. geh. 15 Ngr.

Zur Sammlung von Schulausgaben mit deutschen Anmerkungen.

—— **Memorabilien.** Für den Schulgebrauch erklärt von Dr. Raphael Kühner. [IV u. [illegible] S.] gr. 8. geh. 12 Ngr.

Zur Sammlung von Schulausgaben mit deutschen Anmerkungen.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

